

# Völkerkunde

Friedrich Ratzel

# Völkerkunde.

Zweiter Band.

Holzfreies Papier.

# Völkerkunde.

Von

Dr. Friedrich Ratzel.

Zweiter Band.

## Die Naturvölker Ozeaniens, Amerikas und Asiens.

Mit 391 Abbildungen im Text, 11 Aquarelltafeln und 2 Karten
von Rudolf Cronau, Theodor Grätz, Ernst Heyn, Wilhelm Heuer, Georg Klepzig, Gustav Mützel,
Richard Püttner, Prof. C. Schmidt, Cajetan Schweitzer, Adalbert Swoboda, Olof Winkler u. a.

Leipzig.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1886.

# Inhalts-Verzeichnis.

## Die Naturvölker des Stillen und des Indischen Ozeanes.

### I. Australier.



### II. Polynesier, Mikronesier, Melanesier.



### III. Malayen.



### IV. Madagassen.



## Die Naturvölker Amerikas.



## Die Naturvölker der Polarländer.

# Illustrationen-Verzeichnis.

## Aquarelltafeln und Karten.



## Illustrationen im Text.

# Die Naturvölker des Stillen und des Indischen Ozeanes.

# I. Australier.

## 1. Australiens Lage und Naturbeschaffenheit.

„Die Lage Australiens läßt keinen Zweifel daran bestehen, daß, wo Australien überhaupt eine Beziehung erkennen läßt, dieselbe nur nach Asien hindeuten kann."

Inhalt: Die End- und Randlage ist kulturlich ungünstig. — Verhältnismäßig reiche Gliederung. — Bodenformen. — Arme und unregelmäßige Bewässerung. — Seen, Quellen, Salzreichtum. — Trockenheit des Klimas. — Pflanzenwelt. — Haine und Steppen. — Charakterpflanzen. — Nutzpflanzen. — Geringer Nutzen der australischen Tierwelt.

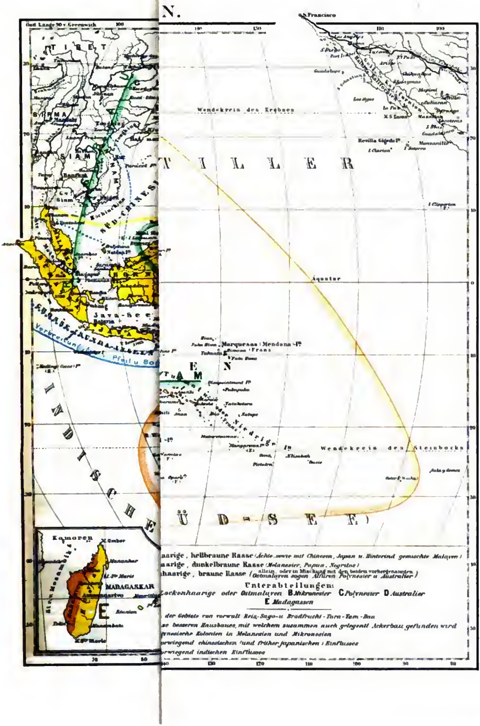
Schätzt man Australiens Lage nach ihrer Wirkung auf den Menschen und seine Kultur, so ist sie in erster Linie als End- oder Randlage aufzufassen. Australien nimmt den südöstlichen Rand der großen altweltlichen Landvereinigung ein, welche Europa, Afrika und Asien umfaßt, und schaut daher südwärts in unbewohnte und unbewohnbare Regionen, ostwärts in den Stillen Ozean, der von zwar zahlreichen, aber in ihrer Gesamtheit doch nur eine kleine Landfläche zusammensetzenden Inseln durchschwärmt ist. Diese Lage erinnert, wie so manches in den natürlichen Gegebenheiten Australiens und nicht zuletzt seine Bevölkerung, an afrikanische Verhältnisse, besonders an südafrikanische; denn auch dieser Erdteil starrt südwärts ins Leere und hat im Westen einen zwar nicht ebenso breiten, aber dafür inselärmern Ozean vor sich. Diese ins Leere schauenden Seiten der Erdteile sind für ihre der Seefahrt wenig kundigen Bewohner, soweit wir wissen, geschichtlich tot, ganz unwirksam gewesen, bis vor wenigen Jahrhunderten die ozeanische Schiffahrt Handel und Kolonisation von fernen Küsten herführte. Sie werden aber immer auf den Fernverkehr hingewiesen sein und des regern, innigern Wechselverkehres der einander näher wohnenden Völker entbehren. Australien, der insularste aller Erdteile, hat mehr als alle andern von dieser mindestens nicht kulturfördernden Gabe leerer Küsten empfangen, und es ist wohl, bei der geringen Entwickelung der Schiffahrt auch bei den Nachbarvölkern, nur sein nördlichster und nordwestlichster Teil als eine Region lebhaftern Völkerverkehres und Völkertausches zu betrachten. Diese freie Lage nach andern Seiten hin läßt keinen Zweifel daran bestehen, daß, wo Australien überhaupt eine Beziehung zu andern Erdteilen erkennen läßt, dieselbe nur nach Asien hin deuten kann; und in der That zeigen die wenigen Fälle, wo wir derartige Beziehungen verfolgen können, wie z. B. in der Einwanderung gewisser Pflanzen oder Tiere, alle auf Asien. Dies berechtigt uns, Australien trotz seiner freien Lage noch in manchen Beziehungen als Teil der Alten Welt in Anspruch zu nehmen. Es ist dies eine Betrachtungsweise, die besonders in ethnographischer Beziehung nur nützlich sein kann. Für die menschliche Bevölkerung ist mit hoher Wahrscheinlichkeit und für die

Beziehungen zu unsrer heutigen Kultur mit Sicherheit Australien als der südöstlichste Teil der Alten Welt und speziell als ein Anhängsel Asiens zu betrachten. Australien stellt sich in ersterer Beziehung zur Alten Welt ganz wie Melanesien oder Polynesien.

Fassen wir die Entfernungen Australiens von den benachbarten Teilen der Erde ins Auge, so ist es 250 Meilen von Neuseeland, etwas weiter von den Fidschi-Inseln, 180 Meilen von Borneo, 400 Meilen von der Südspitze Asiens entfernt. Man reist von Sydney 6 Tage nach Neuseeland, 7½ Tage nach Fidschi, von Singapur 10 Tage nach Port Darwin, von Point de Galle 14 Tage nach König Georgs-Sund. Von den Sunda-Inseln ist die nächste, Timor, 75 Meilen entfernt. Von den Erdteilen ist Asien am nächsten, Europa am fernsten. Ein erster Blick auf diese Lagen- und Entfernungsverhältnisse scheint uns also zu sagen, daß Australiens menschliche Bewohner ohne Schiffahrt auf ihren Erdteil beschränkt waren, während sie vermittelst der primitivern Schiffahrt keinen andern Erdteil als Asien und zwar zunächst die östlichen Teile des Malayischen Archipels erreichen konnten. Ihre Kultur wird also in erster Linie den Charakter der Isolierung tragen, und wo sie Verbindungen mit der nichtaustralischen Welt aufweist, wird man den Blick nach Asien zu richten haben. (S. die beigeheftete „Völkerkarte von Ozeanien und Australasien".)

Wie weit ersetzt vielleicht innere Mannigfaltigkeit der Lage diese Ungunst der Beziehungen zu den andern Erdteilen? Australiens Gliederung ist im Vergleiche zu seiner geringen räumlichen Ausdehnung beträchtlicher als diejenige der andern südhemisphärischen Erdteile. Fassen wir zunächst die große Gliederung ins Auge, so sind allein die beiden Inseln Tasmania und Neuguinea, jene mit 1233, diese mit 14,673 QMeilen, zusammengenommen größer als alle Inseln, welche Afrika umgeben, geschweige denn die von Südamerika. Außerdem besitzt die Küste noch eine reiche Anzahl von Inseln, deren Größe zum Teile beträchtlich ist, wie die Känguruh-Insel vor dem St. Vincentgolf, die Fourneaux-Gruppe, die Inseln der Moretonbai, die zahllosen Eilande im Großen Barriereriff der Nordostküste und diejenigen der Torresstraße, die Inseln des Carpentariagolfes (Groote Eylandt, Morningtoninsel und andre), Melville-Insel, die Eilande des Timormeeres und endlich Dirk Hartog-Insel am vorspringendsten Punkte der Westküste. Die peninsulare Gliederung ist gleichfalls nicht unbeträchtlich. Am ausgeprägtesten ist sie an der Nordseite durch die weit vorspringende Yorkhalbinsel und die Halbinsel Nordaustralien mit dem Anhängsel der Koburghalbinsel. Die Nordwestküste ist in verschiedene Halbinseln geteilt, von denen Dampierland die größte. Der Küstenumfang Australiens mit Tasmania, aber ohne Neuguinea wird gewöhnlich zu 1940 geogr. Meilen angegeben, wonach etwa 71 QMeilen auf eine Meile Küstenlinie kommen würden. Das wäre eine um die Hälfte geringere Küstenentwickelung, als Deutschland sie besitzt. Lassen wir auch das gewöhnlich nicht zu Australien gezählte Neuguinea weg, so bleibt dieser Erdteil immer weitaus gliederreicher als Amerika und Afrika; wir haben deshalb die Ursachen seiner kulturlichen Rückständigkeit nächst der Ungunst der Lage noch in andern Einflüssen zu suchen. Übrigens sei bei der Abschätzung des Verkehres, der von den Küsten Australiens aus möglich war, nicht übersehen, daß dieselben in großer Ausdehnung zu den wüstesten, kaum bewohnbaren Teilen des Landes gehören. Wer z. B. Eyres Reise längs der Küste von Südaustralien bis zur Südwestspitze des Erdteiles verfolgt, wird einem solchen unbewohnbaren Ufer, einerlei, wie es auch sonst beschaffen sei, keine Bedeutung für die Entwickelung des Fernverkehres und damit der weiter reichenden Kulturbeziehungen zugestehen.

Australiens Bodenformen zeigen auf den ersten Blick Armut und Einförmigkeit. Dieser Erdteil hat kein eigentliches Hochgebirge, und was man in ihm Gebirge nennen kann, ist von beschränkter Verbreitung. Fehlt ihm auch nicht der Wechsel von Ebene, Hügelland und Hochebene, so bewegen sich doch diese Abstufungen in engen Grenzen. Man


N.
S. Francisco
T I B E T
B I R M A
S I A M
Bangkok
Wendekreis des Krebses
Revilla Gigedo I.
T I L L E R
Äquator
Java-See
Batavia
Marquesas (Mendana I.)
Niedrige I.
Wendekreis des Steinbocks
I N D I S C H E
Ü D - S E E
Komoren
MADAGASKAR
Réunion
Unterabteilungen:
E Madagassen

wird kaum einige orographisch scharf umschriebene und gesonderte Landschaften ausscheiden können. Das Land steigt von Westen nach Osten und von Süden nach Norden. An der Ostküste hin zieht ein Gebirge, die einzige ausgeprägte Wasserscheide von der Süd- zur Nordspitze, von Kap Wilson bis Kap York. Ähnlich finden auch die höchsten Erhebungen Westaustraliens sich nach der Küste hingeschoben, sind aber viel geringer als im Osten. Dagegen ist nach Süden und Norden zu das Land so offen, daß das früher beliebte Phantom eines inneraustralischen Meeres bald verschwinden mußte. Ein großer Teil des Nordens und Nordwestens ist eine sanft vom Meere aus ansteigende schiefe Ebene, welche in 50—60 geogr. Meilen nach dem Innern zu ihre größte Höhe von 500 bis 600 m erreicht. Flüsse mit sehr gleichmäßigem Gefälle rinnen diesen First hinab und treten nach den heftigen tropischen Regen weit aus ihren Ufern, weil die Neigung des Landes eine so gleichmäßig langsame ist. Auch im Norden steigt zur Wasserscheide das Land sehr allmählich, doch nicht weit nach innen, so daß ein in endlosen Windungen mit sehr geringem Gefälle sich hinziehender Zufluß der südlichen Seen, der Barku, im stande ist, ein volles Drittel des Innern mit seinen zweifelhaften Zuflüssen zu durchziehen. Die **Seenregion** aber, der dieser seine Wasser zuleitet, ragt schon nicht mehr viel über den Meeresspiegel hervor. Vom Spencergolf setzen sich nämlich nach Norden und Nordwesten niedrige, nur wenig über den Meeresspiegel erhabene Senken nach dem Innern zu fort, wo sie durch niedrige Erhebungen voneinander getrennt sind. In einem von diesen Tieflandstrichen liegt der Torrenssee, in der nächsten die Kette des Duttonsees, in der dritten der Gairdnersee mit seinen Nebenseen und Lagunen. Das Vorkommen von Dünen zwischen den Seen und an ihren Ufern und von steinigen, meeresstrandartigen Flächen sowie die Salzhaltigkeit des Bodens sind allgemeine Eigenschaften dieser Region.

Grundzug der **Bewässerung** Australiens ist **Unvollständigkeit** und **Einseitigkeit**. Jene beruht auf der allgemeinen Wasserarmut des Kontinentes, diese auf der Lage desselben zum Südostpassate und auf der einseitig nur im Südosten reicher entwickelten Gebirgsgliederung. Daher gibt es nur ein einziges Flußsystem von beträchtlicher Größe, das des **Murray**, dessen Quellgebiet den ganzen Westabhang des Ostgebirges von Neusüdwales bis Queensland umfaßt und aus einem südlichen Systeme, dem eigentlichen Murray, besteht, der noch den Lachlan und Morrumbidschi aufnimmt, und einem nördlichen, dem Darling, dessen Quellen unter dem 25.° südlicher Breite liegen, der also der längere Arm, gleichzeitig aber auch der weniger wasserreiche ist, so daß er schiffbar in beträchtlichem Maße nur nach größern Fluten wird, wo dann die Schiffe bis zum Zusammenflusse des Namoi und Baran (bei Walgett) gelangen können. Der Norden und Nordosten, wo der Regenreichtum fortschreitend größer wird, hat zahlreiche Wasserläufe von beträchtlicher Breite, unter denen Flinders und Victoria hervorragen, aber keinen wahren Strom. Eine Anzahl von Flüssen erweist sich hier als schiffbar auf ein paar Dutzend Meilen ins Inland hinein, aber keiner erschließt in Wahrheit das Innere. Noch weniger günstige Bewässerungsverhältnisse weist der Westen des Erdteiles auf, wo wir zwar zahlreiche Wasserläufe auf den Karten, nicht aber in der Wirklichkeit finden. Und dasselbe ist in erhöhtem Maße von den Flüssen des Innern zu sagen. Es gibt hier nur einen kleinen Teil des Jahres gefüllte Regenbetten. Diese Ungleichmäßigkeit der Versorgung des Landes und seiner Bevölkerung mit dem für das Leben nächst der Luft wichtigsten Elemente ist eine große Thatsache nicht bloß der Klimatologie, sondern auch der Völkerkunde von Australien. Wir werden sehen, wie eng das Leben der eingebornen Völker an diese vergänglichen Wasserfäden und Quellpunkte geknüpft ist, welche deutlicher als jede andre Naturerscheinung sich im Leben des Volkes abspiegeln. Welche Abhängigkeit bedingt sich dadurch allein, und wie unsicher wird das ganze Leben! Die hoffnungsvollsten Wassermassen versickern ungemein rasch. **Stuart**

glaubte in dem 150 m breiten und 5 m tiefen Newcastle Water der Sturtebene die Quelle eines Nebenflusses des Victoria River und damit einen Weg zum Meere entdeckt zu haben, aber der Abfluß zerfiel schon 3 geogr. Meilen vom Ostende des Beckens in eine Kette von Teichen, und 4 geogr. Meilen weiter verlor er sich ganz. Und auf der andern Seite höre man, was Major Warburton von den Ebenen am untern Barku sagt: „Wer sie durchreiten will, prüfe sorgsam den Himmel. Hier von einem heftigen Regenschauer überrascht zu werden, wäre aller menschlichen Berechnung nach sicherer Tod. Schon bei ganz trocknem Boden hat das Reiten dort seine Schwierigkeiten und Bedrängnisse, so zerrissen und mürbe ist er; aber wenn er naß ist, muß es für Mann oder Pferd fast unmöglich sein, sich auf demselben fortzubewegen." Die Veränderlichkeit der Wasserführung ist selbst in den größern Strombetten außerordentlich groß und macht die Bewohnbarkeit großer Gebiete, wenn nicht dauernde Vorkehrungen für Zurückhaltung des Wasserüberflusses der feuchten Jahreszeit in künstlichen Seen getroffen werden, zu einer höchst unsichern Sache. Den Ashburtonfluß fand F. Gregory in der trocknen Zeit als ein 70 m breites Bett mit Wasserlachen, aber man sah Spuren, daß zur Zeit der Sommerregen das Wasser 300—600 m breit und 12—18 m tief ist. Der Wechsel zwischen Wasserbedeckung und Trockenlegung bedingt allein schon Öde und Wüstenhaftigkeit weiter Strecken, und dies ist von um so größerm Einflusse, als selbst die Seen diesem Wechsel unterworfen sind. Warburton sagt vom Bette des Lake Eyre bei der Einmündung des Barku: „Das trockne Bett des Lake Eyre lag vor uns, schrecklich in seiner totenähnlichen Stille und der weiten Ausdehnung seiner ununterbrochenen Öde. Den Fuß auf den Boden des Lake Eyre zu setzen, würde dem Ausscheiden aus der Gemeinschaft der lebenden Wesen gleichen. Ich wußte kaum, ob ich Land, Wasser oder Himmel vor mir hatte."

Alte Seebecken gehören zu den häufigern Erscheinungen. Anfang der fünfziger Jahre bestand Lake George in Neusüdwales, der heute 24 engl. Meilen lang und 7 breit ist, noch nicht. Im Jahre 1852 gab es nur einen Sumpf, wo später 8 m tiefes Wasser stand. In Terrassen der Umgebung gibt es Belege, daß der See auch früher bestand; doch muß dies vor mehr als einem Jahrhundert gewesen sein, da den Saum des Sees Waldbäume bilden, die noch älter sind und jetzt tief unter Wasser stehen. Man darf aus dieser Thatsache nicht schließen, daß das Klima sich dauernd verbessert habe, denn das Gegenteil ist häufig genug. So überschritt Stuart nördlich vom Watson Creek in ca. 18° südlicher Breite eine grasbedeckte Ebene voll tiefer Spalten und Löcher, die durch das dichte Gras um so gefährlicher waren. Die reichliche Alluvialerde und die Anhäufungen von Süßwassermuscheln ließen keinen Zweifel, daß man es hier mit einem ausgetrockneten See zu thun habe. Er mußte unterirdisch abgeronnen sein, denn die ganze Gegend war wasserlos. Gewöhnlich bleibt aber in einiger Tiefe Wasser zurück, und immerhin gehören die Seeregionen zu den bewohnbarern, zukunftsvollern Teilen Australiens; denn wenn auch sie selbst salzig sind, so treten doch in ihrer Umgebung oft zahlreiche süße Quellen auf, deren Zufluß nach diesen tiefst gelegenen Punkten rinnt. Neben den großen Seen gibt es tausend kleinere, die, indem die Kultur sich ihrer bemächtigt, von großer Wichtigkeit werden können. Die Erhaltung der Seen, ja selbst die Schaffung neuer ist eine der vornehmsten Aufgaben der Kultivierung Australiens geworden. In feuchten Jahresreihen bilden sich ganze neue Seen, und die Kultur hat diese Erscheinung zur Schaffung künstlicher Seen benutzt, von welchen man in Südaustralien schon eine Reihe besitzt, die, einmal gefüllt, einen Wasservorrat für Jahre halten.

Die Durchsalzung des Bodens trägt in diesen wie allen dürren Gegenden wesentlich zur Wüstenhaftigkeit bei. Sie ist nicht überall allgemein und nicht immer dauernd, aber sie wiegt weitaus vor. Auch in dieser Beziehung sind die Jahreszeiten von einigem Einflusse. H. Babbage behauptete nach seiner Expedition von 1858 zu Gairdner und Torrens Lake,

daß die Seen jener Gegend in den ausnahmsweisen Fällen, wo eine gehörige Menge Regen gefallen ist, um dem Wasser einige Tiefe zu geben, süß seien, daß sie aber „unter gewöhnlichen Umständen und von Natur“ salzig seien. Die Flußbecken sind je weiter unten, desto salzreicher. Im untern Barkugebiete ist der Boden so durchsalzen, daß Warburton sagen kann: „Der Fluß bietet sowohl salziges als süßes Wasser, doch überwiegt ersteres bei weitem das letztere“. Je weiter man abwärts kommt, sowohl am Fluß als an den Bächen, desto salziger wird das Wasser. Aber in einigen Fuß Tiefe findet man in der Regel selbst neben den brackigen Lachen süßes Wasser. Trocknes Salz liegt massenhaft in dem trocknen Bette, z. B. bei Manuwalkanino am Torrenssee. Ganz süßes Wasser ist unter solchen Verhältnissen eine Seltenheit. „Gutes Wasser!“ sagt einer der Hermannsburger Missionare vom untern Barku, „das ist im australischen Sinne aufzufassen, denn was man in der Heimat schlechtes Wasser nennt, gilt hier für gutes, und was dort ungenießbar heißt, ist hier schlechtes.“ Der Salzreichtum erzeugt durch das Einschränken der Vegetation mitten im Innern Landschaften, welche an öde Küsten erinnern. Salzseen mit Inseln, die aus Hügeln von Dünensand bestehen, traf z. B. Giles auf seinem ersten Wege durch Westaustralien.

Wenn mit der Größe der Kontinente innigst ihre innere Mannigfaltigkeit zusammenhängt, welche vor allem auf dem Grunde klimatischer Unterschiede in einer Reihe der verschiedensten Zonen sich entwickelt, so ist der räumlich kleinste, Australien, zugleich auch, wenn wir Tasmania und Neuguinea beiseite lassen, der klimatisch einförmigste. Australiens Klima ist überall vorwaltend durch Trockenheit ausgezeichnet. Unglücklicherweise ist es also in der ungünstigsten Richtung einförmig, indem das Land der Passatregion zu einem so großen Teile angehört, daß die von andern Zonen feucht angehauchten Nord- und Südostteile nicht hindern können, daß der dürre Grundzug des Passatklimas über den ganzen Erdteil hin sich geltend macht und jene begünstigtern Abschnitte einschränkt oder, mit seiner Trocknis sie berührend, ihre Vorzüge mindert. Das Klima Australiens wird aber so ungewöhnlich ungünstig nicht bloß dadurch, daß der Erdteil zwischen 10 und 40° südlicher Breite, also zu einem sehr großen Teile in der Passatregion, liegt, sondern auch, weil er gerade in dieser seine größte Breitenerstreckung findet. Aber auch durch die in engen Grenzen sich bewegende Oberflächengliederung, welche es nicht zur Bildung großer, wolkennährender Gebirge bringt, ist diese kleinste Landmasse die klimatisch mindest begünstigte. Wenn Afrika auf die Striche nördlich vom Grünen Vorgebirge und dem Kap Guardafui beschränkt wäre, würden wir auf der nördlichen Halbkugel das Gegenstück von Australien nach Lage, teilweise selbst nach Gestalt und vor allem nach den klimatischen Verhältnissen haben. Von Süden nach Norden finden wir hier die gleiche Reihenfolge der Klimate wie dort von Norden nach Süden. An der Südküste Australiens herrscht ein mittelmeerisches Klima mit scharf geschiedenen Trocken- und Regenzeiten, zwischen 30 und 18° südlicher Breite liegt ein Wüsten- und Steppengürtel, welcher der Sahara entspricht, wenn auch eine Monsunzunge in günstigen Jahren ihn bis über die Grenze Südaustraliens durchsetzt, so daß er nicht ganz so wüstenhaft ist wie jene, und im Norden haben wir die beim Zenithstande der Sonne eintretenden Sommerregenzeiten. Während letztere in Neuguinea sich über den größten Teil des Jahres, entsprechend der Nähe des Äquators, ausdehnt, finden wir in Tasmania Regen zu allen Jahreszeiten, wie in Mitteleuropa. Längs des Überlandtelegraphen ist die geringste Regenmenge von 130 mm beim 27.—28.° südlicher Breite zu finden; unterm 30.° südlicher Breite mißt man schon 370, unterm 20.° 410 mm. Port Darwin hat 1389, Adelaide 536 mm Regenmenge. Ein großer Teil der Yorkhalbinsel leidet an abnormen Trockenzeiten durch Einfluß der von Süden wehenden Steppenwinde. Immer bleibt indessen ein erhebliches Stück genügend und teilweise sogar reichlich befruchteten Landes im Norden und Süden übrig, und das Beiwort „wüstenhaft“ sagt für

Australien nicht bloß aus diesem Grunde, sondern auch darum zu viel, weil vorwaltend die Wirkung der Dürre bei der Steppenbildung stehen bleibt und verhältnismäßig wenig sahara-ähnliche Wüstengebilde als Extrem der Steppe auftreten. Jedenfalls ist das ein eigenartiges Stück Wüste, das den Charakter der Dürre nicht bloß der Ungenügendheit, sondern zum größern Teile der Ungleichmäßigkeit der Niederschläge verdankt. Die austrocknende Passatströmung tritt aber bei weitem nicht so stark, so beherrschend auf wie etwa in Nordafrika, denn nicht bloß erzeugt die Erhitzung des Bodens nördlich vom Wendekreise jenen regenbringenden Nordwestmonsun zwischen 10 und 20° südlicher Breite, der in manchen Jahren Sommerregen bis nach Südaustralien führt, sondern es durchbrechen, ähnlich wie in Südafrika, auch hier nicht selten plötzliche Regengüsse die Herrschaft des austrocknenden Passates, der freilich selbst in der Sahara völlige Regenlosigkeit keineswegs zu erzeugen vermag. Dieser Passat schafft auch einen starken klimatischen Gegensatz zwischen dem Osten und Westen des Erdteiles, und die Bodengestalt des letztern kommt ihm darin entgegen, denn der gebirgigere Osten streift ab, was jener an Feuchtigkeit abzugeben vermag, und die flachere Westhälfte empfängt nur einen ärmlichen Rest derselben.

In der Richtung dieser immer trockner werdenden Passatwinde, also von Südost nach Nordwest, liegt in der That die größte Ausdehnung dürren Landes, der Steppen und der Wüsten. Auch da, wo die Summe des zur Erde kommenden Wassers nicht absolut gering ist, ist häufig ihre Verteilung eine ungünstige. Landeinwärts von der wohlangebauten Küste sind die Felder und Viehweiden der blühenden Kolonien von Südaustralien, Victoria und Neusüdwales, von den verderblichsten Dürren heimgesucht worden. Wentworth am Darling, der oft nach starken Regengüssen so anschwillt, daß er seine Ufer übersteigt, hatte einmal 18 Monate hindurch keine nennenswerten Niederschläge. „It never rains, but it pours" (d. h. es regnet nie, sondern es gießt) ist anderseits aus einem englischen Sprichworte eine der zutreffendsten australischen Wetterregeln geworden. In Sydney sind einmal in $2^1/_2$ Stunden 269 mm Regen, d. h. nahezu ein Viertel der gesamten Regenmenge des Jahres, gefallen. Indem die langen Zeiten der Dürre das Land austrocknen, vereiteln sie die anfeuchtenden Wirkungen der Niederschläge. Auch die hain- oder steppenartige Vegetation trägt das Ihre hierzu bei. Einige Tage nach andauerndem heftigen Regen findet man keinen Tropfen mehr am Boden. „Es muß", wie Sturt von der nach ihm benannten Ebene sagt, „eine ungeheure Regenmasse dazu gehören, um diesen Boden zu sättigen, und wenn dies einträte, so würde er feiner Weichheit wegen unpassierbar werden." Dieser Fall tritt aber ein. So wie Regenfluten in Tibesti oder im Damaralande verderblich werden, so verzeichnet auch die Entdeckungsgeschichte Australiens neben vielen Mißerfolgen durch Dürre Katastrophen durch unerwartete Überflutungen, wie sie z. B. Mc. Kinlays Expedition am Ostalligatorflusse in Nordaustralien traf. Wo landeinwärts von der Südküste des Carpentariagolfes trockne Landwinde (Südwest) aus den innern Wüsten wehen, herrscht von April bis November Dürre, während in den andern Monaten die fruchtbaren Gewitterstürme des Nordwestmonsuns große Fluten erzeugen. Die Wirkungen der dergestalt im Norden und Süden des Erdteiles gleich unregelmäßigen Bewässerung zeigen sich vor allem in dem oben berührten Mißverhältnisse zwischen der Größe der Thäler und der Geringfügigkeit ihrer Wasserführung.

Auch die landschaftliche Physiognomie des Erdteiles prägt vor allem Trockenheit aus. Wie überall, bestimmt die Pflanzenwelt in erster Linie ihren Charakter. Die australische Pflanzenwelt ist hauptsächlich durch Dürre, Starrheit, Saftarmut ausgezeichnet und das auch in den begünstigtsten Strichen des Erdteiles, wo hohe Wälder an den Ufern ausdauernder Bäche sich erheben. Mit circa 10,000 Arten (8000 sind bereits beschrieben,

wovon 5800 in der gemäßigten Zone), also mit einem beträchtlich größern Reichtume als Europa, ist die Flora Australiens einförmiger, im Ausdrucke ärmer als irgend eine andre, ausgenommen vielleicht die noch artenreichere Flora des Kaplandes. Grisebach hebt Eukalypten und Proteaceen als die pflanzenphysiognomischen Typen der australischen Flora hervor. Die Charakteristik der erstern lautet: Bäume mit starrem, immergrünem, ungeteiltem Laube; Blatt breit, glanzlos, grün; die der letztern: Sträucher mit starrem, immergrünem (blaugrünem), glanzlosem Laube. Eukalypten herrschen in den Wäldern vor (s. Abbildung, S. 10), Proteaceen sind der repräsentative Bestandteil der australischen Strauchsteppe, des verworrenen, stachligen, oft undurchdringlichen „Skrub", der eine so verhängnisvolle Rolle überall auf den traurigsten Seiten der australischen Entdeckungsberichte spielt, wo von den schweren Hindernissen des Vordringens im steppenhaften Innern Australiens, von der Armut dieses Erdteiles, man möchte fast sagen von seiner Menschenfeindlichkeit die Rede ist. Die Blätter dieser Gewächse zeigen durch ihr blässeres Grün die geringere Lebensthätigkeit der Pflanzen, durch ihre starre Oberhaut die Notwendigkeit des Schutzes gegen Dürre, durch ihren Mangel an periodischer Erneuerung die Einförmigkeit des jährlichen Verlaufes der klimatischen Erscheinungen an. Man hat mit Recht diese Blätter mit den Nadeln unsrer Tannen verglichen, sie als verbreiterte Nadeln, nur ohne das saftige Grün dieser, angesprochen. Dem entspricht auch, daß Teilungen, Gliederungen, selbst tiefere Einschnitte selten an ihnen sind. Die Kasuarine, welche wohl auch das Recht beanspruchen dürfte, als Charakterbaum der australischen Flora zu gelten, wiewohl sie westwärts bis Java über deren Grenze hinausreicht, ist völlig blattlos, ihre Krone aus nackten, schachtelhalmartig gestreiften, hängenden Zweigen erinnert ebenfalls an Nadelhölzer. So geht auch die Proteaceenform durch Verschmälerung der Blätter in wacholder- und heidekrautartige Gestalten über. Aber zur seltsamsten Bildung führt diese einschränkende Tendenz in den sogenannten Grasbäumen (Xanthorrhoea und Kingia), deren niedriger Holzstamm auf seinem Gipfel einen gewaltigen Büschel von groben Grasblättern trägt, bei der Niedrigkeit des manchmal sich gabelig teilenden Stammes, welcher nicht über 6 m hoch wird, wohl aber bis zum Verschwinden sich verkürzen kann, eine plumpe Nachahmung der Pandanen- oder Yukkaform. Man kann sagen, daß Bäume wie diese unmittelbar den Übergang vom Walde zur Wiese machen, denn ihre stammlosen Gattungen, wie Xerotes und Dasypogon, führen, besonders wo sie gesellig auftreten, thatsächlich zu den Gräsern hinüber.

Bei jener Starrheit, trüben Farbe und eigentümlichen Stellung ihrer Blätter sind die australischen Bäume selten im stande, dichte, schattige Wälder zu bilden, auch wo sonst alle Bedingungen eines tüchtigen Waldwuchses beisammen wären. Man findet sie an den nördlichen und nordöstlichen Rändern des Kontinentes, dort in äquatorialer Lage, hier an Gebirgsabhängen, an welchen die Seewinde befeuchtend hinaufwehen, und sie erscheinen natürlich in der reichsten Entwickelung in Tasmania mit seinen häufigen Niederschlägen. Vereinzelt treten schattige Wälder in den Schluchten der Bäche noch an der Südküste auf. Aber für den Rest Australiens ist nicht der Wald, sondern der Hain die Charakterform des geselligen Baumwuchses, ganz wie in klimatisch ähnlich ausgestatteten Gebieten am Mittelmeere oder in Kalifornien. Die Bäume stehen in denselben so weit auseinander, daß ihre Kronen sich nicht berühren, und der Schatten, den sie werfen, ist, auch abgesehen davon, oft ein sehr wenig dichter, da bei vielen hierher gehörigen Gewächsen die Blätter senkrecht statt wagerecht stehen, also keinen Schirm gegen die Sonne bilden. Darum nährt auch ihr Boden kein Dickicht von Unterholz, sondern eine Grasnarbe, welche oft sehr kräftig ist. Es findet dies besonders bei Eukalypten und Akazien statt. So groß das Hindernis war, welches der vielverflochtene Skrub den Entdeckungsreisen der australischen Kolonisten nach neuen Grasflächen für ihre Herden in den Weg stellte, so

leicht überwanden sie anderseits diese Wälder, zwischen deren Stämmen Pferde und Wagen leicht ihren Weg durchfinden. Auch sind diese Stämme schlank, und die Belaubung beginnt erst hoch oben. Die Höhe einiger von ihnen soll mit nahezu 150 m noch erheblich die der kalifornischen Riesenzedern übertreffen.

Da der Schatten so gering ist, ist auch das Aufkommen des Pflanzenwuchses am Boden so unbeschränkt wie möglich, und es erglänzen als Boden dieser Haine die schönsten grünen



Eukalyptuswald (nach dem Reisewerke der „Novara"). Vgl. Text, S. 9.

Wiesen. Das bewaldete **Grasland** ist eine ebenso schöne wie nützliche Eigentümlichkeit Australiens. Es fehlt auch nicht an Wiesen, die ganz frei von Holzgewächsen sind, dieselben haben sogar eine beträchtliche Ausdehnung; die bis jetzt ausgedehnteste und wichtigste der Industrien Australiens, die Viehzucht, stützt sich ausschließlich auf sie. Aber nur im Südosten und Norden sind sie über weite Räume ausgebreitet, dem Westen und dem Innern sind sie über Tausende von Quadratmeilen fremd, wo nicht künstliche Bewässerung sie

aus dem Steppenboden hervorzaubert. Die dort wie in den nordischen Ländern lückenlose Grasnarbe verdünnt sich hier zu vereinzelten Büschen und geht in die Steppe über, welche ihrerseits dann beim Hervortreten unfruchtbarer Gesteine oder durch Salzhaltigkeit des Bodens zur Wüste wird.

Die australische Steppe aber ist in ihrer menschenfeindlichsten Gestalt der Skrub, jene undurchdringliche Strauchsteppe, deren Charakter darin beruht, daß der Erdboden, mit Ausschluß von Kräutern und Gräsern, dicht von den verschlungenen Sträuchern der Eriken- und Proteaceenform bedeckt wird, aus denen hier und da wohl auch Bäume hervorragen. Oft über Manneshöhe hinausgehend, ist die gewöhnliche Höhe dieser viele Quadratmeilen zusammenhängend bedeckenden Gesträuchsteppen immer beträchtlicher als die unsrer Heiden. Man kann sie am besten mit den Artemisia oder Sage Plains des westlichen Nordamerika vergleichen. Gleich ihnen sind sie auch unendlich ausdauernd, trotzdem ihr Grau sie oft kaum noch lebendig erscheinen läßt. „Es kann wenig welken, wo wenig sprießt, und jeder Monat sieht dasselbe wüste Gedränge starrer, saftloser und untereinander größtenteils übereinstimmender Formen." (H. Behr.) Wenn man die Waldsavanne als den Segen des Landes gepriesen hat, läßt sich der Skrub als sein Fluch bezeichnen: eine unbenutzbare und undurchdringliche Einöde von Sträuchern, die selbst das Feuer schwer zu vertilgen im stande ist. Die energischsten Reisenden, wie Leichhardt, Sturt, Stuart, sind Wochen, ja Monate um den Skrub herumgewandert, ohne einen Weg durch denselben, über ihn hinaus finden zu können. „Zäh wie Fischbein" nannte Stuart den Skrub der Ashburtonberge. Was vom tropischen Urwalddickichte in übertreibenden Schilderungen zu viel gesagt worden ist, hier auf diese Schöpfung einer armen, dürren Natur könnte es unverkürzte Anwendung finden. Solch mühselige, alte, zäh gewordene Entwickelung ist ein ernsteres Hindernis des Ein- und Vordringens als die rasch emporgeschossene Üppigkeit der Tropen. Stuart schreibt einmal aus der Gegend des Lawson Creek (17° südlicher Breite): „Der Skrub, der uns zur Umkehr nötigte, war der dichteste, mit dem ich jemals zu kämpfen gehabt habe. Die Pferde waren nicht hindurchzubringen, sie wandten sich nach allen Richtungen, und wir waren in Gefahr, sie zu verlieren, denn schon in der Entfernung von 2 bis 3 m konnten wir sie nicht mehr sehen. Obgleich wir bloß eine kleine Strecke eindrangen, waren unsre Hände, Gesicht, Kleider und Satteltaschen in Stücke zerrissen. Es war Skrub aller Art vereinigt, und er war so dick wie eine Hecke; wären wir noch weiter eingedrungen, so hätten wir alles Gepäck von den Pferden verloren." Eine andre, mit dem sogenannten Spinifex oder Stachelschweingras (Festuca irritans) bewachsene Steppenform bietet das freundlich anheimelnde Bild unabsehbarer reifer Kornfelder, aber in Wirklichkeit gehört das mit ihr bewachsene Land zu den wüstesten und gefährlichsten Regionen. Die Grasstengel sind so trocken und ohne Nahrungsstoff, daß die Pferde sie nicht fressen; außerdem fällt ihre Starrheit und Schärfe dem Gehenden lästig und macht die Beine der Pferde bluten. Wenn man also bei der Abschätzung der Kulturfähigkeit Australiens diesen Erdteil, wie Petermann schon 1859 ganz richtig hervorhob, im ganzen genommen viel eher ein großes Steppenland als eine Wüste nennen könnte, so sind doch diese schwer zugänglichen Steppen wenigstens für lange hinaus (und waren es vor allem für die Eingebornen zu jeder Zeit) ein großes Hindernis der Kultur, welches dazu beiträgt, den wüstenähnlichen Charakter weiter Strecken schärfer hervortreten zu lassen.

Wo nun in Dünenlandschaften, Salzebenen oder Steinflächen diese Steppe zur Wüste verdünnt und verdorrt, ist das Bild der Wüste doch selten ganz so trostlos wie dasjenige der großen altweltlichen Wüsten. Kaum irgendwo ist sie ganz von Pflanzenwuchs entblößt, viele Gewächse Australiens sind wunderbar genügsam in ihrem Bedarfe an Wasser und nährenden Bestandteilen des Bodens; die klein- und hartblätterigen, oft dornigen

Gewächse behaupten sich als Gestrüpp, sogar hier und da als Bäume, in der Wüste, und wo der Boden nichts weiter bietet als Sand, da überzieht ihn immer noch jenes gefürchtete Stachelgras. Als bewachsene Wüste findet die australische ihr Gegenstück in der Kalahari, die aber etwa viermal kleiner ist. Andre Unterschiede bewirkt freilich die Kulturstellung. Die nordafrikanische Sahara ist ungleich kahler, aber in ihr findet man nicht bloß einen Wechsel von Steinplateaus und Sandebenen, von hohen Gebirgen und tiefen Senkungen, von unbewohnbaren Gebieten und Oasengruppen, sondern vor allem ganze Nationen, Völker von verschiedener Rasse und Sprache, Städte, Dörfer, Herden, Straßen, Handel und Verkehr, während die australische Wüste an der langweiligsten Einförmigkeit leidet und nur den einen Vorzug vor der Sahara hat, daß sie eine viel geringere Ausdehnung besitzt. Dieser Gegensatz gleicht sich aber in dem Maße aus, als die Kultur von Süden, Osten und Norden in dies einst für undurchschreitbar gehaltene Innere vordringt, welches vor der Sahara bereits den Telegraphen und bald auch die Eisenbahn voraus hat.


Die körnertragende Marsilia Drummondi. Vgl. Text, S. 13.

In betreff der Nutzpflanzen hat man für Australien viel rascher eine natürliche Armut der Pflanzenwelt an nützlichen und vor allem an zur Nahrung dienlichen Arten annehmen wollen, als man geneigt ist, sie in allen weniger von der Kultur durchpflügten Ländern der Erde vorauszusetzen. Tiefer eindringende Forscher, wie Grey und Eyre, weisen nach, daß der Nahrungsmangel gar nicht so groß sei, und daß die Eingebornen keineswegs so oft an Hunger leiden, wie jene glauben, welche, unglücklicherweise selbst mit dem Hungertode ringend, in der schlimmen Mitte der Trockenzeit oder (im Norden) in großen Überschwemmungs- und Regenzeiten mit ihnen zusammentrafen. Uns sind viele von ihren Nahrungsmitteln unbekannt, zumal es zum Teile Dinge sind, an deren Genuß wir gar nicht glauben würden. Doch haben mehr als einmal die Eingebornen weiße Erforscher ihres Landes vom Tode gerettet, indem sie ihnen Nahrung von Pflanzen sammelten, welche diese nicht gefunden haben würden. Von pflanzlicher Nahrung führt Grey für Südwestaustralien 21 verschiedene Wurzeln (von Dioskoreen, Orchideen, Farnkräutern, einem Rohrgrase Typha und andern), vier Arten von Gummi oder Harz, sieben Pilze, mehrere Früchte, darunter die einer Sagopalme oder Zamia, welche erst durch langes Liegen im Wasser ihren Giftstoff verlieren muß, um genießbar werden zu können, dann die honigreichen Blüten der Banksien auf. Im Westen sind die gerösteten Zwiebeln von Haemodora anthacallus und die Knollen der Orchidee Thelymitra wichtige Nahrungsmittel.

Größer stellt diese Liste sich nur im Norden, wo allein sehr wesentliche Bereicherungen hinzukommen, wie die Sagopalme, die Kohlpalme, die Sprosse der Mangroven, welche, zerstampft und gegoren, mit einer einheimischen Bohne vermischt gegessen werden, jene körnerreichen Marsiliaceen (s. Abbildung, S. 12), die Burke im Torowotosumpfe fand, und von welchen die Eingebornen viel aßen, Nymphäenwurzeln und viele Früchte. Zamiafrüchte und Orchideenknollen wissen die Nordwestaustralier zu entgiften. Man hat wohl gesagt, daß die meisten jener über einen größern Teil von Australien verbreiteten Nutzgewächse sehr geringwertig seien, daß z. B. die sogenannte australische Yamswurzel sehr klein und der Eukalyptusgummi



Der Dingo (Canis Dingo). 1/8 natürl. Größe. Vgl. Text, S. 14.

von sehr geringer Nahrhaftigkeit seien, und man muß das bestätigen, wie man denn auch zugeben muß, daß für ein Steppenland Australien gerade auffallend arm an denjenigen Gewächsen sei, welche andern Steppenländern etwas von ihrer natürlichen Armut nehmen, die nur in Steppen, aber da massenhaft auftreten: die gurken-, kürbis-, melonenartigen sowie die Zwiebelgewächse. Von jenen gibt es einige, die aber nicht alle genießbar sind. Frank Gregory fand in Nordwestaustralien, in der Gegend des Ashburton und De Grey River, neben wilden Feigen und Pflaumen große Melonen und Wassermelonen, einen kleinen Kürbis sowie die australische Adansonia, den Goutystemmed Tree. Von Zwiebelgewächsen aber gibt es sehr wenige, denn die hauptsächlich zwiebeltragenden Liliaceen sind in der australischen Flora ebenso spärlich wie in andern Steppenfloren reich vertreten.

Die Tierwelt Australiens hat aus ihrer Mitte kein einziges Haus- und Nutztier geliefert, und Kenner derselben erklären die australischen Säugetiere, die in erster Linie in

Frage kommen würden, für durchaus zu wild, um an den Menschen gekettet werden zu können. Der Dingo, das einzige der Zähmung zugängliche Säugetier Australiens, ist nach aller Wahrscheinlichkeit im gezähmten Zustande von außen eingeführt worden und dann erst hier verwildert (s. Abbildung, S. 13). Aber bei der im ganzen armen Vegetation ist auch die wild lebende Tierwelt nicht reich vertreten. Selten sind in Australiens Natur Szenen, wie Wrights Expedition sie Anfang Februar an den noch nicht ganz ausgetrockneten Wasserlachen des Runtheruntschybaches fand, die von hohen Eukalypten umsäumt waren: „ganze Scharen von Wasserhühnern, die am Ufer hinliefen; Taubenzüge kamen am Morgen von den benachbarten, mit Callitris Preissii bewachsenen Hügeln zur Tränke herbei, und Papageien belebten die Umgegend durch ihr Geschrei, während zugleich zahlreiche Spuren von Emus sichtbar waren". Nicht ohne Bedeutung ist die durch die Wasserarmut bedingte Seltenheit der Fische und andrer eßbarer Wassertiere. Austern lernten die Südaustralier erst von den Europäern essen. Die Westaustralier essen 4 oder 5 Arten von Schlangen, darunter giftige (Krafft sammelte 17 Schlangenarten, darunter 14 giftige, im Umkreise von 2 deutschen Meilen um Sydney), und 3 Arten von Eidechsen. Sehr beliebt sind Käferlarven, die in der Graspalme leben; auch Vogeleier werden eifrigst gesucht. Reich an größern Säugetieren, insbesondere an Känguruhs, sind nur die weiten Grasebenen des Nordens und Nordostens, wo dieselben, besonders das rote Känguruh (Macropus major), in solcher Menge auftreten, daß die Ansiedler sie als Landplage betrachten und durch große Hetzjagden auszurotten suchen. Aber nur vereinzelt kommen sie in sehr weiten Gebieten des Westens vor, wo ihr Auftreten die Oasen bessern Landes ankündigt, so daß Forrest und Austin wesentlich auf ihr zerstreutes Vorkommen die Ansicht von einem bessern Lande jenseit des Wüstengürtels in Westaustralien gründeten. Im allgemeinen ist indessen Australien, entsprechend seinem allgemeinen Naturcharakter, nicht tierreich. Die Tierarmut des Kontinentes spielt im Gegenteile eine verhängnisvolle Rolle in der Erforschung desselben. Keine von allen den zahlreichen Expeditionen, welche seiner Erforschung sich widmeten, hat sich durch die Jagd das Leben fristen können, wie alle die traurigen Erfahrungen von Leichhardt, Bruce und Genossen lehren. Es kommt hinzu, daß die Jagd sowohl auf die größern Säugetiere als Vögel, also besonders auf Känguruhs und Emus, wegen der Flüchtigkeit dieser Tiere für die mit schlechten Waffen ausgestatteten Australier sehr schwierig sein mußte. Und endlich fällt noch als weiteres ungünstiges Moment in die Wagschale, daß eine unverhältnismäßig große Zahl der Säugetiere ein rein nächtliches Leben führt und dadurch die Nachstellung außerordentlich erschwert.

## 2. Körperbeschaffenheit und geistiges Leben der Australier.

„Vergebens sucht man in den Schilderungen der Australier jene ganz fest greifbaren Merkmale, die uns eine scharf umschriebene Rasse bieten sollte."

Inhalt: Einheitlichkeit der körperlichen Eigenschaften der Australier. — Innere Unterschiede. — Malayenartige und negroide Formen. — Wollhaar und Straffhaar. — Große und kleine Menschen. — Sprachen. — Charakter und Geisteseigenschaften. — Mut. — Schreiben. — Zeichensprache. — Felszeichnungen. — Wirkungen des Nomadismus. — Beispiele seiner Ausdehnung.

Übereinstimmung in der Bildungshöhe, der Lebensweise, den Sitten, ja bis zu einem gewissen Grade sogar in der Sprache, und zwar größere Übereinstimmung, als wir sie sonst irgendwo auf gleich engem Raume finden, ist das hervortretende Merkmal der Bevölkerung dieses Kontinentes. Daher konnte man es hier versuchen, zu einer Zeit, wo man die

meisten Stämme der Eingebornen schon kannte, eine Beschreibung zu geben, welche alle umfassen sollte. Aber die Australier schienen auch körperlich noch manchen modernen Anthropologen so wenig auseinander zu gehen, daß diese allgemeine Beschreibungen lieferten, welche vom Murray bis zur Yorkhalbinsel gültig sein sollten. Man sagt: Es sind Menschen von mittlerm Wuchse, an sich nicht schlecht proportioniert, aber durch die so häufig schlechte Ernährung mager. In ihrer Gesichtsbildung erkennt man eine Mittelstellung zwischen Negern und Malayen, so daß sie von andern geradezu als Mischlingsphysiognomie gekennzeichnet worden ist. An die Malayen erinnern das mehr straffe als wollige Haar, die häufig vorspringenden Backenknochen, die nicht selten hellere braune oder rötliche Hautfarbe, während dem Neger die vorspringenden Augenbrauen, die platte Nase, die wulstige Lippe, die oft erhebliche Prognathie angehören. Ein hervorragendes Merkmal der Rasse



Ein Mädchen aus Queensland (nach Photographie von C. Günther in Berlin).

bildet der tief eingedrückte Nasenansatz, so daß eine von Auge zu Auge gezogene Linie nur einen kleinen Bogen beschreibt. Ein mehr schlanker als untersetzter Bau wird ihnen als allgemeines Merkmal zugeschrieben. Fast im ganzen Kontinente finden sich die zu schlanken Arme, Beine und oft auch Hüften, während der Bauch häufig vortritt, am meisten bei Kindern. Die Muskulatur ist meist nicht sehr stark; doch ist sie geschmeidig und elastisch, und daher kommt die erstaunliche Biegsamkeit der Glieder, so daß sie zum Ausruhen oft die sonderbarsten und für uns beschwerlichsten Posituren annehmen. Häufig haben sie eine fast affenartige Beweglichkeit; Tench sah, wie einer, der seinen Speer ausbesserte, seine Fußsohle dazu als Arbeitstisch benutzte! Überall ferner ist es ihnen ein ganz Leichtes, fliegenden Speeren durch eine fast unmerkliche Wendung auszuweichen. Doch entwickeln sich die Glieder besser bei reichlicher Nahrung, und an gut genährten Individuen finden sich die dünnen Beine nicht. Es ist wohl zu beachten, daß die Wirkungen der schlechten Ernährung in den meisten Schilderungen der Australier zu wenig beachtet werden, wodurch ein „Unkulturmerkmal" zur Rasseneigenschaft wird. In Schürmanns Schilderung des Port Lincoln-Stammes liest man: „Man mag sicher sagen, daß die stärksten und höchsten von ihnen in einem Grenadierregimente nur eine ärmliche Figur machen würden. Wären jedoch nicht die tief liegenden Augen, die dünnen Arme und Beine, die großen, häßlichen Mäuler und platten Nasen, so möchten die Port Lincoln-Eingebornen als eine wohlgebaute,

stämmige Menschenrasse bezeichnet werden. Sicherlich haben sie gute Stirnen, schöne Schultern und besonders eine breite Brust. Die Männer entfalten viel natürliche Grazie, ihr Gang ist frei und aufrecht, ihre Bewegungen sind leicht, ihre Gesten natürlich, und in Beweglichkeit drängen sie den weißen Mann vollständig in den Schatten." Fragt man nicht unwillkürlich, was Ernährung und Körperpflege aus diesen Menschen machen würden? Keine Weißen sicherlich, aber immerhin bessere Exemplare der Spezies **Homo sapiens**.

Vergebens sucht man aber in dieser Schilderung jene ganz fest greifbaren Merkmale, die uns eine scharf umschriebene Rasse bieten sollte. Einige der eben genannten Eigenschaften sind deutlich als auf den Einfluß der Lebensverhältnisse zurückführbar zu erkennen, einige sind von den unbefangensten Beobachtern als Mischlingsmerkmale angesprochen worden, andre sind unvereinbar auseinander gehend, wie z. B. die Angaben über das Haar,



Ein junger Mann aus Queensland (nach Photographie von C. Günther in Berlin).

welches meistens als ziemlich straff, einigemal aber auch als wollig bezeichnet wird. Selbst wo in neuester Zeit die Frage der Einheit der australischen Rasse aufgeworfen worden ist und sehr weit auseinander gehende Beantwortungen erfahren hat, vermochten die Vertreter derselben nichts wesentlich Durchschlagenderes zu ihren gunsten vorzubringen. Staniland Wake, einer der wenigen eindringenden Kenner Australiens und der Australier, welche fest an der Einheitlichkeit der australischen Rasse halten, bezeichnet folgende Eigenschaften als ihre hervortretenden Merkmale: 1) das starke Vorspringen der Augenbrauen, 2) die Schmalheit des Unterkiefers, 3) die seitliche Erweiterung der Nasenlöcher in Verbindung mit der Depression der Nasenwurzel, 4) die große Breite des Mundes, 5) das (gelegentliche) Fehlen von Unterschieden zwischen Eck- und Schneidezähnen, 6) das mit wenigen Ausnahmen straffe, seidenartige Haar, 7) die starke Behaarung des Körpers bei einer Anzahl von Individuen. Aus seinen eignen Darlegungen könnten zu diesen sieben Punkten noch recht wohl zugefügt werden: die ziemlich starke Prognathie, die Dolichokephalie des Schädels, der kleinste bisher bei Menschen nachgewiesene Gehirnraum des Schädels.

Man dürfte am ehesten von sorgfältigen Schädelmessungen eine weitere Aufklärung dieser Frage erwarten. Was besagen aber diese? Wir nannten den australischen Kopf den kleinsten von allen bisher gemessenen. Aber welche Variationen in diesem Rahmen der

geringen Durchschnittsgröße! Stützen wir uns auf die 24 von Davis und die 18 von Topinard gemessenen Schädel, so variiert der horizontale Umfang von 470 bis 553 mm, der Schädelinhalt von 1093 bis 1472 ccm (bei Davis liegt sogar eine Messung von 1710 ccm vor), der aus Vergleich des Längen- und Breitendurchmessers gewonnene Index von 68 bis 80. Von der Prognathie sagt Topinard: „Es gibt australische Schädel, an welchen die zwei Kiefer und die zwei Zahnalveolenbogen eine wahre Schnauze erzeugen, andre, in welchen die Zähne des Unterkiefers nicht schief sind, andre, in denen die des Oberkiefers prognath sind, und endlich einige, welche als orthognath gelten können". Was die vorspringenden Augenbrauen und die damit in Verbindung stehende Depression der Nasenwurzel sowie die zurückfallende Stirn anbelangt, so hat Topinard bei 5 oder 6 unter 18 Schädeln das Gegenteil dieser Merkmale konstatiert. Die von einigen Anatomen als charakteristisch bezeichnete Dachform des Schädels ist ebenfalls nichts weniger als allgemein; sie fehlt in mehr als der Hälfte der Topinardschen Schädelreihe. Der sogenannte Nasalindex, welcher



Belly Bull, Südaustralier, und Emma Dugal, Südaustralierin (nach Photographien im Besitze des Missionars Herrn Reichert in Herrnhut).

aus dem Vergleiche zwischen Länge und Breite des Nasenbeines hervorgeht, schwankt nach Broca zwischen 40 und 48 bei den Weißen, zwischen 50 und 58 bei den Negern, bei den Australiern aber zwischen 42 und 62. Ist es da erstaunlich, wenn Davis von einem Australierschädel seiner Sammlung bemerken konnte: „Dieser Schädel bietet eine fast vollkommen europäische Bildung dar"? Oder wenn Hamy in den Proportionen der sieben oder acht Australierskelette, die man in Europa besitzt, teilweise die Proportionen des Negers, teilweise diejenigen des Europäers konstatierte? Man kann es nur als richtig bezeichnen, wenn etwas weiter als unsre konventionellen Rassenanatomen blickende Forscher angesichts solcher Verschiedenheiten schon früher die Klassifikation der Australierschädel für förderlicher hielten als die Unifikation. So hat Carter Blake schon 1870 vier Gruppen gebildet, und später folgte ihm Topinard mit ebenfalls vier Gruppen, welche aber bezeichnenderweise auf ganz verschiedene Merkmale basiert sind. Wir vermeiden es, ins Einzelne dieser Einteilungen zu gehen, und wollten diese Thatsache nur als weitern Beitrag zur Lösung der Frage der Rasseneinheit der Australier hervorheben.

Daß in betreff der Hautfarbe zwei extreme Typen unterschieden werden können, wurde hervorgehoben. Dem einen gehören die geradezu als gelb bezeichneten, dem andern die sogenannten samtschwarzen an. Was zwischen beiden steht, das mehr oder weniger Dunkelbraune, dürfte am häufigsten sein, hebt aber nicht die Thatsache des Auseinandergehens

zweier Extreme von Hautfärbungen auf. Die 1882 in Deutschland gezeigten Australier gehörten offenbar dieser mittlern und zahlreichsten Gruppe an. Nach den genauesten Untersuchungen war ihre Hautfarbe ein helles Schokoladenbraun, welches auf dem Rücken und in den Handflächen etwas lichter, am Halse dunkler erschien (s. die Tafel „Eine Australierfamilie von Neusüdwales" bei S. 68). Da die Hautfarbe immer in Begleitung andrer bezeichnender Merkmale auftritt, möchten wir gleich hier hinzufügen, daß bei diesen selben Eingebornen von Queensland Füße und Hände klein, sehnig und gut geformt waren. Ebenso waren Hand- und Fußgelenke fein, aber während die Muskulatur von Arm und Oberschenkel kräftig entwickelt erschien, war die Wade verhältnismäßig schwach. Topinard hat zwei Typen von Füßen bei den Australiern unterschieden: einen großen, platten, mit einwärts gewandten großen Zehen, und einen kleinen, schmalen, dem europäischen Frauenfuße sich annähernden. Offenbar gehörten jene Queensländer dem zweiten Typus an, welcher gleichzeitig der mehr straff- als wollhaarige ist.



Ein Mann aus Neusüdwales (nach Photographie im Besitze des Herrn Premierleutnant v. Bülow in Berlin).

Denn auch in den Haaren begegnen uns jene Extreme. Von negerähnlichen Australiern spricht Oldfield an der Murchisonbai. Freycinet und Dampier haben kraushaarige an der Westküste gesehen. Stokes sah kraushaarige bei Port Essington, ebenso Sir Th. Mitchell am Bogan River. Zum Überflusse lehren uns die mikroskopischen Untersuchungen der Kopfhaare australischer Eingebornen, daß es hier in der That Menschen mit vollkommen negerhaftem Wollhaare gibt. Von auffallend starker Behaarung am Rücken und von Bärtigkeit der Weiber spricht Taplin bei Südaustraliern. Nicht negerhaft und noch weniger malayisch ist die starke Behaarung des Körpers, besonders der starke Bart. Der Zuruf an Unbärtige: „Ihr nackten Wangen!" gehört zu den Herausforderungen, die bei der unbärtigen Jugend der kriegerischen Südaustralier sichern Erfolg haben. Die so häufig bartlosen Neger oder Malayen würden das Herabsetzende in diesem Zurufe gar nicht

verstehen. Von den „haarlosen Australiern", welche die Sage zu einem Stamme vergrößerte, hat Miklucho-Maklay nachgewiesen, daß sie vereinzelten pathologischen Fällen angehören.

Die wichtigste Frage ist unter diesen Umständen die nach der geographischen Verbreitung der verschiedenen Typen. Ihre Antwort ist indessen ebensowenig positiv wie jede andre Vermutung in betreff der Zusammengehörigkeit, Verschiedenheit und Abstammung der Australier. Die frühsten Nachrichten lassen uns keineswegs etwa den hellen Typus an der malayischen und den dunkeln an der entgegengesetzten Seite wahrnehmen. Tasman und Dampier sahen an der Nordwestküste 1644 und 1686 dunkle Wollköpfe, und es widerspricht ihrem Befunde nicht, daß Grey und ebenso Usborne unter ihnen einzelne Menschen von heller Kupferfarbe fanden, mit minder großem Kopfe, mit mäßigen Brauen, mit gut proportionierten Gliedern. Die neuesten Durchforscher Nordwestaustraliens fanden die kräftigere Rasse bald im Innern, bald an der Küste, wobei man die zwischen Küste und Binnenland gleichsam herkömmlichen Wanderungen berücksichtigen muß. Cook sah 1770 an der Endeavourbucht (Nordostküste) schokoladebraune, straffhaarige, wohlgebaute Menschen, deren Nase nicht auffallend platt und deren Lippen ebensowenig sehr dick waren. Im Jahre 1782 glaubte Collins wahrzunehmen, daß die hinter den Bergen des Südostens wohnenden Eingebornen dunkler und auch sonst verschieden seien von denen der Küste. Unter den letztern spricht Hunter von Weibern so hell wie Mulattinnen, und auch Freycinet sah hellere, wohlgebildete in derselben Gegend mitten unter den abstoßenden, negroiden Gestalten. Dumont d'Urville ist geneigt, die Eingebornen der Känguruhinsel an der Südküste einer „andern Rasse" zuzuzählen, und hebt gewisse Stämme in der Nachbarschaft des König Georg-Sundes als Völker edlerer Bildung vor andern hervor: so die Stämme der Moretonbai, der Jervisbai, von Marrigong und Port Western; Hombron läßt „verschiedene Arten von Menschen" das australische Festland bewohnen und stellt den edler gebildeten Leuten von Neusüdwales die Nordaustralier mit ausgeprägt negroiden Merkmalen gegenüber; Flinders, der im allgemeinen die Übereinstimmung im Äußern der Eingebornen von Port Jackson, König Georgs-Sund, Kaledon- und Shoal Water-Bai, selbst von Keppelbai und Port Phillip zugibt, findet doch, daß die der drei erstern Lokalitäten im Baue tief unter den andern Eingebornen stehen, und schreibt ihnen „wahrscheinlich asiatischen Ursprung", wie den Palau-Insulanern, zu. Es ist bemerkenswert, daß auch andre Beobachter die Eingebornen von Port Phillip und Keppelbai hoch stellen, wenigstens was ihre körperliche Entwickelung anbelangt. Und was Flinders von den Bewohnern der angegebenen drei Lokalitäten berichtet, wird gleichzeitig von andern bestätigt und auf die Seehunds- und Rafflesbai, Murchison River und Umgebung ausgedehnt. An allen diesen Orten wohnen Menschen von inferiorer Erscheinung.

So hat auch Stokes, der von allen Australienreisenden fast die ausgedehntesten Erfahrungen mit Eingebornen hatte, erhebliche Unterschiede nicht geleugnet. Er faßt sein Urteil in den Satz zusammen: „Die Australier variieren ebenso seltsam wie ihr Boden". Vorsichtig fügt er hinzu, daß hier keine Zufälligkeiten im Spiele seien, aber er überlasse es den Ethnographen, den Grund in Klimaverschiedenheiten oder andern natürlichen oder geschichtlichen Unterschieden zu suchen. Ihn setzte besonders in Port Essington, Adambai und Somerset die weder straffe noch lockige Beschaffenheit det Haare, welche er „crisp" nennt, in Erstaunen. Nicht minder fiel ihm der Unterschied der Küstenstämme von Port Jackson, von den „Hochlandstämmen" Earls, auf, welche er weit über jenen stehend fand. Dagegen sah er bei Encounterbai am untern Murray einen Mann, der an schönem Baue alles früher von ihm Gesehene übertraf und nur mit einem Polynesier vergleichbar war. Mitchell spricht von Australiern (des Innern) mit Judenphysiognomien, mit kleinen, gebogenen Nasen, denen andre mit platten Nasen und hohen Backenknochen gegenüberständen. Im allgemeinen ist die Hautfarbe der Eingebornen, mit denen er zusammentrifft, dunkel, fast schwarz; aber

er findet dazwischen ein Weib, welches so hell ist, daß das Rot auf seinen Wangen durchblickt, und einen Mann, dessen mit schwarzen Streifen bemalte Beine wegen des Abstiches von seiner hellen Hautfarbe ihm das Ansehen eines Bajazzo geben. Gleich ihm findet sich Stuart, wie auch Leichhardt, überrascht durch die kräftige Rasse der Eingebornen; „nicht unter diesen ist es", sagt ersterer bei Bishop's Creek, „daß man die dünnen Glieder und den vorspringenden Bauch suchen muß, mit denen die Karikaturisten den Australier darzustellen lieben". Aber plötzlich trifft er bei Ketchwick Springs, in geringer Entfernung von Bishop's Creek, auf die elendeste Rasse, die er gesehen: Neger, die Männer kaum 5 Fuß hoch, die Weiber abschreckend. Und so sind denn auch die Schilderungen der spätern Beobachter, welche den Australier in der Ruhe, aber auch unter dem Einflusse der Europäer studierten, in hohem Grade abweichend. Wir erinnern hier nur an den Unterschied, den Wilhelmi in seiner Studie über die Port Lincoln-Stämme hinsichtlich der Größe, Proportionen, Physiognomie derselben im Vergleiche zu denjenigen am untern Murray und der Umgegend von Melbourne macht, oder an die höchst bezeichnende Äußerung Earls: „In einem Kreise von 500 Meilen um Port Essington würde man eine ziemlich gleiche Anzahl von Stämmen umschreiben, die vom Dunkelschwarz zum Rotgelb des Polynesiers variieren" (s. die Tafel „Eine Australierfamilie von Neusüdwales" bei S. 68)



Eine Frau aus Neusüdwales (nach Photographie im Besitze des Herrn Premierleutnant v. Bülow in Berlin). Vgl. Text, S. 40 und 86.

Zu den Eingebornen von Australien gehören geographisch auch die zerstreuten und wandernden Bewohner der kleinen Inseln, welche den Kontinent umgeben. Von ihnen sind nur die Prinz von Wales-Inseln in der Torresstraße zu nennen, weil ihre Bevölkerung, die Kowrarega, die äußersten Posten der Neuholländer nach Norden bildet und in unmittelbarer Berührung mit den Papua der Torresstraße steht. Bei der Wanderlust der Papua werden diese Inseln nicht selten von Neuguinea aus besucht, weshalb sie sicherlich

ethnographisch eher dahin als nach Australien zu rechnen sind. So gut wir aber die Tasmanier von jenen absondern, empfiehlt es sich, auch von dieser Seite her das Problem der australischen Völkerverhältnisse nicht noch mehr zu komplizieren.

Angesichts zahlreicher Thatsachen ist sicherlich die Annahme einer beträchtlichen innern Verschiedenheit der australischen Stämme berechtigt. Heißt es aber nicht, von dieser einen Völkergruppe etwas als eigentümlich behaupten, was mehr oder weniger jeder andern zukommt, wenn P. Topinard von negerhaften, polynesischen, einigen malayischen und endlich, als von den zahlreichsten, von Elementen wahrscheinlich asiatischer Abstammung spricht? Das sind so ziemlich dieselben Elemente, die man, in Verbindung mit noch einigen andern, auch in Afrika hat nachweisen wollen. Unzweifelhaft gehen dunklere und hellere, woll- und straffhaarige Elemente durcheinander. Aber wo liegen die Ursprünge beider? Und welches Element ist das frühere? Neuguinea mit seiner großenteils papuanischen Bevölkerung bot sich stets als die nächstliegende, natürlichste Quelle der dunkeln Bevölkerung dar, während die Herleitung der straffhaarigen angesichts der polynesischen Elemente dieser Insel sowie der Nähe der Wohnsitze der Malayen und ihres Verkehres mit Nordwestaustralien gleichfalls keine großen Schwierigkeiten zu machen scheint. Da aber die geschichtlichen Nachrichten über diese als wahrscheinlich anzunehmenden Einwanderungen fehlen, könnte bloß eine scharfe Sonderung beider Stämme nach ihren körperlichen Merkmalen größere Sicherheit bieten, und hier ist nur zu bedauern, daß Topinards Versuche, die klein gewachsenen Australier als stets straffhaarig, die kräftigern, höher gewachsenen als stets wollhaarig zu klassifizieren, kein unzweifelhaftes Ergebnis boten, wie aus dem Vorhergehenden sich zur Genüge ergibt.

Die Einwirkung der Lebensverhältnisse ist gerade hier, in diesem an starken Gegensätzen des Naturcharakters so reichen Lande, am wenigsten zu übersehen. So vieles, was von den körperlichen Merkmalen der Australier gesagt wird, erinnert sehr an die Schilderungen, die man uns von Buschmännern und Feuerländern macht. Schon Cook erstaunte über die Kleinheit der Australier, welche er an der Ostküste traf; ebenso berichtet Sir Thomas Mitchell über auffallend kleine Leute in der Nachbarschaft des Bogan River und des Darling. Stuart sah die kleinsten Leute in Arnhemland. Die elendesten Eingebornen traf Sturt am Hood Creek in Zentralaustralien; er schildert sie als „sehr klein, schlecht aussehend, die elendesten, ausgemergeltsten Wesen, die ich je gesehen". Besser aussehende, aber gleichfalls kleine Leute fand er am Victoriaflusse. Im allgemeinen waren die Eingebornen der Ebenen des Innern, welche er sah, schwächer als die der Gebirge. Um so überraschender ist es dann, daß Grey im Nordwesten starke, schlanke, athletische Menschen fand, deren Größe nach ihm bis 5 Fuß 9 Zoll englisch in einigen Fällen betrug. Von den Eingebornen derselben Teile Nordwestaustraliens sagt F. Gregory, daß sie öfters die mittlere Größe übertrafen und einzelne Individuen 2—3 Zoll über 6 Fuß (englisch) maßen. Schürmann bezeichnet den Einfluß der Wohnstätten als einen direkt wirkenden, indem er sagt: „Wo das Land wüst, sind die Bewohner gering an Zahl und von elendem Äußern; wo das Land gut, sind sie vergleichsweise zahlreich, gut aussehend, thätig". Er findet außerdem, daß in der Regel die kräftigern Individuen auch die hellern in der Farbe seien, und hat dabei speziell die südaustralischen Stämme im Auge. Daß im allgemeinen die Weiber einen weniger guten Eindruck machen als die Männer, schreibt derselbe Gewährsmann nicht bloß ihrem mühseligern und beladenern Dasein, sondern auch ihrer schlechtern Ernährung zu.

Schlechte Ernährung wirkt besonders als ein Hemmungselement der kräftigen Entwickelung. Gleich allen unter ärmlichen Verhältnissen lebenden Völkern niederer Kulturstufe besitzen auch die Australier keine große Körperkraft. Als Springer, Läufer und Fußgänger sind die Europäer tüchtiger; doch sind jene geschickte Speerschleuderer, und in dem Vernichtungskampfe, welchen die Engländer gegen sie führten, haben sie durch äußerst

geschickte Benutzung aller ihrer Kräfte, ja ihrer Farbe, den Vertilgern viele Schwierigkeiten bereitet. Im einzelnen sind je nach den Gegenden die Berichte etwas auseinander gehend, doch vorwiegend ungünstig. So standen selbst im Speerwerfen am Schwanenflusse die Eingebornen einem Engländer nach, und manche junge Ansiedler am Murray übertrafen sie im Jagen, Fischen, Speerwerfen und andern Übungen. Auch ihre Märsche sind selten anstrengend, was indes auch Folge ihrer Faulheit sein kann. Allein die Schärfe ihrer Sinne ist ganz außerordentlich und übertrifft die der Europäer weit. Auch schwimmen und tauchen selbst Weiber und Kinder gut; doch schwimmen einzelne Stämme in Westaustralien, denen auch Kähne und Flöße fehlen, gar nicht.

Als Krankheiten, zu welchen sie besonders disponiert sind, nennt Taplin alle Übel skrofulöser Natur, welche vorzüglich in Lungentuberkulose, Tabes mesenterica und Wasserkopf ihren Höhepunkt erreichen. Drüsengeschwülste am Halse, Leberkrankheiten, Dysenterie sind häufig, epidemische Influenza ist ebenfalls sehr verbreitet; dagegen sind Masern und Scharlach selbst da selten, wo die benachbarten Weißen viel davon leiden. Blattern haben große Verheerungen unter ihnen angerichtet, noch größere die venerischen Krankheiten. Selbst den Missionsversuchen im Innern, am Cooper River zc., stellte sich die fast allgemeine Infektion der Männer als eins der ernstlichsten Hindernisse entgegen. In den Missionen hat ihre Sterblichkeit beträchtlich nachgelassen, ohne daß doch ihr körperliches Leben sich irgend von ähnlicher Vitalität getragen zeigte wie etwa das der Neger. Alte Leute sind keine Seltenheit, und wenn man, wie ganz sicher anzunehmen ist, bei einer Berechnung der mittlern Lebensdauer zu einer sehr niedrigen Zahl kommen würde, so ist hauptsächlich die außerordentliche Kindersterblichkeit daran schuld. Grey sah wenig Alterskrankheiten und fand, daß bei der Achtung und Bequemlichkeit (Greisen sind z. B. Speisen erlaubt, welche die Jugend nicht berühren darf), womit das Alter in Australien fast allgemein umgeben wird, dieses vielleicht die glücklichste Lebenszeit sei.

Die Mischlinge zwischen Weißen und Australiern gleichen einigermaßen den Negermischlingen, den Mulatten. Ihre Zahl ist in Australien beträchtlich, und man hat ausgedehnten Gebrauch von ihrer Körperkraft und Geschicklichkeit besonders in der Hütung der Herden gemacht. Sie sind fruchtbar; indessen liegen genauere Untersuchungen darüber nicht vor.

Fast mit einem gewissen Zagen fragt man bei einem Volke von im ganzen so ungünstigen Lebensverhältnissen nach jenen seelischen und geistigen Eigenschaften, für deren freie Entwickelung die günstigsten äußern Bedingungen gerade gut genug sind. Wir werden hier, um uns nicht durch den Anschein seelischer und geistiger Verkümmerung täuschen zu lassen, viel mehr auf die Anlagen als darauf Gewicht zu legen haben, was thatsächlich zur Entfaltung gelangt ist. Nun ist in die Anlage des Australiers durch seine in den meisten Teilen hochgradig nomadische Lebensweise ein Mangel an Stetigkeit gekommen, welcher seinen übrigen Gaben fast durchaus verhängnisvoll wird. Junge Australier, denen die besten Gelegenheiten geboten worden waren, ein ruhiges und einträgliches Leben zu führen, kehrten nach Jahren erfolgreichen Unterrichtes und anscheinend williger Gewöhnung an sedentäres Leben und regelmäßige Thätigkeit plötzlich in die Wildnis zurück und hatten in Kürze alle Errungenschaften der Kultur in den Wind geschlagen. In Handarbeiten und im Gebrauche von Handwerkszeug standen sie oft nicht hinter Weißen zurück, aber es fehlten ihnen die Konzentration des Willens und der Gedanken auf eine bestimmte Aufgabe.

Man hebt am Australier die Schärfe der Sinne, die Fähigkeit, Stimmen nachzuahmen, das häufige Vorkommen eines richtigen musikalischen Gehöres hervor: alles Fähigkeiten, die in der Wildnis geübt und erworben werden. Der Australier weist eine hohe Entwickelung aller jener Fähigkeiten auf, vermittelst deren man die freiwilligen Gaben der Natur möglichst

ausbeutet. Aber es ist ein wenig fruchtbringendes Kapital, das in allen diesen Fertigkeiten und Geräten angelegt ist, die alle nur dem Augenblicke dienen, aus denen keine bleibende Kulturerwerbung, kein Kulturansatz, nichts herauswächst, was dem Menschen festen Rückhalt an der Natur gewährte. Auch kann man nicht behaupten, so sehr auch der Scharfsinn und die Schärfe der Sinne bei diesem beständigen Lauern, Suchen, Erhaschen geübt werden, daß gerade sie beim Australier eine sehr hohe Entwickelung aufwiesen. Das die Seele niederdrückende Elend hängt als Gegengewicht an dieser Wage, und der Australier steht hinter dem Ideale dieser Seite des Naturmenschen, dem nordamerikanischen Indianer, ohne Frage eine weite Strecke zurück. Auch hier spielt das Klima herein. Der Australier lebt unter dem Drucke eines Klimas, das hinsichtlich derjenigen Eigenschaft, welche für seine Ernährung die wichtigste ist, nämlich der Feuchtigkeit, ungemein unzuverlässig ist und ihn öfters mit Hunger und Durst heimsucht. Die drückende Hitze dieser Steppenlandschaften, zusammen mit dem unvermeidlichen raschen Absprunge zur Kälte der Nächte, trägt das Ihre dazu bei, um die Verdumpfung vollkommen zu machen. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß die Australier des Nordens, wo bessere klimatische Verhältnisse herrschen, geistig gewecker, energischer sind als die des Südens. Jene sind eben stabiler als diese, und damit ist vieles gesagt. Man nehme das alltägliche Leben der letztern, wie etwa Hunter aus dem Südosten es schildert: „Sie ziehen einher, mit beständiger scharfer Aufmerksamkeit auf die Dinge rings um sie; das geringste Anzeichen eines jagdbaren Tieres läßt die Weiber sich sofort auf den Boden werfen, wo sie in lautlosem Schweigen verharren; sonst sammeln sie im Gehen alles Eßbare und Brauchbare, was ihnen unter die Finger kommt". Was bleibt da für die Entwickelung des Geistes übrig? Wenn wir bei der Einzelbetrachtung mehr finden werden, als wir erwarten, werden wir daher den Eindruck von Trümmern gewinnen, die aus einem bessern Zustande herüberragen. Dieser bessere Zustand findet sich teilweise im Lande selbst, nämlich in Nordaustralien, wo Anklänge an melanesische Entwickelungshöhe uns entgegentreten, teils mag er aber auch zeitlich entfernt liegen. „Nichts zeigt dies besser als die Religion, in der alles einzelne wie verhallende Stimmen aus früherer, reicherer Zeit herüberschallt." (Waitz-Gerland.)

Ein langes Leben unter diesen Einflüssen hat wohl auch manches in der natürlichen Begabung einschlafen lassen, was früher vorhanden war. Wo sind bei Stämmen, die immer nur zu ein paar Hundert bei einander leben, die Kräfte, welche anregend auf solche Fähigkeiten wirken könnten? Gelegentlich haben Europäer durch den Kontakt ihrer Persönlichkeiten Eingeborne zu tüchtigen Menschen herangebildet, aber die Geschichte der europäisch-nativaustralischen Beziehungen hat solche Fälle selten sein lassen. Doch scheint in neuerer Zeit sich besonders über den Charakter der Australier ein zunehmend günstiges Urteil zu bilden. Wir erinnern auch an jenen westaustralischen Eingebornen und Reisenden Tommy Windich, welchem besonders die geographische Welt zu besonderm Danke verpflichtet ist. Er begleitete nacheinander die westaustralischen Reisenden Hunt, Alexander Forrest und John Forrest. Mit letzterm durchzog er zweimal den großen unbekannten Westen Australiens von Perth bis Adelaide, und das Gelingen dieser beiden gefährlichen Reisen war hauptsächlich Tommy Windich zu verdanken. John Forrest ruft ihm nach: „Windich war ein intelligenter Eingeborner, er besaß große Kenntnisse des Innern von Australien und war ohne Zweifel der tüchtigste Bushman, den es je in der Kolonie gegeben. Sein Name hatte in jedem Haushalte einen schönen Klang, und ich besonders betraure in ihm einen alten, erprobten Begleiter und Freund." Auch Burke und Major Mitchell machten günstige Erfahrungen mit australischen Führern. Letzterer fand sie rascher und geschickter als manchen weißen Bauern.

Die Missionsschulen haben uns die Australier ziemlich überall als Leute von mäßiger Begabung erkennen lassen. Im Lesen machten sie in der Regel gute Fortschritte, auch das

Schreiben lernten sie rasch. Um so schlechter sah es mit dem Rechnen aus, was sich daraus erklärt, daß den Eingebornen jede höhere Befähigung zur Kalkulation abgeht und ihnen für größere Zahlen der Ausdruck fehlt. Es ist immer eine große Ausnahme, wenn Kinder der Eingebornen auch im Rechnen leidlich fortschreiten. Den Missionaren zufolge besitzen sie eine auffällige mimetische Begabung und haben ein starkes Gedächtnis, aber ohne ein tieferes Verständnis; „es ist eben alles mechanisch bei ihnen". Sie haben sich deswegen ohne allzu große Schwierigkeiten in den einfachern Hantierungen unterrichten lassen, so daß einzelne Missionsstationen sich vollständig durch die Handarbeit ihrer Schutzbefohlenen im Felde und der Werkstatt erhalten konnten. Aber es sind aus den bekehrten Eingebornen Prediger und Lehrer von solchen Gaben und solchem Eifer, wie Afrika sie in größerer Zahl aus seinen Eingebornen dargeboten hat, nur sehr wenige hervorgegangen. Mit dem Maßstabe der Missionshindernisse und -Erfolge gemessen, möchten die Völker Australiens am ehesten den Hottentotten Südafrikas zu vergleichen sein.

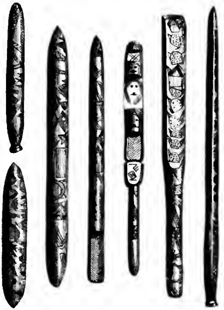
Wenn alles Wissen nach dem apostolischen Worte Stückwerk ist, so ist dasjenige der Australier doppelt zerstückeltes Stückwerk. Sie besitzen manches, aber sie besitzen es als Fragment, welches leicht dem Schicksale verfällt, leblos, zusammenhangslos zu sein und verloren zu werden. Aus der Sprache fällt ganz gelegentlich ein Licht auf die Naturauffassung der Eingebornen, so, wenn die Adelaide-Eingebornen einen generischen Ausdruck gebrauchen für alle stechenden Tiere, Paicha, womit sie Giftschlangen Tunu Paicha, die große schwarze Ameise Kerlto Paicha, Moskitos Kointa Paicha, endlich Paicha muru ein Gift nennen, womit sie die Fische im Wasser vergiften. Oder wenn die Dieyerie außer den Wörtern für Sonne, Mond, Sterne noch besondere Ausdrücke für Abendstern, Milchstraße, einen hellen Stern des Winters am Nordhimmel, zwei Sterne des Winters am Südhimmel, eine einer Adlerklaue zu vergleichende Sterngruppe des Winters im Westen, für Regenbogen, Sternschnuppe, für Sonnenmeridian und Norden, für Süden, Sonnenuntergang und -Aufgang haben. Aber mehr noch: Sie benennen nicht nur verschiedene Sternbilder, den Orion, das Siebengestirn, die Milchstraße, sondern beschäftigen sich auch auffallend viel mit denselben in ihren Mythen, in welchen z. B. die Zwillinge „der schwarze Mann und seine Frau" heißen, ein roter Stern als Vater des Orion gilt und das Sternbild des Orion selber in Südaustralien für eine Schar Jünglinge auf der Känguruhjagd gehalten wird. Nach dem Stande des Mondes wissen sie zu bestimmen, welche Zeit es ist. Auch teilen sie den Himmel in acht Himmelsgegenden ein und nennen die Winde mit den Namen derselben. Ja, auch Spuren einer Jahreseinteilung finden sich im Westen, die zwar keine einzelnen Monate, aber sechs Jahreszeiten mit verschiedenen Namen kennt.

Am meisten staunenswert sind wohl ihr Gedächtnis und ihre Fähigkeit, sich zu orientieren. Ihre Ortskenntnis ist so groß, daß sie auf eine Tagereise weit die Richtung, in der ein Punkt liegt, vollkommen genau beschreiben, und ebenso genau ist ihre Erinnerung von Örtlichkeiten, welche sie einmal besucht haben. Neumayer wie Jung bewunderten die primitiven Routen oder Karten, die sie beschrieben oder in den Staub zeichneten, um ihre Wege zu erklären, und Sturt erzählt, daß er nach 14 Jahren von Eingebornen, die ihn vor dieser Zeit nur eine oder zwei Stunden gesehen hatten, wiedererkannt worden sei; Ähnliches berichten auch andre Reisende.

Neben diesen praktischen Kenntnissen hat das geistige Leben der Australier gar wenig zu bieten. Taplin hat sich bemüht, die wenigen unter den Narrinyeri kursierenden Überlieferungen zu sammeln, welche eine treffende Vorstellung von der geistigen Leere ihres Lebens geben. Dieser Stamm glaubt den Murray und den Darling abwärts gewandert zu sein, ehe er zu seinen heutigen Sitzen kam, und erinnert sich einer verheerenden Krankheit, die vor der Ankunft der Europäer auf demselben Wege kam. Einige erinnern sich des

Schreckens, mit dem die erste Ankunft Sturts sie erfüllte, als er mit seinem Boote über den Alexandrasee schwamm. Dann gedenken sie der Verwirrung, welche zwei von Osten her verirrte Rinder in ihre Lager brachten, wo man sie für Dämonen hielt und sich vor ihnen zurückzog. Im Jahre 1840 scheiterte hier ein Schiff, dessen Schiffbrüchige, 25 an der Zahl, die sich ihnen als Führer anvertraut hatten, von ihnen ermordet wurden. Zur Sühne töteten die Europäer einige von ihnen. Im Jahre 1844 töteten sie einen Squatter, Namens Mc. Grath. Später folgten noch manche Reibungen mit der weißen Polizei: dies die Geschichte eines australischen Stammes.

Solche Armut des überlieferten Wissens deutet schon darauf hin, daß Gedankenfixierung durch Schrift kaum geübt werden dürfte. Aber doch ist kein Zweifel, daß die Australier in der Kunst des Schreibens einige Schritte mehr gemacht haben, als man noch vor einigen Jahren glaubte. Im Jahre 1879 sagte Woods, der Herausgeber des Hauptwerkes über die Südaustralier: „Die Australier haben nichts von Schrift auch nur in der rohesten Form", und 1880 entdeckte man die merkwürdigen Botenstäbe mit ihrer den Eingebornen eine ganze Fülle von Information darbietenden Bilderschrift (s. nebenstehende Abbildung); ein neues Zeichen für die noch herrschende große Lückenhaftigkeit der ethnographischen Studien auf dem australischen Felde. Diese Botenstäbe sind 20—30 cm lange und zolldicke Stäbe, rund oder flach, auf welchen durch Figuren von Menschen, Tieren, Pflanzen &c. ganze Botschaften eingeritzt sind. Ebenso sind Sätze von Berichten (oder Beschwörungen?) auf Stäbe eingeritzt, welche beim Korroborytanze als Tanzstäbe benutzt werden. Was aber am interessantesten, das ist die festgestellte Thatsache, daß es nicht bloß Gegenstände der äußern Natur sind, welche in dieser Bilderschrift Darstellung finden, sondern daß in dieselbe auch konventionelle Zeichen, Kerben, gerade und schief eingeritzte Linien und dergleichen, mit aufgenommen sind, welche etwas mehr als reine Bilderschrift in ihr erkennen lassen. Die Eingebornen sollen im Schreiben ebenso wie im Lesen dieser primitiven Hieroglyphen sehr geschickt sein. Wie leicht verständlich den Eingebornen diese Schrift sein muß, entnehmen wir einem Berichte von John Moore Davis, welcher erzählt: „Einer seiner Freunde, der vom Edward River mit Herden ausgezogen war, wurde bei seiner Rückkehr durch einen Eingebornen ersucht, einen Brief mitzunehmen, ein Holzstück, das mit Kerben und Linien bedeckt war. Sein Vater rief bei Empfang desselben alle seine eingebornen Freunde zusammen und las zum größten Erstaunen der anwesenden Weißen von dem Stocke alle Erlebnisse ab, welche der Zug gehabt von dem Tage des Abmarsches vom Edwardflusse bis zu der Ankunft an der neuen Station. Die Natur des durchreisten Landes und jedes Nachtquartier waren richtig



Australische Botenstäbe mit Bilderschrift (Museum für Völkerkunde, Berlin). ⅓ wirkl. Größe.

angegeben.“ Solche Botschaftsstäbe hat man Gefangenen zugesteckt, um sie von einem zu ihrer Befreiung ersonnenen Komplotte zu benachrichtigen; sie sollen aber auch dann versandt werden, wenn Stämme sich Feindschaft erklären. Dem Boten dient der Stab zugleich als sicheres Geleit, das ihm jedes fremde Gebiet öffnet. Diese Stäbe, die am Dawsonflusse „Nudla“ genannt werden, machen oft weite Wege: Bulmer sah einen Botenstock, der zur Mitteilung von Nachrichten von der Konfluenz des Darling und Murray bis nach Gipsland gelangt war. Daß es sich dabei nicht, wie leicht vorauszusehen, um Interpretation der Sprache, sondern um Darstellung von Begriffen handelt, lehrt die Thatsache, daß die Stabbotschaften von den Angehörigen ganz verschiedener Stämme gelesen und verstanden werden.

Andre, einfachere Zeichen dienen demselben Zwecke. Einkerbungen in die glatte Rinde von Bäumen, Steinhaufen, ein Bündel Binsen bezeichnen Wege oder Abzweigungen und unterrichten einen nachkommenden Trupp von der Richtung, die sein Vorgänger genommen hat. Rauch- und Feuersignale sind häufig im Gebrauche, Staubaufwerfen ist ein Kriegszeichen. Bei gewissen Stämmen wird zur Kriegserklärung ein Stock mit Emufedern gesandt, und in Westaustralien diente nach Eyre ein Schilfnetz zur Beglaubigung der Boten. Es liegt aber nahe, in diesem Schilfnetze eine Erinnerung an die einst so weitverbreitete Knotenschrift zu sehen, von der Kortüm ein unzweifelhaftes Beispiel aus Cooktown mitteilt.

Sicherlich sind auch die Felszeichnungen, von denen man immer mehrere und mannigfaltigere in allen Teilen Australiens auffindet, nicht ohne jeden Sinn, sondern reihen sich teilweise den Bilderschriften an. Sie bringen nicht nur Tiere zur Erscheinung, denen auffallenderweise häufig überschüssige Zehen gegeben werden, sondern zeichnen auch Menschen in allen Lagen und Stellungen, öfters zusammen mit Tieren, was auf Jagd oder Fischfang hindeutet. Wir nennen ein Beispiel statt vieler. Am obern Glenelg zieht sich eine Hügelkette von Sandstein hin, welche viele Höhlen enthält. Viele derselben sind farbig (meist gelbrot) bemalt, und in einer fand sich ein meterlanger Fisch abgebildet; das Merkwürdigste aber bieten einige andre Höhlen ebendaselbst. Auf dem schräg ansteigenden Dachfelsen der einen ist auf schwarzem Grunde eine weiße Figur gemalt mit gelben Augen und breitwulstigem, gekräuseltem roten Haare, das mit regelmäßigen Reihen weißer Punkte versehen ist. Am Leibe, der nicht ganz ausgeführt ist, trägt sie eine rockähnliche Bekleidung, eng anliegend. An der einen Seitenwand daneben sind übereinander vier Köpfe mit dickem blauen Haarwulste zu sehen. Oben an die Decke ist eine elliptische Figur gezeichnet, in welcher auf goldgelbem, rot getüpfeltem Grunde, der durch ein breites weißes Querband getrennt ist, sich ein rotes Känguruh nebst zwei Pfeilspitzen befindet, deren eine mit zwei Kugeln auf das Tier zu-, die andre von ihm wegfliegt; daneben ist ein Mann in rohen Umrissen abgebildet, der ein rotes Känguruh trägt, und viele andre weit schlechtere Bilder von Tieren und Menschen finden sich daneben. In der zweiten Höhle sieht man ein riesiges ausgemeißeltes Haupt, in einer dritten als Hauptfigur an der Decke das Bild eines Menschen in langem roten Talare, mit langen Ärmeln; das Ganze ist mit roter Farbe gemalt, das Haar wulstartig angegeben, und in demselben stehen buchstabenartige Zeichen; auf den Seitenwänden sind sorgfältige Abbildungen fabelhafter Schildkröten zu sehen. Diese Darstellung, welche vom Wetter gelitten hat, schien älter als alles übrige, aber alle diese Gemälde dürften alt und von religiöser Bedeutung sein.

Verhältnismäßig am entwickeltsten ist die Gebärden- und Fingersprache. Kempe sagt von den zentralaustralischen Stämmen der Macdonnellberge, daß sie für fast jedes Ding ein bestimmtes Zeichen haben, welches sie durch verschiedene Stellung oder Bewegung der Hände oder Finger ausdrücken. Insbesondere haben sie Zeichen für ihre exogamischen Familienstämme; ruft ein Barula (s. S. 64) einen Bunanka, so macht er nur das Zeichen des Geiers, des Symboles der Bunanka.

Als Grundzüge der australischen Sprachen bezeichnet Friedrich Müller den vielsilbigen Bau mit in der Regel einfach konsonantisch anlautenden und auf Vokale oder auf einen flüssigen Konsonanten auslautenden Silben. Die Laute h, f, v, s, z fehlen angeblich gänzlich (Gason läßt bei den Dieyerie auch j, q und z fehlen), und die Formenbildung wird von dem Prinzipe der Suffigierung beherrscht. Außer Einzahl, Mehrzahl und Dual unterscheidet Taplin in den südaustralischen Sprachen bei den Nomina außer den sechs bekannten Kasus noch einen Exativ und Ergativ, bei den Pronomina einen Kausativ. Der Ton ruht gewöhnlich auf der vorletzten Silbe, so daß die Sprachen nicht ohne Wohlklang sind. Von großer Bedeutung sind in diesen Sprachen die Ellipsen: statt einfach zu sagen: „Ich werde gehen", liebt der Australier irgend eine Umschreibung, wie z. B.: „Auf will ich". Während ferner einerseits Kürzungen üblich sind und sich z. B. das Wort ngum (du) bei den Narrinyeri oft auf n reduziert, finden anderseits Erweiterungen statt. So werden fremde, konsonantisch auslautende Wörter von den Dieyerie unweigerlich mit Vokalendungen versehen, weil in ihrer Sprache eine ausgesprochene Neigung zum vokalen Auslaute herrscht.

Was den geistigen Wert der australischen Sprachen betrifft, so findet man einen Reichtum an sinnlichen Ausdrücken, während die Armut an Begriffswörtern auffallend ist. In den meisten Sprachen sind Zahlwörter über drei oder fünf nicht vorhanden. Die Dieyerie haben für 1 das Wort kurnu, für 2 mundru, 3 parkula; sie zählen 4, indem sie mundrula-mundrula, 5, indem sie mundrumundru-kurnu sagen, und so bis 10, von wo ab murrathidna (murra, Hände; thidna, Füße) ins Spiel kommt. Farbenbezeichnungen sind im allgemeinen mangelhaft, wogegen die Wörter für Verwandtschaftsgrade und Altersstufen außerordentlich reich sind. So heißt ein Knabe unter neun Jahren bei den Dieyerie kurawulie, von neun bis zwölf mockaworo, über zwölf (beschnitten) thutchawara, wenn sein Bart zu wachsen beginnt, thurrie, ein Mann matharie, ein Greis pinaru. Wyatt beklagt als eine der großen Schwierigkeiten des Studiums der australischen Sprachen die eigne Indifferenz der Eingebornen gegen dieselben. Nur wenige hätten sich Mühe gegeben, die Sprache der benachbarten Europäer so zu lernen, daß sie in derselben Information über ihr eignes Idiom zu geben im stande seien. Die Nachlässigkeit, mit der sie ihre Sprache sprechen, besonders die Zusammenziehung der Wörter, die Verwechselung der Vokale und der harten und weichen Konsonanten, macht eine Fixierung außerordentlich schwer. Auch zeigen die Eingebornen eine bemerkenswerte Leichtigkeit in der Neubildung von Wörtern, und endlich nehmen sie sehr leicht fremde Wörter auf. Die nahe bei einander wohnenden Stämme von Adelaide und der Encounterbai verstanden einander gar nicht, gebrauchten aber Wörter benachbarter Stämme zur gegenseitigen Verständigung. Man begreift die Schwierigkeit, den Grad des Unterschiedes in den Sprachen der Australier zu bestimmen. Von den Sprachen der eben genannten beiden Stämme, welche Wyatt für so verschieden hält, daß sie kaum derselben Quelle entstammen könnten, ist nach der Wortvergleichung etwa dasselbe zu sagen, was Taplin von dem Unterschiede der Adelaide- und Narrinyeri-Sprachen äußert, daß sie nämlich so verschieden wie Deutsch und Englisch seien. So scheint es als allgemeine Regel bezeichnet werden zu können, daß es zahlreiche Dialekte in Australien gibt, die aber im Grunde vielfach miteinander übereinstimmen. Den Anschein einer Mannigfaltigkeit der Dialekte, die nach Wyatt manchmal nicht das kleinste Anzeichen gemeinsamen Ursprunges zeigen, wiewohl sie in einem eng begrenzten Gebiete gesprochen werden, erweckt am meisten wohl der eben genannte Umstand, daß die Eingebornen außerordentlich sorglos mit ihrer Sprache verfahren, wie es bei dem Mangel der Schrift übrigens auch anderwärts zu konstatieren ist. Es gibt, sagt Grey, eine Menge Synonyme in den australischen Sprachen, und von diesen braucht häufig der eine Stamm den einen, der andre den andern Ausdruck, obwohl beide Stämme beide verstehen. Ferner haben die Eingebornen für jeden kleinsten

Teil des menschlichen Körpers eine bestimmte Bezeichnung, und so konnte es kommen, daß, wenn Reisende nach demselben Gliede fragten, sie verschiedene Namen seiner Teile hörten. Einstweilen ist es natürlich nicht möglich, die Zahl der Sprachen und Mundarten in Australien zu bestimmen; da die Sonderung dieser beiden Begriffe so schwierig ist, lassen sich nur einige Schätzungen machen. Im Süden des Landes gibt es nach Grey und Bleek sieben Sprachen, welche alle wieder in eine Menge einzelner Dialekte zerfallen, da jeder allein wandernde Stamm seinen eignen hat. Einzelne dieser Sprachen haben größere Ausdehnung: eine wird von Moretonbai bis zum Hawkesburyflusse, eine vom König Georg-Sunde bis zur Haifischbai und dem Gascogneflusse gesprochen und auch noch tief im Innern gefunden. Dieselbe Sprache mit nur mundartlichen Veränderungen findet sich um Adelaide, und die Eingebornen vom Murray und Murumbidge verstanden sich mit denen vom König Georg-Sunde, wie zugleich die Sprachen vom Hunter und Macquarie wurzelhaft verwandt sind. Auch die Sprachen der Nordküste sind zahlreich: am Kap York finden sich allein fünf, scheinen indes einander näher zu stehen; auf der Halbinsel Koburg zählte man vier. Und was das Innere anbetrifft, so herrscht nach Kempe ebenso wie Gleichheit in Sitten und Bräuchen bis auf unbedeutende Verschiedenheiten auch Sprachgemeinschaft bei den Stämmen zwischen dem 23. und 28.° südlicher Breite und 132—134.° östlicher Länge und vielleicht auch noch über dieses Viereck hinaus, also auf einem Raume von mehr als 2000 deutschen QMeilen.

Folgende Aufzählung der Bezeichnungen für Teile des menschlichen Körpers zeigt, wie weit die Ähnlichkeiten süd-, südwest- und ostaustralischer Sprachen in einzelnen Wörtern gehen. Da es nicht zweifelhaft scheint, daß die inneraustralischen Sprachen, welche dazwischenliegen, sich ähnlich zu den nachstehenden verhalten wie diese zu einander, so ist eine weitverbreitete Ähnlichkeit damit angezeigt. Für die nordaustralischen Sprachen bleibt indessen die Möglichkeit einer abgesonderten Stellung und nach andern Seiten hin gehender Verwandtschaften übrig.

| Stamm oder Wohnplatz | Hand | Mund | Zunge | Auge |
|---|---|---|---|---|
| Narrinyeri . . . . . . . . . | Mari | Tore | Tallanggi | Pili |
| Adelaide . . . . . . . . . . | Marra | Ta | Tadlanya | Mena |
| Port Lincoln . . . . . . . . | Marra | Narpata | Yarli | Mena |
| Swan River. . . . . . . . . | Marhra | Dta | Dtallang | Mel |
| Neusüdwales bei Sydney . . . | Mutturra | — | Tullun | Ngaikung |
| Melbourne . . . . . . . . . | Munung<br>Myrongatha | Warongatha<br>kunbernir | Tallan | Myng |
| Echuca. . . . . . . . . . . | Peean | Warru | Saleng | Maa |
| Murundi am Murray . . . . | Mannuruku | Taako munno | Ngantubli | Korllo |
| Moretonbai (Queensland) . . . | Yamma | Tambur | Tallaun | Millo |
| Wimmera (Victoria) . . . . . | Mannanyuk | Tyarbuk | Tyalli | Mirr |
| Blanchewater (Südaustralien). . | Murra | Tiya | Yarley | Minna |
| Wentworth (Darling) . . . . | Muna mambunya | Yelka | Tarlina | Makie |
| Kamilarvi (Barwon) . . . . . | Murra | — | Tulle | Mil |
| Dippil (Queensland, Wide Bay) | Dwruin | Tunka | Dunnum | Mi |

Je weniger die moralische Reflexion den **Mut** der Australier zu stärken im stande ist, desto mehr bewundern wir den Rest davon, der in diesem elenden Kampfe ums Dasein noch nicht geknickt worden ist. Es gibt Beispiele von heroischer Entschlossenheit und bewundernswerter Kaltblütigkeit; **Taplin** erzählt folgendes: „Peter, der Häuptling des Point Malcolm-Stammes, schlief nachts mit einer Anzahl seiner Gefährten in seiner Hütte. Im Halbschlafe fühlte er, wie sich unter der Decke eine große Schlange an seinem nackten Körper emporwand. Wenn er aufsprang, so wurde er höchst wahrscheinlich gebissen, das wußte er. So griff er behutsam unter die Decke, faßte die Schlange am Genicke und hielt sie auf Armeslänge

von sich. Und nun überlegte er, daß er das giftige Tier nicht von sich werfen durfte, weil es auf einen der andern Schläfer fallen und denselben beißen konnte; zugleich fühlte er aber, daß es sich bald seinem Griffe entwinden würde. So brachte er den Kopf der Schlange an seinen Mund und zerdrückte ihn zwischen seinen Zähnen; erst dann rief er seine Freunde, die aufsprangen, so daß er das Tier wegwerfen konnte." Eine solche That entschädigt, wenn ihnen der Sinn für das fehlt, was wir pathetischen Mut nennen würden, wenn sie sogar den tragischen Selbstmord belächeln. „Eine Todesart", sagt Grey, „ist diesen Barbaren unbekannt, nämlich Selbstmord. Ich glaube, sie haben keine Idee davon, daß es etwas von der Art wie Tod von eigner Hand überhaupt gibt. Wenn ich sie hierüber frug, lachten sie mich aus und behandelten meine Frage als einen Scherz." Sie besitzen dagegen ein hohes Maß von Selbstbeherrschung in der Ertragung der Torturen, welche sie sich aus Aberglauben oder Herkommen selbst auflegen oder von andern auferlegt erhalten. Wyatt sah einen Mann bei der Blutweihe der Knaben (s. S. 86) sich, ohne eine Miene zu verziehen, seine Venenwunde am Arme immer wieder von neuem mit einem Glassplitter erweitern, um mehr Blut für die Zeremonie zu gewinnen. Andre Weihen sind offenbar mit dazu bestimmt, zur Ertragung von Mühseligkeiten und Schmerzen zu befähigen.

In Bezug auf kriegerische Gesinnung sind die Stämme natürlich sehr verschieden, wenn auch selten einer ganz aus dem Kriegszustande heraustreten wird. Von den Eingebornen am Cooper Creek schreibt Wills, der Begleiter Burkes auf der unglücklichen Expedition von 1861: „Obgleich ein wohlgebauter, kräftiger Menschenschlag, sind sie dennoch kein kriegerischer Stamm. Sie zeigen bei jeder Gelegenheit die größte Liebhaberei, alles in Besitz zu nehmen, was sie erreichen können, ohne jedoch dabei Gefahr zu wagen. Sie führen selten Waffen mit sich, mit Ausnahme eines Schildes und eines großen Bumerang, welch letztern sie wahrscheinlich zum Töten der Ratten benutzen; sehr selten führen sie einen langen Speer." Ganz anders erweisen sich viele Stämme besonders des Nordens und des Innern. Warburton gewann von den übrigens nicht häufigen Eingebornen am untern Barku keinen günstigen Eindruck, weil sie unveränderlich feindlich gesinnt waren, so daß nur beständige Wachsamkeit einen Überfall verhindern konnte. Im Jahre 1867 bedrohten sie 600 — 700 Mann stark die deutschen Missionsanstalten der Brüdergemeinde und zwangen dieselben, ihre Niederlassungen aufzugeben. Einzelne Expeditionen hatten fast nur mit feindlichen Eingebornen zu thun. Die erste glückliche Expedition Leichhardts entging öfters nur mit Mühe dem Schicksale, ihnen zum Opfer zu fallen. Daß dabei die Bedrohungen in der Regel aus der Ferne und die Angriffe aus dem Hinterhalte geschahen, ist Wesen der primitiven Kriegführung, schließt aber Todesverachtung im rechten Augenblicke keineswegs aus. In Westaustralien klingen noch heute die Namen zweier kühner und grausamer Eingebornenführer, Yagar und Mitscheru, welche fünf Jahre gegen die Europäer kämpften, den Kolonisten drohend in die Ohren.

Da sie sehr geschickt sind, sich mit den Schilden zu decken, da sie die Speere durch Ausweichen sehr gewandt vermeiden, bisweilen auch auffangen und verächtlich zurückwerfen, da sie ferner nur auf solche zielen, welche sich mit dem Schilde decken, wohl aus Besorgnis vor Blutrache, so dauern ihre Kämpfe oft sehr lange, ohne daß irgend eine Verwundung vorkommt; ja, sie bringen es fertig, über zwei Stunden die Speere ganz vergeblich zu schleudern. In ihren eignen Kämpfen kann man sie hiernach eigentlich nicht tapfer in unserm Sinne nennen; sie arbeiten sich in Leidenschaftlichkeit hinein und sind dann grausam und wild. Wirkliche Tapferkeit haben sie aber in den freilich ernstern Kämpfen mit den Europäern gezeigt, und zum Erfolge fehlte ihnen öfters nur die Zahl, denn stark aufzutreten, gestattete gerade in diesen im Osten und Süden des Landes sich abspielenden Kämpfen nicht die von Natur dünne Bevölkerung.

Da **Gesang** und **Tanz** die beliebtesten Unterhaltungen der Australier sind, ist es um so erstaunlicher, daß sie das an musikalischen Instrumenten ärmste aller Völker genannt werden müssen. Was man in dieser Beziehung gefunden hat, verdient kaum diesen Namen. In der Regel sind es Instrumente zum Taktklopfen, am häufigsten Bambusrohre, die mit einem Stabe geschlagen werden; aber selbst dieses ist bei weitem nicht allen Stämmen gemein, sondern die meisten schlagen mit einem Stabe entweder auf ihre Wurfbretter oder auf einen andern Stab, den sie gegen die Brust halten, oder auch nur auf ausgespannte oder aufgerollte Felle. Letzteres leitet unmittelbar zu den Trommeln über, von welchen denn in der That eine von sehr roher Arbeit bei Westaustraliern gefunden worden ist; aber bei den Südaustraliern ist das Schlagen der Felle und der Schilde die einzige Musik. Von den Australiern von Port Essington hat man eine Flöte aus Bambusrohr beschrieben, welche nach polynesischer Sitte durch die Nase geblasen ward, und schließlich kann man hier auch noch das Händeklatschen nennen, womit die Gesänge begleitet werden.



Ein Tanzschmuck australischer Frauen (Museum für Völkerkunde, Berlin). ⅓ wirkl. Größe.

Was nun die Gesänge selbst anbetrifft, so begleiten sie jeden Tanz; aber es gibt eine Menge Lieder, die auch ohne Tanz gesungen werden. Die Australier singen viel, doch haben alle ihre Weisen etwas Melancholisches, allen scheint das einfache Herabsinken von einem hoch angeschlagenen Tone zu den tiefern Oktaven zu Grunde zu liegen. Das Sprechen und Singen ist nicht scharf zu trennen, denn ihre Rede geht im Affekte unmerklich in Gesang über, wobei der Grad ihrer Leidenschaft das Tempo bestimmt. Nicht nur Freude, sondern auch Zorn und (nach Grey) sogar Hunger bewegen sie zum Singen. Was die Texte anbetrifft, so sind diese sehr mannigfaltig, und den einfachen Nebeneinander- oder Gegenüberstellungen, aus welchen sich dieselben zusammensetzen, ist oft eine gewisse Poesie nicht abzusprechen. Gerade hier tritt, wie beim Schmucke ihrer Körper, der einfache, arm zu nennende Zug ihrer Phantasie hervor. Der zuverlässige **Taplin** hat uns eine Anzahl von Tanzliedern der Narrinyeri, die das Gesagte deutlich illustrieren, unter folgenden Bemerkungen aufgezeichnet: „Ihre Lieder bestehen aus Beschreibungen von Erlebnissen auf der Reise, auf der Jagd, im Kriege. Nie hörte ich einen andern Gesang bei ihnen. Ein Trupp besucht das Land eines andern Stammes; einer von ihnen, der das Talent dazu hat, macht einen Gesang aus allem, was sie sahen, und was ihnen zustieß; derselbe wird von den andern gelernt und dann beim ersten Tanzfeste gesungen." Einmal war der goldene Adler vom Schnabel eines gestrandeten Schiffes am Giebel eines Hauses in Gulwa aufgesteckt worden. Die Gulwa besuchenden Eingebornen machten sofort einen Gesang darauf, der aus das Ereignis beschreibenden Versen und dem Chore bestand: O, der Puter von Gulwa! O, der Puter von Gulwa!

Hier noch zwei Gesänge der Narrinyeri, welche Taplin mitteilt:

| | |
|---|---|
| Puntin Narrinyerar! | Die Narrinyeri kommen! |
| Puntin Narrinyerar o, o, o! | Die Narrinyeri kommen o, o, o! |
| Puntin Narrinyerar o, o, q, o, o! | Die Narrinyeri kommen o, o, o, o, o! |
| Yun terpulani ar, | Bald werden sie da sein, |
| Tuppun an wangamar | Känguruhs bringen sie |
| Tyiwewar ngoppun ar. | Und gehen rasch. |
| Puntin Narrinyerar etc. | Die Narrinyeri kommen ꝛc. |

Folgender Korrobory-Gesang feiert die Eisenbahn:

| | |
|---|---|
| Werenton nar a lew a Kapunda, | Ihr seht den Rauch bei Kapunda, |
| Yung in al in a kawil. | Der Rauch stößt regelmäßig. |
| Yrein tyiwewar. Kuldi nrottulun, | Sieht man rasch, erscheint er wie Nebel, |
| Pumpundathun tyiwewang a rung taltammulun. | Er bläst wie ein Walfisch. |

Ganz ähnlich primitiv im Aufbaue, naiv im Gedanken, mit Tendenz zum Schlußreime sind andre australische Gesänge, die Grey und andre mitgeteilt haben.

Noch ein Wort über den Korrobory oder Korrobery, der einmal einfacher Tanz mit Gesang ist, dann aber unter gewissen Modifikationen als Sühn- und Zaubertanz und überhaupt zur Feier der verschiedensten Ereignisse veranstaltet wird. Gewöhnlich führen dabei die Männer den Tanz auf, während die Frauen die Musik- und Gesangbegleitung liefern. In Queensland trägt er noch einen mehr feierlichen Charakter als z. B. in Südaustralien, und dort sind die Gebräuche, die dabei beobachtet werden, folgende: Den Tag über bringen die Männer, hinter Gebüsch versteckt, zu, um sich zu diesem festlichen Tanze würdig vorzubereiten, d. h. von ihren Frauen sich mit Fett einreiben und mit Farben schrecklich bemalen zu lassen. Wenn es dunkel geworden, entzünden die Weiber ein mächtiges Feuer, fangen ein eintöniges Getrommel auf einem über die Kniee ausgespannten Opossumfelle an und singen dazu eine eintönige Weise. Darauf erscheinen die Tänzer mit Speeren und Feuerbränden in den Händen, die Knöchel mit Bündeln von Gummiblättern umwickelt, und beginnen mit grimmigen Gebärden ihren Tanz, der zuletzt in ein wildes Rennen und Jagen im Kreise oder vor- und rückwärts ausartet, wobei sie phantastische Stellungen annehmen. Von Zeit zu Zeit stoßen sie ein wildes Geheul aus, schlagen die Speere gewaltig aneinander und stoßen die Fackeln auf die Erde, daß die Funken weit umhersprühen. Diese Tänze werden nur des Nachts getanzt und hauptsächlich bei Vollmond. Leicht nimmt der Korrobory einen höchst indezenten Charakter an, besonders wenn, was ausnahmsweise geschieht, die Weiber mittanzen.

Man versteht die Australier nach diesem ihrem ganzen körperlichen wie geistigen Wesen nicht, ohne den hochgradigen Nomadismus zu betrachten, welchem sie verfallen sind. Hierauf haben offenbar alle Natureigenschaften des Landes teils antreibend, teils begünstigend gewirkt. Die ersten zwingenden Gründe zum nomadischen Leben liegen in der Wasserarmut des Landes und in der zum Teile aus dieser Armut folgenden ungleichen Verteilung der zur Nahrung dienlichen Pflanzen und Tiere. Die Trockenzeit macht eine große Anzahl sonst günstiger Wohnplätze unmöglich, indem sie ihre Quellen versiegen läßt. Aber da in diesem Lande die dauernde Trockenheit ebenso groß ist, wie die Zeit und Masse der Niederschläge unberechenbar sind, und da die quellennährenden Gebirge fast ganz fehlen, so gibt es zwar manche zeitweilige, aber wenige dauernde Oasen, und der Nomadismus kann durch das zeitlich zerstreute Hereinbrechen Feuchtigkeit spendender Monsune nur noch befördert werden. Die pflanzlichen Nahrungsmittel müssen oft in großen Entfernungen gesucht werden, während die Tiere fast ebensosehr wie der Mensch die trocknen Gegenden fliehen, die den größten Teil des Jahres hindurch keine Existenzmöglichkeit für höhere lebende

Wesen bieten. Die Wanderungen begünstigend, zu welchen so der Mensch gezwungen ist, tritt dann der Mangel an Gebirgen und großen Flüssen im größten Teile des Landes auf, und Australien hat, wenn wir seine isolierte, nur nach Norden hin Verbindung und Verkehr findende Lage ins Auge fassen, die denkbar ungünstigsten Bedingungen für die Entwickelung einer seßhaften Bevölkerung. So ziehen nun die Wanderstämme des Westens umher, die Männer mit den Waffen voraus, die Weiber, welche das Gepäck und die Kinder tragen, hinterdrein; ihrer Last wird für gewöhnlich auch noch die Kleidung zugefügt, da man auf Märschen größerer Bequemlichkeit halber meistens ganz nackt geht. In dem Sacke, den jedes Weib auf dem Rücken trägt (s. Abbildung, S. 33), befindet sich zunächst ein flacher Stein, um die eßbaren Wurzeln zu zerklopfen; ein Vorrat der Erde, welche man mit diesen Wurzeln gemischt ißt; ferner Quarzstücke zu Messern und zu Lanzenspitzen, Steine zu Äxten; Harzkuchen, um Waffen auszubessern oder neue anzufertigen, sowie die dazu nötigen Känguruhsehnen, welche auch als Bindfaden dienen, und Nadeln aus Känguruhknochen; sodann Opossumhaar zu Gürteln, Stücke von Känguruhhaut, um Speere zu polieren, scharfe Muschelschalen, die zum Haarschneiden, aber auch sonst als Messer und Axtklingen dienen, gelber und roter Thon zum Anmalen; ferner ein Stück Baumrinde zur Bereitung von Bast, aus dem sie feste Seile flechten; dazu Gürtel, etwas Schmuck, eine Art Schwamm, welcher zum Feueranmachen dient, irgend etwas von Fett und ein oder das andre Quarzstück, das, von ihren Ärzten als Sitz der Krankheit aus einem Kranken gezogen, als Reliquie verehrt wird, und außerdem noch alle unterwegs gesammelten Wurzeln oder Früchte. Zwischen Rücken und Sack tragen sie einen Vorrat noch unpräparierter Häute und in der Hand meist einen Feuerbrand oder einen 5—6 Fuß langen Stab; öfters sind sie auch noch mit den Lanzen des Mannes belastet. Auf diesen Zügen werden in der Regel nicht mehr als 25—30 km gemacht, und wenn Wild unterwegs vermutet wird, gehen die Männer vom Wege ab und senden die Weiber und Kinder auf dem geraden Wege nach dem vorbestimmten Lager. Ein oder mehrere ältere Männer werden dabei zur Bedeckung mitgegeben. Des Morgens geschieht der Aufbruch nicht gar früh, und es bedarf in der Regel des Drängens der Thätigern, um dem endlosen Plaudern und Zögern ein Ende zu machen.

Hängt auch die Zeit, welche eine Gesellschaft an einem und demselben Orte zubringt, von der Menge der Nahrung, des Wassers nicht zu vergessen, sowie andrer Annehmlichkeiten ab, welche sie dort findet, so wird sie doch selten mehr als zwei Wochen an einer Stelle verweilen. Schon das Drängen andrer Gruppen, welche darauf angewiesen sind, aus derselben Quelle zu trinken, macht dies unmöglich. Darum ist im allgemeinen im Sommer der Wechsel der Wohnorte häufiger als im Winter. Die Hütten, welche eine Gesellschaft gebaut hat, bleiben oft beim Verlassen des Lagers stehen, und die im Vergleiche zu der geringen Bevölkerungszahl große Häufigkeit, mit welcher in den Berichten von den australischen Entdeckungsreisen die verlassenen Lager der Eingebornen wiederkehren, zeigt allein schon einen hohen Grad von Nomadismus an. Man darf nicht vergessen, daß auch gemeinsame Beratungen und Feierlichkeiten die Stämme zum Wandern auffordern. Manche Zeremonien können nicht von einem Stamme allein ausgeführt werden, sondern bedürfen des Zusammenwirkens mehrerer verwandter Stämme. Und endlich gibt Furcht vor Sterbestätten und andrer Aberglaube noch weitern Anlaß zu Wanderungen.

Einen interessanten Beleg für die Entstehung weiterer Wanderungen aus dem Suchen nach Nahrung ꝛc. bringt Taplin in seiner Schilderung der Narrinyeri, indem er folgendes mitteilt: „Ein intelligenter Eingeborner erzählte mir, daß vor seiner Zeit (er ist etwa 40—50 Jahre alt) folgendes Ereignis sich zugetragen habe. Vor langer Zeit (wie lange, kann kein Mensch mehr wissen) gingen zwei Männer vom Stamme Piltinyerar, welcher am untern Murray, in der Gegend von Wellington, wohnt, nach Nordosten in



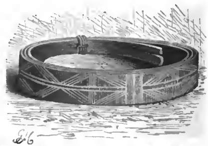
Frauen aus Südaustralien (nach Photographie). Vgl. Text, S. 32 u. 40.

den Busch auf die Känguruhjagd und kehrten nicht mehr zurück. Viele Jahre später erwachte bei den Eingebornen der Wunsch, zu wissen, was aus ihnen geworden, und eine Anzahl Jäger machte sich mit einem Anführer, Namens Pilpe, auf und durchstreifte die Wildnis nach irgend einem Zeichen, das über das Schicksal der vermißten Gefährten Aufschluß geben konnte. Weit und breit durchforschten sie die Gegend und gaben Signale, welche die Gesuchten verstehen mußten. Endlich zeigte sich als Antwort auf ihr Kowandie oder Signalfeuer eine Rauchsäule im Nordosten; sie eilten darauf zu und entdeckten alsbald ihre Genossen. Diese hatten sich vom Fleische erlegter Tiere genährt, und der Landstrich, in welchem sie lebten, war reich genug, um sie zu erhalten. Aber sie waren alt geworden



Ein Halsband der Australier, aus Känguruhzähnen gefertigt (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 41.

und nicht geneigt, in ihre Heimat am Murray River zurückzukehren, so sehr behagte ihnen die neue Lebensweise. So kehrten ihre Freunde von ihrer erfolgreichen Entdeckungsreise zurück und brachten die Kunde von ihrer Auffindung mit heim. Dies ist", fügt der Berichterstatter hinzu, „ein gutes Beispiel jener Art der Auswanderung, welche jetzt durch den ganzen Kontinent bei den Eingebornen im Brauche ist. Ich zweifle nicht, daß, wenn auch nur die beiden Känguruhjäger erwähnt wurden, doch ihre Weiber und Kinder mit ihnen gegangen waren. Es ist so üblich bei den Eingebornen, die Frauen nicht zu erwähnen. Wenn ich etwa fragte: Wie viele Leute sind gekommen? so erhielt ich die Antwort: Fünf Männer. Ein Fremder würde annehmen, es seien nur fünf Männer damit gemeint, während außerdem höchst wahrscheinlich ein Dutzend Weiber und Kinder dabei waren. So hatten jene zwei Känguruhjäger vermutlich drei bis vier Weiber und deren Kinder mit sich geführt."



Ein hölzerner Gürtel der Australier (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 38.

Bevölkerungsüberfluß dürfte nur in sehr seltenen Fällen, wenigstens nach dem zu urteilen, wie heute die Kinderzahlen in den Familien sich verhalten, als Ursache der Wanderung anzusehen sein. Doch ist allerdings zu beachten, daß, wenn vor der Berührung mit den Europäern andre Verhältnisse in dieser Beziehung bestanden, dieselben bei der Beschränktheit und Unsicherheit der Lebensmittel in den meisten Teilen des Landes eine sehr rasche Verschiebung in den Möglichkeiten der Ernährung hervorrufen mußten.

Die Zahl der Australier ist immer eine geringe gewesen, größer allem Anscheine und der Wahrscheinlichkeit nach im Norden und Nordnordosten als im Süden und Westen. Seit dem Eingreifen der Europäer ist sie Jahr für Jahr zurückgegangen. Wir berühren hier einen der dunkelsten Punkte der neuern Geschichte, nicht nur Australiens. Die Einwanderung der Europäer hat den Eingebornen mehr geschadet, als genützt; das Land wurde von jenen in Besitz genommen und das Wild fast vollständig ausgerottet; das Schilf, woraus sie ihre

Häuser zu bauen pflegten, das Gras, worauf sie schliefen, haben die Fremden vielfach verdorben; die Häute, aus welchen sie Kleider fertigten, und die Rinde, die ihnen zum Baue ihrer Kanoes diente, sind kaum mehr zu finden. Man darf deshalb von ihrem jetzigen Zustande (s. Abbildung, S. 36) nicht auf ihren ursprünglichen schließen und nicht mehr hoffen, unter ihren entnervten, weit verstreuten Stämmen die bessern Eigenschaften zu finden, die sie als unberührte Wilde einst besaßen. Vielleicht nur den Buschmännern Afrikas sind die Weißen mit ähnlicher Geringschätzung gegenübergetreten. Hielt doch selbst ein Meinicke die Australier für einen der Kultur absolut unzugänglichen Menschenstamm! Und da sie die Verletzungen des bei ihnen hochgehaltenen Eigentumsrechtes mit bewaffneter Hand zu ahnden wagten, wurden sie als kriegslustig und unverträglich verschrieen. In welcher zugleich unklugen und rücksichtslosen Weise die weißen Beherrscher hier vorgingen, lehrt die Thatsache, daß England aus Australien eine Verbrecherkolonie machte, und daß es niemals das Recht der Eingebornen auf ihr Land anerkannte. Die Wirkungen zeigten sich in einer so krassen Weise, daß nirgends so früh und so entschieden wie hier die Kolonialpolitik des laissez faire verurteilt wurde; aber vergeblich. Ausschweifungen mit ihren den Körper und die Seele zerstörenden Folgen gesellten sich zu der bewußt und rücksichtslos auf ihr Ziel losgehenden Vertilgung. Die Geschichte der australischen Kolonien erzählt von mutwilligen Massenmorden der schutzlosen Eingebornen, von wahrhaften Menschenjagden. In Queensland sind solche noch in den letzten Jahren vorgekommen. Das Ergebnis ist ein beständiger Rückgang der Zahl der Eingebornen. Für ganz Australien liegt keine Schätzung der Einwohnerzahl vor, die irgend Vertrauen verdiente; man nennt mit ebensoviel Recht 100,000 wie 200,000 als die Zahl der vor der europäischen Einwanderung Australien bewohnenden Eingebornen, wenn man auch allgemein die Zahl von über 1,100,000, welche Freycinet angibt, als unrichtig verwirft. Im Jahre 1851 wurde die teilweise auf besserm Boden stehende Schätzung von 55,000 Seelen versucht. Nicht überall war die eingeborne Bevölkerung so rasch zurückgegangen wie von 1836 bis 1881 in Victoria von etwa 5000 auf 770, aber überall fand der Rückgang statt. Da die frühern Ansiedler noch weniger als ihre Regierenden sich die Mühe nahmen, Zählungen der Eingebornen anzustellen, ist man für die Schätzungen der frühern Zahl und des Rückganges der letztern auf sehr unsichere Angaben angewiesen. Im Jahre 1842 schätzte Moorhouse, der Chief Protector of the Aborigines in Australien, die Zahl der Eingebornen in einem Raume, der 160 engl. Meilen nördlich und 200 engl. Meilen östlich von Adelaide sich erstreckt, auf 3000, aber Eyre, Protektor von Moorundam Murray, nahm das Doppelte dieser Zahl an. Im besten Falle wäre also die Zahl der hiesigen Eingebornen gering. Nun gibt aber der Zensus von 1876 für die ganze Provinz insgesamt 3953, worunter nur 1000 in den besiedelten Teilen leben, und nimmt man dem gegenüber die hohe Summe von 12,000 für ihre Gesamtzahl im Jahre 1842 an, so sind sie auf ein Drittel zusammengeschmolzen. Es fehlt nicht an einzelnen Nachweisen entsprechenden Rückganges in kleinern, besser zu kontrollierenden Bezirken. Unter den im Jahre 1877 gezählten 613 Narrinyeri Südaustraliens verzeichnete Taplin von 1869 bis 1877: 150 Geburten und 162 Todesfälle. Er sucht jedoch die Bedeutung dieser Zahl durch den Hinweis zu mildern, daß Leute zum Sterben hierher gebracht werden, während die Geburten dem Orte angehören. Sicherlich ist das Verhältnis auch unter Berücksichtigung dieses Umstandes kein günstiges. Bei den entfernter von den Europäern wohnenden Eingebornen ist auch der leider so weitverbreitete Kindesmord nicht zu übersehen. Wie aber erklärt sich eine so abnorme Geburtszahl, wie sie Kempe von den Stämmen um Hermannsburg angibt, wo in den Jahren 1879—82 vier weibliche Geburten auf eine männliche kamen?

Fragt man nach den fortwirkenden Ursachen dieses Rückganges, so ist in den südlichen Teilen der Krieg kaum mehr zu nennen, denn dort sind die Eingebornen längst friedlich



Eingeborene von Queensland (nach Photographie). Vgl. Text, S. 35 u. 51.

geworden. Wiewohl den Stämmen des heutigen Südaustralien von vornherein eine ungewöhnliche Friedfertigkeit nachgerühmt werden konnte, so daß dieselben leicht in ein gutes Verhältnis zur Regierung kamen, waren sie doch seit Einsetzung des ersten Gouverneurs dieser Kolonie, 1836, bis 1878 so zusammengeschmolzen, daß es im letztern Jahre schwer fiel, eine kleine Sammlung ihrer Waffen rc. anzulegen. Seitdem die Regierung des Mutterlandes das elende Hinsiechen der Eingebornen und ihr eignes Verschulden an demselben erkannte, that sie mancherlei, um ihm Einhalt zu thun. Von 1821 bis 1842 wurden in Neusüdwales allein 80,000 Pfund Sterling zum Schutze und zur Hebung der Eingebornen ausgegeben, und fast alle englischen Kolonialminister betrachteten es als eine ihrer hauptsächlichsten Aufgaben, die Kolonialregierungen Australiens zu ermahnen, für ihre Eingebornen Sorge zu tragen. Nur kam diese Sorge, wenn sie überhaupt unter dem herrschenden Systeme der unbeaufsichtigten Kolonisation und der entschädigungslosen Wegnahme des Bodens von Wert sein konnte, zu spät. Man gründet wohl Schulen für die Eingebornen in Adelaide und andern Plätzen und unterstützt dieselben von seiten der Regierung ausgiebig; aber nach einigen Jahrzehnten sind alle diese Schulen überflüssig, da der Stamm von Adelaide ausgestorben ist und ebenso seine Genossen. Zum Organe der Regierung den Schwarzen gegenüber hat man anderseits bezeichnenderweise hauptsächlich die berittene Grenzpolizei gemacht, und die Arbeit der Protectors of the Aborigines ist klein geworden. Der sehr entmutigende Jahresbericht des Sub-Protector of the Aborigines in Südaustralien für 1875 hebt hervor, daß die geringste Zahl von Geburten und die größte von Todesfällen immer bei den angesiedelten Stämmen sich finde. Im Jahre 1875 kamen, soweit man ermitteln konnte, bei der eingebornen Bevölkerung von Südaustralien 52 Geburts- und 140 Todesfälle vor, von welchen die Hälfte auf Schwindsucht fällt; gefährlich sind ihnen außerdem hauptsächlich Masern und Blattern, während Fieberkrankheiten selten sind. Bei Sterblichkeitszahlen, wie die obige Statistik sie angibt, ist es vollkommen begreiflich, daß der südaustralische Stamm der Narrinyeri, welcher 1842 noch 3200 Köpfe zählte, 1875 auf 511 zurückgegangen war.

## 3. Tracht, Waffen und sonstiger Besitz der Australier.

„Daß Australien fremden Völkern wenig Anziehung bot, ist sicherlich ein Hauptgrund für die ethnographische Rückständigkeit der Völker dieses Erdteiles." * * *

Inhalt: Kleidung. — Schmuck. — Bemalung. — Tättowierung. — Waffen. — Wurfholz und Bumerang. — Hütten. — Dörfer. — Kähne. — Fischfang. — Jagd. — Zubereitung der Speisen. — Nahrungsmittel. — Menschenfresserei. — Waffermangel. — Spuren des Ackerbaues. — Geräte und Fertigkeiten. — Handel.

Von der Kleidung der Australier ist materiell äußerst wenig zu sagen, aber das Wenige und das Negative ist hier interessant, weil nichts deutlicher die Unzulänglichkeit der Thätigkeit dieser Völker für ihr eignes Beste kennzeichnet. Australien hat in seinen mittlern und südlichen Teilen ein Klima von ganz besonderer Rauheit und Wechselhaftigkeit. Wenn man nun Berichte von völlig nackt gehenden Australiern oder solchen, die höchstens einen Bauchring tragen, nicht nur aus dem tropischen Norden, sondern auch aus dem Westen und Süden erhält, so sieht man, wie die Rückständigkeit dieser Völker selbst in den dringendsten Bedürfnissen keinen Wandel zu schaffen im stande ist. Und das ist nicht minder charakteristisch, daß selbst die in dieser Beziehung Ärmsten und Elendesten die Bemalung ihres Körpers, und oft eine reichliche, nicht vergessen, so daß ebenso allgemein wie die

Unzulänglichkeit der notwendigen Kleidung die Verbreitung des überflüssigen Schmuckes ist und Martin von den Westaustraliern sagen kann: „Was sie tragen, ist mehr Schmuck als Kleidung". Nichts ist bezeichnender für den Leichtsinn, die Voraussichtslosigkeit, das vom Tag für den Tag Leben der Naturmenschen als dieses Mißverhältnis zwischen Schmuck und Kleid, Luxus und Notwendigkeit. (Vgl. Bd. I, Einleitung, S. 61.)

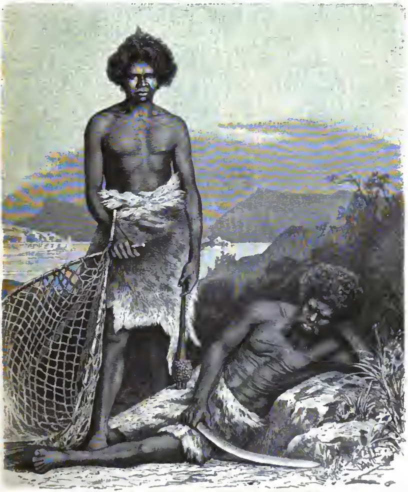


Ein Mann aus Neusüdwales (nach Photographie). Vgl. Text, S. 40.

Allgemeinstes Bekleidungsstück der männlichen Australier ist ein aus Gras, Bast, Menschen- oder Tierhaaren geflochtener **Gürtel**, in Westaustralien oft mehrere Hundert Meter lang, der nicht als Schambedeckung, sondern um den Nabel getragen wird (s. Abbildung, S. 34 unten). Er scheint in vielen Fällen nur als Zierat zu gelten; bloß im Norden, wo er aus Opossumfell gemacht ist, tragen die Männer Bumerang, Äxte und dergleichen in demselben. In Südostaustralien trugen die Männer einen Ring aus ihren eignen Haaren und womöglich mit Emufedern verziert um den Leib und schnürten ihn so dicht, daß der Bauch dadurch stark hervorgetrieben ward. Hier war er also entschieden Hungergürtel, und das dürfte auch in den meisten andern Fällen seine eigentliche Funktion sein, wobei aber auch hier der Schmuck nicht ausgeschlossen sein soll.

Außer diesem Stücke ist der **Mantel** aus Opossum- oder Hundsfellen ziemlich weit

verbreitet, wenn auch bei weitem nicht allgemein wie z. B. die Felle aus Kuh- oder Antilopenhaut bei den Südafrikanern. Im Norden ist derselbe selten, südlich vom Arrowsmith-Flusse wird er häufiger, ist aber sowohl an der rauhen West- als Südküste keineswegs allgemein.

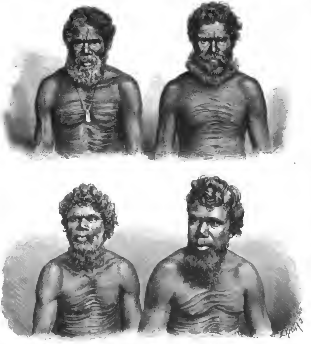


Männer aus Neusüdwales (nach Photographie). Vgl. Text, S. 52.

In einigen Gegenden werden die Felle zu demselben mit einem erheblichen Grade von Sorgfalt zubereitet. Man wählt z. B. in Westaustralien die Felle von Känguruhweibchen, da diese leichter sind als die der Männchen. Allgemeiner scheint als Notwendigkeit anerkannt zu sein der sackartig getragene Mantel aus Känguruhfell, in welchem die Weiber ihre noch säugenden Kinder verbergen, und welcher entweder um den Hals geknüpft, oder mit einer Binsenschnur

um die Stirn getragen wird (s. Abbildung, S. 33). Hiermit sind die einigermaßen verbreiteten Gegenstände aufgezählt, welche man unter den Begriff der Kleidung überhaupt rechnen kann. Sandalen und Mützen besaßen die Australier vor der europäischen Zeit nicht.

Der ganz allgemeine **Schmuck** ist, wie gesagt, die **Bemalung**, wozu am liebsten Rot, Weiß und Schwarz gewählt werden, dieselben Farben, denen wir auch auf Schilden und andern Gegenständen überall am häufigsten begegnen. Es gibt in Bezug auf dieselbe einige Unterschiede zwischen den Altern oder Geschlechtern, aber, wie es scheint, keine durchgehenden. Gesicht, Leib und Gliedmaßen werden mit dieser Zierde bedacht, welche bald, wie an der Nordwestküste, in einem unkünstlerischen Einreiben des Bauches mit rotem Thone, bald in entsprechender Verhüllung des Gesichtes besteht, um in nicht wenigen Fällen zu einer oft keineswegs des Geschmackes entbehrenden Vereinigung von Punkten, einfachen Figuren und Linien sich zu erheben. Die Südost-Australier scheinen auch in dieser Beziehung sich ausgezeichnet zu haben, denn sie bemalten ihre Leiber mit regelmäßigen Kreisen, Vierecken u. s. f., auch Kreuze kamen vor. Diese so allgemeine Sitte scheint nicht ganz ohne tiefere Bedeutung zu sein, und man hat besonders im Rot etwas wie eine heilige Farbe sehen wollen, weil es nicht bloß bei den meisten die Farbe des Zornes und des Krieges ist, sondern auch diejenige Farbe, mit welcher man Tote bemalt, ferner die Farbe bei festlichen Tänzen, denen ja häufig irgend eine dunkle religiöse Bedeutung innewohnt, und endlich, weil bei einigen Stämmen gerade diese Farbe nur den ältern Männern gestattet ist. Rot bemalt waren hier alle ältern Männer, während sich ältere und jüngere die Haare mit roter Erde pudern. Bisweilen umwinden sie die Haare mit einem Stricke, färben das Ganze rot und verzieren es noch mit Emu- und Kakadufedern, einem Hundeschwanze und dergleichen mehr (s. Abbildungen, S. 20, 38 und 41 und die Tafel bei S. 68). Jedenfalls sind so rein utilitarische Zwecke dieser Bemalung wie der Schutz gegen Moskitos, den **Quoy** und **Gaimard**, oder, beim Einreiben der Magengegend mit rotem Thone, gegen das Hungergefühl, wie es **Wilhelmi** auffaßt, nicht die nächsten, wenn sie


Männer aus Neusüdwales, mit Brustnarben (nach Photographien).

überhaupt nur zu betonen sind. Weiß ist im Norden und Westen bei einigen Stämmen Kriegsfarbe, im Süden Trauerfarbe. Mit Weiß werden auch zu Tänzen die Gesichter bemalt oder gepudert. Schwarz ist Trauerfarbe im Westen und Norden. Mit Vorliebe werden Halsschmuck aus Perlmutterschalen, Zähnen, Krebsscheren, Armbänder von Pflanzenfasern, Halsbänder von Rohrstückchen, die auf ein Seil geschnürt sind, getragen (s. Abbildungen, S. 20, 30, 34 oben). Doch scheinen ältere Männer Schmuck zu verschmähen.

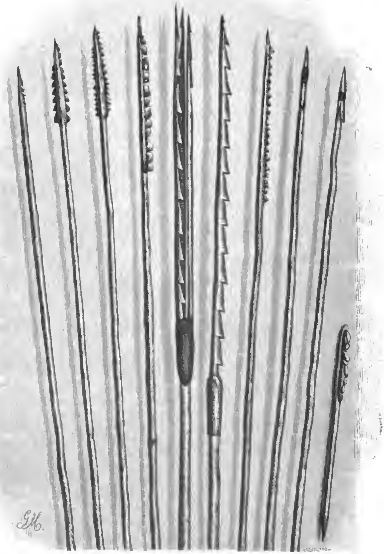
Die Hautnarben sind nicht minder allgemein. Nicht alle Stämme wenden diese primitive Tättowierung an, aber es sind doch nur vereinzelte, welche dieselbe unterlassen. Sie tritt in sehr verschiedenem Grade auf. In der Regel sind alle ältern Männer eines Stammes tättowiert, und die Tättowierung findet, wie wir sehen werden, wenigstens bei einzelnen Stämmen ihre Stelle unter jenen Weihen, welche in feierlicher Weise in gewissen Altern vollzogen werden (s. S. 87). Am auffallendsten ist die Tättowierung der Brustgegend mit einer ganzen Reihe von querüberlaufenden langen Narben. Außerdem werden auch Rücken und Schultern, niemals aber das Gesicht, selten der Leib unterhalb des Gürtels tättowiert (s. Abbildungen, S. 18, 40, 41, 50, 60, 84, 85, 86). Die Operation wird mit Muschel- oder Glasstücken vollzogen und an derselben Stelle, ehe die Heilung vollendet ist, so lange wiederholt, bis sehr starke Narben sich entwickelt haben.



Ein Mann aus Neusüdwales, mit Brustnarben (nach Photographie). Vgl. Text, S. 40. u. 41.

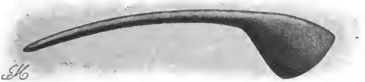
Die Waffen sind, abgesehen von geringen Verschiedenheiten, durch ganz Australien derselben Art und bestehen in Speeren, Schilden, Bumerang (der bekannten Wurfwaffe) und hölzernen Beilen und Keulen. Nur die Kap York-Eingebornen und vielleicht noch einige Stämme des äußersten Norden führen Bogen und Pfeile, die sonst ungewöhnlich sind (s. Abbildung, S. 49). Im allgemeinen ist die Herstellung der Waffen eine einfache und rohe, so daß die Australier schon in dieser Beziehung tief unter den Neuguineern stehen, ganz zu schweigen von ihren entferntern polynesischen oder malayischen Nachbarn. Eine einförmige Familienähnlichkeit australischer Waffen liegt in geringer Vollendung und in Schmuckarmut. Es ist nicht bloß der Mangel des Eisens und andrer Metalle, den sie ja mit den viel kunstreichern Polynesiern teilen, sondern es prägt sich allgemein eine geringere Sorgfalt, ein minderer Kunstsinn in diesen wie in allen Erzeugnissen australischer Arbeit aus. Dieselben stehen dadurch besonders den südafrikanischen näher. Hauptmaterial ist überall Holz; Stein und Knochen finden weniger Verwendung, als der Mangel der Metalle erwarten ließe. Schön geschliffene Steinwaffen sind in Australien überhaupt nicht zu finden, ebensowenig die geschickt und zierlich behauenen Feuersteinspitzen der Amerikaner. In einigen Gegenden spitzen die Eingebornen ihre Speere mit Flint und anderm Gesteine zu und versehen sie mit Widerhaken. Anderswo wieder fertigen sie sich Messer aus Flint und Beile aus Stein an und befestigen sie mit Bandwerk und einer harzigen Substanz in einem hölzernen Stiele. Diese primitive Befestigungsweise, welche nicht sehr haltbar ist, gehört zu den bezeichnenden Merkmalen der australischen Waffen.

Zu oberst stehen unter den australischen Waffen die Speere (s. Abbildung, S. 42). Zu ihnen werden gewöhnlich dünne Eukalyptusstämmchen von 2 m Länge und mehr gewählt, die im Feuer gestreckt, an der Spitze etwas verkohlt und dadurch gehärtet werden. Dies die



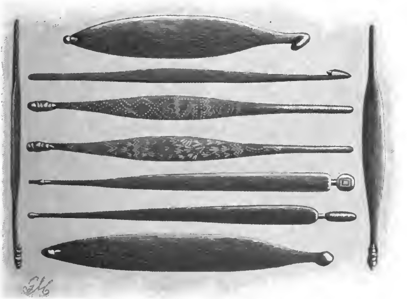
Hölzerne Speere der Australier (Britisches Museum, London, und Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/8 wirkl. Größe.
Vgl. Text, S. 41.

einfachste Form: der zugespitzte Wurfstock. Die erste Verbesserung besteht in der Anbringung eines Loches am Fußende, welches zum Werfen mit dem Wurfbrette erfordert wird. Außerdem hat aber der Speerträger in seinem Bündel Speere gewöhnlich einige mit Widerhaken versehene. Der Widerhaken besteht in einem doppelspitzigen Stückchen Holz, das mit Sehne



Eine Wurfkeule der Australier (Museum für Völkerkunde, Berlin). $^1/_7$ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 44.

an der Speerspitze so befestigt ist, daß sein unteres Ende widerhakenartig hervorsteht (s. Abbildung, S. 42, den zweiten und dritten Speer von rechts). Diese Widerhaken werden auf der Jagd an dem Speere befestigt, bis dahin aber einfach lose in einer Tasche mitgeführt.



Wommera, Wurfbretter der Australier (Museum für Völkerkunde, Berlin, und Britisches Museum, London). $^1/_8$ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 44.

Man kann sich lange vergebens bemühen, einen solchen Widerhakenspeer aus einer Wunde zu ziehen. Übrigens berichtet uns Schürmann von den Port Lincoln-Australiern, daß sie den Gebrauch der Widerhakenspeere im Kriege verpönen. Ein dickerer und kürzerer Speer, mehr spießartig, in der Regel nur $1^1/_2$ m lang, dient zum Spießen der Fische, wird also nicht geschleudert. Ein kurzer, leichter Wurfspeer für kleine Jagd kommt in Nordaustralien vor.

Dagegen werden die andern Speere alle mit dem Wurfbrette (Wommera, Wumera, in Südaustralien auch Midla genannt) geschleudert (s. Abbildung, S. 43 unten). Dasselbe hat gewöhnlich eine Länge von $^1/_2$ bis $^2/_3$ m (im Süden ist es kleiner als im Norden), besteht aus einem Stücke harten, flachen Holzes und ist an einem Ende mit einem Haken versehen, während an dem andern ein Stück Baumharz und ein Stück Quarz oder ein Büschel Opossumhaare befestigt wird, um zu verhindern, daß der Wommera beim Schleudern des Speeres aus der Hand fährt. Der Haken, gewöhnlich ein Känguruhzahn, wird in ein am untern Ende des Speeres befindliches Loch gelegt, Wurfholz und Speer mit Fingern der rechten Hand gehalten und die Waffe in der Höhe des Auges geworfen. Das Wurfholz, welches dem Speere die Richtung gibt, verstärkt durch seine hebelartige Wirkung die Kraft des Wurfes. Zur weitern Bequemlichkeit im Gebrauche ist die Innenseite des Wurfholzes leicht ausgehöhlt, die Außenseite dagegen abgerundet, und häufig sind beide durch die bei Australiern so gebräuchlichen schrägen Strichelungen verziert. Das Wurfbrett war in einzelnen Teilen des Westens unbekannt. Weitere Abarten von Speeren sind die aus leichtem Rohre und einer $^1/_2$ m langen, harten Holzspitze zusammengesetzten und die mit Feuersteinwiderhaken versehenen, die in Südaustralien Meralkaipari oder tödliche Speere heißen.



Schlag- und Wurfkeulen der Australier (Museum für Völkerkunde, Berlin). $^1/_6$ wirkl. Größe.

Die **Keulen** (Waddie) der Australier (siehe nebenstehende Abbildung) sind gewöhnlich roh bearbeitete Knüppel, am nächsten den südafrikanischen Kirris verwandt. Ihr dickeres Ende kann quadratisch abgeflacht und morgensternartig mit Zapfen besetzt sein. Sie gewinnen erst ein größeres Interesse, wo sie unter leichter Modifikation als Wurfkeulen (Nulla) auftreten, die, um das dickere Ende wirbelnd, mit dem Stiele das Ziel treffen und damit den Übergang zu dem seltsamen Bumerang bilden (s. Abbildung, S. 43 oben). Dahin gehören die Widdie oder Wirrie der Südaustralier, aus Eukalyptusstämmchen etwa $^1/_2$ m lang und kaum daumendick, an einem Ende mit Knoten versehen, am andern leicht säbelartig gebogen. Man wirft sie nach kleinern Tieren oder auch im Beginne eines Gefechtes, ehe man zu den Speeren greift.



Bumerang der Australier (Museum für Völkerkunde, Berlin, und Britisches Museum, London). 1/10 wirkl. Größe.

Nicht weniger eigentümlich als das Wurfbrett ist eine andre, weitaus bekanntere Waffe, der **Bumerang** (Wagno, Keili, Bomeran, s. obenstehende Abbildung). Die Australier verfertigen ihn aus den Ästen oder Zweigen der Acacia pendula oder aus einem andern Baume

ähnlichen Wuchses. Doch verstehen sie auch, dem Holze im Feuer die gewünschte Krümmung zu geben. Bekanntlich fliegt der Bumerang, nachdem er sich eine Strecke weit vorwärts bewegt hat, zu dem Standpunkte seines Schleuderers zurück. Trifft er aber sein Ziel, so fällt er natürlich zu Boden. Ein erfahrener Werfer kann dieser Waffe fast jede beliebige Richtung geben; zur Verstärkung des Schlages wird sie indessen gewöhnlich flach gegen den Erdboden geschleudert, von dem sie abprallt und sich zu bedeutender Höhe erhebt. Die Eingebornen sind im stande, mit dem Bumerang Vögel oder kleinere Säugetiere bis zu der bedeutenden Entfernung von ungefähr 200 Schritt zu erlegen. Im Kriege ist diese Waffe besonders dadurch gefährlich, daß es fast unmöglich ist, in dem Augenblicke, in welchem man sie in der Luft erblickt, zu beurteilen, welchen Weg sie nehmen oder wo sie niederschlagen wird. Als die geübtesten Bumerangwerfer galten die Stämme am Macklayflusse und auch die vom Shoalflusse in Neusüdwales. Der Bumerang kommt in verschiedenen Formen vor. In Südaustralien, wo er länger, dünner und schwerer auftritt, wird er nur nach Fischen geworfen. Er heißt hier Wadna und steht in dieser Gestalt dem Widdie offenbar noch sehr nahe. Der im Kriege gebrauchte Bumerang ist größer und mit einer Drehung weniger gebogen als der zur Vogeljagd oder im Spiele benutzte; sein Hauptgebiet ist der Osten. Im Norden ist der Bumerang nicht im Gebrauche und findet sich angeblich nicht über Townsville hinaus, doch ist er im Nordwesten mehr gebraucht als im Südwesten, wo er fast zum Spielzeuge herabsinkt. Nichtgebrauch einer Waffe und sein Gegenteil mögen von den örtlichen Verhältnissen bedingt sein; Wurfwaffen gehören allgemein mehr den offenen, waldlosen Gegenden an. In Queensland gebraucht man daher im Dickichte statt des dort behinderten Wurfbrettes mit Lanze das große Holzschwert, d. h. ein flaches Holz, das in einer Rinne, mit Harz eingesetzt, scharfe Steinstücke trägt. Ähnliche Steinmesser finden sich ebenfalls mit Schild, der zugleich zum Heben derselben dient. Wurfbrett und Wurfkeule (Nulla) gehen in der Regel zusammen, doch ist die geographische Verbreitung gerade dieser Waffe keine so einfache, denn noch die schlichthaarigen Eingebornen auf der Halbinsel Kap York gebrauchen das Wurfbrett, wogegen die kraushaarigen Stämme auf Prince of Wales Island nebst umliegenden Inseln schon Bogen und Pfeile mit Knochenspitzen führen.

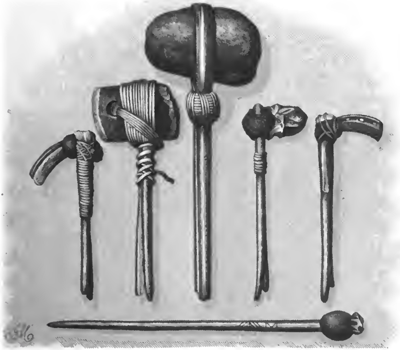


Steinbeile der Australier (Museum für Völkerlunde, Berlin). 1/4 wirkl. Größe.

Gleich verbreitet im Süden und Norden war das **Steinbeil** (Pareh, s. obenstehende Abbildung und die auf S. 47), das eigentlich aus einem scharfen, an einem Stocke mit Harz ꝛc. befestigten Stücke Quarz bestand, in neuerer Zeit aber durch ein gewöhnliches Beil ersetzt wird. Es dient besonders dazu, Einschnitte in die glatten und starken Stämme der Bäume zu machen, welche dann von den Eingebornen unter Anwendung eines um den

Stamm geschlungenen Taues mit außerordentlicher Fertigkeit erklettert werden. Polierte Beile kommen nicht vor, doch wurde wohl schon einige Glättung durch Reibung zweier Steinklingen aneinander in Wasser erzielt.

Die **Schilde** der Australier (s. Abbildung, S. 48) dienen mehr zum Schutze der Hand und zum Parieren als zur Deckung des Körpers, denn sie sind in der Regel höher als breit und dazu gekielt. Sie erinnern in dieser Gestalt auffallend an gewisse afrikanische Parierschilde. Die eigentümlichen, aber einförmigen Schräg- und Schlangenlinienornamente der Australier treten

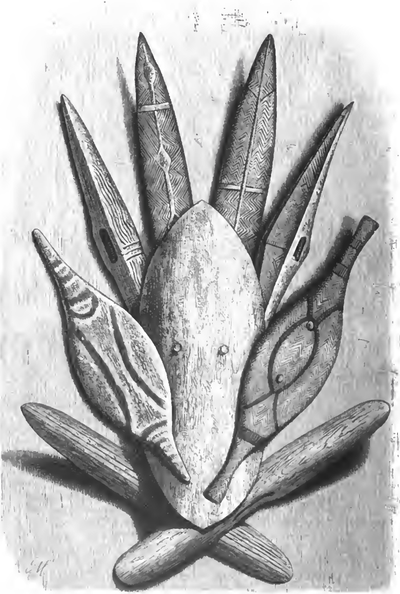


Stein- und Hufeisenbeile der Australier (Britisches Museum, London). 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 46.

an ihnen am charakteristischsten hervor. Die besten Schilde hat der Norden; breitere Formen kommen im nördlichen Queensland vor. Am König Georg-Sunde kannte man Schilde gar nicht.

Den Übergang von der Waffe zum Werkzeuge macht der **Grabstock** (von den Südaustraliern Kiatta genannt), ein Prügel von ca. $1\frac{1}{2}$ m Länge und Faustdicke, mit dessen zugeschärftem dickern Ende, das im Feuer gehärtet ist, die Weiber, deren unzertrennlicher Begleiter er ist, Wurzeln graben (s. Abbildung, S. 69). Natürlich kann er gelegentlich auch als Waffe dienen. Im Westen ist ein ganz einer Fleischmulde ähnliches hölzernes Werkzeug, zugleich Spaten, Korb und Schüssel, vom größten Nutzen.

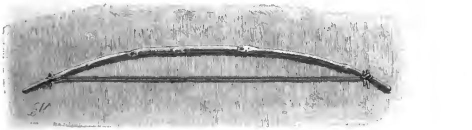
Man kann die Frage, ob die Entbehrung des Bogens und der Pfeile eine hemmende Wirkung auf Jagd und Krieg der Eingebornen ausübt, insofern bejahen, als die letztern diesem Mangel zwar durch andre Ferngeschosse, wie Wurfkeule, Bumerang und den mit dem



Schilde der Australier (Britisches Museum, London). 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 47.

Wurfbrette geschleuderten Speer, abzuhelfen suchen, dadurch aber doch keinen vollen Effekt erzielen. In der Jagd auf alle kleinern Tiere, welche nicht mehr in die Grenzen des Speeres fallen, sind die Australier durch den Mangel des Bogens insofern gehemmt, als sie mit dem Bumerang und der Wurfkeule nicht ebenso weit und sicher werfen, wie sie mit Pfeilen zu schießen vermögen. Im Kriege bedingt die Notwendigkeit, sofort zum Speere zu greifen, eine Gewaltthätigkeit, die der fern wirkende Bogen, welcher sonst mit „Tirailleurfeuer" die Schlachten einleitet, vermeiden läßt.

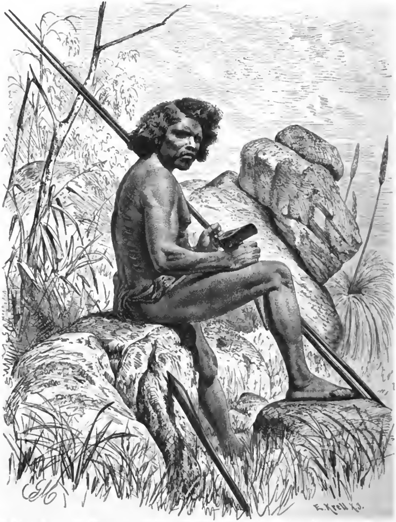
Der Hüttenbau der Australier kann bei dem nomadischen Zuge, der durch das Leben der großen Mehrzahl ihrer Stämme geht, großenteils nur ein sehr unvollkommener sein. Er stuft sich wesentlich je nach dem Grade ab, in welchem der Nomadismus in der Lebensweise vorwiegt, ist also im Norden auf einer höhern Stufe als im Süden. Schon Flinders hob hervor, daß an der Moretonbai viel bessere Hütten und größere und bessere Vereinigungen der Eingebornen zu Gemeinden als weiter südlich zu finden sind, und diese Abstufung kann als allgemeine Regel bezeichnet werden. Ärmlich wohnen jedenfalls die Küstenstämme des



Ein Bogen aus Nordaustralien (Britisches Museum, London). 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 41.

Südens, welche an der Ostküste des Spencergolfes im Sommer nur ein paar Zweige in die Erde stecken als Schutz vor dem Winde, im Winter nischenförmige Hütten flechten und sie bisweilen mit Rinde bedecken. Vor der Hütte brennt stets ein Feuer, dem die Bewohner die Füße zustrecken. So wie die Familie vor allen Dingen, wenn sie nach der Wanderung ins Lager einrückt, ein Feuer anzündet und dann erst, wenn nötig, einen Schutz baut, so ist überhaupt das Feuer wichtiger als die Hütte und der eigentliche Mittelpunkt des Lebens und Webens der Familie. Bezeichnenderweise gebrauchen die Südaustralier das Wort Wurlie zunächst für Feuer, dann erst bedeutet es im weitern Sinne Hütte oder Wohnstätte. Dieselben Wetterschirmwände finden sich an der Roebucksbai, wo man aber auch häufig ein Loch in die Erde gräbt, das zwei Menschen faßt, und sich mit dem schräg darübergelegten Schirme decken läßt. Am allerschlechtesten wohnen die Eingebornen von Neusüdwales, welche meist gar keine Hütte oder bei nasser und kalter Witterung nur eine höchst ungenügende Wand von Flechtwerk haben, wenn sie sich nicht in eine Höhle zurückziehen, vor welcher dann stets ein großes Feuer brennt. Schwerlich beherbergte vor der Zeit der Europäer ein Land so viel Höhlenbewohner wie Neusüdwales vor der Ankunft der Europäer. An der Ostküste des Vincentgolfes hat man aber auch Häuser, deren Dächer auf Pfählen ruhen. An Orten, an welchen sich die Eingebornen wegen des zeitweisen Überflusses gewisser Nahrungsmittel länger aufzuhalten pflegen, werden wohl auch ständige Hütten errichtet, die einige Monate im Jahre bewohnt sind, sonst aber leer stehen. Besonders in Mittelaustralien ist die Zahl dieser Hütten bedeutend und gibt in Verbindung mit der Menge von Fußpfaden der Gegend das Ansehen, als sei sie bewohnter, als es wirklich der Fall

ist. Einzelne Reisende, z. B. Stuart am Darling, fanden solche verlassene Dörfer von 70 Hütten; gewöhnlich stehen jedoch nur 10—20 beisammen. Ihre Form ist nicht ganz

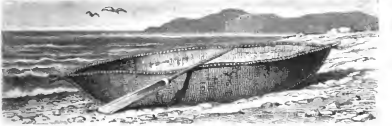


Ein Nordaustralier mit Speeren, Beil und Keule (nach Phatagraphie im Besitze des Herrn Premierleutnant v. Bülow, Berlin).

übereinstimmend; in Ost= und Mittelaustralien ist es diejenige eines spitzen, auf der Erde ruhenden Daches, etwa bis zu 4 m lang, 2 m breit und sehr niedrig, aus Zweigen geflochten, mit der Rinde der Eukalyptusbäume bedeckt und an einer Seite offen. In Westaustralien ist sie mit einer bogenförmigen Öffnung von etwa 1 m Höhe versehen und so eng, daß ein

Mann sich nicht ausgestreckt darin niederlegen kann. Diese Art von Hütten stellt schon eine höhere Entwickelungsstufe der zwar flüchtig gebauten, aber doch einigermaßen stabilen Hütten im Innern, dann am Carpentariagolfe, an der Hannoverbai und andern Orten dar. Sie sind aus Stämmchen, Zweigen und Rinde bienenkorbförmig aufgeführt und haben eine so niedere Öffnung, daß man bloß kriechend in dieselben gelangt. Außerdem sind sie wenig geräumig, so daß drei Personen, eng zusammengekauert, kaum in ihnen Platz finden. Ähnlich sind die Hütten, nach Peron, im Eintrachtslande, wo man indes auch in teilweise künstlich hergestellten Erdhöhlen wohnte. Der Eingang war halbkreisförmig, im obern Teile des Gewölbes waren Blenden zur Aufnahme von Geräten ausgehöhlt, und der Boden war mit Seegras bestreut. Sie standen einzeln oder in kleinen Dörfern zu 15 und mehr beisammen und zwar stets an Örtlichkeiten, welche irgendwie von Natur geschützt waren, an einer Düne, einem Hügel oder im Gebüsche. Vor dem Eingange, bisweilen auch im Innern befand sich ein Herd (s. Abbildungen, S. 10, 36 und die Tafel „Eine Australierfamilie von Neusüdwales" bei S. 68).

In Nord- und Nordwestaustralien macht der papuanische Einfluß sich geltend in der Größe und dem sorgfältigen Baue der Hütten. Leichhardt fand bei Port Essington lange



Ein Boot aus Queensland (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig). Vgl. Text, S. 52.

Hütten, in denen für 10—12 Familien je ein Feuerplatz und Wohnraum abgesondert war. Mit den Häusern von Manneshöhe und zehn Personen fassend, aus Pfählen gebaut und mit Thon bestrichen, wie man sie an der Gantheaumebai findet, nimmt auch das Dorf eine ganz andre Stellung ein, verliert das Zufällige, wird stabil, organisiert, befestigt. So fand an der Rockinghambai Carron ein Dorf von 18 bis 20 Häusern, die bei 2 m Länge freilich nur wenig über 1 m Höhe hatten, aber nett gemacht waren und im Innern mit trockenem Grase belegte Fußböden hatten. In der Mitte des Dorfes standen vier Herde. Das Bemerkenswerteste war aber, daß am Ende des Dorfes eine besonders große Hütte stand, die 6 m lang, 4 m hoch und 2 m breit war. In ihrem Innern fanden sich Waffen, ein seltsam rot bemalter Schild, Schwerter, Fischleinen &c. Dies alles stimmt zu einem Gemeindehause nach melanesischer, speziell neuguineischer Art, einem Marea. Jagdhütten zu vorübergehendem Gebrauche sah Grey an Teichen bei Perth, wo aus denselben Wasservögel geschossen wurden.

Für die abgeschlossene und in der Abgeschlossenheit verarmte und zurückgekommene Stellung des größten Teiles der australischen Bevölkerung ist ihre Rückständigkeit in der Schiffahrt höchst bezeichnend. Gerade wie in Südafrika, weiß ein großer Teil der Küstenbewohner überhaupt nichts von Schiffahrt. Der Mangel an Kähnen und jedem andern Schiffahrtswerkzeuge wird von der ganzen Südwest- und Westküste bestätigt. Sogar an der Nordwestküste gibt es meist nur elende Flöße von Mangrovezweigen, und westlich von der Clarence-Straße (Melville-Insel) soll es nach Stokes überhaupt keine Kähne geben. Wo es Kähne gibt, sind sie in der ganzen südlichen Hälfte Australiens höchst unvollkommen; ganz elend waren diejenigen in der Gegend von Botanybai: sie bestanden aus einem Stücke

4*

Rinde, welches, an beiden Enden zusammengebunden, in der Mitte durch eingeklemmte Holzstücke auseinander gehalten wurde und natürlich stets leck war; doch waren sie 3—4 m lang. In der Mitte des Kahnes brannte auf Thon meist ein Feuer, um gefangene Fische gleich zu braten. Als Ruder bediente man sich ¹/₃ m langer, flacher Holzstücke, deren jeder Mitfahrende eins in jeder Hand hatte; an seichtern Stellen brauchten die Schiffer Stangen, doch fuhren sie kühn und geschickt damit selbst mehrere Meilen in die See, und so zahlreich waren die Boote, daß Philipp an einem Orte 20, an einem andern gar 50 aufs Land gezogen sah. Gegen Norden werden die Kähne besser, doch war auch bei Port Essington der einheimische Kahn der Rindenkahn. Die Herstellung des Rindenkahnes geschieht in Südaustralien in der Weise, daß die Rinde des Eukalyptus in breiten und langen Streifen abgelöst wird, diese Streifen auf den Boden gelegt werden und die Seiten sowie das Ende, indem sie sich im Trocknen aufrollen, in die gewünschte Form gebracht werden, und zwar durch Stricke, mit denen man sie zusammenbindet, und durch Steine, mit denen man sie beschwert. Aber diese Rindenkähne, wenn auch leicht und handlich, solange sie frisch sind, fangen bald an zu faulen und halten selten länger als ein Jahr (s. Abbildung, S. 51). Im nördlichen Neusüdwales und weiter nordwärts gibt es auch Kähne aus Baumstämmen, welche durch Feuer ausgehöhlt sind. Cook sah an der Yorkhalbinsel Boote dieser Art von 4 m Länge, welche einen Ausleger hatten und mit langen, flachen Rudern gelenkt wurden, und noch längere, bis 10 m lange Kähne mit Doppelauslegern werden (nach Jardine) an der Nordküste von den Malayen eingeführt, die dafür Schildpatt und Trepang eintauschen.

Man weiß nichts von längern Reisen, welche die Australier mit ihren Fahrzeugen unternehmen, und für die geringe Bedeutung, welche dieselben in dieser Beziehung haben, spricht auch die Unbewohntheit der meisten Inseln an der Süd- und Ostküste, wie wenig weit sie auch vom Festlande entfernt sein mögen. Der Rindenkahn, offenbar das eigentliche einheimische Schiffahrtswerkzeug der Australier, hat daher auch nur die Bestimmung, zum Fischen zu dienen; aber vielleicht deutet das Mitführen von Feuer, sogar in den schwankenden schmalen Rindenbooten, auf eine frühere Zeit, wo etwa das Befahren der See derartiges notwendiger machte.

Sehen wir vom Norden mit seinen malayischen Einflüssen ab, so war den Australiern ursprünglich das Fischen mit Angelhaken, unbekannt; doch haben sie sich z. B. in Südaustralien sehr rasch mit denselben bekannt gemacht. Sie kannten aber den Fischspeer, der, 4 m lang und mit Knochenspitze bewaffnet, in keinem Fischerkahne fehlte, und meist auch das Netz, welches sie aus den Halmen einer Grasart oder den Wurzeln von Binsen in derselben Weise flechten, wie die gewöhnlichen Fischernetze bei uns geflochten werden (s. Abbildung, S. 39). Die Weiber kauen das Flechtmaterial, um es geschmeidig zu machen, und die Männer besorgen das Flechten mit einem Stabe, der die Stelle der Flechtnadel vertritt. In diesen Netzen fangen sie nicht nur Fische, sondern auch Wassergeflügel, doch haben nicht alle Küstenstämme Netze. Die Eingebornen von Port Lincoln kannten z. B. weder Netz noch Angel, sondern fischten mit der Hand und sperrigen Ästen im seichten Wasser sowie mit Speeren. Getrocknete Fische werden in Rinden verpackt aufbewahrt, Muscheln des Salz- und Süßwassers werden in Menge, aber niemals roh gegessen und hinterlassen daher als Spuren der Eingebornen, welche die Forschungsexpeditionen fanden, besonders in Nordaustralien sehr häufig große Muschelschalenhaufen, die an die dänischen Kjökkenmöddinger erinnern.

Auf alle Säugetiere, vom Känguruh bis zur Maus, und Vögel, vom Kasuar (Emu) bis zum kleinsten Zaunschlüpfer, wird behufs Verspeisung von den Australiern Jagd gemacht. Auch Schlangen und andre Reptilien sind nicht ausgeschlossen. Die gewöhnlichste Jagdmethode ist heimliches Annähern bis zu dem Momente, wo der Speer oder Bumerang mit Sicherheit geworfen werden kann. Mit Vorliebe wird zu diesem Zwecke die Aufmerksamkeit des

Tieres abgelenkt, indem an irgend einer offenen Stelle ein Mensch sich zeigt, Lärm gemacht wird 2c., während der Jäger von der andern Seite her sich anschleicht. Außerdem kennt man Treibjagen auf größere Tiere, auf Känguruhs besonders im Winter, wenn der Boden so weich ist, daß die Tiere rascher ermüden. In wildreichen Gegenden umringt man wohl auch einen Busch mit Feuer und treibt dadurch die Tiere den Jägern in die Hände; Höhlentiere werden ausgeräuchert. Um Lärm zu vermeiden, werden auf der Jagd zahlreiche Zeichen angewandt. Jeder Jäger führt einen Speer mit Federbüschel mit sich und bezeichnet dadurch, daß er denselben aufrecht in den Boden steckt, ein verborgenes Wild, zu dessen Jagd er damit seine Genossen herbeiruft. Der Zeigefinger in hüpfender Bewegung zeigt das Känguruh an; drei Finger ausgestreckt, der mittlere gesenkt, bezeichnen das Emu; der Daumen ausgestreckt bedeutet das Opossum; die ganze Hand auf der Kante ausgestreckt zeigt Fische an. Sie beachten auch wohl die Zeit, welche für die verschiedenen Tiere am günstigsten ist, und jagen z. B. nicht gern bei Mondlicht. Die Hunde sind den Australiern auf der Jagd nur von geringem Nutzen, da sie weder vorzüglich spüren, noch gut apportieren, den Emus und Känguruhs gar nicht folgen können und die Hauptarbeit den Jägern selbst überlassen. Darum suchen sich die Jäger mit Zaubersprüchen zu stärken, die von Urväterzeit auf sie vererbt und ihnen selbst meist gar nicht mehr verständlich sind. Diese murmeln sie rasch vor sich hin, wenn sie sich zur Verfolgung eines Tieres aufmachen, und glauben fest, daß dieselben die Kraft haben, das Tier zu schwächen, oder doch es verhindern, auf seiner Hut zu sein. Nur erwachsenen Männern sind diese Sprüche bekannt. Ihnen sind auch jene oft gleichfalls in Sprüche gefaßten Regeln vertraut, welche die Verteilung und Benutzung der Jagdbeute betreffen. Bei den Port Lincoln-Stämmen herrschen in dieser Beziehung folgende Regeln: Männliche erwachsene Tiere sind von Männern, weibliche erwachsene von Weibern, junge von den jungen Leuten zu essen. Nur die gemeine Känguruhratte kann von allen ohne Unterschied genossen werden. Der Wallaby und die zwei Arten Bandikut dürfen in keiner Weise von Weibern oder jungen Leuten gegessen werden, denn sie sollen bei jenen die regelmäßige Reinigung in nachteiliger Weise beschleunigen, bei diesen den Bärten statt des beliebten glänzenden Schwarz eine fahle Farbe erteilen. Dagegen werden Eidechsen den Mädchen zugesprochen als die Reife befördernd und Schlangen den Weibern als der Fruchtbarkeit günstig. Wie so manche „Vätersitte", haben auch diese Gebräuche mit der Zeit von dem zwingenden Ansehen verloren, das ihnen früher zukam. Die Hunde, ursprünglich nur Dingos, in neuerer Zeit meist Sprosse europäischer Rassen, werden gut gehalten, die Jungen oft von den Weibern gesäugt, ihr Fleisch gegessen.

Da Australien niemals in dem Maße wildreich war wie etwa Nordamerika, und da ferner die Bewaffnung der Australier weit davon entfernt ist, vorzüglich zu sein, erfordert die Jagd nicht wenig Anstrengung und Entbehrung und treibt am allermeisten zu jenen häufigen Ortswechseln, welche einen so schädlichen Einfluß auf den gesamten Kulturstand der Australier ausüben. Sie ist am schwierigsten in der heißen und trocknen Zeit, wo sie gleichzeitig am notwendigsten ist, da gerade dann die vegetabilischen Nahrungsquellen spärlicher fließen als je.

Die Australier teilen die Nahrung in tierische und pflanzliche (Paru und Mai der Südaustralier) und ziehen jene weitaus dieser vor, sind aber durch die Umstände gezwungen, zu einem großen Teile mit der pflanzlichen sich zu begnügen. Bei dem Mangel aller Kenntnis von Töpferei sind der Zubereitung der Speisen enge Grenzen gezogen. Das Kochen in heißem Wasser fällt ganz fort, und wo, wie im äußersten Norden, Kochgerätschaften vorkommen, sind sie offenbar eingeführt. Die Töpfe und Schalen aus Muschelschalen, aus mit Harz verdichteten menschlichen Schädeln, aus Schildkrotgehäusen sowie die Flaschen aus den Häuten kleinerer Tiere gestatten alle keine Aussetzung am Feuer. Die häufigste Art der Zubereitung

des Fleisches ist das Rösten über offenem Feuer oder auf Kohlen, außerdem ist auch die polynesische Sitte des Dämpfens in heißen Erdgruben bekannt, welche schon Cook mit denen der Tahitier verglich. Diese Erdgruben waren am obern Gleuelg kreisrund und gepflastert und gehörten dem Stamme gemeinschaftlich. Kennedy und seine Begleiter fanden an der Rockinghambai, in der Mitte eines Dorfes von 18 bis 20 Hütten, vier große Öfen derart ausgegraben, also gewissermaßen Gemeindeöfen. Im Süden ist auch diese Vorrichtung viel einfacher und roher: man zündet ein großes Feuer an, in welches Steine von Handgröße geworfen werden, gräbt daneben ein Loch in die Erde, entzündet auf dessen Grunde ein Feuer und legt auf die Kohlen des letztern jene Steine, so daß sie eine Pflasterung bilden; auf diese schichtet man Gras, auf das Gras das zu dämpfende Fleisch und über dieses wieder Gras, heiße Steine und endlich Erde, welche das Ganze zuschließt. Gelegentlich wird mit einem Stocke ein Loch in diesen Dampfofen gemacht und Wasser auf die untere Lage heißer Steine geleitet, um mehr Dampf zu erzeugen. Wenn das Fleisch genossen ist, werden eßbare Früchte und Wurzeln als Nachtisch gegessen. Nicht minder lieben die Australier Süßigkeiten: sie genießen den Honig aus den Blüten einer Banksia und Xanthorrhoea (Grasbaum) und das mannaartige Gummi eines Eukalyptus (Peppermint Gum), aus welchem sie auch durch Aufguß mit Wasser ein süßes Getränk bereiten. Gummi von Eukalyptus und andern Pflanzen bildete einst einen sehr wichtigen Gegenstand der Nahrung bei den Stämmen des heutigen Gebietes von Adelaide.

Es ist falsch, wenn behauptet wird, daß die Australier unterschiedslos alles überhaupt irgend Eßbare genössen; sie verschmähen vielmehr manche von Europäern allgemein gegessene Dinge, wie gewisse Fische, Schaltiere und Pilze. Indessen ist es sicher, daß die australischen Eingebornen keinen Ekel empfinden, Maden, faule Eier und den Inhalt der Eingeweide ihrer Jagdtiere zu essen, und auch aus dem Pflanzenreiche entnehmen sie eine Fülle von Nahrung, welche wir schon wegen ihres schlechten Geschmackes oder ihres geringen Nährwertes verschmähen würden. Daß sie aber selbst hierin nicht so tief stehen, wie oft geglaubt wird, mag man daraus entnehmen, daß ein so treuer Beobachter wie Schürmann die Port Lincoln-Australier nur eine einzige Wurzel im rohen Zustande essen sah, die der Xanthorrhoea, während alle andern in der Asche geröstet und dann geschält wurden. Eine größere Anzahl Früchte wird in unreifem Zustande eingesammelt und dann am Feuer geröstet. In Südaustralien spielt die Hauptrolle unter den Nahrungsfrüchten die Karkalla, von den Weißen Schweinsgesicht, genannte Frucht einer Kaktusart; vom Januar bis zum Ende des australischen Sommers wird sie in Menge verzehrt. Die Männer essen sich bei Tage voll davon, und die Weiber bringen außerdem ganze Ladungen heim, die abends am Herdfeuer verzehrt werden. Eine der beliebtesten Früchte ist in den südlichen Landesteilen eine Bohne, Rondo genannt, welche besonders häufig in den Sandhügeln der Sleafordbai wächst, wo sie alljährlich eine Masse von Besuchern anzieht und gewöhnlich auch Anlaß zu Kämpfen gibt.

Tief geht der Einfluß der Nahrung auf das oben erörterte Problem der Bevölkerungszahl. Australische Kinder sind, ehe sie den größern Teil ihrer Zähne haben, außer stande, die harte und zähe Wurzel- und Beerennahrung zu kauen, von der ihre Erzeuger hauptsächlich zu leben haben. Ackerbau und Viehzucht schaffen hierin ganz andre Möglichkeiten, und während wir den massenhaften Kindermord bei den Australiern aus diesem Grunde wenigstens teilweise verstehen, würde er uns bei den viehzüchtenden Kaffern schwerer begreiflich sein.

Über die Genußmittel der Australier sind wir wenig unterrichtet. Wir haben gesehen, daß sie mit Honig gesüßtes Wasser trinken, und es scheint von diesem Genusse bis zu dem gärender Getränke gar nicht weit zu sein. Aber an vielen Stellen Australiens fanden die Europäer keine berauschenden Getränke im Gebrauche der Eingebornen, und

es gibt nur eine einzige bestimmte Angabe über ein aus Honig bereitetes derartiges Getränk, nämlich diejenige Braims über den Honigwein der Eingebornen von Neusüdwales. Es ist ebensowenig sicher, ob sie das Rauchen des Tabakes vor der Zeit der Europäer kannten. Man sollte es glauben, wenigstens für den Norden, wenn man die seltsame Art zu rauchen betrachtet, welche Jukes und Macgillivray von Kap York schildern. Man füllt dort ein 2—3 Fuß langes, armdickes Bambusrohr mit Tabaksrauch, und jeder der Gesellschaft thut aus demselben der Reihe nach einen Zug. Früher wurden hier die Blätter einer Eugenia geraucht. Daß die Eingebornen Teile von narkotischen Pflanzen bald kauten, bald rauchten oder schnupften, ist nicht zweifelhaft, denn Beobachter wie Cook, Gregory, Salvado haben derartiges berichtet. Man kannte nur nicht die betreffenden Pflanzen. Zum erstenmal beschreibt nun Schomburgk, Direktor des südaustralischen botanischen Gartens zu Adelaide, in seinem Jahresberichte für 1881 ein neues narkotisches Mittel, dessen Genusse die Eingebornen Australiens sich in ziemlich hohem Maße hingeben: die Blätter einer Pflanze, Duboisia Pituri, welche im Innern des Landes wächst, besitzen, wenn sie in getrocknetem Zustande geraucht oder gekaut werden, dem Opium und Tabak sehr verwandte Eigenschaften und stehen ihrer Wirkung nach etwa in der Mitte zwischen beiden; sie bilden für die Völker, in deren Gebiete sie wachsen, einen wichtigen Handelsartikel. Dies ist höchst wahrscheinlich die Pflanze, deren Blätter Cook und Gregory die Eingebornen als Narkotikum kauen sahen. Aber einer andern gehören dann wohl die Wurzeln an, die nach Salvado in Westaustralien geraucht und gekaut werden.

Einigen Stämmen sind sehr stark wirkende Giftpflanzen bekannt, während andre, wie z. B. die Narrinyeri, überhaupt keine Pflanzengifte kennen. Da sich aber bei diesen letztern doch auch das Bedürfnis herausgestellt hat, ein Gift zu haben, so vergiften sie ihre Waffen mit Fäulnisstoffen.

Menschenfresserei ist in Australien weit verbreitet. Daß sie aus sehr verschiedenen Motiven geübt wird, läßt ihre weite Verbreitung und tiefe Einwurzelung voraussetzen, wenn auch nicht zahlreiche Beobachtungen dafür sprächen. Allgemein ist indessen diese Unsitte nicht, scheint sogar von einzelnen Stämmen verabscheut zu werden. Als einen Hauptgrund des Hasses der Narrinyeri am untern Murray gegen ihre Nachbarn, die Merkani, gaben jene an, daß diese fette Leute stählen, um sie aufzuessen. „Ein Mann", erzählt Taplin, „der eine fette Frau hatte, ließ dieselbe nicht gern allein." Der europäische Einfluß mag sich hier geltend machen, denn wir hören gerade aus diesen Gegenden, daß in den von Europäern bewohnten Küstendistrikten der Kannibalismus unter den Eingebornen nahezu aufgehört hat, weil sie die daraufgesetzten hohen Strafen fürchten. In Zeiten der Not hat man aber auch aus den kolonisierten Teilen noch Fälle von Menschenfresserei vernommen, und in Zentralaustralien besteht sie noch in vollem Umfange. Angeblich ist es der Mangel an Wild, welcher dazu treibt. Aus Queensland berichtet Greffrath von Menschenfresserei als Folge der Entbehrung des Fleisches, ohne daß dabei ein Notstand mitwirkte. Dort wächst nämlich der sogenannte Bunga-Bungabaum, Araucaria Bidwilli *Hook.*, mit seiner sehr mehligen und nährenden Frucht nur auf einem sehr beschränkten Terrain und trägt nur alle drei Jahre reichliche Früchte. Dann aber ist der Vorrat ein viel größerer, als der dort wohnende Stamm verbrauchen kann, und es wird fremden Stämmen, oft aus weiter Entfernung, gestattet, an dem Überflusse teilzunehmen. Haben die zugereisten Eingebornen eine Zeitlang von dieser vegetabilischen Nahrung ausschließlich gelebt, so empfinden sie angeblich ein unwiderstehliches Verlangen nach Fleisch. Da sie aber, wenn die Gastfreundschaft nicht in Kampf ausarten soll, in diesem ihnen nicht gehörenden Distrikte kein Wild erlegen dürfen, so verfallen sie auf Kannibalismus und schlachten einen der Ihrigen ab, um sich Fleisch zu verschaffen.

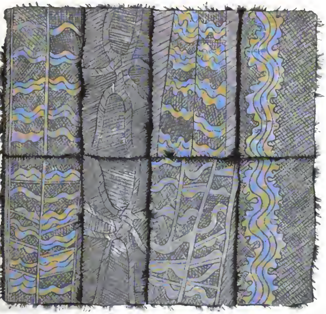
Der Krieg ist aber wohl eine häufigere Ursache von Kannibalismus. Vielerorts werden Herz- und Nierenfett der im Kampfe Gefallenen gegessen, um sich den Mut des Feindes anzueignen, und im Norden nimmt man den Kopf von der Leiche des Feindes mit, und die, welche am Kampfe beteiligt waren, essen die Augen und das anhängende Wangenfleisch, da sie dadurch ihrer Meinung nach tapfer werden. Dann wird der Schädel nach höchst leidenschaftlichem Tanze, in welchem er hin- und hergeworfen wird, beim Dorfe an einer hohen Stange aufgehängt. Daß in den südlichen Gegenden Australiens, namentlich am Alexandra- und Albertsee, die Ureinwohner Menschenschädel als Trinkgefäße verwenden, kann nicht unmittelbar auf Anthropophagie gedeutet werden, wenn es auch daran streift; wir finden ja in Dahomey dasselbe Zusammentreffen. Jedes Weib hat früher ein solches Trinkgeschirr besessen, das sie gewöhnlich selbst ausgehöhlt, geräuchert und zubereitet hatte.

Bei Not und Krieg fehlt natürlich nicht der Aberglaube in der Reihe der Ursachen der Menschenfresserei. Wie selbst Eyre, welcher sich im übrigen der Menschenfresserei der Australier kritischer als andre Reisende gegenüberstellt, berichtet, geben die Zauberer vor, Menschenfleisch essen zu müssen, um die übernatürlichen Kräfte zu bewahren. In Queensland kommt unter den Eingebornen ein sogenannter „Schmaus der Liebe“ vor. Stirbt nämlich eine junge Frau oder ein Mädchen (von ältern Frauen wird dabei abgesehen), so verzehren die Männer, welche mit ihr verwandt waren oder eine besondere Zuneigung für sie fühlten, gewisse Teile ihres Körpers, nachdem sie sich zuvor weiß bemalt haben. Ähnlich besteht unter den Stämmen Zentralaustraliens die Barbarei, die Leichname zu verzehren, damit, wie es heißt, um die Toten nicht weiter getrauert werde. Die Leiche wird (wenigstens bei den Dieyerie im Lakedistrikte und östlich vom Lake Torrens) an ein Grab getragen, wo man eine Probe abhält, um herauszufinden, wer den Tod verursachte. Alsdann wird das Fleisch von den Knochen losgetrennt, verteilt und verzehrt. Aber diese Barbarei unterliegt bestimmten Regeln; die Väter dürfen nicht ihre Kinder essen, wohl aber die Mütter, und ebensowenig beteiligen sich Söhne am Fleischgenusse ihrer Eltern. Für die übrigen Verwandten gibt es keine Einschränkung. Wenn ein Kind stirbt, ißt die Mutter den Kopf, während die Kinder im Lager mit dem Fleische des Rumpfes gefüttert werden, damit sie schnell wachsen, und stirbt eine erwachsene Person, so werden zunächst diejenigen Teile ihres Körpers gegessen, in welchen man ihre hervorragendsten Eigenschaften zu finden glaubt.

In einem Lande der Dürre, wie Australien es größtenteils ist, wird natürlich das **Wasser** eine der kostbarsten Gaben der Natur sein. Da der Mangel an Wasser oft das Drückendste ist, wird von den Eingebornen auch das Wasser als wertvolles Eigentum beansprucht, und das Erste und Wichtigste, was sie zum Lobe einer Gegend sagen, ist stets der Hinweis, daß sie viel Wasser habe. Streitigkeiten über Besitz oder Ausnutzung von Wasserstellen gehören daher neben den Streiten um die Weiber zu den häufigsten Ursachen von Fehden. Als Surrogat des Wassers gilt für durststillend und abkühlend die Bedeckung des Bauches mit Erde, welche von Südaustraliern auf langen Steppenwanderungen geübt wird. Auch hören wir von gegrabenen Brunnen der Eingebornen, besonders in den Reiseberichten aus Westaustralien.

Von **Ackerbau** der Australier kann man in der That kaum reden. Bei einer oberflächlichen Betrachtung könnten sie fast ohne jede Ungerechtigkeit als ebenso dieser Grundlage jeder höhern Kultur entbehrend bezeichnet werden wie die Buschmänner oder Feuerländer. Nur Spuren davon sind zur Beobachtung gekommen. Auf den Prinz von Wales-Inseln findet er sich in schwacher Nachahmung desjenigen der Melanesier; **Grey** hat im Nordwesten eine Yamswurzel angebaut gefunden und ebenso **Burke** im Innern. Auf seiner Reise von der Gantheaumebai zum Hutt River kam **Grey** über einen mehr als 3 engl. Meilen breiten Strich fruchtbaren Bodens, der eine einzige „Warran“- (Dioscorea-) Pflanzung darstellte

und buchstäblich durchlöchert von den Saatlöchern war. Das ist alles. Indessen muß man sagen, daß, abgesehen von der, wie wir gesehen haben, nicht zu überschätzenden Armut an einheimischen, zum Anbaue verlockenden Gewächsen, sowohl der Boden als vor allem das Klima diesen Versuchen so wenig entgegenkommen, daß diese natürlichen Verhältnisse allein schon genügen, um den Ackerbau nur in den wenigen begünstigtsten Strichen kräftig emporblühen zu lassen und auch da nur unter Voraussetzung einer Energie, welche man selbst den besten unter den Naturvölkern nicht zutrauen würde. In dem von G. Grey betonten Verbote, samentragende Pflanzen, von denen man sich nährt, nach dem Verblühen



Eine Opossumdecke der Australier (Museum für Völkerkunde, Berlin). 2/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 58.

auszugraben, kann man nur ein Gebot der hungerdrohenden Notwendigkeit sehen, von welchem bis zur Vermehrung und Erhaltung dieser Pflanzen durch Anbau es noch weit ist.

In dem Leben der Australier bleibt wenig Raum für **Gewerbthätigkeit**. Zwar bedingt die sehr verschiedenartige Verbreitung der Rohstoffe über das Land mehr Arbeitsteilung, als man in diesen einfachen Verhältnissen erwarten wird. Die jagdreichen Adelaidestämme waren z. B. geschickter als die von Port Lincoln in der Verfertigung von Decken oder Mänteln, die aus Pelzstücken zusammengenäht waren. Auch verschiedene ererbte Geschicklichkeiten tragen wohl hierzu bei. Innerhalb eines Stammes arbeiten die einzelnen Familien bestimmte Dinge, zu welchen ihnen Rohstoff und andre Erleichterungen zugänglich sind, die eine Matten, die andre Waffen 2c., und tauschen dann diese Produkte aus. Das meiste aber wird hergestellt, wo und wann es gebraucht wird. Von anderwärts zu findenden primitiven Industrien fallen in ganz Australien die Töpferei, das Schleifen der Steinwaffen, fast alles mit Ackerbau und Viehzucht Zusammenhängende weg, und das Übrigbleibende beschränkt

sich im wesentlichen auf die Bearbeitung der Häute, die Herstellung der Waffen und Geräte aus Holz, Stein, Muscheln &c. und auf das Flechten und Nähen.

Die Bereitung der Häute, für welche alles Gerben unbekannt ist, geschieht in bekannter Weise durch Ausspannen, Schaben und Reiben (s. die Tafel „Eine Australierfamilie von Neusüdwales" bei S. 68). Die Häute werden mit den Sehnen aus dem Schweife des Känguruh aneinander genäht, nachdem man mit einem scharf zugespitzten Knochen die Löcher dazu gebohrt hat (s. Abbildung, S. 57). Da die Häute nicht gegerbt sind, hüten die Eingebornen die innere Seite ihrer Mäntel sorgfältig vor Feuchtigkeit und drehen bei Regenwetter stets die behaarte Seite nach außen.

Die Flechtkunst kommt hauptsächlich beim Netzflechten in Anwendung, wobei die Australier einen ähnlichen Wurf haben, wie man ihn in den einfachen Netzen unsrer Fischer findet. In Matten leisten sie nichts Hervorragendes, Beiseres in Körben (s. nebenstehende Abbildung).



Aus Gras geflochtene Körbe der Australier. ⅛ wirkl. Größe.

Der Ziertrieb hat in Australien niemals jene große handelfördernde Entwickelung gefunden wie bei den perlen- und kaurigierigen Afrikanern. Die Versuche, mit Perlen einen Handel mit Australiern zu eröffnen, fielen nicht günstig aus, wozu aber wohl der Mangel an einheimischen Erzeugnissen, die zum Austausche dienen konnten, das Seine beitrug. Gold wußten die Eingebornen nicht zu fördern, Elfenbein und Straußfedern fehlten, Sklaven brachten die benachbarten Gebiete in hinreichender Menge hervor; damit waren die Hauptlockmittel primitiven Verkehres erschöpft. Daß also Australien fremden Völkern wenig Anziehung bot, um seine Gestade aufzusuchen und an denselben Handel zu treiben, ist sicherlich ein Hauptgrund für die ethnographische Rückständigkeit der Völker dieses Erdteiles.

Im Innern Australiens treiben jedoch einige Stämme unbedeutenden Handel miteinander, und auch im Norden tauschen die Eingebornen sich aus fern liegenden Distrikten, durch Vermittelung der dazwischenwohnenden Stämme, gegen Schilde und andre Gegenstände den bei ihnen nicht vorkommenden Ocker ein, welchen sie bei ihren Zeremonien verwenden. Die Dieyerie handeln ebenfalls ein wenig, aber dabei leitet sie immer der Hang nach Neuheit mehr als der Trieb nach Erwerb. Daß Frauen häufig gekauft und verkauft werden, haben wir schon erwähnt. Das Wichtigste, was von selbsthergestellten Handelsartikeln zu nennen wäre, durch welche der Australier Tauschwerte erzeugt, sind Waffen; auch Felle zur Bekleidung und Matten werden verhandelt. In Westaustralien findet man sogar ein eignes Wort, „Mandjar", für Markt oder Messe

## 4. Familie und Gesellschaft der Australier.

„Die Stämme der Australier sind nicht zu jenem Grade der Staatenbildung vorgeschritten, welcher große Reiche in festen Grenzen entwickelt."

Inhalt: Geburt. Kindesmord. Erziehung. Benennung der Kinder. — Namen der Familienstämme. Kobong. Exogamie. Verwandtschaftsregeln. Vererbung. Stellung der Frau. Sittlichkeit. Ehe. Brautraub. Eine Szene aus dem täglichen Leben der Südaustralier. — Leichenfeierlichkeiten. Totengericht. Grabmäler und Bestattungsweisen. — Schwäche der politischen Gliederung. Eigentumsrecht am Lande. Grenzen. Häuptlingschaft. Die Familienstämme. — Rechtsverhältnisse. Blutrache. Ratsversammlungen. Verkehr der Stämme. Kriegszustand. — Ngiampe. Jünglingsweihen. Narumbe. Weihen der Mädchen.

Die Gebärende entfernt sich, wenn sie ihre Stunde nahen fühlt, wenn, wie die Stämme der Macdonnellberge sagen, Altjira (Gott) ein Kind senden will, mit einigen andern Weibern vom Lager, und Männer und Knaben haben sie wie in der Zeit ihrer wiederkehrenden Reinigung zu vermeiden. Nach der Geburt wird der Vater des Kindes, der, wie alle andern Männer, während der Geburt abwesend sein muß, gerufen, worauf er sich an manchen Orten gleich ans Werk macht, durch Feueranzünden, Wasserbringen und dergleichen seinem Weibe Dienste zu erweisen. Daß der Mann sich gar nicht um die Gebärende und das neugeborne Kind kümmert, gehört wohl in manchen Fällen nur den übertriebenen Schilderungen an, wie sie uns gerade von den Australiern durch schwarzsichtige Ethnographen in größerer Zahl überliefert wurden. Solche Roheit ist nicht die Regel. Man kann, wenn man nicht gerade die Ausnahmen ins Auge faßt, Müttern wie Vätern die Zärtlichkeit gegen die Kinder nicht absprechen; sterben letztere, so tragen die Mütter nicht selten die Leichen 10—12 Monate in ihrem Sacke bei sich, auf welchem sie schlafen, bis nur noch die Knochen übrig sind, die sie endlich verbrennen oder begraben. Ebenso zärtlich sind die Väter, welche ermüdete Kinder sorglich an der Hand führen oder tragen. Man lese Greys lebendige Schilderung einer Requisition bei Eingebornen des Nordwestens für Felddiebstahl, wobei ein mitschuldiger Knabe gefangen genommen wurde, dessen Vater alles that, um ihn zurückzuerhalten. Er gab erst vor, der Knabe habe zur angegebenen Zeit geschlafen; dann behauptete er, die Fußstapfen des Knaben seien eigentlich die seiner zweiten Mutter; endlich plaidierte er die Jugend des Angeklagten, der von seiner Mutter verführt worden sei, und hing schluchzend am Halse seines Sohnes. „Immer", schließt Grey diese Szene, „sind diese Eingebornen von leidenschaftlicher Liebe für ihre Kinder erfüllt." Mag, besonders in der Zeit, in welcher die Mütter ihre Kinder auf ein weiches Rindenstück gebunden tragen, der angeborne Leichtsinn manches verfehlen, so daß Kinder verschmachten, erfrieren oder am Feuer sich versengen, und mag auch die große Kindersterblichkeit einen starken Beweis für Fehler im Aufziehen und Warten der Kleinen geben, so läßt doch anderseits schon die zwei- bis dreijährige Säugeperiode die natürliche Liebe der Mutter in ihrer ganzen Größe sehen.

Gerade hierin zeigen sich aber auch wieder die Gegensätze in der Seele dieser Menschen, denn wir hören von glaubwürdigen Leuten, wie Wyatt, der viele Jahre Protector of the Aborigines in Adelaide war, daß eine Mutter bereit war, ihrem noch säugenden Vierjährigen zuliebe den neugebornen Sprossen zu töten. Tiefer gehende Beobachtungen, wie sie uns z. B. in den Berichten Meyers, Taplins und Gasons über die Südaustralier vorliegen, lassen keinen Zweifel an der weiten Verbreitung des Kindesmordes bei den australischen Eingebornen. Eine alte Narrinyerifrau versicherte Meyer, daß, wenn die Europäer ein paar Jahre später gekommen wären, sie Australien menschenleer gefunden haben würden,



Weib mit Kind, aus Neusüdwales (nach Photographie).

und andre Leute desselben Stammes versicherten ihn, daß die Hälfte der Kinder dieser grausamen Sitte zum Opfer fallen. Jedenfalls steht die Zahl der Geburten in keinem Verhältnisse zu der der Überlebenden, und die Ungunst der Lebensverhältnisse kann nicht ganz für diese Differenz verantwortlich gemacht werden. Die Statistik ist auf diesem Gebiete von

geringem Belange, doch darf man erwähnen, daß Grey eine Liste der Zahl der Geburten von 41 ihm bekannten Frauen fertigte, wonach diese zusammen 188 Kinder, also 4—6 jede, gehabt hatten. Die höchste Zahl, die nur bei 3 Frauen vorkam, war 7 Kinder, und mit Einer Ausnahme hatte jede mehr als 1 Kind geboren. Die oben von Meyer angeführte Frau hatte selbst nur ein Kind getötet, sie kannte aber mehrere, die zwei- und dreimal dieses Verbrechen begangen hatten. Gewöhnlich wurde die Tötung gleich nach der Geburt und zwar in der Weise vorgenommen, daß dem Neugebornen heiße Stäbe von den Ohren her in den Schädel eingestoßen und die Löcher mit Sand gefüllt wurden. Inzwischen war ein Feuer angemacht worden, in dem der kleine Leichnam verbrannt ward. Erdrosselung und Tötung mit einem Keulenschlage kamen indessen auch vor. Taplin, der 1873 über die Narrinyeri schrieb: „Vor 13 Jahren wurde der dritte Teil der Neugebornen getötet", führt als die gewöhnlichsten Gründe folgende an: „Jedes Kind ward getötet, welches geboren wurde, ehe sein Vorgänger fähig war, zu gehen, da die Mutter nicht zwei auf einmal mit sich tragen könne. Alle mißgebildeten Kinder wurden getötet, ebenso von Zwillingen einer oder alle beide. Mindestens die Hälfte der Kinder von weißen Vätern fiel der Eifersucht der eingebornen Männer zum Opfer. Mädchenkinder wurden oft getötet. Und endlich werden Fälle berichtet, daß eine junge Mutter ihr Kind aus gegen ihren Willen eingegangener Ehe aus Zorn und Rache tötete." Im schlimmsten Falle wird aber wenigstens in die Form der Ermordung eines Kindes etwas Menschliches zu legen gesucht. So gehören die Port Lincoln-Stämme zu den niedrigststehenden, und doch wird der bei ihnen so häufige Kindesmord nicht von der Mutter selbst und nicht in der Nähe des Lagers, sondern von einem andern Weibe ausgeführt, welches die Wöchnerin in einiger Ferne begleitet. Wie früh manche Mädchen gebären, ist bei Erwägung dieser Sitten oder Unsitten nicht zu übersehen; vierzehnjährige Mütter sind keine Seltenheit.

Man darf jedoch aus diesen Thatsachen nicht folgern, daß die Australier keiner Liebe für ihre Kinder fähig seien. Die Natur verleugnet auch hier nicht ihre Macht, die über alle Not und Verkommenheit menschliche Instinkte triumphieren läßt. Ist nur einmal bestimmt, daß ein Kind erhalten bleibt, so kennt die Zärtlichkeit, die Geduld, womit es behandelt wird, keine Grenzen. Jeder liebenswürdige Zug in seinem Wesen wird mit Entzücken beobachtet, und die liebevollste Sorgfalt wacht über das Kind. „Ich habe", sagt Taplin, „Männer gekannt, die, wenn die Mutter abwesend oder krank war, ihren Kleinen die Wärterin stundenlang und zwar ausgezeichnet ersetzten. Einmal sah ich einen Mann in wilder Wut jeden niederschlagen, der in den Bereich seiner Waffe kam, weil er auf der Stirne seines kleinen Jungen einen leichten Blutfleck, durch einen zufällig erhaltenen Schlag verursacht, erblickt hatte. Ich erinnere mich eines Elternpaares, das der Tod des Kindes aufs tiefste betrübte. Das Kind war geboren worden, ehe das nächstältere laufen konnte, und sollte also nach der üblichen Sitte getötet werden. Durch meinen Einfluß blieb sein Leben verschont, die Eltern gewannen es unaussprechlich lieb, und als es starb, legten sie einen Kummer an den Tag, wie ich ihn wohl nie wahrer und ergreifender gefunden habe." Die Mutter zeichnet sich natürlich auch hier durch ihre Hingebung aus. Wenn das Kind überhaupt leben darf, so wird es mit größter Sorgfalt herangepflegt, besser, als dies den meisten Kindern ärmerer Klassen in Europa zu teil wird. Um sein Gedeihen zu sichern, wird an den Aberglauben appelliert und dem Kinde die Nabelschnur um den Hals gelegt; gebadet wird es nie, sondern mit trocknem Sande abgerieben. Wenn es schreit, so nimmt es eine Person der andern ab, um es liebkosend zu beruhigen. Der Vater nimmt das Kind, wenn es ein Sohn ist, schon, sobald es gehen kann, mit sich auf seine Jagd- und Fischzüge, unterrichtet es in allen praktischen Fertigkeiten, erzählt ihm die Überlieferungen, die an bestimmte Örtlichkeiten sich knüpfen, und zieht dergestalt seinen Sohn

zu der Fähigkeit heran, schon im frühen Knabenalter den größten Teil seiner Nahrung durch Vogelfang, Fischerei ꝛc. sich selbst zu erwerben. Von Kinderspielen hören wir wenig in den Berichten der Beobachter. Nur Waffenspiele der Knaben, besonders mit dem wichtigen Speere, werden öfters erwähnt. Vom 14. oder 15. Jahre an nimmt der Jüngling teil an den Kriegen oder Schlägereien, und mit 16 oder 18 Jahren, wenn der Bart zu sprießen beginnt, wird er in der später zu schildernden Weise in den Kreis der Männer aufgenommen.

Das Kind erhält einen Namen, sobald es gehen kann, aber dieser Name ist keineswegs bleibend, sondern bei besondern Gelegenheiten, wie z. B. bei der Erreichung des Mannesalters, werden neue Namen beigelegt. Auch nehmen häufig Vater und Mutter neue Namen nach einem Kinde so lange an, bis ein andres geboren wird. Bei den Narrinyeri ist z. B. der Kulmatinye Arni der Vater, die Kulmatinye Anikke die Mutter des Kulmatinyeri. Männer- und Frauennamen unterscheiden sich oft nur durch verschiedene Endungen. In Queensland finden sich die Namen Barang, Bundar, Bandur und Derwain für Männer sowie Barangum, Bundarum, Bandurum und Derwaingum für Frauen des Stammes. Am Bulonne ist der Name Urgilla (mit der Schwester als Urgillagun), Obur (und Oburugun), Unburiri (und Unburirigun), Wungo (und Wungogun) im Gebrauche ꝛc. Die eigenartigen Dualnamen bei Weibern sind nach ihrer Entstehung unbekannt. Am leichtesten werden wohl bei diesen wandernden Stämmen die von Örtlichkeiten hergenommenen Namen abgelegt, Namen wie z. B. Nilgewae, der an einem Orte, Namens Nilge, Geborne, oder Zeitnamen, wie Waldaninyeri, der dem Sommer Angehörige. Am meisten wirkt aber in dieser Richtung wahrscheinlich die Sitte, niemals die Namen verstorbener Personen wieder auszusprechen. Da nun die Eingebornen ihre Namen von Orten, örtlichen Besonderheiten, Tieren und Ereignissen entlehnen, so hat der Tod von Personen eine häufige Veränderung nicht nur in den Personennamen aller derjenigen, welche denselben Namen tragen, sondern auch in geographischen und andern Benennungen zur Folge. Der Einfluß, welchen dieser Brauch auf die Wandlung der Sprache haben muß, zumal wenn Hunderte von Stämmen einer solchen Sitte zugethan sind, leuchtet ein. Zu dem Eigennamen kommt in jedem einzelnen Falle der Stammesname, der von belebten oder unbelebten Dingen hergenommen ist, und beiden Umständen ist wohl jene weite Verbreitung gewisser Namen zuzuschreiben, welche schon Grey mit Staunen hervorhebt. Er fand in Westaustralien in einem Striche von 400 bis 500 engl. Meilen Breite dieselben Namen, traf dann in Südaustralien einen Mann, der einen dieser Namen trug, und zeichnete in Westaustralien einen Namen Yungari auf, den Flinders am Carpentariagolfe nennt. Dazu kann übrigens auch der Namentausch in beschränktem Maße beitragen, denn die polynesische Sitte des Namentausches ist auch im australischen Kontinente weitverbreitet. Beide Freunde nennen sich dann Bruder und haben entsprechende Verpflichtungen gegeneinander. Nördlich von Moretonbai, in Wide Bay, nannten die Betreffenden gegenseitig unter Nasenreiben den Namen des Freundes, und damit war der Bund geschlossen. Auch der Ursprung der eigentlichen Eigennamen bedingt mancherlei Übereinstimmungen, da die Zahl des Kindes in der Reihe seiner Geschwister und der Geburtsort bei der Namengebung berücksichtigt zu werden pflegen.

Diese Übereinstimmung der Namen hat ihren Grund hauptsächlich darin, daß die einzelnen Stämme in eine große oder kleine Zahl von Gruppen zerfallen, deren Ursprung und Zweck keineswegs klar sind, von denen aber in allen Fällen, wo wir ihnen begegnen, die Enthaltung der wechselweisen Heirat verlangt wird. Wir werden einige Gründe anzuführen haben, welche für den Zusammenhang dieser Zerteilung mit der Forderung der Exogamie sprechen. Die Familiengrundlage dieser Sonderung scheint deutlich hervorzutreten, wenn uns von dem südaustralischen Stamme der Narrinyeri erzählt wird, daß er in 18 Gruppen (von den Beschreibern gewöhnlich Stämme, tribes, genannt) zerfalle,

deren jede als eine Familie aufgefaßt werde, in welcher jedes Mitglied mit dem andern blutsverwandt und daher jede Heirat ausgeschlossen sei. Unter sich oft im Streite, durch Embleme und andre Besonderheiten unterschieden, bilden dennoch diese Gruppen einen festen Bund gegenüber allen ihren Nachbarn. Taplin zählt sämtliche Embleme der 18 Stammes- oder Familiengruppen der Narrinyeri auf. Es sind folgende:

1) Welinyeri. Schwarze Ente. Schwarze Schlange mit rotem Bauche. 2) Lathinyeri. Schwarzer Schwan. Krikente. Schwarze Schlange mit grauem Bauche. 3) Wunyakulbe. Schwarze Ente. 4) Piltinyeri. Blutegel. Wels. 5) Korowalle. Peitschenschlange. 6) Karatinyeri. Hellfarbiger Wildhund. 7) Rangelinyeri. Dunkelfarbiger Wildhund. 8) Munguliniyeri. Bergente (Sheldrake). 9) Kanmerarorn. Barbe, genannt Kanmeri. 10) Nyrangatari. Känguruhratte. 11) Pankinyeri. Butterfisch, genannt Kungulbe. 12) Turarorn. Schwarzes Bläßhuhn. 13) Lungundi. Seeschwalbe (Tern). 14) Kaikalabinyeri. Stierameise. Wasserpflanze Pinggi. 15) Kondolinyeri. Walfisch. 16) Tanganarin. Pelikan. 17) Raminyeri. Wattle Gum. 18) Punguratpular. Moschusente. In Westaustralien nennt man dieses „Wappentier" eines Stammes seinen Kobong, und Grey fand immer eine Abneigung bei den Trägern eines solchen Symboles, ihrem Kobong irgendwie näher zu treten. Trifft man es schlafend, so wird man es nicht töten, und wenn es in der Jagd unterkommt, läßt man ihm sicherlich eine Möglichkeit des Entkommens. Wer eine Pflanze als Kobong hat, wird sie in bestimmter Zeit des Jahres und unter gewissen Umständen nicht pflücken. Diese Scheu wird von den Westaustraliern darauf zurückgeführt, daß irgend ein Individuum der betreffenden Tier- oder Pflanzenart ihr nächster Freund ist, dessen Tötung ein großes Verbrechen sein würde. Ein wichtiger Teil der Manneswèihen scheint mit der Einführung in dieses Schutzgeistsystem sich zu befassen. Die ganze Anschauung deckt sich merkwürdigerweise bis ins einzelnste mit dem Totemsysteme der nordamerikanischen Indianer.

Diese Sonderung eines Stammes erscheint einfacher bei andern Stämmen, ohne daß es doch Gründe der geringern Volkszahl wären, welche eine einfachere Gliederung bewirkten. So teilen sich z. B. die Port Lincoln-Stämme in Mattiri und Karraru mit demselben sozialen Effekte, d. h. es darf kein Mattiri wieder eine Mattiri heiraten, kein Weib muß zu den Karraru gehören, und umgekehrt. Der Unterschied wird dadurch aufrecht erhalten, daß jedes Kind zu seinem eignen Namen denjenigen des Stammes annimmt, zu welchem seine Mutter gehört Auch hier im Süden spielt das Kobong seine Rolle, wiewohl man es (nach Eyre) weniger streng damit nimmt, denn irgend welche Jagdbeschränkungen gibt es hier nicht, und eine andre Abweichung besteht darin, daß hier das Kobong sich nicht immer auf den Sohn vererbt, dieser also kein neues für sich besitzen kann. Übrigens begegnen uns auch am König Georg-Sunde zwei „Klassen" von Eingebornen, Erniung und Tum oder Taanan genannt, mit demselben Verbote der Endogamie. Ein viel komplizierteres System, das aber auf dieselbe Wurzel zurückführt, findet man bei den Eingebornen am Peake River und an Charlotte Waters, welche in vier Arten von Unterstämmen, genannt Parula, Puninga, Pultara und Cumara, zerfallen. Ein Gleiches wird von Kempe bei den Stämmen in der Umgebung von Hermannsburg, als Burula, Bunanka, Paltare und Kuman, in demselben Sinne angeführt und mitgeteilt, daß jede dieser Gruppen ein Tier als Symbol, die Bunanka z. B. den Geier, führt. Ein Parula darf nur eine Puninga, ein Puninga nur eine Parula heiraten, und deren Kinder werden im erstern Falle Cumara, im andern Falle Pultara. Ein Pultara darf nur eine Cumara heiraten, und umgekehrt. Ist der Mann ein Pultara, so werden die Kinder Puninga, ist es die Mutter, so werden sie Parula 2c. Ähnliche Bestimmungen gelten nach Greffrath in Westaustralien; sie finden sich im Lakedistrikte Südaustraliens und im Süden von Queensland. Diese Sonderung ist auch bei

Stämmen am Darling üblich, vereinigt sich aber hier mit der ins einzelne gehenden Kobong-unterscheidung der Südaustralier in auffallender Weise. Im Kamilaroi heißen die Männer Ippai, Muri, Kubbi, Kumbo, die Frauen Ippata, Mata, Kapota, Buta. Ein Ippai kann eine Ippata (andrer Familie) oder eine Kapota heiraten, ein Murri nur eine Buta, ein Kubbi nur eine Ippata, ein Kumbo nur eine Mata. Dazu kommt aber die Verteilung nach den Tieren, wodurch die Gruppen der Duli oder Iguana, Nurai oder Schlange, Murriira oder Padymelon, Bilba oder Bandicoot, Mute oder Opossum entstehen, und einer ähnlichen Stammesgliederung entspringt es wohl, wenn von zwei Stämmen am Dawson der eine nach dem weißen Kakadu, der andre nach dem schwarzen benannt ist. Diesen Benennungen ist das komische Mißverständnis zu danken, daß „die Westaustralier sich nach ihren wichtigsten Nahrungsmitteln benennen“. Wahrscheinlich sind jene Stämme des Ostens, welche alle auf -gal endigen, wie Widgal, Karvagal, Kameragal, Wangal und andre, in ähnlicher Weise voneinander gesondert. Leider ist es nicht bekannt, wie fremde Weiber, die durch Raub in einen solchen Stamm von außen und oft von fern her gelangen, zu dieser Kobong- oder Murdu-Einteilung sich verhalten. Am Nordwestkap soll das Kobongsystem angeblich ganz fehlen.

Fast sicher sind auch angebliche Kastensonderungen auf diese exogamische Stammesgliederung zurückzuführen. Von Port Essington wird berichtet, daß man außer der Einteilung des Stammes in Familien noch eine andre Einteilung jedes Stammes in drei Stände: Manjerojelle, Manjerawule und Manbulget, habe, welche so streng geschieden seien, daß sie nicht einmal untereinander Ehen schließen. Gerland glaubt, man habe es hier entschieden mit drei Rangstufen zu thun, deren vornehmste, die Manjerojelle, in der That wenig zahlreich ist. Nach Earl will die erste Kaste vom Feuer, die zweite vom Laube abstammen, während der Name der dritten „Netzmacher“ bedeutet. Das deutet auf Kobong. Ähnliche Namen nennt Wilson von der Rafflesbai: die Manbrogillie, eine Art Adel, wie er sagt, die Manburge und die Manbrowillie. Trotz ihrer strengen Scheidung sind diese Abteilungen an Recht und äußerlich ganz gleich. „Wir haben auch hier wohl den Überrest früherer besserer Zeiten dieser Völker und, wie es scheint, dieselben drei Stände, welche wir auch sonst im Osten finden, die Häuptlinge und Vornehmen, die Freien und die Handwerker, das gemeine Volk, obgleich sich das nicht beweisen läßt.“ (Gerland.) Über den Ursprung der exogamischen Stammesgliederung haben die Dieyeri folgende bezeichnende Tradition: Nach der Schöpfung lebten Väter, Mütter, Schwestern, Brüder, kurz alle nahen Verwandten bunt untereinander; doch wurden die Folgen ihrer Vermischung als üble erkannt, und man beriet, wie dieselben abgewendet werden könnten. Man einigte sich, eine Botschaft hierüber an Muramura zu senden, welcher darauf die Antwort herabgelangen ließ, daß der Stamm in Zweige geteilt und jeder dieser durch besondere Namen von belebten und unbelebten Dingen, wie Hund, Maus, Emu, Regen, Iguana etc., unterschieden werden solle. Die Glieder eines solchen Zweiges sollten nicht untereinander heiraten, d. h. der Sohn eines Hundes sollte nicht die Tochter eines Hundes heiraten; aber jedes von beiden möge sich mit den Mäusen, Emus, Ratten etc. verbinden. Grey, der sich bei den Westaustraliern nach dem Ursprunge dieser Gruppennamen erkundigte, erhielt die aufgeklärtere, aber nicht überzeugende Antwort, daß in ihren Wohnsitzen die betreffenden Tiere, Pflanzen etc. sehr häufig gewesen seien.

Sicher wird gerade auf die Exogamie, wie dies schon hervorgehoben wurde, ein großes Gewicht gelegt, so daß viele Stämme kaum irgend eine Sitte heiliger halten als diese. Schon eine Spur von Blutsverwandtschaft verbietet bei ihnen die Heirat, die erste Frage einer Freiung gegenüber bezieht sich hierauf, und wenn das Paar trotzdem sich vereinigt, so wird die Vereinigung als gesetzlos betrachtet; ja, die sonst in Dingen der Moral

so laxen Australier sind geneigt, eine derartige Verehelichung als Inzest mit dem Tode zu bestrafen. Von den Eingebornen am König Georg-Sunde behauptet Nind sogar, daß sie für am besten hielten, die Weiber aus möglichst weiter Ferne zu holen. Man ist selbst so weit gegangen, der anderweitig erklärbaren seltsamen Ngia-Ngiampe-Zeremonie (s. S. 81, unten) einen exogamischen Ursprung zuschreiben zu wollen. Thatsache ist, daß sie in Fällen zur Anwendung kommt, wo Glieder verschiedener Stämme, die aber zu nahe verwandt sind, an der Verheiratung gehindert werden sollen. Aber ihr Hauptzweck liegt doch wohl auf einer andern Seite. Man hat nämlich gesehen, daß die Zahl der Weiber oft ungenügend ist und für viele nach Beweibung Strebende noch weiter gemindert wird durch die herrschende Polygamie, durch welche die Ältern und Angesehenen zu ungunsten der Jüngern, Niedrigern bevorzugt werden. Dadurch gewinnen für jede Familie die mannbaren Weiber einen großen Wert, der in dem oben geschilderten Systeme der Tauschheirat sich deutlich ausspricht, und es wird also ein Interesse aller Männer in derselben Familie sein, daß keiner von ihnen sich die unverheirateten Frauen derselben förmlich anheirate und dadurch die Objekte des Tauschhandels wegnehme, welcher seine Genossen befähigen soll, sich das kostbarste aller Besitztümer zu erwerben. Sogar der Mythus hat diese Sitte geheiligt und bezeichnet als unechte oder barbarische Völker diejenigen, welche diese Heiratsgebräuche umgehen: als von den vier Frauen, die mit vier Brüdern aus dem Osten in einem Kanoe nach der Nordwestküste Australiens gekommen waren, zwei zurückgekehrt und von dem Feuergotte Thilkuma vernichtet waren, vermählten sich die zwei Frauenlosen, als verwitwete Onkel, mit ihren Nichten, wurden aber wegen dieses Bruches alter Heiratsgebräuche von den Ingao-a, dem echten Volke im Nordwesten, nach den südlichen Wüsten getrieben, wo sie als Karnivual oder Bastarde leben.

Man darf die Frage aufwerfen, ob nicht in den Kreis der exogamischen Thatsachen auch die höchst eigentümliche Sitte falle, welche sich in einem großen Teile von Australien findet, daß der Eidam nie den Namen der Schwieger, die Schnur nie den des Schwähers nennen darf und, wenn derselbe ein Appellativ ist, sie auch das gleiche Appellativum nie anwenden dürfen. Ja, in manchen Gegenden dürfen sich diese Verwandten nach der Verlobung nicht mehr sehen, die künftige Schwiegermutter muß ihr Angesicht dem Eidam gegenüber völlig verdeckt halten. Am Spencergolfe verbirgt sie sich fortwährend vor ihm und er sich vor ihr auf das allerstrengste; nicht einmal Dritte dürfen ihr die Anwesenheit des Eidams mit Worten kundthun, nur durch Zeichen darf sie gewarnt werden.

Die Thatsache, daß die Exogamie zwar bei der Heirat, nicht aber bei freier Vermischung der Geschlechter festgehalten wird, welche doch eine so gewöhnliche Erscheinung ist, könnte darauf gedeutet werden, daß diese Einrichtung zu einer Zeit getroffen wurde, wo die Ehe noch fest genug stand, um den bei der Exogamie vorgesetzten Zweck erreichbar erscheinen zu lassen. Heute wird er jedenfalls nicht erreicht.

Im Zusammenhange mit diesen Heiratsgebräuchen steht eine strenge Auseinanderhaltung der **Verwandtschaftsgrade**, deren ganze Gliederung bis ins einzelne an die Verwandtschaftssysteme andrer Völker, wie z. B. der Tamulen in Indien und der Irokesen in Nordamerika, erinnert. Die Verwandtschaftsverhältnisse stellen sich z. B. bei den Narrinyeri und deren Nachbarstamme, den Meru, folgendermaßen dar: 1) Der Mann nennt die Kinder seines Bruders, wie seine eignen, Sohn und Tochter. Die Kinder seiner Schwester sind seine Neffen und Nichten. 2) Die Frau betrachtet die Kinder ihrer Schwester als ihre eignen Söhne und Töchter, während sie die Kinder ihres Bruders Neffen und Nichten nennt. So hört man oft, daß ein Eingeborner den Bruder seines Vaters, wie diesen selbst, mit Nanghy (mein Vater) anredet und die Schwester seiner Mutter ebenfalls mit Nainkowa (meine Mutter). 3) Des Vaters Brüder gelten als Väter des Kindes, des Vaters Schwestern

sind seine Tanten. 4) Die Schwestern der Mutter sind des Kindes Mütter, ihre Brüder werden Onkel genannt. 5) Der Narrinyeri sieht die Kinder der Brüder seines Vaters als seine eignen Geschwister an, ebenso wie diejenigen der Schwestern seiner Mutter. Die übrigen Geschwisterkinder sind Vettern und Basen. 6) Der Mann nennt die Kinder seiner Vettern und Basen mit demselben Worte wie die Enkel seiner Schwestern. 7) Die Brüder seines Großvaters sowie die Schwestern seiner Großmutter sind auch seine Großeltern. Jeder Titel des Großvaters kommt auch dessen Brüdern zu, ebenso gilt die Anrede für die Großmutter auch für deren Schwestern. 8) Der ältere Bruder heißt Gelanowe, der jüngere Tarte; die ältere Schwester wird Maranowe, die jüngere Tarte genannt. Es gibt keinen Kollektivausdruck, womit ein Mann seine sämtlichen ältern und jüngern Geschwister bezeichnen könnte. 9) Die Narrinyeri geben den Verwandtschaftsnamen verschiedene Endungen, je nachdem sie mit der ersten, zweiten oder dritten Person gebraucht werden. Wenn man von Vater und Kind zugleich spricht, so nennt man sie mit Einem Worte Netulengk, Mutter und Kind zusammen Natulengk. 10) Die Narrinyeri besitzen Worte, die im Sinne von Witwer und Witwe eine Person bezeichnen, welche einen Verlust erlitten hat. Wer sein Kind verloren hat, heißt Mainmaiyari, der Vaterlose Nukathe, der Mutterlose Kulyutye; wer Bruder oder Schwester verloren hat, Muntyuli.

Man sieht, es fehlt nicht an den Worten, um die feinsten Verwandtschaftsverhältnisse auszudrücken. Leider fehlt öfters diesem Gerippe das warme Fleisch und Blut der echten, dauernden Gefühle. Und doch ist bei der Schwäche der politischen Entwickelung diese strenge Verwandtschaftsgliederung der festeste Halt, den die Überlieferung dem Leben der Australier bietet.

Bei vielen Stämmen der Australier beruht durchaus alle Vererbung auf den Frauen. Da die Kinder zur Familie der Mutter ohne weitere Beziehung zu ihren Halbgeschwistern von andern Müttern gehören, werden sie nach dem Tode des Vaters geradezu verteilt. Auch die Blutrache erbt durch die Mutter, und alle die durch die Mutter bestehenden Familienbeziehungen werden auf das strengste innegehalten. Indessen ist hierin nicht eine unmittelbare Folge des Verwandtschaftssystemes zu erkennen, denn gerade bei den Narrinyeri gehören die Kinder eines Mannes zu seinem und nicht zu der Mutter Stamme; eines Mannes Sohn erbt seines Vaters Besitz. Und doch haben die Narrinyeri das eben geschilderte streng durchgeführte System der die weibliche Linie bevorzugenden Verwandtschaftsgliederung. Auch bei den Yaribandemi folgen die Söhne dem Stamme des Vaters, die Töchter dem der Mutter. „Im Westen“, erzählt Grey, „teilt jeder Vater sein Land unter seine Söhne, und hat er keine, so erben die Söhne seiner Töchter, denn ein Weib kann im Westen kein Grundeigentum besitzen.“ Das Vermögen also vererbt sich nicht durch die Mutter, sondern nur Verwandtschaft oder Stammeszugehörigkeit und Rang, wo letzterer gilt. Doch zeigt sich auch in dieser Beziehung keinerlei allgemein gültige Regel, denn im Süden, wo das ererbte Land (pangkarra) stets einen Eigennamen hat, welchen der Besitzer nach dem Lande führt, und ebenso im Norden erben auch die Weiber mit; im Norden, wo das jüngste Kind das reichste Erbe erhält, auch verheiratete Töchter. Eigenartig ist die Stellung der Witwe bei manchen Stämmen, vorzüglich bei den zentralaustralischen. Während nämlich der Mann sich wieder verheiraten darf, geht die Witwe gewissermaßen in das Eigentum des Stammes über, was den Anschein von Polyandrie erwecken mag. Westaustralier haben die Leviratsehe, und bei ihnen auch besteht die Sitte Tarramanakkarak, der zufolge eine Ehefrau und ein Unverheirateter sich für den Fall des Absterbens des Gatten der erstern verloben dürfen.

Die Stellung der Frau ist unter solchen Verhältnissen immer eine niedrige. Daß sie ganz als Eigentum ihres Mannes gilt (daher „Eigentümer eines Weibes“ im Adelaide-Dialekte geradezu Ehemann bedeutet), ist nichts Australien Eigentümliches. Aber hier

kommt noch eine Anzahl von Sitten und Gebräuchen hinzu, welche das Weib weiter in den Hintergrund des öffentlichen und selbst Familienlebens drängen als bei andern Völkern, denen die Vorstellung des Weibes als Sache nicht minder geläufig ist. Wir hören hier nichts von weiblichen Häuptlingen und von Amazonengarden, wie in Afrika, nichts von der Teilnahme der Weiber an öffentlichen Beratungen, wie bei den Malayen. Weibliche Zauberer, Heilige, Ärzte sind sehr selten. Da die polynesischen Tabugesetze in betreff der Weiber auch hier gelten, dürfen sie nicht mit den Männern essen und sind von allen religiösen Feiern, meist auch von den Tänzen ausgeschlossen. Eine Reihe Nahrungsmittel sind ihnen verboten, z. B. manche Fische und alle Schildkröten; Tauben sind nur den Schwangern erlaubt, alle andern werden davon krank, d. h. die Strafe des Tabubruches tritt ein. Von den Encounterbai-Stämmen berichtet Rev. Meyer, daß in einer gewissen Jahreszeit, wo schmackhafte Fische häufig sind, die Männer plötzlich dieselben für rambe (heilig) erklären, worauf Weiber und Kinder erst von den Fischgerichten essen dürfen, wenn die Männer sich an denselben gesättigt haben und dieselben kalt geworden sind.



Ein Mann aus Neusüdwales (nach Photographie).

Vielleicht ist aber von erheblicherer Wichtigkeit für die soziale Stellung der Weiber der Umstand, daß gewisse Weihen einen außerordentlichen Einfluß auf das ganze Leben der Männer und Knaben üben, so daß die davon ausgeschlossenen Weiber schon durch die Nichteinweihung in alle die Geheimlehren auf eine niedrigere Stufe verwiesen sind. Mit Recht hebt Gerland hervor, daß auch ihre gräßlichen Mißhandlungen nur die letzten Folgen dieser geringern Heiligkeit sind. Die Geheimbünde stehen wie eine abgeschlossene Aristokratie den Außenstehenden gegenüber, und diese letztern sind fast nur Weiber und Kinder. Wenn nun auch bei manchen Stämmen zu den Gelübden, die ein Warrawarra, d. h. ein unter die Männer aufgenommener Knabe, ablegen muß, nicht bloß die Vermeidung des Umganges mit der Mutter und Kindern, sondern auch das Abstehen von aller Gewaltthat mit oder ohne Waffen gegen die Weiber gehört, so mag doch bei dem erregbaren, zügellosen, unberechenbaren Charakter der eingebornen Männer das letztere Gelübde sehr leicht öfter verletzt werden als das erstere, und eine gewisse angeerbte Mißachtung des Weibes, welche die Australier mit allen jenen Völkern teilen, in deren Seele das Gefühl der Hochherzigkeit nicht zum Bewußtsein erwacht ist, trägt wohl zu dieser ungünstigen Wendung bei. Die verächtliche Meinung der Eingebornen vom Weibe prägt sich sehr gut in dem Beschlusse einer Ratsversammlung aus, welcher Grey auf seine Klage wegen Feldddiebstahles einer Nordwestaustralierin mitgeteilt ward. Er besagte folgendes: „1) Kartoffeldiebstahl ist eine sehr schlechte That, besonders bei Weibern. 2) Weiber sind notorische Diebe und überhaupt von schlechterm Charakter als die Männer. 3) Daß Weiber Schläge bekommen, ereignet sich alltäglich." An eine gewisse Ausgleichung dieser Benachteiligung möchte nur die Mongo genannte Sitte der Westaustralier erinnern, einem alten Weibe das Amt der Großmutter des Stammes (Moyran) zu übertragen, durch welches es eine hervorragende Stellung erwirbt und befähigt wird, Streit beizulegen, Kämpfende zu trennen und zum Kriege aufzurufen.

Es ist von geringer Konsequenz für die Sittlichkeit dieses Volkes im allgemeinen, daß da, wo die Ehe durch strenge Vorschriften beeinflußt ist, auf Keuschheit des weiblichen Geschlechtes gehalten wird. Dies ist an der Nordküste des Kontinentes der Fall, keineswegs aber in Zentral- und Südaustralien, wo im Gegenteil eine große Lockerheit der Sitten

in und außerhalb der Ehe die Regel ist. Ebensowenig kann man es als eine die Moral fördernde Einrichtung bezeichnen, daß die Mädchen schon als Kinder ältern Männern verlobt und dann von diesen, bis sie dieselben heiraten können, aufs argwöhnischste beobachtet werden. Dadurch werden Ausschweifungen verhütet, weil sie eine Verletzung erworbener Rechte bedingen würden, gerade wie der Ehebruch mit dem Tode bestraft wird, ohne daß darum der Mann die Sitte verletzt, wenn er sein Weib seinen Brüdern überläßt. Zu sehen, wie das eigne Gefühl der Eingebornen zwischen Thaten unterscheidet, welche uns unterschiedslos als unsittlich erscheinen, ist die beste Belehrung über Sittlichkeitsbegriffe. Wir hören, daß die Eingebornen von Port Lincoln die Weibergemeinschaft zwischen nahen Verwandten und besonders zwischen Brüdern für etwas ganz Erlaubtes halten, während sie die Sitte des Verleihens des Weibes durch den Gatten an Fremde oder des Weibertausches für eine Nacht zwischen Bekannten für eine Schande halten. Dennoch kommt letzteres gerade bei diesem Stamme oft genug vor. Bezeichnend ist es dabei, daß, während die Männer den Namen Yangara für ihre eigentlichen Weiber gebrauchen und den Namen Karteti für diejenigen vorbehalten, auf welche sie als Brüder oder Nächstverwandte einen Anspruch haben, die Weiber ihren Gatten und dessen Brüder mit demselben Namen nennen.

Vielweiberei tritt uns überall bei den Australiern entgegen, wo die Möglichkeit dazu vorhanden ist, d. h. wo die genügende Anzahl von Weibern zu haben und Nahrung für sie und ihre Sprosse zu finden ist. (S. die beigeheftete Tafel „Eine Australierfamilie von Neusüdwales“.) Im fruchtbarern Nordwesten sah man Männer mit elf Weibern, an der zu solch üppigem Leben weniger auffordernden Südostküste scheinen sich die meisten mit nur zwei Weibern zu begnügen. Wenn die Last des Daseins hart auf dem Australier liegt, der sein halbes Leben unter Entbehrungen zubringt, so fällt sie doppelt schwer auf die Schultern des Weibes, auf welche der Mann so viel abwälzt, als ihm beliebt, während diese Armen dazu noch für sich und ihre Kinder sorgen müssen. Wenn trotzdem so viele Beobachter die rührende Anhänglichkeit der Weiber an ihre Männer und Herren rühmen, so kann man daraus nur sehen, wie groß die Macht der Gewöhnung, der Not und der Furcht, dreier schrecklicher Gewalten im menschlichen Leben, auch hier sich erweist: Walfischfänger auf der Känguruhinsel stahlen drei eingeborne Weiber aus der Gegend von Kap Jervis; zwei davon kamen in einem Nachen zurück, die dritte fand man, ihren Säugling auf den Rücken gebunden, mit dem sie über die Enge zu schwimmen versucht hatte, tot am Strande. Man kann von Sittlichkeit in diesen Verhältnissen nicht reden. Die Ehe dient dem Australier nicht zur Fesselung und Milderung der Begierden, sondern sie bietet ihm nur die Bequemlichkeit eines Hausstandes, ohne seine Freiheiten zu beschränken. Er bricht die Ehe hundertmal, straft aber sein Weib auf das grausamste, wenn dieses einen Fehltritt sich zu schulden kommen läßt. Er verstößt sein Weib, wenn es ihm nicht mehr gefällt, und nimmt sich ein andres; aber dieses darf sich nicht von ihm entfernen. In früher Jugend werden die Weiber, wie oben erwähnt, an alte Männer gegeben; nach Grey ist dieses bei den Westaustraliern so weit Sitte, daß weibliche Kinder immer schon einige Tage nach ihrer Geburt verlobt werden. Sterben diese, so gehen sie in der Regel an deren Erben über, d. h. an die Brüder, wenn solche vorhanden und denselben Namen tragen, oder an solche, die jünger sind als sie, und welchen das Recht zusteht, schon vor dem Tode des Mannes sich um sie zu bewerben. Beides ein nicht beneidenswertes Schicksal! Weiber sind ein wertvolles Gut, und die ältern Männer suchen sich dasselbe möglichst zu erhalten und zu mehren, indem sie sich Mädchen erkaufen oder ihre eignen Töchter gegen Töchter ihrer Freunde oder Nachbarn vertauschen. Für die Eingebornen Südaustraliens gibt der Zensus von 1876: 2203 männliche auf 1750 weibliche an. Mag nun diese Zahl auch teilweise ein Produkt der pathologischen Verhältnisse sein, welche in einem großen Teile dieser Stämme



EINE AUSTRALIERFAMILIE VON NEU-SÜDWALES.

die Berührung mit den Europäern hervorgebracht hat, so wissen wir doch aus andern Quellen, daß ein Mangel an Weibern oft auch bei völlig unberührten Stämmen eintritt.



Weiber und Kind aus Neusüdwales (nach Photographie).

Wir wundern uns daher nicht, daß Weiberraub eine der häufigsten Ursachen von Kriegen unter den Australiern ist, und daß die Untreue der naturgemäß gar manchen Verführungen ausgesetzten Weiber mit großer Strenge bestraft wird. Der Tod ist hierfür noch zu gering. In Alice Springs und Umgebung ist die Strafe, welche einer untreuen Frau zufällt, eine

ganz entsetzliche: sie wird mit Messern aus Stein in gräßlicher Weise verstümmelt. Bei den Südaustraliern werfen die andern Weiber des Stammes sich auf die Schuldige und mißhandeln sie mit Schlagen, Kratzen und Schneiden.

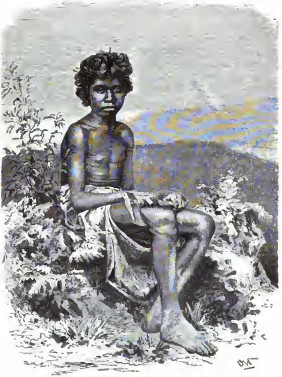
Aber auch wo nichts von solcher Rechtsverletzung, auch kein Verdacht vorliegt, ist das Thun aller derjenigen Weiber, welche durch Alter und Häßlichkeit nicht über alle Versuchungen erhaben zu sein scheinen, mit Argwohn und Vorsichtsmaßregeln in einer Weise umgeben, welche ihr Leben sehr unglücklich machen muß. Vor allem müssen sie, ob gesund oder krank und selbst im hochschwangern Zustande, ihren Gatten überallhin folgen und werden dazu noch mit dem schwersten Teile der Habe beladen. „Das Jugendleben", sagt Grey, „eines jungen Weibes von hervorragender Schönheit ist gewöhnlich eine Reihe von aufeinander folgenden Gefangenschaften bei verschiedenen Herren, von klaffenden Wunden, von Wanderungen inmitten fremder Stämme, von eiliger Flucht, von Mißhandlungen seitens andrer Weiber, unter welche sie als Fremde durch ihren Räuber gebracht wird. So wandert manches weibliche Wesen Hunderte von Meilen von der Stätte ihrer Kindheit fort, und das Schicksal trägt sie zu immer fernern und fernern Punkten. Selten", fügt er hinzu, „sieht man ein Gesicht von nicht gewöhnlicher Grazie und Eleganz, das nicht durchfurcht und zerrissen wäre von den Narben alter Wunden."

Indessen ist doch auch die Ehe bei diesen Völkern von strengern Formen umgeben, als an der Oberfläche erscheinen mag. Es ist gründlich übertrieben, wenn man den Weiberraub als die Form der australischen Eheschließung bezeichnet, denn diese Form ist nicht einmal die gewöhnliche. Wird die Frau von einem andern Stamme geraubt, so ist dies immer ein kriegerischer Angriff und wohl zugleich oft ein Symptom feindlicher Gesinnung oder offenen Krieges. Auch hierin gibt es mildere Abarten. Im Südosten ist es Sitte, daß, wenn ein Jüngling im Nachbarstamme ein Mädchen findet, welches ihm gefällt, er sich zunächst ihre Zustimmung erwirbt, dann mit ihr entflieht und zwei Nächte und einen Tag im Walde bleibt, damit er den (fingierten) Nachforschungen und Verfolgungen des Stammes, zu welchem das Mädchen gehört, entgehe. Mit seiner Heimkehr ist die Ehe geschlossen: eine Sitte, welche uns sogleich an Ähnliches in Melanesien erinnert. Weit roher fand man den gleichen Gebrauch in Neusüdwales, denn hier ward das Mädchen, auch wenn ihm und den Seinen die Ehe recht war, stets heimlich von dem Bräutigam und seiner Partei überfallen und womöglich geraubt. Da aber die Angehörigen des Mädchens auf ihrer Hut sind, so kommt es meist zu einem sehr hitzigen Kampfe, in welchem die meisten und oft sehr schweren Prügel die Braut empfängt, welche von beiden Parteien hin- und hergezerrt wird, so daß sie gar nicht selten auch Verrenkungen oft beträchtlicher Art erleidet. Und dabei ist das ganze Gefecht sehr häufig nur Scheingefecht, dem Herkommen gemäß, welches selbst die Weiber nicht abgeschafft wissen wollen. Bald wird die Frau gekauft oder getauscht, bald als Geschenk entgegengenommen. In den beiden letzten Fällen wird die Angelegenheit, wie oben erwähnt, gewöhnlich schon zu einer Zeit, wo die Betreffenden noch Kinder oder gar Säuglinge sind, arrangiert und dann später auch getreulich ausgeführt. Die Zustimmung des weiblichen Teiles wird, wenn derselbe erst erwachsen ist, für erwünscht gehalten, ist aber keineswegs notwendig. Das Mädchen äußert seine Willigkeit wohl dadurch, daß es Feuer in des Mannes Hütte trägt und ihm sein Feuer anzündet. Wurde es zur Ehe gezwungen, so sagt es später: „Ich habe nie Feuer in seiner Hütte für ihn gemacht!" Aber, was wichtiger ist, wir hören von den Narrinyeri, daß bei ihnen die Zustimmung der Eltern und Verwandten zur Ehe ihrer Tochter noch für notwendiger gehalten wird, und daß ein Mädchen, welches sich formlos einem Manne anschließt, um mit ihm zu leben, als eine Art Prostituierte betrachtet wird. Bei ihnen ist nämlich die Ehre eines Mädchens eng verknüpft mit der Thatsache der Entschädigung, welche ihre Eltern für ihr

Weggeben empfangen. Daß nichts für sie gegeben worden sei, ist ein Makel, welcher für immer an ihr haftet, wenn sie diese Form vernachlässigte. Die Ehe ist aber hier nicht Kauf, sondern Tausch, und zwar sind die Formen nach den Angaben des Missionars H. E. A. Meyer, welcher mit den Narrinyeri zu einer Zeit lebte, wo sie noch wenig von europäischen Einflüssen berührt waren, folgende: Die Heirat findet früh, mit zehn oder zwölf Jahren, statt und ist dadurch als reiner Tausch bezeichnet, daß kein Mann ein Weib erhalten kann, der nicht eins zu geben hat. Häufiger als der Vater ist es der Bruder, der das Mädchen weggibt und die Gegengabe empfängt. Dieses Recht kann er aber auch an einen Dritten verkaufen, in welchem Falle die Tauschehe schon nahe an die Kaufehe herankommt. Wer ein Mädchen wünscht, wendet sich stets durch einen Vermittler an den Weggebenden. Die Verwandten von beiden Seiten kommen dann und lagern in einiger Entfernung voneinander. Die Bräute werden des Abends bei Fackelschein mit ihren Männern in eine größer als gewöhnlich gebaute Hütte geführt, und die Verwandten sitzen bald schweigend um die Hütte umher, bald singen und tanzen sie ausgelassen. Dasselbe wiederholt sich den nächsten Abend, worauf die Heirat für vollzogen gilt. Ist eine Braut noch sehr jung, so bringt ihr Gatte sie für einige Zeit zu den Ihrigen zurück, reibt sie wohl auch öfters mit Fett, um sie rasch wachsen zu machen.

Ergänzend die vorstehenden Schilderungen aus dem Familienleben der Australier, möge sich hier eine autobiographische Episode nach den Erzählungen eines jungen Narrinyeri anschließen, welche Taplin uns mitgeteilt hat: „Ich war schon ein großer Junge und stark genug, um dem Vater beim Fischfange die Netze einziehen zu helfen. Mein Vater hieß Katyirene. Ich habe eine Schwester, die zwei Jahre jünger ist als ich und Ngalyalli heißt. Das Lager der Lakalinyeri, des Stammes, welchem wir angehörten, stand bei Nanukki. Wir kamen von Piltangh, wo wir Pomeri (Fische) gefangen hatten. Als wir uns dem Lager von Nanukki näherten, hießen uns die alten Männer, welche um das Feuer saßen, willkommen, indem sie die rechte Faust gegen den Magen drückten und uns dann die Hand geöffnet entgegenwarfen. Das heißt Menmendin und bedeutet, daß sie ihre Mewe oder Eingeweide uns darbringen. In derselben Weise drücken wir auch den Dank aus. Wir übernachteten dort. Meine Mutter und meine beiden kleinen Brüder waren da. Wir blieben aber nur die eine Nacht. Mein Vater glaubte, in Ngiakkung würden wir Tinuwarri (Brassen) finden, und sagte, er wolle seine Haken und Schnüre nehmen und auf den Fischfang gehen. Ich und Ngalyalli baten, ihn begleiten zu dürfen. Als wir aufbrachen, sprach unser Nupulli und die alten Männer sehr freundlich mit uns. ‚Viele Brassen sollen in deinem Korbe (Koye) sein, Bruder‘, sagten sie. ‚Kalyan ungune lewin‘ (‚Ihr hier sitzen‘), sagte mein Vater zu den alten Männern. Und sie antworteten: ‚Nginte ngoppun‘ (‚Ihr gehen‘). So nahmen wir Abschied voneinander. Dann sagte mein Vater: ‚El el our ou‘ (‚Wollen jetzt gehen‘), und wir gingen fort, quer durch das Land. Unterwegs erlegten wir zwei Wallabies, denn mein Vater war sehr geschickt mit der Wurfkeule und konnte die Wallabies so gut wie ein Weißer mit der Flinte töten. Wenn er sein Puri warf, so traf er sicher. Aber der Vater ließ uns das Fleisch nicht essen, weil er fürchtete, wir möchten grau und häßlich davon werden; er häutete sie ab und machte einen Schlauch zum Wassertragen aus der einen Haut; er selber aß ein wenig von dem Fleische, wir aber durften es nicht berühren. Wir gingen für die Nacht nach Ngiakkung und schliefen dort. Den ganzen nächsten Tag fischten wir in dem Flusse, welcher in die Bai mündet. Wir aßen jenen Tag Tinuwarri; am Abend bauten wir dicht unter den Felsen unsre Hütte aus Zweigen. Am Morgen sagte mein Vater, er fühle sich sehr krank, und blieb in dem Wurley sitzen; ich und Ngalyalli fischten. Nach Mittag (Gauwee) wurde mein Vater kränker. Wir erschraken sehr. Es wurde

so schlimm, daß er nicht mehr sprechen und uns nicht wiedererkennen konnte. Und dann starb er. Die Sonne ging bald unter, die Dunkelheit brach an, und wir fürchteten uns sehr. Wir hörten den Wind in den Zweigen flüstern und schmiegten uns eng aneinander. Bei dem Feuer, das wir aus Angst vor der Dunkelheit unterhielten, lag unser Vater, in seine Decke gehüllt. O, es war schrecklich. Noch gegen Abend hatte er freundlich mit uns gesprochen, und nun lag er tot da. Wir hörten oft auf den Ebenen um die Bai die wilden Hunde (Merkanar kel) heulen. Was sollten wir thun? Den Vater hier liegen lassen zur Beute für die Hunde, das war doch unmöglich. Wir weinten die ganze Nacht. Meine Schwester wickelte sich ganz in ihre Decke ein und verhüllte den Kopf aus Angst. Ich konnte das nicht. Ich saß und blickte umher in der Dunkelheit und glaubte manchmal den wandernden Schein von feindlichen Fackeln zu sehen; dann war es, wie wenn ein Schwarzer nahe bei uns stände, und der kalte Schweiß rann mir über das Gesicht, so sehr fürchtete ich mich. Aber bald ging der Mond auf, und ich sah, daß es nur ein schwarzer Baumstumpf war. Ich ging jedoch nicht nahe zu ihm hin, weil ich weiß, daß Melape, der böse Waldgeist, manchmal solche Gestalt annimmt, um Menschen zu fangen. Endlich kam der Tag. Wir wußten uns nicht zu raten. Wir konnten den Vater nicht den wilden Hunden preisgeben, und keins von uns konnte das andre allein bei dem Toten lassen. So



Ein Knabe aus Neusüdwales (nach Photographie).

nahmen wir, Ngalyalli und ich, jeder ein Kanake (ein spitzes Waddy), gruben ein Loch in den Boden, hoben den Körper unsers Vaters hinein und legten ihn sanft nieder. Dann weinten wir beide und deckten ihn mit Sand zu. Und dann wußten wir uns wieder nicht zu helfen. Was würden die Ältesten sagen? Unser Vater war ein Mann gewesen und sollte nicht so unter dem Boden liegen, sondern im Lager getrocknet werden, während der Stamm um ihn wehklagte. Und dann dachten wir, es müsse ihn jemand durch den Ngadhungi (Zauberei) getötet haben, und wir würden vielleicht auch sterben. Wir sprangen auf und liefen voll Schrecken von der Stelle hinweg. Ich nahm meines Vaters Wurfkeule und Speer mit mir, Ngalyalli trug die Tinuwarri, welche wir gefangen hatten, und den Schlauch mit

Wasser. Wir gingen geradeswegs in den Busch. Dann kam die Nacht, und wir machten mit einem Stücke Rinde, das wir vom letzten Lager mitgenommen hatten, ein Feuer an. Wir schliefen sehr wenig und waren krank vor Furcht. Wir kochten einen Tinuwarri, konnten aber nicht viel essen. Den nächsten Tag gingen wir wieder an den See und wollten weiter nach Tulburrug, aber es war heiß, und wir lagerten nochmals. Den nächsten Morgen waren wir so krank, daß wir nicht weitergehen konnten; so blieben wir dort den ganzen Tag und die Nacht. Um die Mitte des andern Tages versuchte ich ein wenig zu schlafen, als ich einen Mann sagen hörte: ‚Kai hai! Kai hai!‘ (der einheimische Ausdruck der Verwunderung); ich sah auf, und da stand der Bruder meines Vaters und mein Großvater und zwei andre Männer. Sie kamen heran und riefen, als sie uns erblickten: ‚Yakkai, Yakkai! Yakkaiakat!‘ (Ausrufe wie: O weh! die Armen! ꝛc.). Ich sprang auf und warf mich dem Manne, der jetzt allein mein Vater war, in die Arme und schluchzte lange. Sie gaben uns beiden zu trinken und Fleisch zu essen. Darauf erzählten wir ihnen unsre Geschichte, und sie hatten großes Mitleid mit uns. Sie waren über unser Ausbleiben unruhig geworden und nach Ngiakkung gegangen, um uns zu suchen. Sie hatten unsre Spur bis zu unserm Lager verfolgt, dann die unsers Vaters verloren und waren der unsrigen nachgegangen, bis sie uns gefunden hatten. Den nächsten Morgen brachen wir auf, nach Ranukki. Wir gingen langsam, nur ein Mann eilte voraus, um unserm Volke die Nachricht zu bringen. Um Pangarinda (die Zeit der Schatten, der Abend) gelangten wir in das Lager auf dem Hügel bei Ranukki. Als wir herankamen, empfing uns der ganze Stamm mit lautem Rufen. Alle weinten und klagten sehr über die Leiden, die wir zwei Kinder erduldet haben mußten. Ich und Ngalyalli waren noch viele Tage lang krank, und es dauerte lange, bis wir uns über den schrecklichen Tod unsers armen Vaters beruhigen konnten. Er ruht in seinem Grabe bei Ngiakkung, in das wir ihn gelegt haben.“

Für den Australier gibt es keinen andern natürlichen Tod als den im Gefechte oder Kampfe. Mit der Notwendigkeit des Todes hat sein Geist sich noch nicht ausgesöhnt, so daß er nur den Tod des gewaltsam Getöteten auf eine bestimmte Ursache zurückzuführen versteht und jeder andre Tod ihm die Folge einer Bezauberung zu sein scheint, auch wenn er z. B. durch den Biß einer giftigen Schlange erfolgt. Diese Bezauberung wird durch irgend etwas ermöglicht, was dem zu Bezaubernden gehört, ihm aber genommen und dem Zauberer gegeben wird. In vielen Fällen ist es nichts andres als ein Speiserest, ein abgenagter Knochen und dergleichen, welche daher in der Regel mit größtem Eifer verbrannt werden. Die Furcht vor Bezauberung ist so groß, der Glaube an sie so sicher, daß sogar Todesfälle aus bloßer Angst, verzaubert zu sein, vorkommen sollen. Daher bestehen die ersten Leichenzeremonien in den Versuchen, den bösen Zauberer ausfindig zu machen. Bei den Port Lincoln-Stämmen schläft die erste Nacht der nächste Verwandte des Gestorbenen mit seinem Haupte auf dem Leichname, damit ihm im Traume eine Hinweisung auf den Zauberer zukomme. Den nächsten Tag wird der Leichnam auf einer Art Bahre auf den Schultern von Trägern hinausgebracht, und nun rufen des Verstorbenen Freunde verschiedene Namen von Personen. Wird endlich derjenige gerufen, von welchem jener Leichenschläfer geträumt zu haben vorgibt, so sagen sie, der Leichnam übe einen Druck oder Impuls in gewisser Richtung aus, sie bewegen sich gegen den vermeintlichen Zauberer hin und bezeichnen ihn damit als den Schuldigen. Die Eingebornen von Adelaide trugen oft einen ganzen Tag den Toten auf radförmiger Zweigbahre auf ihren Schultern, wobei ein in der Mitte unter der Bahre Gehender ihn mit dem Kopfe stützte, bis das Gericht zu irgend einem Schlusse gekommen war. Übrigens dürfen sich die Verwandten in Obacht nehmen, daß sie bei der Totenfeier nicht zu wenig weinen, denn dies bringt sie sogleich in den Verdacht,

mitschuldig am Tode des Beweinten zu sein. Nicht ganz so plump wird die Auffindung des Schuldigen bei andern Südstämmen betrieben. Auch hier stellt man den Leichnam auf einer Bahre, Tirkatti, d. h. die Wissende, genannt, aus und fragt ihn: „Hat dich jemand erschlagen, als du schliefst?“ „Kennst du ihn?“ „War es der oder der?“ Bewegt sich die Bahre, so ist die Antwort bejahend, bewegt sie sich nicht, so fragt man weiter. Man glaubt, daß Kuinyo, der Gott des Todes, die Bahre bewege.

Eine andre Abwandlung desselben Gebrauches wird bei weiter westlich wohnenden Stämmen beobachtet. Wenn bei den Dieyerie ein Mann, ein Weib oder Kind, gleichviel aus welchen Ursachen, stirbt, so werden der Leiche die großen Zehen beider Füße aneinander gebunden und der Körper in ein Netz gehüllt. Drei oder vier Männer bringen den Leichnam auf ihren Köpfen an das etwa 1 m tiefe Grab und legen ihn dort ein paar Minuten lang rücklings auf die Erde. Alsdann knieen drei Männer am Grabe nieder und lassen sich von einigen andern den Toten auf ihre Köpfe legen. Ein alter Mann, meist der nächste Verwandte, nimmt nun in jede Hand eine leichte Gerte, stellt sich vor der Leiche auf, schlägt die Gerten aneinander und beginnt, den Toten im Glauben, daß jener ihn verstehen könne, auszufragen, auf welche Weise und durch wessen Schuld er gestorben sei. Die übrigen im Kreise herumsitzenden Männer fungieren als Dolmetschen für den Verstorbenen und geben irgend einen erfundenen Namen eines Mannes an, dem nun alle Schuld am Tode beigelegt wird.

Eine andre, im Südosten ebenfalls weitverbreitete Methode errät den bösen Zauberer aus der Richtung, in der ein Insekt vom Grabe wegkriecht. Man folgt dieser Richtung und erklärt den ersten, dem man begegnet, für schuldig. Oder es findet vielleicht ein geschickter Zauberer Fußspuren, die in der Richtung eines Verdächtigen führen. Überhaupt versteht es sich von selbst, daß, um den Zauber, welcher den Tod verursachte, zu ergründen, der Zauberer selbst wieder am geschicktesten ist. Er wendet seine Gesänge und Beschwörungen an und erwägt dabei, wer den Toten zuletzt beleidigt hatte oder von diesem beleidigt worden war. Bei Stämmen der Moretonbai wurde die abgezogene Haut des gegessenen Toten von dem Zauberer umhergetragen und den verschiedenen Mitgliedern des Stammes vorgehalten, um denjenigen anzuzeigen, dessen Benehmen auf die Verursachung des Todes zu deuten schien. Ebendaselbst tritt die Anschauung, daß unnatürlicher Tod etwas den davon Betroffenen Beschwerendes sei, in dem Gebrauche hervor, dem in Rinde gewickelten Toten Worte ins Ohr zu flüstern, um im Jenseits zu sagen, daß er nicht getötet, sondern natürlich verstorben sei. Bei den Kap York-Stämmen aber wird die Schuld am Tode eines Verstorbenen in einer stark an polynesische Gebräuche erinnernden Weise gerächt, indem nach dem Totenfeste der Häuptling mit dem Schädel des Verstorbenen, seinen Waffen und seinem Schmucke in den die Frauen ausschließenden Kreis tritt, wo ihm während der Dauer der Feierlichkeit alles, selbst Totschlag, erlaubt ist, weil er im Namen des Verstorbenen handelt.

Wenn der Mörder für gefunden gilt, so wird der Geist des Toten erst für versöhnt erachtet, nachdem die Verwandten seinen Tod gerächt haben. Gehört er einem andern Stamme an, so gehen bei den Narrinyeri zwischen den beteiligten Parteien Boten hin und her, und die Freunde des Angeklagten verfluchen zuletzt in aller Form den Toten und seine sämtlichen verstorbenen Verwandten. Damit ist der casus belli fertig. Es wird zur bevorstehenden Schlacht gerüstet, und die beiden Stämme treffen, begleitet von ihren Verbündeten, aufeinander. Der Stamm, welchem der Verstorbene angehört hatte, weint um ihn und erhebt ein lautes Wehgeschrei, der andre Stamm wählt einige aus, die durch Tanzen und Possenreißen die Feinde verhöhnen, während der ganze Stamm ein lautes Gelächter aufschlägt, um jene noch mehr zu reizen. Wenn außer der Sühne für den Toten noch ein andrer Streitpunkt besteht, so folgt nun ein ziemlich ernsthafter Speerkampf. Handelt es sich aber nur um den Verstorbenen, so werfen sie vielleicht ein paar Speere, schelten einander nach Kräften und

bringen einem oder zweien leichte Wunden bei, wonach schließlich einige alte Männer erklären, es sei genug geschehen. Es wird angenommen, der Verstorbene sei befriedigt von den Bemühungen der Freunde, seinen Tod durch Kampf zu rächen, und die beiden Stämme befinden sich wieder in gutem Einvernehmen.

Auf das Totengericht, welches von den englischen Kolonisten treffend als „native inquest“ bezeichnet ward, folgt nun die Bestattung, von welcher es hauptsächlich zwei Arten gibt, je nachdem der Körper in die Erde versenkt oder über der Erde aufbewahrt wird. Die erstere Art ist die häufigere, besonders in der südlichen Hälfte von Australien gebräuchliche. Meistens sind die Gräber Einzelgräber, aber Grey behauptet, daß 7 m lange und fast mannshohe, regelmäßig aus Steinen aufgeschichtete Hügel mit moderigem Inhalte im Nordwesten Grabhügel seien, und Taplin erzählt von großen Grabhügeln am Ufer des Alexandrasees, in denen die Leichen in langen Reihen begraben sind. Er meint, diese Massengräber gingen auf Zeiten großer Sterblichkeit zurück; und jedenfalls gehören sie einer Zeit andrer Sitten und Gebräuche an, denn unter den heutigen Australiern finden wir nur Einzelbegräbnisse. Auch diese Art der Bestattung ist wieder sehr verschieden. Man gräbt ein schmales Grab, in dem man erst ein Feuer anzündet, um alle bösen Zauber zu entfernen, oder um bei kühlem Wetter den Toten zu erwärmen, füllt es halb mit Laub, auf welches die entweder langgestreckte oder zusammengebogene Leiche gelegt wird, befestigt letztere durch Holzstäbe und bedeckt sie mit Laub und Erde. Die ausgegrabene Erde häuft man in je einen Hügel zu Häupten und zu Füßen des Grabes auf. Außen wird das Grab oft mit Laub geschmückt, ein Holzstamm darübergelegt, öfters eine Hütte darübergebaut und an die Thür derselben die zerbrochenen Speere des Toten gelegt, das Grab selbst mit roter Erde bestreut und drei Bäume vor der Hütte mit Einschnitten und eingeritzten Figuren versehen, die rot bemalt werden zum Zeichen, daß der Tote gerächt sei. Am Pime River bei Brisbane werden in der Nähe der Begräbnisstelle die Embleme des Toten auf einen Baum geschnitten, und beim Niedersetzen der Häuptlingsleiche in einem hohlen Baume wird der Flug der Seele aufwärts durch einen schwirrenden Ton aus den Lippen der Umstehenden gefördert. Die Lage des Hauptes der Leiche ist am König Georg-Sunde östlich, bei den Südaustraliern westlich, bei den Westaustraliern stammesweise verschieden. Der Körper ist, wo er zusammengebogen beigesetzt wird, an den beiden großen Zehen oder an einem Daumen und einem Finger beider Hände zusammengebunden, hat die Arme durch die Kniee durchgesteckt und den Kopf auf die Kniee gesenkt. Dabei ist er in ein Netz oder ein Fell gehüllt. Bart und Nägel werden häufig vor dem Begräbnisse beseitigt, aber die Waffen werden regelmäßig dem Toten mitgegeben.

Bei manchen Stämmen zieht sich ein deutlicher oder verwischter anthropophagischer Faden durch die Bestattungsgebräuche. Bei den Dieyerie wird nach Beendigung des Totengerichtes im Grabe selbst von einem Nichtverwandten alles Fett von den Muskeln des Gesichtes, der Lenden, Arme und des Magens losgeschnitten und an die Leidtragenden zum Verzehren herumgegeben, um den Schmerz der Nächstangehörigen zu mildern und das Andenken des Toten zu verwischen. Es ist interessant, die gemilderten Spuren dieser Sitte in einer Begräbnisweise wiederzufinden, welche Macdonald vom obern Marienflusse in Queensland beschreibt. Dort war ein Mann gestorben, dessen Körper zwischen zwei Scheiterhaufen gebracht und regelrecht geröstet wurde. Als die Haut auf allen Seiten geschwärzt war, nahm das Individuum, welches die Zeremonie leitete, ein Stück Kreide und zog damit einige Längs- und Querlinien über den Leichnam, ergriff hierauf ein Messer und zerstückelte ihn den vorbezeichneten Linien nach vom Kopfe bis zu den Füßen, trennte zuletzt das Haupt vom Rumpfe und schnitt jedes einzelne Glied in eine bestimmte Anzahl von Stücken. Während dieser Operation stießen die der Feierlichkeit

Anwohnenden unausgesetzt ein kannibalisches Geheul aus, und um ihrem Schmerze den gehörigen Ausdruck zu geben, schlugen sie sich mit den Streitäxten, die sie in Händen trugen, tiefe Wunden. Macdonald konnte sich aber noch überzeugen, daß die Schwarzen Anstalt trafen, die zerteilten Stücke ihres Stammesgenossen zu beerdigen und nicht, wie die Vorbereitungen vermuten lassen mochten, zu verzehren. Der endgültigen Beisetzung gehen oft noch ausgedehntere seltsame Zeremonien voran oder folgen ihr. Bemalungen und Verwundungen des Körpers der Leidtragenden sind häufig. Die Weiber schlagen sich mit Stöcken blutig, die Männer raufen sich den Bart aus. Bei den Zentralaustraliern gilt weiße Bemalung als Trauer. Die den Stämmen der Encounterbai eigentümliche Sitte, daß die Weiber die Erde, auf welcher der Leichnam gelegen hat, zu einem Häufchen aufscharren, beruht auf dem Glauben, daß die Seele (Wingko, der Atem) zuerst in die Erde gegangen sei, nun aber durch das Scharren frei gemacht werde. Überhaupt ist der Grabhügel in vielen oder den meisten Fällen nicht über dem Grabe, sondern seitwärts davon zu suchen, denn man schaufelt die ausgegrabene Erde meist nicht darüber, sondern läßt sie liegen und tritt so rasch wie möglich die Wände des mit einer seitlichen Vertiefung ausgestatteten Grabes über dem Leichname ein.

Die Gräber und ihre Umgebung sind oft in einer sehr merkwürdigen Weise kenntlich gemacht und ausgezeichnet. Zu dieser Auszeichnung gehören vor allem die Grabbäume, von denen oben die Rede war. Peron sah einen solchen Baum am Kap Naturaliste, vor welchem ein Halbkreis von schwarzem Sande angelegt war; davor war ein großer Halbkreis von weißem Sande gezogen, in welchen man Kreise, Dreiecke, Quadrate mit Binsen bepflanzt hatte. Ebenso sah er an den beiden Ufern eines Baches am König Georg-Sunde einander gegenüber je einen kreisrunden Fleck von 1 m im Umfange, der mit elf gut geschärften, mit Harz blutrot gefärbten Lanzen, die Spitzen nach dem jenseitigen Ufer gerichtet, umsteckt war. Ähnliche Grabplätze finden sich im Süden und im Osten, wo die Gräber entweder freie, gereinigte Plätze mit Wegen oder konische Sandhügel, bisweilen mit einem kreisförmigen Graben umgeben oder mit drei Reihen von halbkreisförmigen Sitzbänken umhegt, in der Nähe von Bäumen mit sonderbaren eingeritzten Figuren sind. Oft sind die Gräber mit Hütten oder wenigstens Strohdächern überbaut, oder aber sie sind selbst Hütten, in welchem Falle jedoch der Leichnam nicht in der Erde bestattet ist, sondern in der Hütte selbst ruht. Auch erscheinen sie mit Reisig bedeckt, angeblich um den Geist am Heraussteigen zu hindern, und schließlich kommen sogar Begräbnisse in Ameisenhaufen vor.

Dies führt uns zur andern Bestattungsweise, welche den Leichnam in irgend einer Form über der Erde verweilen läßt. Im einfachsten Falle wird derselbe in einen hohlen Baumstamm gesteckt, bei Port Macquarie aber wird die Leiche in Rinde eingenäht und in 3 m Höhe an einem Baume aufgehängt. Ähnlich sorgfältig werden in Zentralaustralien Kinder beigesetzt. So fand die Stuart-Expedition auf einem Baume am Hawker Creek einen Kindersarg von zierlicher Arbeit, der aus einem einzigen Stücke Holz genau in der Form eines Kahnes ausgeschnitten, an den Seiten mit leichten, schmalen Einschnitten verziert, mit Baumrinde bedeckt und mit Grasstricken umwunden war. Ein gleiches Gefäß fanden sie später an Wasserlachen des Lawson Creek anscheinend als Schöpfgefäß. Mit dieser Bestattungsweise verbindet sich an einigen Orten sogar die Leichenverbrennung. An der Portlandbai werden hohle Bäume mit den darin beigesetzten Leichnamen verbrannt, bei Port Macquarie wirft man unter den in Rinden aufgehängten Leichnam immer mehr Holz und zündet es endlich an, so daß dieser mit verbrennt. Da aber dieser Gebrauch sehr vereinzelt ist, kann man ihm wohl nur den Zweck beimessen, mit dem Überflusse an Totenresten aufzuräumen, zumal dieselben beim Umherwandern hinderlich werden und feindlichen Händen leicht als wirksames Zaubermaterial dienen könnten. Daher werden letztere

anderwärts auch ins Meer geworfen. Eine weitere Abart dieser Bestattungsweise, welche freilich kaum mehr den Namen verdient, ist die natürliche Skelettierung der Leiche und die Aufbewahrung der gesamten Knochen oder eines Teiles derselben. Nachdem der Körper im Grabe zerfallen ist, findet vielfach eine feierliche Beisetzung des Skelettes statt. Von den Eingebornen um Kap York werden einige Monate nach dem Begräbnisse die Knochen in einem gemeinsamen Behälter in abgelegenem Walde beigesetzt, und von den bei Somerset wohnenden Jardaikin werden die Knochen der Ihrigen nach sechsmonatlichem Begrabensein auf die Yorkinsel gebracht. Aber nicht alle Knochen werden beigesetzt. Daß Schädel von Leichnamen als Trinkgefäße Verwendung finden, ist oben erwähnt worden, und die papuanische Sitte der Anlegung des Unterkiefers eines Erschlagenen als kriegerischer Schmuck kommt in dem nordöstlichen Grenzgebiete, z. B. auf der Insel Seibai, vor. Mütter tragen, wie schon erwähnt, die Knochen gestorbener Kinder in Taschen oder Netzen mit, die, wenn sie zu zahlreich werden, an Bäumen Aufhängung finden. Um den Zerfall der Leiche zu befördern, setzt man sie wohl auch auf Plattformen der Sonne und dem Regen aus. Dagegen ist es eine Abart des Hüttenbegräbnisses, wenn bei Port Moresby der Tote unter ein Dach gelegt wird, unter welchem mit ihm die Frau bis zum Zerfalle der Leiche bleibt. Wyatt erzählt von einer ältlichen Frau des Adelaidestammes, die ihren Bruder verloren hatte und ihn nun, in Lappen und Matten eingewickelt, viele Tage in einem Hügel von Blättern und Zweigen verwahrte, auf welchem sie weinend ununterbrochen saß. Sie widerstand allen Versuchen der andern Verwandten, mit dem Begräbnisse vorzugehen, und wurde, da sie den improvisierten Grabhügel nicht verließ, von diesen geduldig mit Speise und Trank genährt. Unter den Murray-Stämmen und denen von Encounterbai, im Südosten der Kolonie Südaustralien, wird die Leiche abgehäutet und danach auf ein Rahmholz über ein langsam brennendes Feuer gelegt, damit sie röste und eintrockne. Die nächsten Verwandten kriechen in die Hütte (Wurley), in welcher dieser Vorgang stattfindet, beschmieren sich den Körper und erheben Tag und Nacht ein entsetzliches Geheul. Nachdem der Leichnam hinreichend gedörrt ist, legen sie ihn unter die Schätze ihres Lagers und schleppen ihn auf ihren Wanderungen von Ort zu Ort mit sich. Wird ihnen die Anzahl dieser Mumien zu unbequem, so entledigen sie sich wenigstens der ältesten derselben, indem sie dieselbe, auf einem Stücke Holz festgebunden, an irgend einem fern gelegenen Baume so hoch aufhängen, daß die wilden Hunde sie nicht erreichen können. Zentralaustralische Stämme mumifizieren bloß ihre Häuptlinge oder gefallene Krieger, während die übrigen Gestorbenen einfach begraben werden.

Die Namen Verstorbener zu nennen, vermeidet man möglichst und geht darin so weit, daß Leute, die den gleichen Namen tragen, sich nun mit einem andern nennen lassen. Auch legt man bei den zentralaustralischen Stämmen die Gräber nur an solchen Stellen an, wohin voraussichtlich nie ein Lager, beziehentlich Dorf kommen wird.

*

Die Stämme der Australier sind nicht zu jenem Grade der **Staatenbildung** vorgeschritten, welcher große Reiche in festen, für längere Zeit unveränderlichen Grenzen entwickelt. Bestimmte Landstrecken weist sich jeder Familienstamm an, der die Nutznießung desselben je nach der Art der Erzeugnisse entweder insgesamt beansprucht, oder den Einzelnen überläßt. Das erstere tritt bei gemeinsamem Jagen, Früchtesuchen und dergleichen hervor, während aus dem letztern sich Spuren persönlichen Eigentumes in der Weise entwickeln, daß die einzelne Familie eine Quelle, einen Bach oder Waldanteil und dergleichen im Vorzugsrechte beansprucht. Beide Arten werden oft durch den Gebrauch für ganz bestimmte Fälle voneinander abgegrenzt. Für die gewöhnliche Jagd z. B. ist der Gesamtheit

der Stammesgenossen alles Land gleichmäßig zugehörig, aber wenn zum Behufe einer großen Jagd das Gras abgebrannt wird, müssen in Westaustralien die einzelnen Besitzer gefragt werden. Auch bei den Stämmen, welche eine unbeschränkt nomadische Lebensweise führen, haben die einzelnen Familien einen Sonderanspruch an bestimmte Lagerplätze, wo ihre Hütten stehen. Eyre führt sogar Fälle an, in welchen dieser Anspruch verkauft wurde. Gewisse Stämme einigen sich über den gemeinsamen Besitz bestimmter Striche, auf denen dann alle gleiches Recht der Jagd, des Beerenpflückens, Wurzelsuchens rc. üben; so einigen sie sich z. B. auch über gemeinsamen Besitz an Phonolithbrüchen für ihre Steinwaffen.

Dagegen ist das Gefühl der Solidarität gegenüber fremden Ansprüchen oder Eingriffen stark entwickelt. Nach außen hin sollen sogar die Stammesgrenzen durch Steine und Steinhaufen markiert sein, wenn sie nicht, wie es meist der Fall ist, Bergen oder Flüssen folgen. Wer sie überschreitet, muß einen Botenstab als Zeichen freien Geleites tragen oder sonstwie dazu berechtigt erscheinen. In Westaustralien, wo die Stämme des Innern alljährlich nach der Küste wandern, scheint das Durchwandern fremden Bodens nur zu diesem Zwecke gestattet zu sein. Noch weniger verstehen die Australier, daß sie praktisch als besitzlos behandelt wurden, und mit Unrecht wunderte sich Cook, als die Eingebornen einen Teil der Schildkröten beanspruchten, die aus ihrem Wasser gefangen worden waren. Die Angriffe der Eingebornen, besonders der zentral- und nordaustralischen, auf Forschungsexpeditionen der Weißen, welche anscheinend ohne jede Provokation erfolgten, führten sicherlich öfters auf Verletzung der Grenze zurück. Wissen wir doch von Grey und andern, daß selbst der Durchzug durch stammfremdes Gebiet von Einzelnen und Stämmen erbeten werden muß, wenn diese sich nicht starker Verletzung fremden Rechtes schuldig machen und schweren Strafen aussetzen wollen.

Gering sind die Verschiedenheiten der Stämme in Macht, Kultur und Ansehen. Einzelnen gibt der Ruf Einfluß, über mächtigen Zauber zu gebieten, andern der Ruhm starker Waffen, so wie z. B. die Cockatu Südaustraliens die besten Bumerang besaßen. Eine geringe Individualisierung der Völkerschaften, nicht der Stämme, die wir im folgenden Familienstämme nennen wollen, prägt sich auch schon in ihren Benennungen aus. Die auch sonst bei manchen Völkern zu findende Anwendung des einfachen Namens „Menschen" auf Völker findet sich hier öfters vertreten, und so tragen z. B. die Zentralaustralier zwischen 23 und 28° südlicher Breite und 132 und 134° östlicher Länge keinen andern Namen als „Erilla", d. h. Menschen. Ähnliches kommt in Südaustralien vor: den Namen „Narrinyeri" eines südaustralischen Stammes erklärt Taplin mit „zu den Menschen gehörig". Die kleinern Abteilungen, welche wir Familienstämme genannt haben, empfangen ihre Namen nach den Lokalitäten, wo sie wohnen, oder einfach nach ihren Stammessymbolen.

Nur von wenigen Stammesgruppen ist das Vorhandensein eines Fürsten deutlich bezeugt, so von den Yaribandemi zwischen Tweed- und Maclayfluß, deren verschiedenen Clans ein Mulbuluman genannter Fürst vorsteht, dessen Nachfolger in der Regel einer seiner Söhne und, wenn solche fehlen, ein von den Häuptlingen aller Familienstämme gewähltes Oberhaupt ist. Da die Häuptlingschaft eine verhältnismäßig wenig überragende Institution ist, mag es auch vorkommen, daß sie ganz fehlt, wobei aber sicherlich eher an ein späteres Verfallen und Vergessenwerden einer einmal vorhanden gewesenen Sache als an einen Urzustand zu denken ist, der sich zufällig hier erhalten hätte. Ein so vertrauenswerter Beobachter wie Schürmann erzählt von den Eingebornen von Port Lincoln, daß sie weder einen Häuptling noch sonst eine Person von anerkannter Autorität über sich haben. „Alle erwachsenen Männer", sagt er, „sind vollkommen einander gleich und wissen das so gut, daß nie einer den Versuch macht, irgend eine Art von Befehl über seine Genossen zu übernehmen. Was einer vom andern will, muß er durch Bitten und Überredung von ihm

zu erlangen suchen." Ähnlich sagt Wyatt von den Adelaide- und Encounterbai-Stämmen: „Es ist merkwürdig, daß keiner von diesen Stämmen einen Häuptling anzuerkennen scheint. Ein gewisser Einfluß wird von den Ältesten, von den Stärksten und Kühnsten und den Zauberern ausgeübt." Da dieser Mangel an politischer Autorität sich durch das ganze Leben der Australier zieht, auch dort, wo es festere politische Formen besitzt, so darf vielleicht die ungewöhnliche Bedeutung, welche hier den Weihen der Jünglinge und Männer beigelegt wird, teilweise auf das Gefühl zurückgeführt werden, daß irgendwie Schranken aufgerichtet und von den Außen- und Tieferstehenden mit Ehrfurcht betrachtet werden müssen. Indessen ist bei der Würdigung der ohne Zweifel geringen Ausbildung der politischen Gliederung der Stämme einmal an die einem zahlreichern Zusammenleben meist recht ungünstige Natur des Landes, die vielmehr zum Wandern, zur Zerstreuung zwingt, und dann an die Festigkeit des die Familienstämme umfassenden Bandes zu erinnern. Letzteres wird so sehr in allen Lebensverhältnissen hervorgekehrt, daß ein hochgradiger Separatismus begünstigt wird, der seinerseits dem Zusammenleben einer Anzahl von Familien mehr einen republikanischen, föderativen als monarchischen, zusammengefaßten Charakter verleiht.

Dieser Punkt gehört übrigens zu den sehr wenig genau gekannten Seiten der australischen Ethnographie, denn die meisten Beobachter haben übersehen, daß ein großer Unterschied zwischen dem Haupte eines Familienstammes und dem Fürsten einer Gruppe solcher Stämme besteht. Jeder dieser Familienstämme, wie man die kleinen Stämme einer größern Gruppe, wie z. B. der Narrinyeri, nennen möchte, hat seinen Wahlhäuptling, Rupulle genannt, der in allen Streitigkeiten mit andern Stämmen der Sprecher ist und die Verhandlungen leitet, der zur Wahrnehmung der Rechte seines Stammes ursprünglich verbunden war, auf dessen Jagdgrunde zu wohnen, und dem früher auch die Pflicht oblag, die Jagdbeute zu zerlegen und zu zerteilen. Gewöhnlich sollte dieser Rupulle der Stärkste oder Geschickteste in seinem Kreise sein, man wählt aber auch auf niedrigere Motive hin Raufbolde und ähnliche Individuen. Selten sind dagegen die Fälle, in welchen bei einer solchen Wahl Weisheit und Mäßigung allein den Ausschlag geben; am häufigsten noch wird das Alter respektiert. Wenn bei den Dieyerie irgend eine Sache von Wichtigkeit zu beraten ist, sei es Veränderung des Lagerplatzes, Regenmachen, Heirat, Beschneidung oder sonst etwas, so trägt ein alter Mann die Streitfrage spät abends vor, ehe das Lager sich zur Nachtruhe bereitet. Am andern Morgen wird jede Frage, sobald sie der alte Mann vorbringt, sogleich beantwortet; wenn sie ihn haben ausreden lassen, antworten 3—4 Personen zu gleicher Zeit; im übrigen wird die Stille im Lager in keiner Weise unterbrochen.

Dem Häuptling, Rupulle, steht ein Rat der Ältesten zur Seite, der bei den Narrinyeri den Namen Tendi trägt. Der Häuptling präsidiert ihm. Für die Funktion dieses Rates ist es bezeichnend, daß der Sitz in demselben „Richtersitz" genannt wird, denn die Aburteilung jeder Art von Vergehen gegen die ungeschriebenen Gesetze des Stammes ist seine Hauptaufgabe. Wird in einem Stamme ein Glied eines andern Stammes eines Vergehens angeklagt, so treten die Tendi von beiden Seiten zusammen, und die Korona wird oft von Hunderten von Gliedern der beteiligten Stämme gebildet. Die Anziehung derartiger Gerichtssitzungen auf die Eingebornen ist so stark, daß die Europäer oft mitten in wichtigen Arbeiten ihre eingebornen Diener gehen lassen mußten, damit sie als Richter, Zeugen oder auch nur als Zuschauer einer solchen Sitzung anwohnen konnten.

Wenn ein Eingeborner ein Mitglied eines andern Stammes mit Vorbedacht ermordet, so ist sein Leben diesem Stamme verwirkt. Die Freunde des Ermordeten kommen und fordern von denen des Mörders die Auslieferung des letztern, der in der Regel zu Tode gespeert wird. Nachdem dies geschehen ist, begräbt man zwei Stäbe von etwa Handlänge, wovon einer den Mörder, der andre den Ermordeten darstellt, und die That ist damit gesühnt.

Stirbt er aber vor der Rache, oder gelingt es ihm, sich der Strafe zu entziehen, so muß sein Bruder oder ein Verwandter für ihn büßen. Bei geringern Vergehen genügt es zur Tilgung der Schuld, wenn dem betreffenden Teile gelegentlich ein Speer ins Bein oder in den Arm geworfen wird. Bei den Dieyerie wird der Waffenentscheid selbst in Diebstahlsfällen angerufen: Der Bestohlene fordert den Dieb heraus, beide kämpfen und begleichen so die Sache. Zu demselben Mittel greift der Verleumdete. Wenn ein Kind stiehlt, welches unmündig ist, muß sein Vater oder seine Mutter mit dem Bestohlenen kämpfen. Andre Strafen, z. B. für Totschlag, sind Verbannung aus dem Stamme oder zwangsweise Entfernung zu den mütterlichen Verwandten. Prügel sind eine häufige Strafe für kleinere Vergehen, erheben sich aber bei einzelnen Stämmen des Südens bis zu den unsinnigen und grausamen Schlägen mit der Keule auf den hingehaltenen Kopf, deren Folge nicht selten Schädelbrüche sind. Kinder werden in der Regel nicht mit Schlägen bestraft. Diese Strafen nehmen, wie bei ihrer Härte selbstverständlich ist, oft einen formellen und konventionellen Charakter an, der sie wesentlich erleichtert. So muß bei Vergehungen gegen den Stamm sich der Verbrecher zwar häufig einem allgemeinen Speerwerfen aussetzen, allein er wird dabei mit einem kleinen Schilde versehen, mittels dessen er alle Verletzungen der Speere vermeiden darf. Selten erhält er mehr Wunden, als sein Verbrechen bedingt.

Ist irgend ein Verbrechen größerer Art geschehen, für welches Blutrache eintreten muß, so teilt man sich dies im Westen rasch durch Schreien mit, und aus der Art dieser Töne kann man auch in der Ferne die Größe der Schuld erkennen und sich danach richten. Auch Kinder wissen sehr genau, ob sie in irgend einer verwandtschaftlichen Beziehung zum Thäter stehen und somit gefährdet sind oder nicht. Es gibt aber Vergehen, für welche göttliche Strafe erwartet und daher keine menschliche festgesetzt ist. Wer z. B. die Raupe vom Baume eines andern ißt, wird krank. Um dies aber sowie jegliche Privatrache zu vermeiden, steckt der Thäter bei dem Baume, von welchem er gegessen hat, einen Zweig in die Erde, dann ist er behütet. Ebensowenig darf eine schon Samen tragende Nahrungspflanze gepflückt und ausgegraben werden. Im Westen dürfen die Eingebornen in gewissen Lebensaltern bestimmte Speisen nicht essen; Knaben ist z. B. Känguruh- und Emufleisch, Jünglingen Blut, Mark, Eingeweide dieser Tiere untersagt, und auf der Übertretung des Gebotes steht schwere göttliche Strafe.

Es gibt eine Art der Rache unter den Narrinyeri, welche nichts mit Zauberei zu thun hat, aber um so raffinierter ist. Sie heißt Neilyeri und wurde vor etwa 16 Jahren vom obern Murray her eingeführt. Wenn es einen Eingebornen nach Rache gelüstet, so nimmt er das Ende eines Speeres, ein Stück Knochen (oft von einem Menschen) oder irgend ein Stück Eisen, spitzt es scharf zu, bohrt es in das Fleisch einer verfaulenden Leiche und läßt es einige Wochen lang darin stecken. Hierauf tränkt er einen Büschel Haare oder Federn in Fett, welches einem Leichname entzogen wird, wickelt in dieses die Spitze des kurzen, dolchartigen „Neilyeri“ und besitzt so eine furchtbare Waffe. Mit einem einzigen Stiche kann er dem Feinde das Leichengift einimpfen und ihn den schrecklichsten Qualen und meist dem Tode verfallen lassen.

Jene Philosophen, welche überall in der Menschheit Spuren von äußersten Urzuständen sehen wollen, werden bei den Australiern in dem Verkehre mit Fremden aus allen Enden die Anklänge an einen Zustand heraushören, in welchem Jedes Hand gegen Jeden erhoben war. Einfacher Denkende werden die Erklärung näher suchen und vorzüglich die dem Zusammenleben in größerer Zahl und Dauer durchaus ungünstigen Naturverhältnisse des Landes, die Schwierigkeit der Ernährung, kurz, den harten Daseinskampf verantwortlich machen. Zahlreich sind hier die Ursachen, die auf Schärfung des Mißtrauens zwischen Mann und Mann und Stamm und Stamm hinwirken müssen. Der Verkehr

außerhalb einer Stammesgemeinschaft ist gering, daher wird jeder Fremde mit Mißtrauen betrachtet. Möglicherweise mag in dieser Hinsicht auch Gespensterglaube mit einwirken, der ja die Menschen dieser Kulturstufe unaufhörlich schreckt. Es wird erzählt, daß ein lange abwesendes Familienglied bei seiner Rückkunft erst sich schweigend vor der Thür der Hütte niederläßt, daß dann sein nächster Verwandter, um zu prüfen, ob der Ankömmling nicht sein Geist sei, ihm ängstlich etwas Speise vorsetzt, welche jener ißt, um dann nach tiefem Schweigen, nach welchem ihn seine Bekannten mit Namen rufen, aufzustehen und nun erst die Unterhaltung zu beginnen. Selbst von einem Aufenthalte bei Bekannten zurückkehrend, äußert man zu Hause durchaus kein Zeichen der Freude über die Heimkehr; erst nach einiger Zeit tritt die unbefangene Unterhaltung ein. Ein andrer Aberglaube scheint vorzuliegen, wenn wir hören, daß Fremde vogelfrei sind, weil sie Krankheiten bringen; hat man sie aber aufgenommen, so sind sie vollkommen sicher und werden mit außerordentlicher Höflichkeit behandelt. Gason erzählt, wie bei den Dieyerie der Ankommende sich schweigend beim Lager niedersetzt, wie nach einigen Minuten die ältern Männer sich um ihn sammeln und ihn nach Weg und Erlebnissen fragen, worauf er sehr viel erzählt und ausschmückt. Nachdem dann einer von den ältern Männern das Gehörte noch einmal erzählt und ein andrer wie in Aufregung seine Sätze wiederholt hat, wird der Ankömmling freundlich empfangen und nach Möglichkeit reich bewirtet. Einem Manne von Rang und Einfluß aber eilen die Krieger mit Waffen entgegen und stellen sich, als wollten sie ihn abwehren; er schwingt jedoch seine Waffen und schlägt zu, worauf sie mit den Schilden parieren, ihn umarmen und zur Bewirtung ins Lager führen. Weiber, die mit dem Ankömmlinge verwandt sind, weinen dabei vor Freude. Die Verabschiedung von Freunden oder Verwandten vor einer längern Reise beschreibt Bunce als eine rührende Szene. Begrüßung wird durch Reiben der Brust, Verabschiedung durch Ausstrecken und Erheben der Hände bis zum Haupte angedeutet.

Keineswegs scheint in den Beziehungen der Stämme der Krieg, der Unfriede Alleinherrscher zu sein. Wir hören vielmehr von wechselseitigen Besuchen, Gastfreundschaft, Vereinigungen zum Zwecke der Austragung von Streitigkeiten, der gemeinsam zu begehenden Männerweihen, des Handels. Man hat bestimmte Regeln des Verkehres durch Botschafter von Stamm zu Stamm in Übung. Botschaften an Nachbarstämme, mit denen gütlich eine Differenz auszutragen ist, werden bei den Südaustraliern durch Weiber besorgt. Statten die Weiber des andern Stammes darauf einen Gegenbesuch ab, so gilt der Streit für beigelegt. Von der andern Seite wirft die sehr merkwürdige Einrichtung der Ngia-Ngiampe ein Licht auf die Auffassung des Verkehres von Volk zu Volk als einer Notwendigkeit, für welche Veranstaltung getroffen werden muß. Die Nabelschnur eines Kindes wird mit einem Büschel Federn zusammengebunden und unter dem Namen Kalduke dem Vater eines gleichalterigen Kindes in einem andern Stamme übergeben. Beide Kinder stehen von da an einander als Ngia-Ngiampe gegenüber, d. h. sie dürfen sich nicht berühren und nicht miteinander sprechen; aber wenn sie erwachsen sind, werden sie die Vermittler des Handels ihrer Stämme, indem jeder von seinen Leuten die Waren erhält, die sie nun durch Vermittelung Dritter austauschen. Übrigens werden auch vorübergehende Ngia-Ngiampe-Verhältnisse eingegangen, indem ein Kalduke zwischen zweien geteilt wird. Auch eine andre Weihe hängt mit der Sorge für unbehinderte, ungefährdete Verhandlungen mit den Nachbarstämmen zusammen: die Durchbohrung der Nasenscheidewand, welche an Mädchen oder Knaben im Alter von 5 bis 10 Jahren vorgenommen wird. Der Vater des betreffenden Kindes schlägt diese Operation vor, welche gewöhnlich von einem alten Manne um Mittag unter Gesang der Männer und Weiber ausgeführt wird. Der Zweck wird von keinem Beschreiber angegeben, nur bei Browne lesen wir: „Will man unterhandeln, über Frieden oder sonst, so wird ein Knabe von 12 bis 15 Jahren geschickt (der also noch nicht selbständig ist), nachdem

ihm vorher mit einem scharfen, glühend gemachten Knochen der Nasenknorpel durchbohrt ist, denn Knochen in der Nase tragen nur hervorragende Personen. Während die Wunde heilt, vollbringt der Knabe seine Sendung, und er gilt nun als geheiligt und wird geehrt."



Ein Nordaustralier (nach Photographie im Besitze des Herrn Premierleutnant v. Bülow in Berlin).

Einen tiefen, wenn auch nicht ebenso deutlichen Blick läßt in die australische Volksseele jene Reihe von Weihen thun, welche den Übergang der Knaben und teils auch der Mädchen ins männliche Alter und in das Alter der Mannbarkeit begleiten. Es ist mit

denselben irgend ein Opfer vom eignen Körper verknüpft, das vernichtet oder wenigstens an heimlichem Orte aufgehoben wird, seien es nun Zähne, die ausgeschlagen, oder Finger, die abgeschnitten werden. Dazu kommen Qualen, die mit Schlägen, Tättowierung, Hunger und zwangsweiser Absonderung den in ein neues Lebensalter Eintretenden empfangen. Diesen Festen wird dadurch, daß sie auf göttliche Einsetzung zurückgeführt werden (in Queensland vom Hauptgotte Bajame), noch eine besondere Würde beigelegt. In Inneraustralien kriechen beim Pubertätsfeste die Knaben mit geblendeten Augen auf einem langen Gange in den Bora genannten Zirkus und müssen nach dem Feste eine Woche lang den Kopf niederhalten,



Ein tättowiertes und ein nicht tättowiertes Mädchen aus Queensland (nach Photographie im Besitze des Herrn Premierleutnant v. Bülow in Berlin). Vgl. Text, S. 86.

ohne aufzublicken. Bei Stämmen am Bogue River müssen die Kandidaten vor dem Feste drei Wochen lang in viereckiger Umzäunung im Busche streng fasten; beinahe nur der Genuß von Wasser ist ihnen erlaubt. Ebensolche Proben folgen der Weihe. Wenn am Kap York dieselbe im Walde unter Beschneidung und Ausschlagen des Zahnes durch einen Mann, der ein Federkleid trägt, stattgefunden hat, folgt ein Monat, in welchem die Jünglinge gleichsam Novizen ihrer neuen Würde der Mannheit sind und bei Todesstrafe von keinem Weibe erblickt werden dürfen; nach Ablauf desselben kehren sie zu ihren Eltern zurück, mit einem Stücke weißer Muschelschale vor der Stirn und noch mit dem Schmucke jener Festzeit bekleidet, den sie tragen, bis er abfällt. Diese ganze Zeit über zeichnet weiße Bemalung des Körpers die Novizen aus.

Oft wirft diese geheimnisvolle Zeit ihre Wellen noch weiter in die Jugendjahre der jungen Australier und um so mehr, als ihre Paten bei diesen Weihen (Kotertie in Westaustralien) für ihre Aufführung Sorge tragen müssen. Die Narrinyeri erlauben ihren

Knaben vom zehnten Jahre an nicht mehr, ihre Haare zu kämmen oder zu scheren; sie verbieten ihnen, wie Taplin erzählt, den Genuß von dreizehn verschiedenen Arten von Wildbret, welche gerade die am leichtesten zu erreichenden und nahrhaftesten sind, so daß den Knaben die Last obliegt, sich von schwerer zu erlangendem Wilde zu nähren. Oft wird auch die Tättowierung schon sehr früh vorgenommen; man sieht bei den Encounterbai-Stämmen Knaben von zehn Jahren mit den bekannten langen Quernarben über der Brust. Ist ihre Zeit gekommen, so werden sie in der Nacht unerwartet von den Männern überfallen und unter anscheinend heftigem Widerstande der Weiber, welche Feuerbrände werfen, an einen vom Lagerplatze entfernten Ort geschleppt. Dort werden ihnen alle Haare des Körpers, außer Kopf- und Barthaaren, ausgerissen oder abgesengt, ihr Haar am Kopfe wird mit einer Speerspitze gekämmt und ihr ganzer Körper mit Öl und Rötel überzogen. Nachdem



Ein tättowierter Jüngling aus Queensland (nach Photographie von C. Günther in Berlin).

sie darauf drei Tage und Nächte fasten und wachen mußten, dürfen sie zwar schlafen und Nahrung zu sich nehmen, aber den Kopf nur auf kreuzweise in den Boden gesteckte Stäbe legen, nicht aus Gefäßen unmittelbar, sondern nur vermittelst eines Binsenhalmes trinken und alle den Weibern verstatteten Speisen meiden. In diesem Zustande bleiben sie so lange „Narumbe“, bis ihr Bart zu drei Malen 5 cm lang gewachsen ist, oder bis dieses Ziel als erreicht bezeichnet wird. Selbstverständlich ist es ihnen in dieser Zeit verboten, sich ein Weib zu nehmen, aber sie mögen Mädchen ihres Alters aufsuchen. Auf Verletzung dieser Regeln stand einst der Tod, und noch immer glaubt man fest, daß dieselbe sich durch Häßlichwerden und frühes Ergrauen räche. „Diese Gesetze für den Narumbe“, sagt Taplin, „hatten einst den Zweck, die Männer des Stammes durch Anstrengung und Schmerz zu stählen. Zu unsrer Zeit bewirken sie genau das Gegenteil. Die Gesundheit der jungen Männer wird oft vollständig untergraben, und vielen bereitet die barbarische Probe ihrer Kräfte ein baldiges Ende. Der Junge arbeitet wohlgekleidet und -genährt auf einer Farm oder Station bis zu seinem 16. oder 18. Jahre, dann bemächtigen sich seiner die Verwandten und zwingen ihn, sich den Anstrengungen und Erkältungen auszusetzen, die bei dem Leben eines Narumbe unvermeidlich sind. Teils unterzieht er sich denselben in der Erwägung, daß er sonst kein Weib bekommt, teils lockt ihn die zügellose Freiheit, die ihm geboten wird. Die

Folge ist, daß er sich ein Lungenleiden zuzieht, welches ihn entweder auf Lebenszeit schwächt, oder seinen frühen Tod verursacht."

Sicherlich ist Abhärtung ein Teil der Wirkung, welche diese Ordalien zu erzielen bestimmt sind; aber es liegt doch noch ein tieferer Sinn in diesem Systeme von Opfern, der z. B. aus den ganz eigentümlichen Gebräuchen hervorleuchtet, welche der Goulburn-Stamm (nördlich von Melbourne) mit den Jünglingsweihen verbindet. Ein Jüngling, der zur Mannheit eingeweiht werden soll, wird dort von drei Stammgenossen in den Wald geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht bleibt und sich die zwei obern Schneidezähne ausschlägt, die er sorgfältig aufhebt und, zurückgekehrt, seiner Mutter gibt. Während er darauf wieder zwei Nächte und einen Tag im Walde zubringt, sucht die Mutter einen jungen Gummibaum, dessen Standort nur wenige, nie aber der Sohn selbst, kennen dürfen, und steckt die beiden Zähne ihres Sohnes in die obersten Äste. Stirbt der Sohn, so schlägt man die Rinde unten am Baume ab und dörrt ihn durch ein Feuer, so daß er als Denkmal des Toten stehen bleibt. In erster Linie wird mit diesen Zeremonien der Knabe den Frauen genommen, in deren Gesellschaft er bis jetzt weilte, und gleichsam in ein neues Leben hineingeboren. Daher auch die bis ins Spitzfindige getriebene Ausschließung alles Weiblichen aus dem Bereiche dieser Weihen, die für die Weiber streng „tabu" sind. Das brummteufelähnliche Instrument (s. Abbildung, S. 95), welches anzeigt, wo etwas Heiliges derart vor sich geht, dürfen Weiber und Kinder nie sehen, geschweige berühren; die letztern glauben, seine Töne seien Töne eines Geistes; beide aber müssen, wo sie es hören, eiligst fliehen, denn unberufen den heiligen Zeremonien beiwohnen bringt den Tod. Auch den heiligen Quarz, mit welchem tättowiert wird, dürfen die Weiber nie, die Jünglinge erst nach der letzten Tättowierung sehen. Beschneidung, welche Yura, eine große Schlange, jetzt in den dunkeln Flecken der Milchstraße wohnend, gelehrt hat, ist so allgemein, daß die Bezeichnung „Unbeschnittener" als Schimpfwort gilt; sie wird bei diesen Weihen wohl in erster Linie geübt. Der nächste Verwandte ordnet sie an und vollzieht sie auch. Der Knabe stellt sich, als wolle er fliehen; allein man fängt ihn ein, legt ihn auf die Erde und reibt ihn mit Staub, dann hebt man ihn an den Ohren empor unter lautem Geschreie, um ihn von seiner vermeintlichen Bezauberung aufzuwecken. Für jeden Knaben ist ein besonderer „Turlo" (Beschneider) da. Erst im spätern Alter wird bei Süd- und Westaustraliern die Urethra aufgeschlitzt, um Kinderzeugung zu vermindern, und einen ähnlichen Zweck hat wohl die Zerquetschung eines Hodens, die am Palmerflusse geübt wird.



Eine tättowierte Frau aus Neusüdwales (nach Photographie). Vgl. Text, S. 86.

Bei den Narrinyeri darf ein Stamm seine Knaben nur unter dem Beisein der Stämme, von denen sie Frauen erhalten, als Narumbe oder Jünglinge einweihen. Gewisse Weihen sind uns aber ihrem Sinne nach völlig dunkel, so die von Wyatt beschriebene Besprengung der Knaben der Eingebornen von Adelaide mit Blut. Ein Mann des Stammes öffnet sich die mit einer Schnur aus Menschenhaar abgebundene Medianvene und besprengt den Knaben erst den Rücken, dann Gesicht, Kopf und Brust mit seinem Blute, das die Knaben an sich trocknen lassen. Der Vorgang vollzieht sich an einem abgelegenen Orte unter tiefer Stille aller und unter Abwesenheit der weiblichen Glieder des Stammes. Die Tättowierung nimmt bei einzelnen Stämmen durch die Art, wie sie vollführt wird, ihre Stelle unter den Weihen ein, wenn auch als ihr Hauptzweck die größere Gelenkigkeit und Geschicklichkeit der Arme bezeichnet wird. Sie findet an abgelegenem Orte, in Abwesenheit der Weiber und anscheinend gegen den Willen des ihr Unterworfenen statt. Mit einem Stücke Muschel oder Glas auf denselben Flecke öfters ausgeführt, erzeugt sie mit der Zeit stark erhabene Narben. Der Tättowierte enthält sich einige Monate der Gesellschaft der Weiber, trägt Ringe aus Opossumhaut an beiden Oberarmen und zwei Stäbe, die bei solchen Gelegenheiten oft gebraucht werden und nichts andres Bemerkenswertes haben, als daß sie von langem Tragen geglättet sind.

Auch der Übertritt des Mädchens vom Kindesalter in das der Jungfrau wird durch Gebräuche bezeichnet, aus denen der Sinn der Weihe und des Opfers hervorleuchtet. Die Mädchen werden abgesondert, müssen fasten, tragen Bemalung. Bei den Larrakia in Nordaustralien werden zur Zeit der ersten Menstruation die Mädchen in Rinde gewickelt und drei Wochen hindurch bis zur Feier des Festes in einer Hütte gehalten. Bei demselben Stamme wird der Frau das obere Glied am Zeigefinger der rechten Hand abgeschnitten, ja einer allerdings unglaubwürdigen Erzählung zufolge wird ihr sogar das linke Auge ausgeschlagen. Zur Erinnerung besonderer Ereignisse werden auch bei andern Gelegenheiten den Frauen Zähne ausgeschlagen oder ein Finger abgeschnitten. Die Tättowierung hat wohl auch bei den Weibern ihre Weihebedeutung, nimmt bei ihnen indessen kleinere Teile des Körpers ein (s. die Abbildungen, S. 20, 83 und 85).

## 5. Religion der Australier.

„Verhallende Stimmen aus früherer, reicherer Zeit“
Gerland.

Inhalt: Unklarheit der religiösen Vorstellungen. — Kosmogonische Versuche. — Der Gottschöpfer. — Sterngötter. — Sekundäre Schöpfer. — Götter, die in den Himmel zurückkehren. — Tiersagen. — Leben nach dem Tode. — Gespenster. — Sonstiger Aberglaube. — Zauberer. — Heilige Steine und heiliges Holz. — Plongge. — Mokani. — Ngabhungi. — Ärzte. — Veränderungen in Glaubenssachen.

Unklarheit der religiösen Vorstellungen teilen die Australier mit der großen Mehrzahl aller andern Naturvölker. Der Gesamteindruck ist der des Herabgesunkenseins von höhern Stufen, des Verkommenseins, und es hängt damit zusammen, daß sie selbst über den Grund und Kern ihrer religiösen Vorstellungen sehr im unklaren sind. Wir stimmen Gerland ganz bei, wenn dieser sagt: „Nirgends zeigt sich die Behauptung, daß der australische Bildungszustand auf eine frühere höhere Stufe hinweist, wie hier, wo alles Einzelne wie verhallende Stimmen aus früherer, reicherer Zeit herüberschallt, wir aber keineswegs den Eindruck erhalten, als hätten wir es mit Halbentwickeltem, Stehengebliebenem zu thun“. Es ist aber noch sehr weit von hier bis zu der Behauptung, die so

oft mit erstaunlicher Sicherheit aufgestellt worden ist, daß die Australier ganz religionslos seien. Was man in dieser Richtung zugeben kann, ist nur das Eine, daß aus Mangel eigner innerer Ausbildung dieser Vorstellungen und wegen Lockerheit des Bandes der Tradition dieselben auseinander fallen, daher oft den Eindruck des Zufälligen, höchst leicht Veränderlichen machen.

Von einem höchsten Wesen hat man im Norden unter dem Namen Koyan, im Süden unter den Namen Nurrundere und Baiamai sprechen hören, einem Wesen, welches das Gute gibt, aber ebenso leicht in Zorn gerät wie diese Naturkinder, welche am wenigsten von allem Selbstbeherrschung kennen. Man kann hier wohl auch den Monaincherlu der Adelaide-Stämme anschließen, den diese als den höchsten Gott verehren, den niemand schuf, und der alles geschaffen hat, ferner den zweiten Gott Monana, der erst später an hintereinander zum Himmel geworfenen Speeren aufstieg. Man schrieb ihm die Schöpfung aller Dinge zu, vor allem die des Menschen selbst. Da es aber meistens nicht möglich ist, ein bestimmtes System aus den zerstreuten und unvollständigen Überlieferungen zu konstruieren, welche unsre Mythologie der Australier ausmachen, so ist auf die Nennung eines höchsten Gottes bei irgend einem Stamme kein so großes Gewicht zu legen. Man kann jedoch annehmen, daß in diesen rudimentären Mythologien der höchste Gott in der Regel derjenige sei, welchem die Erschaffung der Welt zugeschrieben wird, ohne daß er selbst geschaffen wurde, und welcher, im Gegensatze zu den später hinaufgestiegenen Heroengöttern, von Anfang an im Himmel gewesen ist. Hier führen nun die Traditionen offenbar auf zwei Ausgangspunkte zurück. Die australische Mythologie stützt sich zunächst, wie jede andre, hauptsächlich auf kosmogonische Versuche, seien es nun ursprüngliche Gedankenkeime oder spätere Bruchstücke eines einst vollkommenern, festern, höhern Gedankenbaues. Und sie unterscheidet sich nach dem wenigen, was wir wissen, hauptsächlich darin von der so manche Anklänge bietenden polynesischen, daß sie über diese kosmogonischen Wurzeln sich weniger hoch erhebt, zu keiner Genealogie, keiner Geschichte, keinem Sagenkreise der Götter sich entfaltet. Anläufe sind zwar auch dazu vorhanden, aber dieselben bleiben am Boden. In den kosmogonischen Ideen, welche uns von Naturvölkern berichtet werden, muß man zwei Gruppen unterscheiden: einfache, für sich stehende, meist rohe Vorstellungen, die uns wie Keime eigentlicher mythologischer Entwickelungen erscheinen, und entwickeltere, von denen man geneigt ist, zu glauben, daß sie nur darum vergleichsweise einfach erscheinen, weil sie zufällig aus einem größern, zusammenhängenden Gedankenbaue gleichsam herausgelöst worden seien. Offenbar gehört eine große Reihe kosmogonischer Ideen der Australier der erstern Gruppe an, und es dürfte sich empfehlen, sie gleich hier durch einige Proben zu charakterisieren.

Die Dieyerie (Südaustralier) führen den Ursprung der Sonne auf nichts Geringeres zurück als das Bedürfnis der Menschen, den Emu (Kasuar) zu jagen, der wegen seiner Schnelle nur bei Sonnenhitze gehetzt werden kann. Sie baten unter Tänzen, Muramura möge Hitze auf die Erde werfen, und so schuf er die Sonne. Die Eingebornen der Encounterbai lassen das Tagesgestirn allabendlich beim Untergange die langen Doppelreihen der Seelen verstorbener Männer passieren, welche seine Gunst erbitten. Wer dieselbe erhalten, beschenkt die Sonne mit dem Felle eines roten Känguruh, und daher kehrt sie am andern Morgen in rötlichem Gewande zurück. Man kann dieses Stück Mythologie ebensowohl poetisch wie abscheulich finden. Dieselben Encounterbai-Stämme lassen den Mond, den sie sich als Göttin denken, infolge des länger dauernden Verkehres mit Männern abmagern. Das höchste Wesen Nurrundere läßt deshalb Luna wegjagen, sie verbirgt sich und benutzt diese Zeit, um Wurzeln zu suchen und neue Kraft zu sammeln, worauf sie gekräftigt wiederkehrt. Den Mond halten die Südaustralier für den Mann der Sonne, welche ihn jeden Neumond tötet; und hier wie in Westaustralien glaubt man, daß beide einst auf der Erde

wohnten und Kinder zusammen zeugten; auch von den Sternen wird ähnlich berichtet. Im Nordwesten geht die Sage, daß in jenen Höhlen am Glenelg, welche mit den oben geschilderten Malereien (S. 26) geschmückt sind, der Mond gewohnt habe. Man möchte an Monddienst denken, wenn man so oft dem Monde als einstigem Höhlenbewohner und Verfertiger der Höhlenzeichnungen begegnet.

In die andre Gruppe gehören die Schöpfersagen. Als Schöpfer tritt uns bei den Westaustraliern einmal ein Motogon entgegen, der durch Namenrufen und Blasen die Erde schafft. Ihm steht vielleicht der Muuuuniuuala nahe, welchem in Nordwestaustralien als „Himmelsgotte" Verehrung gezollt wird, und dessen Frau und Schwester nebst einem Feuergotte Thilkuma neben ihm verehrt werden. Man glaubt seinen Namen in einem Beinamen zu erkennen, den der Schöpfergott Baiamai als Allvater, d. h. Mahmannamurok, führt, ebenso im Monana und Muramura der Adelaide-Stämme und andrer. Dieser Schöpferthätigkeit scheint die des Barim in Südaustralien verwandt zu sein, der die Welt durch Hinmalen statt durch Sprechen erschafft, und an ihn erinnert wiederum dem Namen, wenn auch nicht der Thätigkeit nach der Sohn des Baiamai der Südaustralier, Burambin. Der Wellington-Stamm hielt ebenso wie die Narrinyeri und andre den Gott Baiamai, der auf einer Insel im fernen Osten wohnt und die auf seinen Ruf von selbst kommenden Fische ißt, für den Schöpfer der Dinge; andre indes teilen dem Sohne des Gottes, dem Buraubin, diese Rolle zu. Jedenfalls war er gleichfalls ein guter Gott, da man ihn auch mit besondern Liedern und Tänzen zu einer bestimmten Jahreszeit und zwar im Februar verehrt. Ihn bringt eine andre Sage deutlicher als Gottessohnschöpfer mit jenem Gotte in Verbindung, wenn es heißt: „Als Baiamai sprach, kam Burambin, Bruder Dararwirgals, der aus dem Westen Krankheit sendet (als Schöpfer), in Existenz". Und wenn wir vernehmen, daß in Westaustralien der an seinen Wunden gestorbene Bindinwor, Sohn des Gottes Wallinyup sowie der Mutter Dovanyup, wieder auferstand, so meinen wir auch in dieser Verwandlung dasselbe Gottespaar erblicken zu dürfen. Auch die Sage der Dieyerie, daß auf ihres obersten Gottes Muramura Bitten der Mond die Welt erschaffen habe, deutet auf die Annahme eines zweiten Schöpfers, der nicht der Hauptgott ist.

Andre Legenden scheinen Spuren von andern, vielleicht ursprünglich mächtigen Gottheiten zu enthalten, denen Berührungen mit polynesischen Mythen nicht fremd sind: Nganno gab vielen Gegenden den Namen, verwandelte sich dann aber in ein Seeungeheuer; er ist vielleicht derselbe, der, als Nandu vom Himmel kommend, den Fluß Murray bildete. Nurrundere, dem wir unter den Sternen begegnen werden, schuf die Fische im Teiche von Tulurung durch Hineinwerfen von Steinen und zog die Felseninseln Witungenggui mit dem Netze aus dem Wasser. Vielleicht glauben darum die Australier der Encounterbai grau zu werden, wenn sie auf die Felseninseln im Albertsee speien. Aber auch der Donner ist Nurrunderes zornige Stimme, die aus dem Regenbogen schallt. In dieser Verbindung eines auf der Erde mit Steinen oder Klippen, am Himmel mit Sternen in Verbindung gebrachten Gottes liegt entschieden polynesischer Anklang. Bedeutsam ist, daß dieser Gott mit Bewußtsein an den Anfang der Zeit gestellt wird, wo die Götter die Erde verlassen hatten. Als er erst in den Himmel gestiegen war, hörten die Verwandlungen der Götter in Dinge, die Erschaffungen und Ähnliches auf.

Aus dem Grundgedanken, daß Menschen unter die Sterne versetzt werden können, oder vielleicht, daß alle Seelen der Verstorbenen nach den Sternen wandern, erwuchs eine Anzahl von Mythen, welche geistige Wesen mit den Sternen in Verbindung bringt. So glaubt man in Neusüdwales, daß die Seelen in den Wolken weiterleben, im Süden, daß sie zu Sternen werden. Aus dem Glauben der Encounterbai-Eingebornen, welche in allen Sternen Seelen von Männern sehen, die abends ihre Hütten verlassen und denselben

Beschäftigungen nachgehen wie früher auf der Erde, ergibt sich dann die Konstruktion von Sternbildern. Das meistverherrlichte von ihnen ist das Wjirriware genannte, von welchem die Narrinyeri erzählen: Nurrundere oder Matummere, der alle Dinge schuf und den Menschen die Jagdwaffen gab, jagte mit den Jägern Nepelle und Wyungare Riesenkänguruhs, die jetzt mit ihnen in dem Wjirriware genannten Sternbilde zusammenleben. Auch die Plejaden gelten als Emujäger, und ebenso jagen im Orion zwei Jünglinge. Aber bei den Narrinyeri kehrt jenes Sternbild Wjirriware in andrer Verbindung insofern wieder, als von der durch Nurrundere zum Verfolgen seiner Frauen gesandten Flut, worin diese in Felsen verwandelt werden, Nepelles Kanoe vom Hügel zu den Wjirriwaresternen emporgehoben ward, wo es nun auf der Flut der Milchstraße schwimmt. Und eine dritte Version läßt den vaterlosen, als Narumbe oder Jüngling geborenen Wyungare zwei Frauen Nepelles, die sich in ihn verliebt hatten, in der Hütte aufnehmen und dafür von dem gegen die Nachtkühle angelegten Feuer verfolgt werden. Wyungare zieht sich fliehend an dem in den Himmel geschleuderten Speere, der durch Zufügung eines Widerhakens festhielt, aufwärts zu den Wjirriwaresternen. Die Milchstraße, welche besonders als Aufenthaltsort der Seelen gilt, erscheint auch als Strom, auf dessen Inseln das Schlangenungeheuer Yura wohnt, welches, wie erwähnt, die Beschneidung eingeführt hat. Die Encounterbai-Stämme bezeichnen die Milchstraße als eine Reihe von Hütten, in welcher sie die Aschenhaufen und den aufsteigenden Rauch deutlich zu erkennen vorgeben, und in den Magellanischen Wolken glauben sie alte Weiber ihre Mahlzeit kochen zu sehen. Auch wurzelsuchende Weiber sind in der Nähe des Orion an den Himmel versetzt. Andre Mythen machen aus den Sternen die Hunde des Mondes, wohl durch Verallgemeinerung des Kernes von einem jener Jägersternbilder; die Sternschnuppen werden als Kinder der Sterne bezeichnet. Der Regenbogen, an dem die Adelaide-Stämme einen männlichen und weiblichen Bogen, den innern und äußern, unterscheiden, geht als Rauch aus den Wolken hervor. Donner kommt aus den Wolken durch einen im Regenbogen Liegenden oder wird auch geradezu als Stimme Baiamais angesprochen. Seltsam geformte Steine sind vom Himmel gefallen und gelten für zauberkräftig. Infolge der Auffassung des Mondes als eines guten, der Sonne als eines bösen Gestirnes wird der Sonne und ihren Geschwistern die Macht über mancherlei Übel, z. B. Husten, zugeschrieben. Wer also geheilt sein will, speit in die Hand und streckt sie der Sonne entgegen.

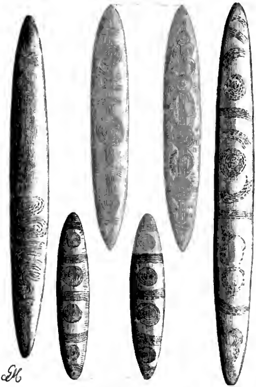
Als Schöpfer der Menschen erscheint bei den Kamilaroi der mehrgenannte Baiamai, der, in Midul auf einem Felsen zwischen Flüssen ruhend, den ersten Menschen bei Murula, zwischen den Baiwan- und Narranflüssen, schuf, um dann zu verschwinden. Dieser Mythe ähnlich ist die Menschenschöpfung in den Lallalfällen des Morabul durch Bonjil oder Pundyil. Nachdem dieser Gott Menschen geschaffen, sandte er zum Töten der Schlangen seine Tochter Karakarak mit einem Stabe, der beim Zerbrechen das Feuer gab. Die Schöpfung des Feuers wird auch im Nordwesten in Verbindung gebracht mit einem Feuergotte, der dort aber nicht in, sondern neben der Tochter des Himmelsgottes verehrt wird. Unmittelbar auf Baiamai führt eine andre Sage, welche ihn eine Maus senden läßt, um Feuer anmachen zu lehren, das sie vor der Wut des menschenverzehrenden Dämons Mullion schützen muß. Bei mehreren Stämmen wird die Eidechse irgendwie in die anthropogonische Sage hineingezogen (vgl. Bd. I, S. 30 und 76). Man spricht von Tarrotarre, einem Gotte in Gestalt einer Eidechse, welcher die Geschlechter trennte und also Männer und Weiber schuf. Liegt aber nicht vielleicht hier eine Vermengung mit einer Kobongsage vor? Den Eidechsen scheint eine entsprechendere Stelle in der Sage der Dieyerie angewiesen zu sein, welche erzählen: Im Anfange schuf der gute Geist Muramura eine Anzahl kleiner, schwarzer Eidechsen, welche man heute noch unter trockner Rinde findet, und weil sie ihm gefielen, beschloß er, sie sollten Macht haben über alles, was auf der Erde kriecht. Der Muramura teilte alsdann ihre Füße

in Finger und Zehen, griff nach der Mitte des Gesichtes und bildete eine Nase sowie Augen, Mund und Ohren. Dann stellte der Geist eine Eidechse aufrecht; weil sie sich aber in dieser Stellung nicht erhalten konnte, schnitt er ihr den Schweif ab, und die Eidechse ging aufrecht. Hierauf machte er sie zu Männchen und Weibchen, damit sie sich fortpflanzen konnten. „Männer, Frauen und Kinder", sagt Gason, „weichen auch nicht im geringsten von diesem Berichte der Schöpfungsgeschichte ab."

Auch sonst läuft Menschen- und Tierwelt in den Schöpfungssagen in bunten Linien durcheinander, was jedenfalls mit dem Kobong, dem Wappentiere der Stämme, zusammenhängt. Eine der seltsamsten Sagen dieser Art finden wir bei den Narrinyeri: Als die tanzenden Vorfahren der Narrinyeri, heißt es, die Hügel und Teiche von Mutabarringa bildeten, wurde der starke Kondole eingeladen und, als er sein Feuer verbarg, von Nilballe mit einem Speere am Halse verwundet, worauf bei dem ausbrechenden Gelächter alle Anwesende in Tiere verwandelt wurden, während Nilballe das Feuer in den Grasbaum legte. Von demselben Gotte wird die Erschaffung einer Reihe von Fischen aus den Stücken, in die er einen großen Fisch mit Hilfe seiner Jagdgenossen zerrissen hatte, erzählt. Eine flache Fischart erzeugte er aber dadurch, daß er flache Steine in einen Teich warf. Man stellt sich überhaupt vor, daß früher eine mächtigere Schöpfung lebte, und schreibt Wyungare, dem Jagdgenossen Nurrunderes, die Schöpfung der heute lebenden kleinen Känguruhs durch Zerreißung und Ausstreuung der Stücke eines Riesenkänguruh zu. Dem entsprechend waren natürlich auch diese Götter und Helden von riesiger Natur, wie die Sage von dem Aufsteigen Wyungares oder Nurrunderes in den Himmel (s. S. 89) zeigt. Als dieser in den Himmel gestiegen war, hörte die Welt auf, sich zu verändern; alles blieb seitdem, wie es war.

An diese Schöpfungssagen schließt sich eine Reihe kleinerer, außer Zusammenhang mit Götter- und Heldensagen stehender **Tiersagen** an, welchen meistens der Wunsch nach Deutung auffallender Eigentümlichkeiten zu Gevatter stand. In Südaustralien erzählt man, die Schildkröte habe ursprünglich Giftzähne gehabt und die Schlange nicht; da habe die Schlange die Schildkröte gebeten, ihr ihre Zähne zu geben, die sie, als am Lande lebend und Verfolgungen ausgesetzt, besser brauchen könne als die im Wasser geschützte Schildkröte. Letztere willigte ein, ihre Zähne gegen den Kopf der Schlange zu tauschen, und so haben nun die Schlangen Giftzähne und die Schildkröten Schlangenköpfe. Ein andres Mal hätten die Elstern sich erboten, für die Pelikane die Fische zu braten, welche dieselben sich gefangen hatten; da aber die Pelikane fanden, daß diese dienstbereiten Vögel sich selbst die Fische schmecken ließen, entrissen sie ihnen dieselben wieder, und während die Elstern in die Asche fielen, blieben Fischschuppen an den Pelikanen hängen. Daher sind jene schwarz und haben diese eine weiße Brust. Ähnliche Erzählungen gibt es auch zur Erklärung andrer Naturerscheinungen. Originell ist die Narrinyerisage über die Entstehung des Regens, welche wie eine sehr abgeschwächte Sintflutsage klingt: Ein alter Mann lebte mit zwei Freunden zusammen, die jünger waren als er. Einmal machten diese einen guten Fischzug, nahmen die besten Fische für sich und setzten die schlechtern für den alten Mann zur Seite. Sofort ging dieser in seine Hütte, verschloß die Thür, und alsbald begann es heftig zu regnen. Er blieb trocken, jene wurden zur Strafe naß. Später wurden sie alle drei in Vögel verwandelt, und wenn einer davon, der den Namen des Alten, Kortuwe, empfing, schreit, ist es ein Zeichen baldigen Regens. Für die Sonderung der Stämme und Sprachen haben die Australier nicht minder ihre besondere Tradition wie die Urheber unsrer Bibel. Die Narrinyeri erzählen: „Als die alte Frau Wurruri, welche das Lagerfeuer der Schlafenden mit ihrem Stocke umherzustreuen pflegte, gestorben war und die freudige Kunde sich unter den Stämmen verbreitete, kamen diese zusammen, und da sie je nach der Ankunft von verschiedenen Teilen der Leiche aßen, erhielten sie auch verschiedene Sprachen".

Ein verschiedensten Göttersagen gemeinsamer Zug ist die Rückkehr eines Gottes in den Himmel, nachdem er Großes auf Erden gethan, aber auch Übles erfahren. Derselbe kehrt in allen Sagen, welche sich an Sternbilder heften, wieder. Häufig ist der in den Himmel zurückgekehrte Gott zum Greise geworden. So erzählen die Narrinyeri: „Als Nurrundere, nachdem er seine entflohenen Frauen durch die Flut vernichtet hatte, sich mißmutig als steinalter Greis, der sich nicht länger bewegen kann, nach dem fernen Westen zurückgezogen hatte, fand er von seinen Kindern eins zurückgelassen, warf demselben das eine Ende eines an seinem Stabe befestigten Seiles zu und zog es daran zu sich empor. So oft seitdem ein Mensch stirbt, wirft des Gottes Sohn dieses Seil ihm zu und hilft ihm auf den Weg, den er zuerst gekommen. Die bei dem halb bewußtlosen Greise angelangten Toten werden dann, nach Anweisung ihrer Wohnung, wieder lebend, jung und gesund; Frauen erhalten sie nach der Menge der Thränen, durch welche sie anzeigen, wie viele Weiber sie auf der Erde zurückgelassen haben.“ Die Vernichtung der Frauen durch die Flut wird in andern Sagen zur Verwandlung derselben in Klippen. Wilhelmi erzählt von Port Lincoln: Palgalanna, ein längst verstorbener Mann, hat alle Gegenden im Süden und Westen benannt; dann verwandelte er seine Weiber und Kinder in Felsen in der See und stieg selber in den Himmel, wo er erzürnt Donner und Blitz verursacht und die Bäume mit seinen Keulenschlägen zerschmettert. Die Kowrarega erzählen von einem Riesen Adi, welcher beim Fischen von der Flut verschlungen wurde, sich aber bald als ein großer Fels erhob. Seine Weiber wurden in Felsen verwandelt, welche noch heute ipile, d. h. Weiber, heißen. Diese Erzählungen erinnern an die Felsendenkmale Tangaloas und seines Weibes Te Papa.



Zauberhölzer der Australier (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 95.

Ganz allein scheint in den bisherigen Berichten die Gottheit Bedall zu stehen, von der es in Queensland heißt: Auf dem Lehme brütend, schuf Bedall als Schildkröte die Welt. Aber schließt sich nicht vielleicht dieser ruhende Gott an den greisen, ruhenden Gott derselben Gegend an, von dem in der Moretonbai erzählt wird: Buddai oder Budja als Vorfahr liegt als riesiger Greis schlafend mit dem Kopfe auf dem im Sande begrabenen Arme, und wie bei seinem frühern Erwachen die Erde überflutet wurde, wird er bei seinem nächsten

die Menschen verschlingen? Bedall, Buddai; Sand, Lehm; schaffen, vernichten: die beiden Sagen berühren sich und deuten zugleich auf Polynesisches hin.

Götter werden in Tiere verwandelt oder erscheinen zeitweilig in tierischer Gestalt. Turramullam erscheint als Schlange bei Versammlungen, Uokol ist ein in Gewässern wohnender Dämon, der in Form einer Riesenschlange auftritt, und Tarada, der das Tättowieren lehrte, wurde in ein gewaltiges Känguruh verwandelt. Riesenhafte Känguruhs spielen auch sonst in australischen Mythen und Sagen eine Rolle. Als Vögel, vampirartig, erscheint eine große Menge von Dämonen, vor allen der vielgefürchtete Melapi. Außerdem gibt es eine Anzahl von zum Teil wahrhaft absurden Tiersagen und Tieraberglauben, so z. B.: wenn ein Knabe einen Hund kitzelt, bis er lacht, so wird der Hund zum Knaben und der Knabe zu einem Panpandibaume; ferner, wenn man die Fliege Tenkendeli tötet und nicht zu gleicher Zeit „tenkendeli“ ruft, so kann man nicht mehr schwimmen. Und dergleichen vieles andre!

Deuten schon die Begräbnisgebräuche der Australier (s. S. 93) auf einen starken Glauben an ein Leben nach dem Tode, so fehlt es an Anspielungen hierauf auch nicht in ihrer religiösen Sagenwelt, und es gibt zu denken, wenn man sieht, wie innig Seelensagen mit andern Zweigen ihrer Mythologie verflochten sind. Es finden sich sogar Andeutungen eines doppelten Seelenglaubens, der einen Unterschied zwischen dem Wandah (Schatten, Gespenst) und dem beim Tode zu Baiamai emporsteigenden Tohi (Rauch, Gedanken) macht. Es verdient Beachtung, daß auch den Kinderseelen ein Fortleben zugesprochen wird, selbst bei Stämmen, die, wie die der Macdonnellberge, nur kurze Zeit um Kinder trauern. Am häufigsten ist die anthropomorphische Form der Vorstellung mit Anklängen der Seelenwanderung; so, wenn man im Westen glaubt, daß die Seelen der Verstorbenen auf den Bäumen sitzen bleiben und dort klagen, aber heruntergelockt werden können, dann in den Mund der Lockenden eingehen und hinten wieder herauskommen. Bisweilen aber bleiben sie auch singend und klagend auf den Bäumen sitzen, bisweilen gehen sie ganz in andre Lebende über. Indem sie in thätig helfender Beziehung zum Leben der Menschen gedacht werden, gelten die Seelen der Vorfahren als wohlthätige Geister, welche besondere Glücksfälle veranlassen. Wenn an der Südküste ein Walfisch strandet, so ist das ihr Werk, sie haben ihn als Delphine ans Land getrieben. Sogar von der Seele des ersten Menschen, den jemand in seinem Leben erschlägt, wird gesagt, daß sie in oder zu dem Erschlagenden übergehe und nun als dessen Schutzgeist walte. Auch böse Geister mögen diesen Abgeschiedenen entstammen, so vielleicht jene tückisch-neckischen Mani, wie ja auch Geistererscheinungen auf Gräbern häufig waren, und wie die Toten die bösen Steine den Zauberern zum Behexen andrer verliehen. Zu Port Lincoln wohnen die Geister der Toten vielfach in kleinen Felshöhlen und kommen nachts hervor, um Ameiseneier zu essen, wobei man sie rufen hören kann.

Eine schöne Sage bei den Wellington-Australiern erzählt: die weißen Engel oder Balumbal leben von Honig auf südwestlichen Bergen. Man deutet dies auf die Seelen und erinnert daran, daß mehrere Stämme gleich den Polynesiern eine Insel, wo Seelen Abgeschiedener wohnen, in den Westen versetzen oder wenigstens ein Jenseits in irgend welcher Berührung mit dem Wasser annehmen, wie z. B. die Stämme an den Macdonnellbergen, welche glauben, daß beständig zwei bartlose Jünglinge beschäftigt seien, das Wasser von dem im Norden liegenden „Laia“, Paradies, zurückzuhalten, wo die Seelen ein fröhliches Leben führen. Da auch der Gott Baiamai auf einer Götterinsel wohnt, erinnert diese Mythe daran, daß man die Seelen der Guten zu den guten Göttern gehen läßt; die Guten gehen zu Baiamai in den Himmel, die Bösen vergehen, hieß es bei den Eingebornen von Neusüdwales. Sogar der Glaube an ein im Himmel tagendes Gericht (Tendi) für die Geister der Gestorbenen scheint bei den Narrinyeri vor der Zeit der christlichen Ideen schon gelebt zu haben. Schürmann nennt sogar die Vorstellung eines Hades in Gestalt einer geräumigen

Höhle, in der, ganz an polynesische Ideen anklingend, die Seelen der Ahnen weilten. Daß dieser Hades mit drei Sonnen ausgestattet gedacht wurde, führt auf die bei südaustralischen Stämmen mehrfach wiederkehrende Annahme, daß die unter das Meer tauchenden Seelen ein Feuer vermeiden müssen, um zu Nurrundere zu gelangen. Vielleicht hängt mit diesem Glauben an Wohnstätten der Seelen die Weihe gewisser Örtlichkeiten zusammen, wie z. B. der mit Bildern bemalten Höhlen und der Spitzen der Berge, welche nicht bestiegen werden dürfen, da dort Götter wohnen.

Ein merkwürdiger Ausläufer des Seelenglaubens der Australier ist die Ansicht, daß die Toten zu Weißen würden und als solche zurückkehrten; ja, die Eingebornen haben vielfach in einzelnen Weißen früher verstorbene Angehörige zu sehen geglaubt und begrüßt. So wurde eine Europäerin, welche unter die Kowrarega nach einem Schiffbruche geriet, für die verstorbene Tochter eines angesehenen Mannes gehalten. Auch wendeten die Westaustralier den Namen für Gespenster, Djanga, auf Weiße an, womit Dschingi, ein in Vogelgestalt erscheinendes Gespenst der Westaustralier, dessen Symbol der Brachvogel (Ancylochilus) ist, verwandt sein dürfte.

Um das Elend seiner Existenz noch zu vergrößern, erfüllt der Australier die Natur mit bösen Geistern, deren Mannigfaltigkeit auffallend groß ist. In den Wäldern geht gespenstisch Bunyop um, gleich afrikanischen Fetischen seine Gestalt verändernd; Kupir raubt aus Höhlen, Arlak erdrosselt im Dunkeln. Andre Gespenster durchschleichen die Waldpfade mit vorgestreckten Armen, um ihre Beute zu umfassen. Als unsichtbarer Gefährte folgt Pukidni. Gleich den malayischen Hexen durchfliegen Dämonen still die nächtliche Luft, wogegen Mani geräuschvoll herankommt, Haar und Bart versengt und würgt. Als böser Gott erscheint außerdem wunderbarerweise der Träger eines dem des guten Gottes Koyan ganz ähnlichen Namens, Koin, welcher bei Nacht peinigt. Er ist wahrscheinlich identisch mit dem großbäuchigen, auch als Feuergott geltenden Kuinio, dessen Erscheinen bei ausgehendem Feuer Tod bringt, ferner mit dem in der Luft fliegenden Kuniu der Südaustralier und schließlich mit dem feuerverbergenden Kondole, welcher den Vorfahren der Narrinyeri das Feuer vorenthielt. Am Macquariesee schleppt der Geist Koin des Nachts die Schläfer fort und würgt sie, bringt sie aber morgens wieder zurück, während sein Weib Mailkun die Schläfer im Netze fängt und sie verzehrt. Der im Nordwesten heimische Geist Marralye nimmt Gestalt und Flug eines Vogels an, stürzt sich nachts auf die Menschen herab und sticht sie unmerklich, so daß sie kurz darauf sterben. Ein andrer Geist, Melapi (offenbar derselbe Name), erscheint entweder ebenfalls als Vogel oder mit Hörnern. Riesige, keulentragende Gespenster fürchtet man im Süden. Neben Motogon, der durch Blasen die Erde geschaffen hat, wird in Westaustralien der böse Cienga, im Mittelpunkte der Erde wohnend, in den Stürmen verehrt. Auch einem in der Unterwelt wohnenden Warugaru, der an den Yura des Sternbildes erinnert, wird Verehrung erwiesen. Als sich im März 1881 eine prachtvolle Aurora australis am Himmel zeigte, gerieten Jones' Leute (Queensländer) in die größte Bestürzung, indem sie dieselbe für die Zornesflammen des Kutschie, eines sehr bösen und gefürchteten Geistes, hielten. Nach dem Glauben der Westaustralier wohnt eine geflügelte Schlange, Waugal, in den Tiefen der Gewässer, die Siechtum und Geschwüre verschuldet, und vielfach ist die Entfernung des Boilja, d. h. übeln Geistes, der Kern aller Heilkunst.

Der Mannigfaltigkeit der Geister, die der Australier zu fürchten hat, entspricht die Vielartigkeit und Wichtigkeit ihrer Abwehr. Ein großer Teil des Thuns dieser Menschen setzt sich aus Maßregeln zusammen, welche sie ergreifen, um den Kampf mit den Geschöpfen ihrer geängstigten Phantasie zu bestehen, und außerdem liegt die Hauptaufgabe der Priester darin, sich in versöhnende oder bekämpfende Beziehung zu ihnen zu setzen. Wir geben im folgenden nach Taplin die Erzählung eines Narrinyeri über das Begegnen seines Vaters

mit dem bösen Geiste Melapi, aus der man sieht, welch festen Halt dieser Geisterglaube in der Volksseele hat. Es begab sich folgendermaßen: „Mein Vater war ins Schilf gegangen, um Enten zu fangen. Er trug eine lange Gerte mit einer Schlinge am Ende bei sich. Er hatte ruhig am Rande des Sumpfes gesessen, als die Enten fielen. Endlich kam eine in seinen Bereich; er ließ die Schlinge geschickt und behutsam über ihren Kopf fallen und zog sie damit rasch zu sich her. Dies schreckte die andern auf, und er verließ den Platz. Er schritt auf feinem Pfade durch das hohe, dichte Schilf hin, das ihm weit über den Kopf reichte, und kam an die Stelle, wo es ihm nur bis an die Hüften ging. Plötzlich hörte er das Schwirren einer Wurfkeule dicht an seinem Kopfe, konnte aber nichts sehen. Er stutzte, legte seine Ente und die Gerte auf den Boden und griff nach dem Korbe, der ihm auf dem Rücken hing, um ein Kanake (Wurfkeule) herauszuholen. Er glaubte, ein Feind habe aus dem Schilfe nach ihm geworfen, und machte sich zum Angriffe bereit. In diesem Augenblicke fühlte er, daß ihn etwas umfaßte, das er nicht sah. Starke Arme legten sich um seinen Leib, und ein unsichtbares Wesen hielt ihn gewaltig umklammert. Er hatte gehört, daß Melapi manchmal in dieser Weise die Menschen angreift, und daß man gut thut, sich zu wehren. So gab er, wenn auch bebend vor Angst, im Ringen mit dem Geiste Griff um Griff zurück. Die Schilfhalme krachten und splitterten unter seinen Füßen, während er sich kämpfend hin- und herwand. Er fühlte sich dem Mächtigen gegenüber wie ein Knabe, hielt aber dennoch tapfer stand. Das Entsetzen raubte ihm fast das Bewußtsein. Entweichen konnte er nicht, und sich ohne Widerstand fortschleppen zu lassen, wäre schrecklich gewesen. Er strengte sich noch mehr an und glaubte zu fühlen, daß der Unsichtbare nachgab. Mit frischem Mute nahm er nun alle Kraft zusammen und suchte seinen Gegner zu stürzen. Während er so mit gespannten Muskeln, mit aufeinander gebissenen Zähnen und starren Augen rang, erschien vor ihm der schwache Umriß einer männlichen Gestalt, der immer deutlicher wurde. Er stieß einen wilden Schrei aus, und darauf hin riß sich Melapi von ihm los und verschwand."

Derselbe Gewährsmann erzählt von einem alten Eingebornen, Namens Pelikan, der außerordentlich abergläubisch war. Einst klagte derselbe über Halsweh und sagte, in der letzten Nacht sei ein wilder Schwarzer erschienen, habe ihm einen Schlag ins Genick versetzt und sei dann in einer Flamme gen Himmel gefahren. Man suchte ihm diese Auffassung auszureden, aber vergeblich. Es bildete sich ein mächtiges Geschwür, das sich öffnete, und Pelikan genas in der festen Überzeugung, daß ein Schlag von einem übernatürlichen Wilden etwas sehr Gefährliches sei. Europäer, welche mit Australiern zusammenwohnten, wurden mehr als einmal von diesen aufgeweckt, um mit ihnen in der Nacht gegen Geister wachsam zu sein. Taplin wurde einmal von einem baumstarken Australier aus dem Bette geklopft, der, bis an die Zähne bewaffnet, bat, ihn bis zu seiner Hütte zu begleiten, weil er fürchtete, von Geistern angegriffen zu werden. Der schwache, unbewaffnete Europäer führte den bewaffneten, starken dunkeln Mann in seine Hütte und begütigte ihn über Melapi oder Karungpe! So stecken sie voll Aberglauben, „und der ihre", sagt Gerland, „ist genau ebenso albern wie der unsre".

Aufs festeste und mit größter Angst glaubt der Australier an Zauberer. Diese sind gewöhnlich ältere Männer, die einige medizinische Kenntnisse besitzen und vor allem sich durch genaues Wissen jener Traditionen nützlich machen, welche sich auf Auskundschaftung von Todesursachen oder besser Todesverursachern, auf Begräbnisse, auf Weihen und Beschwörungen beziehen. Außerdem wähnt man sie im Besitze des großen Gutes, welches das europäische Mittelalter so eifrig suchte, des Steines der Weisen. Glänzende, durchsichtige Steine sind ihnen heilig, sie gelten als Amulette, und als solche darf sie nur der Priester berühren oder untersuchen. Man glaubt, die Zauberer hätten einen Stein oder Knochen im Magen

und brächten Splitter davon heimlich in die Adern derer, welche sie bezaubern, weshalb die Kur der Krankheiten meist in dem Ausziehen dieser Steine besteht. In die Zauberer kommt dieser Wunderquarz oder Wunderknochen durch einen Besuch der Geisterwelt hinein, in welche sie während ihrer Ekstase entrückt werden, oder dadurch, daß sie eine Nacht auf einem frischen Grabe zubringen. Daneben hantieren die Zauberer viel mit heiligem Holze, das sie von irgend einem mit besondern Heil- oder Weihegaben bedachten Baume oder Strauche unter Zauber gewinnen (s. Abbildung, S. 91).

Die Dieyerie vollführen alle heiligen Handlungen, zu welchen Holz erforderlich ist, wie z. B. Zahnausbrechen, Durchbohrung des Nasenknorpels 2c., mit Stäbchen vom Holze der Kayamurra-Akazie. Aus diesem Holze wurden auch die Zauberstäbe gefertigt, vor allen der „Plongge" genannte Knotenstock, von dessen leisester Berührung an der Brust ein Schlafender Krankheit empfing. Eigentliche Idole, wie Afrika sie in Masse besitzt, scheinen bei den Australiern selten oder nie vorzukommen. Es gibt aber Dinge, die an jene erinnern. Vielleicht waren irgend welche Idole die 18 langen, mit Rinde bedeckten Steine, welche Flinders auf der Pellewinsel im Carpentariagolfe vorfand. Man könnte dabei an ausländischen, vielleicht malayischen Einfluß denken, aber sie entsprechen gewissen Gegenständen, welche Byrne aus dem Süden Australiens erwähnt, ziemlich genau. An sie erinnert der Mokani, ein Steinkeil, der zwischen zwei Holzstücke als Handhaben eingebunden ist und dazu dient, durch Berührung mit seinem scharfen Ende die Männer, mit dem andern die Weiber zu behexen.



Schwirrbretter der Australier (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 85.

Der stärkste Zauber scheint indessen der von Teilen des menschlichen Körpers oder mindestens der menschlichen Nahrung zu sein. Jeder erwachsene Schwarze sucht sich zu Zauberzwecken auf alle Weise die Knochen von Enten, Schwänen und andern Vögeln oder die Gräten eines Fisches, Ponde genannt, zu verschaffen, von welchen irgend jemand das Fleisch aufgezehrt hat. Und obgleich die Eingebornen deshalb meist die Knochen der Tiere, deren Fleisch sie gegessen haben, sorgfältig verbrennen, damit sie nicht ihren Feinden in die Hände fallen, gelangen die Krankheitszauberer dennoch häufig dazu. Der Mann, welcher einen solchen Knochen besitzt, glaubt damit Gewalt über Leben und Tod der Person zu erhalten, welche das Fleisch davon gegessen hat. Um den Knochen zum Zauber geeignet zu machen, wird er erst eingescharrt, dann ein Klumpen aus rotem Ocker, Fischöl, einem Fischauge und Fleisch von einem Leichname daraufgespießt und das Ganze einer menschlichen Leiche an die Brust gelegt, damit

es durch das Berühren mit der Verwesung tödliche Kraft gewinne. Nach einiger Zeit hat es diese erlangt und wird bis zum Momente des Gebrauches verwahrt. Wenn nun irgend etwas vorfällt, das den Groll des Zauberers gegen denjenigen reizt, der das Fleisch von dem Knochen verzehrt hat, so steckt der Zaubernde den Knochen nahe am Feuer in die Erde, damit das Klümpchen langsam wegschmilzt, und glaubt fest daran, daß es im Schmelzen den Menschen, für welchen es bestimmt ist, krank macht, und wäre er noch so fern. Taplin erzählt von einem Narrinyeri, Namens Ponge, der zwei kleine Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, hatte. Letzteres hieb eines Tages beim Spiele dem Brüderchen einen Finger ab. Der Vater ergriff im ersten Schrecken den abgehauenen Finger, steckte ihn in den Mund und verschlang ihn. So war der Finger sicher aufgehoben, und kein Feind konnte seiner habhaft werden, um damit Zauberkünste gegen das Kind auszuüben.

Zu den Zaubermitteln oder Medizinen, deren Verwahrer die Zauberer sind, gehören auch ziemlich alle Teile von menschlichen Leichen. Da so z. B. das menschliche Nierenfett für zauberkräftig gegen böse Geister gilt, schneidet man dies den ermordeten, ja wohl selbst den gefangenen lebenden Feinden aus. Aus einem allgemeinen kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte ist die Verbindung dieser Art Zauberei mit der Medizin von hohem Interesse. Zwar sind die Zauberer (bei den Südaustraliern Melapor genannt) nicht allein die Ärzte, vielmehr gibt es neben ihnen noch eine besondere Klasse von Ärzten, welche im Süden Mintapa, im Norden Bilbo heißen, während im Westen öfters auch alte Weiber kurieren; aber in der Regel laufen beide Thätigkeiten ineinander, und es ist wunderbar zu sehen, wie die Zauberer unter Umständen als ganz rationelle Naturärzte sich bethätigen. So schreiben zwar die Narrinyeri jede Krankheit der Zauberei zu und behandeln sie mit allerlei Gegenzauber, indem z. B. ein Mann eine Art von Beschwörung über dem Kranken murmelt, um den schlimmen Einfluß, worunter er leidet, aufzuheben; zugleich aber wirkt der Arzt auch durch gewaltiges Pressen und Kneten des leidenden Teiles und kniet auf dem Patienten, bis er stöhnt und seufzt. Gegen Rheumatismus wenden diese Naturärzte eine Art von Dampfbad auf folgende zweckdienliche Weise an: Sie erhitzen Steine im Feuer, wie zum Kochen, und bauen dann eine Art von Gerüst aus Stöcken, worauf der Kranke gelegt wird. Dann legen sie einige von den heißen Steinen unter das Gerüst, breiten Decken über den Kranken, so daß nur der Kopf frei bleibt, und schließen die Steine ebenfalls etwas von der Luft ab. Schließlich werden nasse Kräuter auf die Steine gelegt, der Dampf steigt unter den Decken auf und hüllt den leidenden Körper ein. Auch kalte Waschungen (gegen Fieber, Wunden), Skarifikation, Aderlaß werden angewandt und immer mit der Vorsicht, daß das Blut nie auf den Boden, sondern in allerlei sich kreuzenden Netzlinien über den Leib eines andern Mannes läuft, denn „das hilft alten und jungen Leuten zur Gesundheit“. So spielt in die vernünftige Heilmethode gleich wieder die Zauberei herein. Oft jedoch scheint uns ihre Art der Krankenbehandlung höchst absurd. So ist es halb ergötzlich, halb traurig anzusehen, wenn man beim Besuche eines kranken Jungen in seiner Hütte etwa den graubärtigen Vater findet, der splitternackt einen feierlichen Tanz mit Gesang vor seinem Sohne aufführt. Mit dem Kobong scheint es zusammenzuhängen, wenn die verschiedenen Ärzte je ein besonderes Heilmittel haben, der eine eine Schlange, der andre eine Ameise, der dritte Seetang, welches sie als ihren Freund und Beschützer bezeichnen und bei jeder Gelegenheit anwenden.

Wunderbar ist es, wie auch bei diesen Völkern die Gegenstände der Verehrung und poetischen Ausschmückung der Veränderung unterworfen sind. Die oben berichteten Legenden über Nurrunderes Leben und Thaten fand Taplin bei weitem nicht mehr so fest und vollständig im Gedächtnisse des Volkes, wie vor 25—30 Jahren früher der Missionar H. E. A. Meyer sie angetroffen hatte, und von dem heutigen Geschlechte wissen die Jüngern,

wie Taplin glaubt, nur noch sehr wenig von jenen Geschichten. Noch weit erstaunlicher ist aber die rationalistische Erklärung, welche einige Eingeborne z. B. von dem Wesen ihres Gottes Nurrundere gaben, indem sie in ihm einfach die Vergöttlichung eines Häuptlinges erkennen wollten, der ihren Stamm in seine heutigen Wohnsitze herabgeführt habe.

---

## 6. Die Tasmanier.

„Hier war ein Volk mit Anlage zum Fortschritte, die erst dann Gelegenheit zur Entwickelung fand, als es zu spät war."
Wallace.

Inhalt: Körperähnlichkeit der Tasmanier mit den Melanesiern. — Kleidung. — Wohnungen. — Schifffahrt. — Waffen. — Begräbnisweisen. — Aberglaube. — Aussterben des Stammes.

Australiens südöstliche Insel, Tasmanien oder Vandiemensland, war einst von einem Volksstamme bewohnt, auf den die in vorstehendem entworfene Schilderung der Australier zum größten Teile paßt. Auch wenn man mit in Anrechnung bringt, daß die ersten Beobachter von der Meinung ausgingen, Tasmania sei ein Stück von Australien (die Baßstraße wurde erst 1797 entdeckt), und darum die Eingebornen beider Gebiete als wesentlich übereinstimmend betrachteten, bleibt im rein Sachlichen der ersten Schilderungen eine große Übereinstimmung bestehen. Dieselbe ist zweifellos, soweit der Kulturbesitz, die Sitten und Gebräuche in Frage kommen, aber ein durchgreifender Unterschied scheint auch in der körperlichen Anlage sich nicht bekundet zu haben, obwohl in dieser Beziehung die Tasmanier eine Annäherung an den papuanischen Typus zeigen, wie sie in Australien (s. S. 15 f.) nur vereinzelt vorkommt.

Die körperliche Erscheinung der Tasmanier erschien geübten Beobachtern keineswegs so kläglich und niedrig, wie sie von einigen dargestellt worden ist, welche mit ihnen im Zustande ihrer tiefsten Erniedrigung zusammentrafen. Cook schildert sie als vorwiegend schlank, von gewöhnlicher Statur, wollhaarig „wie irgend ein Eingeborner von Guinea", aber weder mit platten Nasen noch dicken Lippen. „Im Gegenteile", sagt er, „waren ihre Züge weit entfernt davon, unangenehm zu sein." Die Kinder werden sogar als hübsch geschildert, und aus den entrüsteten Bemerkungen über die Bemühungen einiger „Gentlemen" seines Schiffes, sich durch Geschenke und Zärtlichthun die Gunst tasmanischer Weiber zu erwerben, darf man schließen, daß letztere nicht gerade abstoßend gewesen sein müssen. Noch immer ist die Schilderung, welche Cooks Schiffsarzt Anderson von den Eingebornen der Adventurebai gegeben, die genaueste derjenigen, die wir von den noch unberührten, d. h. unverdorbenen, Tasmaniern besitzen, und auch diese ist weit davon entfernt, ein solches Zerrbild zu entwerfen. Im wesentlichen ist Andersons Beschreibung in den Hauptpunkten, die wir im folgenden geben, von den besten Beobachtern bestätigt worden.

Er schildert ihre Hautfarbe als graulichschwarz, nicht so tief wie bei den Afrikanern, ihr Haar als wollig und in derselben Art wie das der Hottentotten in Zöttchen geteilt, die Nase als breit und voll, wiewohl nicht platt, ihre Augen als mittelgroß, das Weiße derselben als nicht so hell wie bei uns, den Ausdruck, wenn nicht gerade auffallend lebendig und scharf, doch offen und frei, den Mund als breit und durch den dichten, mit Fett und Rötel durchschmierten Bart noch breiter erscheinend, die Zähne als nicht so weiß, wie sie sonst bei Menschen dunkler Hautfarbe zu sein pflegen. Im allgemeinen ist ihr Bau proportioniert, wenn auch der Bauch etwas stark hervortritt. Ihre Lieblingsstellung, den

Oberkörper zurückgelehnt und mit der einen Hand über dem Rücken den niederhängenden Arm der andern Seite ergreifend, ließ die Dickbäuchigkeit noch mehr hervortreten.

Man kann eine spärlichere Bekleidung sich nicht vorstellen, als die war, in welcher Cook und Anderson die Tasmanier fanden, denn wir haben in derselben eins der nicht eben häufigen Beispiele von absoluter Nacktheit beider Geschlechter. Von den ersten, die er in der Adventurebai sah, sagt Cook: „Sie waren ganz nackt und trugen keinen Schmuck, wenn man nicht etwa als solchen und als Beweis für ihre Neigung zu Zierat einige große Punkturen oder Narben auf verschiedenen Teilen ihres Körpers ansehen will, von denen einige in geraden, andre in gebogenen Linien verliefen". Hier handelt es sich um acht



William Lance, der letzte Tasmanier (nach Photographie im Besitze des Herrn Premierleutnant v. Bülow, Berlin).

Männer und einen Knaben. Daß diese keine Ausnahme bildeten, geht aus den spätern Beobachtungen hervor. Man fand als Zierat bei einigen schmale Fellstreifen, wie Schnüre mehrmals um den Hals geschlungen, bei andern Stücke Fell um die Knöchel gewunden. Die Weiber hatten ein Känguruhfell in seiner natürlichen Gestalt um Rücken und Lenden gebunden, welches aber keineswegs als Kleidungsstück, sondern vielmehr zum Tragen der Kinder auf dem Rücken bestimmt zu sein schien, denn es bedeckte nicht den Unterleib. Dabei trugen sie Fellsandalen, wie sie bei den Australiern nicht gefunden wurden. Außer den Narben am Körper, die sie mit den Männern teilten, bestand eine Art Verzierung, wenn man es so nennen will, bei den Weibern darin, daß sie entweder ihren ganzen Kopf oder wenigstens eine Tonsur schoren. Bemalung des Körpers und Puderung des Haares, welches die Männer in hochgesteifter Perücke trugen, mit rotem Staube werden erwähnt. Der Körper wurde auch mit Fett gesalbt und mit Ringen aus Fellstreifen und mit Muschelschnüren geschmückt. Rote Federn waren sehr beliebt. Perlen und Münzen, die Cook ihnen gab, schienen mit Vergnügen angenommen zu werden, während Eisen, welches die Polynesier, wiewohl es ebensowenig kennend, mit großer Begierde ergriffen, von ihnen gar nicht wert geachtet zu werden schien.

Die **Wohnungen** der Tasmanier bestanden teils aus elenden, kaum diesen Namen verdienenden Hütten, teils hatten sich die Familien in ausgebrannte, hohle Stämme großer Bäume eingenistet. Die Hütten zeigten so große Unterschiede, daß als gemeinsame Eigenschaft derselben eben nur der Mangel eines bestimmten Typus hervorgehoben werden kann, was eine allgemein niedrige Stufe der Entwickelung gerade dieser Seite des Lebens kennzeichnet. An einigen Punkten gab es aus Stämmen und verflochtenen Zweigen halbkugelförmig aufgebaute Hütten, ähnlich den bessern australischen, an andern nur flüchtige Zelte, mehr Windschirme zu nennen, die aus Baumzweigen zusammengestellt wurden oder aus Gras, das über Stäbe gehäuft ward. Eigentliche Dörfer treten uns nicht entgegen,



Trucanini, die letzte Tasmanierin (nach Photographie im Besitze des Herrn Premierleutnant v. Bülow, Berlin).

denn man kann es kaum als Dorf bezeichnen, wenn 14 Wohnstätten bei einander stehen, wie es Péron sah. Die Rindenhütten standen meist an zugänglichen Stellen der Küste, und in ihrer Nachbarschaft deuteten große Haufen von Muschelschalen darauf hin, daß die Eingebornen sich hier von den Schaltieren des Meeres genährt hatten. Die Wohnungen in Baumhöhlen aber schienen mit Absicht durch Feuer zu bequemer Größe erweitert. Anderson fand in einer Feuerstelle aus Thon, welche den Mittelpunkt einer solchen satyrhaften Wohnstätte einnahm, den Beweis, daß sie thatsächlich bewohnt worden war. Dieses Wohnen erleichterte Tasmaniens Reichtum an starken Bäumen. Schon Tasman waren in der Frederick Henrys-Bai Bäume von 2 und $2^1/_2$ Faden Stammdurchmesser aufgefallen.

In ihrem **Kulturbesitze** glichen die Tasmanier in hohem Grade den eigentlichen Australiern und sind ethnographisch diesen jedenfalls enger anzuschließen als anthropologisch. Ein melanesisches Möbel der Tasmanier, welches die Australier nicht besaßen, war der Kopfschemel. Trotzdem das Klima dazu anzuleiten schien, waren sie sowenig Ackerbauer wie die Australier, doch lieferten ihnen die ausgedehnten Küsten ebenso wie die Wälder der Insel Fleischnahrung in größerer Menge. Wenn manche Züge, welche von ihnen berichtet

werden, auf größere Energie deuten, so ist ihre bessere Ernährung zu beachten. Sie scheinen gleich den Australiern mit heißen Steinen gekocht zu haben. Ihre Schiffe oder vielmehr schiffartigen Fahrzeuge waren für Insulaner sehr schwach; die einen hatten mehr floß- als kahnartige, breite Fahrzeuge aus Baumrinde oder aus starken Rohrstengeln, die andern gebrauchten kleine Kähne aus ausgespannten Fellen. Mit beiden wagten sie sich nicht weit ins Meer hinaus, hatten auch nicht einmal immer Ruder zur Lenkung, sondern oft nur Speere; doch schwammen und tauchten sie gut. Die Stämme, mit denen die ersten Europäer zusammentrafen, lebten vorwiegend von Fischen und Muscheln. Ihre Waffen unterschieden sich wesentlich von denen der Australier und zwar hauptsächlich durch den Mangel des Bumerang und Wurfbrettes; Bogen und Pfeile fehlten aber auch ihnen gänzlich. Hauptsächlich benutzten sie lange hölzerne Lanzen, Steinäxte, einen etwa $^1/_2$ m langen, vorn zugespitzten Wurfstock, steinerne Messer und hölzerne Keulen. Sie gebrauchten diese Waffen sehr viel, denn sie lebten fast beständig miteinander im Kriege. Doch waren sie keine Menschenfresser und behandelten ihre Weiber besser als die Australier. Die 6000—8000 Einwohner, die man für die Insel in der voreuropäischen Zeit annimmt, zerfielen in zahlreiche Stämme. Kindesmord scheint nicht geherrscht zu haben; selbst Krüppel ließ man leben. Die Begräbnisweisen erinnerten an Australien; auch auf diesem engern Raume herrschte die Mannigfaltigkeit von Verbrennen, Begraben, Mumifizieren des Leichnames, Beisetzung in hohlen Bäumen, Totenhüttchen über dem Grabe (nach Péron) und dergleichen. Die Seelen irrten als Geister umher, böse Geister machten die Wälder unsicher, an gute Geister wurden Bitten gerichtet. Der Charakter der Tasmanier war ein vorwiegend heiterer, harmloser, friedfertiger; ihre geistige Begabung war besser, als die herabwürdigenden Darstellungen voreingenommener und daher oberflächlicher Beobachter glauben lassen. Zu spät bekundete dies der gute Fortgang der Erziehung, die man den Resten des armen Volkes angedeihen ließ, und mit A. R. Wallace glauben wir hier „ein Volk mit Anlage zum Fortschritte" vor uns zu haben, aber leider ließ ihm die Kultur keine Zeit, diese Anlagen zur Entfaltung zu bringen.

Die Eingebornen Tasmaniens, welche im Jahre 1815 noch 5000 zählten, waren im Jahre 1860 auf 16 gesunken. Um das Unrecht, welches man an ihnen begangen hatte, an dem letzten Reste zu fühnen, wurde diese kleine Schar am Oyster Cove, an der Ostseite der Insel, angesammelt und hier unter dem Schutze eines Protector of the Aborigines mit allen Lebensbedürfnissen von seiten der Regierung versorgt. Aber alle starben rasch dahin, und mit einem Weibe (s. Abbildung, S. 99) erlosch der Stamm der Tasmanier 1876. Im Jahre 1803 hatte England die Insel besetzt, der Todeskampf dieses merkwürdigen Volkes hat also nicht länger als die Dauer eines Menschenlebens gewährt.

## II. Polynesier, Mikronesier, Melanesier.

### 7. Die Inseln des Stillen Ozeanes.

Inhalt: Melanesien, Mikronesien und Polynesien. — Die wichtigsten Inselgruppen. — Die Korallenbauten. — Bodenschätze und Fruchtbarkeit. — Das Klima. — Die Pflanzen- und Tierwelt.

Durch den westlichen und mittlern Teil des Stillen Ozeanes sind in zahlreichen Gruppen viele Tausende von Inseln zerstreut. Im Westen schließen sich größere Inseln an Australien und die Inseln des Malayischen Archipels an: es ist Neuguinea mit der hier anknüpfenden innern Kette der sogenannten melanesischen Inseln, welche im Osten mit der Fidschigruppe endigen, und es ist die mehr isolierte Gruppe von Neuseeland. Über Fidschi hinaus nach Osten und über Neu-Irland hinaus nach Norden liegen zahllose kleinere Inseln. Polynesien nennt man diese lockern Inselgebiete, die sich von den östlichsten der Karolinen ostwärts bis zur Osterinsel erstrecken, welche ihrerseits durch einen Zwischenraum von 500 Meilen von der südamerikanischen Küste getrennt ist, und von der Südinsel Neuseelands bis Hawai reichen. Durch die Marianen gegen Japan und durch die Palau gegen die Philippinen gerückt, liegt im Winkel zwischen den beiden genannten eine zweite Gruppe von meist noch kleinern Inseln, die als Mikronesien bezeichnet wird. Die Sonderung der drei Gruppen ist keine sehr tiefgehende; viel natürlicher sind einzelne Gruppen innerhalb derselben abgeschlossen. Gemeinsam ist aber den Bewohnern der drei eine Summe von ethnographischen Merkmalen, welche trotz eines ziemlich bedeutenden Rassenunterschiedes ein einziges ethnographisches Gebiet aus Polynesien, Mikronesien, Melanesien machen. Die Inselnatur aller dieser Länder macht die Bewohner zu Schiffern und zu Wanderern. Daher haben wir hier ein Gebiet früher ausgedehnter Koloniengründung. Niederlassungen der einen Völkergruppe finden wir im Gebiete der andern. Selbst Neuguinea beherbergt polynesische Bevölkerungen. Auch da, wo so großer Raum für Ausbreitung ins Innere vorhanden ist wie in Neuguinea oder Neuseeland, bleiben diese Völker vorwiegend an der Küste haften. Ihre Werkzeuge und Gebräuche für Schiffahrt und Fischfang stimmen nahe überein. Sie entbehren alle des Eisens und sind dafür fast alle sehr geübt in der Bearbeitung des Steines, Holzes und der Muscheln. Eine hohe Stufe haben sie in der Herstellung von Flechtwerk erreicht. Der Webstuhl greift von Westen herein, während im Osten und Süden Rindenstoffe verbreitet sind. Die einzigen Haustiere sind Schwein, Hund und Huhn; Taro, Kokosnuß und Brotfrucht sind die gebräuchlichsten Früchte des Feldes, und die berauschende Kawa oder Awa ist in allen drei Gebieten weit verbreitet. Im sozialen Leben ist das Übergewicht des Stammes oder der Gemeinde über die Familie kaum irgendwo so scharf ausgesprochen, und im Gebiete religiöser Vorstellungen erhebt aus einer

großen Zahl gemeinsamer Ideen sich in Polynesien eins der durchgebildetsten mythologischen Systeme primitiver Völker, das dieses weite Gebiet und vielleicht noch entlegenere mit seinen Sagenblüten überstreut hat.

Im äußersten Westen liegt die größte Insel dieses Inselreiches und zugleich der Erde. Neuguinea, das über 14,000 QMeilen mißt, nimmt den Raum zwischen der Nordküste Australiens und dem Äquator ein und ist von der erstern nur durch die nicht breite Torres-Straße getrennt. In der geographischen Länge erstreckt es sich durch 20 Meridiane und kann im allgemeinen als durch den 130. und 150.° in dieser Richtung begrenzt angenommen werden. Im Gegensatze zu der nach fast allen Seiten freien Lage Australiens ist diejenige Neuguineas dadurch bezeichnet, daß es fast auf allen Seiten von Inseln umgeben ist. Im Westen liegen die Banda-, Molukken- und Palau-Inseln, im Norden die Karolinen, näher heran diejenigen von Neubritannien, die Salomo-Inseln und Louisiaden und im Süden die Inseln der Torres-Straße und der Arafura-See. So ist Neuguineas Lage im Gegensatze zu der End- und Randlage Australiens oder Neuseelands eine wesentlich zentrale. Dieser insularen Umrandung oder Umkränzung entspricht auch die Thatsache, daß nirgends tiefe Meere Neuguinea umgeben. Ein seichtes Insel- und Klippenmeer bespült seine Küsten, in welchem die riffbauenden Korallen eine hervorragende Rolle spielen. Zugänglich von allen Seiten, umschließt es papuanische, malayische und polynesische, dem Anscheine nach aber keine australischen Völkerelemente. Neuguineas Gestalt ist eine sehr auffallend gegliederte; man hat es einem Paradiesvogel verglichen und zwar einem Paradiesvogel, welcher westwärts fliegt, denn die Höhenzüge, die sein Rückgrat zu bilden scheinen, ziehen zwischen Osten und Westen und bilden ein Glied in jener Kette, welcher auch die Berge auf den Banda und Molukken, auf Celebes und Borneo eingefügt sind. Die größten Höhen und die dichteste Zusammendrängung der wahrscheinlich vorwiegend vulkanischen Berge Neuguineas scheint im verschmälerten Ostteile gefunden zu werden, wo unsre Karten mehrere Berge von 3000—4000 m Höhe verzeichnen und man selbst Schneegipfel gesehen haben will. Ausgedehnte Flachländer kommen am Süd- und Nordrande der Insel vor. An jenem mündet der einzige genauer untersuchte größere Fluß der Insel, der Fly River, welcher 800 km weit befahren wurde. Diese Gebiete scheinen auch die einzigen dichter bevölkerten zu sein.

Nordöstlich von Neuguinea liegt ein Archipel, aus mehreren großen und vielen kleinen Inseln bestehend, der im allgemeinen eine ringförmige Anordnung erkennen läßt, und zwar sind die zwei Hauptglieder dieses Ringes, der heute den Namen Bismarck-Archipel führt, die im Norden und Osten liegenden Inseln von Neubritannien (Neupommern) und Neu-Irland (Neumecklenburg), während ihn im Westen die Admiralitätsinseln und im Norden die kleinen Anachoreteninseln schließen. Die größten Einzelinseln sind Neubritannien mit 452 QMeilen, Neu-Irland mit 235, die Admiralitätsinsel mit 35 und Neuhannover nebst einigen Nebeninseln mit 27 QMeilen. In dieser Gruppe sind alle größern Inseln hoch, gebirgig und aus Felsgesteinen verschiedenen Alters aufgebaut, und nur die kleinern, deren Zahl dafür um so größer ist, sind Koralleninseln. Im östlichen Neubritannien liegt an der Blanchebucht ein in großem Maße thätiger Vulkan, in Neu-Irland gibt man Berge von 2000 m an.

Nach Osten schließen als weiteres Glied der Kette die Salomo-Inseln sich an. Von der ganzen 797 QMeilen bedeckenden Gruppe sind die größten Inseln (mit den allernächsten Nebeninseln) Bougainville mit 182, Guadalcanar mit 118, Malaita mit 113, Choiseul und Isabel mit je 106, San Christoval mit 55, Neugeorgien mit 36 QMeilen. Auch hier sind alle größern Inseln gebirgig, während die große Zahl der niedrigern Eilande Korallenbildungen sind. Das ganze Meer zwischen den Salomo-Inseln ist außerordentlich reich an Riffen aller Größe und Gestalt, in deren Gefahren einer der Gründe für den seltenen Besuch dieser

Inseln seitens der Europäer zu suchen ist. Man gibt auf Bougainville einen Berg von über 3000 m, auf den Inseln Simbu und Sesarga thätige Vulkane an und erwähnt warme Seen und heiße Quellen. Auch hat man die ganze Gruppe als Trümmer gesunkenen Landes mit Korallengebilden am Rande bezeichnet. Die **Neuen Hebriden**, welche insgesamt einen Flächenraum von 240 □Meilen bedecken, und deren Hauptinseln Espiritu Santo (88), Mallicolo (41), Erromango (19) und Pfingstinsel (13 □Meilen) sind, setzen nach einer Unterbrechung von ca. 80 geogr. Meilen die Reihe der Salomo-Inseln nach Südosten zu fort. In ihrer nördlichen Hälfte könnte man eine Doppelkette unterscheiden, indem der westlicher liegenden Hauptinsel, Espiritu Santo, die **Banksgruppe** und andre kleine Inseln vorgelagert sind. Die **Santa Cruz-** (oder Königin Charlotte-) **Inseln** bilden einen kleinen, nach Osten und außen von der Salomo- und Neuhebridengruppe gelegenen Archipel von Vulkan- und Koralleninseln, die insgesamt 17 □Meilen bedecken. Die größte von ihnen ist Santa Cruz, während historisch berühmt Wanikoro ist durch das Scheitern der La Pérouseschen Schiffe an ihren Riffen. Die Inselgruppe von **Neukaledonien**, aus der gleichnamigen Hauptinsel, aus den Loyalitätsinseln (50 □Meilen) und einer Anzahl kleinerer Eilande bestehend, hat eine Gesamtfläche von 360 □Meilen. Nach der Lage südlich und westlich von den Neuen Hebriden gehört das ganze Gebiet noch der großen melanesischen Inselkette zu, ohne aber völlig in der Richtung derselben zu liegen, und nähert sich von allen Inseln der melanesischen Kette am meisten Australien an. An den Küsten dieser Inseln und vor allen der Hauptinsel selbst treten die Korallenriffe außerordentlich mächtig auf. Letztere ist fast ganz umschlossen von einem 500 km langen Barriereriffe, welches die Annäherung erschwert, aber zwischen sich und dem Lande gute Ankerplätze bietet. Dem gebirgigen Charakter (Mount Humboldt 1650 m) und den steilen Küstenabfällen verdankt Neukaledonien seinen an Schottland erinnernden Namen, den ihm Cook 1774 gab.

Die **Fidschi-Inseln** bilden, indem sie sich aus der Kette der melanesischen Inseln durch größere Entfernung und Nichtübereinstimmung ihrer räumlichen Anordnung loslösen, den einerseits eigentümlichsten, anderseits durch Annäherung an Polynesien auch ethnographisch gemischtesten Teil von Melanesien. Ihre Oberfläche bedeckt 378 □Meilen, wovon 211 auf Fidschi Levu, 116 auf Vanua Levu, der Rest auf ca. 200 kleine, teils vulkanische, teils korallinische Eilande entfallen. Ihre Lage ist gleichsam der Mittelpunkt eines Kreuzes, dessen vier Arme nach der melanesischen Inselkette, nach Neuseeland, nach Ostpolynesien und Mikronesien von hier ausstrahlen. Alle größern Inseln sind bergig, aber die Berge erheben sich nicht beträchtlich über 1000 m. Die Gesteine dieser bergigen Inseln scheinen vulkanisch; thätige Vulkane kennt man nicht, wohl aber heiße Quellen und ausgebrannte Krater. Üppige Tropenvegetation bekleidet diese Inseln bis zu den obersten basaltischen Felsgipfeln, doch mit dem Unterschiede, daß der echte dichte, lianen- und epiphytenreiche Urwald fast lückenlos die dem Passate zugewandten Abhänge bedeckt, während Savannen mit hainartig lichtem Baumwuchse die Leeseite bekleiden.

Nördlich von der melanesischen Inselkette bilden zahlreiche kleinere Inseln, der Mikronesische Archipel, eine äußere, mit jener erstern im allgemeinen parallele Kette, die mit den **Palau-Inseln** sich an die Philippinen anlegt und durch die Gruppen der **Karolinen-** und **Marschallinseln** bis zum Äquator zieht, wo die **Gilbertinseln** nördlich von der Fidschigruppe den Beschluß machen. Nördlich vereinzelt vorgelagert ist die Gruppe der **Marianen**, die nach dem Magelhaens-Archipel und damit nach der japanischen Inselgruppe hinübergreift. Die weitaus größte Zahl dieser Inseln ist niedrig und so klein, daß es nur fünf in den Marianen, zwei in den Westkarolinen, drei in den Karolinen und eine unter den Marschallinseln gibt, die über 1 □Meile groß sind. Der Doppelberg von Ualau mit 650 m und die kahlen, runden Hügel Ponapes mit gegen 900 m dürften wohl die größten Erhebungen

in diesem ganzen Gebiete sein, dessen gesamter Flächeninhalt heute auf 64 QMeilen geschätzt wird. Diese Zahl ist außerordentlich gering, wenn man sie mit dem gewaltigen Flächenraume vergleicht, über welchen dieses Inselgebiet ausgebreitet ist, denn als äußerste Grenzen dürfen wir den 4.° südl. und den 21.° nördl. Breite sowie den 130. und 180.° östl. Länge betrachten.

Zwei Gruppen der polynesischen Inseln schließen sich eng an Fidschi an, sind aber teils ihrer Größe und Natur nach, teils in ethnographischer Beziehung schon echt polynesisch. Die Samoa- oder Schifferinseln mit 51 QMeilen bilden die größte der polynesischen Inselgruppen mit Ausnahme Neuseelands und der hawaischen Gruppe. Hauptinseln sind Sawai mit 31, Upolu mit 16, Tutuila mit 2½ QMeilen. Den Archipel schneidet der 15.° südl. Breite etwa in der Mitte, und die Inseln sind von der Fidschigruppe und der Tongagruppe, von welchen sie nordöstlich und nördlich liegen, nur durch schmale Meeresteile gesondert. Diese Inseln sind durchaus bergig, steilküstig, arm an Riffen, daher auch arm an Häfen, von denen nur Apia auf Upolu und Pagopago auf Tutuila von besonderm Werte sind. Der höchste Berg mit über 1500 m scheint Sawai anzugehören. Der Boden der Inseln und vor allem die Berge sind vorwiegend vulkanischer Natur, und wenn auch keine thätigen, umschließt der Archipel doch einige erloschene Vulkane, z. B. Upolus Nachbarinsel, Apolima, ein schon äußerlich den Vulkancharakter deutlich zeigendes Eiland. Das Klima ist feucht, vor allem an den Südseiten der Inseln, und die Vegetation noch eine ungemein üppige, welche tropischen Wald bis zu den äußersten Gipfeln der Berge hinaufziehen läßt.

Der Tonga-Archipel oder der Archipel der Freundschaftsinseln zählt zwei größere Inseln, Tongatabu mit nahezu 8 QMeilen und Eua mit 3 QMeilen, und zahlreiche kleinere, bedeckt aber insgesamt nicht mehr als 18 QMeilen. Die Inseln liegen östlich von der Fidschi- und südlich von der Samoagruppe, reichen vom 12.° südl. Breite bis an den südlichen Wendekreis und lassen sich in die Gruppen Vavau, Hapai und Namuka scheiden. Die Hauptinsel, Tongatabu, liegt, nur umgeben von einigen Küsteneilanden, im südlichen Teile des Archipels. Von vier kleinen vulkanischen Inseln trägt Kao den gleichnamigen höchsten Berg der Gruppe, der 1500 m mißt, und Kasua einen thätigen Vulkan. Tongatabu und Eua sind dagegen aus über 150 m hoch gehobenem Kalksteine aufgebaut, der zusammen mit der Nähe der Passatregion den Wasserreichtum so ungenügend sein läßt, daß die Üppigkeit der Vegetation wie auch die Fruchtbarkeit des Bodens hier entschiedene Abnahme zeigen. Die Bodenfruchtbarkeit hebt sich wieder durch mehr äquatoriale Lage und dadurch bedingte reichlichere Befeuchtung in den durch Zahl der Inseln hervorragenden östlichen polynesischen Inseln, welche an Größe der Einzelinseln aber schon dem mikronesischen Maße sich annähern; als Mittelpunkt derselben kann auch in ethnographischer Beziehung die Gruppe der Gesellschaftsinseln bezeichnet werden. Dieselbe umfaßt einige hohe und zahlreiche Riffinseln mit einer Gesamtfläche von nur 30 QMeilen, unter denen aber Tahiti mit nahezu 20 QMeilen eine so hervorragende Stellung einnimmt, daß der ganze Archipel durch den Besitz dieser einen großen und mächtigen Insel lange Zeit hindurch einer der einflußreichsten und auch bei den Europäern am meisten beachteten war. Tahiti besitzt einen Vulkangipfel von 2237 m. Außer Tahiti sind nur noch die viel kleinern Raiatea (über 3 QMeilen) und Mourea oder Eimeo (2½ QMeilen) von einiger Bedeutung; alle andern sind klein. Die Inseln liegen zwischen dem 15. und 20.° südlicher Breite. Alle größern Inseln sind auch hier hoch und gebirgig, dagegen sind die nach Osten hinaus liegenden Niedrigen Inseln oder Paumotu ausschließlich Riffinseln, dünn bevölkert, zum Teile unbevölkert. Die Gruppe umschließt 80 Eilande und war schon vor der europäischen Zeit von Tahiti abhängig; Tahiti unterhielt Söldner von den Paumotu, und Eingeborne von Dean Island (Paumotu) stellten sich Wilkes als Unterthanen der Königin Pomare von Tahiti dar.

Nordöstlich von den Paumotu tauchen hohe Inseln in Gestalt der Markesas auf, 17 Inseln, die insgesamt 23 QMeilen groß sind, gebirgig, bewaldet, wohlbewässert, an Fruchtbarkeit Tahiti nachstehend. Mit den fünf einsamen, hohen Inseln der Gambiergruppe, welche die Richtung des Inselschwarmes der Paumotu nach Osten verlängert (Hauptinsel Mangareva), und der Hervey- oder Cook- und Australgruppe (Hauptinseln Mangaja und Rarotonga) schließen nach dieser Seite die Gruppen polynesischer Inseln ab; weiter ostwärts finden wir nur noch einzelne Eilande, die von diesen größern Inselfamilien und voneinander durch weite Wasserwüsten getrennt sind. Dahin gehört die einst bewohnte, dann von den Europäern leer gefundene Pitcairninsel, vor allen aber die merkwürdige Osterinsel, die unter den polynesischen Inseln das darstellt, was der Pflanzen- oder Tierkundige eine aberrante Form nennen würde. Kein Teil der Erde zeigt in eindringlicherer Deutlichkeit die Macht der Isolierung wie dieser kleine Fleck von 2¹/₇ QMeilen, der allein im weiten Ozeane, gleichweit von Tahiti wie von der amerikanischen Küste als östlichste aller polynesischen Inseln gelegen ist. Zunächst ist hervorzuheben, daß die vertrauenswertesten Schilderungen der Osterinsulaner auf Abweichungen vom rein polynesischem Typus aufmerksam machen, wie dunklere Hautfarbe und Kleinheit der Augen, die vielleicht auf eine Zumischung melanesischen Blutes deuten. In einer Bevölkerung, welche in den höchsten Schätzungen 3000 erreichte und vor der Zeit der Blattern des Menschenraubes der peruanischen Schiffe und dergleichen von dem ersten französischen Missionar auf nicht höher als 1500 angeschlagen wird, waren ja auch kleinere Zumischungen, wie z. B. die Insassen eines verschlagenen Bootes sie bewirken konnten, im stande, einen Einfluß auf die anthropologische Konstitution auszuüben. Aber diese noch dazu nicht unzweifelhaften und unter allen Umständen nicht bedeutenden Besonderheiten verschwinden, wenn man die ethnographischen Eigentümlichkeiten ins Auge faßt, von welchen man nur im Zweifel sein kann, ob die positiven oder negativen auffallender seien. Es weichen nämlich die Osterinsulaner von den übrigen Polynesiern hauptsächlich durch den Besitz der Kunst der Töpferei, einer verschollenen rätselhaften Schrift, der Herstellung eigentümlicher menschlicher Figuren durch Holzschnitzerei und merkwürdiger riesenhafter Steinbilder, im Baue steinerner Hütten, dann aber im Mangel aller kunstreichern Keulen, Bogen oder Speere ab.

Weit entfernt von dem Schwarme kleinerer Inseln des mittlern Polynesien liegen zwei größere Inselgruppen im Norden und Süden: Hawai und Neuseeland, deren Lage und Naturcharakter viel Besonderes aufweist, während ihre Bevölkerung ganz zweifellos polynesischer Art ist. Näher steht den übrigen Inselgruppen der Archipel von Hawai mit seinen elf vulkanischen Inseln, von denen sieben groß und bewohnt sind, während vier kleinere aus öden, fast unbewohnbaren Lavafelsen bestehen. Die höchsten Berge des Stillen Ozeanes, Mauna Kea und Mauna Loa, jener 4253 m, dieser 4194 m messend, jener ein erloschener, dieser ein thätiger Vulkan, beide einen geraumen Teil des Jahres mit Schnee bedeckt, gehören dieser Gruppe an. Steile Ufer erschweren an den meisten Stellen die Annäherung, dafür ist Honolulu ein vortrefflicher Hafen, wenn auch der einzige des Archipels, der allerdings durch die Anziehung, welche er auf die Seefahrer, besonders die Walfischfänger im nördlichen Stillen Ozeane, übte, viel dazu beitrug, durch Zufuhr gesetzloser niedriger fremder Elemente die nachgiebige einheimische Rasse zurückzudrängen. Das Klima ist eins der mildesten, gleichmäßigsten der Erde; die Vegetation an den trocknern Küstenstrichen manchmal arm, an den höhern Hängen reicher und sehr eigenartig; die Tierwelt, mit Ausnahme gewisser Gruppen, wie der Landschnecken, sehr arm.

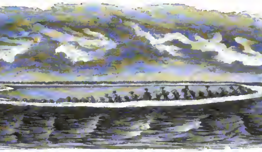
Durch Lage noch abgesonderter, durch Größe selbständiger als alle andern Inseln Polynesiens, ist Neuseeland eins der eigentümlichsten Naturgebiete der Erde. Es besteht aus zwei großen und einer Anzahl kleiner Inseln, die zusammen 4703 QMeilen groß sind. In

jeder Beziehung sind die durch die Cooks-Straße getrennten beiden Inseln: die Nordinsel (Te Ika a Maui, d. h. „der Fisch des Maui") und die Südinsel (Te Wahi Punamu, d. h. „Ort des Grünsteines")[1], der Hauptteil von Neuseeland, dem als die beträchtlichsten Nebeninseln Rakiura oder Stewarts-Insel im Süden der Südinsel und Warekauri oder Chatham-Insel in weiterer Entfernung östlich von derselben, außerdem von kleinern im Süden die Auckland-, Campbell- und Macquarie-Inseln, im Südosten die Antipoden- und Bounty-Inseln, im Norden, halbwegs nach Melanesien, die Norfolk- und Kermadec-Inseln zugezählt werden. Neuseelands Lage ist in einer für die Grundfrage der Einwanderung höchst bedeutsamen Weise bestimmt durch gleich weite Entfernung (etwa 180 deutsche Meilen) von den beiden im Westen und Norden zunächst liegenden Ländern, Australien und Neukaledonien, beziehentlich Fidschi, und durch den Mangel größerer Inseln im Süden und Osten. Diese Randlage, welche noch ausgeprägter als diejenige Australiens ist, weist zweifellos diese Inselgruppe der Lage nach jenem Erdteile, beziehentlich den melanesischen Inselgruppen zu. Mit Australien verbindet aber Neuseeland außerdem noch die Lage in der gemäßigten Zone: das Nordkap der Nordinsel liegt bei 34° 28′, das Südkap der Südinsel, Südwestkap genannt, liegt bei 47° 17′, die Richtung der beiden Hauptinseln ist zwischen Südwesten und Nordosten. Die sie trennende Cooks-Straße wird gerade vom 40. Breitengrade geschnitten. Ungemein reich ist die Gliederung dieser Inseln, noch reicher als diejenige Italiens, mit welchem Hochstetter treffend Neuseeland verglichen hat. Von der Cook- und Fourneaux-Straße absehend, welche die drei größern Inseln voneinander scheiden, nennen wir den Isthmus von Auckland, den Hauraki-Golf, den Kaipara-Hafen, die Halbinseln von Wellington, des Nord- und des Ostkaps und von Taranaki auf der nördlichen, die Banks-Halbinsel mit ihren prächtigen Häfen und außerdem zahllose Fjordbuchten und ihnen entsprechend schärenartige Inseln und Halbinseln auf der Südinsel, wo reiche Fjordgruppen an der Südwestküste um den 45. und an der Nordostküste um den 41. Breitengrad sich gruppieren. Dem entsprechend sind die Zugänglichkeit und der Hafenreichtum Neuseelands außerordentlich groß, und beide haben sich schon heute von wesentlicher Bedeutung für die Kulturentwickelung dieser Inseln gezeigt. Fassen wir ihren Boden ins Auge, so gehören zunächst alle drei Hauptinseln geologisch zu einem Ganzen. In einer Geschlossenheit, wie wir sie nur beim Apennin wiederfinden, bildet eine einzige Gebirgskette das Rückgrat der beiden Inseln und scheint selbst in den Höhen der Stewarts-Insel noch nachweisbar. Sie erfährt ihre in jeder Beziehung mächtigste Entwickelung auf der Südinsel, wo sie mit zahlreichen aus ewigem Schnee und Gletschern hervorragenden Gipfeln den Charakter eines Hochgebirges annimmt, das mit Recht den Namen der südhemisphärischen Alpen führt. „Majestätisch", sagt Hochstetter, „erheben sich im Zentrum des Gebirges die von Schnee und Eis schimmernden Gipfel des Mount Cook und der benachbarten Riesenhöhen zu 13,000 Fuß Meereshöhe, fast zur Höhe des Montblanc. Großartige Gletscherströme, herrliche Gebirgsseen, prachtvolle Wasserfälle, Engpässe und düstere Felsenschluchten, von tosenden Gebirgsströmen durchrauscht, bilden die Zierde einer wilden, unbewohnten, noch selten von menschlichem Fuße betretenen Gebirgslandschaft, deren Großartigkeit kaum ihresgleichen hat." Auf der Südinsel zieht dieses Gebirge hart an der Westküste hin, zu der es steil abfällt, eine „furchtbar brandende Felsenküste" bildend. Gegen Osten liegen am Fuße desselben reiche Alluvialebenen von großer Fruchtbarkeit. Umgekehrt hat auf der Nordinsel das Gebirge seinen Hauptzug auf der Ostseite, die es vom Kap Palliser bis zum Ostkap durchzieht, ohne

[1] Nicht die ganze Insel trug ursprünglich diesen Namen, sondern nur ein See in der Nähe der Fundstätte dieses kostbaren Stoffes. Cook wendete ihn irrtümlich auf die ganze Nordinsel an, verbesserte aber später seinen Irrtum.

sich indessen zu ähnlichen Höhen wie auf der Südinsel zu erheben, denn Mount Egmont, der höchste Gipfel der Nordinsel, mißt nur 2521 m. Der Nordwestausläufer der Nordinsel umschließt hingegen vorwiegend niedriges Land.

Vulkanische Thätigkeit spielt in diesem weiten Gebiete eine große Rolle; Vulkanausbrüche und Erdbeben sind nicht selten, und der Boden so großer Inseln wie Tahiti ist ganz vulkanisch. Aber noch eigenartiger wirkt die Thätigkeit der Korallen, deren Bauten nirgends eine so hohe Bedeutung für den Menschen erlangen wie in diesem Gebiete. Tausende wohnen hier auf Riffen und Atollen, Riffe erweitern das Land, fruchtbare Strecken, wie das Delta von Rewa auf Fidschi Levu oder die Uferflächen, die um Tahiti z. B. 1—5 km breit sind, verdankt man den Riffen. Über ihren blumenreichen Korallengärten liegen die reichsten Fischereigründe. Perlen und Holothurien, die an diesen Riffen leben,



Atoll oder ringförmige Koralleninsel (nach Dana).

bieten gesuchte Handelsartikel. Sie entwickeln den Geist des Schiffsverkehrs und geben den Mut dazu, da sie zahllose Häfen und schützende Kanäle bilden. Die große Australbarriere bildet einen einzigen langen Hafen, so groß wie von Neufundland bis Florida, und im ganzen ist die Ausdehnung der Korallenbauten fast so groß wie die der pazifischen Inselflur überhaupt. Hervorragend sind die Gruppen der Paumotu-, Hapai-, Gilbert-, Marschall- und Karolineninseln als vorwiegend Korallenbauten. Reich an Riffen und vereinzelten Koralleninseln sind die Fidschi-, Samoa-, Louisiaden, Gesellschaftsinseln; gewaltige Riffe umgeben Neukaledonien, Nordaustralien und Neuguinea. Mit Recht stellt man die ganz von Korallen aufgebauten Inseln als niedrige Inseln den hohen vulkanischen gegenüber, denn jene sind selten über 3—4 m hoch. Ihr erster Anblick zeigt sie als dunkle Punkte auf dem Meere schwimmend. Erst lösen sich Kokospalmen los, dann taucht ein grüner Streifen auf, danach das Wasser in den Lagunen, welches grünlich, oft auch blau ist, wiewohl es nur 10—20 Faden Tiefe hat. Oft ist das Atoll nur ein teilweise abgesondertes Stück Ozean, denn selten ist der Ring zusammenhängend, häufiger aus einer Kette von Inseln ringförmig zusammengelegt. Kommodore Wilkes vergleicht die Paumotugruppe, aus der Entfernung gesehen, einer Schar vor Anker liegender Schiffe, deren Masten und Takelwerk die Palmen nachahmen. So traumartig schön nun eine solche Koralleninsel aus der Entfernung erscheinen mag, so viel von ihrem Reiz verliert sie, wenn man landet: zwischen rauhen Korallenblöcken wächst zähes, dürres Gras, fast das einzige Grün auf jenen Koralleninseln, welche, wie viele der Paumotu, ohne Kokospalmen sind. Dana berechnet, daß auf den Marschallinseln nur $^1/_{100}$, auf den Pescadores nur $^1/_{200}$ des Areals bewohnbar sei. Süßwasser fehlt manchmal

ganz, ist aber häufig doch durch Brunnen zu erlangen und sogar stellenweise zur Versorgung der Schiffe hinreichend. Regen ist seine einzige Quelle, und der poröse Korallenkalk erscheint der Quellbildung nicht günstig. Dennoch beherbergt Otdia, eine der Marschallinseln, einen See. Auch auf den größern Vulkaninseln sind die Verhältnisse nicht immer so paradiesisch, wie Cooks Begleiter sie nach dem Muster des ungewöhnlich glücklich ausgestatteten Tahiti schilderten. So wird der Betrag des anbaufähigen Landes auf Maui auf $^1/_4$, von etwas strengern Beurteilern aber nur auf $^1/_8$ der Gesamtfläche geschätzt; es dürfte $^1/_{10}$ angebaut sein. Zu einer Zeit, als schon die Auswanderung aus Maui die Bevölkerungszahl vermindert hatte, Ende der dreißiger Jahre, war die Armut so groß, daß Missionar Hitchcock berechnete, nicht zehn Leute auf der Insel hätten menschliche Wohnung und genügende Nahrung. Die Koralleninseln sind arm an allen Mineralien außer Kalkstein, Dolomiten und Phosphoriten. Auch von den kleinern unter den hohen Inseln, selbst den hawaischen, wird von Erzreichtum nichts gemeldet, und von den Inseln Melanesiens ist in diesem Betreff noch weniger bekannt. Nur Neukaledonien nimmt auch in dieser Hinsicht eine hervorragende Stellung ein: reichlich ist der Boden hier an manchen Stellen, namentlich in der Nähe von Yate, mit Eisenkies untermischt. Auch auf der Insel Uén und an andern Orten gibt es Eisenerzlager, und Nickelminen werden hier seit Jahren bearbeitet; auch Kohlen kommen vor. Mit Neuseeland teilt diese Insel die Grünsteinlager, die in Industrie und Sage der Eingebornen hervortreten. Den Goldreichtum Neuseelands nützten die Maori aber nicht aus.

Das **Klima** der Inselflur ist, wenn wir von dem weit entlegenen Neuseeland absehen, ein durch die Meeresumgebung gemildertes Tropenklima. Die Temperatur ist selbst für Europäer angenehm, die Wärme übersteigt z. B. in Neukaledonien im Sommer 30° R. nicht und beträgt im Winter im Durchschnitte 15°. In den mehr äquatorwärts gelegenen Gebieten sind die Unterschiede noch geringer. So ist die Jahrestemperatur von Apia auf Samoa 25,7, die des Juli 24,1 und des Dezembers 26,7°. Auch die mittlere tägliche Schwankung ist gering; sie beträgt in Levuka auf Fidschi nur 5°. Die Niederschläge sind vorwiegend reichlich; mit über 6000 mm gehören einzelne Teile von Fidschi zu den regenreichsten Ländern der Erde. Aber weil die Niederschläge im Westen bis zu den Salomo-Inseln von Monsunen, im Osten von Passatwinden bedingt sind, sind sie auf den hohen Inseln je nach der Inselseite, auf der sie fallen, verschieden. Auf einer Seite üppigste Waldnatur, auf der andern Savanne, das ist ein Verhältnis, welches in Neukaledonien, Fidschi, Hawai wiederkehrt. Daher die verschiedenen Urteile, die z. B. **Cook**, der die Nordseite, und **Wilkes**, der die Südseite zuerst sah, über Oahu fällten, das jener lieblich nennt, während dieser es der steinigsten peruanischen Küste vergleicht. Daß das hoch gelegene Innere regenreicher als das tiefere Küstenland ist, fiel G. **Forster** in Hawai auf, wo die Berge viel grüner und fruchtbarer sind als die dürre Küstenebene. „Gemeiniglich", erzählt er, „sammelten sich die Wolken um die Gipfel der Berge und fielen unter dem Winde im Regen herab. Sobald der Wind sie aber vom Lande abgestoßen hatte, zerteilten sie sich, verschwanden, und es entstanden andre an ihrer Stelle. Dies geschah in Owaihi täglich. Die Berge auf dieser Insel waren mehrenteils in Wolken gehüllt, aus denen im Innern des Landes ein Regenguß nach dem andern herunterfiel, indes am Seeufer das schönste Wetter mit heiterm Himmel stets fortwährte." Aber die Guano-Inseln in den trocknen Zentralteilen des Stillen Meeres, zwischen den Sandwich-, Markesas- und Herveygruppen, lassen erkennen, wie intensiv trockne Striche auch hier die Passatregion durchsetzen. Die geringere Fruchtbarkeit mancher Inseln, wie der Tongagruppe, deutet die weiten Grenzen austrocknender Wirkungen an. Während die regelmäßigen Passate als Erfrischer und Gesundheitbringer begrüßt werden, sind die Drehstürme die Verwüster der Menschenleben und der

Werke des Menschen. Gräffe beobachtete in Samoa nur zwei in zehn Jahren, sie sind aber viel häufiger auf Fidschi, Neukaledonien, Tonga.

Neuseelands Klima ist weit entfernt von dem paradiesischen, das die ersten Entdecker und Kolonisten im Gegensatze zum australischen ihm preisend zuerkannten. Großer Wind- und Regenreichtum ist für Neuseeland bezeichnend. Gerade dadurch aber ist es geeignet, der natürlichen Neigung besonders des polynesischen Menschen, zu erschlaffen, entgegenzuwirken, und man geht nicht fehl, wenn man seine Einwirkung in manchen Besonderheiten der Maori zu finden glaubt. Es ist ein Seeklima und zwar ein gemäßigtes mit den drei Haupteigenschaften jedes derartigen Klimas: feucht, mild, veränderlich. Eisbildung kommt von einem Ende des Archipels bis zum andern vor, wenn auch nördlich von Auckland nicht gewöhnlich, ebenso Schneefall in Küstenhöhe. Reif ist noch am Nordkap beobachtet worden, aber selbst auf der Südinsel sind dauernde Eisbildung und lange liegen bleibender Schnee unterhalb der Gebirgsregionen nicht häufig. In diesen Beziehungen gleicht die Südinsel der Südküste von England. Die heftigen Regengüsse Australiens sind unbekannt, aber es dürften auch nirgends in Neuseeland 14 Tage regenlos verstreichen, und die Feuchtigkeit der Luft ist daher sehr beträchtlich. Der nach Süden hin zunehmende Windreichtum dieser Zone macht die Küsten und Straßen Neuseelands höchst stürmisch. Föhnartige Winde wehen, rasches Schneeschmelzen und Überschwemmung erzeugend, von den gletscherbedeckten Schneegebirgen der Südinsel zur Ostküste herab. Auch Nebel sind auf der Südinsel häufig. In Summa ist dies ein Klima, geeignet, die Kraft und Ausdauer des Menschen zu stählen, ohne demselben allzu große Leistungen zuzumuten, daher eins der kulturfreundlichsten Klimate unsers Planeten.

Von den regelmäßigen Winden und Strömungen des Stillen Ozeanes hat man ausgiebigen Gebrauch bei der Begründung polynesischer Wanderungshypothesen gemacht. Beide haben vorwiegend östliche Richtungen. Quiros meinte, daß die Passate ein Hindernis sowohl der Einwanderung von Amerika als von Neuguinea und dem Malayischen Archipel bilden, und glaubte diese Schwierigkeit nur durch die Hypothese eines zwischen Südosten und Westen untergegangenen Kontinentes überwinden zu können, der sich von Neuern Dumont d'Urville anschloß. Mit größerm Rechte aber fanden seine Nachfolger, daß im Gegenteile gerade die vorwaltende Ostwestrichtung des Passates eine Zuwanderung aus der Neuen Welt erleichtere, und bis auf den heutigen Tag haben auch selbst praktische Seeleute an dieser Meinung festgehalten. Pater J. Martinez de Zuñiga, der erste Verfechter der Bevölkerung Polynesiens von Amerika her, hat die vorwaltenden Windrichtungen mit herbeigezogen, wo er von der Bevölkerung der Philippinen durch amerikanische Einwanderer spricht: „In der ganzen heißen Zone der Südsee regiert der Ostwind, welcher der Fahrt von Malakka nach den Philippinen direkt widerstrebt; man muß daraus schließen, daß die Bewohner aller Inseln dieses Meeres von Osten stammen, woher sie vor dem Winde kamen, und oft haben wir Palau-Insulaner in dieser Art nach den Philippinen kommen sehen, während wir dagegen nie gehört haben, daß Eingeborne der Philippinen, wenn auch zufällig, durch Winde ostwärts weggeführt worden wären".

In ihrer Pflanzenwelt schließt sich die Inselflur Melanesiens im allgemeinen an die des indischen Monsungebietes an, und wenn auch im einzelnen die endemischen Arten oder die australischen Verwandtschaften mehr hervortreten, so ist doch der allgemeine Vegetationscharakter indisch. Wir erinnern hier an eine Schilderung Eckardts von den Salomo-Inseln: „In ihrer äußern Erscheinung zeigen fast alle Inseln Melanesiens ähnliche Formen Lange, vorwiegend sanft geschwungene Höhen mit ruhigen Abhängen nach der See zu; die meistens niedrigen Ostküsten mit Mangroven bestanden. Die Palmen am Ufer winken schon aus der Ferne. Die gewöhnlich tief einschneidenden Buchten und Häfen sind mit sehr

hohem Schilfe besetzt. Tiefer im Lande gelangt man an die Pflanzungen der Paradiesfeigen, Uranien, Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Yams. Dringt man noch tiefer in das Innere, so hebt sich allmählich der Boden, die Bewaldung wird dichter und dichter. Noch immer zeigen sich Palmen, Gewürzbäume und alle jene Gewächse, die zu ihrem Gedeihen der Äquatorialsonne bedürfen. Wo nur ein freier Platz ist in flachen Niederungen, Thalgründen und dergleichen, erblickt man kolossale Schilfgewächse, Bambus, Farne ꝛc." Dieser Charakter tritt, wiewohl abgeschwächt, in Polynesien wieder hervor. Noch in Tahiti herrscht in den Thälern die charakteristische Pisangform, während an den Farnbäumen der höhern Lagen Kletterfarne sich zu unzugänglichem Dickichte verweben. Samoa besitzt reichen tropischen Urwald, dessen Grundelemente Banyanen, Palmen und Pandaneen sind, in üppiger Fülle durchwoben von Epiphyten und Schlinggewächsen. Studer faßt den Eindruck der tonganischen Vegetation in die treffendste Form: die Flora ist nicht sehr reich, bietet aber schöne Formen, die sich zu anmutigen Gruppen vereinigen. Auch die Kulturgewächse sind von Insel zu Insel wesentlich dieselben: Kokospalme, Brotfruchtbaum, Banane, Taro (Colocasia, Caladium, Arum, s. nebenstehende Abbildung), Pia (Tacca), Yams (Dioscorea), Bataten (Ipomaea). Selbst die einsame Osterinsel besitzt dieselben, nur auf Neuseeland und teilweise den entlegenen Inseln des Hawai-Archipels fehlen einzelne. Wertvolle, namentlich harte, haltbare Hölzer trugen die nirgends auf der Welt so hoch wie hier entwickelte Industrie der Holzschnitzerei, besonders der hölzernen Waffen, für welche vorzugsweise das Holz einer Kasuarine Verwendung fand. Zwei größere Pflanzen, deren Eindruck auch schon im Landschaftsbilde der Inselflur bedeutend ist, Kokospalme (s. Abbildung, S. 111) und Brotfrucht, verdienen besondere Erwähnung. Der Nutzen der Kokospalme ist ein so vielseitiger, daß sie zu den wertvollsten Pflanzen der Erde gerechnet werden kann. Auf den niedrigen Inseln Polynesiens ist sie es wesentlich, welche die Existenz der wenigen Bewohner überhaupt möglich macht. Die Nuß enthält, solange sie grün ist, eine Flüssigkeit bis zu einem Quart, welche in frischem Zustande kühlend, in gegornem berauschend wirkt. Der fette, älter gewordene Kern ist sehr nahrhaft und liefert, gepreßt, ein Öl, das zum Salben des Körpers dient. Die innere Schale der Nuß liefert allerlei Gefäße, die Faser der Außenseite gibt starke und dauerhafte Geflechte, aus den Blättern flicht man Matten, Segel, Körbe, mit denselben deckt man Dächer, der Stamm dient zum Hütten- und Schiffbaue. Vor dem Aufkommen der Ausfuhr der getrockneten Kokosnußkerne als Kopra



Die Taropflanze (Caladium esculentum). 1/15 natürl. Größe. Vgl. Text, S. 112.



Kokospalmen und Sagopalmen. Vgl. Text, S. 110.

waren die Kokosnüsse so geringwertig, daß, nach G. Forsters Erzählung, die Tahitier zwölf Kokosnüsse für eine einzige Glaskoralle gaben; heute sind sie dagegen ein geschätztes Naturprodukt. Für den Aufbau der Inseln sind die Palmen insofern wichtig, als die Zuwanderung größerer Pflanzen noch Erhebliches zur Befestigung und Vergrößerung der Koralleninseln beiträgt. Vor allen gilt dies eben von den weit wurzelnden Kokospalmen, die mit zu den frühsten und häufigsten Bewohnern der Koralleninseln gehören. Sie sind es auch, welche die Physiognomie dieser Inseln wesentlich bestimmen helfen.

Die außerordentlich ergiebige Brotfrucht ist nächst der Kokospalme das ertragreichste aller polynesischen Kulturgewächse. Bekannt ist das Wort Cooks, daß sechs Brotfruchtbäume eine Familie zu ernähren vermöchten. Dazu kommt dann in dritter Linie der Hauptgegenstand des eigentlichen Ackerbaues, die Taropflanze (s. Abbildung, S. 110), welche gemeinsam mit der Brotfrucht die Hauptnahrungsmittel in Melanesien und Polynesien liefert. Sie ist es, welche das Leben dort, wie anderwärts die Brotfrucht, vielfach fast zu leicht gemacht hat. Ende der dreißiger Jahre berechnete z. B. Wilkes, daß in den fruchtbareren Teilen der hawaiischen Inseln ein Mensch mit 2—3 Cents täglich sich erhalten könne, und die Löhne, welche Weiße damals zahlten, waren dem entsprechend auch nur 25—30 Cents pro Woche! Einige Kulturgewächse waren zur Zeit der Entdeckung der Inseln allgemein, andre ungleich verbreitet. Auf Tonga gab es so wenig Brotfruchtbäume, daß Bananen und Wurzelfrüchte die Hauptnahrung bildeten. Spondias war häufig auf Tahiti, nicht gemein auf Taha, sehr selten auf Raiatea und Huaheine, ganz unbekannt auf Tonga. Auch die Tapa liefernden Maulbeerbäume waren auf Tonga selten.

Die Wälder und Fluren der größern Inseln bieten noch manche Nahrungsmittel außer denjenigen, welche der Ackerbau erzeugt. Th. Williams nennt von Fidschi fünf eßbare Wurzeln, zwei Nüsse, zwei Tomaten, eine größere Anzahl pflaumenartiger sowie andre Baumfrüchte und den Muskatnußbaum. Aber am nützlichsten unter den wild wachsenden Bäumen ist neben der Kokospalme der Pandanus. Von ihm werden der Stamm zum Hausbaue, die Äste zu Stielen für Hauen, die Blätter zum Dachdecken und zu Matten, die Blumen zur Parfümierung von Öl, die Früchte zum Essen oder getrocknet zu Halsketten verwendet. Da das Holz eine so große Rolle im gesamten Haushalte dieser Eingebornen spielt, ist auch der große Holzreichtum vieler Inseln eine Sache von Bedeutung. Unter den harten Hölzern ist das Vesi, ein hartes, harziges Holz, dessen Stamm oft 1 m Durchmesser erreicht, wichtig als dasjenige, welches den Kähnen der Fidschianer ihre Überlegenheit über die der Tonganer und andre gibt. Für Keulen wird vorzüglich das Holz einer Casuarina, das von den Eingebornen Nokonoko, von den Weißen Eisenholz genannt wird, verwendet. Dichte, feste Hölzer, welche eine schöne Politur annehmen, sind das tiefrote Bau und das Dilo (Calophyllum). Wichtig ist auch eine Dammara, der Kaurifichte verwandt; aber das haltbarste Holz der Insel ist das Buabua, welches dem Buchsbaumholze an Festigkeit vergleichbar ist. Von einem tamarindenähnlichen Baume kommt das Holz, welches Waiwai genannt wird und am besten zu Schiffsverdecken paßt, weil es nicht von der Sonne leidet, während zu Masten ein Holz mit Namen Damanu vorgezogen wird.

Von Fidschi nach Hawai hin vermindert sich die Zahl der Nutzpflanzen. Dort findet man Wurzeln und Früchte unter Kultur, welche hier unbekannt sind. Die hawaischen Inseln sind das Land der Bäume und Sträucher und des Graswuchses, und die flachen Hänge des Maunakea und andrer Vulkane sind mit ihrem lockern Graswuchse ein prädestiniertes Viehzuchtgebiet. Auf Maui wuchs schon in den dreißiger Jahren der Weizen wild. Ein Solanum (nigrum?), das als Wundmittel benutzt wurde, fand Forster auf Tahiti und der Osterinsel in Feldern angebaut. Aus dem gelben Safte einer kleinen Feige, Sittah genannt, und dem grünen Safte eines Farnkrautes sah G. Forster auf Tahiti durch Mischung eine

karmesinrote Farbe entstehen, die auf Tapa gedruckt ward. Eine Art Preißelbeere, genannt Ohela, wächst an den höhern Abhängen des Kilauea. Von den hawaischen Nutzpflanzen war die Takka, aus welcher man Stärke bereitete, einst über die Insel wild wachsend weit verbreitet und als Handelsartikel so gesucht, daß damals allein von Honolulu nach Oahu ca. 200,000 Pfund ausgeführt wurden, hatte jedoch vor einigen Jahrzehnten sehr an Verbreitung verloren, da beim Ausgraben sämtliche Knollen vernichtet worden waren. Erst infolge dieses Umstandes machte man seit den vierziger Jahren Versuche, sie wieder zu kultivieren. Indigo wird von Wilkes als wild wachsend angegeben. Sandelholz bildete seit Cooks und Vancouvers Besuchen den wichtigsten Ausfuhrgegenstand und zwar in solchem Maße, daß nach wenigen Jahrzehnten die übriggebliebenen Bäume tabuiert werden mußten. Durch die Koa-Akazie wird die Toa der südlichern Inseln als Holzlieferantin ersetzt.

Neukaledonien ist in Vegetation und damit zu allernächst in landschaftlicher Beziehung ganz eigenartig; es weicht von allen melanesischen Inseln am weitesten nach der australischen Seite hin ab. Schon Forster fand den Gegensatz zwischen Neukaledonien und den Neuen Hebriden höchst erstaunlich und hob bereits die Ähnlichkeit mit Australien in den dürren Grasfluren, den lichten, unterholzlosen Wäldern von Myrtenbäumen (Melaleuca), den öden, steinigen Berghängen hervor. Im südlichen Teile der Insel bilden Araukarien stattliche Hochwälder, und die Ile des Pins hat von ihnen sogar ihren Namen erhalten. Selbstverständlich kann es aber bei der Luftlinienentfernung von 150 Meilen nicht fehlen, daß manche der größten australischen Familien nicht vertreten sind, sowie daß endemische Formen in größerer Zahl auftreten. Von den Bäumen sind Araucaria, Calophyllum, Melaleuca, Santalum zu nennen; Brotfrucht gedeiht hier weniger, aber von der Kokospalme birgt vor allem der Norden des Archipels ganze Wälder. Zuckerrohr wird als ein einheimisches Gewächs bezeichnet.

Die Pflanzenwelt Neuseelands ist mannigfaltig. Eine Statistik kann zwar nicht von großem Werte sein, doch darf man die Schätzung ihres besten Kenners, des Dr. J. D. Hooker, wohl erwähnen, der 1853, als er 1900 Arten anführte, die Meinung aussprach, man werde wohl mit der Zeit 4000 Arten, darunter 3000 Kryptogamen, in Neuseeland finden. Die Merkmale der neuseeländischen Flora sind die verhältnismäßig große Anzahl von Arten, welche gerade diesen Inseln eigentümlich sind (mehr als zwei Drittel der Phanerogamen gehören denselben ausschließlich an), und nicht minder der ebensosehr auf die isolierte Lage wie auf das vorwaltend feuchte Klima zurückführende Reichtum an Kryptogamen. Die Armut an Gräsern und einjährigen Blütenpflanzen entspricht ganz diesem Reichtume. Für die Physiognomie des Landes, welche ja, als tief das Gemüt des Menschen, ihm unbewußt, beeinflussend, für unsre Betrachtung besonders wichtig erscheint, hat dies die Folge, daß zwar eine große Üppigkeit sowohl im Waldwuchse als im Strauchwerke dem Landschaftsbilde eigen ist, daß aber Wiesen fehlen und Blumen selten sind. „Was, von der Ferne gesehen, neben den gewaltigen Urwaldmassen, welche Berg und Thal bedecken, als offenes Land erscheint, als Wiese oder Grasheide, ist bei näherer Betrachtung mannshohes Gebüsch, und wo man Gräser, krautartige Pflanzen und bunten Blumenflor erwartete, findet man nur einförmiges Farnkraut und Buschwerk mit unscheinbaren weißen Blüten. Das Grün dieser immergrünen Buschheiden ist kein frisches Saftgrün, sondern ein schmutziges Braungrün, und trifft man nach längerer Reise im Innern des Landes endlich wieder in der Nähe europäischer Niederlassungen Felder und Wiesen an, so erscheint ihr frisches, saftiges Grün dem Auge fast wie greller Farbenanstrich." (Hochstetter.) Nur auf den dürren Bimssteinflächen im Innern der Nordinsel tritt eine natürliche Grasvegetation auf, die mager ist, aber doch in den ersten Jahrzehnten der Besiedelung hinreichte, um ein

natürliches Weideland zu bilden. Was den neuseeländischen Wald anbetrifft, so ist die Zahl der ihn zusammensetzenden Baumarten eine hervorragend große. Nicht weniger als ein Sechstel der neuseeländischen Phanerogamen gehört holzartigen Gewächsen von mehr als 6 m Höhe an. Aber gerade dieser Artenreichtum läßt nur in den verhältnismäßig seltenen Fällen, wo die Kauri-Fichte (Dammara australis), die Kahikatea-Fichte (Podocarpus dacrydioides) oder die Tawai, die fälschlich von den Kolonisten als Schwarzbirke bezeichnete Buchenart (Fagus fusca), ziemlich reine Bestände bilden, einen Wald von individueller Physiognomie in die Erscheinung treten. Sieht man ab von den Kauri-Wäldern der Nord-, den Tawai-Wäldern der Südinsel und den Kahikatea-Wäldern der sumpfigen Flußniederungen, so ist der neuseeländische ursprüngliche Wald, ähnlich dem tropischen Urwalde, ganz und gar gemischt. Mit demselben teilt er auch eine gewisse Unwohnlichkeit, und die geringe Ausbreitung der Maori-Ansiedelungen in den bewaldeten Regionen Neuseelands hängt ohne Frage damit zusammen. Schlingpflanzen und Parasiten machen den feuchten Wald Neuseelands nicht minder schwer durchdringlich als den tropischen Urwald. Selbst auf den schmalen „Maoriwegen“ arbeitet man sich nur mühsam über das knorrige Wurzelwerk der Bäume und durch die rasch nachwachsenden Schlinggewächse hindurch.

Zwei Gewächse der neuseeländischen Flora sind von tiefgreifender Bedeutung für das Leben der Maori geworden, solange dieselben unberührt waren von der europäischen Kultur und ihren kosmopolitischen Nutzpflanzen: ein Farnkraut mit eßbarer Wurzelknolle, Narauhe (Pteris esculenta), und eine faserreiche Schilfpflanze, der neuseeländische Flachs, Harakeke (Phormium tenax), beide diesem Insellande eigen, beide weitverbreitet. Jenes Farnkraut wächst am häufigsten und üppigsten auf der Nordinsel, wo es einst fast alles offene Land in Berg und Thal bedeckte und bis über Mannshöhe erreicht. Durch Klopfen der mehlreichen Wurzel sollen bis zu 70 Prozent Mehl erhalten werden, während die holzigen Fasern zurückbleiben. Ein Gesang der Weiber, mit welchem die Körbe voll gebackener Farnwurzel vorgesetzt wurden, lautet: „Was sollen wir essen? Muschel und Farnwurzel. Siehe hier die Wurzel der Erde! Dies ist die Nahrung, welche den Mann erfreut. Die Zunge wird von vielem Lecken rauh, gleich der Zunge des Hundes.“ Im Gegensatze zu dieser bei weitaus den meisten Maori jetzt gegenüber der Batate, Kartoffel 2c. in Verachtung gefallenen Nahrungspflanze hat der neuseeländische Flachs seinen Wert auch im kultivierten, bereicherten Leben des heutigen Neuseeland beibehalten, ja gesteigert. Man kann sogar sagen, daß er insofern wesentlich zur raschen Verbreitung einer gewissen Kultur unter den Maori beigetragen habe, als seine Fasern, deren Wert die Europäer rasch erkannten, den ersten bedeutenden Tauschartikel im Handel der Eingebornen mit diesen bildeten. Die schilfartigen Blätter dieser Pflanze sind sehr zäh und werden frisch oder trocken, ganz, zerschlitzt oder gedreht zum Binden und Schnüren, zur Anfertigung von Leinen, Netzen, Segeln, zum Flechten von Tellerchen, Körbchen und dergleichen und endlich als Fasern, deren Zubereitung die Maori bereits sehr wohl verstanden, hauptsächlich zur Herstellung der mannigfach gearteten Matten verwendet, mit welchen bei den Maori Männer und Weiber gleichmäßig sich bekleiden. Dazu kommt aber noch, daß die gelbroten Blüten dieser nützlichen Lilie einen süßen Honigsaft in großer Menge enthalten, daß zwischen den Blättern ein Harz sich findet, welches zum Kleben diente und auch gekaut wurde, und daß die trocknen, markreichen Blütenschäfte, wenn angezündet, wie Lunten langsam fortglühen. Dabei ist das Vorkommen dieser Pflanze fast unbeschränkt, denn sie liebt ebensosehr feuchte wie trockne Standorte, und man hat sie vom Meeresstrande bis fast 2000 m Höhe gefunden. Durch so weite Verbreitung und wohl auch durch die Kultur, der schon die Eingebornen diese Pflanze unterworfen hatten, ist sie in zahlreiche Spielarten auseinander gegangen, von welchen die Maori zehn bis zwölf verschiedene mit besondern Namen bezeichnen.

Im übrigen bietet die Pflanzenwelt Neuseelands, wenn wir von den vortrefflichen Nutzhölzern absehen, die von den Eingebornen doch nur in geringem Maße verwertet wurden, fast nichts mehr von hervorragendem Nutzen. Von der Nikaupalme (Areca sapida) wird das Herz, der „Palmkohl", gegessen, ebenso das Mark des Stammes von dem Baumfarne Mamaku (Cyathea medullaris). Schon Cook erkannte den Wert des neuseeländischen Spinates Renga Renga (Tetragonia expansa) als Gemüse für seine skorbutkranken Matrosen. Man ißt ferner die Früchte von Kie Kie oder Uri Uri, der neuseeländischen Ananas, die am meisten geschätzt wird, des Hinau (Elaeocarpus Hinau), dessen Rinde auch Verwendung zum Färben findet, u. a. Als ein Ersatz für Thee gelten die Blätter von Manuka, dem Theebaume der Kolonisten, und aus den Beeren der Tupakihi (Coriaria sarmentosa) wird sogar eine Art Wein gemacht. „Noch manches andre", sagen wir mit Hochstetter, „ist eßbar, aber nicht wert zu essen." Doch darf noch hervorgehoben werden, daß so wie die Zahl der entschieden nützlichen Pflanzen nicht sehr groß, auch die der Giftpflanzen sehr beschränkt ist. Heftig narkotische Pflanzen in der Art unsrer Solanaceen scheint Neuseeland gar nicht zu besitzen. Wir erwähnen noch als technisch verwendete Pflanzen die verschiedenen Arten von Cordyline, Ti oder Makau der Maori, welche eine gröbere, aber dauerhaftere Faser als Phormium liefern, dann die zum Rotfärben benutzte Rinde des Tawai-Baumes und endlich als wichtigstes Bauholz die gleichzeitig durch ihre massenhafte Harzerzeugung wichtige Kauri-Fichte.

Die Tierwelt des ganzen Gebietes ist arm an Säugetieren, und diese Armut nimmt nach Osten hin immer mehr zu. Neuguinea hat noch 9 Gattungen Beuteltiere, dazu ein Schwein und eine Ratte, und 350 Arten Vögel, worunter 300 eigentümliche von so besonderm Charakter wie Paradiesvögel, Kasuarinen, Erdsittiche. Auf den nahen Admiralitätsinseln gibt es von wild lebenden Säugetieren fliegende Hunde und ein Beuteltier (Cuscus). Von der Chelone imbricata gewinnen diese Insulaner ihren hauptsächlichsten Tauschartikel. Das Krokodil kommt bis zu den Admiralitätsinseln vor. In Polynesien fehlen ursprünglich Säugetiere außer Fledermäusen gänzlich, Reptilien sind sehr spärlich, und die Vögel sind über die 1000 Meilen weite Erstreckung von den Marianen bis zu den Markesas höchst einförmig. So umfaßt die Vogelwelt von Yap nicht mehr als zwei Dutzend Arten. Landschlangen fehlen hier ebenso wie auf Neukaledonien und Neuseeland, während Tonga eine einzige, unschädliche Schlange hat. Auf Neuseeland gibt es nur zwei Arten Fledermäuse, und hier fehlte selbst unter den Haustieren das Schwein. Die Ähnlichkeit des neuseeländischen Wildschweines mit dem chinesischen, das im Gegensatze zu dem papuanischen keine großen Hauer trägt, hob schon Forster hervor. Verwilderte Schweine gibt es in den Wäldern der Samoa- und andern Inseln sehr viele; da sie reichliche Nahrung finden, vermehren sie sich rasch. Hühner fand Cook auf Tahiti fast gar nicht, auf den Gesellschaftsinseln dagegen in Menge. Ratten plagten ihn auf Tahiti zu Tausenden, waren nicht so zahlreich auf Taha, noch seltener auf Raiatea und kaum gekannt auf Huaheine. Viel größer noch war der Unterschied in Tonga, wo es gar keine Hunde und wenig Schweine und Hühner gab. Schädliche Tiere sind mit Ausnahme einer Giftspinne in Neukaledonien, kleiner Skorpione und Moskitos auf das Meer beschränkt, dessen Fischfauna neben Haien und Rochen allein in den neukaledonischen Gewässern sechs giftige Arten aufweist.

# 8. Körperbeschaffenheit und geistiges Leben der Polynesier und Mikronesier.

„Die Leute, welche uns umgaben, hatten soviel Sanftes in ihren Zügen, als Gefälliges in ihrem Betragen. Sie waren ohngefähr von unserer Größe, blaß mahagonybraun, hatten schöne schwarze Augen und Haare." Erste Schilderung der Thahitier.
G. Forster.

Inhalt: Körperliche Eigenschaften. Rassenmerkmale. Hautfarbe. Kopf. Haare. Albinismus. Körperkraft. Sinnesschärfe. — Seelische Anlagen. Ein Volk der Widersprüche. Die optimistischen Beurteiler. Stumpfheit. Leichtsinn. Lüge und Verstellung. Komödie des Königs Finu. Zügellosigkeit. Menschenopfer, Menschenfresserei und Kindesmord. — Geistige Fähigkeiten. Einfluß der Christianisierung. Schöpferische Kraft des polynesischen Geistes. Erfindungen. Mythologie. Weltvorstellung. Weltkenntnis. Heilkunde. Zeitrechnung. Zahlensystem. Musik. Tanz. Ring- und Faustkämpfe. Spiele. Kinderspiele.

Verbreitung über ein weites, in zahlreiche Inseln zerteiltes Wohngebiet von verschiedenartiger Naturbeschaffenheit und tiefgehende soziale Gliederungen lassen an den polynesischen Stämmen sogenannte Rassenunterschiede deutlicher hervortreten. Nach dem, was früher über Neger und Australier gesagt wurde, ist es überflüssig, die Thatsache besonders zu betonen, daß auch in dieser Rasse eine vollkommene Einheit nicht zu finden ist; aber auf der andern Seite sind die Abweichungen von einem mittlern Typus nicht groß genug, um weitgehende Hypothesen von einer Vereinigung kaukasischer, negroider und mongolischer Merkmale in der polynesischen Völkergruppe zu rechtfertigen, wie Quatrefages oder Peschel sie aufstellt, welch letzterer die Mikronesier als Mischlinge von Polynesiern und Papuanen bezeichnet. Welches auch die Geschichte der Polynesier als Rasse, so wie sie heute vor uns stehen, sei, bilden sie in ihrer Mehrzahl eine besondere Gruppe der Menschheit, welche im engen Anschlusse an die malayische Rasse als hervortretendste äußere Merkmale die in vorwiegend hellen Abstufungen braune Haut (am treffendsten dürfte als Durchschnittsbezeichnung „olivenbräunlich" erscheinen, doch kommt bei Mikronesiern das Gelb der Chinesen vor) und das schwarze, schlichte bis lockige Haar besitzt. Innerhalb dieses Rahmens fand O. Finsch, der wohl unter allen neuern Reisenden die eingehendsten Beobachtungen über die körperlichen Eigenschaften dieser Völker angestellt hat, die Unterschiede so gering, daß er die Mikronesier von den eigentlichen Polynesiern nicht mehr abweichen läßt als Schwaben von Norddeutschen. Und zwar würden die Mikronesier, die westlichsten ausgenommen, dem melanesischen Typus wohl näher stehen als die Polynesier, wenn auch der Unterschied dadurch verwischt ist, daß polynesische Kolonien in mikronesisches Gebiet eingewandert sind, wie das Kubary von den mittlern Mortlockinseln nachweist.

Sollen einige Körpermerkmale von durchgreifenderer Bedeutung hervorgehoben werden, so nennen wir die vorwaltende Brachykephalie, welche in vielen Fällen durch künstliche Verunstaltung erhöht wird; die niedrige, aber meist gut gebildete Stirn, die nicht selten einen Gesichtswinkel von europäischer Größe bedingt; die öfter abgeplattete als gebogene Nase, welch letztere indessen in einigen Gruppen, so besonders bei den Maori, Rotuma-Insulanern und Tonganern (s. Abbildungen, S. 120 und 121), häufiger als bei den übrigen ist und teils europäischen, teils jüdischen Physiognomien Ursprung gibt; die kleinen, lebhaften, meist horizontal gestellten Augen mit oft auffallend weiter Öffnung und sprechendem Ausdrucke; die mehr nach vorn als nach der Seite vorspringenden Backenknochen; endlich den öfters mit etwas zu dicken Lippen versehenen, im übrigen aber wohlgebildeten Mund und das selten negerartig zurückfallende Kinn. Den Gesichtsausdruck bestimmt vorwiegend eine

gewisse Weichlichkeit im Munde, aber es gibt auch europäisch kühne, energische, offene Gesichter. Im allgemeinen gleichen jene Individuen mit der hellsten Körperfarbe, wie vor allen die Maori und Tonganer, vielleicht auch Markesaner, am meisten dem europäischen Typus auch im Ausdrucke, während sich die etwas dunklern Mikronesier, wenn auch unmerklich, den Melanesiern nähern. Der Gesamtcharakter ist bei jenen mehr, wie er etwa bei den Tahitiern den Reisenden des vorigen Jahrhunderts erschien: sanfte Züge, gefälliges Betragen. Da man so oft den Ausdruck „edel gebildete Völker" von den Polynesiern gebraucht, ist es nicht überflüssig, hervorzuheben, daß ihre Schönheit nur im Wuchse mit europäischem Maß-



Männer von der Karolineninsel Ponape (nach Photographie im Godeffroy-Album).

stabe zu messen ist. In ihren Gesichtern ist etwas Gröberes, Sinnlicheres, weniger geistiger Ausdruck; „die schönste Samoanerin", sagt Hugo Zöller, „würde immer nur mit einem hübschen deutschen Bauernmädchen verglichen werden können". Von den Haaren wäre noch zu sagen, daß sie sich von der mongolischen groben, straffen Form entfernen durch die feinere Beschaffenheit, die Neigung, wellig oder selbst lockig zu sein. Forster nennt die Haare eines Hervey-Insulaners „wie gebrannt"; von Kraushaaren wird öfters gesprochen. Besonders ältere Reisende, wie Cook und Forster, nahmen es darin nicht sehr genau. Neuere, wie O. Finsch, vermeiden lieber diesen etwas zu viel sagenden Ausdruck, indem sie von kräuslichen Haaren sprechen. Gelegentlich kommen auch weit abstehende Perücken nach papuanischer Art vor, wie schon G. Forster sie vom König Otu von Tahiti und dessen Geschwistern beschreibt. Die Haarfarbe ist schwarz bis kastanienbraun. H. Zöller nennt das Haar der Samoaner sogar braun oder rotblond, und in der That kommen als Ausnahme

selbst dunkelblonde vor. Durchsetzung der dunkeln Haare mit rostbraunen Strähnen, deren Basis aber doch immer dunkel ist, findet sich nicht selten bei Polynesiern, und dies, ebenso wie die rötliche oder gelbliche Färbung der Spitzen des Haares, dürfte von der Puderung mit Kalk herstammen. Albinismus scheint sehr selten zu sein. Außer einigen Papua-Albinos auf Neuguinea beobachtete Finsch nur einen Fall von Albinismus bei einer Vollblut-Maori-Frau, welche hellblondes Haar und etwas blöde, lichtscheue Augen hatte, so daß Finsch sie zuerst für eine Europäerin hielt. Forster spricht von Haut „wie weißes, etwas fahlgraues Wachs anzusehen" bei Weibern auf Raiatea, leugnet aber, irgend etwas Krankhaftes bei denselben gefunden zu haben. Bei Individuen mit straffem Haare sind Bart und Körperhaar schwach, bei solchen mit lockigem, wie fast immer, stärker vertreten.



Eine Samoanerin (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Die Polynesier sind keine körperlich sehr starke Rasse. Selbst die äußerlich am robustesten erscheinenden Maori haben durchschnittlich nur einen Bruchteil von der Hebekraft der Engländer. Auch im Wettlaufe bleiben sie zurück, und die zahlreiche Schar von Hawaiern, mit welchen Wilkes auf dem Maunaloa einige Zeit verweilte, litt zuletzt fast ohne Ausnahme an Bergkrankheit in heftiger Form. Sind auch Arme und Beine nicht schwächlich gebaut (nur bei gewissen, fast mehr in ihren Kähnen als auf dem Lande lebenden Stämmen der Neuseeländer und andern sind die untern Extremitäten verkümmert), so sind sie doch mehr fettreich als muskulös, und zwar ist

beträchtliche Korpulenz als Folge von Trägheit häufig; denn die Arbeit der Polynesier ist wenig geeignet, ihren Körper durchzubilden, da sie gewöhnt sind, nur einige Stunden des Tages zu arbeiten, und die Edlen oft lebenslänglich nichts thun. So waren die Häuptlinge auf Hawai in der Regel große, schwere Leute, daher oft zu ihrem Schaden schwer beweglich. Finsch spricht von einem 130 kg schweren Könige von Apamama, während er allerdings auf den Gilbertinseln ein Durchschnittsgewicht der Männer von 75 kg, ein Höchstgewicht von 95 kg fand.

In der Körpergröße nehmen die Polynesier einen mittlern Stand ein. In Finschs Messungsergebnissen finden wir als höchste Zahl 1,79 m für einen Mann der Gilbertinseln und 1,61 m für eine Frau von Upolu, „eine der kräftigsten und dicksten Polynesierinnen, die mir



Eine Frau von den Gilbert-Inseln und eine Frau von den Marschall-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album).

begegnete". Die Durchschnittsmaße sind für 30 ausgewachsene Männer von Jap 1,50—1,69 m, für Marschallinsulaner 1,52—1,72, für Weiber der Gilbertinseln 1,43—1,68 m. Gerade in dieser Beziehung gibt es aber große Unterschiede. Die in verkümmernden Lebensumständen sich befindenden Bewohner der Osterinsel sind z. B. von kleinerm Wuchse als alle andern Polynesier. G. Forster sagt von ihnen: „Wir fanden keinen einzigen unter ihnen, den man hätte groß nennen können". Auch sind diese hager, und durch den grellen Sonnenschein auf ihren kahlen Bergen sind ihre Augen in unvorteilhafter Weise zusammen- und die Gesichtsmuskeln von unten heraufgezogen. Immerhin ist aber auch ihr ganzes Äußere schon den frühern Beobachtern entschieden polynesisch erschienen. Besonders die Mikronesier liefern Beispiele großer Variationen in der Körpergröße, ein Umstand, dessen Grund darin liegt, daß die Mehrzahl der mikronesischen Inseln zu den niedrigen Koralleneilanden gehört und weit entfernt von der Fruchtbarkeit eines großen Teiles der polynesischen Inseln ist. Häufig treten dort daher Verhältnisse ein, wie im Marschallarchipel, wo die Eingebornen der nördlichern Inseln, welche weniger von Fremden besucht werden und mehr Nahrungsmittel produzieren, ein größerer, stärkerer Menschenschlag sind, während die große Mehrzahl der Eingebornen im südlichen Teile des Archipels aus kleinen, schmächtigen, schwachen, früh alternden Menschen besteht, deren Weiber noch kleiner und verkümmerter sind als die

Männer. Der letztere, schwächlichere Typus wiegt vor, und es gibt keine Gruppe, deren Bewohner an schönem, kräftigem Baue es z. B. durchaus mit den Tonganern und Samoanern, geschweige denn mit den Maori aufzunehmen vermöchten. Die Trägheit, die sich vor der Anstrengung des Fischfanges scheut und sich auf vegetabilische Nahrung beschränkt, mag ihren Teil daran haben. Nach **Finschs** Beobachtung würden die Gilbertinsulaner als die relativ kräftigsten, die der Marschallgruppe ihnen nachstehend, die von Kuschai (Karolinen) als noch unter diesen stehend zu bezeichnen sein. Bemerkenswert sind die in einigen armen Stämmen, so z. B. den Penrhyninsulanern, so sehr hervortretenden Differenzen der Körpergröße bei den verschiedenen Geschlechtern, die doch sonst als Merkmal der Kulturrassen gelten: die Männer sind groß, stark und wild blickend, die Weiber klein und zart.



Ein Tonganer (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Die **Schärfe der Sinne** wird oft als bedeutend geschildert. „In Tahiti", sagt **Forster**, „war es nichts Neues, daß uns die Leute kleine Vögel in dicken Bäumen oder Enten und Wasserhühner im dicksten Schilfe zeigten, wo doch keiner von uns das Geringste entdecken konnte." Die Samoaner haben, nach **Gräffe**, ein eignes Geschick, mitten im dichten Gebüsche oder Walde verlorne Sachen wiederzufinden, wenn sie selbst schon weite Distanzen davon entfernt waren und der Gegenstand auch so klein wie ein Taschenmesser ist. Welche Findigkeit sie zur Durchführung ihrer Reisen zu Schiffe bedurften, werden wir hervorzuheben haben. Man hat diese Völker nicht nur als die schönsten, sondern auch als die intelligentesten unter den Naturvölkern bezeichnet. Jedenfalls haben sie für uns mehr Sympathisches als Neger und Malayen. Die Polynesier sind nicht so kindlich-naiv wie ihre westlicher wohnenden schwarzen Nachbarn, aber sie sind auch nicht so verschlossen wie die Malayen; sie sind nicht in dem Maße „Kinder des Augenblickes" wie die Neger, aber auch nicht so berechnend wie die Chinesen. Sind sie auch in Hingabe an die Triebe ihrer Natur echte Naturvölker, so sind anderseits bei keinem Naturvolke die Schranken des Herkommens starrer, die sozialen Gliederungen mannigfaltiger als bei ihnen; und obwohl sie, entfernt von großen Zentren der Kulturausstrahlung, mit primitiven Werkzeugen und Waffen einander und der Natur gegenübertreten, haben sie doch auf andern Gebieten Zeugnisse von einer mindestens **nicht geringen geistigen Begabung** abgelegt.

Wenn alle sogenannten Naturvölker in dem Verhältnisse zwischen Begabung und Ausbildung etwas Widerspruchsvolles erkennen lassen, so sind die Polynesier so recht ein **Volk der Widersprüche**. Dies erklärt die Abweichungen, welche man in ihrer Beurteilung wahrnimmt. Die Tahitier und Gesellschaftsinsulaner erschienen **Cook** und seinen Gefährten

als weiche, gefällige, in vielen Beziehungen beneidenswerte, glückliche Menschen, als Kinder, die äußerst glücklich beanlagt, wenn auch nicht immer entsprechend erzogen waren. Wer aber in der Geschichte ihrer Beziehungen zu den Weißen etwas weiter zurückblättert, findet auf einem der frühsten Blätter ihre Begegnung mit der Wallisschen Expedition verzeichnet, der sie ganz anders entgegengetreten waren, und von welcher sie eine blutige Zurückweisung erfahren hatten. Die Weißen hatten sich dadurch gefürchtet gemacht, und dies erklärt zum Teile die andre Art ihres Auftretens gegenüber den später Kommenden. Wo sie diese Lehren noch nicht empfangen hatten, erschienen sie häufig als echte Wilde. *Cook* erfuhr dies mehrmals auf Neuseeland, auch auf seiner zweiten Reise auf den Markesas, und seinen Tod auf Hawai auf der dritten Reise hat er bekanntlich durch das übergroße Vertrauen mitverschuldet, mit welchem er diesem Volke gegenübertrat. Besonders von den kleinen außen liegenden Inseln, wie Paumotu, Savage, Penrhyn und andern, kennt man eine Anzahl von Beispielen heimtückischer Überfälle, und mehr noch davon hat die Geschichte Neuseelands aufzuweisen. Sind sie auch keine Wilden im Stile der Zulu oder Aschanti, so sind die Polynesier doch jedenfalls *von unberechenbarem, wechselhaftem Charakter*.



Ein Mann aus Roluma (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Unter großer äußerer Beweglichkeit liegt die Stumpfheit des ungebildeten Gemütes. Die Unempfindlichkeit gegen schimpflichen Tod durch Henkershand fällt selbst bei den christlichen Polynesiern auf. Auch die Ruhe der Kinder beim Tode ihrer Eltern ist häufig, besonders im blutgetränkten Neuseeland, bemerkt worden. Die zahllosen Menschenopfer der frühern Zeit und der Kannibalismus mögen ihre Spuren im Gemüte hinterlassen haben. *Pritchard* erzählt einen Fall, in dem ein Greis mit seinem kleinen Boote umschlug und am Rande eines andern sich zu halten suchte, dessen Insassen jedoch so lange auf seine alten Finger loshämmerten, bis jener das Boot losließ und ertrank. Und als Gewand dieser übeln Gabe erscheint nun der kindische Leichtsinn. Die Schwatzhaftigkeit der Polynesier erleichtert in hohem Grade ihre Strafrechtspflege. Auf kein Volk, sagt *Wilkes*, mag das alte Sprichwort: „Mord sucht Licht" mehr Anwendung finden als auf die Polynesier; sie können kein Geheimnis behalten, und wenn sie sich auch damit selbst aufs Schafott liefern. Als die geschwätzigsten und zugleich heitersten aller Polynesier werden die Markesasinsulaner bezeichnet, aber überall in Polynesien hört man viel Wortgefechte und sieht wenig wirklichen Streit. Gerät einer in Leidenschaft, so lachen die andern über ihn. Auch im wirklichen, ernsthaften Kriege spielen die Wortgefechte eine Hauptrolle.

Mit vielen Worten gehen viele Unwahrheiten zusammen, Verstellung wird außerdem durch das Zeremoniell des in kastenartiger Sonderung gegliederten Lebens befördert. Eine ergötzliche Probe polynesischer Lüge und Verstellungskunst liefert das Auftreten des falschen

Königs Finu bei Cooks zweitem Besuche der Freundschaftsinseln, der in Wirklichkeit nichts als ein Häuptling gleich vielen andern war. Um seine Rolle durchzuführen, mußten viele andre nicht minder lügen und Theater spielen als er selbst, und doch faßten Cook und seine Begleiter nicht eher Verdacht, als bis dieser Usurpator sich vor dem wahren Könige beugte und dessen Sohle mit seinem Haupte und seiner Hand berührte. Die Geschichte ist bezeichnend genug, um kurz erzählt zu werden. Als Cook im Mai 1777 auf Annamuka landete, ward sogleich ein Boot nach Tongatabu mit der wichtigen Nachricht gesandt, und kurz darauf stellte ein Häuptling dieser Insel, Taipa, der den Fremdlingen stets freundlich entgegengekommen war, einen gewissen Finu, einen dreißigjährigen, schlanken Mann, vor, der



Ein Mann von den Palau-Inseln und ein Mann von Yap, Karolinen (nach Photographie im Godeffroy-Album).

ein europäischeres Ansehen als irgend einer der bis dahin gesehenen Insulaner hatte. Cook, der den eigentlichen König bei seinem ersten Besuche begrüßt hatte, war erstaunt, nun einen ganz andern Mann mit dieser Würde bekleidet zu sehen, und frug direkt, ob Finu König sei, worauf Taipa nicht weniger als 153 Inseln herzählte, über welche jener herrsche. Da zudem die ganze Bevölkerung sich ehrfurchtsvoll gegen denselben benahm, wurde Cook überzeugt, daß er den König der Freundschaftsinseln in Wahrheit vor sich habe, und beschenkte ihn und seine Begleiter. Finu behagte sich in seiner Rolle, speiste jeden Tag an Bord &c., bis Cook den Entschluß kundgab, nach Tongatabu zu gehen. Gegen diesen Plan bekundete Finu einen entschiedenen Widerwillen und suchte mit vielen Gründen denselben zu widerraten, während er um so eifriger für eine Reise nach Hapai plaidierte, wo er eine Fülle von Vorräten jeder Art in Aussicht stellte. Cook folgte ihm und wurde bei dieser Gelegenheit Entdecker dieser Gruppe der Freundschaftsinseln. Der Empfang in Hapai schien über die königliche Gewalt Finus keinen Zweifel zu lassen. Das Volk war unterthänig und wurde von Taipa, der die Reise mitgemacht hatte, ganz so angeredet, wie es im Auftrage polynesischer Fürsten zu geschehen pflegt, indem Finu die Hauptteile der Rede diktierte, welche sich hauptsächlich

auf die Empfehlung der Fremden bezog. Die Ehrfurcht aller Eingebornen ließ nichts zu wünschen übrig. Erst als auf dem Wege nach Tongatabu der eigentliche König an Bord kam, gestanden die Eingebornen, daß Finu nur ein Unterhäuptling sei, der dadurch einige Macht besitze, daß der König ihn häufig in amtlichen Sendungen nach den andern Inseln schicke. Finu legte denn auch ohne Zögern, aber auch ohne Entschuldigung in seiner Gegenwart die angenommene Würde ab. Es schien ihn gar nicht zu drücken, vor dem Könige in der Masse ehrfurchtsvoll zu sitzen, und in Tongatabu angekommen, lebte er mit den Europäern, als ob nichts geschehen wäre.

Die Polynesier zeigten sich gegenüber den Anforderungen eines Wirtschaftslebens im europäischen Stile nicht verschlossen. Sind die Zuckerpflanzungen, die den Hauptreichtum Hawais bilden, auch heute vorwiegend in den Händen von Weißen oder Mischlingen, so hat doch an der Förderung des Zuckerrohranbaues Kamehameha III. ein wesentliches Verdienst; denn er forderte Einheimische zur Bildung von Gesellschaften zu diesem Zwecke auf, die im Anfange auch recht wohl gediehen. Die ersten Christen in Maui leisteten Wunderbares im Baue einer 30 m langen und 15 m breiten Kirche, zu der sie Steine, Kalk und Sand auf dem Rücken, Holz mit den Händen herbeischleppten. Zweimal brach der Dachstuhl zusammen, zum drittenmal bauten sie denselben unverdrossen wieder auf. Es darf nicht irre machen, wenn die Unternehmungen der Polynesier nicht sogleich einen großartigen, weit ausschauenden Charakter annahmen, und wenn gerade sehr häufig die tüchtigen, arbeitsamen, fortschreitenden Männer der eingebornen Rasse Polynesiens von den Europäern als geizig und hart verschrieen wurden. Allerdings bezeichnet auch Wilkes den Egoismus als einen hervortretenden Zug gerade im Charakter der Hawaier, von denen er fand, daß sie weder gegen Fremde noch unter sich so hilfsbereit und zuvorkommend waren wie Samoaner oder Tahitier; aber überall wird sich der wirtschaftliche Sinn in seinen Anfängen auf ähnliche Weise äußern. Sehr belehrend ist in dieser Beziehung gewiß auch der tiefgehende Unterschied zwischen den verwöhnten, fetten, trägen, hellern Bewohnern des fruchtbaren Tahiti und den fleißigern, geschickten, nüchternen, muskulösen Bewohnern der ärmern Tonga-Inseln. Und ist es nicht bezeichnend, daß die Tonganer von der Adelsherrschaft und Ständegliederung Tahitis verschont geblieben waren?

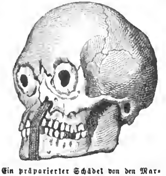
Für die Beurteilung der Zügellosigkeit der Polynesier im Verkehre der Geschlechter hat Georg Forster den richtigen Standpunkt bestimmt, indem er sagte: „Wenn man bedenkt, daß ein großer Teil dessen, was nach unsern Gebräuchen tadelnswert zu nennen wäre, hier wegen der Einfalt, der Erziehung und Tracht wirklich für unschuldig gelten kann, so sind die tahitischen Buhlerinnen im Grunde minder frech und ausschweifend als die gesitteten Dirnen in Europa". In der That, es entfließt ein großer Teil der Ausschreitungen auf diesem Gebiete, von welchen wir übrigens mit Wilkes glauben, daß sie von den frühern immer nur die Oberflächenschicht der Bevölkerung kennen lernenden Besuchern übertrieben dargestellt worden seien, dem gesamten Kulturstande dieser Völker. Leichtsinn und Müßiggang haben die geschlechtliche Zügellosigkeit stellenweise in den obern Schichten ins Unglaubliche ausarten lassen, wie dies besonders in Tahiti und auf den Gesellschaftsinseln der Fall gewesen zu sein scheint; aber wir haben aus Neuseeland, Samoa und besonders Tonga, wo das Weib eine hervorragende Stellung einnahm, auch bessere Beispiele zu berichten. Die Missionare haben gerade die Neigung der Eingebornen zu diesen Lastern nicht unüberwindlich gefunden.

Zwei Gebräuche, die bei Polynesiern allgemein, wenn auch in verschiedenem Grade, geübt wurden, illustrieren nicht nur den Stand ihrer Sittlichkeit, sondern haben ohne Zweifel auch tiefgehende Einwirkungen auf denselben geübt. Menschenopfer in Verbindung mit Menschenfresserei und Kindesmord sind entstellende und zugleich sehr bezeichnende

Male in der geistigen Physiognomie dieser Völker. Menschenopfer wurden vor der europäischen Zeit in Polynesien allgemein gebracht, und Menschenfresserei wurde in ausgedehntem Maße geübt. Beweis ihrer tiefen Einwurzelung ist ihre Verbindung mit den beiden größten Thätigkeitsrichtungen des polynesischen Geistes: der Religion und dem Kriege. Zunächst schlossen sich Menschenopfer an die Totenfeste an. In Hawai wurden beim Tode der Vornehmsten einige Menschen aus dem Volke getötet und mit begraben, dasselbe geschah in Neufeeland mit einigen Sklaven des Gestorbenen. In Neufeeland fand sich auch der Gebrauch, daß die geachtetste Frau des Toten sich selbst tötete, und dasselbe kam früher in Tonga beim Tode des Königs vor; ein Gebrauch, der auf diesen Inseln von seiten der Frau eher wie ein freiwilliger Akt als wie ein Beweis ihrer Liebe und Achtung für den gestorbenen Gatten erscheint. Bei gewissen heiligen Handlungen forderte der Priester Menschenopfer. So wurden in die Fundamente von Tempeln Menschen oder Teile von Menschen, z. B. das für besonders gottgefällig gehaltene Auge, eingegraben. Auch beim Baue von Kriegsbooten wurden diese Opfer für unbedingt nötig erachtet. Sollte Großes erfleht werden, so wurde ein Menschenopfer für das beste Mittel gehalten, um sich den Willen des Gottes geneigt zu machen, und zwar waren es der Götter, denen Menschen geopfert wurden, verschiedene, hauptsächlich Tangaroa und Oro, welchen beiden man zu gefallen suchte, indem man in Oros Tempel tötete und dann das Opfer in Tangaroas Tempel niederlegte. Der letztere war Kriegsgott, und wie überall ging die größte Zahl der Menschenopfer aus den Kriegsgefangenen hervor und aus den Sklaven, welche großenteils ursprünglich Kriegsgefangene gewesen waren. Als Cook auf Raiatea einen Priester nach Menschenopfern frug, antwortete ihm dieser, nur böse Menschen würden geopfert, die man außerdem vorher zu Tode prügele. Omai erzählte dagegen Forster, daß die Wahl des zu Opfernden ganz von dem Priester abhänge, der nach einigem Verweilen im Tempel vor das Volk trete und den bezeichne, welchen die Gottheit zum Opfer sich erwählt habe. Es ist nicht streng zu nehmen, wenn auch von den Markefas berichtet wird, daß nur Feinde Gegenstand menschenfresserischer Mahle gewesen seien. Genauer ist aber später berichtet, daß der König auf Tahiti bestimmten Beamten durch Übersendung eines Steines den Wunsch der Priester nach einem Opfer kundgab. Dieser Schicksalsstein hatte die gleiche Bedeutung in Hawai, wo die Beamten dann heimlich ein von den Häuptlingen vorbestimmtes Opfer überfielen. Die Maori sammelten nach der Schlacht die Leichen der Feinde, schnitten Skalp und rechtes Ohr für die Götter ab und gruben Kochlöcher in zwei Reihen, in deren einem nur für die Götter gekocht ward. War das Mahl gar, so pflegte der Häuptling den Anfang mit der Verspeisung zu machen, indem er das ungekochte Hirn und die Augen eines der Gefallenen verschlang. Dann folgten die Söhne oder nächsten Verwandten des Häuptlinges, und nach ihnen stürzte sich die ganze Gesellschaft auf das grausige Mahl, wobei die ganze Leiche mit Ausnahme der Eingeweide, des Magens, der Lungen und einiger andrer Teile verspeist wurde. Dabei war Völlerei die Regel, so daß Todesfälle als Folgen solcher Gelage nicht selten vorgekommen sein sollen. Das nicht Verzehrte wurde in Körbe gepackt und zu benachbarten Stämmen gesandt, welche dadurch, daß sie das Geschenk annahmen und ihrerseits verzehrten, sich als Freunde der Sieger und Feinde der Geschlagenen zu erkennen gaben.

Die Gebräuche, welche an die Häupter der Gefallenen sich knüpften, hängen mit dem Kannibalismus einigermaßen zusammen. Der heimkehrende Trupp trug nämlich die Häupter seiner erschlagenen Häuptlinge wie Heiligtümer mit allen Ehren, während an Speeren aufgespießt und verspottet die Köpfe der Feinde gebracht wurden. Für jeden, der gefallen war, mußte einer seiner Sklaven das Leben hingeben. Nun wurden die Köpfe der Feinde auf die Pfähle des Dorfzaunes gesteckt, um verspottet zu werden: „Wie", rief da einer seiner rumpflosen Trophäe zu, „du wolltest fliehen? Aber mein Meri überholte dich, und als du

gekocht warst, da wurdest du eine gute Speise für meinen Mund. Und wo ist dein Vater? Gekocht! Und dein Bruder? Gefressen! Und dein Weib? Hier sitzt sie, ein Weib für mich! Und deine Kinder? Da kommen sie mit beladenen Rücken, um als meine Sklaven mir Speise zu bringen." Dann folgte die Zeremonie der Entfernung des Tabu von der siegreichen Horde, wobei Skalplocken an Rohrstäbe befestigt wurden, mit welchen die Krieger unter Gesang des Priesters einen Tanz ausführten. Und endlich folgte die langwierige Arbeit der Mumifizierung der Häuptlingsköpfe, die durch Kochen, Räuchern und Trocknen an der Luft nach Herausnahme des Gehirnes, der Zunge und der Augen derart bewerkstelligt wurde, daß die Tättowierung und die Haare vollkommen erhalten blieben und selbst die Form der Gesichtszüge öfters noch kenntlich war. Einige Stämme in der Nähe des Ostkaps sollen sogar ganze Körper mumifiziert haben, indem sie alle Eingeweide herausnahmen, den hohlen Rumpf mit trocknen Farnkräutern füllten und dann den Leichnam auf hohem Gestelle der Wirkung der Winde und der Sonnenstrahlen aussetzten, wogegen noch andre Stämme nur den knöchernen Schädel präparierten (s. nebenstehende Abbildung).



Ein präparierter Schädel von den Marquesas-Inseln (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig).

Dieses also ist der Komplex jener Sitten, welche den Kannibalismus ausmachten oder mit ihm zusammenhingen. Hören wir nun auch, ehe wir weiter schließen, wie die Maori selbst seine Entstehung ansahen. Die Waikato erzählten eine Geschichte von zwei Schwägern, welche zum Fischen ausgingen: Tuhetia und Tahinga fanden, als sie vom Fischfange heimkehren wollten, daß sie den Ankerstein nicht zu heben vermochten, worauf Tuhetia untertauchte, um eine Muschel zum Durchschneiden des Ankertaues zu suchen. Tahinga aber, der eine scharfe Muschel verborgen hatte, schnitt eiligst das Tau durch und ruderte davon, seinen Gefährten sicherm Tode überlassend. Als aber des so grausam ertränkten Mannes Sohn selbst zum Manne erwachsen war, bekriegte er den Sohn dessen, der seinen Vater ermordet hatte, tötete und verzehrte ihn, und daraus entstanden weitere Feindschaften, die ebenso endeten. Eine andre Waikato-Geschichte lautet folgendermaßen: Ein Walfisch strandete, der den Geist des Gott gewordenen Tutunui umschloß. Obgleich also dieses Tier heilig war, aß dennoch ein gewisser Kae ein Stück von demselben, was so viel war, als wenn er von Tutunuis Körper gegessen hätte. Da töteten und verzehrten Tutunuis Nachkommen aus Rache Kae. Kaes Freunde aber aßen zur Vergeltung einen von Tutunuis Nachkommen. So fing die Menschenfresserei an, und aus diesem Anfange ging sie weiter. Es gibt noch andre Erzählungen über diesen Gegenstand, aber sicher ist doch, daß die Menschenfresserei hier stets an Rache und Krieg gebunden gewesen ist, und die Kriege der Maori sind immer Rachekriege gewesen. Dieser Zug verdient Hervorhebung, er kennzeichnet das kriegerische Wesen der Maori und unterscheidet ihre Menschenfresserei von derjenigen, welche entweder einen alltäglichern, gewöhnlichern oder aber einen entschieden religiösen Charakter angenommen hat.

Wenn Überlieferungen, welche in bemerkenswerter Weise übereinstimmen, erzählen, daß in den ersten Geschlechtern der Einwanderer die Anthropophagie nicht geübt worden sei, so kann man daran denken, daß dieselbe in die Gruppe jener Erscheinungen gehöre, welche einem Rückgange des gesamten öffentlichen Lebens dieser Völker infolge von innern Zwisten entsprechen, daß sie eine Art von faustrechtlicher Erscheinung sei. Dieses Auftauchen und Verschwinden der grausigen Sitte, das wir auch in Tonga wahrnehmen, beweist,

daß immer ein günstiger Boden für dieselbe übrigblieb, und daß es nur von Umständen abhing, ob sie in größerm oder geringerm Maße geübt oder aber unterdrückt wurde. Zu demselben Schlusse läßt auch die Betrachtung ihrer geographischen Verbreitung kommen, denn als unzweifelhafte Stätten der Menschenfresserei in großer, öffentlicher Weise sind so weit auseinander liegende Punkte wie Neuseeland, die Markesas, die Palliserinseln und die Paumotu zu bezeichnen. Zweifellos frei davon waren in der Zeit der häufigern Besuche der Europäer am Ende des vorigen Jahrhunderts die Gruppen von Hawai, Tonga, Tahiti und die Gesellschaftsinseln. Aber durch ganz Polynesien lebten die Reste der einst weitern Verbreitung der Menschenfresserei in Dingen und Sagen.

Wenn wir hören, daß auf den Markesas den menschenfresserischen Festmahlen das Abschneiden der Haare der Opfer vorherging, aus denen man Arm- und Halsringe von magischer Wirkung fertigte, so gewinnt der häufige Gebrauch der Menschenhaare zu derartigen Dingen, zu Speer- und Helmzierden, dann menschlicher Knochen, der Hirnschalen als Trinkgefäße ꝛc. ebenfalls eine kannibalische Bedeutung; und nicht minder die Sitte, das Auge eines geopferten Menschen in das zum Salben des Königs auf Hawai bestimmte Öl zu legen. Knochen starker Menschen galten als Talisman und wurden mit Eifer auf den Schlachtfeldern gesucht. Die Angeln der Neuseeländer waren (nach Forster) mit einem ausgezackten Stücke Menschenknochen versehen; außerdem besitzen die Neuseeländer Halsbänder aus Menschenzähnen, und in Hawai galt ein Knochen, an einer Schnur aus Menschenhaaren um den Hals getragen, als hohe Auszeichnung.

Als die Europäer nach Polynesien kamen, war die Menschenfresserei teilweise schon im Verschwinden. Sie war in Drohungen: „Ich fresse dich" und dergleichen, erhalten; doch sollen 1845 in Samoa noch Leute gelebt haben, welche Menschenfleisch verzehrt hatten, und in Fällen großen Hasses soll Menschenfleisch sogar damals noch verzehrt worden sein. Entsprechend war die Lage auf Tonga, wo zu Mariners Zeit durch Ansteckung von Fidschi her die Menschenfresserei neuen Boden gewonnen zu haben scheint. Auf Hawai muß sie längst überwunden gewesen sein, denn schon in Cooks dritter Reise heißt es (nach Cooks Ermordung): „Als wir geradezu fragten, ob sie nichts von Cooks Fleische gegessen hätten, bezeigten sie sogleich einen eben so lebhaften Abscheu bei diesem Gedanken, wie ihn nur ein Europäer hätte fühlen können, und erkundigten sich treuherzig, ob das unsre Sitte sei". Aber es gab daselbst noch Sagen von Häuptlingen, welche Öfen für Menschenbraten bauten, und bei den Bewohnern der Hervey-Inseln, die keine Vorstellung von Menschenfresserei zu haben schienen, deuteten Becher aus menschlichen Hirnschalen darauf hin, daß einst andre Gewohnheiten geherrscht hatten.

Der Gedanke des Seelen-Essens der Götter ist ein durch alle polynesische Mythologie durchgehender; Gott Terongo auf Aitulaki hieß geradezu Menschenfresser, Kaitangata. Tangaroa fischte die Seelen mit dem Netze oder fing sie mit der Schlinge und verzehrte sie, und die Seelen plötzlich Gestorbener waren vom Gotte gefressen. Es geht wohl aus diesem Mythus die Sage hervor, daß in gewissen Bezirken Hawaiis die Eingebornen Menschen mit Schlingen gefangen und gefressen hätten. Wie leicht mochte sich diese Auffassung zum Seelen- und Körperessen erweitern? Damit war das Menschenopfer und in weiterm Verfolge bei der Undeutlichkeit der Grenze zwischen Menschlichem und Göttlichem die Menschenfresserei mit göttlicher Berechtigung ausgestattet.

Kindesmord war im vorchristlichen Polynesien eine der anerkanntesten Institutionen, die auf bestimmten Gebräuchen beruhte. Die Sprache hatte eigne Ausdrücke geschaffen für das Lebendigbegraben, für das Erstechen mit einem Bambussplitter und für das Erwürgen. Auf Tahiti sollen zwei Drittel aller Kinder getötet worden sein; einzelne Mütter hatten deren zehn getötet. Der einzige Lichtschimmer in der ganzen Nacht dieses Verbrechens war

das streng befolgte Gesetz, daß, wenn ein Kind einmal eine kurze Spanne Zeit, vielleicht auch nur zehn Minuten oder eine halbe Stunde, gelebt hatte, es dem Tode entronnen war. Auch kennen wir glücklicherweise Fälle genug, in denen das natürliche Gefühl der Mutter den Sieg über die Konvenienz davontrug und im Streite mit dem Vater oder den Verwandten, welche den Tod forderten, das Leben ihres Kindes rettete. So wie auf den Gesellschaftsinseln der Stand der Edlen oder Erri überhaupt keine Kinder haben durfte, so mußten überall in Polynesien die aus Verbindungen der Edlen mit Weibern der tiefern Schichten hervorgegangenen Kinder getötet werden. Missionar Williams behauptet sogar gefunden zu haben, daß mit jedem Morde einer Frucht solcher Verbindung die betreffende Mutter höher im Range gestiegen sei, bis sie zuletzt eine der Anzahl ihrer Kindesmorde entsprechende Ranghöhe erreichte, welche ihr gestattete, von nun an ihre Kinder leben zu lassen. Die Not trug nur in wenigen Gegenden dieses teilweise mit überreicher Fruchtbarkeit gesegneten Gebietes zum Kindesmord bei, aber die Trägheit ließ selbst in Tahiti eine Familie von 3 bis 4 Kindern als eine schwere Last erscheinen, und oft führten die Eingebornen bei der Verteidigung des Kindesmordes Malthussche Prinzipien an. Die Unlust, mehr Mädchen als notwendig zu erzeugen, trug ebenfalls zum Kindesmorde bei, und da Krieg, Gottesdienst, Fischfang und Schiffahrt als diejenigen Thätigkeiten betrachtet wurden, für die es sich lohne, Kinder heranzuziehen, die Mädchen aber dafür ungeeignet waren, wurden sie getötet. So war denn das Mißverhältnis der Geschlechter ein so großes, daß oft 4—5 Männer auf ein Weib kamen.

*

In den Polynesiern haben wir kein stabiles, um einen Fleck sich drehendes Volk vor uns, sondern wir erblicken bei dem ersten Lichtstrahle, der mit der Erschließung des zentralen pazifischen Gebietes in ihr Leben fällt, eine starke Bewegung, nicht bloß, wie es auch anderswo zu finden, im Kampfe der Völker und Stämme, sondern eine Bewegung von kulturgeschichtlichem Gehalte. Wenn auch die Annahme einiger Missionare, daß in der eignen Religion der Polynesier sich eine auf monotheistische Läuterung gerichtete Entwickelung schon vor den christlichen Einflüssen angebahnt habe, zu weit zu gehen scheint, so ist es doch unleugbar, daß eine mächtige götterschaffende Triebkraft in der Religion der Polynesier zu erkennen ist. Etwas mehr Raum, etwas mehr Stabilität, und wir würden in Polynesien eine den indischen und hinterindischen Mythologien nicht nachstehende Religionsentwickelung gefunden haben. Die Polynesier standen und stehen sittlich nicht hoch, und doch liegt ein gutes Stück spontaner Entwickelung in der Selbsterziehung, in der Abwendung von der Menschenfresserei und in der Verminderung der Menschenopfer vor. Dies ist ein Fortschritt zur Menschlichkeit, den nicht alle Beurteiler voll gewürdigt haben. Überhaupt haben die Polynesier eine Erziehungsfähigkeit gezeigt wie selten ein sogenanntes Naturvolk. Wir reden hier nicht von der Schnelligkeit ihrer Nachahmung europäischer Trachten und Sitten, sondern wir denken vielmehr an so manchen bedeutenden Zug, der die Fähigkeit eigner Bewältigung wichtiger Aufgaben, wenn auch mit Hilfe der Lehren höherer Kultur, nachweist. Die Mission konnte nirgends so früh wie hier zur Aussendung eingeborner Lehrer übergehen, so daß ein großer Teil der Christianisierung Polynesiens von Eingebornen bewirkt wurde, die ihre Jugend noch im Heidentume verbracht hatten. Aber auch die Schnelligkeit, mit der sie sich ausbreitete, ist fast beispiellos. Schon vor Jahren fanden sich auf ganzen Gruppen, wie Tonga, Samoa, Hervey, in allen Dörfern Kirchen und Schulen mit Geistlichen und Lehrern, die zum allergrößten Teile Eingeborne sind. Dabei sind die Eingebornengemeinden schon früh selbständig geworden. Die Londoner Missionsgesellschaft, von welcher die Christianisierung der Samoaner ausgegangen und durchgeführt ist, braucht schon seit Jahren für dieselben keinerlei Geldunterstützung mehr zu senden, da die Bewohner ihre

kirchlichen Bedürfnisse aus eignen Mitteln bestreiten und sogar schon für Missionszwecke auf andern Gebieten namhafte Beisteuern entrichten. „Das religiöse und kirchliche Leben", schrieb Pfarrer Wesenberg 1878 aus Samoa, „muß als sehr blühend bezeichnet werden. Hier wie auf Tahiti, Hawai ꝛc. machen nur die am meisten von Europäern heimgesuchten Orte, wie Honolulu, Apia, Papeti, eine Ausnahme. Zu den bemerkenswertesten Erscheinungen gehören aber die selbständigen Ableger des Christentumes, welche hier Wurzel gefaßt haben. So begründete der eingeborne Savaier Siovedi oder Siovili in Siufinga auf Upolu die Gimbletreligion, in welcher er, mit Gott redend und Wunder wirkend, bei Krankheiten die Sünden gegenseitig beichten ließ. Seinen Gottesdienst machten Gewehrschüsse besonders eindrucksvoll. Ebenfalls in Samoa führte ein vom Walfischfange zurückgekehrter Eingeborner, der den Gott des Himmels anrufen lehrte, mit sich eine alte Frau, die hinter einem Vorhange her Krankheiten durch Berührung heilte, da ihr Jesus Christus (Sisu Alaisah) innewohnte."

Ein philosophierendes Element tritt mit erstaunlicher Fruchtbarkeit in allen Abwandlungen der polynesischen Mythologie hervor. Nirgends bestätigt es sich mehr, daß die Mythologie auf dieser Stufe die Wissenschaft in sich einschließt, als hier, und sie wird oft wissenschaftsähnlich abstrakt, ohne freilich auf der Basis, von der sie ausgeht, selbst Wissenschaft zu werden. Es ist sehr abstrakt, wenn auf den Gesellschaftsinseln dem Hervorgehen Rus aus der Seite der Mutter Papa sogleich die Schöpfung geistiger Kräfte folgt, nach der dann erst die Schöpfung der materiellen Welt durch Vermählung Tangaroas mit den verschiedenen Naturkräften stattfindet. Es macht den Eindruck embryonaler Naturwissenschaft, wenn Tangaroa, der hier wohl als Gott des Chaos gedacht wird, mit Ohino tua tai (Göttin des Außen) Wolken und Regen, mit Ohina tua uta (Göttin des Innen) die Keime der Bewegung, mit Ohina tua nia (die Luft) den Regenbogen, das Licht, den Mond, mit Ohina tua raro (im Erdmittelpunkte) das vulkanische Feuer zeugt. Dieser Gedankenbau macht allerdings den Eindruck, das Erzeugnis eines einzelnen denkenden Geistes zu sein, das seiner Natur nach nicht zu weiter Verbreitung geeignet war. Die allgemeine polynesische Mythologie bequemte sich daher auch nicht zur Auseinanderlegung ihres einfachen Schöpfungsgedankens, der die Welt aus der Umarmung Tangaroas mit der Erde hervorgehen läßt, in diese abstrakten Begriffe.

Aus den großen einfachen Bildern des Meeres, der Inseln, der als feste Insel gedachten oder im Meere schwimmenden Erde (die Weltvorstellung der Tonganer nimmt eine flache, plötzlich endigende Erdscheibe an, über welche als Gewölbe der Himmel sich spannt), der Halbkugel des Firmamentes, die überall dem Meere aufruht, von ihrem Hinausgewiesensein aufs Meer, ihrem Bedürfnisse der Orientierung durch Sonne, Mond und Sterne schöpften die Polynesier vor allem die Anregung zur schärfern Beobachtung der Himmelserscheinungen und zur Schaffung kosmogonischer Vorstellungen, welche in ihrem Geiste eine große Stelle einnehmen. Man möchte sagen, der große Raum, den im tier- und jagdreichen Afrika der Tierglaube einnimmt, wird hier von dem Sagen- und Glaubenskreise der Sonne, des Mondes, der Sterne und der Erde ausgefüllt. Wenn trotzdem ihre Weltvorstellung Lücken und Unebenheiten aufweist, welche zeigen, daß mehr die Phantasie als der Verstand an ihrer Schaffung beteiligt gewesen ist, so liegt doch eine Masse von Beobachtungen zu Grunde, und es stecken mehr Kenntnisse in ihrer Wirrnis, als es scheinen mag. Nehmen wir beispielsweise das Weltbild der Maori. Die Erde steht so fest, weil sie auf vier Säulen ruht, die an einem nur in den Mysterien genannten Orte der Schöpfer Kaihanga, nach andern aber nach der Trennung von Himmel und Erde die vier Kinder Quaimokos, aufstellte. Jede der vier Säulen hat ihren eignen Namen: rauh, wackelig, haltend, stoßend. Da nun Erdbeben in Neuseeland und auch in andern Gebieten Polynesiens nicht selten sind, hat sich ein hiervon abweichender Mythus ausgebildet, der die Erde auf dem Gotte Ruaimoko ruhen und,

wenn dieser sich im Schlafe umdreht, ein Erdbeben entstehen läßt. Wenn die Erde erzittert, bittet man Ruaimoko, das Land festzuhalten, damit es nicht ins Meer treibe. Den Mond denkt man sich weiblich. Wenn er auch jeden Monat stirbt, so wohnt ihm doch die Fähigkeit der Erneuerung (ka mate kaora, stirbt und lebt) inne. Es ist aber einer der merkwürdigsten Fälle von vollberechtigtem wissenschaftlichen Schließen, das nur nicht zum Ziele kommt, weil es die rechte Aufeinanderfolge der Thatsachen verkennt, welche hier Ursache und Wirkung bilden, wenn der Mond als aus dem Wasser geschaffen betrachtet wird, weil er in seiner wechselnden Größe mit der Größe und Kleinheit der Flut zusammenfalle. Eine andre Sage, an die australische Sage und die buschmännische von der Entstehung des Mondes aus einer zum Himmel hinaufgeschleuderten roten Schuhsohle erinnernd, sieht im Monde den von dem feuerstehlenden Weibe an das Firmament hinaufgeschleuderten Feuerrest. Den Mond verfinstert Mauis, jenes Heroen Hand, der Neuseeland als Fisch aus dem Wasser gezogen. Oder aber, da Mond, Sonne und Erde durch ihre Schöpfung innig zusammenhängen, verfinstert jene beiden, vorauswirkend, das Unheil, das die Erde betreffen wird. Und darum sind die Finsternisse von übler Vorbedeutung. Der Mann im Monde ist Rona, der nächtlich wandelnd strauchelte und vom Monde mit dem abgerissenen Zweige des Baumes, an dem er sich halten wollte, hinaufgenommen ward. So wie die Sonne auch des Nachts „zur Höhle gehend" scheint, so scheint der Mond in Reinga bei Tage. Einige sagen, die Sonne gehe nachts „durch die Erde hindurch". Wie die Sonne, verjüngt auch der Mond sich in einer Quelle des Lebenswassers, welche Tanemahuta beiden erschließt.

Während Mond und Sterne in einem der Erde nähern Himmel sich finden, dem dritten, scheint die Sonne erst aus dem fünften, da sie alles verbrennen würde, wenn sie näher stünde. Sonne und Mond wohnten einst beisammen und zeugten das feste Land der Erde. Und während die Sonne einerseits durch Maui an den Mond befestigt wurde, ist sie anderseits durch ihre Strahlen an die Erde gebunden. Diesem doppelten Zusammenbinden entspringt jene vorhin erwähnte Wirkung der Finsternisse auf die Erde. So genau wird die Sonne beobachtet, daß die Maori ein eignes Wort haben für den Schimmerglanz der Sonne über dem Wasser nach dem Niedersinken; sie nennen ihn Rehu, d. h. soviel wie „Reiben des Feuers".

Die Sterne sind von den Vorfahren des heutigen Polynesiergeschlechtes geschaffen, deren Namen in den Mysterien der Priester bewahrt werden. Eine andre Sage läßt sie geschaffen sein, um dem Tawhiri-Matea zu helfen und zu leuchten, als dieser seine aufständischen Brüder zu bekämpfen in den Himmel stieg. Sie sind als Volk des Himmels in zwei Gruppen geteilt, zwischen denen die Milchstraße, der „große Hai", die Grenze bildet, und durch die Sternschnuppen senden sie Botschaften an ihre einstigen Erschaffer. Unter den Konstellationen erfreuen sich die Plejaden als „Bugspriet des Kahnes" und Orion mit dem Südkreuze und den Nachbarsternen als „Kahn des Tamareteti" besonderer Beachtung. Schon ihre Namen zeigen ihre Beziehung zur Schiffahrt an, deren Führer sie vor allen andern sind. Im Regenbogen sieht man den Pfeilbogen oder die flimmernde Sehne, und daher vielleicht rührt seine auf Krieg gehende Vorbedeutung; aber weitergreifend deutet man ihn als die Leiter, auf welcher Häuptlingsseelen in den Himmel steigen.

Die häufigen Wanderungen der Polynesier von Insel zu Insel, ihr Verkehr in Frieden und Krieg schufen mit der Zeit eine gewisse Summe von Kenntnissen über die Welt, in der sie lebten, und ebenso auch über die außerirdische, soweit sie derselben, d. h. der Gestirne, zu ihren Wanderungen benötigt waren. Man kann aber von eigentlich geographischen Kenntnissen darum doch kaum sprechen. Der begabte Tupaia hatte dem Kapitän Cook auf dessen erster Reise eine Art von Karte gezeichnet, auf welcher zahlreiche Inseln Polynesiens verzeichnet waren. Die Namen nun, die er gegeben, fand man ziemlich richtig, nicht aber

1

2





1. Ein Stab als Geschichtstafel des Stammes Ngati Ranli auf Neuseeland (Britisches Museum, London). 1/5 wirkl. Größe. — 2. Eine Trommel mit Schnitzwerk, von den Freundschafts-Inseln (Christy Collection, London). 1/4 wirkl. Größe. Vgl Text, S. 131, 132 u. 134.

Lage und Größe. G. Forster hält es sogar für wahrscheinlich, daß dieser polynesische Kartograph, „um sich das Ansehen einer größern Einsicht und Wissenschaft zu geben, diese Karte der Südsee bloß aus der Phantasie entworfen und vielleicht manche Namen erdichtet habe, denn er hatte deren mehr als 50 angezeigt". Sicher ist, daß die meisten von diesen Inseln in der Lage, wo Tupaia sie angegeben, auch nicht annähernd gefunden wurden und manche überhaupt nicht zu deuten waren. Einsichtige Leute hatten ziemlich gute Kenntnisse von ihren Nachbarinseln in engerm Umkreise, sie unterschieden flache (Korallen-) und hohe (Vulkan-) Inseln, wußten, ob sie dauernd oder zeitweilig bewohnt oder unbewohnt seien. Der Bruder des Häuptlinges von Naraka zeichnete z. B. für Wilkes alle Inseln der Paumotu, die er kannte, mit Kreide richtig auf das Verdeck und nannte ihm drei Inseln, die dann später in der That entdeckt wurden. Doch handelt es sich hier freilich um keinen weiten Wissenskreis.

Das Wissen der Polynesier ruht hauptsächlich in der Festigkeit des Fadens der Überlieferung, da ihre gesamten Lebensverhältnisse wenig im stande waren, ihnen die Neuschaffung von geistigem Besitze zu erleichtern. Daher wurde auf die Bewahrung des Überlieferten großes Gewicht gelegt, und deshalb bestand eine der ersten Aufgaben desjenigen Teiles der Bevölkerung, dem die Verwaltung der geistigen Schätze anvertraut war, im Lernen und Bewahren dessen, was ihnen überliefert war. Sollte man ihr Wissen gliedern, so würden hauptsächlich Mythologie, geschichtliche Überlieferung und Sternkunde zu nennen sein. Dies zusammen lehrten in Tahiti die Tata o'Nero, in Neuseeland die Tohunga &c. Ein wenig Heilkunde vervollständigte diese Wissenschaft. Ein Teil dieses Schatzes wurde geheim gehalten, und darum weihten in Neuseeland die Priester im Whare Whananga die

geeigneten Knaben in ihre Geheimwissenschaft ein, nachdem sie dieselben, unter dem Verschlucken der Toitoinwurzel, auf ihre Fähigkeit, Geheimnisse zu bewahren, geprüft hatten. Die Whakapapa oder Genealogien wurden den Knaben nachts gelehrt. An dem Geschichtsholze fanden sie die bedeutenden Namen mit besondern Verzierungen in den Einkerbungen ausgezeichnet (s. Abbildung 1, S. 130), und wenn sie zu Tohunga oder Priestern geworden waren, erkannten sie sich an geheimen Worten. Auf Hawai wurde die Geheimhaltung mimisch dadurch ausgedrückt, daß die Arme kreuzweise auf dem Rücken gehalten wurden. Zu den Mitteln der Geheimhaltung gehörten ferner die sonderbaren Geheimschriften, welche gelegentlich auch weltlichen Zwecken dienstbar gemacht wurden. Die traditionellen Gesänge, die bei Festlichkeiten zu Reinigungen recitiert wurden, standen unter der Hut der Priester



Polynesische Musikinstrumente und Geräte (Christy Collection, London). 1/5 wirkl. Größe. Vgl Text, S. 134.

oder Weihesänger. Neben der heiligen gab es eine profane Tradition, deren Träger seltsamerweise sogar in die untersten Schichten der Gesellschaft eingereiht wurden, ähnlich wie bei uns einst die fahrenden Sänger. Dieser Tradition waren vor allem die geschichtlichen Erinnerungen, die Heldengesänge und die zu Ammenmärchen gewordenen Mythen anvertraut. Es fanden sich auf den Markesas neben den Tahuna oder Priestern für Bewahrung der Traditionen die Hoki oder Kaioa, gleich den Skalden am Hofe der Fürsten in Hawai, als Seher und Sänger; auf den Gesellschafts-Inseln bewahrten die Taata paari, die Weisen, die Legende, die Pehe aber besangen die Metamorphosen der Götter in Menschen und Tiere. In den Ammenliedern wurden selbst den Kindern die Thaten der alten Helden wiederholt.

Unter den Priestern hatte sich eine Art von Heilkunde entwickelt, deren wenige gesunde Grundsätze jedoch unter dem Hokuspokus der Zauberei, des übersinnlichen Verkehres erstickten. Die Vorstellungen vom Baue des Körpers sind mangelhaft trotz der Vivisektionen, welche die Greuel der Menschenopfer mit sich brachten. Der Tahitier verlegt den Sitz des Lebens

und zugleich des Gemütes in den Bauch und bezeichnet, was wir durch Herz ausdrücken, durch Eingeweide oder Unterleib. Dagegen gilt auch hier der Kopf als der Sitz des menschlichen Geistes und Denkvermögens, er erhält deshalb vorzüglich in Neuseeland eine ganz besondere Verehrung, die sich bis auf das Tabuieren der Haare erstreckt. Unter den rationellen Behandlungsweisen der Kranken nahm das Kneten die erste Stelle ein. In Hawai wandte man Kneten gegen alle Arten von Übeln, vorzüglich aber rheumatische, an, und die Häuptlinge ließen sich kunstgerecht von zwei hierin geübten Personen gleichzeitig bearbeiten.



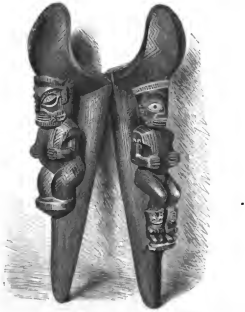
Bambus-Flöten von Hawai (Britisches Museum, London). 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 134.

Die polynesische Sprache besitzt **Zahlwörter**, welche die Nennung von Zahlen bis in die Hunderttausende gestatten. Die Zahl 400,000 = Lehu, Asche, scheint als obere Grenze der Zählmöglichkeit gegolten zu haben. Zahlen höher als 400,000 hießen in Hawai Nalowale, d. h. aus dem Gesichtskreise hinaus, vergessen oder verloren. In der Regel sind 5 und 10 die natürlichen Abschnitte auch des polynesischen Zahlensystemes. Aber Tou-Ja, d. h. „Rechnung 4", bildet als 40 eine besondere Einheit auf den Markesas wie auf Hawai. Zur Erleichterung des Zählens gebrauchte man in Hawai das in Peru zu so hoher Ausbildung gelangte System, in Schnüre Knoten zu binden, während die Tahitier zum Zählen Streifen von Kokosblättern in Bündel banden und die Neuseeländer Kerbstäbe vorzüglich zur Markierung geschichtlicher Ereignisse benutzten (s. Abbildung 1, S. 130).

Die **Zeitrechnung** richtet sich nach Mondmonaten, deren es in Tahiti 14 mit folgenden Namen gibt: Pororo Mua, Pororo Muri, Mureha, Uhi Eya, Whirre Aumma, Taowa, Whirre Erre Erre, Tearre, Otetai, Narehu, Wahau, Pipirri, Eununu, Umannu. Die Vermutung scheint begründet, daß hierunter sich einige Schaltmonate befinden, die nur gelegentlich eingefügt werden, und schon G. **Forster** hat wegen ihrer Namen den zweiten und siebenten als solche bezeichnet. Um so mehr muß die Übereinstimmung mit den von dem Sonnenlaufe abhängenden Jahreszeiten innegehalten werden, als die Monatsnamen in vielen Fällen auf Ackerbau und Erscheinungen des Pflanzenlebens sich beziehen. Die sieben ersten unter den genannten tahitischen Monaten heißen z. B. Brotfruchtzeit, Uru. So wie hier 14, findet man auf Neuseeland 13 Monate, und in der That wird dann hier der zehnte Monat doppelt gezählt. Da aber die Monate zu 29 Nächten gezählt werden, kann dieser Schaltmonat nicht vollkommen mitgezählt worden sein, weil sonst wieder die Übereinstimmung mit dem Sonnenjahre fehlen würde. Übrigens sind aber bei den Neuseeländern auch noch andre mehrfache Abweichungen hervorgetreten, welche ihren Grund in dem so eigentümlichen Naturcharakter ihres neuen Wohngebietes haben. Da einmal die Namen der Monate, die ja auf dem tropischen Naturleben und Ackerbaue beruhten, nicht mehr paßten, so sind teilweise einfach Zahlen zur Bezeichnung der Monate gewählt worden, und es könnte sein, daß bei der Beherrschung alles Zahlenwesens der Polynesier durch die Zahl 10 damit auch ein zehnmonatliches Jahr neben das zwölfmonatliche getreten wäre. Monatsnamen und Jahresanfang sind von Insel zu Insel um so mehr verschieden, als Spuren eines zweiten chronologischen Systemes, welches das Jahr nach dem Sichtbar- oder Unsichtbarsein der Plejaden halbiert und nur sechs Monate zählt,

z. B. auf Rotuma, vorhanden sind. Diesen Spuren ist es zu danken, wenn auf einer Reihe von Inseln der Jahresanfang auf dieselbe Zeit, nämlich in das südhemisphärische Wintersolstitium, also auf Ende Juni oder Anfang Juli fällt. Man rechnet ferner nach Generationen, und zwar geht diese Zählung in Rarotonga um 29, in Mangarewa um 27 Generationen zurück, also eine ansehnliche Zahl von Jahrhunderten, läuft aber dann doch wieder mythisch aus, wenn z. B. König Tamatoa auf Raiatea seine Ahnen bis auf Tangaroa zurückführt.

Gesang und Tanz füllen einen großen Teil des Lebens der Bewohner der glücklichen Inseln im Tropengürtel aus. Doch erstickt auch die rauhe Natur nicht ihre Kunsttriebe. Die Maori singen zu jeder Arbeit, jedem Tanze, beim Rudern, beim Spiele, beim Auszuge in den Krieg. Sie lieben besonders Wechselgesänge, in denen Chöre mit den Liedern Einzelner abwechseln. Aber der Charakter ihrer Gesänge ist nicht heiter, einer wie heitern Stimmung dieselben auch entquellen mögen. Cook gewann, als er sie zum erstenmal hörte, den Eindruck des Feierlichen. Die Tonlage ist gewöhnlich eine sehr tiefe, die Vierteltöne sind sehr häufig, und die Melodien sind einfach und angenehm, wiewohl Takt und Rhythmus nicht eben streng innegehalten werden. Für Silbenmaß und gelegentlich auch Reim haben die Polynesier entschiedenen Sinn. Bei größern Vorstellungen werden sogar Solotänze ohne Gesang aufgeführt, zwischen welche sich Monologe und Dialoge sowie Anfänge eines Dramas, bestehend in mimischer Darstellung eines Zwistes, der in Schlägerei ausartet, einschieben. Unschön sind dabei nur die selten den Tänzen fehlenden Unanständigkeiten und die Gewohnheit, den Mund in der häßlichsten Weise zu verzerren.


Tanzstelzen von den Markesas-Inseln (ethnographisches Museum, München).

Eine hohe Entwickelung scheinen alle diese Ergötzungen, auch die Wettkämpfe, auf Tonga gefunden zu haben, von wo Cooks Begleiter Anderson eine Musikaufführung in folgenden Worten schildert: „Achtzehn Männer setzten sich in den weiten Kreis der Zuschauer, von ihnen hatten vier oder fünf lange Bambusrohre, unten geschlossen, oben offen, die sie in fast senkrechter Richtung in langsamem Takte beständig auf den Boden stießen; sie erzeugten dadurch bei der verschiedenen Länge der Rohre verschiedene Töne, die indessen alle dumpf klangen. Um diesen gleichsam das Gleichgewicht zu halten, schlug ein andrer Musiker mit zwei Stäben ein langes, gespaltenes Bambusrohr, welches vor ihm auf dem Boden lag, und erzeugte damit Töne, die ebenso hell wie jene dumpf klangen. Der Rest dieser Musikbande sang eine langsame, weiche Melodie, welche die rauhern Noten der einfachen Instrumente so milderte, daß keiner der Umstehenden, wenn auch gewöhnt, die kunstvollsten Harmonien zu hören, umhin konnte, die Kraft und den angenehmen Wohllaut dieser einfachen Musik anzuerkennen.“ Bei andern Gelegenheiten werden hohle Baumstämme mit



Tanzstelzen aus Bambus, von den Markesas-Inseln (Christy Collection, London). 1/10 wirkl. Größe.

zwei Stäben gleich Trommeln geschlagen, und es ist bezeichnend, daß die Tonganer von den mannigfaltigen Musikinstrumenten der Europäer nur den Trommeln einige Beachtung schenkten, indessen selbst auch diese hinter die ihren (s. Abbildung 2, S. 130) zurückstellten. Auffallend ist es, daß selbst hawaische Trommeln mit asiatisch-afrikanischen Formen genau übereinstimmen. Bambusflöten und Muscheltrompeten sind nirgends selten (s. Abbildungen, S. 131 und 132).

Zu den Tänzen gehören auch die Kriegs- und Waffenspiele, die sehr beliebten Wettkämpfe und Ring- und Faustkämpfe, an welchen in Hawai zu Cooks Zeit sogar Mädchen teilnahmen. Als Waffenspiel übten besonders die Hawaier das Lanzenwerfen mit Hibiskusstäben von über Manneslänge, an deren Spitze statt der Klinge ein Stückchen Tapa befestigt war. Es war dabei nicht bloß auf Unterhaltung, sondern auf Gewinnung der Fertigkeit abgesehen, weshalb besonders auch Parierübungen sehr beliebt waren. Schon ältere Reisende haben hervorgehoben, daß zu dem Bemerkenswertesten in dem Charakter der polynesischen Insulaner ihre große Neigung zum Spiele gehöre. Eins ihrer Spiele hat viel Ähnlichkeit mit unserm Brettspiele, scheint aber verwickelter zu sein, da das Brett gegen 1/2 m lang und in 238 Felder geteilt ist, deren 14 in einer Reihe stehen. Ein andres Spiel besteht darin, daß unter ein Stück Zeug ein Stein versteckt wird, der durch einen Schlag mit einem Stäbchen richtig getroffen werden muß; die dabei eingegangenen Wetten sind in diesem Spiele natürlich die Hauptsache. Außerdem vertreiben sich die Polynesier oft die Zeit mit Wettrennen zwischen Knaben und Mädchen, wobei wieder sehr eifrig gewettet wird. Die Spiele der Hawaier waren vor der Einführung des Christentumes fast ausschließlich Glücksspiele, bei denen der Gewinn den Hauptreiz ausmachte. Infolgedessen wurden sie von den Missionaren verboten, und die Hawaier machten daher lange Zeit auf den Besucher einen übermäßig ernsten, fast traurigen Eindruck. Doch bedurfte es nur wenig, um ihre alte Leidenschaft von neuem zu erwecken. Bei einem Spiele, Lalaspiel genannt, warfen sie einen radförmigen Stein, Maika, so weit wie möglich und setzten



POLYNESISCHE WAFFEN UND SCHMUCKE.

Zur Tafel: » *Polynesische Waffen und Schmucke* «.]




1. *Lanze, Cook-Inseln.*
2. *Federtanzszepter, Sandwich-Inseln.*
3. *Haifischschwert, Kingsmill-Insel.*
4. *Facher, Sandwich-Inseln.*
5. *Tanzkappe, Cook-Inseln.*
6. *Federhelm* } *Hawai*
7. *Federhelm* }
8. *Kultusstab, Cook-Inseln.*
9. *Federkopfring, Sandwich-Inseln.*
10. *Kriegerschmuck, Tahiti.*
11. *Idol, Tahiti.*
12. *Keule, Polynesien.*
13. *Tara, Tonga.*
14. *Federmantel, Hawai.*
15. } *Federmasken Hawai.*
16. }
17. }
18. *Wasserflasche Fidschi.*
19. *Haifischlanze Kingsmill-Insel.*
20. *Keule, Neuseeland.*

*1/10 der wirklichen Größe*

*Nr. 1, 2, 4, 9, 12, 13, 18 aus dem Museum für Völkerkunde Berlin, alle andern aus British Museum und Christy Collection, London.*

ihre Habe, ihre Frauen, Kinder, ihre Arm- und Beinknochen nach dem Tode, ja endlich sich selbst auf einen einzigen Wurf. Gewissermaßen auch ein Glücksspiel ist das Schwimmen in der Brandung mit Hilfe eines Brettes oder einer Stange, das von beiden Geschlechtern mit Mut und Geschicklichkeit besonders auf Hawai geübt wird.

Die Spiele der Kinder sind wie überall in erster Linie Nachahmungen des Thuns der Eltern. Kleine Schiffchen sind ihnen ein häufiges Spielzeug, auch tanzen sie und spielen gleich den Erwachsenen gern mit Bällen, deren sie mehrere gleichzeitig nach Art der Gaukler in die Luft werfen und fangen. Für Drachensteigen haben die jungen Neuseeländer eine besondere Vorliebe. Einen nicht geringen Grad von Geschicklichkeit erfordert ein Spiel, in welchem sie einen aus Blättern zusammengebundenen Ball in die Luft werfen und abwechselnd mit den beiden zugespitzten Enden eines Stabes auffangen. Außerdem sind Fingerspiele häufig, und die darin gezeigte Geschicklichkeit ist groß.

## 9. Tracht und Waffen der Polynesier und Mikronesier.

„Ihre Tracht übertraf unsre Erwartungen gar sehr und dünkte uns der menschlichen Bildung ungleich vorteilhafter als jede andre, die wir bis jetzt gesehen." G. Forster.

Inhalt: Tracht und Schmuck. Tättowierung. Andre Verunstaltungen des Körpers. Federschmuck. Haartracht. Schmucksachen. Rindenzeuge. Tapa-Matten. — Waffen und Geräte. Mangel des Eisens. Steinbearbeitung. Verarbeitung des Halses zu Waffen. Speere. Keulen. Beschränkte Verbreitung von Bogen und Pfeil. Schleudern. — Gewerbthätigkeit.

Die Kulturstufe der Polynesier spricht sich mit seltener Klarheit in ihrer äußern Erscheinung aus, d. h. in ihrer Tracht, ihrem Schmucke, ihrer Bewaffnung. (S. die beigeheftete Tafel „Polynesische Waffen und Schmucke".) Unter glücklichem Himmel lebend und von Wasser umgeben, sind die Polynesier und Mikronesier vor allem ein viel badendes und daher reinliches Volk. Leider vernichten sie aber die gute Wirkung dieser Tugend oft wieder durch übertriebenes Salben mit Kokosöl oder mit dem gekauten Innern der Kokoskerne, mit dem sie sich nach dem Bade bespucken und einreiben. Sie ziehen Baden in Süßwasser dem in Salzwasser vor und halten beides für ein gutes Mittel in vielen Krankheiten. Wo es möglich ist, tauchen sie nach einem Seebade in süßes Wasser, um das Salz los zu werden, von dem sie für die Glätte ihrer Haut fürchten. Wöchnerinnen gehen mit dem Neugebornen, Sterbenskranke in der schwersten Krankheit ins Bad.

Wie überall, bedecken auch in Polynesien ein weites Gebiet die künstlichen Verunstaltungen und die Verzierungen des Körpers. Mißformung des Schädels, und zwar Abplattung von hinten ebenso wie Zuspitzung zur Wirbelgegend, kommt auf Tahiti, Samoa, Hawai, auf den Paumotu in vereinzelten Fällen vor, findet sich aber nirgends in dem Maße wie auf dem benachbarten Mallikolo, wo die Flachdrückung des Schädels in ausgezeichneter Weise geübt ward, und scheint z. B. bei den Maori gar nicht vorgekommen zu sein. Plattdrückung der Nase findet sich in Tahiti und bei den Yap-Insulanern, Exstirpation einer Hode wird in Polynesien und Mikronesien, angeblich zur Verhütung von Krankheit, vorgenommen, und vielfach wird die Nasenscheidewand durchbohrt, um Blumen, wie Cook in Neuseeland es sah, oder Federn darin zu tragen. In die durchbohrten Ohrläppchen werden Stücke Grünstein, Menschen- und Haifischzähne, Federn und Blumen zum Schmucke gesteckt, und auf der Oster-Insel sowie in Mikronesien werden die Ohrläppchen zu langen Lappen durch schwere Holzpflöcke herabgezogen. Die Markesaner tragen Muscheln in den Ohren, und bei den Mikronesiern kommt auch mehrfache Durchbohrung des obern Ohrrandes

vor. Die **Tättowierung** ist nirgends zu solcher Vollkommenheit und Wichtigkeit gelangt wie hier. In Polynesien sind im allgemeinen die Männer mehr tättowiert als die Weiber (s. untenstehende Abbildungen und die auf S. 138); an einigen Orten aber tättowieren sich beide Geschlechter gleich, und auf Nukuor tättowieren sich nur die Weiber. Die Sitte, das Gesicht zu tättowieren, war keineswegs allen Polynesiern eigen und speziell nicht den Raratonganern und Nachbarn, wohl aber den Maori, die doch mit diesen in nächste Beziehung gebracht werden. Die Überlieferung sagt, daß die Maori erst nach ihrer Einwanderung den Gebrauch annahmen, ihre Gesichter zu schwärzen, ehe sie in den Krieg zogen, und daß, als die Kriege immer häufiger wurden, Nauru die Sitte einführte, die Linien durch Tättowierung



Tättowierte Maori (nach Photographien im Besitze des Herrn Dr. Max Buchner in München).

dauernd zu machen. Daß der Wunsch, in der Schlacht furchtbar zu erscheinen, mit zur Tättowierung des Gesichtes geführt haben kann, läßt sich aus dem Beispiele andrer Völker entnehmen. Auch sollen besonders furchterregende Arten von Tättowierung, die man Moko Kuri und Moko Papa nannte, seit der Einführung der europäischen Kampfweise aufgehört haben. Außerdem rühmt man der Tättowierung den Vorzug nach, die Altersstufen zu verwischen, indem sie die Jungen alt und die Alten jung mache. Und endlich ist der Zweck der Schmückung des Körpers nicht zu vergessen, wie es denn in einem der Maori-Lieder heißt, die während des Tättowierens die Umstehenden zum Zeitvertreibe des Tättowiertwerdenden sangen:

Jede Linie werde gezogen!
Am Körper des großen, reichen Mannes
Laß die Figuren sich hübsch gestalten.
An dem Manne, der nichts zahlen kann,
Mache sie krumm, lasse sie offen.

Ohne Zweifel ist aber im letzten Grunde, gleichwie bei andern Polynesiern, dieser Schmuck aus religiöser Anschauung hervorgegangen, denn die Tättowierung selbst gilt als heiliges Geschäft, das hauptsächlich vom Priester selbst unter Gebeten und Gesängen geübt

wird. Die Figuren, welche man eingräbt, sind oft Schlangen und Eidechsen, heilige Tiere, daher das Tättowieren selbst auf Neuseeland Moko, d. h. Eidechse, Schlange, heißt. Auf Samoa liegt der Zusammenhang der Tättowierung mit der Lehre vom Atua, d. h. dem Schutzgeiste in Tiergestalt, offen, und es erklärt dies, warum gerade hier die Missionare es so schwer finden, die Tättowierung abzuschaffen. Vielfach ist im mikronesischen Gebiete die Tättowierung zum bloßen Schmucke geworden und wird willkürlich angebracht, aber doch nicht überall. Auf Nukuor, wo die Tättowierung nur für Frauen obligatorisch, bei diesen aber mit langen religiösen Gebräuchen verbunden ist, hat sie auch bestimmte Formen, während bei den Männern die Zeichnung willkürlich ist. Die Frauen, welche der Tättowierung unterworfen werden sollen, leben dort drei Monate vorher im Tempel abgeschlossen, baden darauf im Meere und erleiden dann die auf einen kleinen Teil des Unterleibes sich erstreckende Operation. Auf Nabak bringt der zu Tättowierende die Nacht vor der offenbar heilig gehaltenen Handlung im Hause des Häuptlinges zu, der um günstige Zeichen zu den Göttern betet. Wie Nachklang aus früherer Zeit tönt auf Tobi die Sage, daß den Nichttättowierten ein Geist, Yarris, töte. Auf den Gesellschafts-Inseln, den Paumotu, Markesas, den Karolinen liegt dann noch die Bedeutung des Standesunterschiedes in der Tättowierung. Gemeine Leute sind hier nur auf den Lenden tättowiert, während die Erii oder Ariki durch große, runde Tättowierungen über den ganzen Körper sich auszeichnen. Zeichnung oder Reichtum der Tättowierung bezeichnet bei den Mikronesiern insoweit die gesellschaftliche Stellung des Betreffenden, daß man wenigstens bestimmt sagen kann, derselbe gehöre nicht zur Klasse der Sklaven. Die Häuptlingswürde drückt sich nicht immer in der Tättowierung aus; viele Pilune (Oberhäuptlinge) sind sogar sehr wenig tättowiert, während gewöhnliche Leute, die zur Klasse der Freien gehören, reichen derartigen Schmuck aufzuweisen haben, so daß er fast den ganzen Körper bedeckt. Knaben sind oft reicher tättowiert als Männer. Auf Rotuma werden durch Tättowierung die Kasten unterschieden, auf den Marschall-Inseln ist die Wangentättowierung den Häuptlingen vorbehalten, auf den Mortlock zeigt sich in dem Grade der Beintättowierung der Rangunterschied. Beide Körperhälften sind oft ungleich tättowiert, und in diesem Falle ist die rechte Seite reicher geschmückt als die linke.



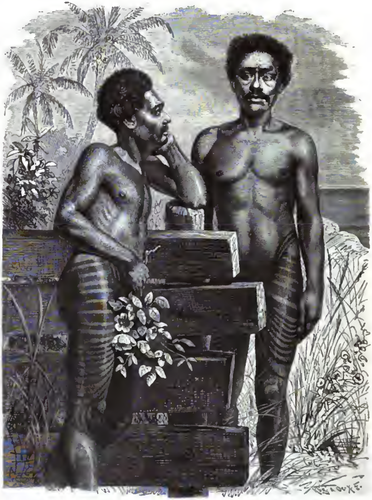
Tättowierungswerkzeuge von den Freundschafts-Inseln (Brit. Museum, London). 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 139.



Eine Brustplatte aus Perlmutterschale mit Halsband aus Menschenhaaren und eiserner Einfassung, von Hawai (Cheisty Collection, London). 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 161.

Bei den Maori dauerte es Jahre, bis der Körper so ausgeschmückt war, wie der Künstler in seiner Tättowierphantasie es sich dachte. Vorzüglich die Tättowierung der Lippen, Augenlider und der Nase war sehr schmerzhaft und das besonders noch vor Einführung des Eisens. Ja, bei den Hervey-Insulanern sah Forster selbst die zartesten Partien der männlichen Geschlechtsteile sorgfältig tättowiert. Die Tättowierung geschieht in der Weise,

daß erst die gewünschte Figur auf den betreffenden Körperteil gezeichnet und dann ein Stäbchen mit Stein-, Knochen- oder Eisenspitze vermöge eines Hammers in fortlaufenden Punkten längs dieser Linie eingetrieben wird. Die zuerst von Cook in der „Ersten Reise“



Tättowierte Samoaner (nach Photographie im Godeffroy-Album). Vgl. Text, S. 136.

abgebildeten Tättowierwerkzeuge, welche sich jetzt im Wiener Museum befinden, bestehen aus einem einer diminutiven Haue vergleichbaren Instrumente aus hartem Holze, dessen flache Klinge in eine Anzahl spitzer Zäckchen ausläuft, während zum Einschlagen dieses Punktierwerkzeuges ein ruderförmiger, aus demselben harten Holze gefertigter Hammer dient. Ähnliche

Werkzeuge bilden wir S. 137 links ab. Als Färbemittel reiben die Maori Ruß der Kauri-Fichte in die Tättowierungswunden.

Außer Tättowierung hatte bei Trauerfällen die Haut im Gesichte, an Armen und Beinen Zerschneidung mit scharfen Muscheln zu erleiden, und bei Festen, auch Trauerfesten, waren rote und schwarze Bemalung üblich. So hatten sich die Oster-Insulanerinnen bei Cooks Besuche



Ein Mann von den Ruk-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album) Vgl. Text, S. 140 und 144.

das Gesicht mit Rötel, darüber mit Kurkuma und einige mit weißen, querlaufenden Kalkstrichen bemalt. Hierher ist zu rechnen, daß nach dem polynesischen Sprichworte „Kein Weib dem haarigen Manne" jede Spur von Haar im Gesichte entfernt wird; nicht so in Mikronesien. Auch an andern Teilen des Körpers werden die Haare mit einer Zange aus Muschelschalen ausgezogen. Die **Beschneidung** ist als Aufschlitzung der Vorhaut weit verbreitet, doch in großen Gebieten, wie Hawai und Neuseeland, unbekannt, in andern, wie den Markesas, nicht allgemein. Auch diese Verstümmelung hat, als durch den Priester ausgeführt, einen religiösen Charakter.

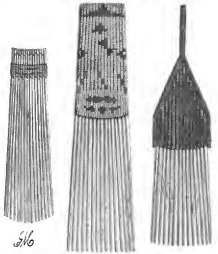
Die **Haartracht** ist, angepaßt der straffen Beschaffenheit des Haarwuchses der Polynesier, einfach. Man trägt die Haare entweder offen und herabfallend, oder schneidet sie ab.

Letzteres scheint auf den Gesellschafts-Inseln und der Nachbarschaft allen weiblichen Wesen, mit Ausnahme derjenigen aus der königlichen Familie, geboten zu sein. Auf den Freundschafts-Inseln tragen Männer und Weiber die Haare geschoren und borstenartig aufwärts gekämmt. Eine Art Puderung der Haare mit Kalkpulver, das ihre Spitzen rot färbt, oder mit Kurkuma, das ihnen einen goldenen Schimmer gibt, erinnerte schon G. Forster an des Juvenal Ermahnung an die römischen Matronen, die Haare nicht künstlich rot zu färben. Auf Samoa ist die Rotfärbung durch Kalk kaum minder üblich als auf den Fidschi-Inseln. Künstliche Haare werden von Weibern gelegentlich getragen. Wenn auf Neuseeland Männern begegnete, die ihr Haar in einen Zopf gebunden trugen, so könnte dies recht wohl eine Nachahmung sein; denn einer der tahitischen Häuptlinge, Otai, ahmte schon am ersten Tage den Haarbeutel Cooks nach, indem er seine bis auf die Schulter hängenden Haare in ein seidenes Tuch band. Das Rasieren der Köpfe war bei der Unvollkommenheit der Schneidewerkzeuge nichts Geringes; wenige Errungenschaften der Kultur wußten die Polynesier so zu schätzen wie die Rasiermesser. In Mikronesien besteht der Kopfschmuck fast überall aus langen, schmalen Kämmen aus Holz, zehn- bis zwölfzähnig, am Griffe verziert und bisweilen mit reichem Federschmucke versehen (s. Abbildung, S. 139). Lange Haarnadeln dienen wesentlich zur Dämpfung der Stiche selten fehlender Insekten. Auf den Palau-Inseln ist die mächtige Haarkrone hinten zu einem Zopfe gebunden, in welchem der Kamm steckt, und auf den Gilbert-Inseln, deren Bewohner lockige Haare haben, wird durch ein Stäbchen das Haar zu einer abstehenden, papuanischen Haarkrone aufgezaust. Schmeltz führt von den Gilbert-Inseln nicht bloß eine Perücke aus Menschenhaar, die auf einem korbartigen Gestelle von Holzstäbchen befestigt ist, an, sondern auch Kopfschmuck in Kronenform, bestehend aus einem Kopfringe und halbkreisförmigen Bogen, alles muschelbefetzt. Während auf Mortlock dieser Kopfring ohne Halbkreis, aber bürstenartig mit Pflanzenfasern bekleidet ist, trägt auf Nukuor der Kopfputz eine lange, nach oben hin sich verbreiternde Holzplatte. Derartiger Kopfputz wird indessen wohl nur als Tanzschmuck oder auch als religiöses Emblem zu betrachten sein. Öfters tragen auch Götzen solchen Schmuck. Eigentliche Kopfbedeckungen sind nicht üblich oder, wo sie getragen werden, nur bei Nacht oder außerhalb des eignen Landes gestattet; aber während Bedeckung des Kopfes bei Palau-Insulanerinnen geradezu als mugul, d. h. unrecht, gilt, werden auf den Karolinen wie einst auf Hawai europäische Hüte direkt nachgeahmt.



Eine Samoanerin mit hoher Frisur (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Ähnlich wie die Tättowierung reicht der **Federschmuck** der Polynesier von dem profanen Gebiete der Mode auf dasjenige des Glaubens hinüber (s. die Tafel bei S. 135). Vögel gehören zu den heiligen Tieren dieser Völker, und ganz besonders gilt dies von dem Vogel, der in seinen roten Schwanzfedern die gesuchtesten Schmuckartikel Polynesiens liefert, vom Tropikvogel. Kein Handelsartikel war auf den Gesellschafts-Inseln so gesucht wie dieser. Man klebt die Federn auf Bananenblätter, die vor die Stirn gebunden werden, und selbst auf die Kokosfaserschürzen der Tänzerinnen. Aus ihnen werden die wertvollsten Kopfbedeckungen hergestellt. Cook erhielt erst auf seiner zweiten Reise eine der Federmützen von Pulaho, König von Tongatabu, um welche er sich lange vergeblich bemüht hatte, da sie um keinen Preis feil zu sein schienen. Sie waren aus den Schwanzfedern des Tropikvogels und roten Papageifedern gemacht und hatten die Form eines Halbkreises, welcher der Stirn aufgesetzt ward. Auf Tahiti war dieser Schmuck ebenfalls sehr geschätzt, und den Tonganern schien dies nicht unbekannt zu sein, ja es schien, als ob welche von hier dorthin gelangten. Weit verbreitet waren auch die biegsamen, aus Schnüren zusammengedrehten Halsringe, in welche bunte Federn hineingewunden wurden. Ferner befestigte man Federn auf Sterne von Kokosfasern. Federdiademe trug man auch auf den Markesas und auf der Oster-Insel. Die größte Entwickelung nahm aber die Kunst der Verwertung der Federn zu Schmuckwerk und damit auch der Wert derselben auf den hawaiischen Inseln, wo sie, wie wir weiter unten sehen werden, auch zur Herstellung der Götterbilder benutzt wurden. Es war außerdem der größte Ehrgeiz der Edlen, sich mit denselben zu schmücken. Rote Federn von Melithreptes pacifica galten für Kostbarkeiten, die noch vor 40 Jahren nur den Vornehmsten gestattet waren und von diesen hoch bezahlt wurden. Wilkes sah 1840 die Königin Kekauluohi in einem Kopfschmucke aus gelben Federn mit einigen dieser kostbaren Scharlachfedern, der auf 250 Pfd. Sterl. geschätzt wurde, und Federmäntel gehörten damals zum königlichen Schmucke. So wie schon die spärlichen Vertreter dieser schönen Industrie in unsern Museen in einem sehr verfallenen Zustande zu sein pflegen, so repräsentieren sie offenbar auch nur einen kleinen Teil dessen, was die schmuckliebenden Einwohner von Hawai einst in dieser Richtung leisteten.



Kämme von den Tonga-Inseln (Britisches Museum, London). 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 143.



Ein Knochenkamm von Neuseeland (Britisches Museum, London). 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 143.

Die verschiedensten Kleinigkeiten finden außerdem zum Schmucke Verwendung. Das Meer bietet in seinen vielfarbigen, glänzenden Muscheln das reichste Material, daneben werden

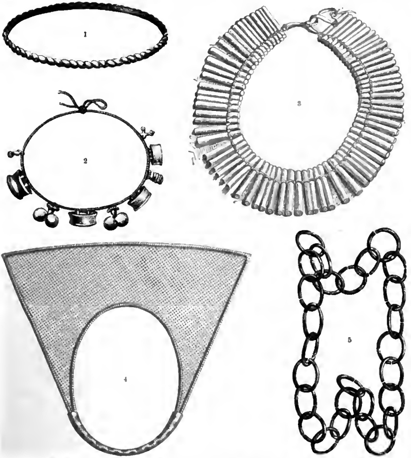
Blumen und Ranken in geschmackvoller Weise um den Hals, im Haare, in den Ohren und selbst in der Nase getragen. Der Aberglaube bringt Muscheln und Knochen von bestimmter Form, Menschenknochen, Menschenzähne hinzu, selbst Tausendfüße werden zu Halsketten aufgereiht. Perlen aus Vogelknochen und Ohrenschmuck aus Albatrossfell, an dem noch Daunen saßen, waren zu Cooks Zeit Lieblingsschmuck der Neuseeländer, welche davon so viel hatten, daß z. B. die Maori der Duskybai sich schon damals wenig aus Korallen,



Polynesische Schmucksachen von den Markesas-Inseln: 1, 2 und 3. Halsbänder aus Muscheln, Hülsenfrüchten und Patella-Muscheln. — 4 und 5. Ohrgehänge mit Delphinzähnen. — 6 und 7. Ohrknöpfe aus Walzahn. — 8 und 9. Armbänder aus schwarzem Holze und Walzahn (Christy Collection, London). ⅓ wirkl. Größe.

Bändern und dergleichen Kleinigkeiten machten. Um so mehr Wert legten sie dafür auf Äxte, Nägel und Glasflaschen. Anders wieder auf Tongatabu, wo die Eingebornen die von Cook dort als Handelsartikel (ein großer Nagel = ein Huhn) verwandten eisernen Nägel als Schmuck gebrauchten, indem sie dieselben ins Ohr steckten oder um den Hals hingen. Unter den von Cook in Tonga gesammelten Schmucksachen sind charakteristisch die Ketten aus dünnen, langen Röhrenknochen mit abwechselnden kleinen, braunen Schneckenhäusern. Durch Vervielfältigung dieser wie jener entsteht eine reichere Form. Diese Ketten tragen eine große Perlmuttermuschel, die einfach oder ausgeschnitten und noch weiter mit einem glänzenden Kieselsteine und dergleichen behängt ist. Auch einzelne Zähne, aus Physeterzahn

geschnitzte Vögel und dergleichen werden durchbohrt und umgehängt. Ferner finden sich hier schwarze und weiße Perlen aus Muschelschalen, nicht zu unterscheiden von ähnlichen z. B. aus Neuguinea. Man kann hierher auch die niedlichen Kämme aus Pflanzenstielen rechnen, welche am obern Ende durch fein geflochtene Fäden fest und so ebenmäßig verbunden sind, daß

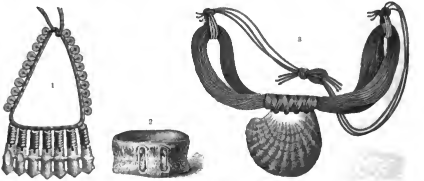



Polynesische Schmucksachen: 1. Hölzerner Stirnreif, — 2. Halsband; beides von den Gesellschafts-Inseln (Christy Collection, London). 1/4 wirkl. Größe. — 3 Halsband aus Holzstäbchen, wahrscheinlich von den Markesas-Inseln (städtisches Museum, Frankfurt a. M.). — 4. Halsschmuck und 5. Halskette aus Schildpatt, von den Freundschafts-Inseln (Britisches Museum, London). 1/3 wirkl. Größe.

sie entschieden zu den schönsten Arbeiten der tonganischen Kunstindustrie gehören (s. Abbildung, S. 141 oben). Eigentümlich hawaische Schmucksachen sind die Fußzierden, welche dicht mit Hundszähnen, Schneckenhäusern oder Bohnen besetzt sind (s. Abbildung, S. 151 oben), ferner Armbänder aus ganz ebenmäßig geschnittenen Knochen- und Schildpattstücken, welche durch doppelt durchgezogene Fäden so fest aneinander gefügt sind, daß sie ein biegsames

Ganze darstellen. In vergrößertem Maßstabe kehren sie in schönen Armbändern aus Eberzähnen wieder. Schnüre mit dicht gereihten Muschelscheibchen, wohl auch mit zwischengereihten Scheibchen einer schwarzen Nußschale kommen auch als Arm- und Fußschmuck vor und scheinen gelegentlich die Rolle von Geld zu spielen.

Der mikronesische Schmuck stimmt auffallend mit dem Geschmacke der Polynesier überein. Denn nicht nur spielen frische Blumen, als Kränze getragen, eine Hauptrolle im Schmucke der Weiber, sondern es sind, ganz wie bei den Hawaierinnen, Blumen von gelber und roter Farbe besonders beliebt. Eine Muschel, ein kreisrundes Stück Perlmutter oder Schildkrot, kleine, runde Scheibchen, aus einer Conus-Muschel geschliffen, alles an einer Schnur von Menschenhaar aufgereiht, bilden den beliebtesten Schmuck der Gilbert- und Marschall-Insulaner. Aber die Muschelketten fand auf Ponape Finsch nur noch in alten Gräbern,

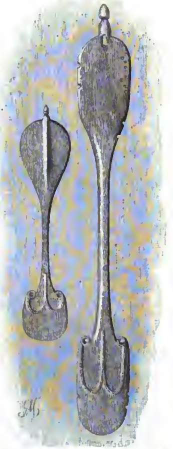



Polynesische Schmucksachen: 1. Ein Halsband aus Muschelscheibchen und Walzähnen, von den Gilbert-Inseln. 3/4 wirkl. Größe. — 2. Ein Ohrknopf aus dem Wirbel eines Fisches, von der Oster-Insel. 3/8 wirkl. Größe. — 3. Ein Halsschmuck von den Hervey-Inseln. 1/4 wirkl. Größe (Christy Collection, London).

denn Perlenschnüre hatten sie ersetzt. Auf Pingelap liebt man Stücke von roten Spondylus-Muscheln zu Halsgehängen. Manschetten aus Conus- und Nautilus-Schalen werden auf Jap getragen, und Armringe aus dem Kopfe von Conus-Muscheln waren früher in Ponape üblich, wie Kubarys Ausgrabungen von Namatal bewiesen haben, werden aber jetzt dort nicht mehr gefertigt. Ringe aus Muscheln und Nußschalen finden sich ebenfalls zu Ketten gereiht.

Ein Polynesier, der seinen ganzen Schmuck an sich trägt, macht daher oft einen überladenen, bunten Eindruck (s. Abbildungen, S. 139 und 150). Der Farbensinn war früher beim Mangel schreiender Mineralfarben wohl entwickelter als heute, wo die europäischen Kaufleute auch diese Völker in ihre Dutzendsfabrikate zu kleiden anfangen. Die Polynesier haben in beiden Geschlechtern Grazie, aber auch nicht wenig Koketterie, und die letztere läßt öfters die erstere in den Hintergrund treten. Die Samoanerinnen z. B. pflegen Sonntags ein weites, langes, hemdartiges und immer hellfarbiges Gewand anzulegen, welches ihnen vortrefflich steht; dazu setzen sie aber, wenn sie zur Kirche gehen, ein ganz kleines Strohhütchen, mit bunten Blumen und Bändern geschmückt, möglichst schief auf eine Seite des Kopfes. Beim Tanze werden Masken, besonderer Ohrschmuck auf Mortlock, aus Holzkegeln, deren vertiefte Ornamente mit Kalk ausgefüllt sind, bestehend, Tanzstäbe in Form geschnitzter Ruder (s. Abbildung, S. 145), wie in Melanesien, und Lendenkleider aus so trocknen Blättern getragen, daß bei den taktmäßigen Bewegungen ein raschelndes Geräusch entsteht, welches ihren Ohren Musik ist. Rote Bemalung kommt dabei mit Vorliebe zur Anwendung.

Die Polynesier gehören zu den besser bekleideten Völkern, denn sie gingen über die erste Notwendigkeit der Verhüllung hinaus und schritten sogar großenteils zur Drapierung, zum Luxus in der Kleidung fort. Daher gehören auch ihre Rindenstoffe, Tapa und Gnatu (Verfertigung s. S. 173), und ihre Matten zu ihrem zahlreichsten und wertvollsten Besitze; und die letztern spielten in einigen Gegenden geradezu die Rolle eines anerkannten Tauschartikels, der, weil vielgebraucht, überall und immer Abnahme fand. Ein Lendentuch wird in der Regel mitten um den Leib getragen und fällt oft bis auf die Füße herab. Ein Tuch um die Schultern trugen die Tahitierinnen in Poncho-Art, d. h. mit in der Mitte durchgestecktem Kopfe, und darüber banden sie das aus feinerm Stoffe gefertigte Lendentuch, während von beiden Geschlechtern ein andres Tuch turbanartig um den Kopf gewunden wurde. „War diese Tracht", sagt Forster, „gleich nicht so vollkommen schön als jene an den griechischen Statuen bewunderten Draperien, so übertraf sie doch unsre Erwartungen gar sehr und dünkte uns der menschlichen Bildung ungleich vorteilhafter als jede andre, die wir bis jetzt gesehen." Auf den Freundschafts-Inseln, wo die Bevölkerung im ganzen einfacher war, trug man sich auch einfacher. Das am Rücken in einen großen Bausch zusammengeschlungene Lendentuch der Männer, oft sehr kurz geraten, und der Weiber, die es unter der Brust knüpften, blieb hier in der Regel ohne Schultertuch; ähnlich auf Samoa und den Nachbarinseln, wo die Bekleidung bei Männern und Frauen aus einem um die Hüften geschlungenen Stücke Baumwollenzeug besteht, das bis ans Knie reicht. Sehr häufig sieht man indes noch Blätter für denselben Zweck verwendet. Die Rinden- oder Papierzeuge ersetzt man bei Regenwetter durch einen Schurz aus langen, breiten Blättern, die fransenartig herniederhängen. Bei feierlichen Gelegenheiten und Festen legen die Eingebornen aber auch wohl eine feine aus Fasern geflochtene Matte um (s. Abbildung, S. 146 unten). Ärmlich sind in der Bekleidung die Bewohner der östlichsten Inseln, der Oster-Insel und der Paumotu. Die ersten Oster-Insulaner sah Forster ganz nackt oder doch nur mit ungenügender, am Gürtel hängender Schambedeckung. Im Gegensatze zu dieser Ärmlichkeit gewinnt auf den auch in dieser Beziehung an der Spitze stehenden Gesellschafts-Inseln der Kleiderluxus eine symbolische Bedeutung. Das Kriegskleid bestand dort aus drei ponchoartig übereinander gezogenen Röcken, einem weißen zu unterst, darüber einem roten, zu oberst einem braunen; der weiße war der längste, der braune der kürzeste. Und zu den seltsamsten Zeremonien gehörte die auf den Gesellschafts-Inseln übliche dicke Einwickelung des



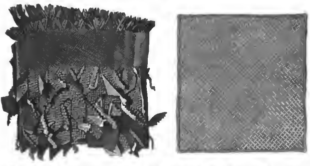
Tanzruder von der Oster-Insel (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/12 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 144.

ganzen Körpers in möglichst viele Tücher als Zeichen eines friedlichen Empfanges. Tahitische Tänzerinnen trugen zu Cooks und Forsters Zeit ein Stück braunen Zeuges dicht um die Brust zusammengeschlagen, um die Hüften war ein Wulst von vier übereinander liegenden Reihen ihres einheimischen Zeuges, wechselweise von roter und weißer Farbe, mit einem Stricke festgegürtet, und von da hing eine Menge weißen Zeuges bis auf die Füße herab und bildete eine Art von Rock, der übermäßig lang und weit war.



Eine Frau von den Paumotu-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Die Tracht der Neuseeländer, welche durch Verschiedenheit des Klimas und der Kleiderstoffe die eigenartigste aller polynesischen Trachten ist, setzt sich aus Lendentuch und Matte zusammen. Diese wird bei den Männern auf der rechten, bei den Weibern auf der linken Schulter befestigt; sie wird von den Erwachsenen abgelegt, wenn sie zur Arbeit oder zum Kampfe sich rüsten. Wenn nötig, tragen dann die Männer noch einen Flachsgürtel, von welchem Meris und Schlachtbeil herabhängen. Füße und Haupt bleiben in der Regel unbedeckt, doch findet man Flachssandalen bei einigen Stämmen der Mittelinsel. Die Matte ist wie wenige andre Dinge Gegenstand großer Sorgfalt der Maori. Was für die Industrie des Mannes das Grünsteinbeil, das ist für die des Weibes die Matte: aus Flachs allein verfertigte man zwölf verschiedene Matten, und außerdem wurden solche aus Hundsfellen und Vogelhäuten hergestellt oder jene mit diesen Stoffen zur Zierde besetzt. In den Matten zeigte sich der einzige Standesunterschied, welcher außer der Tätowierung äußerlich hervortrat. Jeder Stamm hatte irgend eine besondere Art von Matte. Da es aber nur die eine Flachsart auf der Insel gibt, welche in zwei Varietäten vorkommt, so liegen die Unterschiede in der Zubereitung der Faser und in der Ausschmückung.



Matten von Tangatabu (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 145, und Abbildung, S. 175.

Die Bekleidung der Mikronesier ist wesentlich unvollständig, und darin liegt ein nicht zu unterschätzendes Merkmal der Unterscheidung von den Polynesiern.

Vollständiges Nacktgehen der Männer kommt in einzelnen Teilen, wie z. B. auf den nördlichen Palau-Inseln, vor; Kinder gehen bis zur Mannbarkeit nackt. Über den Schamgürtel hinausgehende Bekleidung wird auf Nukuor nur bei Nacht und außerhalb des Riffes gestattet. Am andern Ende der Stufenleiter stehen die Mortlock- und Ruk-Insulaner mit ihren aus Musa- und Hibiscus-Fasern gewobenen ponchoartigen Mänteln, die an dem Kopfloche sogar mit Muschelschmuck umrandet sind. Dagegen erhält auf Ruk der Knabe zuerst den Mantel, nachdem das Mädchen schon mit dem Schamgürtel bekleidet worden ist, und damit, wie mit der Toga praetexta, die Rechte der männlichen Gesellschaft, des Schlafens im Männerhause zc. Von dieser Gruppe gibt Kubary folgendes Inventar einer Häupt-



Frauen von den Gesellschafts-Inseln (nach Photographie im Tammann-Album).

lingskleidung: Mantel, Gürtel, Ohrschmuck aus Nußringen, zwei Halsketten, Armbänder und Brustschmuck. Ein Karolinen-Insulaner von alter Art trägt zunächst einen Lendenschurz, der fast bis ans Knie reicht und aus schmalen Streifen von Kokosblättern besteht, welche über eine mit kurzen roten Wollfransen verzierte Schnur aus Kokosfasern geschürzt sind (s. Abbildung, S. 149). Bei festlichen Gelegenheiten legt der Mann über diesen Schurz einen zweiten schön gelben, breitfaserigen und längern gewissermaßen als Staatskleid an. Eine ähnliche Hülle sah Finsch kragenartig um die Schultern der Ruderer eines Häuptlingsbootes getragen. Manchmal sieht man bei solchen Karolinern, die schon ein Stück europäischer Tracht, gewöhnlich das Hemd, angenommen haben, darunter noch den Lendenschurz. Außer diesem war früher bei beiden Geschlechtern ein suspensoriumartiger Schamgürtel aus bunt gefärbten Bananenfasern üblich, der sogar die einzige Bekleidung der Bewohner Kuschais bildete. Es ist dies ein bemerkenswertes Erzeugnis karolinischer Industrie, denn der Gürtel wird gewebt und zwar auf einem eigentümlichen Geräte, auf welchem zuerst die Kette durch mühsames Aneinanderknüpfen der verschiedenfarbigen Fäden hergestellt wird, während als Schuß teilweise dieselben Fäden, teilweise auch die oben genannte rote Scharpiewolle zur Anwendung kommen. Auf Mortlock und Ruk werden

breitere Gurte aus 15—25 nebeneinander verlaufenden Schnüren getragen, auf welche Nußplättchen aufgereiht sind, deren Zahl nach Kubarys Schätzung bei einem zwanzigschnürigen Gurte nicht weniger als 12,500 beträgt (s. Abbildung, S. 150)! Erklärlicherweise ist daher diesen Insulanern der Gurt das geschätzteste Stück der Garderobe. Ähnlich wertvoll sind die aus den Schloßteilen einer seltenen Tridacna-Muschel hergestellten Gürtel der Palau-Leute, die nur auf Bestellung gemacht wurden, heute aber nicht mehr getragen werden.

Während die Tracht der Männer der Überlieferung meist noch ziemlich treu geblieben ist, ist merkwürdigerweise die der Weiber von Ponape viel mehr durch den Einfluß des Verkehres mit Weißen verändert worden. Sie tragen nämlich an Stelle von Schürze und Kragen aus Palmblattstreifen, welche noch Lütke bei den Weibern der Karolinen fand, farbige Baumwolltücher, Taschentücher, sowohl um die Lenden als auch ponchoartig über Brust und Schultern (s. nebenstehende Abbildung). Ebenso sind die Zeuge aus Baumbast verschwunden, die nach Kubary einst hier von den Weibern getragen wurden.



Eine Frau von der Karolinen-Insel Ponape (nach Photographie im Godeffroy-Album).

*

Der Reichtum, die Mannigfaltigkeit der polynesischen Waffen und Geräte, wie sie in unsern Museen liegen, machen allein schon diese Völker zu einem der interessantesten Gegenstände vergleichender wissenschaftlicher Betrachtung. (S. die Tafel „Polynesische Waffen und Schmucke" bei S. 135.) Unter ähnlich ungünstigen Umständen begegnet man wohl nur bei Hyperboräern und Nordwestamerikanern einer gleich reichen Entfaltung auf den Gebieten der Kunstfertigkeit und der Erfindungen. Vor allem ist der Mangel des Eisens hervorzuheben. Als die Europäer mit den Polynesiern zum erstenmal in Berührung kamen, befanden sich dieselben in der Steinzeit; Stein, Knochen, Muschelschalen mußten die fehlenden Metalle ersetzen. Hier kann man in vielen Fällen die volle Unmöglichkeit der Kenntnis des Eisens plaidieren, denn die meisten Inseln, die von den Polynesiern bewohnt werden, sind ohne Erz. Bei den Koralleninseln versteht sich das von selbst, bei den vulkanischen trifft es auch in den meisten Fällen zu. Nur die beiden neuseeländischen Inseln haben einige Metalle aufgewiesen. Die Kulturstufe dieser Völker ist eine solche, daß man glauben kann, sie würden zur Metallbenutzung haben schreiten müssen, wenn sie den Rohstoff dazu gefunden hätten. Jedenfalls haben sie mit Stein, Knochen, Zähnen, Holz das Möglichste geleistet, und besonders die Geräte zur Schiffahrt und Fischerei, die Kähne und Angeln sind in ihrer Art vollendet und zeugen nicht bloß von Geschicklichkeit, sondern auch von Erfindungsgabe. Als sie erst einmal Eisen empfangen hatten, wußten sie es, ungleich den Australiern oder Buschmännern, hoch zu schätzen. Eisen ward Schmuck, und als die andern, minder nützlichen Waren, wie besonders Glasperlen, schon bedeutend im Werte gesunken waren, blieb alles Eiserne stets an der Spitze sämtlicher europäischer Handelsartikel. Sie verwerteten es zuerst in den altgewohnten

Formen, indem sie z. B. einfach an Stelle der Tridacna-Muschelschalen in ihren Beilen Stücke von eisernen Faßreifen setzten, wobei sie aber im übrigen die altgebräuchliche Form des Gerätes beibehielten. Auf Ponape, wo man das Ende der Steinzeit in den Anfang der zwanziger Jahre setzen kann, werden die eisernen Klingen noch immer genau so in die Stiele aus Zitronenholz eingesetzt wie zur Zeit, da diese Klingen aus Stein oder Muschelschalen bestanden; die alten Steinklingen aber verwahrt man als Heiligtümer in den verborgensten Winkeln der Häuser. Schon nach einer Generation waren diese Insulaner zu selbständiger Verarbeitung des kostbaren Stoffes fortgeschritten, ja in Hawai gab es schon Anfang dieses Jahrhunderts eine einheimische Industrie, die nur mit eisernen Werkzeugen arbeitete.



Ein Mann von der Karolinen-Insel Ponape (nach Photographie im Godeffroy-Album). Vgl. Text, S. 147.

In Ermangelung des Eisens war **Stein** das wertvollste Material für alle schwereren Geräte, vor allen für Hämmer und Schlachtbeile, weniger für Speere. Steinerne Pfeilspitzen kamen gar nicht in Gebrauch. Vergleicht man die Steinäxte der polynesischen und melanesischen Bevölkerung, so ist hinsichtlich der Form sofort in die Augen fallend das Merkmal der Undurchbohrtheit der erstern, der man anschließen kann die einfache Bearbeitung hinsichtlich des äußern Umrisses, welche, wohlverstanden, eine sehr sorgfältige Glättung und Abrundung nicht ausschließt. Aber diese Äxte streben selbst beim trefflichsten Materiale und der sorgfältigsten Bearbeitung, sich sowenig wie möglich vom Typus des einfachen Keiles zu entfernen. Es ist daher das Fehlen des eingeschliffenen Halses zur Befestigung oder der angeschliffenen Biegung fast ebenso bezeichnend wie das Fehlen der Durchbohrung. Am einfachsten sind in dieser Beziehung wohl im ganzen die neuseeländischen Äxte, oft einfache Rechtecke, denen die Schneide nicht rund, sondern rechteckig abgesetzt angeschliffen ist. Aus Neuseeland liegen in unsern Sammlungen sogar Äxte, die bloß behauen und nur an den Seiten notdürftig geschliffen sind. Die Behauung ist auch bei sehr schönen großen Äxten aus Hawai so weit roh, wie die Fadenschichten reichen, mit denen das Beil festgebunden wird. Am einfachsten sind aber jedenfalls die bloß aus

einer muscheligen Lava geschlagenen Beile der Oster-Insulaner, die freilich bei vorwiegender Breite und sehr kurzem Stiele mehr messer- als beilartig erscheinen (s. Abbildung, S. 151 unten). Die Äxte von Neuguinea und den Nachbarinseln sind an Größe diesen oft nicht nachstehend, sie haben aber mehr Rundung, weil sie teilweise nicht wie die polynesischen auf, sondern in dem Schafte befestigt wurden. Dagegen sind die Äxte der hawaischen Inseln mit 20—40 cm Länge der Klinge den neuseeländischen in Größe und Form ähnlicher, zeigen jedoch öfters eine Abflachung, wo sie dem Schafte aufgesetzt wurden. Lange, schmale, meißelartige Steinklingen gehören ebenfalls diesem Gebiete an, wogegen die großen Zierbeile der Hervey-Inseln spatenförmige, dünne, oft etwas gebogene Basaltklingen tragen. Die Fassung der Beile war überall im wesentlichen gleich. Als Muster können wir die von Cook mitgebrachten Äxte aus Tahiti nennen, welche aus einem Holzstiele mit fersenartig hinten ausspringendem Fortsatze bestehen. Auf dem vordern, schräg abfallenden Teile dieses Stückes ist die oben flache, unten zweikantige Steinaxt mit einer Schnur befestigt, welche erst um den Stiel, dann kreuzweise um Axt und Fortsatz gewunden ist. Auf das Winden dieser Schnur wird oft außerordentlich viel Sorgfalt verwandt, am meisten wohl bei den Äxten der Hervey-Inseln; der Stiel ist dagegen in der Regel wenig geglättet, wo es sich nicht um Zieräxte handelt, wie man sie auf den eben genannten Inseln findet.



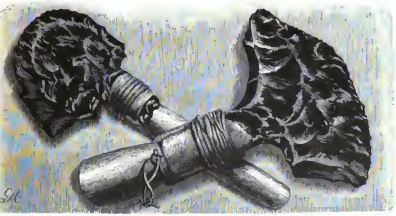
Ein Mann von den Ruk-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album). Vgl. Text, S. 148.

Die große Mehrzahl der mikronesischen Beile trägt Klingen aus Muscheln, und es sind zu diesem Zwecke besonders beliebt Terebra maculata und Tridacna gigas. Auch breite Schildkrötenrippen finden Verwendnng. Auffallenderweise vernachlässigen die Mikronesier das trefflichste Steinmaterial, so auf Ponape, um bei dem Gebrauche der Muschel stehen zu bleiben, der eben bequemer schien. Das Glätten der Klinge vermittelst Sand oder Bimsstein ist Sache der alten Männer.

Als Hauptwaffe scheinen einst die Polynesier Speere, Patia oder Tao, betrachtet zu haben, welche teils aus Holz mit durch Brand gehärteter Spitze bestanden, teils durch Steinklingen oder den Schwanzstachel des Rochens, teils mit Knochensplittern oder Haifischzähnen verstärkt waren (s. die Abbildungen, S. 153). Sie wurden bis zu doppelter Manneshöhe gefertigt (Forster sah auf den Markesas-Inseln Speere

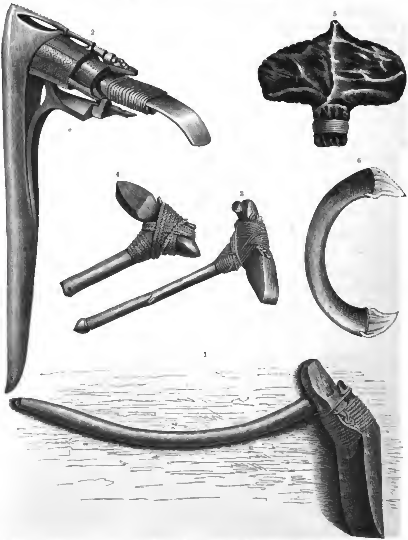


Ein Beinschmuck aus Muscheln und Hundszähnen und ein Armband aus Muschelscheibchen, von Hawai (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 143.



Obsidianbeile von der Oster-Insel (Britisches Museum, London). 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 150.

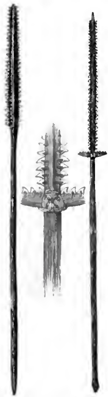
von 4 m Länge) und zwar mit Vorliebe aus Kasnarinenholz, das daher den Namen Toa (Krieg) erhielt; wo dieses fehlte, nahm man Kokosnußholz. Von Speeren trennte man sich nicht gern. Es fiel schon Forster auf, daß ein Neuseeländer als Gegengeschenke zwar Zierat und Waffen, nicht aber Speere gab, „die ihnen folglich wohl das Liebste und Kostbarste



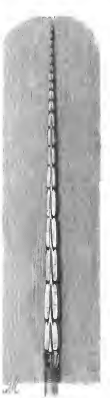

Polynesische Gecäte: 1. Eine Axt von Hawai. 1/4 wirkl. Größe. — 2. Eine geschnitzte Keule von den Poumotu-Inseln. — 3, 4. Beile von den Gesellschafts-Inseln. 1/8 wirkl. Größe — 5. Ein Messee aus Obsidian, von der Ostee-Insel. 1/3 wiekl. Größe. — 6. Ein Zirkel von den Gesellschofts-Inseln. 1/4 wirkl. Größe. (1, 3, 4 und 6. Christy Collection, Landon; 2 und 5. Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 149 ff.

sein müssen". Auch Wilkes fand, daß die Paumotu-Insulaner, welche Speere, die oft nur Stäbe sind, Keulen und Äxte aus den Schalen der Tridacna-Muschel besitzen, Speere und Keulen im Tauschhandel weniger gern als Äxte hergeben. Entsprechend solcher Wertschätzung, wurden die Speere mit besonderer Sorgfalt gearbeitet. Auf den Markesas

wurden sie ornamentiert geschnitzt und mit Menschenhaaren verziert. Auch unter den Waffen der Hawaier ragen vor allen ihre sehr kunstvollen, mit Widerhaken versehenen Speere hervor, von denen Cook einen $4^3/_4$ m langen, aus zwei Stücken eines harten Holzes gearbeiteten mitbrachte. Ebenso sind die Waffen der Mikronesier in erster Linie Speere. (S. die Tafel „Melanesische und mikronesische Waffen und Geräte" bei S. 240.) Die Speerspitzen treten bei ihnen mit Vorliebe in der Widerhakenform auf und bestehen aus Rochenstacheln, Menschenknochen, dem Schnabel des Hornhechtes, Haifischzähnen und Ähnlichem. So kunstreich wie in Melanesien sind diese Waffen aber nie, und es gibt sogar ganze Völker mit sehr primitiven Waffen, wie z. B. die Ponape-Insulaner, welche sich durch recht plumpe Speere auszeichnen, oder die Mortlock-Insulaner, die ihre Speerspitzen nur mit Faserschnur notdürftig befestigen. Diese Waffen dienen jedoch zum Stechen im Nahkampfe, meist sogar nur zum Niederstechen der schon Verwundeten, während die stabartigen Speere, hinten und vorn zugespitzt, zum Werfen benutzt werden. Als reine Holzwaffen schließen sich das **Schwert** der Palau-Insulaner (s. Abbildung, S. 159) und der Pahu, der **Dolch** (s. Abbildungen, S. 154) aus hartem Holze, an, $^1/_2$ m lang oder etwas länger, im Griffe spatelförmig, von da sich allmählich verjüngend, der in einem Futterale aus Fell getragen wird. Auch kantige Steinklingen von 20 bis 40 cm Länge geben wuchtige Handwaffen.



Mit Haifischzähnen besetzte Speere von den Gilbert-Inseln (ethnographisches Museum, München). $^1/_{10}$ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 151.



Eine Speerspitze aus Knochen, von den Gambier-Inseln (Christy Collection, London). Wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 151.

Neben dem Speere ist Hauptwaffe die meist aus schwerem Eisenholze gefertigte **Keule**, welche durch ihre charakteristische Verzierung zu den interessantesten Erzeugnissen polynesischer Kunstfertigkeit gehört (s. die Abbildungen, S. 155 u. 156). In ihnen lag vor allem die Stärke der Tonganer, welche in dieser Hinsicht zwar von den Fidschi-Insulanern an Mannigfaltigkeit übertroffen werden, jedoch von keinem andern Stamme des Stillen Ozeanes an Schönheit der Arbeit erreicht sind. Der am häufigsten und schönsten durchgeführte Typus ist die Ruderform: am Griffe rund, nach oben zu sich verflachend, jedoch durch starke Hervorhebung der Mittelkante manchmal gedrückt vierkantig, entweder oben quer abgeschnitten oder spitz-elliptisch zulaufend. Die ganze Keule dieser Form pflegt vom Griffe bis zur Spitze mit Schnitzereien bedeckt zu sein, die entweder spiralig in einem Bande um die Keule laufen, oder in jeweils vier Querfeldern, durch Seitenkanten und Mittelrippen geteilt, aufeinander folgen,

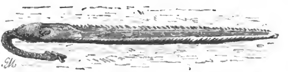
oder auch in einfachen Querbänden übereinander liegen. Die Ornamente setzen sich im einzelnen aus dicht gedrängten geraden oder Zickzacklinien zusammen, in denen aber bezeichnenderweise fast nie eine roh angedeutete menschliche Gestalt fehlt, genau dieselbe, welche auch überall in den eingelegten Arbeiten der Tonganer wiederkehrt. Auch Stern und Halbmond tauchen manchmal aus diesem Meere von Ornamenten hervor, desgleichen Fisch- und Schildkrötengestalten. Weiter ist ein häufig vorkommendes Merkmal tonganischer Keulen die Öse oder Durchbohrung zum Aufhängen. Neben diesen reichgeschnitzten sind auch glatte Keulen, ganz platt ruderförmige mit einem Querringe unter dem Ruderblatte und einfach schlegelartige, kurzstielige vorhanden. Mehr als „Ehrenruder" sind aber die bis zu 2 m hohen, entschieden ruderförmigen Gebilde zu bezeichnen, welche entweder ähnlich wie die Keulen in quergebänderter Art geschnitzt, oder in einer sehr schönen, an die großmuscheligen, bruchschönen Feuersteinklingen erinnernden Weise skulptiert sind.



Holzdolche aus Neuseeland (Britisches Museum, London). 3/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 153.

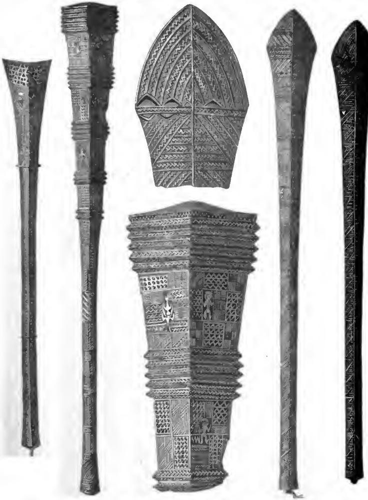
Nicht weniger als die Tonganer zeichnen sich in der Anfertigung schöner Keulen die Markesas-Insulaner aus, welche das Blatt ihrer ruderförmigen Keule wie fast jedes Erzeugnis ihrer Kunstfertigkeit mit einem Menschengesichte in phantastischer Ausführung versehen (s. Abbildung 2, S. 156). Die schönsten Keulen in Ruderform liefern aber jedenfalls die Hervey-Insulaner (s. Abbildung 1, S. 156), deren Arbeiten die feine Zellenschnitzarbeit der Tonganer noch übertreffen und so zierlich sind, daß sie, wie ein Berichterstatter von der Weltausstellung in Sydney schrieb, recht gut auf dem Nipptische einer Dame Platz finden könnten. Die Tahitier und Nächstverwandten bemühen sich, im Gegensatze zu den südlichern Insulanern, nicht so sehr um feine Ornamentation, gestalten aber ihre Waffen um so zweckmäßiger und verwenden große Mühe auf die Glättung. Neben den Keulen sind besonders auf Tahiti und auf den Markesas kurze, dicke Knüppel zum Nahkampfe im Gebrauche, so daß es an Waffen überhaupt nicht fehlt.

„Wozu die Leute eine solche Menge Waffen haben", sagt G. Forster von den Namoka-Insulanern, „ist bei ihrem gutherzigen und verträglichen Charakter nicht leicht abzusehen. Zwar könnten sie wohl, so gut wie die Tahitier, mit ihren Nachbarn in Uneinigkeit leben; allein die Streitkolben sind so sehr mit Schnitzwerk und andern Zieraten ausgeschmückt, daß sie allem Anscheine nach nicht oft Gebrauch davon machen müssen." Was hier angedeutet wird, trifft in Wirklichkeit zu. Die mit durchbrochenen Stielen versehenen Beile der Hervey- oder die überzierlichen und großen Ruderkeulen der Tonga-Insulaner sind offenbar als Zepter, als Zeichen der Würde, in erster Linie gedacht, wenn sie auch ausnahmsweise einmal zum Kampfe gedient haben mochten. So wie hier aus Keulen, gingen auch aus Speeren Würde- oder Ehrenzeichen hervor. Unter ihnen



Ein Dolch aus Rochenstachel, von den Palau-Inseln (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 157.

sind die Zepter oder Ehrenstäbe von Neuseeland ausgezeichnet durch ihre häufig über mannes- hohe Länge und durch ihre reichen und oft sehr eigenartigen Verzierungen. Sie schwan- ken in ihrer allgemeinen Form zwischen Stab und Ruder, die Keulenform kommt seltener



Tonganische Keulen (Cooks Sammlung, ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 153.

vor. Cylindrische Stäbe, die mit gezackten Längslinien verziert sind, sind die einfachsten; dieselben endigen, wie alle diese Stäbe, in einem mehr oder weniger verwickelten Knopfe, aus dessen Spiralen und sonstigen Windungen man manchmal eine menschliche Figur heraus- zufinden vermag. Und da einmal die Neigung zum Phantastischen so stark entwickelt ist, so wirft sie sich auch mit Vorliebe auf entsprechende natürliche Vorkommnisse, wie ein

gewundener und entsprechend verzierter Stab aus Neuseeland (s. Abbildung, S. 157) beweist. Man stellt wohl in diese Klasse der nur ornamentalen Zwecken dienenden Gegenstände auch einzelne kurze Stäbe mit reichverziertem Knopfe und Aufsatze und ähnliche Äxte, aber die Verzierung ist so reich und allgemein, daß der Übergang von diesen zu den Gegenständen des Gebrauches ein ganz allmählicher ist. Äxte, Pfeifen, Dolche, Flöten und andre Geräte geben diesen Zierdingen in Bezug auf Ausschmückung oft gar nichts nach und




1. Keulen von den Hervey-Inseln. — 2. Keulen von den Markesas-Inseln (ethnographisches Museum, München). Vgl. Text, S. 153 und 154.

mußten doch gebraucht worden sein. Dabei erinnert man sich aber wohl an die mit religiösen Zeremonien durchtränkte Würde des polynesischen Thuns und Lebens vorzüglich in allem, was das Auftreten des Herrschers und seiner Edlen und dann vor allem auch den Krieg betraf, der ja entschieden einen zeremoniellen Charakter neben oder vielmehr vor den Ausbrüchen barbarischer Wildheit trug.

Von Werkzeugen, welche zu diesen Arbeiten dienen, finden sich hauptsächlich in einen Holzstiel gefaßte Haifischzähne, welche eine Art Grabstichel darstellen, sowie Holzbogen mit denselben Zähnen an beiden Enden, welche zirkelartig wirken (s. Abbildung 6, S. 152).

Nicht dem Kampfe, sondern der grausamen Wollust der Menschenquälerei dienten die zum Zerfleischen der Gefangenen bestimmten Handwaffen aus Haifischzähnen, mit denen aber auch Trauernde und Grollende zum Zeichen ihres Grames sich verletzten. Man würde von dem Gedanken jener Verwendung dieser nur zum Zerreißen tauglichen Waffen als einem selbst für blutdürstige Barbaren unmöglichen sich abwenden, wenn nicht die autoptischen Berichte der Begleiter Cooks dafür sprächen, welche diese Gegenstände zuerst abgebildet und als dem angegebenen Zwecke dienend bezeichnet haben. Vielleicht ist ihnen auch der ebensowohl als Säge wie als Dolch zu verwendende Rochenstachel anzureihen (s. Abbildungen, S. 154 unten und 158 links). Die Haifischzahnwaffen fanden eine große Entwickelung auf den Gesellschafts-Inseln, wo man das aus einem drei- bis viergabeligen Zweige der Kasuarine durch Befestung mit Haifischzähnen gefertigte Gabelschwert Paeho mit Recht als die furchtbarste Waffe betrachtete. Sie wurden aber auf den Gilbert- oder Kingsmill-Inseln zur höchsten Vollkommenheit gebracht, und es ist im höchsten Grade interessant zu sehen, wie die Bevölkerung dieser kleinen Inselgruppe durch konsequentes Fortschreiten in einer bestimmten Richtung sich einen Stil für die Herstellung von Waffen zu eigen gemacht und in bemerkenswertem Grade ausgebildet hat, welcher zu den eigentümlichsten, am meisten Fleiß und Geschick erfordernden gehört (s. Abbildungen, S. 153, 159 und 160). Derselbe besteht in der Ausrüstung der Waffen mit Haifischzähnen, welche wie eine Weiterbildung der auch bei Malayen vorkommenden Waffe aus der Säge des Schwertfisches erscheint. Man könnte glauben, es mit einem in beständigen Kriegen lebenden, weder an Zahl noch Macht geringen Volke zu thun zu haben.

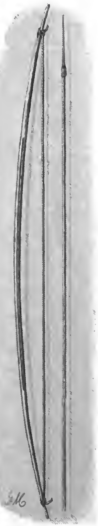


Häuptlingszeichen und Zierstäbe der Maori (Christy Collection, London). ⅐ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 156.

Statt dessen messen die Kingsmill-Inseln insgesamt 7,8 deutsche QMeilen, und ihre Bevölkerung beläuft sich auf nicht mehr als 35,000 Seelen! Das notwendige Gegenbild dieser Waffentechnik sind die Panzerkleider, welche zu ihr in demselben Verhältnisse stehen wie Schiffspanzer zu gezogenen Kanonen. Aus Schnüren dicht geflochten, grob und dick, sind sie am Körper schmerzhaft und schwer; aber man begreift, daß sie allein schon notwendig sind, um nur die moralischen Wirkungen dieser Haifischwaffe abzuschwächen. Ein Helm aus der stachligen Haut eines Diodon oder Igelfisches vollendet die originelle Rüstung.



Ein Sägemesser aus Rochenstachel, von den Palau-Inseln (Britisches Museum, London). ²/₃ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 157.



Bogen und Pfeil von den Freundschafts-Inseln (Christy Collection, London). ¹/₁₂ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 159.

Bogen und Pfeil fehlen allen Mikronesiern, aber nicht allen Polynesiern, denn sie waren in Tahiti zweifellos im Gebrauche zur Zeit der Besuche, welche in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Cook, Banks, Bougainville und andre den Gesellschafts-Inseln abstatteten. Man begreift nicht, wie diese Thatsache von Spätern geleugnet werden konnte, da sie besonders von Cook bestimmt angegeben ist, welcher z. B. im Schiffstagebuche aufzeichnet, daß am 12. Juni 1769 einige Matrosen gestraft wurden, weil sie Eingebornen ihre Bogen und Pfeile weggenommen hatten. Auch unter den Tauschartikeln der Eingebornen von Komango führt Cook Bogen neben Speeren und Keulen an. Übrigens liegen auch spätere unzweifelhafte Zeugnisse vor: „Sie kennen“, sagt G. Hamilton, der 1791 auf der „Pandora“ Tahiti besuchte, „den Bogen und die Pfeile, bedienen sich aber derselben nur zum Vergnügen“. Darin liegt aber gerade das Eigentümliche der Verbreitung dieser Waffen in Polynesien, daß sie nicht nur völlig aufgehört hatten, Kriegswaffen zu sein, und nur noch bei Jagd und Spiel benutzt wurden, sondern daß sie auch nicht bei der Bevölkerung im ganzen im Gebrauche waren, sondern vielmehr der höhern Klasse oder Kaste gewissermaßen reserviert blieben. Auf den Gesellschafts-Inseln sowohl als auch auf den Markesas, auf Tonga und Samoa waren Bogen und Pfeile

dergestalt im Gebrauche, und A. Lesson, der auf den beiden erstern Inselgruppen die Eingebornen darüber befragte, erhielt zur Antwort, daß es in ihrer Erinnerung nie anders gewesen. Der Bogen der Freundschafts-Inseln (s. Abbildung, S. 158 rechts), welcher dort nur zum Schießen der Ratten benutzt wird, ist zwar noch immer eine stolze Waffe: manneshoch, aus festem Holze schön geglättet, mit starker gedrehter Sehne bezogen, aber sein treuer Gefährte, der Köcher, ist dort gänzlich verschwunden (s. nebenstehende Abbildung, links), und die Zahl der Pfeile ist auf einen herabgesunken; man braucht keinen Köcher für diesen, der seine Stelle in einer Rinne am Rücken des Bogens findet und nie auf große Entfernung, sondern immer, bei der Kleinheit des Jagdobjektes, in der Nähe verschossen wird. Labillardière behauptet übrigens, daß die Tonganer, die früher nur für Jagd Bogen besessen, den Gebrauch dieser Waffe zum Kriege von den Fidschianern später gelernt hätten.



Köcher u. Pfeil von den Gesellschafts-Inseln (Christy Collection, London). $^1/_8$ wirkl. Größe.



Holzschwerter der Rupak, Palau-Inseln (Brit. Museum, London). $^1/_6$ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 153 u. 157.

Aber selbst in Neuseeland deutet wenigstens die Sprache auf frühere Bekanntschaft mit diesen Waffen, wenn auch zu Cooks Zeit dieselben nicht mehr wirklich im Gebrauche waren. In der Maori-Sprache heißt Bogen „Ko Pere“ und Pfeil „Pere“. Das sind andre Namen als die im eigentlichen Polynesien üblichen, wo auf Tonga der Bogen Fana, der Pfeil Ngahau (ähnlich dem gleichbedeutenden Fidschi-Wort Ngassau), auf Tahiti der Bogen gleichfalls Fana, der Pfeil Tea, Au oder Ohe genannt wird.

Gänzlich mangeln aber Bogen und Pfeil, und es sind auch keine Spuren davon entdeckt auf allen Inseln Mikronesiens, auf den Gilbert-Inseln, Paumotu, der Oster-Insel und der

hawaischen Gruppe. Dennoch ist es nicht richtig, wenn man gesagt hat, es fänden Waffen für den Fernkampf überhaupt in der polynesischen Strategie kaum eine Stelle, weil die Jagd auf diesen tierarmen Inseln nach und nach vergessen worden sei. Denn neben Speer und Lanze ist die Schleuder die häufigst gebrauchte Waffe der Mikronesier. Schleudern aus Schnüren geflochten, wesentlich ähnlich den melanesischen, kennt man von den Mortlock- und Karolinen-Inseln, und neben ihnen kommen für den Fernkampf kurze Wurfkeulen vor. Schon Cook wollte beim ersten Besuche der Markesas bemerkt haben, daß die anscheinend friedlichen, waffenlosen Eingebornen Steine vor sich an dem Boden liegen und Schleudern um den Kopf gebunden hatten. In der That gehört hier die aus Kokosfasern gefertigte Schlinge, Ma, mit den hühnereigroßen, glatten oder kantigen Schleudersteinen, Uriti, zu den gefürchteten Waffen. Geschickte Schleuderer waren berühmt und hochgeschätzt und bildeten in der tahitischen Armee eine eigne Truppe, die in günstigen Momenten vor den Heerhaufen vortrat und unter Zurufen, zu fliehen oder zu fallen, den Gegner bewarf.



Handwaffen mit Haifischzähnen, Dolch, Schöpfer und Kürbisflasche von den hawaischen Inseln (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 157.

Wie auf den Gilbert-Inseln den haifischzahnbewaffneten Schwertern und Speeren die undurchdringliche Rüstung aus Kokosfasern und der Helm aus Diodonhaut entsprechen, so tritt auch in andern Teilen Polynesiens der Mannigfaltigkeit der Angriffswaffen die Sorge für die Abwehr in Rüstungen und andern Schutzmitteln zur Seite. Und bei dem zeremoniellen Charakter der Kämpfe dienten sie auch öfters dem Zwecke, die Krieger stolzer oder fürchterlicher erscheinen zu lassen. Leider sind uns die Rüstungen der Tahitier nicht genauer beschrieben, von denen Ellis sagt, daß sie entweder aus Holz oder einem Netzwerke feiner Schnüre bestanden, während Wilkes einmal von einem Panzer aus hölzernen Stäben spricht. Wir wissen nur, daß die Holzrüstung Ruuruu Brust und Rücken schützte und die Arme freiließ, während der Schnurpanzer Tiputa für leichter galt. Über dieselben wurden Zeugwülste getragen und darüber das Festkleid, denn man zog mit dem Besten angethan, sogar mit wohlriechendem Öle gesalbt und mit Blumen geschmückt in den Streit. Der größte Wert wurde aber auf die Kopfbedeckung gelegt, welche bei den Hawaiern als ein mit Federn bestickter Helm von elegantester griechischer

Form erschien, um bei den Stämmen der Australinseln die phantastischsten Gestalten anzunehmen. Die einfachsten sind eine runde Kappe aus mehreren Zeuglagen mit einer Feder als Krönung, andre gleichen einem quer aufgesetzten Dreispitze, dessen Enden bis über die beiden Schultern hinausreichten, und eine dritte, hutartig aus einer Rohrunterlage aufgebaute Form, die auf Rurutua getragen wurde, besitzt eine Krönung aus fliegendem Menschenhaare, welches auf leichtem Flechtwerke so befestigt ist, daß es beim Gehen hinten hinauswallt. Den Träger eines solchen weithin sichtbaren Kopfschmuckes anzugreifen, galt als besondere Heldenthat, und mit seiner Erlegung war oft die Schlacht überhaupt entschieden. Es waren daher nur Helden, welche solchen Schmuckes würdig gehalten wurden. Ein weiteres Uniformstück der Tahitier war ein mit Federn und Muscheln besetzter Halskragen, der wie ein Brustschild angelegt ward (s. Abbildung, S. 137 rechts). G. Forster nennt diese tahitischen Brustschilder Rüstung; doch scheinen sie mehr dem kriegerischen Schmucke, ähnlich wie der eben beschriebene Helm, gedient zu haben. Viel eher verdienen sie den Namen Rüstung auf Tongatabu, wo derselbe „ein großes, flaches Brustschild aus einem runden Knochen, vermutlich von einer Walfischart", fand. „Es war ungefähr 18 Zoll im Durchmesser groß, so weiß wie Elfenbein und schön poliert." Dagegen wurde dieser Brustschild der Tahitier bei den Markesas-Insulanern zum unzweifelhaften Schmucke, wie ihn auch G. Forster selbst nennt. Er besteht nämlich bei ihnen aus Stücken leichten, korkartigen Holzes, die zu einem Halbringe zusammengebunden, mit Harz aneinander befestigt und mit roten Abrusbohnen besetzt sind. Die Muschelschale in Zahnform scheint bei Ärmern diesen Brustschild zu vertreten, und vielleicht ist er in seiner reduziertesten Gestalt in der flachen Muschel zu erkennen, welche viele Polynesier, oft auch zahnförmig zugeschliffen, auf der Brust hängen haben (s. Abbildung, S. 137 rechts).

---

## 10. Ackerbau, Viehzucht, Hüttenbau und Handwerk der Polynesier und Mikronesier.

„Durchaus ist in ihren Arbeiten, wenn man die Werkzeuge in Betracht zieht, ein erfinderischer Geist zu bewundern."
James Wilson.

Inhalt: Ackerbau. Angebaute Pflanzen. Hoher Stand des Ackerbaues. Abwandlung desselben auf Neuseeland. Mangel desselben in vereinzelten Gegenden. — Viehzucht. Schwein und Hund. Fischzucht. Mangel des Hirtenlebens. — Fischfang und Jagd. Konstruktion der Angeln. Verschiedene Arten des Fischfanges. Vogelfang und Rattenjagd. — Nahrung. Zubereitung des Taro und der Brotfrüchte. Mangel der Töpfe. Kochen in heißer Erde. Speisegebräuche. Ava oder Kava. — Hausbau. Grundplan und Abwandlung. Einzelhütten und Gesellschaftshäuser. Steinbauten. Einrichtung. Heiligung. Dörfer. — Handwerk. Holzschnitzerei. Töpferei. Herstellung von Tapa. Weberei. Flechterei. Federarbeiten. Bereitung von Gelbwurzelpulver. Herstellung von Geld. Verschiedene Geldarten.

Der Ackerbau ist und war in Polynesien hoch entwickelt. An den meisten Stellen bietet er uns nicht ein Beispiel von der kulturfördernden Wirkung der Not, denn fast auf allen diesen Inseln war es nicht notwendig, der Erde ihre Früchte mit Mühe abzuringen, sondern er macht vielmehr den Eindruck, von außen her, aus bevölkertern, mehr zur Arbeit zwingenden Gebieten hierher verpflanzt zu sein. Man kann freilich verschiedene Gebiete von verschiedengradiger Intensität der Bodenkultur unterscheiden, indem man unzweifelhaft am höchsten stehend jene Inseln erblickt, wo, wie auf Tonga, Boden und Klima nicht allzu günstig, aber auch nicht karg sind, wo sie die Arbeit belohnen, aber nicht

erschlaffen lassen; etwas tiefer stehen die von der Natur verschwenderisch ausgestatteten Gesellschafts-Inseln oder Samoa, wo deshalb die Menschen träger sind; am tiefsten steht eine arme Insel wie die Osterinsel oder die kleinern Paumotu-Inseln mit engem Raume und kargem felsigen Boden. Und doch fand man Pisang, Zuckerrohr, Bataten, Yams, Taro, Solanum selbst auf der Osterinsel angebaut. Aber diese dürftigen Gebiete bilden die Ausnahmen, die erstern, begünstigtern die Regel. Man findet daselbst umzäunte Felder, Terrassenbau mit künstlich aufgehäufter Erde an steilen Abhängen, Bewässerungsanlagen, letztere besonders häufig zum Zwecke des Baues des Taro (s. S. 110), von welchem eine große und eine kleine, feinere Abart kultiviert werden, Schattenbäume und Zierblumen, wohl abgeteilte Beete: alles Zeichen einer hochgesteigerten Kultur des Bodens. Selbst auf der Osterinsel fand G. Forster um jede Pisangpflanze einen Bewässerungsgraben von $^1/_3$ m Tiefe, und auf Tonga wandelte er in einer 2000 Schritt langen vierfachen Allee von Kokospalmen und fand die Wohnhäuser mit wohlriechendem Buschwerke umgeben. Auf den spärlichen Feldern der Osterinsel sah man das Gras ausgejätet und über die Erde als Dünger oder als Schutz der jungen Taropflanzungen gegen die Sonnenhitze hingestreut, und auf den Gesellschafts-Inseln fand man die Maulbeerpflanzungen zur Tapabereitung gejätet, mit Bruchstücken von Muscheln und Korallen gedüngt und mit Abzugsgräben versehen. Berghänge, mit Farnkraut bewachsen, wurden hier abgebrannt, um mit der Asche gedüngt zu werden. Entsprechend dieser Intensität ist die Kultur auch räumlich dicht verbreitet. Pritchard hebt es als einen besondern Vorzug von Samoa hervor, daß man alle halbe Stunden auf einen Kokospalmen- oder Brotfruchthain stoße, so daß Mangel an Erfrischung nie aufkommen könne, und die ersten Besucher bezeichneten Tongatabu als einen großen Garten. Man versteht, daß ihre Beschreibungen die Sehnsucht der Zeitgenossen nach diesen glücklichen Inseln auf das lebhafteste anregten.

In Mikronesien, wo die Fischerei vielfach vorwiegt, wird nur auf den größern Inseln, wie z. B. den Palau-Inseln, Ackerbau im größern Maße zur Beschaffung des Hauptnahrungsmittels, das auch hier Taro ist, getrieben. Männer bauen Betel, Tabak und Kurkuma, und die Weiber der Ärmsten wie der Vornehmsten, ja selbst der Könige, halten es für eine Ehrensache, ihre Taropflanzung in einem glänzenden Zustande zu erhalten. Die Männer bearbeiten nur den Grund der Pflanzung mit künstlicher Bewässerung in niedrigen, schlammigen Orten und setzen die Sprößlinge; die Frauen müssen sie von Unkraut rein halten und je nach Bedarf aus dem Boden heben. Die Tarowurzel liefert nicht nur die Nahrung aller Tage, sondern bezeugt ihren Wert auch dadurch, daß sie das Hauptgericht bei Festen bildet. Die Neuseeländer kultivieren außer dem Taro, das auch hier nur von den Frauen angebaut wird, von ursprünglich fremden, aus Norden mitgebrachten Gewächsen die Batate, deren Anbau mit religiösen Feierlichkeiten eingeleitet wird, und den Flaschenkürbis, von einheimischen das Farnkraut mit eßbaren Knollen und den neuseeländischen Flachs.

In der Viehzucht der Polynesier steht obenan das Schwein, welches überall, wo es vorkommt, eine bevorzugte Stellung einnimmt; es wird gehätschelt, seine Jungen in manchen Fällen, wie auf Tahiti, sogar von den Frauen, die eigne Kinder verloren haben, gesäugt, mit Sorgfalt von eigens angestellten alten Frauen gefüttert, ja nach Art der Kapaune mit Brotfruchtteig geradezu gestopft; es ist das Schlachttier der Feste und der Vornehmen, und selten kommt sein Fleisch an die gemeinen Leute. „Dieses Vieh", sagt G. Forster, „gehört zwar zu den wirklichen Reichtümern von Tahiti, doch darf man es deshalb nicht für einen Hauptartikel des Unterhaltes ansehen, denn in dem Betrachte könnte die ganze Tierart ausgerottet werden, ohne daß die Nation im ganzen dabei verlöre, weil sie nämlich den Großen des Landes allein und ausschließungsweise zugehört." Cook konnte von Tahitiern alles andre, nur keine Schweine erhalten, wiewohl gerade diese sehr häufig waren. Die Eingebornen antworteten ihm auf seine bezüglichen Fragen immer nur, die Tiere gehörten dem Könige.

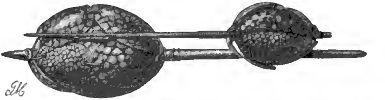
Neben dem Schweine war der Hund auf den größern polynesischen Inseln das einzige größere Haustier. Man züchtete ihn auf Neuseeland, Samoa, den Gesellschafts-Inseln. Wo er, wie zu Cooks Zeit auf Tongatabu, fehlte, dürfte er nur eingegangen sein, denn G. Forster hebt es von den Bewohnern dieser Insel als besonders auffallend hervor, daß ihnen der Name Guri, mit dem die Neuseeländer den Hund nennen (Uri auf Tahiti), bekannt gewesen sei. Das Huhn war schon zu Cooks Zeit weit verbreitet. Auf Tonga lief es scharenweise wild umher, und sogar auf der Osterinsel war es das einzige Haustier, wiewohl von sehr kleiner Art und verkümmertem Gefieder. Aber von den einheimischen Vögeln ist keiner eigentlich Haustier geworden. Zwar fand man auf der eben genannten Insel die Meerschwalben (Sterna) so weit gezähmt, daß sie den Menschen auf den Schultern saßen, und auf Tongatabu sah Forster die Insulaner mit Stöcken umhergehen, auf welchen sie Tauben oder Papageien trugen, doch hat dies alles keine wirtschaftliche Bedeutung gewonnen. Ein besonderer Zweig der Tierzucht, der sich naturgemäß aus der eifrigen und ausgedehnten Fischerei entwickelte, war die künstliche Fischzucht, die vorzüglich auf Hawai blühte. Auf Kauai fand Wilkes im Besitze eines weiblichen Häuptlinges künstliche Fischteiche von verschiedenem Salzgehalte übereinander, in welche kleine Seefische zum Zwecke der Mästung eingesetzt wurden, und sogar die Tarosümpfe bei Honolulu wurden, ähnlich wie die Reissümpfe in China, zur Fischzucht verwendet. Was jedoch Pritchard von der künstlichen Zucht junger Haie in seichten Lagunen der Hervey-Inseln erzählt, ist offenbar nicht selbst beobachtet.

Diesem Zweige der Menschheit sind nicht nur alle jene tiefen Einflüsse fern geblieben, welche das Hirtenleben mit sich führt, sondern es konnte auch das Stählende, das in der Jagd großer, gefährlicher Landtiere liegt, nicht in ihrem Charakter zur Wirkung kommen, denn wenn die Neuseeländer, wie es ja wahrscheinlich ist, auch den Moa gejagt haben sollten, so war dies doch ein im Verhältnisse zum Menschen schwaches Jagdtier. Auch die Jagd auf kleinere Tiere wird in Polynesien wenig ausgeübt. Auf Hilo werden zwar Enten an schwimmenden, mit Köder versehenen und mit Steinen beschwerten Stäbchen gefangen, an welchen die Ente hängen bleibt, und ebenso sah Forster auf Tahiti kleine Vögel fangen; aber im übrigen ist die Jagd belanglos. Wer weiß, ob nicht der Mangel aller Möglichkeit, im Weidwerke der Mordlust und Grausamkeit, selbst dem Ehrgeize, dem Thatendrange Auslaß zu verschaffen, die Unaufhörlichkeit der Kriege, die Grausamkeit des Menschen gegen den Menschen ebenso mitverschuldet, wie der Mangel am Fleische großer Tiere seinen Anteil am Kannibalismus haben mag? In der That, was in ihrer Thätigkeit an hohe Jagd erinnert, das ist nur der Fischfang, denn selbst das Anlocken des Kaka und Kiwikiwi durch nächtliche Feuer, die Nachahmung ihres Rufes und das Erschlagen derselben mit langen Stäben ist Kinderspiel. Auch hängt der Mangel weithin treffender Waffen jedenfalls damit zusammen.

Dagegen wird die Fischerei mit Eifer und Sorgfalt betrieben, und ihr dienen mit die vervollkommtsten Werkzeuge, welche die Polynesier überhaupt besitzen. Es genüge, zu sagen, daß die Neuseeländer Netze von 1000 Ellen Länge flochten, die Hunderte von Händen brauchten, um richtig gehandhabt zu werden. Daneben verfertigte man aus Vogelknochen, Muscheln und hartem Holze Angelhaken verschiedenster Größe (s. Abbildung, Bd. 1, Einleitung, S. 50), welche mit künstlichem Köder aus Federn oder glänzenden Muschelschalen versehen waren (s. Abbildung, S. 164). Die größten von ihnen dienten zum Fange der Haifische, welche in der Fleischnahrung aller Klassen der Polynesier eine hervorragende Stelle einnahmen. Zu den schwer glaublichen Geschichten, die sich wie polynesisches Fischerlatein anhören, gehören die Erzählungen von kühnen Fischern, welche schlafenden Haifischen ein Tau um den Schwanz binden, um sie damit ans Land zu ziehen, oder, wenn das Tau ihren Händen entglitten ist, mitten unter die Haifische springen und mit dem Taue, an

dessen anderm Ende die Beute hängt, in den Zähnen zurück zum Boote schwimmen. Zum Delphinfange, in dem sich besonders die Hawaier durch Geschick auszeichnen, fahren sie mit ihren kleinen Fischerbooten bei stürmischem Wetter hinaus, und mehr als ein Fischer ist verschollen, der immer weiter dem Rudel nachfuhr, das durch die Vögel in der Luft sich anzeigt.

Zu den gewöhnlichen Beschäftigungen gehört auch bei den Mikronesiern der Fischfang. Ein oder zwei Mitglieder einer Familie gehen fast jeden zweiten Tag zu diesem Zwecke auf die See. Der Fischfang im kleinen wird mit dem Speere oder der Angel betrieben, und zwar sind die Palau-Eingebornen besonders geschickte Speerwerfer. Das Einsammeln der Muscheln übernehmen die Knaben. Eine große Angelegenheit sind aber die Jagden auf größere Seetiere, namentlich auf die nicht ungefährlichen Rochen, auf welche mit zehn und mehr Booten ausgezogen wird. Merkwürdigerweise gehört jedoch die Beute nicht der Jagdgesellschaft, sondern nur dem Glücklichen, der dieselbe zuerst erblickte und durch besondere Zeichen die Genossen herbeirief. Einem solchen Rufe darf niemand sich entziehen, auch nicht der Höhere, wenn er vom Niedrigerstehenden ausgeht. Der Fischfang mit großen Netzen wird auf Befehl



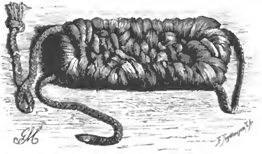
Angelköder aus Muschelschalen, von den Gesellschafts-Inseln (Christy Collection, London). ¾ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 163.

der Häuptlinge von mehreren Ortschaften zusammen ausgeführt. Außerdem greift aber die politische Organisation auch noch insofern in diese Arbeit ein, als zu bestimmten Zeiten erscheinende Fische gewissen Ortschaften zum Fange zugewiesen werden, welche den Ruf haben, gerade in diesem ausgezeichnet zu sein. Da zum Schildkrötenfange große Netze gehören, wird auch dieser nicht von einzelnen, sondern von mehreren im Auftrage eines Reichen betrieben. Geheiligte Gebräuche umgaben einst wie die meisten andern, so auch diese Thätigkeit. Den ersten Fisch gaben z. B. die Maori dem Meere zurück, und die Hälfte des Fanges wurde den Göttern und Priestern dargeboten.

Wenn die Kahnbauer heilig waren, so galten die Verfertiger von Tauen, Angelschnüren und Angelhaken wenigstens für sehr wichtige Persönlichkeiten, und es spricht sich die Bedeutung, die man gerade diesen Dingen beilegte, schon in der feinen und genauen Arbeit aus, durch welche sie sich auszeichnen. Dabei besaß man sie in so großer Zahl, daß sie in der ersten Zeit einen der häufigsten Tauschartikel gegen europäische Waren bildeten. Die stärksten Angeln setzen sich aus drei Stücken zusammen. Der Körper besteht aus einem halbrunden fingerförmigen Knochenstücke von Physeter macrocephalus, dessen flache Hinterseite mit Perlmutter belegt ist; an seiner Vorderseite ist der aus Schildpatt gefertigte Haken angebracht, dessen Spitze bei den größern Exemplaren durchbohrt und mit einer Schnur, wahrscheinlich für den Köder, durchzogen ist. Der Haken ist mit Schnüren an dem Angelkörper befestigt. Im Prinzipe diesen Angeln, welche bis 17 cm messen, ganz ähnlich sind kleinere, an welchen der Körper nur aus Perlmutter besteht, dem so, wie beschrieben, der Schildpatthaken angefügt ist, während die kleinern in der Regel einfach aus Perlmutter gefertigt sind. Sind die Schildpatthaken stumpf geworden oder gebrochen, so werden sie wohl in Halsketten eingefügt, wie man es bei einem von Cook aus Tonga mitgebrachten Halsschmucke sieht. Bei

dieser Gelegenheit sei auch die tahitanische Vorrichtung zum Tragen von Fischen erwähnt: ein starker Strick mit Eberzähnen an beiden Enden, an welchem die Fische aufgehängt wurden (s. Abbildung a, S. 173). Die mikronesischen Fischereigerätschaften sind mit kleinen örtlichen Abweichungen den polynesischen ähnlich.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich von selbst die Beschaffenheit der **Nahrung**, in welcher Erzeugnisse des Pflanzenreiches und Ergebnisse des Fischfanges allen andern voranstehen. Speisegesetze verbieten die Tiere oder Pflanzen, welche Atua des Stammes sind; wo es Schweine und Hunde gibt, sind diese den Vornehmen vorbehalten. Entgegen unsern Vorstellungen von der Nahrungsweise tropischer Völker ist Fett sehr beliebt und wird in großer Menge verzehrt; Fett und Blut des Schweines gehören bei den Symposien der Vornehmen zu den Leckerbissen. Sogar gestrandete, selbst angefaulte Walfische wurden in Neuseeland gegessen; „kein Grönländer war je eifriger auf Thrangenuß bedacht als unsre Freunde hier“, sagt Cook von den Maori, „welche mit Wollust den stinkenden Abfall beim Aussieben von Seehundsfett verschlangen“. Ratten essen gewöhnlich nur gemeine Leute, auf Tahiti nur Weiber. Die meisten Vögel gelten für heilig und werden nicht gegessen, und das Huhn wird wohl aus diesem Grunde nicht Manu, welches der generische Name für Vögel und in der Hofsprache Tongas für alles Lebende ist, sondern Moa genannt. Unter den pflanzlichen Nahrungsmitteln steht die vielberühmte Brotfrucht, dann Taro, Yam und Batate allen andern voran. Die Brotfrucht wird teils frisch gebacken, teils gegoren verzehrt. Vom Taro wird das Satzmehl, welches nach dem Auswaschen der Schärfe übrigbleibt, geknetet; und indem man diesen Teig gären läßt, gewinnt man das Poi, die breiartige säuerliche Lieblingsnahrung der Polynesier, die den Eingebornen besonders auch bei ihren Reisen dadurch wichtig ward, daß man sie sehr lange aufbewahren konnte. Auch die Yamswurzel verstanden sie, nachdem sie gebacken war, ein Jahr lang aufzubewahren. Die Batate wird nicht überall gleich hoch geschätzt, auf Tahiti z. B. ißt man sie nur, solange es noch keine reife Brotfrucht gibt. Der Kokosnuß und ihres großen Nährwertes ist bereits Erwähnung gethan worden; zusammen mit den Pandanusfrüchten bildet sie die Hauptnahrung auf den pflanzenarmen niedrigen Inseln, wie den Paumotu-Inseln. Eine größere Reihe von Nahrungspflanzen haben wir bereits bei der Betrachtung der polynesischen Pflanzenwelt mit Bezug auf deren Nutzen für den Menschen aufgeführt. Salz bereiten die Polynesier nicht, benutzen aber Seewasser zur Würze ihrer Fisch- und Fleischspeisen, welche oft ziemlich kompliziert sind: Mariner nennt allein in der Küche Tongas 30 verschiedene Speisen. Sogar Einsalzen des Schweinefleisches wird aus Hawai berichtet.



Eine Sandale von Samoa, aus Hibiskusbast, beim Fischen auf Korallenriffen getragen (Christy Collection, London).

Für die Art, wie alle diese Stoffe zur **Nahrung zubereitet** werden, ist vor allem bezeichnend die Thatsache, daß weitaus die meisten Polynesier keine irdenen und noch weniger metallene Gefäße besitzen. Zwar sieden sie Wasser in hölzernen Gefäßen, indem sie rotglühende Steine in dasselbe werfen, aber sie verwenden es dann nicht zum eigentlichen Kochen, sondern nur zum bequemern Öffnen der Muscheln, die sie hineinlegen. Die

Hauptzubereitung ist ein Dämpfen in der Weise, daß die Speisen auf sehr erhitzte Steine, die mit Wasser bespritzt werden, gelegt, mit ebensolchen und mit Laub und Erde zugedeckt und so sich selbst überlassen werden. Seit Cook und Forster haben viele Europäer das so zubereitete Fleisch weit über unsern Braten gestellt. Das einfache Braten oder Rösten am offenen Feuer wird für eine nur in der Eile oder für Sklaven passende Zubereitungsweise erklärt. Eigentlich gesotten wird nur in der Nähe der heißen Quellen, in welche oft lebende Tiere, in neuerer Zeit besonders Schweine, geworfen werden, um in unglaublich kurzer Zeit gar zu sein. Auf Palau liegt den Männern, auf den Mortlock-Inseln den Weibern das Kochen ob. Wie in Homerischer Zeit, gilt das Zerlegen und Austeilen der Speisen für ein der höchststehenden Häuptlinge nicht unwürdiges Geschäft. Auf Reisen kocht man kleinere Tiere im Tragen: es war das Erstaunen europäischer Reisender auf Hawai, zu sehen, wie die Eingebornen ein Huhn mit einigen heißen Steinen in ein Bündel banden, um es an der nächsten Station gekocht hervorzuziehen. Man ißt im Freien auf dem Boden, den man statt des Tischtuches mit frischen Blättern bedeckt, und die warmen Speisen werden in Bananenblätter gewickelt aufgetragen.

Auch beim Essen werden bestimmte Förmlichkeiten beobachtet, innerhalb deren Rahmen aber doch die geradezu unschöne Gier Platz findet, mit welcher selbst in dem zeremoniellen Tongatabu einst die Vornehmen über das kaum zerlegte Schwein herfielen. An den meisten Orten dürfen weder Frauen und Männer zusammen essen, noch jene das essen, was diese bereitet haben. Es war ein für Europäer unschöner Anblick, die Frauen um ein Symposion der Männer herumstehen und sich mit den empfangenen Bissen, die sorgfältig in Blätter gewickelt wurden, scheu entfernen zu sehen, um dieselben fern von dieser geweihten Stätte des Schmauses zu verspeisen. Fast ebenso ängstlich scheint es vermieden zu werden, mit einem andern aus dem gleichen Gefäße zu essen. In gewöhnlichen Zeiten ißt man zweimal des Tages; ist aber der Vorrat von Nahrung groß, so bleibt man bei ihr sitzen, mit Unterbrechungen durch Tanz, Spiel 2c., bis alles aufgezehrt ist. Und oft waren die Vorräte sehr groß, denn ganze Dörfer oder Stämme brieten bei besondern Gelegenheiten in Erdgruben von 10 m Umfang Brotfrüchte, die sie dann alle in einem fortdauernden Gelage verzehrten. Vielerorts wurden auch die gemästeten Schweine und Hunde bis zu festlichen Zeiten aufbewahrt und dann auf einmal in Masse gegessen.

Das einzige, aber fast allgemein verbreitete Genußmittel der Polynesier war die Kava oder Ava, der gegorne Saft von gekauten Wurzeln des Piper methysticum. Über den Ursprung derselben ist man nicht im klaren, doch kann der Umstand, daß sie in Fidschi gefunden wird, auf tonganische Übertragung zurückführen. Die ersten Europäer meinten ihren Gebrauch rasch haben zunehmen zu sehen: bei seinem zweiten Besuche fand Cook sie in Ulietea oder Raietea schon sehr stark im Gebrauche, aber in Otahaiti war sie nicht sehr gewöhnlich; doch bei seiner dritten Anwesenheit hatte sie schon unglaubliche Verwüstungen angerichtet, so daß er viele von seinen alten Bekannten deshalb kaum wieder erkannte. „Auf den Freundschafts-Inseln", heißt es in Cooks dritter Reise, „trinkt man zwar ebenfalls Ava, und sie ist bei den dortigen Vornehmen ein ganz gewöhnliches Getränk geworden; man mischt aber so viel Wasser darunter, daß sie keinen Schaden thut. Die Vornehmen in Atuai, die sich dieses Trankes ebenfalls nur sehr mäßig bedienen, sind gerade aus dieser Ursache ungleich wohlgebildeter als die Vornehmen auf den benachbarten Inseln." Die Bereitung der Ava ist folgende: Eine flache, auf drei kurzen Füßen ruhende Schale aus hartem Holze wird auf den Fußboden gestellt, und junge Mädchen und Frauen lagern sich im Kreise um dieselbe, brechen kleine Stücke der getrockneten Avawurzel, welche 20 kg schwer werden kann, ab, stecken dieselben in den Mund und speien, nachdem die Wurzel gut durchkaut ist, den Brei in die Schale aus. Nachdem Wasser hinzugethan und

das Gemisch umgerührt wurde, ist das Getränk fertig. Eine Kokosnußschale oder, wie auf Tonga, kunstreich viereckig gefaltete Becher aus Pisangblättern dienen als Trinkgefäß und werden mit großem Behagen geleert. Das Getränk selbst ist eine dunkelgraue, schmutzig aussehende Brühe von einem keineswegs angenehmen bittern Geschmacke. Berauschend in dem Grade wie spirituöse Getränke ist die Ava nicht, doch erzählt G. Forster von einem Tahitier, der nach dem Genusse einer Schale voll Ava mit rotem Gesichte und hervorstehenden Augen berauscht zu Boden fiel; und bei den Ava-Gelagen der Arii auf den Gesellschafts-Inseln waren alle Ausschweifungen der Betrunkenheit zu bemerken bis zum Morde und Totschlage. Man sagt, daß bei anhaltendem Gebrauche der Ava-Trinker schwache Augen bekomme, ja manchmal infolge des zu starken Genusses erblinde. Die schuppige Haut, die angeschwollenen Extremitäten, die Triefaugen, das schwache Gedächtnis so sehr vieler Polynesier wurden von Forster und andern wohl mit Unrecht ganz auf Rechnung der Ausschweifungen in diesem Genusse gesetzt, denn diese Völker waren ja auch in andern Genüssen ausschweifend und haben sich nach der europäischen Zeit als ebenso starke Raucher gezeigt, wie sie vorher Ava-Trinker gewesen sind.

In Mikronesien wird süßer Palmsaft zu Sirup eingedickt und parfümiert, ferner durch Gärung aus diesem gewonnener Palmwein getrunken, und auf Ponape verstehen die Eingebornen aus diesem sogar einen Branntwein zu destillieren, von dem, wenn wir recht verstehen, Finsch glaubt, daß er schon vor der Zeit des europäischen Einflusses hier bereitet worden sei. Endlich ist die Ava auch hier nicht unbekannt, wird aber nicht durch Kauen, wie in Polynesien, sondern durch Stampfen der Wurzel gewonnen, wobei die zerstampfte und befeuchtete Masse in Hibiskusstreifen gepackt und ausgewunden wird. Finsch, der einem Ava-Gelage auf Ponape beiwohnte, fand das mit diesem Trunke früher verknüpfte Zeremoniell ganz aufgegeben. Man trank die „heilige“ Ava wie Wasser. Die Neuseeländer befaßen, soweit wir wissen, kein berauschendes Getränk. „Welch ein Glück“, ruft G. Forster aus, „daß sie von berauschenden Getränken nichts wissen, denn dergleichen würde sie ohne Zweifel noch wilder und unbändiger machen.“ Dafür haben sie sich dem Genusse des Tabakes in allen Formen sehr rasch zugewendet, und zu den nicht ganz neuen Erzeugnissen ihrer Kunstfertigkeit gehören bereits auch Tabakspfeifen (s. Abbildung, S. 168). Bei manchen polynesischen Völkern lieferte die Ava die Unterlage giftiger Getränke; ein Gifttrank der Hawaier war Ava, gemischt mit den Blättern von Tephrosia piscatoria, Daphne indica und des gewöhnlichen Kürbisses, Lagenaria.

*

Der Grundplan des polynesischen Hauses ist viereckig und am häufigsten rechteckig. Der Bau ist in der Regel lang und niedrig; ein langes Dach aus Palmblättern, Schilf, Zweigen, das sehr oft einem umgestürzten Kahne oder einem länglichen Bienenkorbe gleicht, und dessen First von hohen Pfählen getragen wird, während seine Seiten auf niedern Pfählen ruhen, ist die häufigste Form. Die Wände bestehen aus Rohr- oder Matteneinsätzen. Bei sorgfältig gebauten Häusern, wie Cook sie von den Hervey-Inseln beschreibt, ist das Dach auch aus Sparren und runden Balken gebildet und mit Matten bedeckt, die am häufigsten aus Bananenblättern geflochten waren. Wo der Grundplan deutlich zu erkennen war, wie bei einem größern Hause, das Forster von der Osterinsel beschreibt, und bei manchen andern auf andern Inseln, selbst auf Neuseeland, ruhen die Seitenwände auf Steinfundamenten und verlaufen die Langwände bogenförmig, so daß die Kahnähnlichkeit des Hauses noch mehr hervortritt. Steinfundamente in Form von erhöhten Plattformen liegen auch auf den Markesas und den Gesellschafts-Inseln den Häusern zu Grunde. Bei der samoanischen Hütte ruht ein gewölbtes, aus gebogenen runden Hölzern hergestelltes und

mit Zuckerrohr oder Maisblättern gedecktes Dach auf einer Anzahl niedriger Pfosten, deren Zwischenräume als Wände durch Jalousien aus geflochtenen Palmenblättern ausgefüllt werden. Auf den Freundschafts-Inseln weicht der Bauplan in besonderer Weise vom Rechteck ab, indem unter den kahnförmigen Dächern die Seitenwände nach hinten zusammenlaufen, so daß im Querschnitte ein Fünfeck entsteht. In Hawai bedingt die veränderte Beschaffenheit des Rohmateriales eine Abweichung des Hausbaues in der Richtung, daß unter Beibehaltung der Kahnform und des Unterbaues das Dach aus dicken Graslagen gebildet und bis auf den Boden herabgeführt wird, so daß eigentliche Grashütten entstehen. Auch König Kamehameha III. wohnte in einem derartigen Grashause, welches bei 20 m Länge und 12 m Breite eigentlich nur einen einzigen Raum umschloß, jedoch durch verschiebbare Wände unterabgeteilt werden konnte.



Eine Tabakspfeife aus Neuseeland (Christy Collection, London). Vgl. Text, S. 167.

Es liegt etwas Bezeichnendes darin, daß das polynesische Haus sich niemals in die Höhe erhebt, sondern, auch wenn es mehrere Hundert Fuß groß wird, doch immer nur in die Länge wächst. Es gewinnt daher bei aller Zierlichkeit der innern Ausstattung, die da oder dort zu finden ist, doch nie etwas architektonisch Bedeutendes. Wenn auch das Haus mit Sorgfalt und unter gehörigen Zeremonien aufgerichtet wird, so ist es doch immer ein leichter Bau und von nicht langer Dauer. G. Forster erzählt, wie ein Mann auf Tahiti, um Gäste zu beherbergen, rasch ein Stück an seine Hütte ansetzte. Nur da, wo Steinfundament gelegt wird, wie auf den Markesas, sieht man dauernde, aber ärmliche Reste der Wohnstätten. Die Hawaier gaben zwar ihre elenden Grashütten am spätesten von allem Gewohnten auf, nachdem sie längst mit dem Christentume europäische Kleider und Geräte aufgenommen hatten, doch ihre Häuptlinge ließen sich schon vor 70 Jahren steinerne Häuser bauen. Das Verharren des polynesischen Hauses in niedern Formen erklärt die merkwürdige Wertschätzung des Daches, das sehr zierlich aus dünn gespaltenem, von den Ameisen unberührt bleibendem Holze des Brotfruchtbaumes zusammengefügt wird. Es bildet deshalb auch den wertvollsten Teil des Gebäudes, wenigstens denjenigen Teil, der die meiste Mühe in Anspruch nimmt, und wenn darum in Kriegszeiten z. B. eine samoanische Dorfschaft einen Überfall befürchtet, hebt sie ihre Dächer ab und bringt sie in Sicherheit. Unter besondern Verhältnissen erfuhr der polynesische Baustil die größten Variationen bei den Maori. Der Grundplan ist derselbe, aber dieses Haus hat feste Holzwände und nur eine kleine Thür sowie schmale Fenster in der stets nach Osten gerichteten Vorderfronte. Der Firstbalken trägt eine Vorhalle, und das Dach ist mit Binsen oder rauhem Grase gedeckt. Dieser einfache Typus kann nun eine wesentliche Bereicherung erfahren durch die oft ungemein reichen Schnitzereien, welche in erster Linie den Hauptpfeiler verzieren, der mit Vorliebe in Menschengestalt erscheint, dann aber auch besonders die Träger der Vorhalle, den Giebel und manchmal jedes einzelne Holzteilchen im Innern und Äußern bedecken. In den rauhern Gegenden hat man eigne halb unterirdische Winterwohnungen, deren Prinzip die möglichste Ausschließung der Luft ist. Im Winter wird in denselben Feuer angemacht und, wenn die Kohlen verglüht

sind, jede Öffnung luftdicht verschlossen, so daß oft bei — 10° C. außen die Temperatur des Innern über + 30° beträgt. Die Beschaffenheit der unter solchen Verhältnissen entstehenden Luft trägt gewiß ihren Teil zu den Krankheitsursachen bei, denn außer der Ausdünstung von 5 bis 6 Menschen kommen noch Tabaksqualm und die Düfte trocknender Fische, der „Nationalgeruch" der Neuseeländer, hinzu. Dagegen sind die Umgebungen der Hütten stets rein gehalten, und der Eintritt in ein Dorf machte wenigstens in der guten Zeit der Maori den Eindruck der Ordnung und Wohlbehäbigkeit.

Da und dort hat man in Polynesien Steinbauten gefunden, welche für Wohnstätten von völlig andrer Anlage erklärt wurden, als sie im vorhergehenden beschrieben sind. Auf der seltsamen Osterinsel z. B. beschreibt G. Forster „etliche Steinhaufen, die an einer Seite ganz steil waren und daselbst eine Öffnung hatten, die unter die Erde ging. Allem Anscheine nach konnte der innere Raum nur sehr klein sein, und dennoch ist zu vermuten, daß auch diese Löcher des Nachts zum Obdache dienten." Vielleicht sind es Zufluchtsstätten für den Fall des Krieges. Sie fehlten auch nicht auf andern Inseln, wie denn schon in Cooks dritter Reise am Abhange der Berge in der Karakua-Bucht auf Hawai kleine Löcher oder Höhlen von ansehnlicher Tiefe beschrieben werden, deren Eingang durch eine Steinmauer geschützt ist. Die wohl etwas phantasievollen Beschreibungen, welche uns Haast von Höhlen mit bemalten Wänden auf Neuseeland entworfen hat, deuten ebenfalls auf zeitweilige Höhlenwohnung hin. Ohne Zweifel war dabei in erster Linie der Schutz beabsichtigt, den die häufigen Kriegszustände bedingten, und deswegen hauptsächlich waren auch die Gemarkungen der Dörfer auf Hawai mit meterhohen Mauern eingeschlossen. Die Europäer glaubten anfangs, diese sonderten nur die verschiedenen Besitzungen voneinander ab; als sie aber die Insulaner als Feinde kennen lernten, wie z. B. nach der Ermordung Cooks, da entdeckten sie, daß sie ihnen als Verteidigungswerke gegen feindliche Einfälle dienten und wahrscheinlich gar keine andre Bestimmung hatten.

Im Innern der polynesischen Hütten werden Abteilungen hergestellt durch Flechtwerk und Matten, welche man von Wand zu Wand spannt. In kleinern Häusern wird immer wenigstens eine Schlafstelle auf diese Art abgesondert. Die Schnitzereien an Sparren und Pfeilern die Rohreinsätze oder Mattenvorhänge der Wände, die von der Decke herabhängenden und manchmal verschiedenfarbigen Stricke, mit denen die Balken gebunden werden, verleihen dem Innern der bessern Häuser einen heitern, behaglichen oder wenigstens von Sorgfalt zeugenden Charakter. Der Boden wird mit Matten belegt. In der Nähe des Mittelpfeilers befindet sich stets eine Vertiefung, in welcher das Herdfeuer brennt. Dieser Mittelpfeiler ist der bevorzugte Ort, an dem der Herr des Hauses und die Hauptfrau schlafen, und wo Waffen und Geräte, oft in zierlicher, von Geschmack zeugender Anordnung, aufgehängt werden. Auf Tahiti gab es für die letztern eigne Ständer, ferner Laden und ein über 3 m langes kahnförmiges, geschnitztes Gestell, auf welches beim Mahle die Speisen gestellt wurden. In samoanischen Hütten steht heute auf dem Boden ein Kasten, in dem Zeugkleider und allerlei Kleinigkeiten aufbewahrt werden, wozu bei Häuptlingen noch wohl eine Kommode kommt. Und ähnliche komprehensive Möbel haben auch anderwärts mit der Europäisierung ihren Einzug gehalten. In dem Hausgeräte der Tonganer fehlen nicht die Kopfschemel, die aus dem harten „Speerholze" zierlich geschnitzt sind, während die Samoaner sich als Unterlage für den Kopf eines 1/2 m langen Stückes Bambus von der Dicke eines Armes bedienen, welches an beiden Enden mit kurzen Füßen versehen ist. Sitzmöbel sind durchaus europäische Einführung und haben sich nur in den Häuptlingshütten eingebürgert. Selbst in den christlichen Kirchen gibt es in der Regel keine Sitzvorrichtungen, sondern beim Gottesdienste in der Kirche sitzen Männer und Frauen mit untergeschlagenen Beinen auf großen Matten, die über den mit kleinen Steinen bedeckten Boden hingebreitet sind.

Der **mikronesische** Baustil deckt sich im wesentlichen mit dem polynesisch-melanesischen, mit dem Unterschiede jedoch, daß in Mikronesien die Gesellschafts- oder Klubhäuser noch mehr in den Vordergrund treten. Sie vertreten hier die polynesischen Gemeindehäuser und zugleich die melanesischen Canoehäuser, als welche sie auf den Karolinen-Inseln vorkommen. Daher unterscheidet man zwei Arten von Häusern, nämlich die Familienhäuser oder Blais und die großen Häuser oder Bais auf Yap und Palau, Maueaps auf den Gilbert-Inseln. Beide zeichnen sich durch Dauerhaftigkeit und Zweckmäßigkeit aus und sind auch nicht ohne Geschmack gebaut. Der Bau der großen Häuser (Bais) ist als eine politische Sache den geheiligten Handwerkern anvertraut, welchen auch der Schiffbau obliegt. Es sind rechteckige Bauten, frei auf einem Steinfundamente (Karolinen) oder Balkengerüste (Palau) stehend, dem der fein geglättete Fußboden unmittelbar aufliegt. Es ist das Prinzip des Pfahlbaues, wie es besonders in Melanesien uns überall entgegentritt, welches hier auf diese im Trocknen stehenden Bauten angewandt ist. Im Gegensatze zu der Sorgfalt, mit welcher Fundament, Boden und Wände behandelt sind, erscheint hier das hohe und steile Dach öfters vernachlässigt, was seinen Grund wohl mit in den heftigen Stürmen hat, welche so häufig die Dächer abdecken. Das Gemeindehaus hat in der Regel sechs gleichartige Öffnungen von Wandhöhe und 1—1½ m Breite, die, gleichzeitig als Thüren und Fenster dienend, durch leichte Schirme aus Rohr oder Bambus geschlossen werden können. Viel Mühe wird auf den Schmuck verwendet, der im Äußern aus Bemalung in roten, gelben und schwarzen Farben und in Auslegung mit Muscheln besteht, während das ganze Innere mit rotem Ocker gefärbt, der Fußboden außerdem mit einem Pflanzenlacke gefirnißt ist. Hauptschmuck sind aber Umstrickungen der Rohrstäbe mit Schnüren sowie in einzelnen Teilen des Archipels, z. B. auf den Palau-Inseln, merkwürdige, an Balken (s. obenstehende Abbildung) und Wänden angebrachte Schnitzereien von mythisch-historischer Bedeutung.



Geschnitzte Dachbalken von Gemeindehäusern (Bais) der Palau-Inseln (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig).

Wenn man erwägt, daß der ganze Bau eines so großen Hauses ohne andres Band und Bindemittel als höchstens Schnüre in sich selbst befestigt ruht, daß die 15 cm dicken Bretter und die massigen Balken mit Muschelbeilen behauen, dabei aber doch fein geglättet, die Bretter des Fußbodens sogar poliert sind, und daß die Löcher mit Bohrern aus Haifischzähnen gemacht werden, so hat man einen Begriff von der Masse der Arbeit, die in einem solchen Baue zum Aufwande gelangt. In den Wohn- oder Familienhäusern, den Blais der Palau-Insulaner, ist die Anlage derjenigen der Gemeindehäuser ähnlich, aber in allem schwächer. Während das Gerüst in den Bais sich meist durch sein eignes Gewicht hält, binden in diesen vergänglichern Bauten Kokosfaserschnüre die Teile zusammen. Für bestimmte Zwecke werden noch leichtere Bauten aufgeführt, so z. B. besondere Hütten für die bei Trauerfeiern ihre Bekannten besuchenden fremden Familien.

Das polynesische Haus wurde, wie aller Besitz dieser Völker, von Anfang an geheiligt, indem schon bei der Grundlegung oder der Einpflanzung der Stützbalken weihende Worte gesprochen und Opfer gebracht wurden. Menschenopfer, wie bei den Tempelbauten, scheinen aber hier nicht stattgefunden zu haben. Da das Haus als geheiligte Stätte rein gehalten werden mußte, wurden in Tonga Sterbende ins Freie gebracht; und dieselbe Rücksicht liegt der Sitte zu Grunde, daß es in Hawai und in Neuseeland für Unrat eigne Plätze außerhalb der Häuser gab.

Eine Anzahl von Häusern steht, ein Dorf bildend, gewöhnlich an günstiger Stelle in der Nähe des Strandes, mit Vorliebe an einer Flußmündung, wo süßes und Salzwasser nahe bei einander zu finden sind. Es ist auch natürlich, daß die Dörfer am Strande liegen, denn die Lebensweise ist dem Meere meist so nahe angepaßt, daß Polynesier und Meer eng zusammenzugehören scheinen. In frühern Zeiten mag es anders gewesen sein, denn in den Bergen findet man überall Spuren verlassener Dorfschaften, aus Lavablöcken aufgebaute Vierecke, die als Bauplätze dienten, Befestigungen und andre Zeichen, daß auch hier vormals Menschen hausten, aber die heutigen Bewohner wissen davon nichts; soweit ihre Traditionen zurückreichen, haben ihre Vorfahren am Strande gelebt.

Der Eindruck mikronesischer Dörfer ist ein sehr mannigfaltig belebter, idyllischer, denn jede Wohnstätte steht für sich allein, von Gärten und Feldern umgeben. Die Sorgfalt, mit der für die Straßen gesorgt wird, erhöht denselben wesentlich; überall gibt es gepflasterte Straßen, und oft ziehen sie sich meilenlang hin. Auf Yap sind die Dorfstraßen 1—2 m breit mit Steinplatten gepflastert und erweitern sich in der Nähe der Klubhäuser zu einem Versammlungsplatze, der gleichfalls gepflastert ist. Flache Steine sind als Sitze hier und an jedem alten Hause eingegraben. Auf Palau sind stellenweise gepflasterte Wege so zahlreich, daß Kubary von Ngarbukut sagt: „Es hat mehr Steinwege, als Korror Oberfläche besitzt". Ein leiser Hauch geschichtlichen Lebens umschwebt melancholisch diese Dörfer und die Einsamkeit der überflüssig gewordenen Ringwälle auf den Hügeln.

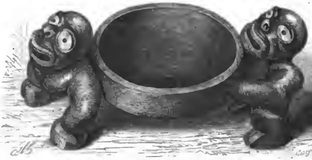
In der Gewerbthätigkeit stehen die Mikronesier in einigen Beziehungen ihren pazifischen Inselgenossen voran. Sie sind nicht bloß gute Holzschnitzer, sondern wissen ihren großen hölzernen Schüsseln durch wiederholte Lackierung mit einem einheimischen Harze, wobei jede Lackschicht fest mit einem glatten Steine eingerieben wird, einen sehr dichten, haltbaren Überzug zu geben. Als Holzgeschirre fungieren Teller, Schüsseln und ganz große, tisch- oder cylinderförmige Behälter, die alle schön rot bemalt und mit Perlmutter ausgelegt sind (s. Abbildungen, S. 174 und 175 oben). Die flachen Teller und die tiefen Schüsseln sind das gewöhnliche Eßgeschirr der Einwohner und finden sich auch in dem ärmsten Hause. Ein jeder Eingeborne von Palau ist geschickt in der Handhabung seiner kleinen Axt, mit welcher er kleinere Arbeiten in Holz verfertigt. Das Bauen der Häuser und Canoes und die Anfertigung feinerer Holzwaren ist aber eine Kunst und wird durch Meister ausgeübt. Ohne Zweifel hat gerade diese vielseitige Geschicklichkeit der einzelnen Leute bei den Mikronesiern einen entschiedenen Rückgang durch die Einfuhr europäischer Waren erfahren. Wir werden auf Sempers sehr bemerkenswerte Ansicht über den Zusammenhang dieser Thatsache mit dem Rückgange der Bevölkerungszahl zurückkommen. Hier möchten wir nur an seine Äußerung erinnern: Mit den Beilen und Waffen aus Stein und Fischknochen haben wir Europäer ihnen das einzige Mittel genommen, sich des schädlichen Einflusses ihrer natürlichen Faulheit und Indolenz zu erwehren. Sie begreifen in der That heute schon ebensowenig wie wir, wie ihre Vorfahren gewisse Arbeiten ausführten. Als Wilson in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf den Palau-Inseln scheiterte, hatten die Eingebornen ausschließlich steinerne Waffen und Instrumente. Trotzdem, sagt Semper, haben sie verstanden, in die kleinsten Stücke ihres Geldes cylindrische Löcher oder Doppelkegellöcher zu bohren. Doch kann man wohl fragen, ob sie selbst dies thaten, oder ob sie ihr Geld bereits mit den Löchern versehen von einem andern Volke erhalten haben. Waren sie es nicht selber, die diese Bohrung ausführten, so müssen sie wenigstens unter dem fördernden Einflusse einer lebhaftern Handelsthätigkeit gestanden haben.

Aber auch die polynesischen Erzeugnisse zeigen erhebliche Fertigkeit und wurden demgemäß geschätzt. Geschickte Handwerker nahmen überall eine bevorzugte Stelle ein. Wie

in Tonga, bildeten auch in Samoa die Zimmerleute als Künstler einen hervorragenden Stand, der sich priesterlicher Bedeutung annäherte, da in Küstenländern bei dem Baue des Canoe glückliches Gedeihen ebenso wie beim Antritte der Reise von oben erfleht werden mußte. Es beweist ferner für die Vervollkommnung der Arbeitsweise, daß eine weitgehende Teilung der Arbeit stattfand. So gab es in Hawai, wo letztere am weitesten gediehen war, Kahnbauer, Schnitzer, Hausbauer, Hausdecker, die eben wegen dieser Arbeitsteilung im stande waren, die Erzeugnisse ihres Fleißes und ihrer Geschicklichkeit in solcher Menge darzustellen, daß dieselben Handelsartikel wurden. Wir erinnern an die Boote Tongas, die Matten Samoas, die Federgeflechte Hawais. Überall fand sich ein Überfluß an Waffen und Geräten als Grundlage des Handels; sogar von den Maori sagte Cook in der zweiten Reise: „Ihre Handelsartikel waren Kuriositäten, Fische und Weiber“.


Ein eisernes Beil mit knöchernem Stiele, aus Neuseeland (Christy Collection, London).

Als die merkwürdigsten Stücke unter den Schnitzwerken der Hawaier nannte schon Cook die Schalen, aus denen die Vornehmen ihre Ava trinken. Sie sind vollkommen rund, haben 20—30 cm im Durchmesser, sind vortrefflich geglättet und haben gewöhnlich anstatt eines Fußgestelles drei, zuweilen auch vier geschnitzte menschliche Figuren in verschiedenen Stellungen als Träger (s. untenstehende Abbildung). Um von einigen bemerkenswertern Industrien zu sprechen, sei zuerst die Töpferei genannt, welche mit Unrecht ganz den Polynesiern abgesprochen wird. Die Osterinsulaner besitzen ohne allen Zweifel diese Kunst oder Fertigkeit, aber auch auf Namoka fand Cook irdene Töpfe, die lange im Gebrauche gewesen zu sein schienen, und die Tonga-Inseln erzeugten poröse Töpfe, wenn auch sehr wahrscheinlich diese Kunst von dem nahen Fidschi herübergebracht war. Auch in Mikronesien war die Töpferei nicht von jeher un-


Eine Holzschüssel aus Hawai (Britisches Museum, London).

bekannt. Kubary erzählt in seiner Schilderung der Gewerbthätigkeit auf Palau, daß, bevor die Schiffe die eisernen Töpfe einführten, die Frauen aus dem Distrikte Ejrraj ganz Palau mit Thongeschirr versahen. Diese schüsselartigen, für das Kochen der Fische und des Taro bestimmten Töpfe waren gebrannt, aber nicht glasiert. Die Herstellung von



MUSTER POLYNESISCHER TAPA.

(Cook's Sammlung im ethnographischen Museum in Wien.)

3
n
n
t,
l=
er
ie
en



at für
eile —
l und g
Museum,

eit be=
dickes
tärker
d, ent=
us der
:s auch
r liegt
. Die
natur=
chwarz,
en vor=
spricht.

Holzschüsseln wurde jedoch viel mehr geübt und gab Anlaß zur Entfaltung der wundervollen Geduld im Schnitzen und Glätten, von der wir oben sprachen.

Eine andre wichtige Industrie der polynesischen Völker war die der Kleiderstoffe. Von der Zubereitung des oben öfters genannten Rindenstoffes, der Tapa oder des Gnatu, gibt Mariner in seinen „Nachrichten von den freundschaftlichen Inseln" folgende Schilderung: Mit einer Muschel wird über der Wurzel die Rinde kreisförmig eingeschnitten, der Baum abgebrochen und mehrere solcher Bäume in einem Haufen für einige Tage an die Sonne gelegt, worauf Rinde und Bast von den halb trocknen Stämmchen leicht abzulösen sind. Nachdem dann die Rinde in Wasser gelegt, der Bast gereinigt und in Wasser maceriert ist, wird der erweichte Bast mit dem gerippten Schlägel aus hartem Holze auf einem Holzblocke geschlagen. Dieses Klopfen belebt ein tonganisches Dorf wie das Geräusch des Dreschflegels ein deutsches. „Sie klopfen", sagt Mariner, „gewöhnlich im Wechseltakte, und am frühen Morgen, wenn die Luft still und ruhig ist, ist das Gnatuklopfen ein wohlthuendes Geräusch. Einige klopfen in der Nähe, die Töne andrer kommen halbverloren aus einiger Entfernung, von einigen klingt es schärfer, von andern dumpfer, alle aber klopfen mit auffallender Regelmäßigkeit." Nach einer halben Stunde ist das Stück genügend geklopft; es hat jetzt seine ursprüngliche Streifenform in eine nahezu quadratische verwandelt, es ist „Fetagi" geworden. Nachdem eine größere Anzahl solcher Stücke angefertigt ist, werden sie einzeln über eine hölzerne halbcylindrische Druckform gezogen, auf der das mit Kokosfasern in Blätter der Paungopflanze gestickte Muster ausgespannt ist, und mit einer klebenden und zugleich färbenden Flüssigkeit bestrichen. Darauf wird eine zweite und dritte Lage darübergelegt, so daß ein drei Lagen dickes Stück entsteht, welches auf den durch die ungleiche Unterlage hervortretenden Stellen stärker gefärbt ist. Nachdem dann andre Stücke in der Breite und Länge angefügt worden sind, entstehen Stücke von 2 Ellen Breite und 40—50 Ellen Länge. Die Wiener Sammlung aus der Nachlassenschaft Cooks enthält außer schönen Stücken weißer Tapa aus Tahiti besonders auch farbige Stoffe, bei denen der Verdacht der Herübernahme europäischer Muster ferner liegt als bei den meisten andern Gegenständen der Art, welche unsre Museen beherbergen. Die bemerkenswertesten derselben sind auf beigehefteter Tafel „Muster polynesischer Tapa" naturgetreu nach Muster und Farbe dargestellt. Die angewendeten Farben sind nur Schwarz, Weiß und Rotbraun, die Muster ebenso allgemein geradlinig, mit Ausnahme der selten vorkommenden Tupfen. Es ist ein verhältnismäßig guter Geschmack, der aus diesen Dingen spricht.



Polynesische und melanesische Geräte: a Tragapparat für Fische — b Netz aus Menschenhaar — c Netznadel — d Feile — e Kamm — f Wurfstrick für Speere — g Netzschütze; a bis d und g aus Tahiti, e und f aus Neukaledonien (ethnographisches Museum, Wien).

Die Frauen der Mikronesier verfertigen auf verschiedenen Inseln, wie z. B. Ruk, Mortlock und andern, Gewebe aus den Fasern einer Musa und eines Hibiscus. Die Webstühle oder vielmehr Webgerüste, die von Nukuor, Ruk und Mortlock beschrieben worden sind, bestehen, ganz ähnlich den malayischen Webstühlen, aus zwei Brettern (papa und atu), auf welchen die Längsfäden aufgewunden werden, aus der Nadel oder dem Schiffchen (sika), für das Aufwickeln des Querfadens, dem Schwerte (raune), mit dem der Querfaden angeschlagen wird, aus dem Verbindungsstabe (toro), der das nacheinander folgende Kreuzen des Fadens vermittelt, und aus zwei Bambusstäben, beziehentlich Splittern zur Abtrennung der Längs-



Ein Deckelgefäß in Vogelgestalt mit Muschelеinlage von den Palau-Inseln (Britisches Museum, London). Vgl. Text, S. 171.

und Querfäden. Die Teile des Webstuhles, besonders das Schwert und das Schiffchen, sind sorgfältig gearbeitet, am sorgfältigsten auf Nukuor, am rohesten auf den Mortlock-Inseln.

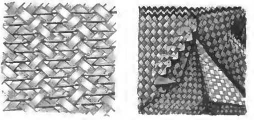
Im Flechten von Matten sind die Gilbert- und Marschall-Insulaner sehr geschickt, während im Gegensatze zu ihnen die Einwohner von Ponape gar nicht flechten, sondern ihre Matten nähen. Auch werden hier Matten nicht als Kleidung benutzt. Körbchen verstehen die Weiber von Ponape geschickt zu flechten, und ebenso sind gerade die Ponapesen berühmt als Seiler, da sie aus Kokosfasern Schnüre und Stricke von ausgezeichneter Beschaffenheit fertigen. Der hohe Stand gerade dieser Industrie setzt nicht in Staunen, wenn man die Menge der allein beim Hausbaue verwendeten Schnüre betrachtet. Nicht nur werden alle Verbindungen durch Umwindung mit Schnüren geschaffen, sondern die zierlichsten Muster durch zahllose dichte Windungen der Schnüre gebildet. Von den Tonga-Inseln brachte schon Cook die hübschesten Flechtarbeiten (s. Abbildungen, S. 176 und 177) in Form von Taschen, mit Flechtwerk überzogenen Holzgefäßen und dergleichen mit, wobei immer am zierlichsten die aus Palmfasern in schwarzen und braunen Feldern geflochtenen sind, die durch Reihen weißer Muschelperlen getrennt werden. Große Matten sind durch Streifen dunkelfarbigen Bastes oder durch einfache

Figuren gezeichnet oder mit angeflochtenem Besatze aus breitern und schmälern Streifen geschmückt (s. untenstehende Abbildung und Abbildung, S. 146). Die hier bewiesene Geschicklichkeit zeigt sich noch glänzender bei kleinern Arbeiten. So ist charakteristisch tonganisch und wohl zugleich Hoheitszeichen des Königs Powlohú von Tongatabu der Fliegenwedel, welchen Cook mitgebracht hat (s. Abbildung, S. 176, und vgl. Abbildungen, S. 177 und 179 oben). Der Stiel ist fein in Zickzacklinien geschnitzt, in denen sowohl die häufig vorkommende Unterbrechung durch vier kreis- und halbkreisförmige Zeichen in der Nähe des Griffes als auch die charakteristische menschliche Figur und die fisch- oder vogelartigen Gestalten vorhanden sind, während der Wedel aus sorgsam geflochtenen Palmenfasern besteht. Auch die aus Bast geflochtenen Fächer zeigen sehr hübsche Formen (s. Abbildungen, S. 177 und 178). Dabei darf daran erinnert werden, daß Fächer Bestandteile der polynesischen Toilette bei jung und alt sind und daher in großer Menge dargestellt werden.



Ein Deckelgefäß mit Muscheleinlage von den Palau-Inseln (Britisches Museum, London). Vgl. Text, S. 171.

Bei Besprechung der Tracht der Polynesier hatten wir schon mehrmals die **Federarbeiten** zu nennen, welche in Hawai ihren höchsten Punkt erreichten. Dieselben zeigen aber auch in anderweitiger Verwendung eine ungemein sorgsame Arbeit, ja man möchte sagen, den gräßlichen befiederten Götzen der Sandwich-Insulaner liege eine im Vergleiche zu ihrer Häßlichkeit viel zu feine Arbeit zu Grunde. Der rot befiederte Kopf mit dem breiten, zahnreichen Rochenmaule und den Glotzaugen besteht im Grunde aus einem Geflechte von Rohr und Schnüren, auf welchem die Tausende von roten und gelben Federchen büschelweise so geschickt angebracht sind, daß sie sich vollkommen decken. Die schwarzen Augenbrauen sind durch eine starke Linie aus schwarzen Federn markiert, während im Maule circa 100 Delphinzähne sitzen und die Augen, gleich dem Maule übertrieben groß, durch große, runde Perlmutterplatten markiert sind. Von ganz gleicher Arbeit sind die Helme griechischer Form, mit deren einem angethan Cook den Idealkopf eines hawaischen Kriegers darstellt. Die roten Federn, welche in diesen Arbeiten zur Verwendung kamen, stammen von Drepanis coccinea, die gelben von Mohva fasciculata. Über ihre tiefere religiöse Bedeutung s. S. 333 im Kapitel über Religion (vgl. auch die Tafel „Polynesische Waffen und Schmucke“ bei S. 135).



Matten aus Tongatabu (Cooks Sammlung, ethnographisches Museum, Wien). S. auch Abbildung, S. 146.

Dem Tahitier Hausrate eigen sind 12—20 cm hohe Pistillen, Penu (s. Abbildung, S. 179 unten), aus Basalt mit flacher, bis zu 15 cm breiter Reibfläche und mit verschiedenartig geformtem Griffe, sehr glatt und schön gearbeitet, vermittelst deren auf einem vierfüßigen Blocke mit flach ausgehöhlter Oberseite Brotfrucht, Taro und Bananen zerrieben

werden. Interessant sind auch die Schützen oder Netznadeln, deren eine in der Cookschen Sammlung in Wien sogar noch mit dem Netze aus Menschenhaar umwunden ist, das mit ihnen geflochten ward. Eine 38 cm lange starke Holznadel mit Öhr diente ähnlichem Zwecke (s. Abbildung c, S. 173).

Und schließlich sei unter den gewerblichen Beschäftigungen der Polynesier-Mikronesier noch die Bereitung jenes Gelbwurzelpulvers (lena) erwähnt, dem eine weitreichende, bis zur Heiligkeit gehende Wichtigkeit als Verschönerungsmittel für Körper, Kleider und Geräte beigelegt wird. Die Gelbwurzel wird angepflanzt und aus ihr das Pulver unter Beobachtung



Flechtarbeiten (Körbe, Taschen und Fliegenwedel) aus Tongatabu (Cooks Sammlung, ethnographisches Museum, Wien) Vgl. Text, S. 174 und 175.

altherkömmlicher Vorschriften bereitet. Dies geschieht auf Nukuor in besondern öffentlichen Gebäuden, wo 4—6 Frauen zusammen arbeiten, derart, daß die Wurzel an einem Tage zerrieben und mit Wasser stehen gelassen wird, worauf am andern Morgen ein Opfer von drei jungen Kokos- und drei alten Somanüssen nebst Gebet an die Göttin Orutama e tautona durch eine Priesterin stattfindet und danach das abgesetzte Farbepulver gesammelt, in Kokosnußformen zu Kuchen gebacken und, in Bananenblätter eingewickelt, in den Hütten zum weitern Gebrauche aufgehängt wird.

Gewissermaßen zum Hausgewerbe gehört in Mikronesien auch die Herstellung des Geldes. Die Mikronesier besitzen als Geld Tauscheinheiten verschiedener Natur, deren Bedeutung in merkwürdiger Weise gesteigert und erweitert wird durch die politische Ausnutzung ihres Wertes, so daß sie vielfach eine über den unsers Geldes hinausgehenden Wert erlangen. Steine, Glasscherben, Stücke von Porzellan, Email und Perlen sind es, welchen hier die

Bedeutung von Geld beigelegt wird. Auf den Palau-Inseln, die der Ausstrahlungspunkt dieses Geldes zu sein scheinen, unterscheidet man sieben Arten: 1) Brack oder Barak, von welcher Art es zu Sempers Zeit nur 3—4 Stück auf der ganzen Inselgruppe gab. Das wertvollste ist aus gebrannter Erde gefertigt, in Form eines gebogenen Prismas mit etwas konkaven Flächen geschliffen, hart und feinkörnig und von fast glasartigem Glanze. Da sein Wert 5000 Thaler übersteigen würde, ist es außer Kurs. Kubary bildet aber außer dieser Geldart noch eine Sorte Brack im Werte von 15 Thalern ab, welche aus einem vierzehnflächig geschliffenen Polyeder besteht. 2) Pangungau oder Bungau, ein roter Stein, ebenso geschliffen wie Brack, vielleicht Jaspis, der in der Schatzkiste des Königs von Korror liegt oder auch wegen seines hohen Wertes vergraben wird, während in Aibukit ihn die Weiber der Vornehmen am Halse tragen 3) Kalbukub oder Kalebukub, welches

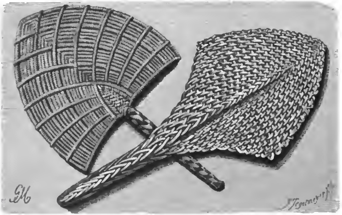


Polynesischer Fächer und Fliegenwedel (Cooks Sammlung, ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 174 und 175.

öfters Achat in bestimmter Form, in einigen Stücken aber auch ein sehr hartes Email zu sein scheint. Kubary sagt von dieser Sorte: „Nur wenige Häuptlinge besitzen einen einzigen Kalebukub, und kein Weißer war vor mir im Besitze eines solchen". Während diese drei Geldsorten nur zwischen den Häuptern des Landes gangbar sind, kursieren die vier andern Geldsorten: Kalboir, Kluk, Adelobber, Olelongl unter dem gemeinen Volke und haben teilweise geringen Wert. So kann man für ein Stück der beiden letztgenannten, die aus weißen oder grünen Glasstücken bestehen, oft kaum eine Handvoll Bananen oder ein Bündel einheimischer Papierzigarren kaufen. In der Sorte Kluk finden sich zwar auch geschliffene Emailperlen von zum Teile schöner Arbeit, die offenbar das Erzeugnis eines viel höhern Kunstfleißes und Könnens sind, als man heute auf diesen Inseln für entfernt möglich halten kann; indessen stufen sich die verschiedenen Sorten nicht vollkommen scharf voneinander ab, sondern es gibt kleinere Bungaus von geringerm Werte und große Kluks von so hohem Werte, daß sie einen schlechten Kalbukub aufwiegen. Und mit Ausnahme der allerwertvollsten, die nie ans Licht kommen, sind sie alle zugleich Schmuck und daher

ausnahmslos durchbohrt. Auch Ehrenzeichen werden Maß des Besitzes. So tragen die Reichen auf Palau an der linken Hand eine Art Armband, Klilt genannt, das der Atlaswirbel der hier seltenen Halicore Dugong ist. Bloß die reichen Leute können den Fang des Tieres mit Netzen betreiben oder es kaufen, und der Ankauf des Klilt ist ein politischer Gebrauch, dessen Erfüllung zu den ersten Notwendigkeiten eines zum Titel gelangten Häuptlinges gehört. Da ihn außerdem nur der König verleihen kann, nennt ihn Semper den „Knochenorden". Sein Anlegen und Abziehen ist eine gefährliche Prozedur, bei welcher leicht ein Stück Haut, mitunter aber sogar ein Finger verloren geht, der nicht durch die enge Öffnung gezwängt werden kann.

Folgendes hübsche Märchen, welches Semper in Aibukit auf Palau erzählt wurde, zeigt, wie diese Eingebornen selber die Rolle ihres Geldes auffassen: „Eines Tages kam ein Boot angeschwommen, dessen Insassen, jene sieben Geldsorten, von ihrer heimatlichen Insel Ngarutt ausgezogen waren, neue Länder zu suchen, wo es ihnen besser als in ihrer Heimat gefiele.



Geflochtene Fächer von den Palau-Inseln (Britisches Museum, London). Vgl. Text, S. 175.

Lange waren sie schon im Ozeane herumgeschwommen, ohne das Ziel ihrer Wünsche finden zu können. Endlich kamen sie auch hier bei Palau an. Vor dem Hafen befahl Brack, der als der Vornehmste unter ihnen auf der Plattform des Bootes ausgestreckt lag, dem Nächsten im Range, Pangungau, ans Land zu gehen und sich die Insel anzusehen. Pangungau, ebenso faul wie sein Fürst, befahl dasselbe dem ihm zunächst Untergebenen, dem Kalbukub; doch auch der ging nicht, sondern trug es Kaldoir auf, dieser wieder Kluk, bis endlich der vielgeplagte Olelongl gehen mußte, da er niemand mehr zu schicken hatte. Er kam aber nicht wieder. Nach einiger Zeit wiederholte Brack seinen Befehl, der jetzt bis auf Adelobber herabkam; auch dieser ging murrend und kam ebensowenig wieder. Ihm ward nun Kluk nachgeschickt, die beiden zu holen; statt dies zu thun, blieb auch er auf der Insel, und so ging das fort, bis endlich Brack von seinem gemeinen Volke wie seinen Vornehmen verlassen war. Nun ging er selbst, um sie wieder zu holen; aber auch ihm gefiel unsre Stadt, und so blieben sie nun alle sieben da und setzten ihre gewohnte Lebensweise fort. Brack thut nichts als essen, trinken und schlafen; immer schickt der Höhere den niedriger Stehenden; und so kommt es", setzte der Erzähler mit feinem Lächeln hinzu, „daß, gerade wie bei uns Menschen, immer das große Geld ruhig zu Hause sitzt und nichts thut, das kleinere dagegen tüchtig herumlaufen und für sich und die vornehmern Sorten zugleich arbeiten muß."

Auf den Karolinen begegnen wir einer ähnlichen Entwickelung des Geldwesens. Hier besteht aber die häufigste Einheit, Fe genannt, aus großen Stücken von weißlichgelbem, körnigem Kalksteine in Gestalt von Mühlsteinen von $^1/_3$ bis 2 m Durchmesser und bis zu einem Gewichte von einigen Tonnen. Ihr Wert hängt von der Größe, Bearbeitung &c. ab und variiert von einigen bis zu 1000 und mehr Dollars, d. h. für einen solchen Stein kann man eine bestimmte Menge Taro oder Kokosnüsse kaufen oder sich eine Piroge, ein Haus, Landanteile und dergleichen eintauschen. „Kleine, gut polierte und regelmäßig geformte Fe", schreibt Miklucho-Maklay von Yap, „die ich in Häuptlingswohnungen sah, galten mehr als große, unregelmäßige und grob behauene. Verzierungen, abgesehen von einem oder zwei konzentrischen Kreisen oder einer Zickzacklinie am äußern Rande, habe ich an diesen Steinen nicht gesehen; die meisten entbehrten sowohl dieses Schmuckes als auch der Politur. Das Rohmaterial findet sich nicht auf Wuap, sondern auf den Palau-Inseln und wird auch dort zugerichtet, und Greise erzählten mir, daß in alten Zeiten, ehe noch alljährlich europäische Schiffe bei Wuap anlegten, viele einheimische Pirogen auf der Reise von oder nach dem Palau-Archipel beim Holen der Fe zu Grunde gingen. Noch heute befindet sich diese Münze in vollem Kurse, und alljährlich reisen viele Leute in Abteilungen auf europäischen Schiffen nach Palau oder kehren von dort zurück."



Ein Fliegenwedel von den Gesellschafts-Inseln (Christy Collection, London). $^1/_6$ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 175.

Weil die Bearbeitung der Fe viele Hände und ihr Transport viele Ausgaben verlangt, bleiben diese steinernen Münzen meist Eigentum der ganzen Gemeinde; nur wenige gehen in Privatbesitz über.

Wegen der Unhandlichkeit dieses Steingeldes gelten im Verkehre noch andre Geldsorten, zunächst die auf Schnüre aufgezogenen Perlmuscheln (Sar) und dann Mattenrollen (Ambul) von grober Arbeit und verschiedenem Werte, die größten etwa von 35 bis 40 Dollars. Fe, Ambul und Sar können Leute aller Stände besitzen, während noch eine weitere Geldsorte, Gau (offenbar dasselbe wie Bungau bei den Palau-Leuten), verschieden geschliffene Steine und abgedrehte Muscheln, welche mitunter als Halsschmuck aufgereiht werden, nur für die Häuptlinge existiert; je nach ihrer Seltenheit und der Entfernung ihres Fundortes auf verschiedenen Inseln zwischen Yap, Palau und Neuguinea haben sie verschieden hohen Wert. Auf lange Kokosschnüre gereihte, abwechselnd weiße und schwarze Platten aus Nuß- und Muschelschalen



Steinerne Pistille von Hawai (Cooks Sammlung, ethnographisches Museum, Wien). $^1/_4$ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 175.

sind Halsschmuck und zugleich Geld der Gilbert-Insulaner; die aus Kokosnußschalen geschliffenen Sakperlen, ebenso die Schildkrotarmspangen (Lokum) und Spondylusarmbänder (Assang) sind auf Mortlock Tauschartikel. Wie notwendig infolge der Lebhaftigkeit des Handels die Tauschmittel sind, mag die eine Thatsache versinnlichen, daß, trotzdem die Mortlock-Insulaner selbst weben, sie doch bestimmte Gewebe von den Ruk-Inseln einführen und die Leute von Yap sich die Matten, in die sie sich kleiden, von den Mackenzie-Insulanern erhandeln.

Die Bedeutung aller dieser Geldarten ist aber nicht nur eine wirtschaftliche, sondern ihr Alter und ihre Seltenheit geben einigen einen fast heiligen Wert, während andre durch die Schwierigkeit, sie zu erlangen, und durch die Macht, welche sie dem Besitzer erteilen, diesem einen politischen Einfluß gewähren, der über den unsrer Plutokratie hinausgeht. Große Verbrechen, besonders gegen Häuptlinge und deren Angehörige, können oft nur durch das Opfer eines den ganzen Familienreichtum darstellenden Stückes Geld gesühnt werden. Die Familie aber, welche dieses und damit den darauf begründeten Kredit verliert, steigt durch diese Thatsache eine Reihe von Stufen in der sozialen Leiter herab. Das Geld ist also, kurz gesagt, neben der religiösen Tradition die Grundlage des politischen Einflusses und der Maßstab der sozialen Stellung einer Familie. Aber auch bei den intertribalen Festen, den Ruk, spielen die Geldsorten eine große Rolle. Den Ruk nennt Kubary eine der Grundinstitutionen des palauischen Lebens. Er ist in Wirklichkeit eins der Mittel, durch welche Geld im Umgange erhalten wird, denn jedes Land gibt von Zeit zu Zeit einen Ruk, bei welchem die Vertreter einer gewissen Anzahl befreundeter Länder zu der Festlichkeit kommen und der Regierung einen festgestellten Betrag in einheimischem Gelde, „bohadel andou", darbringen. Gibt z. B. Korror einen Ruk (Ruk mulbekel), so kommen alle freundlich gesinnten Distrikte der Reihe nach; der Ajbatul und Irajkalau erhalten jeder einen Kalebukub, die andern Häuptlinge einen Kluk, und so bezahlen die besuchenden Häuptlinge die Empfänger je nach ihrem Range. Neben diesen Mulbekel oder großen Ruk der großen Länder besteht noch ein andrer, der kleine Tamangel a wak genannt, zu welchem die kleinen Orte eines Distriktes zusammenkommen, und durch welchen ebenso wie durch Ruk mulbekel der großen Länder ein Beweis des freundlichen Zusammenhaltens gegeben wird.

## 11. Familie und Staat der Polynesier und Mikronesier.

„In Rücksicht des Ranges genießt die Geburt ein besonderes Vorrecht, aber Armut macht keinen Menschen verächtlich."
James Wilson.

Inhalt: Familie. Geburt. Weihen. Erziehung. Freien und Hochzeit. Stellung des Weibes. Die Ehe. Mutterrecht. Stammesgliederung. — Der Staat. Klassen und Stände. Aristokratischer Typus des öffentlichen Lebens. Der Fürst und die Edlen. Beschränkungen der Herrschergewalt. Hofzeremoniell. Kriegerischer Charakter. Kriegsursachen. Die kriegerischen Organisationen. Kampfesweise. Belagerungen. Seeschlachten. Friedensschluß. Das „Malo". Hochhaltung der Gesetze. Tabu-Gesetze. Bestrafung der gegen die Tabu-Gesetze Verstoßenden. Aufhebung der Tabu-Gesetze.

Die Geburt erfolgt bei den polynesischen Völkern unter Anrufung der Götter durch den Gatten oder Vater, während die Mutter oder eine andre der Gebärenden Nahestehende des Amtes als Hebamme waltet; und zwar wird zuerst der Familiengott angerufen, wenn aber die Wehen länger dauern, auch der Gott des Mannes oder der Gott der Mutter der Gebärenden. Pritchard gibt von Samoa folgende Anrufungsformel: „Sieh auf unsre Familie herab, o Salia! Erbarme dich meiner Tochter und lasse sie leben. Beschütze meine

Tochter und laß sie wieder bei uns sitzen. Gib deinen Willen kund, o Salia, damit wir denselben befolgen. Was du wünschest, wollen wir nun thun. Sprich, damit wir deinen Willen thun und unsre Tochter wieder bei uns sitzen möge. Höre dieses unser Gebet, o Salia!" Während der Geburt ruft man die Namen aller Götter nacheinander, und derjenige Gott, welcher gerade gerufen wird, während das Kind erscheint, wird als dessen Schutzgott festgehalten. Ähnlich warten auf Neuseeland die Tohunga nach der Besprengung auf gewisse Bewegungen des Kindes und wählen das damit zusammenfallende Wort als Symbol des Geheimnamens. Nach der Geburt ist die Hauptzeremonie das Abschneiden des Nabelstranges, das in Samoa bei den Knaben auf einer Keule geschieht, um das Kind mutig zu machen, bei den Mädchen auf einem der Bretter, die zum Tapaklopfen dienen, damit das Kind eine fleißige Hausarbeiterin werde. Wie in Neuseeland die Kinder acht Tage nach der Geburt unter Anrufung des Schutzgottes und unter Besprengung mit Wasser gereinigt und benannt werden, erteilen auch die Moriori unter Gesang der Priester dem Kinde bei Wasserbegießung einen Namen, indem ein Maheubaum gepflanzt wird, damit das Kind gleich solchem Baume wachse und blühe. In der Namengebung herrscht auch in Mikronesien polynesischer Brauch; auch dort haben die Eigennamen alle eine persönliche Bedeutung: ein junges Mädchen der Palau-Inseln heißt z. B. Korakel (schmächtig) wegen seiner Schlankheit, ein andres Akiwakib (über dem Berge) von seinem Wohnorte.

Die Hauptabschnitte im Leben des Kindes erhalten religiöse **Weihe**. Kaum weniger als bei uns Christen begleiten die Götter den heranwachsenden Menschen und treten an dem entscheidenden Punkte an ihn heran. Wenn in Hawai das Kind aus Noa, dem Mutterhause, beim Entwöhnen nach Mua, dem Vaterhause, gebracht wird und damit unter den Hapu (s. S. 191) fällt, opfert die Mutter ein Schwein für den Gott ihrer Familie vor dem aufgestellten Idole. Nachdem dann der Vater Ava dargebracht, bittet er den Gott, er möge den neu im Hause aufgegangenen Sproß gedeihen und ihn sich mehren lassen unter günstigen und widrigen Umständen, die bösen Geister verscheuchen und das hellste Licht über ihn leuchten lassen. Auch bei den Neuseeländern wird in der ersten Taufe der Knabe dem Kriegsgotte Tu, das Mädchen der Göttin des Hausrates geweiht, und diese Weihe, in strengern Formen und mit abhärtenden Gebräuchen verbunden, wiederholt sich beim Eintritte in das Alter der Mannbarkeit. Dann unterrichtet unter allgemeinem Fasten des Stammes der Großvater in eigens dazu bestimmter Hütte die aus dem Schlafe geweckten erstgebornen Enkel in den Geheimnissen der Stammesüberlieferungen, und die Tohunga des Stammes lehren den Anfang der Traditionen denjenigen, die sich für die Einweihungen fähig zeigen, besonders wenn dieselben Söhne von Ariki sind. Sie bewohnen dabei ein aus Blättern im Walde erbautes Haus, und die Fasten werden durch Essen des Toia-Toiamarkes, um „die Geheimnisse zu stopfen", beendet, worauf die zweite Wasserbesprengung oder Ibi-Ibi stattfindet. Auch später findet noch eine Weihe statt, wenn der zum ersten Feldzuge fertige Jüngling unter Ausschluß von Frauen und Knaben und unter Anrufung Tus, nackt am Flusse von dem Priester mit Wasser besprengt wird. Viel einfacher verlaufen die Weihen der mannbaren Mädchen. In Samoa sind sie bereits auf ein Geschenkfest reduziert, indem am vorbestimmten Tage die Verwandten alle Weiber des Stammes zu einem Feste einladen, wobei jene Geschenke verteilen und das Mädchen in die Gemeinschaft der Erwachsenen aufnehmen.

In der **Erziehung** ist es Regel, daß man das Kind, sobald es sich selber helfen kann, seinen eignen Neigungen und Trieben frei überläßt, bis die Gesellschaft der Altersgenossen und später der Stamm es in seine erziehende Hand nimmt. Auch hier ist die Familie von geringerm Einflusse als die Gemeinde oder der Stamm. Wie geringer Wert von vielen auf die Kinder gelegt wird, zeigt die S. 126 erwähnte fürchterliche Ausdehnung, zu welcher der Kindesmord bei den Polynesiern angewachsen ist. Daß die leichte Lösbarkeit der Ehe

ein starkes Motiv des Kindesmordes ist, ist bezeichnend; vielleicht trägt aber dazu auch die übertriebene Anschauung von der Vererbung der Stellung und der Würde des Vaters auf den Sohn bei, denn der erstgeborne Knabe wird bald nach der Geburt mit Namen und Würde des Vaters bekleidet und steht von diesem Augenblicke an über demselben. Solange der Knabe minderjährig ist, hat dieses eigentümliche Verhältnis keine praktischen Folgen, denn der Vater übt alle Autorität, wenn auch im Namen seines Sohnes. Aber das Kind muß nur um so mehr als Last empfunden werden, und man begreift, daß die Ehri Tahitis, diese Freiesten der Freien, keine Kinder anerkennen wollten, um niemand über sich stehen zu haben.

Die auffallende Häufigkeit der Adoption von Kindern, namentlich von Knaben, entspricht der Lockerheit der Familienbande. Oft leben noch die Eltern eines Kindes, welches durch Adoption in eine ganz andre Familiengemeinschaft aufgenommen ist, und beide von Natur so eng zusammengehörende Teile kennen sich kaum mehr, während das adoptierte Kind von seinen Adoptiveltern mit einer Zärtlichkeit behandelt wird, wie sie gegenüber den eignen Kindern nicht größer gezeigt werden könnte. Auf diese Weise finden vollständige Verschiebungen innerhalb der Familien statt, und die an sich schon durch die Leichtigkeit, mit der Ehen geschlossen und gelöst werden, verwirrten Verwandtschaftsbande werden unlösbar verschlungen. Semper kannte einen höher gestellten Mann auf Palau, welcher drei Kinder adoptiert hatte, während seine eignen Kinder von andern Eltern adoptiert worden waren. In sittenlosen Gemeinschaften wie diesen polynesischen gibt allerdings die Adoption eine größere Sicherheit über die Herkunft der Kinder als die Anerkennung eigner, in zerrütteter Ehe erzeugter.

Der Polynesier freit seine Braut nie selbst, sondern Verwandte oder bei Häuptlingen die Hoas oder Freunde, welche den Adjutanten unsrer Fürsten entsprechen, sind seine Werber. In Samoa treten die Tulafale oder Familienhäupter, die als solche den Rat des Häuptlinges ausmachen, zusammen und wählen eine passende Braut, wobei sie, da die Ausstattung der Braut ihnen anheimfällt, gut dafür sorgen, daß dieselbe nicht aus armem Stamme sei. Dann bringt zu dem Stamme, um dessen Häuptlingstochter geworben werden soll, eine Botschaft Speise und fordert die Braut. Je nachdem man nun diese Speise annimmt oder abweist, zeigt man sich der Werbung geneigt oder abgeneigt; aber immer ist die Zustimmung der Tulafale desjenigen Stammes erforderlich, dem das Mädchen angehört; und genehmigt der Tulafale die Verlobung, während die Braut keine Neigung hat, so wird letztere nichtsdestoweniger gezwungen. Schlägt er sie hingegen ab, wenn das Mädchen geneigt ist, einzuwilligen, so entläuft sie gewöhnlich mit dem Erwählten ihres Herzens, dessen Gefährten dann unter Trutzgesängen durch das Dorf der Braut ziehen. Man ergibt sich schließlich, wie überall in der Welt, in das Unvermeidliche, und nach einigen Monaten beruhigt sich der gekränkte Stamm nach reichlichem Austausche von Braut- und Morgengabe. Ist umgekehrt die Braut abgeneigt, so benutzt sie die erste Gelegenheit, um ihrem aufgedrungenen Gatten zu entfliehen, und nun hängt es von der Ehrlichkeit ihrer männlichen Angehörigen ab, ob diese sie ohne weiteres wieder zurückbringen oder aber die Gelegenheit benutzen, um weitere Gaben von dem verliebten Verlassenen zu erpressen. Die Gaben kommen von seiten der Braut und des Bräutigams: die des Bräutigams heißen Oloa und bestehen aus zubereiteter Nahrung jeder Art, lebenden Schweinen, Geflügel, Kahn, Keulen und Speeren, in der neuern Zeit auch aus Baumwolle, Äxten, Pulver und Flinten; die Gabe der Braut heißt Toga (Tonga) und besteht aus feinen Matten und Rindenzeug.

Die Hochzeit selbst wird im Orte des Bräutigams folgendermaßen abgehalten: Beide Stämme versammeln sich auf der Malae (dem öffentlichen Platze) des Dorfes, die Braut, gefolgt von ihren Freundinnen und einigen reichgeölten, Blumen tragenden und in feine Matten gekleideten Gespielinnen, geht auf einem mattenbelegten Pfade bis zum Mittelpunkte

des Platzes, wo der Bräutigam sie sitzend erwartet, und wo auf einer schneeweißen Matte die Braut ihm gegenüber Platz nimmt, während unter Gesängen die jungen Weiber die Hochzeitsgeschenke vor das Paar bringen. Zur Zeit, als die Keuschheit ihrer Töchter noch der Stolz der Häuptlinge war, folgte nun die Probe auf diese hochgehaltene Qualität, und reicher Beifall ertönte dem Häuptlinge und dem Stamme, wenn die Braut unbefleckt in derselben sich erwies. Hielt sie aber die Probe, deren Obscönität die Beschreibung verbietet, nicht aus, so wurde sie von ihren Brüdern oder sogar von ihrem Vater auf der Stelle mit Keulen erschlagen, jede Erinnerung an ihr Dasein vertilgt, ihr Name selbst in Schweigen versenkt. Im günstigen Falle aber führten die Freunde des Bräutigams die Braut in ihr zukünftiges Heim, wo sie nun mehrere Tage in der Verborgenheit zubrachte. Die Thatsache, daß erst fünf oder sechs Monate später ein erneutes festliches Zusammentreffen und wiederholter Austausch von Geschenken die Heirat besiegelt, scheint anzudeuten, daß die erste Feier nur eine provisorische, die dazwischenliegenden Monate aber eine Art von Probezeit seien. Bei den christlichen Samoanern hat der Austausch der Hochzeitsgaben als Ergänzung der religiösen Zeremonie sich erhalten, aber die schriftliche Werbung, d. h. der Liebesbrief, hat den Brautwerber von früher verdrängt. Pritchard teilt einen derartigen lakonischen Liebesbrief folgenden Wortlautes mit: „Dies, Saema, ist mein Schreiben an Dich. Ich bin Tuliau. Sehr groß ist meine Liebe für Dich. Sehr groß ist meine Sehnsucht nach Dir. Dies, Saema, ist mein Brief an Dich, durch welchen ich Dich fragen will, ob Du mein Weib werden möchtest."


Ein Mädchen von Samoa (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Diese schon in der Brautwerbung ausgesprochene Unterordnung der Interessen der Familie unter diejenigen des Stammes ist eine bedeutsame Thatsache, welche in dem ganzen Leben der Familie immer wiederkehrt. Schon das äußere Leben derselben ist nicht Familienleben, sondern Dorf- und Stammesleben. Die fremden Beobachter, welche die frohe Geselligkeit der Feste liebenden Polynesier priesen, vergaßen öfters zu bemerken, daß von vielen dieser Feste die Frauen und Kinder ausgeschlossen waren. Die Polynesier sind ein geselliges Volk, aber ihre Geselligkeit ist vorwiegend die der Männer eines Dorfes oder Stammes untereinander, und was man häusliches Glück nennt, gibt es nicht. Die Neger sind hierin vielfach besser als die Polynesier. Die Tabu-Gesetze schaffen eine Kluft zwischen beiden Geschlechtern und lassen niemals beide an demselben Mahle teilnehmen, an demselben häuslichen Herde mit ihren Kindern spielen; das Weib darf nicht einmal an demselben Feuer kochen wie der Mann. Selbst in Krankheit und Not bleibt diese Schranke aufrecht, die nicht nur die Jugend beiderlei Geschlechtes von der Geburt an, sondern auch Mutter und Kind sondert, denn der neugeborne Knabe ist Ra, d. h. geheiligt, seine Mutter dagegen Noa, d. h. niedrig. Daher sind schwerste Flüche der polynesischen Männer solche

wie: „Mögest du eine Flasche werden, um Salzwasser für deine Mutter zu halten", „Mögest du zur Speise deiner Mutter gebraten werden", „Reiß deinen Augapfel heraus und gib ihn deiner Mutter zu essen".

Die Erleichterung des ganzen Lebens und Arbeitens, welche die Fruchtbarkeit des Bodens bringt, die Milde des Klimas und die Geringfügigkeit der Lebensbedürfnisse machen sich naturgemäß dort zuerst geltend, wo unter ungünstigern Verhältnissen die Arbeitslast sonst



Frauen von den Tonga-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album).

am schwersten zu sein pflegt, in der Stellung der Frauen. Bei allen schwer arbeitenden Naturvölkern müssen die Frauen das Schwerste thun, in Polynesien hingegen arbeiten sie doppelt leicht, da hier auch die Sitte dem Manne einen größern Anteil an der Arbeit zuweist, als sonst üblich ist, gleich als ob sie schon durch die glücklichern hier waltenden Verhältnisse umgewandelt sei. Die Verteilung der Arbeit unter die beiden Geschlechter ist in Polynesien im allgemeinen gerechter als bei andern Völker auf ähnlicher Kulturstufe. Ja, in Tonga lag fast alle Arbeit, selbst das Kochen, den Männern ob, und die Frauen verfertigten nur zur Unterhaltung die Tapa im gemeinsamen Kreise, wobei sie durch das Taktschlagen

der Männer begleitet wurden. In der Heirat schließt in Hawai die Frau sich einem begüterten Manne an, der sie zu ernähren vermag, und der Mann hat die Pflicht, für dieselbe zu kochen. Gewöhnlich bereitet er einmal in der Woche den Poteig für die Frau, während die Frau nur mit Anfertigung von Kleidern und Pflege der Kinder beschäftigt ist. Hausbau fällt dem Manne zu, ebenso die Arbeit des Holzschnitzens. Feldbau treiben beide gemeinsam, Fischfang dagegen ist wieder hauptsächlich Sache der Männer, wiewohl auch die Frauen sich daran beteiligen und besonders geschickt im Tauchen nach Muscheln und dergleichen sind. Aber freilich schließt doch das tyrannische Gesetz des Tabu sie fast in allen Teilen Polynesiens von allem aus, was ihnen als höchstes Gut des Lebens erscheinen muß: von der engern Gemeinsamkeit mit dem Manne beim Speisen, bei den gottesdienstlichen Handlungen und den Festen. Auf Tahiti haben Männer und Weiber zweierlei Priester, auf andern Inseln haben die letztern gar keine und ist Unsterblichkeit an der Seite der Männer ihnen versagt. Nur wenige Thatsachen durchbrechen diese grausamen Regeln, welche ihre schärfste Ausprägung in der Ermordung einer großen Zahl weiblicher Kinder finden, die bis zu einer sehr merklichen Veränderung des Zahlenverhältnisses beider Geschlechter gedieh. Cook fand 1774 auf der Osterinsel unter 700 Bewohnern nicht mehr als 30 Weiber mit entsprechend wenig Kindern und wies dabei die Annahme, daß eine Anzahl derselben versteckt gewesen sei, von vornherein zurück.



Eine alte Frau von den Tonga-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Man kann nicht leugnen, daß die Stellung des Weibes in Neuseeland vielfach eine höhere war als in vielen andern Teilen von Polynesien, und diese Thatsache ist sehr beachtenswert. Die Frauen waren dort nicht von der Beratung der öffentlichen Angelegenheiten, nicht einmal von den Kriegsräten ausgeschlossen. Nirgends ging der Mann hin, wohin sie ihn nicht begleiteten, selbst in den Kampf gingen sie mit ihm, um ihn anzufeuern. Männer und Weiber aßen gemeinschaftlich, und die Mutter fand bei den Kindern denselben Gehorsam wie der Vater. Auch die Arbeit war billiger verteilt zwischen den beiden, denn dem Manne lagen nicht bloß Fischfang, Jagd und Krieg, sondern auch Haus- und Ackerbau ob, und die Frau stand ihm bei und besorgte selbständig insbesondere nur die Anfertigung der Gewänder. Das Elend einzelner Stämme schuf Ausnahmen, von denen eine durch G. Forster so allgemein bekannt wurde, daß sie die Vorstellungen färbte, welche man sich von der Lage des Weibes in Neuseeland machte. Allein was zu Cooks Zeiten im Charlotte-Sunde beobachtet

wurde, wo nach G. Forsters Darstellung „die Mannspersonen von Kindheit auf ordentlich dazu angehalten wurden, daß sie ihre Mütter gegen alle Grundsätze der Sittlichkeit verachten müssen“, entspricht sicherlich nicht der Regel.

Wir hören nicht von eigentlichen Priesterinnen, aber der ältesten Frau des Stammes scheint doch bei den Maori eine gewisse Sehergabe zugeschrieben worden zu sein. Dieselbe fastete z. B. vor einem Kriege und erhielt beim Siegesfeste als die einzige ihres Geschlechtes Menschenfleisch. Auf Tonga hören wir von einer Priesterin des Gottes Haehaetahi, die beim Avatrinken besessen wird. Gerade durch ihre niedrigere Stellung werden die Frauen selbst im Kriege außerhalb der Parteischranken gehalten und gewinnen dadurch eine gewisse politische Wichtigkeit. So besorgen z. B. Frauen ungestört Botendienst im Kriege und helfen Frieden vermitteln.



Frauen von der Karolinen-Insel Ponape (nach Photographie im Godeffroy-Album).

In Mikronesien verstößt es gegen die streng festgehaltene Sitte, wenn ein Ehemann seine Frau schlägt oder mit Worten öffentlich beleidigt. Wenn auf Palau die Beleidigte eine Ajbitfrau ist, so ist die Strafe gleich der auf Tötung gesetzten, und wenn die hohe Geldstrafe nicht bezahlt werden kann, muß der Beleidiger fliehen. Die größte Beleidigung für einen Ehemann ist ein übles Wort über seine Frau, und niemand darf öffentlich über die Frau eines andern sprechen, noch auch ihren Namen nennen.

Der sozialen Gliederung der Männer entsprechend, besteht in Mikronesien eine fast genau parallel mit dieser gehende bei den Weibern, so daß diese in manchen Beziehungen einen besondern Staat für sich bilden. Auf Palau ist der Ajbatul zwar der Kopf des Landes, aber doch nur als Häuptling der Männer, denn gleich wie dieser aus dem Familiensitze Ajbit stammen muß, so ist die Königin der Frauen die älteste dieser Familie. Ihr stehen eine Anzahl Frauenhäuptlinge zur Seite, mit welchen sie die Ordnung unter den Frauen überwacht, Gericht hält und verurteilt, ohne daß die Männer sich einmischen dürfen. Eine solche Stellung hat sich höchst wahrscheinlich aus dem durch die Absonderung der Männer in ihren festgefügten Gesellschaften oder Klöbbergöll doppelt lebhaft empfundenen Wunsche nach staatlicher Repräsentation gewissermaßen als Gegenstück zu der Organisation der Männer entwickelt. Und so sind denn auch die Weiber in Klöbbergöll geteilt, die ihre Anführer haben und gegenüber denjenigen der Männer

anerkannte Korporationen darstellen. Fehlen ihnen die wichtigen Attribute der Männervereinigungen: gemeinsame Arbeit und Teilnahme am Kriege und gemeinsames Wohnen in den Bais, so haben sie dafür das Recht gewisser Steuern, die sie bei Festen, um solche auch von ihrer Seite möglichst glänzend zu machen, und beim Tode des Kriegskönigs verlangen dürfen. Zu ihren gemeinsamen Pflichten gehört besonders der Schmuck der Feste, die Tänze nicht zu vergessen, die dabei aufgeführt werden, und von welchen die Männer offen zugeben, daß nur die Weiber ihren Sinn erklären können. Von manchen Zusammenkünften



Frauen von den Tonga-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album).

werden die Männer streng fern gehalten, so z. B. von den Orten, wo die Weiber baden. Dies schließt jedoch nicht aus, daß gerade deshalb diese Orte gern zu verliebten Zusammenkünften gewählt werden, denn in diesem Falle steht der Mann unter dem Schutze seiner Geliebten und ihrer Freundinnen. Der ohne Erlaubnis Vorbeigehende kann aber geprügelt, mit Geldstrafen belegt, ja unter Umständen sogar getötet werden.

Das Band der Ehe ist eins der schwächsten im ganzen Leben der Polynesier. Kleine Gründe genügen, es zu lösen, und beide Teile nehmen es leicht mit demselben. Cook hatte bei seinem ersten Besuche Tahitis eine Häuptlingsfrau, Opurea oder Operea, kennen gelernt, welche damals eine hervorragende Stellung einnahm. Aber bei seinem zweiten Besuche der Insel war sie von ihrem Gatten Ammo verstoßen und so arm geworden, daß sie nicht einmal ein Schwein ihren frühern Gastfreunden zu schenken hatte. Ammo aber

hatte indessen eins der schönsten unter den jungen Mädchen Tahitis zur Frau genommen. In der Nähe der Verstoßenen besuchten die Reisenden damals einen andern Häuptling, Potatau, der sich von seiner Gattin Polatschera geschieden und eine Jüngere zur Frau genommen hatte. Polatschera aber, glücklicher als ihre Nachbarin, hatte sich einen neuen Liebhaber oder Mann angeschafft, und nun lebten beide Teile, wie G. Forster bemerkt, dieser Familienveränderung ungeachtet so friedlich wie je noch immer unter einem Dache. Dieser Zustand war übrigens noch ein verhältnismäßig höherer gegenüber der einfachen Knechtschaft des Weibes, in welcher es ohne weiteres als Eigentum des Mannes gilt und behandelt wird; dies spricht sich in der schändlichsten Weise darin aus, daß die Europäer in Polynesien, welche sich der Gunst eingeborner Weiber versichern wollen, erst deren Männern ein



Frauen von den Sandwich-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Geschenk geben müssen, worauf diese, wie schon Forster bei den Maori erfuhr, ihre Frauen nötigenfalls mit Zwang den Fremden überliefern. Wie Cooks frühe Erfahrung zeigt, hatte hier die Kultur nichts mehr an der Verkommenheit des Naturvolkes zu verderben. Auf Hawai bestand durch Zufügung eines Cicisbeo, Punula genannt, zum Manne sogar eine Art beginnender Vielmännerei, und die Ehe führte hier den Namen Hoao, Versuch. So konnte es auch gestattet sein, daß auf Tahiti sich die Buhlerinnen nicht anders als Tedua nannten, welches eigentlich bloß der Titel der Frauen königlichen Stammes war. Vielfach erscheint als Hauptzweck der Ehe nicht einmal die Erzeugung von Nachkommenschaft, sondern die Bequemlichkeit des Mannes und höchstens noch der Schutz der Frau oder eine Geldfrage. Außerdem kommen, wenigstens in den höhern Klassen, die politischen Zwecke sehr stark in Betracht: auf den Marschall-Inseln muß ein Häuptling erster Klasse eine Frau zweiter heiraten, eine Frau erster Klasse einen Mann zweiter, ein Häuptling womöglich keine Häuptlingstochter &c.

Die Vereinigungshäuser der Palau-Inseln und Karolinen stehen der Innigkeit des Familienlebens unmittelbar entgegen. Hat dort ein Mädchen mit zehn oder zwölf Jahren noch keinen Mann gefunden, so geht es als Armengol, d. h. Dirne, in ein Bai und wird die Geliebte eines Mannes, der sie ernährt. Bis sie einen Ehemann gefunden, was auf dem Wege ein=

facher Verständigung geschieht, kann sie von einem Bai zum andern gehen. Semper erzählt, wie fast in jeder Familie ein Weib zu finden ist, das schon den dritten oder vierten Mann gehabt, vielleicht auch jedem Kinder geschenkt hat. Zu den Schädigungen der Ehe gehört die Ansicht, daß es „mugul" sei, vor der Welt zu zeigen, daß die Ehefrau in vertrautem Verhältnisse zu ihrem Manne stehe. Nie lassen sich daher Männer mit ihren rechtmäßigen Frauen auf der Straße sehen, wohl aber folgen ihnen beständig ihre Geliebten. Auch wenn ein Fremder im Hause weilt, entfernt sich die Frau aus der Gegenwart ihres Mannes. Bis auf die Kinderzahl, die man meist möglichst niedrig zu halten sucht, erstreckt sich dieser zerrüttende Einfluß.

Zum Wesen der im vorstehenden geschilderten Vereinigungen gehört notwendig die Ausschließung der Familien, und wenn auch die Familie neben denselben besteht, wird sie doch sehr entschieden von ihnen durchlöchert. Je entwickelter das System der Versammlungshäuser oder Bais ist, desto schwächer sind die Bande der Familie. Da, wie schon oben erwähnt, Bai und Klöbbergöll zugleich auch Freudenhäuser für die männliche Hälfte der Bevölkerung sind, wo dieselbe öffentliche Dirnen unterhält, führt die Gegnerschaft der Interessen der Frauen und dieser Mädchen nicht selten zu Zwistigkeiten, und daher werden für diese letztern auch eigne Hütten, in welche sie sich zur Reinigung zurückziehen, in der Nähe der Bai gebaut. Nichts zeigt aber deutlicher die Durchbrechung aller von der Natur gesetzten Schranken durch die Übermacht dieser sozialen Organisation als die Thatsache, daß die verheirateten Frauen sich nicht weigern, die Dirnen des Bai zu ernähren. Mag in den Bais der höhern Klassen ein Motiv der Erbfolge mitbedingend sein, so erscheinen diejenigen der Freien und der Hörigen als Phalansterien zum Zwecke der Organisation der Arbeit und jeder Leistung fürs Allgemeine. Man hat sie mit Regimentern und die Verpflichtung zum Eintritte in dieselben als eine Art allgemeiner Wehrpflicht bezeichnet. Alle Knaben müssen vom fünften oder sechsten Jahre an in eine solche Vereinigung eintreten, die aber immer nur 35—40 wesentlich gleichalterige Individuen umfaßt, so daß im Laufe seines Lebens ein Mann drei oder vier Bais angehört.

Das Eigentum ist nicht gemeinsam zwischen den Eheleuten, der Mann darf nichts von dem seiner Frau nehmen; aber auch diese behält, wenn jener stirbt, nur das, was er ihr geschenkt, denn sie muß dem Bruder des verstorbenen Mannes, als dem rechtmäßigen Erben, das Haus und den Besitz räumen. Die Frau verliert in der Ehe nur ihren Namen, da sie nicht anders als Frau des N. genannt werden darf. In allem Erben gilt das Recht der weiblichen Linie, das man treffend Mutterrecht genannt hat. Besitz und Rang werden beide von der Mutter erteilt. Bei den Maori scheint dies dadurch eine Durchbrechung erlitten zu haben, daß das Gut des Stammes unentäußerbar ist; und je nachdem nun der Mann mit dem Stamme der Frau oder die Frau mit dem Stamme des Mannes lebt, folgen die Kinder. Aber immer erhebt der mütterliche Stamm Anspruch auf das Kind seiner Angehörigen, auch wenn dieselben auswärts verheiratet sind. In den Häuptlingsfamilien Tongas kam der ältern Schwester oder Tante ein besonders hoher Rang, in der regierenden Familie sogar ein höherer als dem Tuitonga selbst zu. Außerdem aber nahm man auch wieder eine besonders enge Verknüpfung zwischen Großeltern und Enkeln an, gleich als ob die Seele jener in diesen wiederkehre. Darauf bezüglich hatte man in Neuseeland das Sprichwort: „E kore e marere te para o tona tapuna" („Nicht fällt von ihm die Eigenschaft seines Großvaters"). Vor allem vererbt sich die Thronfolge in der weiblichen Linie, indem die männlichen Kinder der Schwester des Königs diesem folgen. Diese Vererbungsweise geht aber nicht durch alle Verhältnisse, denn es gibt zwei Erbrechte, indem im öffentlichen Leben der jüngere Bruder den ältern, im Familienleben der älteste Sohn den Vater beerbt. Während die Familienerbschaft in einem Teile des Privatvermögens besteht, das

durch die Mutter verwaltet wird, gehören zu der öffentlichen Erbschaft der Name und Titel der Familie und wesentlich auch das Haus, welches als Stammsitz ein um so wichtigeres Symbol der Zusammengehörigkeit der Familie darstellt, als die Familie sonst so wenig Zu-



Eine Häuptlingsfrau aus Puapua, Samoa (nach Photographie im Godeffroy-Album).

sammenhang tieferer Art besitzt. Um sich daher einen gemeinsamen Mittelpunkt zu schaffen, erkennt die Familie, deren Mitglieder oft sehr zahlreich sind und weit zerstreut leben, immer ein leitendes Haupt an, nach dessen Wohnsitze sich alle benennen. Dieser Wohnsitz mit seinem Namen und Titel wird als unzerstörbares Majorat von dem Ältesten der Familie verwaltet und von dem Nächstältesten geerbt. Und eine besondere Wichtigkeit erlangt derselbe dadurch,

daß der Schutzgott des Häuptlinges an dieses Haus gebunden gedacht wird, so daß oft die Verehrung eines Häuptlinges mehr seinem Hause als ihm selbst gilt. In einem solchen Stammhause also wohnt der Häuptling nebst seiner nächsten Verwandtschaft. Bei Lebzeiten noch läßt er indes ein andres Haus für seine Frau und Kinder bauen, denn nach seinem Tode müssen diese das Haus räumen, um dem nächstältesten Bruder oder, wenn Brüder fehlen, dem ältesten Sohne eines frühern Familienhauptes Platz zu machen.

Wiewohl mit dem Hause in der Regel auch der Titel und die daran hängende meist nominelle Würde eines Häuptlinges niedern Ranges vererbt werden, wird doch häufig der Weg der einfachen Vererbung unterbrochen durch politische Rücksichten, nach welchen unter den in der Regel zahlreichen Erbberechtigten die Wahl getroffen wird, und da das Erbrecht in der Nachkommenschaft der brüderlichen Linie verbleibt, auch wo die Brüder ausgestorben sind und dasselbe zu den Söhnen des ersten Bruders zurückgekehrt ist, fehlt es nicht an Wahlfähigen. Anderseits wird aber unter Umständen der Erbgang auch durch die ungerechtesten Mittel beschleunigt, und alle Formeln der Erbschaftsgesetze hindern nicht, daß, wo nach den Palau-Sitten der nächste Bruder die Titel und das Vermögen eines Verstorbenen erbt, er auch mit Genehmigung der Häuptlinge, die er mit Geld dafür belohnt, seinen Vorgänger töten kann, um früher an das Erbe zu kommen. Wie bei den Männern, gehen hier auch in der Frauenregierung die Titel von einer Schwester auf die nächstjüngere über. Die Frau des Königs ist daher nie eine Königin der Frauen, denn Heiraten in derselben Familie sind verboten und die Titel der Frauen ebenso wie bei den Männern an die ältesten Familienglieder gebunden. Um also ein Ineinandergreifen der männlichen und weiblichen Herrschaftssphäre zu vermeiden, ist der Häuptling gehalten, keine Häuptlingstochter zu heiraten.

Die Ursache wahrhaft chaotischer Verwickelungen ist bei den vielfältigen und wechselnden feindlichen oder abhängigen Beziehungen der Häuptlingschaften auf jeder größern Insel die Sitte, daß die Kinder die Heimat ihrer Mutter erben. Die Verwandtschaft in der Mutterlinie, auf welcher die Unterabteilung der Bevölkerung in Familienstämme beruht, wird auch in entfernterm Grade hochgehalten, ist aber oft nur Überlieferung ohne sichern Grund. Sie verschmilzt mit dem Atuasystem, indem alle die angeblichen Söhne einer Mutter einander nicht schädigen, aber auch nicht sich vermischen dürfen, da ja die ganze Einteilung im Staate und die Art der Regierung als eine Gabe der Götter angesehen wird. Kubary schildert von Palau solche wunderliche verwandtschaftliche Verhältnisse: „Der König von Molegojok, des Landes, dessen Erbfeind Korror ist, ist ein Eingeborner von Aremolunguj. Der heutige König von Korror ist aber ein Eingeborner von Molegojok. Diese beiden Herrscher erkennen sich als die zwei einzigen Häupter von Palau an, und beide bekämpfen ihre eigne Heimat, in welcher sie erzogen wurden. Ngogor, der wichtigste Häuptling von Korror, ist der Sohn eines Eingebornen von Ngiwal, ist also ein Artingalmann, ebenso der abgesetzte König; Karaj, der Premier von Angarard, und Iraklaj, der König von Molegojok, sind alle vier Geschwisterkinder, und doch sind sie geteilt in vier verschiedene politische Lager."

In Neuseeland war die Stammesgliederung, wenn auch im Wesen an die der östlichern Inseln sich anschließend, örtlich nach zwei Richtungen verschieden. Die eine Gliederung geht auf die Einwanderung zurück und wird als Iwi bezeichnet, die andre, allgemeinere heißt Hapu. Die in gleichem Canoe Eingewanderten gehörten zu derselben Iwi-Gemeinschaft, aber es ist nicht sicher, ob alle Maori in den Iwi ihre Stelle fanden. Iwi heißt eigentlich Knochen und führt auf die Reliquien der Vorfahren zurück, welche die Maori verwahrten; Hapu dagegen bedeutet Gebärmutter in dem Sinne, daß dieselbe die Familien in sich trägt. Jeder Hapu hat seinen Schutzgott, der mehrmals als ein Bündel Rohre oder Hölzer beschrieben wird, er bebaut das Land gemeinsam, verschwägert sich und erbt nach Mutterrecht.

Der Älteste repräsentiert streng die Rechte seines Hapu und hält das Recht des Stammes auf das Land für den Fall einer Verteilung oder Abtrennung aufrecht. Ungeachtet der Hapu wieder in Whanau oder Familien zerfällt, nennen sich doch alle Glieder desselben Verwandte ihres Häuptlinges und tragen einen gemeinsamen Namen, der sich angeblich von dem ältesten Vorfahr herleitet. Die Hapu-Gliederungen sind schon wegen der Verschwägerung der Hapu untereinander und wegen des Mutterrechtes nicht der Dorfeinteilung parallel, denn in demselben Dorfe, Pah, finden sich gewöhnlich mehrere Hapu zusammen, während wieder derselbe Hapu in verschiedene Pah verteilt sein kann.

Den Verlust, den ein Stamm dadurch erleidet, daß die in ihm gebornen Kinder nebst ihrem Gute dem Stamme der Mutter zugehören, sucht letzterer wieder durch Landschenkungen auszugleichen, welche er an den erstern macht. Da indessen die Kinder gewöhnlich in demselben Stamme heiraten und ihre Nachkommen wieder Stammesangehörige sind, kommt das Land nie aus dem wirklichen Besitze des Stammes heraus. Die Ältesten in den einzelnen Vais können wieder ihren Kindern von den Ländern der Key zuteilen, aber nie ohne die vorherige Bewilligung des Oberhauptes. Die Stände- und Stammesgliederung der Polynesier verbietet eine Verteilung des Bodens unter die Familien, welche denselben bearbeiten. Einem ursprünglichen Zustande entsprachen vielleicht am meisten die Besitzverhältnisse der Maori, indem hier der allgemeine Besitz des Stammes am strengsten festgehalten, die individuellen Besitzergreifungen aber als vergängliche Ausnahmen betrachtet wurden. Man darf in der That behaupten, daß bei den Maori kein individueller Besitz gegolten habe, indem jeder Einzelne das gemeinsame Land als das seinige betrachtete. Anderwärts erlangt ein Kind Anrecht zum Mitbesitze an demjenigen Lande, wo die Nachgeburt begraben wurde, ebenso ein Verwundeter dort, wo Tropfen seines Blutes fielen 2c., während das Land, welches jemand bearbeitet, ebenfalls in sein Eigentum übergeht, aber unter Vorbehalt der Rechte des Stammes, solange jener es bebaut. Das Land für Jagd, Fischfang 2c. bleibt dagegen dem ganzen Stamme gemeinsam, und das Eigentum des Stammes wird mit Merkzeichen abgegrenzt. Bei Wechselheiraten der Stämme ist das Land unentäußerbar. Wie in so vielen Beziehungen, ist auch hierin Hawai am weitesten von den einfachen Clanverhältnissen der Polynesier abgewichen. Vom Stamme ist in Hawai das Eigentumsrecht auf den Häuptling übergegangen, dessen Unterthanen das Land unter den lästigen Bedingungen erhalten, daß sie entweder einen Teil davon für ihn anzubauen, oder die Erstlinge jeder Ernte ihm zu reichen, oder von je sieben Tagen zwei in der Fron für ihn zu arbeiten haben. Bis auf die jüngste Zeit empfing auf Hawai der Häuptling sogar ein Viertel des Lohnes, den seine „Unterthanen" erarbeiteten. Statt das Land mitzubesitzen, besaß das Land sie, denn die untern Klassen wurden als „glebae adscripti" angesehen und behandelt. Daß dieses Verhältnis jedoch kein sehr drückendes war, geht daraus hervor, daß mehrfach die plötzliche Lösung desselben durch das Christentum als ein Grund des Rückganges und Elendes der Bevölkerung in Hawai bezeichnet wurde. Auch in Tonga hatte sich, wie Forster schon hervorhebt, ein ähnliches System herausgebildet, die Regel ist indessen auf allen übrigen Inseln der Gemeindebesitz und zwar in solchem Maße, daß seine Bekämpfung noch heute z. B. in Samoa eine der hauptsächlichsten Aufgaben der Missionäre ausmacht.

Durch den Begriff des Atua verknüpft sich auch die Stammesgliederung mit dem Reiche des Übersinnlichen. Wie die Stämme allgemein ihre Symbole als durch Götter ihnen verliehen bezeichnen, so erhielten von den Stämmen Samoas Atua die Schaufel, Aana die Lanze, Latuamasanga den Wedel, Monono das Fischernetz durch den Gott Pili zuerteilt. Insbesondere sind ihnen aber Tiere, mit Vorliebe Reptilien, Fische, Vögel, heilig, und der dem Distrikte Zugehörige trägt das Zeichen desselben tättowiert gleichsam als Wappen bei sich, das ihn nicht bloß kenntlich macht und klassifiziert, sondern auch schützt und deshalb

in Tänzen und Opfern Dank und Verehrung empfängt. Gerade in Samoa nahm dann der Atua einen ähnlichen geheimbundartigen Charakter wie der der Ariki in Neuseeland an.

Die Volksklassen sind bei den Polynesiern durch die soziale Anwendung des Tabu in einer Schärfe gegliedert, wie es das schroffest durchgeführte Kastensystem nirgends vermocht hat. Was Stewart von den Markesanern sagt, daß sie in Tabuierte und Untabuierte zerfallen, gilt im Grunde von allen Polynesiern. Man könnte indessen ebensogut sagen: sie zerfallen in solche, welche Anteil am Göttlichen haben, und in davon völlig Ausgeschlossene. Das aristokratische Prinzip ist selten bei einem Volke so auf die Spitze getrieben worden wie hier, wo eine harte Seelenlehre das selbst bis über den Tod hinaus Unerbittliche dieser Sonderung predigt. In Tonga gilt den privilegierten Edlen der Einwanderung gegenüber das eingeborne Volk als seelenlos, wenigstens nach dem Tode, wenn die Seelen vom Atua gefressen wurden. Die Tua haben einfach keine Seelen, während alle Höhern, Egi wie Matabule, in Bolotu wieder aufleben; jene gehen also mit dem Tode rettungslos unter, während diese aus dem Jenseits zurückkehren und ihresgleichen zu Priestern begeistern, so daß der Zusammenhang der tabuierten Klasse mit den Göttern nie unterbrochen wird. Die Grenze zwischen diesen beiden bergestalt mit denkbarster Schärfe geschiedenen Klassen der polynesischen Völker ist aber nicht überall die gleiche. Doch gehen als große Abteilungen Häuptlinge, Freie und Sklaven durch ganz Polynesien, und es bezeugen besonders auch, wie Fornander richtig hervorhebt, ihre Benennungen, die vielfach ähnlich auf entfernten Inseln wiederkehren, das Alter und die Allgemeingültigkeit dieser Gliederung. In Tonga werden unterschieden die Hou (königliche Familie), Haueiki (Häuptlinge), Mua (Landbesitzer), Matabule (adligen Diener) und Tua (Gemeinen); Kriegsgefangene werden Bobula oder Sklaven. Hier verläuft die verhängnisvolle Grenze zwischen den Matabule und Mua auf der einen und den Tua auf der andern Seite. Die geschickten Handwerker gehören zu den Mua, die gewöhnlichen zu den Tua, und zwar zählen zu den geehrten Handwerken, die deshalb erblich sind, die Schiffbauer, Schnitzer und Totengräber, zu den Matabule oder Mua die Sargverfertiger, Netzmacher, Fischer, Hausbauer; als nicht erblich werden auch die Tättowierer und Keulenverfertiger zu den Mua oder Tua, dagegen die Barbiere, Köche und Feldbauer zu den Tua niedrigster Klasse gerechnet. Die Gliederung ist einfacher in Tahiti, wo im Adel auf die Arii (Fürsten) oder Tiau unter dem Könige die Ratira (Grundbesitzer) oder Ratita und dann die Mahuni (Landbauer) oder Manahune folgen, während an die Tuha (Gemeinen) die Tutu, Titi oder Teuteu, die Sklavendiener, sich anschließen.

Noch klarer ist das Verhältnis auf den Markesas, wo hauptsächlich das Geschlecht die zwar höchst unnatürliche und verwerfliche, aber leicht erkennbare Grenze bildet. Daselbst begreift die Klasse der Nichttabuierten alle Frauen, ihre männliche Bedienung sowie die Sänger und Tänzer, während auf Rapa sogar alle Männer heilig waren und durch die Frauen gefüttert werden mußten. Unbemittelte auf den Markesas fügen sich dem Hause eines befreundeten Reichen zu und haben für ihre Dienste den Mitgebrauch der Frau, gehören aber dabei doch immer noch der tabuierten, beseelten, als Menschen anerkannten Klasse an. Auf Neuseeland finden sich neben den halbgötterartigen Ariki aus königlichem Blute die Tana, dann die Rangatira sowie die Tutua und Ware oder Gemeinen neben den Tohunga oder Priestern; zu unterst stehen die Tononga oder Sklaven. Nicht alle Nachrichten über diese Klassifikation lauten gleich, wir folgen aber wohl der besten Autorität, wenn wir mit Thomson als Gruppe der Häuptlinge die Ariki oder Priesterfürsten, die Tana oder Leute königlichen Blutes, die Rangatira oder Häuptlinge und Edlen überhaupt annehmen, dann die Tutua als mittlere, die Ware als untere Klasse, endlich die Tononga als Sklaven

bezeichnen. Der größte Teil der Vornehmen ist durch Bande der Verwandtschaft verknüpft, welche durch besondere Träger der genealogischen Tradition, unterstützt durch Aufzeichnungen in Geschlechtsstäben, im Gedächtnisse bewahrt wird. Diese Erinnerung muß weit gegangen sein, denn bei der Einweihung des für den König gebauten Hauses auf Hawai wurden nur solche zugelassen, die bis zum zehnten Geschlechte sich mit dem Fürsten verwandt erwiesen.

Die Ständescheidung kennt auch in Mikronesien Adlige, Freie und Sklaven. Die einflußreichsten sind die erstern mit den Priestern, die weitaus zahlreichsten die Freien, und beide fallen einerseits oft zusammen, anderseits scheiden sich wieder bestimmte Klassen innerhalb dieser Stände. Auf Ponape bilden die Häuptlinge (Munjap) und der kleinere Adel (Cherijo) zusammen die Klasse der vom Volke geschiedenen Aroi oder Iroij. Als Spitze des Adels führt der König oft denselben Namen wie der Adel: so heißen Urosse auf den Karolinen die Adligen, Urosse Tone oder Toll der König und ähnlich auf den Marianen Irus die Adligen, Irus Lablab der König. Da indessen bei der großen Bedeutung des Geldes auf diesen Inseln häufig Besitz höhern Rang als Geburt verleiht, gibt es Adlige, welche die Häuptlinge überragen und als Eigentümer eines Distriktes ihre Stellung zu der von Kleinkönigen erheben; und als solche treten uns die Aroi von Ponape, die Urosse der Karolinen, die Rupak der Palau-Inseln, die Tamou der Radak-Inseln vorwiegend entgegen. Wo eine Bevölkerung von 3500 Köpfen sich in 10 Stämme und 16 Staaten teilt, wie auf den Mortlock-Inseln, ist natürlich der Weg vom Häuptlinge zum Adligen ebensowenig weit wie von der Despotie zur Oligarchie.



Ein Häuptling von der Mortlock-Insel Tae (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Der Adel erhält reale Bedeutung durch hohe Staatsämter. So beherrscht z. B. das durch Volkszahl und Schiffahrtskunst hervorragende Jap in den Karolinen die kleinern umliegenden Eilande durch dahin entsandte Häuptlinge, die dort Tribut in Gestalt von Weibern für die Bais, von Öl und Vogeleiern erheben. Aber es gibt auch, wie sich bei der einflußreichen Stellung des Adels von selbst versteht, Oligarchien mit einer Anzahl einflußreicher Häuptlinge an ihrer Spitze, an welche die kleinern Häuptlinge in niedrigern Diensten, wie als diplomatische Boten, Vermittler der „flüsternden" Ratsverhandlungen und dergleichen, sich anschließen. Kubary schreibt von den Adelsverhältnissen in den beiden kleinen Palaustaaten Korror und Molegojok: „In Korror ist die Gewalt in den Händen der ersten sieben Häuptlinge, weil dieses Land durch die Vereinigung von mehreren unabhängigen Stämmen entstand, die in verschiedenen Graden ihre frühere Macht in der Form von Vorrechten bewahrten. In Molegojok dagegen ist die Regierung patriarchalisch, und die Vereinigung der Gewalt in dem einzigen Iraklaj wird dadurch ausgeglichen, daß derselbe alle Unkosten der Regierung allein zu tragen hat."

Auf der untersten Stufe der Staatenbildung finden wir endlich kleine Gemeinden, die selbständig und schwach unter eignen Stammes- oder Dorfhäuptlingen so lange vegetieren, bis sie durch Mächtigwerden eines unter ihnen zusammengeschweißt oder aber durch Eingriff von außen zu Vasallen gemacht werden. Diese Dorfgemeinden, deren es z. B. in

Palau auf der Hauptinsel Baobeltaob mit 11 unabhängigen Ländern 65 gibt, jede mit Häuptling und Minister, kehren als Grundlage aller staatlichen Ordnung überall wieder; sie setzen sich aus einer Anzahl von Familien zusammen, die sich um ihre Häupter, die Rupak oder Häuptlinge, gruppieren, welche die Angehörigen der Familie regieren und die Gemeinde nach außen vertreten. Bezeichnend für die politische Bedeutung, die wenigstens in der Theorie diesen schwachen Einheiten beigelegt wird, ist ihre Benennung in Palau, wo sie Pelu, d. h. Länder, heißen; derselbe Name kommt auf den Karolinen als Pilun vor, wo er König bedeutet. Was Semper von den Palau-Inseln sagt, daß im Grunde ein jedes Dorf einen gegliederten Staat für sich bilde, findet ursprünglich auf alle mikronesischen Staatsgebilde Anwendung. In der ganzen Ruk-Gruppe geht z. B. nirgends ein Machtbereich über die Grenze eines Tribus, Eilan genannt, hinaus, und von einer gemeinsamen Obermacht über die Gruppe ist weder heute noch in absehbarer Vergangenheit die Rede. Darum spricht man hier von 39 Stämmen und 73 Staaten. Und da der Raum für die Entwickelung einer auf ausgedehntem Besitze an Land und Leuten begründeten Macht überhaupt fehlt, sind weniger die realen Machtverhältnisse als die Traditionen, persönliche Beziehungen und politische Intriguen ausschlaggebend. Von alter Zeit her ist eine gewisse Rangordnung der Länder angenommen, die Unterschiede in derselben aber beruhen auf einer Tradition, welche sagt: „Eine Frau Milatk gebar vier Kinder: drei Söhne und eine Tochter. Diese Frau war der Kalit, welcher Palau schuf, und die Kinder waren der Reihe nach Emjung in Aremolnungu, Molegojok in Artingal, Korror in Erekelbau und Ejmelijk;“ das sind aber die vier großen Länder in Palau. Diese Tradition, wenn sie auch heute noch wiederholt wird, hat es freilich nicht verhindert, daß zwischen den Brüdern Streit entstand; und zwar sind seit den 100 Jahren, daß Europäer Palau kennen, es besonders Korror und Molegojok, jenes eine kleine Insel, dies ein Teil der Hauptinsel im Norden der Gruppe, welche sich um den Vorrang streiten.

In Neuseeland standen die Rangatira, Edlen, an der Spitze des Gemeinwesens. Da es in den größern Stämmen mehrere oder sogar viele Rangatira gab, so wurde einer von ihnen als Fürst, Rangatira Nui (nui, groß) oder Rangatira Tina (tina, erhaben), anerkannt. Der Kriegshäuptling war der Rangatira Toa (toa, tapfer). Der eigentliche Häuptlingsname jedoch, der in verschiedenen Abwandlungen vorkommt, ist hier Ariki. Auf den Schifferinseln bilden unter den erblichen Häuptlingen, Alii, die Tupu die höchste Klasse, dann folgen ihre Verwandten und in dritter Klasse die Dorfhäuptlinge sowie weiter die Tulafale oder Grundbesitzer im Unterschiede vom gemeinen Volke. In jedem Dorfe erläßt die Versammlung (Fono) der Alii oder Häuptlinge und Tulafale die Gesetze für alle andern Mitbürger, beschließt im Fono Talaga über Krieg und Frieden und genießt die Früchte des Ualo oder des Zustandes der sklavenhaften Unterwerfung fremder Stämme. In den samoanischen Parteikämpfen, die seit 1876 auch an die Kreise der europäischen Politik rührten, traten immer die wahlberechtigten Häuptlinge in den Vordergrund, nie der König, der sich im Gegenteile immer sehr abhängig von jenen erwies. Entsprechend den neuseeländischen Ariki, erscheint an der Spitze jedes Stammes auf den Markesas der König oder Hakaiki, der treffend auch als Patriarch gedeutet wird, und neben den Patriarchen oder obersten Häuptlingen fanden sich die Tua (Kriegsanführer), welche offenbar den Rangatira Toa der Neuseeländer entsprechen. Als Alii kehren sie dagegen auf Hawai wieder, wo sie freilich in dem monarchisch gewordenen Staate Kamehameas insofern eine weitaus bescheidenere Stellung einnahmen, als zwischen dem Fürsten und der Gemeinde oder Maka-Ainan hier die Aha-Alii oder Versammlung der Häuptlinge stand, die in verschiedenen Rangstufen des Tabu erschienen.

Die eigenartigste Stellung nehmen die erblichen Stammeshäuptlinge aber als Erih oder Erioi (auch Arii oder Areoi geschrieben) auf den Gesellschafts-Inseln ein, wo sie einen auf

göttliche Stiftung und zwar auf Oros, des Kriegsgottes, zurückgeführten Bund bilden. Zwölf Großmeister stehen an der Spitze der zwölf Rangklassen der Erih, die sich nach der Art der Tättowierung in sieben Graden unterscheiden; aber alle ohne Unterschied verbindet eine enge Kameradschaft, und ihre Gastfreundschaft gegeneinander hat keine Grenzen. Die überall mit Festen empfangenen Erih müssen als Krieger im Cölibate leben und, wenn sie Kinder haben sollten, diese töten; sie arbeiten nicht, da ihr Land von den Sklaven besorgt wird, und ihre Seelen werden nach dem Tode vom Gotte Onru tatae nach dem Paradiese Rohutu noa noa geleitet. Dem Könige und der königlichen Familie wird der Titel Erih „eigentlich und in vorzüglichem Maße" (G. Forster) beigelegt. Diese Kaste kehrt in umfassenderer Größe in den festgefügten Gesellschaften wieder, in welche, nach Geschlechtern und Klassen geordnet, jedes mikronesische Volk zerfällt; es gehören dahin die Klöbbergöll Palaus, welche, weil ihre gemeinsamen Häuser Bai heißen, wohl auch den Namen Bai-Bai tragen. Im Adel nimmt diese Einrichtung den Charakter der Gefolgschaft des Fürsten an, und es ist bedeutsam, daß sie gelegentlich einen Zusammenhang mit der Erbschaft in weiblicher Linie erkennen läßt. So gehören auf den Ralik-Inseln die herrschenden Häuptlinge zu einem bestimmten Clan und ihre Söhne zu einem andern, indem der Häuptling stets in den Clan, zu welchem seine Söhne zu gehören haben, heiraten muß und die Abstammung nach der Mutter gerechnet wird.

Wir hoben früher die bis auf den Körperbau sich erstreckenden Unterschiede der Edlen von den Niedern hervor, über die man weniger erstaunt sein wird, wenn man hört, daß selbst die mit niedern Frauen von den Häuptlingen unter den Erih gebornen Kinder bei der Geburt getötet werden. Doch gelten wenigstens für Männer die Schranken nicht als völlig unübersteiglich, denn wie wir wissen, werden z. B. in Tonga geschickte Handwerker aus dem Volke als Tahuna zum tabuierten Range erhoben. Und in der Öffentlichkeit zeigt sich eine patriarchalische Form des Zusammenlebens, welche es G. Forster als wahrscheinlich erscheinen ließ, daß sogar die ganze Regierungsform einst einen patriarchalischen Charakter gehabt habe: man sah den König in seinem Kahne Hand ans Ruder legen, wo die Gelegenheit es erforderte, und in Tahiti konnte der geringste Mann frei mit dem Könige sprechen. Wir haben hier offenbar an die mildernden Wirkungen der reich und arm gleich freigebig beschenkenden Natur und ferner an die kleinen Verhältnisse zu denken, in denen dieses Leben sich wenigstens im östlichen Polynesien bewegte, und welche die außerordentlich schroffen Gegensätze nicht zur Ausprägung gelangen ließen. Übrigens haben es im westlichen Polynesien, z. B. in Samoa, auch noch die neuesten Beobachter ähnlich gefunden. Nirgends fehlt ganz, auch beim krassesten Despotismus nicht, eine repräsentative Vermittelung zwischen Fürst und Volk: der Fono Samoas, die Aha-Alii Hawais zeigen dieselbe auf verschiedenen Stufen der Entwickelung. Merkwürdigerweise hat sie aber die starke Neigung, den Charakter eines Geheimbundes anzunehmen. Es ist bezeichnend, daß bei den Maori Runanga oder Raunga bald die Versammlung, mit der zusammen der Fürst nach den Tikunga oder Gesetzen regiert, bald ein Geheimbund hieß, welcher Schuldige straft. Besondere Versammlungen werden in wichtigen Fällen, namentlich bei drohendem Kriegsausbruche, durch den Häuptling oder seinen Vertreter berufen, und dieselben beraten unter vielen Zeremonien und langwierigen Reden oft tagelang. Von diesen Verhältnissen aus war der Übergang zum modernen Konstitutionalismus, beziehentlich zur Nachäffung desselben nicht außerordentlich schwer. In der von Kamehamea III. gegebenen Verfassung, in deren einzelnen Bestimmungen der amerikanische Einfluß erkennbar hervortritt, findet sich eine „Darlegung der Prinzipien, auf welchen die heutige Dynastie begründet ist". In derselben heißt es: Kamehamea I. war der Gründer des Reiches, und ihm gehörte alles Land, wenn auch nicht als Privateigentum, von einem Ende des Reiches bis zum andern. Es gehörte gemeinsam dem Volke und den Häuptlingen, an

deren Spitze Kamehamea I. stand, und dieser hatte die oberste Verfügung über den Landbesitz. Darum gab es weder früher, noch gibt es heute irgend jemand, der das kleinste Stück Land ohne die Zustimmung desjenigen veräußern kann, dem die Führung der Regierung zusteht. Ferner setzte auch die Verfassung Kamehameas III. nicht die einfache Erblichkeit der Krone fest, sondern bestimmte, daß der Kronerbe von König und Häuptlingen gemeinsam bestimmt werden solle. Fehle solche Bestimmung, dann sollten die Häuptlinge zusammen mit der Volksvertretung die nötige Bestimmung treffen. Das aristokratische Prinzip korrigiert also auch hierin das patriarchalische.

Der hochgesteigerte Despotismus beruhte daher in Polynesien mehr auf Klassen- und Kastendruck als auf dem übermächtigen Willen eines Einzelnen. Seine tiefgehenden Wirkungen erklären sich nur dadurch, nur so vermochte er alle Lebensverhältnisse zu durchdringen Wir haben selbstverständlich keine Ahnung, wie die Bevölkerungszahlen unter die einzelnen Stände in Polynesien sich verteilen, aber jedenfalls sind es der Bevorrechteten viel weniger als der Rechtlosen, Unterdrückten. Der traurige Verfall dieser Gesellschaft erklärt sich teilweise aus der übeln Wirkung eines solchen Zustandes nach oben und unten zu. Gute Kenner polynesischen Lebens, wie Reverend Whitney auf Kauai, schreiben der Gewöhnung an despotische Herrschaft, die den Wert des Lebens verachten lehren, Fleiß und Unternehmungsgeist lähmen und der Zukunft gegenüber gleichgültig machen, vor allem aber den Übergang in freiere Verhältnisse erschweren mußte, einen großen Teil des raschen Verfalles der Bevölkerungen zu.

Der Fürst ist der Herr und Hohepriester seines Volkes, aber nicht auch immer zugleich sein Kriegsherr. Dadurch schon ist die Regierungsmaschine in den polynesischen Reichen nicht immer eine sehr einfache und durchsichtige. Ein Auseinanderfallen in Friedens- oder Schattenkönig und Kriegsfürst, wobei der erstere die Form, der letztere das Wesen repräsentiert, ein Nebeneinanderbestehen beider, wie im japanischen Mikado und Taikun, liegen bei der religiösen Durchtränkung des polynesischen Lebens und seinem kriegerischen Charakter äußerst nahe. Da nun ferner ein sehr konservativer Grundzug diesem Leben eigen ist, mögen sich derartige zwiespältige Verhältnisse sehr leicht lange erhalten und sogar die Heiligung göttlicher Institutionen annehmen. Dazu kommt dann noch der einschränkende Einfluß, den die Existenz eines hohen Adels übt. So ist in Mikronesien der König halb ein despotischer Herrscher, halb der Präsident einer oligarchischen Republik, zu dessen Verpflichtungen es gehört, populär zu sein.

Das Volk empfindet wohl, ob sein König für es sorgt oder eigennützig die Vorteile seines hohen Amtes ausbeutet. Letzteres ist allerdings um so eher möglich, als der König die beiden einzigen Reichtumsquellen, die Geldfabrikation und den Handel, als Monopole zu wahren pflegt. Die Geldrollen durften auf den Karolinen nur von dem Häuptlinge gefertigt werden, und wenn dieser in ein Stück Schildkrötenschale Löcher gebohrt hatte, konnte der Eigentümer dieses für einen gewissen Wert austauschen. So war der König von Korror, als Kubary ihn besuchte, seiner Habgier wegen verhaßt; man klagte, daß er aus Eigennutz ziemlich zugänglich für die Fremden sei, und die Sünden, welche man ihm vorwarf, bestanden darin, daß er gegen die Sitte des Landes für sich allein die von den Fremden erhaltenen Gegenstände behielt. Eine ganze Partei stand ihm deshalb entgegen, und es kam endlich zu einer unblutigen Revolution, von welcher uns Kubary folgende interessante Schilderung entwirft: „Der Ajbatul rief den Sturm dadurch hervor, daß er heimlich in einem fremden Distrikte Waffen für Palau-Geld verkaufte. Die nach geschehener That von den Häuptlingen gemachten Vorstellungen beantwortete er hochmütig; er nannte sie alle zusammen ‚dak‘ (d. h. Kot), und das kostete ihn seine Krone. Die Häuptlinge wandten sich von ihm ab, und die ganze Bevölkerung sprach von Totschlagen. Der sich schon nicht

sicher fühlende Ajbatul verließ Korror, seine Residenz, und begab sich nach Armiit, wo seine Frau zu Hause war. Die Häuptlinge forderten ihn mehrere Male auf, zurückzukehren, was er aber aus Furcht unter verschiedenen Vorwänden abschlug. Hierauf riefen sie im geheimen dem greisen Irajkalau, er solle kommen, ‚das Land wieder gut zu machen‘. Er kam augenblicklich, und man beratschlagte zehn Tage lang, und eines Tages erschallten laut die Tritonhörner: ‚Es gibt keinen König mehr!‘ Der König, aller seiner Titel und des Häuptlingsranges beraubt, horchte in ohnmächtiger Wut dem Schalle der Kriegstrompeten, die sein amtliches Absterben den entfernten Ortschaften zur Kenntnis brachten. Es folgte jetzt ein Interregnum, in dem alle Häuptlinge im Namen von Irajkalau regierten und über einen neuen König nachdachten. Jeder fühlte sich in dieser Zeit als König, und jeder verlangte auch als König verehrt, d. h. beschenkt, zu werden, was für die Europäer sehr lästig war. Nach einigen Wochen wurde endlich ein neuer König gewählt, der indessen nur ein Automat in den Händen der Häuptlinge war."



Frau und Tochter des Oberhäuptlinges von der Mortlock-Insel Tae (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Auch in **Mikronesien** ragt neben der Hauptspitze des Staates, die der König repräsentiert, öfters eine zweite empor, sei es als Kriegshäuptling oder, wie er auf Radak neben dem eigentlichen Häuptlinge oder Tamon erschien, als Tamon Da Ellije, Befehlshaber des großen Bootes. So gibt es auf Yap neben der weltlichen Macht des Pilun noch eine geistliche, Matramat, d. h. die Herrschaft derjenigen Leute, welche zwischen der Gottheit und den Menschen als Vermittler und Ausleger des göttlichen Willens dienen. Der Matramat personifiziert die geistliche, oberpriesterliche Seite der Herrschermacht, spielt aber unter Umständen ebensowohl auch die Rolle eines weltlichen Häuptlinges. So wie seinen Häuptling, hat jedes Dorf seinen Matramat, ein oberster aber befindet sich in Tamil, und dieser hat Einfluß auf die ganze Insel; kein wichtiges Geschäft wird ohne ihn unternommen, und bei weiten Expeditionen wird er mitgenommen, um Unglücksfälle vorauszusagen und zu verhüten. Zwischen beiden teilt sich oft ungleich die Vertretung der materiellen und der geistigen Macht. Nach **Sempers** Schilderung war z. B. in dem Palau-Staate Aibukit zu seiner Zeit der geistliche König, Mad, der eigentliche mit Vorsitz im

Fürstenrate; der bürgerliche und kriegerische König, Krei, aber etwas untergeordnet. Dem Mad stand neben dem Vorsitze im Fürstenrate die alleinige Sorge und Entscheidung über die religiösen Feste und alles zu, was mit dem Ahnenkulte zusammenhängt, während Krei der Feldherr und Anordner aller öffentlichen und Gemeinbearbeiten war.

Monarchen im Sinne der Europäer treten uns selten entgegen, Könige von einem durchgreifenden, rücksichtslosen Herrschersinne, wie Kamehamea I., sind überall in Polynesien selten gewesen. Es ist auch nicht erstaunlich, wenn auf kleinen und nicht dicht bewohnten Inseln, wie den Markesas, oder im vielgegliederten, natürlich wie politisch zerspaltenen, fehdereichen Neuseeland das Königtum sich viel eingeschränkter erwies. Auf den Markesas gibt es nur Kleinhäuptlinge von mäßigem Ansehen, und in Neuseeland finden wir die merkwürdige Dreigliederung der Ariki oder göttlichen Häuptlinge neben den weltlichen Häuptlingen und den Priestern. Der Ariki, welcher von dem Großvater oder Vater in den heiligen Traditionen belehrt worden war, stand hoch über beiden, denn er faßte beider Macht in sich zusammen; er konnte Tabu auferlegen und abnehmen, die Zeiten des Feldbaues, die Plätze des Begräbnisses bestimmen ꝛc., wogegen die Macht, das Mana des Häuptlinges, wenn er nicht zugleich Ariki war, von seinem persönlichen Ansehen abhing und ebenso dem Mana des Priesters, wenn dieser nicht zugleich Ariki war, nur im Hinblicke auf seine Beziehungen zu den Göttern oder seinen Einfluß über dieselben gehorcht wurde.

In dem Zwischenraume der Regierung eines Fürsten und seines Nachfolgers pflegt eine anarchische Zeit des Interregnums in Abwechselung der harten Zeiten des Zwanges, die vorangegangen und folgten, alle Zügel des Staates zu lockern. Es wird, nach Ellis' Ausdrucke, in dieser Zeit „jedes Laster getrieben und fast jegliche Gattung von Verbrechen verübt“. Auf Tahiti bekriegten sich beim Tode eines Häuptlinges die Stämme bis zu Verwundung oder Tod, und auf Hawai erzählte man: als der Fürst Puiakalani, der steten Streitigkeiten müde, die Herrschaft niederlegte, damit jeder für sich selbst sorge, brach solche Unordnung aus, daß man ihn um Wiederaufnahme der Herrschaft ersuchte, wozu er sich unter dem Zugeständnisse unbedingter Macht bereit erklärte. Angeblich wurde damit der Besitz des Landes durch den König in Hawai eingeführt. Wenn Cook einen so auffallenden Unterschied in der strammen Regierung der Insel Tongatabu und der anscheinenden Regierungslosigkeit des benachbarten Eilandes Namoka fand, so kann vielleicht diese Sitte der „legalen Anarchie“ zur Erklärung herangezogen werden.

Die Erhabenheit des Fürsten spricht sich in einer Menge von Zeremonien aus, welche ihn in seiner Machtvollkommenheit den Göttern gleichstellen. Zunächst sind den Fürsten gewisse äußere Abzeichen oder Auszeichnungen vorbehalten: Die Alaneo genannten Federmäntel Hawais trugen nur Fürsten im Kriege, die Federn des Mamovogels wurden zu andern als königlichen und heiligen Dingen nicht verwendet, der Halsschmuck aus Walfischzähnen hieß „Eigentum des Häuptlinges“, und das besondere Kriegszeichen des Fürsten von Oahu war die Muscheltrompete. Vor einem Fürsten Vorübergehende hatten sich in den Staub zu werfen, die Schulter zu entblößen oder gar sich zu entkleiden. Der König durfte nur sitzend angeredet werden und antwortete nicht selbst, sondern durch einen besondern Redner. Seine Begrüßung geschah durch Beriechen der Hände und Füße. Um den Fürsten herrschte in Hawai eine eigne Hofsprache, die dem Volke unbekannt bleiben mußte, andernfalls sie von den Häuptlingen abgeändert wurde. Ebenso mußten in Tahiti nach dem Pi genannten Brauche durch die Namen von Häuptlingen geheiligte Worte durch andre ersetzt werden, und auch Samoa hatte seine Rangsprache, die am Hofe der Fürsten geredet wurde. Hier hieß z. B.: Ulu (Kopf) Ao; Fulufulu (Haar) Lauao; Isu (Nase) Fofoga; Lima (Hand) Aao.

Da in Mikronesien der Name des Häuptlinges nicht ausgesprochen werden darf, nimmt letzterer mit dem Antritte dieser Würde einen Namen an, der als sein Titel gilt. In Kusaie

ist die Bedeutung dieses Namens keine geringere als „Gott“. Selbst Anklänge an den frühern Namen werden ängstlich vermieden. Wer mit einem Häuptlinge redet, bedeckt auf den Palau-Inseln das Gesicht oder wendet sein Gesicht ab, indem er niederkauert und die Hände am Rücken hält; der Gruß besteht in tiefem Bücken. Ein Häuptling kann weder aus der Schale eines andern essen oder trinken, noch dürfen seine Gefäße von andern gebraucht oder sein Haus von jemand uneingeladen betreten werden. Nicht bloß die Gemeinen haben dies alles gegenüber den Häuptlingen zu beobachten, sondern auch von diesen werden alle diese Gebräuche im Verkehre mit denen befolgt, welche im Range über ihnen stehen. Diese strenge Förmlichkeit des Verkehres im täglichen Leben geht aber noch viel weiter. Auf Palau ist das Wort mugul, d. h. was sich nicht schickt, so allmächtig, daß ihm nur der mikronesische Ersatz für tabu den Rang des Einflusses streitig macht. Gleichwie bei den Malayen und vielen andern Völkern ist es z. B. auch auf Palau mugul, jemand zu fragen: Wie heißt du? Wohl aber darf die Begrüßung lauten: Wer bist du? Die stehende Frage bei Einleitung einer Unterhaltung ist: Nicht eine Neuigkeit? oder: Gib deine Neuigkeit! Beim Auseinandergehen findet dagegen kein Abschied statt, sondern man sagt einfach: Ich gehe. Im allgemeinen sind auch diese Sitten den polynesischen vielfach ähnlich und waren es vielleicht früher noch mehr. Die alte Grußform der Palau-Insulaner, welche mit Hand oder Fuß des zu Grüßenden sich das Gesicht reiben, findet sich neben dem polynesischen Nasenreiben auf den Hervey-Inseln wieder, wie schon Cook zu seinem Erstaunen bemerkte. So ist auch der Empfang von Fremden durch gesangartig im Chore recitierte Worte hier und dort üblich. Man kann es als Regel aussprechen, daß in allen Verhältnissen die Sitte hier mächtiger ist als die Sittlichkeit. Daher so manche Täuschungen optimistischer Reisender, die z. B. die sittigen, keuschen Formen mikronesischer Mädchen für Sittlichkeit nahmen, wenn sie bei leichten Verletzungen der Sitte entrüstete Zurückweisung fanden.



Ruder und Häuptlingszeichen aus Neuseeland (Christy Collection, London). 1/4 wirkl. Größe.



Ein Fliegenwedel und Häuptlingszeichen von den Palau-Inseln (Britisches Museum, London). 1/3 wirkl. Größe.

Die Anwesenheit der Fürsten und Edlen auf dieser Erde wird nur als etwas Vorübergehendes, als eine Episode in der himmlischen Existenz dieser Göttergebornen betrachtet.

Sie kommen vom Himmel her auf irgend eine von diesen Inseln gezogen, ein Schicksal hält sie fest, und sie kehren nur als Seelen wieder nach Bolotu zurück. Aber der Faden ihrer Existenz knüpft hoch an. Von keinem andern als Tangaroa oder doch Tangaroas Söhnen Tubo und Wakaokau-Uli geführt, stiegen die edlen Geschlechter Tongas arglos vom Himmel zur Erde herab, als ihnen verkündet ward, daß sie, da nun die himmlischen Dinge mit den irdischen vertauscht seien, nach dem Lande des Ursprunges nicht zurückkehren könnten und fortan dem Verfalle oder Tode unterworfen seien. Nur wenn im Tode die Seele frei geworden, wird die Rückkehr nach Bolotu wieder möglich, und dann freilich treten die Fürsten Tongas am Hofstaate Hikuleos wieder in die ihnen gebührenden Rangklassen ein, so daß im Jenseits diese Otua oder Menschengötter aus Tonga höher stehen als die einheimischen Götterdiener Bolotus. Wo diese Götter aus Bolotu landeten, errichtete am Ostende Tongatabus Maui einen Steinpfeiler. Was Wunder, daß man also den Königen ganz denselben Grad von Heiligkeit zuschrieb wie den Göttern und eine ähnliche, jedoch dem Range nach abnehmende Heiligkeit den übrigen Vornehmen? Daß in Tonga nur der König beim Gotte schwur, seine Hand auf das Kavagefäß legend, die andern aber beim Häuptlinge schwuren, dessen Füße sie dabei faßten, zeichnet das Verhältnis sehr gut.



Fliegenwedel und Häuptlingszeichen von den Gesellschafts-Inseln (Christy Collection, London). 1/5 wirkl. Größe.

Der König ist als Träger des Tabu von einer ihm selbst gefährlichen Hoheit. Er konnte ursprünglich kein Haus oder Land eines seiner Unterthanen betreten, da es ihm sonst verfallen wäre; er hatte allenthalben eigne Häuser und ließ sich z. B. in Tahiti über Land, das zu berühren er zu heilig war, tragen. Wenn wir das in manchen Fällen nicht beobachtet finden, so muß man es zwar oft dem Einflusse der Europäer zuschreiben; doch ist es wahrscheinlich, daß die Südseevölker selbst schon Mittel gefunden hatten, die Übelstände, die aus dieser Absonderung des Herrschers hervorgehen mußten, wenigstens einigermaßen abzustellen. Wir erinnern hier nur an die Übertragung des Tabu vom Könige selbst auf seinen Nachfolger, sobald dieser geboren war. Jener gewann dadurch an Freiheit der Bewegung.

In seiner Umgebung stehen dem Fürsten die Brüder am nächsten; erst wenn Brüder fehlen, geht die Würde des Häuptlinges auf den Sohn über. Aber zeitweilig erteilt wohl der Häuptling bei Botschaften seinem Sohne Stab und Wedel zur Beglaubigung. Sonst

trägt der Bote des Königs einen grünen Zweig. Eine Art von Premierminister, welcher die Verfügungen des Fürsten besorgt, in kleinern Verhältnissen wahrscheinlich eins mit dem Toa, dem Kriegshäuptlinge, bildet eine notwendige Ergänzung des geheiligten Hauptes. In den Gemeinden Samoas beruft der als Minister funktionierende Familienvater für den Häuptling die Versammlung, um zu richten. Diese Stelle wurde aber wohl auch von einem Priester eingenommen; so auf den hawaischen Inseln, wo unter den Kahuna der mit dem Fürsten zusammenwohnende Priester als höchster oder Kahuna Nui, Hoherpriester, galt, welcher, wenn das Reich von Kriegsgefahr bedroht war, die verschiedenen Kahuna des Landes zusammenzurufen und mit ihnen zu beraten pflegte, wie sich am besten alle Arten der von ihnen verehrten Akua zur Mithilfe bei der Verteidigung gegen den nationalen Feind würden verwenden lassen. So nahm also das Königtum, ohne daß es direkt beabsichtigt ward, einen doppeltgesichtigen Charakter an, der auch in den höfischen Zeremonien bestimmten Ausdruck fand, selbst da, wo der Stellvertreter des Häuptlinges eine so wenig hervorragende Stellung annahm wie in Samoa. Als der König von Großtahiti Cook und Furneaux empfing, entblößten alle Anwesenden, Männer wie Frauen, die Schultern; nur ein Hoa, wörtlich Hoa note eri, Freund oder Begleiter des Königs, war davon befreit. So konnte es auch beim Eindringen europäischer Staatsbegriffe geschehen, daß sogar der konstitutionelle Begriff des verantwortlichen Premiers den Hawaiern nicht fremd zu erscheinen brauchte. Die Verfassung Kamehameas III. führt denselben mit den Worten ein: „Der König soll einen Häuptling von Rang und Fähigkeiten zum Premierminister ernennen. Sein Amt soll dasselbe sein wie dasjenige Kaahumanus I. und II., denn selbst zu Kamehameas I. Zeit standen Leben und Tod, Verurteilung und Freisprechung in Kaahumanus Hand. Als Kamehamea I. starb, war sein Wille: ‚Das Reich gehört Liho Liho, und Kaahumanu ist sein Minister‘. Dieser wichtige Charakterzug unsrer Regierung, den Kamehamea I. derselben aufprägte, soll auf den hawaischen Inseln fortbestehen.“ Besonders wird vorgesehen, daß die vier Statthalter der Inseln nicht nur dem Könige, sondern auch dem Minister unterstehen.



Ein Federzepter von Hawai (Christy Collection, London).

Zum nächsten Gefolge des Königs gehören ferner die Verwahrer der Reichsinsignien. Auf Tahiti wurden der Maro Uru (Federgürtel) und Ta Umata (Federbinde) als Insignien des Königs von den Tiai Hiava genannten Beamten bewacht. Auf Nukahiva herrschte die jedenfalls mit der Heiligkeit des Feuers zusammenhängende Sitte, daß der Feueranmacher beständig den Häuptling begleiten oder bei dessen Abwesenheit seine Stelle bei der Frau vertreten mußte. Erobernde Häuptlinge aber schufen sich ein Gefolge Unterworfener, und so zwang Kamehamea die Häuptlinge der unterworfenen Inseln, neben seiner Residenz zu wohnen und ihn zu begleiten. Bei dem Werte, der auf Genealogie in

diesen aristokratischen Gemeinwesen gelegt werden mußte, waren die Aufbewahrer der Tradition ein wichtiges Element des Hofstaates. In Neuseeland wurden Traditionen besonders an Bucklige mitgeteilt, damit, wenn die Häuptlinge, Vater und Sohn, an welche die Überlieferungen der Vorfahren übergegangen, etwa beide in der Schlacht fallen sollten, die Bewahrung der Sagen unter den Krüppeln, welche zu Hause blieben, gesichert sei. Man hatte für Genealogien auf Tahiti das Wort Mai tahito mai, „von alten Zeiten her", und rechnete nach Generationen. In den Anfau fetii (fetii, Familien) wurden hier die Geschlechtsregister der Häuptlinge bewahrt und in den Anfau atua die der Götter. So war es möglich, daß man in Rarotonga 29, in Mangarewa 27 Generationen verfolgte. Freilich war aber der erste Zweck dieser primitiven lebendigen Archive nicht die historische Treue, sonst hätte König Tamatoa von Raiatea seine Ahnen nicht bis auf Tangaroa zurückverfolgen können.



Ein mit Hieroglyphen bedeckter hölzerner Brustschild der Häuptlinge der Oster-Insulaner (Christy Collection, London). ⅙ wirkl. Größe.

Georg Forster und andre Schilderer polynesischen Lebens aus der Zeit vor der Einführung der Feuerwaffen betonen auf jeder Insel, die sie besuchen, von neuem wieder die Menge der Waffen, die sie finden, und stellen die Frage, wie dieselbe zu vereinigen sei mit dem sanften Charakter der Mehrzahl der polynesischen Stämme. Wir wissen aber heute, daß die Polynesier alle Stämme von kriegerischem Charakter sind. Einige ragen in dieser Beziehung besonders hervor, wie vor allen die

Maori, die zu den kriegslustigsten Völkern überhaupt gehören, so daß man sie die Zulu oder Apaches Polynesiens nennen möchte; aber auch die in mildern, träger machenden Strichen wohnenden Markesaner, Tahitier und Hawaier betrachten Krieg als eine Notwendigkeit, die wie ein roter, aber sehr roter Faden durch ihr ganzes Leben sich zieht. Sogar die paar Tausend Bewohner der Paumotu-Inseln, welche großenteils ein ärmliches Dasein auf ihren steinigen Koralleneilanden führen, leben in fast beständiger Fehde untereinander und mit Tahiti und gewinnen dadurch eine Bedeutung, welche die Kleinheit und Ärmlichkeit ihrer Wohnsitze allein nicht rechtfertigt. Die einst starke Bevölkerung der Insel Anaa, welche Wilkes auf 5000 schätzte, der Hauptinsel der Gruppe, erklärt sich nur durch den kriegerischen Charakter dieser Insulaner, die in beständigen Fehden von allen Seiten her Kriegsgefangene zusammenbrachten, und deren Kriegsruhm so groß war, daß tahitische Häuptlinge sich Paumotu-Söldlinge hielten. Auf einem Raume so eng wie derjenige, welcher die Nachbarthäler von Taihu und Umii auf Nukahiva trennt, wütete fast ununterbrochen Krieg zwischen den beiderseitigen Bewohnerschaften, für welche derart die ihre Thäler umfassenden Höhen fast unbetretbar waren. Gerade die Enge des Raumes trägt dazu bei, solche Zustände zu entwickeln. Ein Zank zweier Familien oder höchstens Clans führt zu endlosen Stammesfehden. Je kleiner die Staaten, desto gehässiger und unversöhnlicher ihre Politik. In Samoa, wo es der unabhängigen Distrikte bis vor etlichen Jahren etwa zehn auf der ganzen Gruppe mit ebenso vielen Königen gab, konnte es bei dem von Natur stolzen und kriegerischen Charakter der Eingebornen nicht fehlen, daß mancherlei Kämpfe entbrannten und ausgefochten wurden. Ja, man kann sagen, daß eigentlich ein fortwährender Kriegszustand herrschte. Darunter litt natürlich die allgemeine Wohlfahrt nicht bloß der Eingebornen, sondern auch der fremden Ansiedler, und deshalb war es immer das Bestreben der Missionare, eine Einigung der verschiedenen Distrikte mit einer repräsentativen Regierungsform einzuführen. Aber es war stets vergebens; die Kleinstaaterei hat das Verderben Polynesiens von langher besiegelt, lange ehe man an europäische Kultur und Hyperkultur gedacht hat. Hier liegt eins der Hemmnisse, welche die Wurzeln der polynesischen Kultur zwangen, in die Breite statt in die Tiefe zu gehen. Man sehe das Beispiel der Neuseeländer. Ihre ganze Geschichte, soweit ihre Erinnerung reicht, trägt einen kriegerischen Charakter. Es ist bezeichnend, daß schon die ersten Ansiedler, die in der Plentybai gelandet waren, von einem kriegerischen Trupp, der bei Kawhia sich angesiedelt hatte, überfallen wurden, und daß dieser das Boot Arawa verbrannte, in welchem jene von Hawaiki gekommen waren. Hieraus schon entstand ein Streit, der sich durch einige Geschlechter hindurchzog. Nicht minder bezeichnend ist es, daß, als Cook zum erstenmal nach Neuseeland kam, alle Eingebornen, mit welchen er in Berührung trat, in befestigten Dörfern wohnten. Und war nicht ganz Neuseeland in den ersten Jahren nach Einführung der Feuerwaffen ein großes Schlachtfeld bürgerlicher Kriege?

Doch wäre es nicht gerecht, darum die Polynesier als ein Volk von Raufbolden zu betrachten, denn jeder Krieg, den sie führen, hat nach ihrer Meinung einen hinreichenden Grund. Sie fechten nicht zum Vergnügen, sondern weil der Kampf ihnen die beste Lösung einer Menge von strittigen Fragen zu sein scheint. Ihr Kriegsgott ist der Richter, an den sie in fast jeder zwischen Stamm und Stamm zum Austrage kommenden Rechtsfrage zu appellieren rasch bereit sind. Verletzungen von Besitzrechten, wie Anbau von Land, Fischen, Jagen in bestrittenen Bezirken, führen schon zu Kriegen, mehr noch Verletzung von Tabus, Heiraten zwischen Angehörigen feindlicher Stämme, Mord, Ehebruch, Hexerei, endlich am allerhäufigsten persönliche Beleidigungen und Blutrache. „Die letzten beiden Ursachen", sagt mit Recht ein vorzüglicher Schilderer Neuseelands, „waren unsterblich, denn in einem an Ereignissen armen Lande brütete man um so länger über Beleidigungen, und

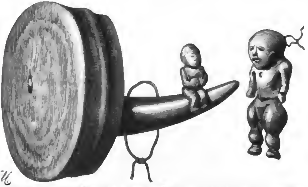
ihre Erinnerung und Besprechung unterbrach allein die Eintönigkeit des Lebens." In der That ist es die Arbeit von Generationen, Flecke von der Ehre ihrer Vorfahren abzuwaschen, und Rache wird eine der ersten Pflichten eines Häuptlinges. Und das Individuum, welches eine Beleidigung empfangen hat, dem z. B. ein Angehöriger eines andern Stammes zugerufen hat: „Du mögest gegessen werden", oder „Dein Haupt möge in einen Topf geworfen werden", wirft sich nicht auf den Beleidiger, um mit Fäusten die Kränkung abzuwaschen, sondern eilt grollend zu seinem Stamme, um demselben die Unbill zu klagen. Einer der blutigen Kriege Samoas, der von 1848 an diese Gruppe verwüstete, entsprang dem lächerlichen Sichbeleidigtglauben eines Häuptlinges. Gerade die Schifferinseln scheinen aber auch zu bezeugen, daß Neid auf die Blüte eines im Frieden arbeitenden Stammes seinen guten Teil zur Entfachung immer neuer Kriege beitrug. Daß Weiber unter den Kriegsursachen nicht fehlen, versteht sich um so mehr, als, entgegen den sonstigen Gewohnheiten der Polynesier, der Grundsatz gilt: einmal des Häuptlinges Weib, immer sein Weib. Es werden nicht selten auch Successionskriege erwähnt.



Ein Samoa-Krieger im Tapakleide (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Ein weiterer Grund der Fehden liegt endlich in den verwickelten Vasallenverhältnissen,

von denen besonders Mikronesien merkwürdige Beispiele liefert. Ohne daß solche Vasallenstaaten gerade einen Tribut zu zahlen brauchen, sind sie doch in gewisser Weise an das leitende Reich gebunden, d. h. sie müssen sich manche Eingriffe in ihr soziales Leben gefallen lassen, die sie unter andern Umständen zurückweisen würden. Es hängt dies damit zusammen, daß bei der Kleinheit der Reiche alle persönlichen Beziehungen höhern Wert erhalten als in größern; und es wird dadurch noch gesteigert, daß auch die geselligen Bande so mit der halb monarchischen, halb oligokratisch-republikanischen Staatsform verquickt sind, daß die Lösung der erstern auch die politischen Beziehungen der Staaten zu einander lockern muß. (Semper.) Es liegt in der Natur dieser Menschen, weder ganz zu brechen, noch sich rückhaltlos anzuschließen. Es herrscht als Regel weder offener Krieg noch unzweifelhafter Friede. In diesem schwankenden Zustande genügt ein kleiner Grund, um ein Neigen nach der einen oder andern Seite hervorzurufen: Semper sah ein Seegefecht zwischen den Leuten von Korror und Aibukit, das dadurch entschieden ward, daß ein Kahn der erstern leck geschossen wurde. Menschenleben gingen nicht verloren, aber die Beschädigten flohen; Aibukit feierte einen Sieg und sah sofort einige Kleinfürsten sich unter seinen Schutz begeben, den sie freilich aus ebenso geringfügigem Grunde wieder verlassen mochten, denn auch die Feinde wollen sich nicht gänzlich entbehren.



Kriegsamulette aus Walzähnen, von den Marlesas-Inseln (Christy Collection, London). 2/3 wirkl. Größe.

Wie der friedliche Verkehr in Polynesien, so ist auch der Krieg in den meisten Fällen auf streng bestimmte Formeln gezogen, innerhalb deren er sich verhältnismäßig harmlos bewegt. Unbewußt erkennen ihn auch selbst die, welche darunter zu leiden haben, als praktische Notwendigkeit an. Indem er also ein chronisches Übel wurde, ergriff man das Mittel, ihn in eine feste Institution zu verwandeln. Teils Zweck, teils Symbol des Krieges ist das Kopfabschneiden, welches den Krieg auf wenige Opfer einschränkt und doch durch die sogleich zu beschreibende Einrichtung des Kriegstanzes zu großen Einnahmen Anlaß gibt. Das Kopfstehlen ist genau geregelt und kann daher nie in ein unzweckmäßiges Morden ausarten, denn es wird nie mehr als ein Mann getötet. Beide Seiten wissen genau, was vorgeht, und die Schlauheit auf der einen Seite findet eine unermüdlich wachende Vorsicht auf der andern. Diese Art der Kriegführung wird von den Mikronesiern nur beklagt wegen des Verlustes eines Mannes; im allgemeinen erkennen sie jedoch dieselbe als eine Hauptinstitution ihres politischen Lebens an, denn dieselbe ist unentbehrlich zur Beschaffung der Mittel für die Bestreitung der Staatsausgaben, die der oberste Häuptling mit seinem eignen Gelde zahlt. Er hat große Ausgaben beim Regierungsantritte, und alle Muis, Ruks (s. S. 180) und andre Festlichkeiten müssen die Häupter der verschiedenen Länder bestreiten. Da diese Länder aber keine Steuern bezahlen, so müssen diese Ausgaben auf andre Weise gedeckt werden, und dazu dient eben der Kriegstanz. Der oberste Häuptling bereist mit einem durch seine Krieger erbeuteten Kopfe die Distrikte, mit welchen er in

freundschaftlicher Beziehung steht, führt den Kriegstanz aus und empfängt dafür eine der Größe des Landes entsprechende Geldsumme. Damit aber kein allzu starker Geldabfluß nach irgend einer Seite stattfinde, ist es Regel, daß, wenn ein Land oder Dorf einen Kopf gewonnen und ausgenutzt hat, ein andres an die Reihe kommt. Dergestalt wird durch ein höchst ungewöhnliches Mittel der sehr gewöhnliche Zweck erreicht, das Geld rollend zu erhalten.

Beklagenswert ist es aber, wenn in noch kleinern Verhältnissen, wie auf den Marschall-Inseln, der Krieg in eine unaufhörliche Zerstörung der Ackerfelder und Pflanzungen ausartet. Die überall zu findende Verdrängung der Holz- und Strohhütten durch kugelsichere Steinhäuser wird unter diesen Umständen verständlich, denn diese Zustände haben, wenn auch bei stärkerer Bevölkerung in größerm Maßstabe, hier von je geherrscht, was die überall wiederkehrenden Spuren von Befestigungen, an denen Generationen gearbeitet haben müssen, und die strategischen Rücksichten bei der Anlage der Dörfer hinreichend beweisen. Ein einzelnes Dorf, wie z. B. Ratmau auf der Hauptinsel der Palau, ist nicht nur durch einen einzigen schmalen, sich windenden und langen Kanal zugänglich, der im Kriege leicht zu verteidigen ist, sondern außerdem noch mit Steinbauten, Wällen, Dämmen und Treppen, wahren Befestigungen, ausgestattet, die allein von der frühern fleißigen und einst sehr zahlreichen Bevölkerung und ihrem Schutzbedürfnisse Zeugnis ablegen. Gerade dieses Ratmau hat eine für den Gang der politischen Entwickelung in diesen Gegenden charakteristische Geschichte: Einst ein reiches, dicht bewohntes Ländchen, wurde es von Korror besiegt, seine Einwohner teils vernichtet, teils versprengt oder zu Sklaven gemacht. Ein kleiner Rest ließ sich auf der andern Seite der Insel nieder, während seine alten Sitze verödeten, wurde aber bei Wiederkehr friedlicher Gesinnungen zurückberufen. Man erzählt auch, daß, als einige Inseln vor der Ostseite von Baobeltaob versanken, ihre Bewohner in dem durch Ausrottung seiner Bewohner menschenleer gewordenen Arapakit angesiedelt wurden.

Nicht wenig trug zur Häufigkeit der Kriege auch das Vorhandensein bleibender **Organisationen von militärischem Charakter** bei. Kamehamea I. von Hawai gründete eine eigne Armee, deren Name bezeichnend Ikaheleia (im Stehen essend) war, um anzudeuten, daß sie stets zum Kampfe bereit sei. Auf den Gesellschafts-Inseln bestand eine Art Kriegerkaste, welche das ständige Gefolge der Häuptlinge bildete; auf Tahiti gab es Paumotu-, auf Tonga Fidschi-Söldlinge, und auch da, wo keine sichern Nachrichten über kriegerische Organisation vorliegen, deutet die Schnelligkeit, mit der überall in Polynesien gerade diese Seite des Europäertumes nachgeäfft wurde, eine innewohnende Neigung dazu an. Übrigens bedingt schon die Häufigkeit der Seekriege eine gewisse Organisation, da die Führung der Kriegsboote nur Geübtern anvertraut werden kann. Manchmal ist der Krieg dadurch im Frieden vorbereitet, daß in jedem Bezirke sich ein Dorf findet, dessen Bewohner das Recht der Vorkämpfe im Kriege besitzen und beim Feste besonders geehrt werden. Auf Samoa erweitert sich diese Sitte dahin, daß benachbarte, nach altem Brauche in der Feldschlacht bestimmte Dörfer die Stellung von Muaau (Vorhut), Lotoala (Hauptkorps) und Muriau (Rückhalt) annehmen. Die Vorhutstelle gilt als Ehrenstelle und wird hoch gehalten, da sie ein besonderes Gewicht in Friedenszeiten und einen hervorragenden Teil aller Festgenüsse sichert. In Seetreffen zeichnen sich die zusammengehörigen Kähne durch irgend ein gemeinsames Merkmal, sei es ein Büschel Palmblätter, ein Streifen Tapa oder ein Tierbild (Hund, Vogel, Fisch), auf Tapa gemalt, aus. Ebenso tragen auch die zu einer Seite Gehörigen der am Lande Kämpfenden Erkennungszeichen, die aber, um Kriegslisten vorzubeugen, alle zwei oder drei Tage geändert werden. Sie malen sich bestimmte Figuren auf den Körper in Schwarz, Weiß oder Rot, tragen eine Muschel um den Hals oder am Arme oder legen sich irgend eine seltsame Haartracht bei.

Drohte bei den Maori ein Krieg, so mußten die Priester entscheiden, ob er siegreich sein werde oder nicht; blieben Stäbe, die sie in die Erde steckten, aufrecht stehen, so bedeutete es Verlust, und der Krieg wurde verschoben. Im andern Falle aber wurde Speise für die Götter und Krieger gekocht, und dann brach der Trupp auf, gefolgt von Sklaven und Weibern, welche für Transport und Verpflegung sorgten. Alle Krieger waren tabu. Die Führung stand dem durch seinen Mut berühmtesten Krieger zu, denn die Maori fochten mehr gutem Beispiele als gutem Rate folgend. Auch mußte derjenige, welcher Anführer sein wollte, über jene Art von Beredsamkeit verfügen, welche notwendig war, um unmittelbar vor dem Kampfe die Herzen der Krieger zu erheben, indem jener vor ihre Reihen sprang und mit glühenden Worten die Größe und den Ruhm des Stammes, die Gunst der Götter, den Mut ihrer Vorfahren pries und die noch ungerächten Kränkungen aufzählte, wobei aber, was sehr bezeichnend, vermieden ward, die augenblickliche Gefahr hervorzuheben. Die Maori-Krieger hatten keine berauschenden Getränke, mit denen sie ihren Mut entflammen konnten, aber sie bedurften der An- und Aufregung, denn kaltblütiges Draufgehen lag nicht in ihrer Natur, und diese steigerte sich über eine ganze Reihe von Stufen bis zum Gipfel eines Zustandes, der mehr Wut als Begeisterung war. Entflammt von der Rede des Häuptlinges, warfen sie erst ihre Matten ab, beschmierten ihren Körper mit Kohle und der „heiligen" Roterde, schmückten ihr Haar mit Federn und stürzten sich dann in den Kriegstanz, in welchem sie einen guten Teil körperlicher Kraft ausgaben, um dafür Kampfleidenschaft in ihren Herzen zu entfachen. Dieser Tanz bestand darin, daß sie in Reihen hintereinander niederhockten, dann plötzlich auf Befehl des Häuptlinges aufschnellten, in der erhobenen Rechten den Mere, auf einem Beine stehend, nach der einen, auf dem andern nach der andern Seite sprangen, dann, die Waffe schwingend, mit beiden Füßen in die Luft sprangen und dazu unsinnige, kurztaktige Lieder brüllten, die ebendarum nur um so begeisternder wirkten. Vor der Fronte tanzten alte Weiber, mit Roterde beschmiert, vor. War auf diese Weise die Kampflust aufs höchste entfacht, so eilten zuerst die berühmtesten Krieger den übrigen voran und riefen mit Scheltworten ihre Gegner heraus, wozu wohl der Rest der Kämpfer entsprechende Lieder sang. „Ihr Bananenfresser von Manuno", hörte Pritchard auf Samoa rufen, „möge Moso eure Gurgeln umdrehen." „Ihr Kokosnußfresser von Aana, möchten eure Zungen herausgerissen, verbrannt werden." „Hier ist meine Keule, um die Schweine von Savaii zu erschlagen. Wo ist das Schwein von Savaii, das seinen sichern Tod sucht?" „Röste diesen Atuakönig, der durch meinen Speer sterben soll." „Sieh' hier die männerfressende Flinte." „Wo ist jene schmutzige Herde, die Männer sein wollen?" Dann endlich stürzten die beiden Parteien voll Wut aufeinander, und es entspann sich eine Anzahl von Einzelgefechten, aus welchen sehr bald die Entscheidung sich ergab, indem der Fall oder Sieg eines großen Kriegers zum Vorbringen oder zur Flucht aufrief, welche beide mit gleicher Vehemenz bewirkt wurden. Eine Sammlung der Flüchtigen ist wohl sehr selten möglich gewesen, denn, einmal den Rücken gewandt, rannte jeder, um sein Leben vor den Kannibalen zu retten, von denen er wußte, daß sie nicht nur seine Freiheit, sondern sein Fleisch und Blut heischen würden. Von der Verfolgung kehrten dann die Sieger auf das Schlachtfeld zurück und markierten mit ihren Speeren die Stellen, wo Krieger gefallen waren. Bei den Maori untersuchten sie vor allem, ob sie ihre Fäuste geballt hielten; dieses nämlich war ein sicheres Zeichen, daß sie siegreich kämpfend gefallen waren. Ihre Verwundeten trugen sie fort. Dann brachten sie einen der toten Feinde für die Götter beiseite und legten die Häupter der übrigen Erschlagenen den Häuptlingen zu Füßen. Die Verwundeten aber insultierten sie und schlugen sie tot, nachdem sie dieselben gequält hatten.

Flinten und Pulver haben die Gefechtsweise geändert. Die Polynesier haben sich auch diese Kulturwerkzeuge rasch angewöhnt, die im Anfange die Kriege seltener machten. Weil die Flinte in der Hand des Knaben ebensoviel vermöge wie in derjenigen des erprobten

Kriegers, gab anfangs der letztere vor, die Lust am Kriege verloren zu haben; aber von Natur die Gefahr scheuend und nur angreifend, wenn sie einen Vorteil sehen, haben sie sich sehr bald an das Ferngefecht, d. h. an das tagelange Herumschießen aus Hinterhalten, gewöhnt. „Schießen und Bücken", sagt Coulter, „ist die Taktik der Markesaner." Die Kunst der Deckung ist höher entwickelt als die des Angriffes. Hatte der siegreiche Trupp sich auf dem Schlachtfelde mehrere Tage in kannibalischen Schmäusen gütlich gethan, so kehrte er, die Häupter der gefallenen Freunde sorgsam mit sich führend, die der Feinde auf Speeren unter Spott und Hohnreden tragend, in seine heimatliche Niederlassung zurück, wo die Weiber die Sieger mit Lob und Schmeichelei empfingen. Die Köpfe der Häuptlinge wurden schließlich durch Räuchern mumifiziert, und unter anthropophagischen Festen fand die Enttabuierung der Krieger statt.

Die Maori kämpften auch häufig in und um Festungen aus Holzpalissaden (Pah), die nur Männer bewohnten, nachdem vor der Belagerung Weiber und Kinder nach einem sichern Orte gesandt worden waren. Man warf Speere und Schleudersteine herüber und hinüber, auch glühende Steine, um das Holzwerk zu entzünden, die Belagerung ging aber nicht leicht zu offenen Angriffen über; Verrat, List, Hunger, Furcht waren die hauptsächlichsten Belagerungswerkzeuge, und dieselben dienten auch zur Abwehr.

Die Abneigung der Polynesier gegen gewagte Angriffe, kühnes Vorgehen prägt sich auch in der geringen Verwendung der Kähne zu eigentlichen Seekämpfen aus. Die weitberühmten und -besungenen Kriegskähne dienten hauptsächlich zum Transporte der Krieger zum Schauplatze des Landkampfes, und nur, wenn feindliche Kriegskähne aufeinander stießen, fanden Angriffe auch auf dem Wasser statt, wobei indessen das beliebteste Strategem war, den feindlichen Kahn umzuwerfen, um dann die hilflos schwimmenden Insassen leicht totschlagen zu können. Die Kriegskähne der Maori, auf der Nordinsel aus Kauri-, auf der Südinsel aus Totaraholz verfertigt und rot angestrichen, hatten an jeder Seite 50 Ruderer, die, auf den Fersen hockend, ruderten, und in der Mitte standen 3 Sänger, welche mit Gesang und Tanz die Rudernden anfeuerten. Schnabel und Hinterteil trugen geschnitzte Figuren und Schmuck aus Federn und Flachsbüscheln, und ihr Anblick war bestimmt, schreckend zu wirken.

Zum Frieden schreiten die Heere, wenn die Kriegslust auf beiden Seiten erschöpft ist, und wenn das sehr genaue Soll- und Haben-Konto, das sie über Menschenleben führen, ihnen sagt, daß nun Gewinn und Verlust sich aufwiege. Neutrale tragen die Kunde des Friedensbedürfnisses von den einen zu den andern, und eine der beiden Parteien sendet als Friedensherold einen womöglich mit beiden Seiten verwandten alten Mann, dem es an Beredsamkeit nicht fehlt. Derselbe legt vor dem versammelten Stamme seine Gründe dar, und wenn sie angenommen werden, beschließen Schmäuse die kriegerische Epoche. Die Art des Friedensschlusses ist aber oft nur geeignet, die Dauer des Kriegszustandes zu verlängern. Ist das Rachegefühl befriedigt oder die Kriegslust gesättigt, so läßt man nicht ungern vom Kriege ab, allein im Grunde des Herzens ist dabei der verborgene Wunsch rege, zu gelegener Zeit wieder anzufangen, so daß die Friedensschlüsse eigentlich nur Waffenstillstände sind, oder aber, man sucht den Feind dergestalt zu schwächen und zu bemütigen, daß er endlich in Verzweiflung wieder zu den Waffen greifen muß. Es ist eine Ironie, daß die den Frieden diktierende Versammlung in Samoa Fono Talaga, d. h. Versammlung, um die Wolken zu klären, sich nannte, denn eben auf Samoa war das System des Malo, d. h. der Unterdrückung, heimisch, welche damit beginnen konnte, daß die mit den Zeichen der Unterwerfung beladenen Besiegten auf der Stelle hingemordet wurden, daß das gleiche Schicksal ihren männlichen Volksgenossen beschieden ward, daß ihre Weiber und Kinder fortgeführt und ihre Hütten und Felder verwüstet wurden. Im bessern Falle aber nahm der siegreiche Stamm so lange das Recht des Malo für sich in Anspruch, bis den Gedrückten der

Geduldsfaden riß und sie sich empörten, worauf der latente Kriegszustand wieder zu Flammen auflohte, oder bis jene den Platz räumten, wie es 1848 die ganze Bevölkerung des westlichen Upolu that, die ihr Land verließ, um sich im Osten der Insel niederzulassen. Ein älteres Beispiel des Verfahrens der Eroberer nach dem Kriege ist uns von Cook aufbewahrt: Puni, König von Bora-Bora, hatte die Inseln Raiatea, Taha und Maurua erobert. Einen beträchtlichen Teil der eroberten Ländereien teilte er unter seine Krieger und andre von seinen Unterthanen als Siegespreis aus, über Taha setzte er einen Verwandten als Statthalter, und dem überwundenen Könige von Raiatea ließ er zwar Titel und Würde, schränkte aber seine Herrschaft auf den Bezirk Opoa ein. Zahlreiche Einwohner dieser Inseln hatten sich aber nach Tahiti und Huaheine geflüchtet und lebten dort in der Hoffnung, ihrer Heimat mit fremder Hilfe die Freiheit wiederzugeben. In ähnlicher Weise wurden als erobertes Gebiet die Paumotu- und die Penrhyn-Inseln von Tahiti aus verteilt, verwaltet und hauptsächlich ausgenutzt.

Durch alle polynesischen Stämme geht der Gebrauch von Weiß und Grün als Friedenszeichen und der von Rot oder Schwarz als Zeichen des Krieges. Rotbefiedert war das Bild des Kriegsgottes auf Hawai, und das Geschenk einer mit roten Federn besetzten Matte war das Mittel, um in Samoa Kriegsbündnisse zu besiegeln. Grüne Zweige sind überall Friedenszeichen, und zwar werden mit Vorliebe Zweige der geheiligten Pfefferpflanze und Pisangschößlinge gewählt. Ihre Bedeutung wird sofort anerkannt: erst als Cook bei seinem ersten Besuche Tahitis den ihm überreichten Pisangschoß, wie gewünscht, an das Schiff befestigt hatte, kamen die Einwohner massenhaft im Vertrauen auf das so geschlossene Bündnis an seine Schiffe. Ein Friedenszeichen sind auch die offenen, hoch über den Kopf emporgehobenen Hände. Außerdem wurden weiße Wimpel in demselben Sinne gebraucht, z. B. bei Waffenstillstand aufgezogen; sie könnten aber vielleicht auf fremde Anregungen zurückführen. Cook fand bei den Neuseeländern weiße Vogelbälge als Friedenszeichen, mit denen sie winkten, und pflegte daher seine Landungen an unbekannten Küsten dieser Regionen mit einem Bogen Papier in der Hand zu machen. Der wirksamste Friedensgruß wurde aber dann in Gestalt des Nasenreibens erst aus der Nähe angebracht.

Trotz des häufigen Verkehres, der über das Maß des sonst bei Naturvölkern üblichen wenigstens unter den nachbarlich gelegenen Inseln hinausgeht, wird der Fremde mit einem Argwohne betrachtet, dem manchmal sogar abergläubische Motive sich beimengen. Die Paumotu-Insulaner riefen Wilkes, als er auf Minerva Island landen wollte, zu: „Geh nach deinem eignen Lande, dieses hier ist unsres, und wir wollen nichts mit euch zu thun haben". In kosmogonisch angehauchter Überschätzung schienen den Menschen auf Mangaia im Erdmittelpunkte mit dem Zentralberge Rangimotia die Bewohner der übrigen Inseln Tuarangi oder böse Dämonen. Übler Empfang landender Fremdlinge, Versuche, sie zuerst mit Überredung, dann mit List fortzutreiben, bezeugen, wie unwillkommen sie sein mochten. Die früher erwähnten Mauern um die Dörfer, welche auf Samoa sogar in den Wäldern ihre Fortsetzung fanden, deuten ebenfalls geringe Neigung zu freiem, offenem Verkehre an.

Die in den Traditionen bewahrten Gesetze werden selten verletzt. Kubary erlebte bei seinem langen Aufenthalte auf den Palau-Inseln nur zwei Gesetzesverletzungen. Die Strafen bestehen in der Regel in Geldbußen, deren allgemeine Anwendung sich daraus erklärt, daß dieselben den größten Einnahmeposten des Königs und der Häuptlinge bilden, aber außerdem hat ein Verstoß gegen die Gesetze etwas Entehrendes, vor dem sich der Polynesier ungemein scheut; nur Knaben und sehr alte Männer werden als „dumme Menschen" höchstens gerügt, nicht gestraft. Neue Gesetze werden beim Schalle der Kriegstrompete dem Volke mitgeteilt, und kleine Verbote, wie des Betretens von Grundstücken, des Abpflückens

von Früchten, werden durch in die Erde gesteckte Speere oder an Zweige gebundene Laubbüschel angezeigt.

Die Tabu-Gesetze sind in Polynesien in einer Weise einseitig entwickelt, daß sie aus dem Rahmen eines religiösen Bannes heraustreten und zu einer Reihe von Einengungen der freien Bewegung auf allen Gebieten des Lebens führen, wie sie in ähnlicher Stärke nur beim Kastenwesen indischer Völker wiederkehren. Nur wies das Tabu-Gesetz nicht die Menschheit allein in die durch unübersteigliche Klüfte geschiedenen Abteilungen der Kasten ein, sondern es schnitt einfach die ganze Welt entzwei und so scharf, daß dieses ganze Stück Menschheit beständig in Gefahr war, die heilige Grenze zu verfehlen. Alles auf Erden, mit Ausnahme der Menschen, zerfällt in die zwei Klassen: moa (heilig) und noa (gemein); zu der ersten gehört das, worauf die Kraft des Tabu als von selbst ruhend gedacht wird, weil es Eigentum der Götter und der bevorrechteten Menschen oder diesen jederzeit vorbehalten ist, zu der zweiten alles, was vom Tabu frei, also allen Menschen zu benutzen gestattet ist. Auch auf diese Dinge kann aber das Tabu übertragen werden und zwar durch bloße äußere Berührung; es ist jedoch möglich, durch gewisse Zeremonien die tabu gewordenen Dinge und so auch die Menschen davon wieder zu befreien. Wenn durch diese weite Ausdehnung des Tabu-Begriffes demselben eine politische und soziale Bedeutung zuwuchs, welche öfters den religiösen Kern verhüllt, so ist nichtsdestoweniger der letztere vorhanden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß wir hier eine aus der religiösen Sphäre herausgewachsene Vorstellung vor uns haben, deren Nutzen für die Regierungskunst ihr allerdings schon früh eine Ausdehnung auf das politische Gebiet gesichert haben muß. Die Kraft des Tabu kommt natürlich außer den Göttern auch denjenigen Menschen zu, die göttlichen Geistes sind, obwohl, wie es scheint, nicht in gleichem Grade; alle übrigen und, was merkwürdig ist, in den Hervey- und Societäts-Inseln, den Markesas und Hawai auch fast alle Frauen waren davon ausgeschlossen, während auf Tonga und Neuseeland die Frauen der Vornehmen die Tabu-Rechte der Männer wenigstens in vielen Beziehungen teilten. Wahrscheinlich war also ursprünglich das Tabu viel mehr eingeschränkt als später.

Man sieht leicht ein, daß, weil diese Völker das Göttliche mit dem Menschlichen in eine äußerst enge Beziehung bringen, die Wirkungen der ursprünglich göttlichen Kraft des Tabu auch alle irdischen Verhältnisse auf das innigste durchdringen mußte, so innig, daß in unhistorischen Geistern die Meinung sich festsetzen konnte, das Tabu sei eigentlich nur zu politischen und sozialen Zwecken erfunden worden. Es wird oft, sogar sehr gewöhnlich zu solchen Zwecken verwandt, die Verführung liegt zu nahe, es ist für gute und üble Zwecke dieser Art das beste Werkzeug der Regierenden und hat wahrscheinlich in einem Leben voll Zügellosigkeit viel Gutes durch die starken Fesseln, die es auflegt, gewirkt. Verwechselung des Mein und Dein wird bekanntlich den Polynesiern so sehr wie kaum ein andrer Fehler vorgeworfen, aber durch das Tabu wird persönlicher Besitz gesichert, da einmal das einem von Geburt als Edlen Tabuierten Angehörige von andern nicht gebraucht werden darf, und da zum andern dieser als Tabu-Träger im stande ist, auch das Eigentum andrer zu tabuieren. Europäer haben oft die Tabu-Kraft eingeborner Priester oder Häuptlinge benutzt, um ihr Eigentum sicherzustellen. Wie wohlthätig ist es für Menschen, deren Voraussichtslosigkeit als Masse fast unbegreiflich ist, daß bei zu fürchtendem Mißwachse die Ernte tabuiert wird, um etwaiger Hungersnot vorzubeugen, bis der Häuptling das Tabu, worunter die Felder gestellt waren, wieder entfernt. Diese Vorsicht geht aber noch weiter. In Neuseeland waren nicht allein die Felder mit dem Tabu belegt, das bis zur Ernte der Früchte dauerte, sondern auch die Häuser, die zur Aufbewahrung der Ernte, des gesammelten Flachses 2c. dienten, und gewisse Fischarten, die, in großer Menge gefangen, zum Wintervorrate zubereitet wurden, waren tabuiert, und in den Societäts-Inseln lag das Tabu in ähnlicher Art auf allen

Pflanzungen von Ava (Piper methysticum), da der Gebrauch dieser Pflanze nur den Vornehmen erlaubt war. In Tonga, Tahiti und Hawai war es Sitte, nach großen Festlichkeiten, wenn die maßlose Verschwendung Mangel hervorzubringen drohte, auf gewisse Erzeugnisse ein Tabu zu legen, das ihren Gebrauch zeitweilig untersagte. Jeder Grundbesitzer kann seine Grundstücke, auch die als Privateigentum geltenden Fischplätze, damit belegen und es dadurch vor andern, wenigstens vor niedriger stehenden, schützen. Daß das Tabu gerade auf Nahrungsmittel so häufig und streng gelegt wird, hat übrigens noch die andre Ursache, daß alles, was mit dem in Tiergestalt gedachten Schutzgotte (Atua) eines Stammes zusammenhängt, nicht von den Angehörigen dieses Stammes berührt werden darf. Das Seelen-Essen der Götter, ein gewisses heiligendes Anstaunen des rätselhaften Verdauungsprozesses, spielt ebenfalls hinein, und endlich ist auch hier der Eigennutz nicht unwirksam. So kam es denn zu einem Speise-Tabu, das besonders in Neuseeland eine wahrhaft raffinierte Entfaltung erfuhr. Hier durfte niemand in einem Hause essen, noch unter Eßbarem wegschreiten; mit der äußersten Sorgfalt vermied man, Speise, an der das Tabu haftete, zu sich zu nehmen, und erklärte plötzliche Todesfälle aus dem Genusse von solchen. Bei Gastereien waren gewisse Speisen für die Vornehmen oder die Opfer vorbehalten; und es scheint, als habe man solche bloß den Vornehmen erlaubte Speisen stets erst vor dem Genusse durch eine religiöse Zeremonie geheiligt.

Sicherlich wurde oft, besonders in den spätern religiös zerrütteten Zeiten, das Tabu zu egoistischen Zwecken der Priester oder Häuptlinge gemißbraucht: so z. B., wenn der König von Hawai, Kamehamea I., der mehr als irgend ein andrer Fürst der Südsee-Inseln diese ihm innewohnende Gewalt zur Erreichung seiner politischen Zwecke zu benutzen gewußt hat, einst einen Berg nahe bei der Stadt Honolulu in Oahu mit dem Tabu belegte, weil er die daselbst gefundenen Quarzkristalle für Diamanten hielt. Auch in modernern Verhältnissen wurde das Tabu einmal als Regierungsmaßregel angewandt, als die hawaische Regierung 1840 alle Rinderherden, die unbarmherzig dezimiert worden waren, für fünf Jahre tabuierte. So tritt das altheilige Tabu in Gestalt einer auf Zeit erlassenen Polizeiverordnung auf! Daß aber das Tabu eine uralte Einrichtung bei diesen Völkern ist, läßt sich gar nicht bezweifeln, es könnte sonst nicht so allgemein verbreitet sein. Allerdings kann der Einfluß desselben früher nicht so ausgedehnt gewesen sein, wenn die Anschauung richtig ist, daß in ältern Zeiten die göttliche Natur nur auf die Könige beschränkt war; erst seitdem auch andre Klassen der Vornehmen sich diese Natur beigelegt hatten, können sich die Wirkungen desselben so auf alle Geschäfte des Lebens verbreitet haben, daß man die Behauptung mancher Augenzeugen, es sei diese Institution der Kern der ganzen alten Religion, entschuldigen darf und sie selbst für die Verhältnisse, wie sie in Neuseeland bestanden, ziemlich naheliegend finden muß. Vor allem haben die Strafen für Tabu-Bruch, auch wo die Sitte selbst von ihrem religiösen Ursprunge sich weit entfernt hat, einen religiösen Charakter beibehalten. Möge die weltliche Strafe in Tod oder Buße bestehen, die Geisterwelt rächt sich nicht minder in ihrer Art. Die Atua der Ahnen strafen Tabu-Bruch, indem sie Kahukahu oder Kinderseelen, die, weil früh gestorben, noch keine Anhänglichkeit an die Familie besaßen, in den Leib senden, um Krankheit zu verursachen. Kaum eine Krankheit gab es, die nicht auf Tabu-Bruch zurückgeführt ward. In Tonga wurden die Leichen der im Kampfe Erschlagenen aufgeschnitten, um an gewissen Zuständen der Eingeweide zu sehen, ob sie sich solcher Fehler schuldig gemacht hätten.

Die stärksten Vergehen gegen das Tabu lagen offenbar auf der religiösen Seite und so auch die stärksten Strafen. Entheiligungen der Tempel waren die größten Sünden. Wenn es auch bei den Maori vorkam, daß Tabu-Bruch durch Zahlung von Utu oder Buße gesühnt werden konnte, so werden doch anderseits Beispiele erwähnt, daß Frauen und

Töchter von dem eignen Manne und Vater erschlagen wurden, weil sie einen Tempel betreten hatten; und ob die Verletzung absichtlich oder unwissentlich geschehen war, machte dabei keinen Unterschied. Die hinterlistigen Überfälle europäischer Schiffe, von denen die Geschichte der Südseereisen voll ist, und die mit der Zutraulichkeit und Freundlichkeit, welche die Bewohner dieser Inseln sonst gegen die Reisenden oft bewiesen, so auffallend kontrastieren, haben deshalb gewiß ihren Grund großenteils in Verletzungen des Tabu gehabt, die für den Unerfahrenen so leicht möglich waren. Das furchtbare Blutbad, in welchem die Mannschaft des Schiffes Boyd 1809 in Neuseeland vernichtet wurde, entsprang nicht bloß aus der rohen Behandlung, die der Kapitän einem Neuseeländer angedeihen ließ, sondern auch daraus, daß dieser der Sohn eines Häuptlinges in Wangaroa war; und der Überfall, durch den Marion 1772 in der Inselbai mit mehreren seiner Leute umkam, war, wie später bekannt ward, eine Folge eines Versuches, an einem Platze zu fischen, der mit dem Tabu belegt war. Selbst Tiere erleiden für Tabu-Bruch Strafe, wogegen sie volle Freiheit genießen, wenn sie, wie es bei den zu opfernden geschieht, mit dem Tabu belegt sind. Freilich trifft die Strafe des Tabu-Bruches bloß die niedern Stände und die Frauen; für die Vornehmen gibt es bei solchen Verletzungen des Tabu Mittel, die schlimmen Folgen abzuwenden. Aber diese ebenso wie die eben genannte Buße hängen mit dem Verfalle des alten Glaubens eng zusammen. Im ungebrochenen Zustande forderte der polynesische Glaube oft fast Unmögliches unter der Form des Tabu: Früher durfte in Neuseeland nicht in der Nähe der Tempel gegessen werden, und in Tahiti durfte nicht mit den Füßen gegen den Marai gekehrt geschlafen werden. In Neuseeland tabuierte schon der einfache Anblick einer Leiche. Kranke waren tabu, weil ein Atua die Krankheit verursacht hat, Neugeborne, weil sie den Göttern gehören, durch die Neugebornen die Wöchnerinnen, und Leichen, weil sie von der Seele umschwebt sind. Dort durften diejenigen, die einen Toten angefaßt hatten, nicht die Speisen berühren, ehe sie nicht durch die Recitation des Schöpfungsgesanges von den Priestern entsühnt waren. Aber bei den Maori müssen überhaupt, seitdem die Frau Whaitiris im Zorne über ihren trägen Ehemann die Speisen verflucht hat, diese vor dem Gebrauche gesühnt werden. Vom Tempel aus ging das Tabu auf die Priester und ihre Wohnungen und, weil priesterliche und Häuptlingsfunktionen entweder verbunden oder nahe verwandt waren, auch auf diese über. Es ging mit dem Hauche des Priesters aus, und das von dem Ariki angeblasene Feuer durfte nicht ferner zum Kochen benutzt werden. Vielleicht der kostbarste Teil eines ganzen Volkes in Polynesien war das Haupt seines Priesters, dessen Haare selbst mit einem Obsidiane auf Steinunterlage geschnitten wurden, weil sie nicht berührt werden durften.

Man stelle sich vor, wie nun von den geistlichen und weltlichen Mittelpunkten dieser Völker das Tabu sich ausbreitet. In hohem Grade epidemisch verbreitet es sich durch bloße Berührung eines damit belegten Gegenstandes oder Menschen, ja es wird sogar schon das damit belegt, was sich nur über dem Kopfe eines Mannes befindet: als die englische Regierung Kamehamea den Bau eines Schiffes versprach, bat er, es so einzurichten, daß niemand über die Kajütte gehen könne. Wird aber das Tabu aus irgend einem Grunde auf etwas übertragen, so erfolgen dabei noch gewisse nicht überall genau beachtete Zeremonien: in Neuseeland geschah es mit Gebeten oder auch, indem der Vornehme etwas von seiner Kleidung an dem zu heiligenden Gegenstande aufhing; es genügte aber auch schon, denselben das Eigentum eines Vornehmen zu nennen. Herrschte in einem Dorfe ein starkes Tabu, z. B. durch Tättowierung einiger Jünglinge in demselben, so breitete es sich über das ganze Dorf aus, und alles in ihm wurde tabu. In Tahiti wurde beim Erkranken eines Vornehmen der ganze Bezirk, der unter seiner Leitung stand, von den Priestern für tabu erklärt, es mußte allgemeine Stille herrschen, kein Boot durfte fahren, keine Speise

gekocht, kein Feuer angezündet werden; dieser Zustand dauerte, bis gewisse Opfer und Gebete im Tempel vollzogen waren. Selbst im besten Falle durchkreuzt das Tabu das Leben der niedern Volksklassen in so vielfacher und lästiger Weise, daß man die daraus hervorgehende Achtung dieser Menschen vor dem Göttlichen, die sie zwischen so vielen Fesseln doch so leicht sich bewegen läßt, bewundern muß. Es erklären sich hieraus wahrscheinlich auch die Abweichungen, auf die man im einzelnen stößt; man scheint sich hier und da das Beschwerliche durch stillschweigende Übereinkunft zu mildern.

Selbstverständlich muß man aber immer tabufreie Leute haben, schon um die Tabuierten, welche keine Speise berühren dürfen, füttern zu können, und dafür sind kriegsgefangene Sklaven sehr brauchbar, weil sie aus dem Banne des Schutzgeistes ihres eignen Stammes herausgetreten und in denjenigen des Stammes, dem sie nun angehören, nicht aufgenommen sind. Sie dürfen alles thun, was andern tabu ist, denn sie gelten einfach einer Tabu-Verletzung nicht für fähig. Es muß überhaupt Mittel geben, um ein Tabu wieder wegzunehmen, das sonst durch immer weiter greifende Ansteckung den freien Willen, das unbefangene Thun eines ganzen Volkes zu ersticken droht. Die Aufhebung des Tabu ist ebenfalls mit verschiedenen Zeremonien verknüpft. In Neuseeland bestand sie nach dem von Dumont d'Urville Berichteten in einer symbolischen Übertragung des Tabu vermittelst Speisen auf den Gott und den die Handlung leitenden obersten Priester. In Tonga genügte dagegen schon die Vollziehung der feierlichen Begrüßung, die jeder, der in die Nähe des Königs kam, darbringen mußte. In Tahiti und Hawai kamen wie auch in Tonga Abwaschungen vor, worauf man von dem Badeplatze einige Steine nahm und auf einen heiligen Platz warf. Außerdem war in Tonga bei Aufhebung eines Feld-Tabu ein Fest Tukkalahi (eigentlich Vergrößerung) Sitte, welches besonders in der Errichtung großer, 15—20 m hoher Pyramiden aus Früchten und Schweinen bestand, die später unter die Priester und Vornehmen verteilt wurden. Da das religiöse Fest Hakari in Neuseeland, fast das einzige allgemeinere, das sich hier noch erhalten hatte, und das bei den Berichterstattern das Erntefest genannt wird, weil man es bei der Ernte der Kumera und Erdäpfel feierte, in Errichtung ganz ähnlicher Pyramiden aus Lebensmitteln bestand, so war es, wie Meinicke wohl mit Recht vermutet, ursprünglich auch ein Fest zur Aufhebung des bis dahin auf den Feldern ruhenden Tabu. Manche Wirkungen des Tabu sind freilich nicht mehr wegzunehmen und flechten sich in das Leben der kommenden Geschlechter ein, wenn sie auch von diesen gar nicht mehr verstanden werden. So die Namen gestorbener Häuptlinge oder der Orte, an denen dieselben gestorben waren, und welche beide nicht mehr ausgesprochen werden dürfen; so die Tabuierung der als Begräbnisse oder aus irgend einem andern Grunde geheiligten Orte, welche vielleicht eine Erklärung dafür bietet, daß so viele unbewohnte Strecken selbst auf den dichter bevölkerten Inseln Polynesiens gefunden wurden. Und unablegbar hat sich vor allem im ganzen Volke der Polynesier die allgemeine, tiefgehende Gewöhnung an die geistigen und doch so mächtigen Schranken des Tabu erwiesen, von der selbst das Christentum in dem Bedürfnisse nach demütigen und gehorsamen Herzen noch Gebrauch machen konnte.

## 12. Die negerähnlichen Völker im Stillen und Indischen Ozeane.
### (Papua[1] und Negritos.)

„Ich lebe der festen Überzeugung, daß einst der Tag kommen werde, an welchem Erörterungen über einen etwaigen ehemaligen Zusammenhang der schwarzen Rassen selbst von wissenschaftlicher Seite als zulässig betrachtet werden dürften." R. Hartmann.

Inhalt: Verbreitung. Spuren der einst weitern Verbreitung im Indischen Ozeane. — Hautfarbe. Haar. Schädel. Körperbau. Negerähnlichkeit. — Die angebliche Zwergrasse. — Verhältnis der Papua und Negritos. — Mißverständnis des Namens Alfuren. — Charakter und Geist der melanesischen Bevölkerung.

Der Raum, den man als Melanesien bezeichnet, wird nicht von der Menschenrasse ausgefüllt, die denselben Namen trägt, und anderseits greift dieselbe auch wieder weit nach Westen zu über diesen Raum hinaus. Schon R. Forster schrieb: „Die auf den Inseln des Südmeeres vorhandene Menschengattung kann unter zwei Hauptabteilungen gebracht werden. Die eine ist von hellerer Farbe, wohlgebildet, von starkem Muskelbaue, ansehnlicher Größe und sanftem, gutherzigem Charakter, die andre schwärzer, mit kraus und wollicht werdendem Haare, dürrer, kleiner, fast noch lebhafter als jene, aber zugleich mißtrauischer." Jene haben wir unter dem Namen der Polynesier betrachtet, diese bleibt noch nach ihren wesentlichen Eigenschaften zu würdigen.

Zunächst die Verbreitung. Auf den Fidschi-Inseln tritt uns zuerst, indem wir von Osten her die Grenzen Melanesiens überschreiten, eine negerähnliche Rasse in unzweifelhafter Deutlichkeit entgegen. Von weiter östlich vorkommenden Spuren derselben ist viel die Rede. Wilkes fand auf den Paumotu fidschianische Anklänge in Farbe und Haarbeschaffenheit, und Flower vermutet wegen dunklerer Farbe und lockigerm Haar vieler Maori selbst in Neuseeland melanesische Mischung. (Vgl. S. 116 f.) Diese negerähnliche Rasse ist in Fidschi weniger rein im östlichen als im westlichen Teile des Archipels vertreten. Dann wohnt sie über das als Melanesien umgrenzte Gebiet hin und greift in einer Reihe von merkwürdigen Vorkommnissen westwärts bis in das Innere Indiens und Ceylons über dasselbe hinaus. Im Malayischen Archipel erstreckt sich ihre Verbreitung von Osten her bis Timor, während Lombok bereits malayisch ist, und vielleicht sind Spuren auch auf den größern westlichen Inseln des Malayischen Archipels noch zu erkennen. Einer besondern Gruppe, die man als Negritos (s. S. 221) bezeichnet, ist mit großer Wahrscheinlichkeit eine einst größere Verbreitung nach Norden und Osten zuzuerkennen. Vielleicht gehörten ihr auch die Bewohner des Innern der Nikobaren an, die mit den von den Küsten her eindringenden Malayen in beständigem Kriege liegen. Unter ähnlichen Bedingungen scheinen sie auf den Philippinen zu leben. Man will ihre Spuren auf den Marianen und in Mikronesien nachweisen, meint aber, daß südlich von den Marianen, auf Hogoleu, bereits der hochgewachsene, langköpfige Papua-Typus erscheine. Quatrefages geht noch weiter. Er zweifelt nicht an der Beimischung von Negerblut in den Japanern und meint wenigstens an Einem japanischen Schädel feinen „Mincopie-Typus" (s. S. 222), „wenn auch verdünnt", wiederzufinden. Auf Formosa und den Sulu-Inseln darf der Negrito in Mischungen vermutet werden. Was das Festland anbelangt, so ist im Innern der Halbinsel Malakka die Existenz negroider Menschen nachgewiesen; und dieselben sollen nach den

[1] Riedel will das Wort Papua von dem serangischen Hua Hahua, d. h. Haar wie Arengschwamm, ableiten. Dieser Schwamm soll dem noch nicht schwarz gewordenen Wollkopfe der Papua-Kinder gleichen, die früher in großer Zahl nach Ceram in die Sklaverei verkauft wurden.

Erkundigungen, welche Carl bei intelligenten Anamiten eingezogen hat, auch im gebirgigen Innern von Anam vorkommen. Endlich glaubt Quatrefages denselben Typus in Schädeln dunkler Vorderinder wiederzufinden.

Das zerstreute, verdrängte, gemischte Vorkommen des dunkeln Elementes hat schon vielen Beobachtern die Ansicht nahegelegt, daß in ihm überhaupt die wahrscheinlich älteste menschliche Bevölkerung der Gegenden, wo man sie heute findet, und mancher andrer benachbarter zu erblicken sei. Besonders hat man der kleinwüchsigen dunkeln Bevölkerung diese Stellung zugewiesen. Schwarze, gelbe und weiße Rassen, die nach ihr gekommen sind, hätten sie ausgerottet; in Neuguinea hätten der kleinwüchsigen Rasse gegenüber die Papua die Rolle der Malayen gespielt. Aber im allgemeinen sind es die Menschen gelber Rasse, welche in breiter Schicht sich über die dunkeln legten, und manche Zeichen sprechen dafür, daß diese es waren, die auch in Indien eine Urbevölkerung zurückdrängten, so daß die Verdrängungen und Durchdringungen hier ähnlich sich abspielten wie in vielen Teilen der indopazifischen Inselflur, nur daß am Festlande die Mischungen mannigfacher sich gestalteten und zwar vorzugsweise durch die Hinzukunft des weißen Elementes. Indessen muß man sich auch hier vor schematischer Auffassung ewig beweglicher Völkerverhältnisse hüten. Die dunkeln Wollhaarigen verhalten sich gar nicht rein passiv. Die Papua machten Raubzüge gegen Aru, wo sie noch heute gefürchtet sind, und als Sklaven gelangten sie massenhaft nach Ceram und andern Teilen des östlichen Malayischen Archipels. Auf diese Art kann ein großer Teil jener nicht woll-, aber kraus- bis lockenhaarigen Völker erklärt werden, die besonders dicht von Ceram an in die straffhaarige Bevölkerung eingesprengt sind und irrtümlich den Namen Alfuren erhalten haben, der in Wirklichkeit nichts mit diesen papua- und negritoähnlichen Elementen zu thun hat. Ohne also die dunkeln überall als Urbevölkerung anzusprechen, darf man sie im ganzen als die wahrscheinlich ältern, die hellern, malayenähnlichen Elemente als die jüngern bezeichnen. Das festländische Südasien kann wenigstens als ihr sekundärer Ausgangspunkt angesehen werden und bildet zugleich die Brücke zwischen indopazifischen und afrikanischen Negern oder selbst die gemeinsame Quelle für dieselben.

Bezüglich der Hautfarbe ist der Gesamteindruck der Schilderungen der eines Vorwaltens dunkler Töne, ohne daß doch die Tiefe mancher Negerfärbungen häufig erreicht wird. Am ehesten kommt derselben vielleicht die Hautfarbe mancher Salomo-Insulaner nahe. Die vielfachen Zumischungen hellerer Elemente sind wohl die Hauptursache der schon von Wallace hervorgehobenen Häufigkeit der Variationen, die indessen nur an einzelnen Stellen den Eindruck einer allgemeinen Übereinstimmung stören. Finsch schrieb von Port Moresby: „Soviel ich bis jetzt von Leuten aus dem Innern sah, sind dieselben von denen an der Küste nicht verschieden, vielleicht durchgehends mehr dunkle Individuen; allein es gibt auch so helle wie an der Küste. Es sind auch hier jugendliche Personen, Weiber und Höherstehende häufig heller.“ D'Albertis fand überall in Neuguinea hellere und dunklere Schattierungen durcheinander.

Die Schädelform erklärt Krause für dolichokephal im westlichen Fidschi, auf den Neuen Hebriden, Mallicollo, Neubritannien. Diese Form wiegt nach A. B. Meyer auch in Neuguinea vor, wo an der Maclayküste Miklucho-Maclay Indices von 73 bis 79 angibt. Auffallend ist es aber, daß die dunkelfarbige und kraushaarige, äußerlich negerähnliche Bevölkerung des Malayischen Archipels brachykephal sein soll. Als Index des Aeta-Schädels gibt Quatrefages 82,1 an, und ähnliche Maße fand Maclay bei negroiden Völkern der Malayischen Halbinsel und bei Papua der Südküste Neuguineas. Auch die Mincopie der Andamanen sind brachykephal. Die Schädelkapazität wird für Neuguineer von A. B. Meyer zu 1398, für Fidschianer von Krause zu 1359, für Karolinen-Insulaner zu 1384, für

Neuhebriden-Insulaner zu 1274 und für Neubritannier zu 1232 angegeben. Gleichfalls nach Krause haben die Schädel von Samoa 1392, von Tonga 1538, von den Gilbert-Inseln 1320 ccm Kapazität, also durchschnittlich mehr. Beträchtlich nennt derselbe die Prognathie des fidschianischen Schädels.

Großes Gewicht wurde einst auf das angeblich büschelartig wachsende Haar dieser Völker gelegt. Hierin wollte man einen Unterschied von den afrikanischen Negern sehen; es wurde sogar die Rasse der Lophokomi darauf gegründet. Die neuern Forschungen haben diese Annahme aber nicht bestätigt: man hat gefunden, daß das Haar, wenn kurz geschoren, eine ziemlich gleichmäßige Verteilung über die Kopfhaut zeigt und erst, wenn es länger wird, ein büschelförmiges Aussehen annimmt. D'Albertis und Comrie stimmen darin für die Papua Neuguineas und für die Fidschianer, Moseley für die Admiralitäts-Insulaner überein. Als die Frage wohl abschließend können wir für die Neubritannier auch noch das Zeugnis Finschs anführen, welcher sagt: Der Haarboden ist bei den Neubritanniern wie bei uns beschaffen, und das Haar wächst in derselben Weise, d. h. bei frisch geschorenen Köpfen gerade und dunkel. Wird es etwas länger, so bekommt es rötliche und helle Spitzen und dreht sich zugleich in kleine, korkzieherartig gewundene Stränge, die, wenn noch kurz, dem Kopfe ein fein kräuselig-wolliges und somit negerähnliches Aussehen verleihen. Den Einfluß des starken Einkalkens der Haare, welches die Farbe aufhellt, darf man nicht außer Betracht lassen. Finsch verallgemeinert selber seine Schilderung auf die Neu-Irländer, Salomo- und Fidschi-Insulaner, die Bewohner der Neuen Hebriden und von Santa Cruz. Ist das Haar stellenweise mehr flockig oder mehr schlicht, dann ist, Finsch zufolge, meist die verschiedenartige Behandlung daran schuld. Das einzelne Haar ist grob (Pickering nennt es „wiry“, drahtartig) und von elliptischem Querschnitte. Das Gesicht ist oft mit einem Barte von derselben krausen Art wie das Kopfhaar geschmückt. Die Arme, die Beine und die Brust sind mehr oder weniger mit krausem Haare bekleidet und ebenso, nach Gräffe, bei ältern Fidschianern der Rücken.



Ein Knabe aus Neu-Irland (nach einer in Berlin gefertigten Photographie)

Eine große Eigentümlichkeit der negroiden Bevölkerung des indisch-malayischen Gebietes liegt im häufigen Auftreten kleinerer Individuen, die in manchen Stämmen entschieden eine Mehrheit bilden und von der durchschnittlich beträchtlichen Größe der Papua, die auch über die der Malayen hinausragt, um so deutlicher sich abheben. Für die Durchschnittshöhe der Papua Neuguineas gab A. B. Meyer 1,64, d'Albertis 1,72 m an; die von Comrie an 20 Eingebornen zwischen der Oriental- und Astrolabe-Bucht vorgenommenen Messungen ergaben zwischen den Extremen von 1,625 und 1,355 eine sicherlich zu niedere durchschnittliche Körperhöhe von 1,397; für die der Admiralitäts-Insulaner nennt Willemoes-Suhm 1,646 bei den Männern und 1,549 bei den Weibern, die Fidschianer übertragen sogar häufig die Weißen, besonders in den höhern Ständen; für die Salomo-Insulaner gibt Eckardt 1,55—1,70 m an, während für die Andamanen die Maße 1,37—1,48 m

vorliegen, für Nikobaren-Männer 1,6 m und für die Negritos der Durchschnitt kaum als über 1,50 m (Quatrefages) hinausgehend angenommen werden dürfte. Mikiucho-Maclay hat indessen hier eine Mutter von zwei Kindern bloß zu 1,30 m gemessen. Daß Forster auch die Eingebornen von Mallicollo als „kleine, behende, hagere, schwarze, häßliche Geschöpfe“ bezeichnet, stellt dieselben wohl noch nicht zu diesen fast Zwerghaften. Die von Rienzi beschriebene Familie der Aithalo-Pygmäen aus dem Innern von Sumatra, die im Mittel 1,37 m hoch waren, dürfte mißgeformt gewesen sein, denn es heißt, daß ihre Glieder klein, ihre Köpfe aber groß gewesen seien. Aus Indien liegen Messungen der Kanikari Südindiens von 1,533 bis 1,610 (bei Männern), der Wedda Ceylons von 1,467 bis 1,480, der Pulayer von Travancore von 1,570 bis 1,587, der Kader aus den Anamalai-Bergen von 1,528 bis 1,621 m und viele andre ähnliche vor. Vielfach werden hier die schönen Proportionen des sehr schlanken Körperbaues betont. Läßt man die leider zahlreich in die Messungslisten aufgenommenen Unausgewachsenen und die Weiber beiseite, so kommt man zu dem Ergebnisse, daß von eigentlich zwerghaften Größen kaum zu reden, vielmehr eine durchschnittliche Größe von 1,500 bis 1,600 m anzunehmen sei. Als in der Regel auffallend kleinwüchsig können die Andamanen und Wedda angesehen werden.


Ein Mann aus Neu-Irland (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Die überwiegende Negerähnlichkeit der Gesamterscheinung wird immer allgemeiner betont. Robert Hartmann sagt von einem Neubritannier: „Wäre ich ihm oder selbst den Queensländern in Handak, Chartum, Berber, Senaar &c. begegnet, ich hätte sie auf den ersten Blick für gewöhnliche nigritische Landeskinder angesehen“. Auch Krause weist auf die Übereinstimmung der Papua in Körperbau, Schädelbildung und äußerm Ansehen mit den afrikanischen Negern hin und findet in seinen Schädeluntersuchungen keinen anatomischen Grund, die beiden schwarzen Völker trotz ihrer Entfernung anthropologisch zu trennen. Er schließt sich mit dieser Ansicht an A. R. Wallace und Finsch an, welch letzterer trotz seiner ausgedehnten Rassenkenntnis ebenfalls einzelne Melanesier von afrikanischen Negern nicht unterscheiden zu können glaubt. „Am meisten verwunderte mich ein Mann von den Salomons; ich hätte zehn gegen eins gewettet, es sei ein richtiger afrikanischer Neger“, sagt Finsch in einem Briefe aus Jaluit. Von einer „papuanischen Rasse“ will unsers Wissens keiner der wissenschaftlichen Erforscher Melanesiens wissen; Finsch und d'Albertis weisen sie bei jeder Gelegenheit zurück. Der vorwaltende Typus der Melanesier, d. h. der papuanische, ist bloß durch seine Bärtigkeit und entsprechende Behaarung einzelner Körperstellen sowie durch Eigentümlichkeiten der Gesichtsbildung kenntlich gemacht. Wallaces Schilderung: „Die Stirn flach, die Brauen sehr hervorstehend; die Nase groß, ziemlich gebogen und hoch, die Basis derselben dick, die Nasenlöcher breit und die Öffnungen derselben hinter der verlängerten Nasenspitze verborgen; der Mund groß, die Lippen dick und aufgeworfen, doch selten so stark wie bei Afrikanern“, zeichnet zwar eine von der allgemeinen Negerphysiognomie doch wenigstens einigermaßen und zwar in der Richtung auf edlere Bildung abweichende Gesichtsbildung, hebt aber freilich auch nur sekundäre Unterschiede hervor. Die langen, dünnen Beine, die großen Hände und Füße sind dagegen wieder negerhaft.

Bei so weiter Verbreitung ist das Auseinandergehen in verschiedene Unterrassen vorauszusetzen. Zunächst ist die Frage nach dem Verhältnisse zu den Australiern berechtigt, die man von manchen Seiten hier anzuschließen gesucht hat. Gewisse Anklänge sind

vorhanden: die starke Behaarung, Bart, dunkle Haut. R. Hartmann ist geneigt, die tiefe Einsenkung zwischen den sehr stark entwickelten Oberaugenhöhlenbogen den Australio-Melanesiern als häufig wiederkehrende Eigenschaft zuzuschreiben. Andre haben sich der Vereinigung der Australier und Negritos widersetzt, wie auch Virchow sie vorgeschlagen hatte. So stellt Quatrefages seinen wollhaarigen und kurzköpfigen Typus der Mincopie in grellen Gegensatz zu den straffhaarigen und langköpfigen Australiern. Wir haben jedoch gesehen, wie wenig eine solche Antithese bei der Mehrartigkeit der Australier bedeuten will, und es steht jedenfalls außer Zweifel, daß die beiden Schädel, Australier und Aeta, welche Quatrefages als typisch einander gegenüberstellt, eher extreme Ausprägungen darbieten. Übrigens hat dieser Anthropolog selbst die Mehrartigkeit der australischen Rassen angenommen, indem er die Wahrscheinlichkeit des Eindringens neuguineischer und polynesischer



Mädchen von Neuguinea (nach Photographie im Besitze des Herrn Dr. Joest in Godesberg).

Elemente in Australien zugab. Nur trifft es gar nicht zu, daß die wollhaarigen Australier auf den Norden oder Nordosten beschränkt seien (s. S. 17), und im allgemeinen stehen die Australier den gemischtern Polynesiern näher als den Papua. Unter ähnlichen Lebensverhältnissen sind ihnen wohl die Neukaledonier und gewisse ärmliche Stämme der Neuen Hebriden am nächsten von allen Melanesiern gerückt. Bekanntlich steht die Inselgruppe Neukaledoniens samt den nahen Loyalitäts-Inseln unter allen melanesischen Inseln Australien am nächsten, was Trockenheit des Klimas und dadurch bedingte Armut der Vegetation und Unfruchtbarkeit betrifft. Man darf behaupten, daß in demselben Maße im ganzen auch ihre Einwohner an körperlicher Ausbildung allen andern Melanesiern nachstehen. Nach Reinh. Forster haben manche Beobachter auch hier zwei Rassen, eine hellere und dunklere, angenommen, und es scheint sicher, daß polynesische Zuwanderung in manchen Teilen dieses Inselgebietes den melanesischen Grundstock verändert hat. Aber unabhängig von den dadurch hervorgerufenen Unterschieden und Übergängen wird eine besonders bei den Bergbewohnern auffallende Magerkeit der Arme und Beine, schlechte Proportionen, von einigen schlechter Ernährungszustand hervorgehoben. D'Entrecasteaux, Labillardière und andre vereinigen in dieser Hinsicht ihr Urteil mit demjenigen Reinh. Forsters.

Die verschiedenen Wohngebiete verhalten sich nicht gleich bezüglich der Übereinstimmung oder des Auseinandergehens der Merkmale. Auf den Admiralitäts-Inseln zeigt ungefähr einer von 15 oder 20 Stumpfnasigen eine ausgesprochene Judennase, oft mit hängender Spitze. Leider hat man nicht beobachtet, ob dieses Merkmal mit andern Hand in Hand gehe, und es ist deshalb die Hypothese von einer unvollkommenen Vermischung, die hier stattgefunden haben sollte, nicht weiter zu begründen. Die Judennase wird auch bei den Papua Neuguineas beobachtet, und Wallace erwähnt sie als papuanisches Merkmal der Bewohner von Timor. Daneben gibt es aber auch Physiognomien, die an Indianer, wie Finsch angibt, oder sogar an Europäer, nach Raffrays Mitteilung, erinnern.

In den größern Archipelen bieten die Eingebornen mancherlei Abweichungen dar, die teilweise von malayo-polynesischer Beimischung, teilweise von bestimmten Einflüssen der



Frauen von den Fidschi-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Natur herzuleiten sind. Von Fidschi, dem völkerbunten, zu schweigen, entrollt uns Eckardt von den Neuhebriden-Insulanern eine wahre Musterkarte. Auf den südlichen Inseln sind sie nach ihm in jeder Beziehung mehr entwickelt als im Norden, und auf Tanna sind sie schöner, kühner und ehrlicher als anderswo; auf Api sind sie mager und häßlich, fast affenähnlich und sehr groß, die Erromanger und Anaiteer kleiner; die Eingebornen von Lakoni gleichen in ihren Manieren den Affen, namentlich die Weiber, die fast stets in gekrümmter, nach vorn gebeugter Haltung durch die Büsche huschen. Wohlgebildet dagegen sind die Bewohner von Santo, oft wahrhaft schön die von Vate. An der Küste Neuguineas erscheinen schon im 16. Jahrhundert auf der Karte neben „Islas de mala gente" auch „Islas de ombres blancos". Finsch beschreibt sein Erstaunen, auf Neuguinea eine ihn an die Gilbert-Inseln erinnernde hellhäutige, lockenhaarige Bevölkerung zu finden. Vom polynesischen Typus der Motu wurde schon gesprochen. Auch d'Albertis hält die Küstenbevölkerung Neuguineas für sehr gemischt; er glaubt, daß die typische Form der Papua erst bekannt wird, wenn das Innere näher erforscht ist, wogegen A. B. Meyer zwischen den Bewohnern des Arfakgebirges und der Küste nur sekundäre Unterschiede fand. Es kann also von einer scharfen geographischen Sonderung dieser dunkeln Völker in eine östliche, dolichokephale (Papua) und eine westliche, brachykephale Rasse (Negritos), wie Virchow sie vorgeschlagen, noch nicht die Rede sein. Hat doch Virchow selbst auch neuerdings

Brachykephalen von Palau gemessen, nachdem schon früher A. B. Meyer von hier Orthokephalen beschrieben. Eher wohl ist auf dem heutigen Standpunkte unsrer Kenntnisse die Auseinanderhaltung des orientalischen oder melanesischen Astes des Negerstammes in zwei Zweige möglich: den Zweig der Negritos und den Zweig der Papua. Der erstere umfaßt Völkerschaften von oft niederm Wuchse und schlanker Gestalt, der zweite Völkerschaften von hohem Wuchse und oft athletischer Gestalt. Der erstere, in ethnologischer Beziehung interessanteste ist leider noch der am wenigsten bekannte. Wahrscheinlich bildet auch er zwei Gruppen, die kontinentale und die insulare. Die erste derselben bewohnt das Zentralland der Halbinsel Malakka, die zweite breitet sich von den Andamanen bis nach Melanesien und Mikronesien aus.

Es hat zu großer Verwirrung dieser Frage geführt, daß man den Namen Negritos besonders jenen von Semper, Quatrefages und andern bestimmt als Mischlinge oder auch als reine Malayen bezeichneten dunkeln, straffhaarigen Bewohnern der Philippinen beigelegt hat. Er sollte zunächst nur die durch dunkle Haut und krauses Haar negerartigen Völker der Philippinen bedeuten, deren bezeichnendere Züge allerdings oft wenig echt Negerhaftes haben; doch ist es hier wie auf der Malayischen Halbinsel wohl schwer, den reinen Negritotypus festzustellen. Nach Maclay zeichnet sich auch die dunklere Bevölkerung der Philippinen (s. S. 218) im allgemeinen durch einen kleinen Wuchs aus. Ihrer Schädelform nach ist sie vorwiegend brachykephal: Maclay gibt den Breitenindex als zwischen 87,5 und 90 schwankend an, aber nach Virchow sind ihre Schädel trotzdem von denen der gleichfalls brachykephalen Malayen zu unterscheiden. Ihr negroider Charakter ist selten stark ausgesprochen. Plauchut, der sie auf Negros sah, beschreibt sie als „von niederm Körperwuchse, schwarz wie die Neger Senaars, mit kurzem, schwach gekräuseltem Haare, platt gedrückter Nase und geschwollenen Lippen“. Ähnlich schildert sie de la Gironnière, der ihnen eine Körpergröße von $1^1/_2$ m zuschreibt und betont, daß die Lippen weniger vorspringend und aufgeworfen seien, und auch G. Wallis zweifelt nicht am Negercharakter derer, welche ihm auf Luzon entgegentraten, während Semper sie als Nachkommen der Negervölker betrachtet, die einst diese Länder innehatten. Die Wahrheit über die Negritos der Philippinen läßt sich wohl heute dahin zusammenfassen, daß es meist braune, locken- (selten woll-) und sogar straffhaarige, kurzköpfige Menschen sind, im allgemeinen vom malayischen Rassentypus stärker durch ihre soziale und geographische Lage als Berg-, Wald- und Jagdvölker als durch ihre anthropologischen Merkmale abweichend. Die Tagalen unterscheiden sie als Aeta. Als die Spanier nach den Philippinen kamen, fanden sie an der Küste Malayen, weiter innen Tagalen, in den Bergen Aeta. Daß negroide Elemente gerade dieser sozial niedrig stehenden Völkergruppe beigemengt sind, ist bei ihrer Verbreitung nicht zu bezweifeln und auch nicht erstaunlich, ebensowenig, wie es erstaunlich ist, denselben in andern Gebieten zu begegnen, welche negroide und malayenähnliche Elemente umschließen. Maclay fühlte sich stellenweise nach Neuguinea versetzt und bestreitet den großen Unterschied zwischen Negritos und Papua, indem er vor allem die angeblich durchgehende Dolichokephalie der letztern leugnet. Auch Raffray sagt von den Karon, sie seien keine Papua, sondern Negritos, den „wilden“ Eingebornen der Philippinen ähnlicher als den melanesischen Papua, die in ihrer Umgebung hausen. Auch sind sie nach seiner Meinung sicher nicht die einzigen Negritos Neuguineas; der Beschreibung nach wenigstens, welche die Amberbaki von dem Stamme der Gebar machten, die jenseit des Gebirges wohnten, müssen auch diese zu jener Rasse gehören. Man darf dabei vielleicht erinnern, daß Pickering drei „zwergartige Papua“, angeblich aus Neuguinea durch Bugi entführt, in Singapur gesehen haben will. Auch die dunklere Bevölkerung im östlichen Malayischen Archipel erinnert wenigstens in einem gewissen Mischlingscharakter an die Negritos, so die von Halmahera, in

welche Wallace die Grenze zwischen Malayen und Negroiden legt, und von der er sagt: Ihr Haar ist weder so straff und glänzend wie bei den Malayen, noch so wollig und kraus wie bei den Papua; ebenso halten die Gesichtszüge und der Körperbau die Mitte zwischen jenen Menschenrassen. Roepstorff fand in dem ersten Manne aus dem angeblich von kleinen, affenartigen, unbekleideten Menschen bewohnten Innern von Großnikobar einen echten Mongolen, begegnete aber später auch negroiden Mischtypen. Auf der Halbinsel Malakka treten die Negrito-Elemente wieder deutlicher hervor. Früher waren alle Vorstellungen von diesen Elementen im Grunde nur immer auf eine Zeichnung und lückenhafte Beschreibung Crawfurds gegründet. Wir haben durch neuere Forschungen etwas mehr Licht in dieses Dunkel fallen sehen. Maclay hat die vielberufenen Orang Sakai und Orang Semang (s. nebenstehende Abbildung) im Innern von Dschohor als klein gewachsene (Männer 1,45—1,62, Weiber 1,40—1,48 m), vorwiegend dunkelfarbige, krausharrige Menschen mit Schädeln von 74 bis 84 Breiteninder beschrieben. Er vergleicht sie den Negritos der Philippinen und spricht von „Menschen reinen melanesischen Blutes“, die er unter ihnen gefunden.



Typus der Orang Semang von Malakka (nach Zeichnung von Miklucho-Maclay).

Den Anspruch, eine eigne Gruppe zu bilden, erheben auch jene in mehreren Richtungen sich vom papuanischen Typus weiter entfernenden, vorhin erwähnten kleinen Völker im westlichen Teile dieses Verbreitungsgebietes, denen man den Namen Mincopie gegeben hat. Als ihr Typus können die Bewohner der Andamanen gelten, denen alle äußern Merkmale eine hohe Stelle unter den Naturvölkern anweisen lassen. Ihre Gesichter tragen einen wohlwollenden, sanften Ausdruck, ihre Stirn ist gewölbt, die Augen stehen horizontal und sind rund, die Nase ist klein, aber gerade, und die Nasenlöcher sind klein, die Lippen nicht auffallend vorspringend, das kleine Kinn nicht zurückfallend, die Ohren klein und fein modelliert, Hände und Füße proportioniert, eher klein, der Schädel kurzköpfig, der Prognathismus gering.

Zu vielen Debatten gaben die gleichfalls für eine eigne Rasse gehaltenen Alfuren des östlichen Malayischen Archipels Anlaß. Reinhold Forster schrieb schon vor 100 Jahren, daß man in mehreren molukkischen Inseln ein Volk antreffe, welches schwärzlicher als die andern Einwohner, schlank und hoch von Wuchs sei, ein wolliges oder krauses Haar habe, eine eigne Sprache rede und in den innern Gebirgsgegenden wohne. „Man kennt es auf verschiedenen dieser Inseln unter dem Namen Harafara oder Alfuren. Die Küsten ebendieser Inseln werden dagegen von einem andern Volke bewohnt, welches zwar von schwärzlicher Farbe, allein von schönerer Bildung, mit langem, lockigem Haare und auch in der Sprache von jenen verschieden ist. Die Sprache derselben ist eigentlich eine Mundart des Malayischen.“ Nun sind zwar die Unterschiede zwischen den ins Innere zurückgedrängten und den an der Küste wohnenden Stämmen oft selbst auf kleinen Inseln, wie den Aru, mindestens so groß wie zwischen Buschmännern und Hottentotten. Allein es sind dies keine scharfen Rassenunterschiede, sondern Mischungsergebnisse (s. S. 216), wie die Betrachtung der malayischen

Völker lehren wird, und Wirkungen sozialer und politischer Verschiedenheiten von allerdings oft tiefgehender Natur.

In **Indien** wohnen dunkelfarbige Menschen hoch nach Norden hinauf, und ein nicht kleiner Teil der indischen Bevölkerung gehört ihnen an. Die früheste Geschichte Indiens führt uns auf Kämpfe zwischen hellen nördlichen und dunkeln südlichen Stämmen. Nichts scheint nun näher zu liegen als die Annahme, daß es sich hier um einen großen Rassenkampf gehandelt habe, und die poetische Übertreibung der indischen Überlieferung, welche erst scharf die kämpfenden Farben schwarz und weiß gegenüberstellt, die flachen Gesichter und die Nasenlosigkeit der Gegner verspottet und endlich aus den dunkeln Gegnern sogar Affen macht, ist in dieser Richtung natürlich nicht unverwertet geblieben. Blicken wir uns aber in denjenigen Teilen Indiens um, wo Reste dieser dunkeln Gegner noch zu finden sind, so müssen wir gestehen, daß die eindringendere Forschung das Dunkel, mit dem dieselben umkleidet waren, immer heller gemacht hat, und daß sie keineswegs immer auf der niedrigsten Stufe der Kultur standen. Gehört doch eins der wichtigsten und begabtesten Völker Indiens, das der **Tamilen**, dieser Gruppe an. Man hat das zusammengeschmolzene Völkchen der **Wedda** auf Ceylon zu den niedrigststehenden Völkern der Erde rechnen wollen. Je mehr Zeugnisse einlaufen, desto klarer wird es aber, daß sie nicht einmal so dunkel wie die Tamilen sind, daß im Gesichte der Unterschied von den Singhalesen, der in ihrer Art hochzivilisierten Bevölkerung Ceylons, gering, daß ihr Haar keineswegs ausgesprochen negerartiges Wollhaar ist. **Jagors** Abbildungen von Kanikaren zeigen nichts von Wollhaar, sondern erinnern eher an malayische, vielleicht etwas gemischte Typen. Die Wedda-Sprache, die höchst eigentümlich sein sollte, zeigt sich als ein indischer Dialekt voll Sanskritwörter und mit drawidischen Elementen versetzt. Und **Burnet** hat die abkühlende Wahrheit ausgesprochen, es seien primitive Spuren in keiner der „wilden" Sprachen von Indien oder Ceylon bekannt, während **Virchow** es offen läßt, ob man die Wedda für einen Mischstamm halten will, der singhalesisches und nordindisches Blut in sich aufgenommen habe, oder die Singhalesen für einen Mischstamm mit Wedda-Blut bei vorwiegend nordindischer Grundlage.

Es bliebe nun zu suchen, wo das eigentliche Wedda-Element steckt. Hat man es vielleicht in den „kleinen, kraushaarigen Menschen oder schwarzen Zwergen" zu suchen, welche in den Athrumally-Bergen Südindiens auf Bäumen leben sollen? **Jagor** hat diese Baumwohnungen gezeichnet (s. Abbildung, Bd. I, Einleitung, S. 77), fand sie aber nur als Zufluchtsstätten dienend. Im übrigen lebten diese verrufenen Leute in ordentlichen Dörfern, die auch ein Rasthaus für Fremde und einen freien heiligen Platz enthielten, wo sie die Sonne verehren. Sie scheinen sogar dem Ackerbaue mehr als der Jagd obzuliegen. Die Anamalai-Hügel im südlichen Madras umschließen ähnliche oder noch tiefer stehende Völker. Allein wenn es in den Beschreibungen dieser Völker immer wieder hervorgehoben wird, daß sie von „Dschungel-Erzeugnissen" leben, Mäuse essen, unter Zweigen wohnen, Dämonen verehren, so liegt darin noch keine Rasseninferiorität. Die soziale Niedrigkeit und die anthropologische Grundlage sind weit verschiedene Dinge. Und wenn die **Kader**, die **Nair** und andre Bergstämme Südindiens als dicklippige Zwerge geschildert werden, so zeigt uns das oben angeführte Beispiel der Wedda, was von solchen rasch hingeworfenen Beschreibungen zu halten ist. Auch daß einige dieser Stämme ihre Zähne spitz feilen, andre polyandrisch leben und das Muttererbrecht bewahren, daß Männer und Jünglinge in einem großen Hause abgesondert wohnen, kann sie in unsern Augen nicht wesentlich tiefer stellen, denn Spuren dieser Sitten gehen durch die ganze Menschheit. Auch die Spuren von Anthropophagie bei Bergstämmen Assams sind nicht erstaunlich. Wichtiger finden wir die Mitteilung, daß einige von ihnen bis in unsre Zeit herein Steinwaffen und Steingeräte gebrauchten, und wir erinnern uns dabei, daß Spuren der Steinzeit und

wahrscheinlich junge Spuren in dem ganzen heute vom Eisen eroberten Gebiete des östlichen Indischen Ozeanes gefunden werden. In manchen Gegenden Indiens, wie z. B. in Orissa, im Lande der Juang oder Patua, sind Steinwaffen geradezu massenhaft. Im Banda-Distrikte Nordwestindiens wurden Steinhämmer von 4 kg gefunden. Vielleicht verdient hier auch die Bemerkung Quatrefages' verzeichnet zu werden, daß die auf Java gefundenen Steinwerkzeuge am meisten den nordaustralischen gleichen. In denselben Gegenden sind auch dolmenartige Steindenkmäler, zum großen Teile offenbar als Grabmäler angelegt, häufig. Zum Beweise ihres nicht sehr hohen Alters kann die von Hunter mitgeteilte Thatsache dienen, daß in mehreren Gräbern dieser Art Münzen späterer römischer Kaiser gefunden wurden.

Es stehen nicht alle dunkeln Völker Indiens auf niedriger Stufe; einige, wie z. B. die Santal von Unterbengalen und die südlich von ihnen wohnenden Khand, haben noch neuerlich Fortschritte gemacht, die zum Teile dadurch besonderes Interesse erwecken, daß sie sich mit Resten des einstigen wilden Waldlebens verbinden. Die Santal haben nicht nur den Acker bebauen gelernt, sondern den Pflug angenommen und sind in 100 Jahren aus Jägern und Räubern ein friedliches Volk von mehr als einer Million Seelen geworden. Und wenn die Khand auch ihren Ackerbau noch in halb nomadischer Weise betreiben und einzelne Gemeinden alle 14 Jahre wandern, so sind sie doch friedlich geworden und haben ihren Menschenopfern entsagt. Die 46 Millionen Drawida Südindiens aber umschließen neben einzelnen ärmlichen Wanderstämmen eine überwiegende Zahl von Völkern, die fast in demselben Sinne wie die Arier selbst als Stützen der indischen Kultur gelten können.

Kommen wir aus dieser melanesischen Diaspora auf die Melanesier im engern Sinne zurück, so ist der Unterschied des melanesischen Charakters vom polynesischen oft betont worden. Was jenen auszeichnet, liegt wesentlich auf der Seite des Negercharakters. In der That geht der körperlichen eine seelische Ähnlichkeit parallel. Der Melanesier ist impulsiver, offener, geräuschvoller und gewaltthätiger als der Polynesier. Wo er in ungünstigem Lichte erscheint, liefert Stolz, bald sich aufblähender, bald verletzt sich windender Stolz, den Schlüssel mancher Widersprüche. Den Fidschianer schildern seine besten Kenner als den eitelsten aller Menschen. Ein paar Ellen neuen Rindenzeuges um die frisch geölten Lenden und eine buschige Perücke lassen sofort seinen Schritt getragener, seine Haltung selbstbewußter sein. Als Th. Williams eines Tages mit einem alten Priester von Somosomo über die ärmliche Lage der Neuhebriden-Insulaner sprach und hinzufügte, daß sie sich dennoch für sehr weise hielten und viele Götter besäßen, konnte jener sein Mißvergnügen über solche Anmaßung nicht verbergen. „Keinen Masi besitzen und Götter haben wollen!" murmelte er wiederholt mit verächtlicher Betonung vor sich hin. Offenbar gaben in seinen Augen die paar Ellen Masi an seinem Leibe ihm eine gewaltige Überlegenheit über diese armen Kreaturen. Kindergleich ist die Empfindlichkeit auch selbst der reifen Männer dieses Volkes, und nur die Unfähigkeit, Beleidigungen zu vergessen, erinnert daran, daß nicht alles in dieser veränderlichen Seele auf der kindlichen Stufe geblieben ist. Aber die erste Äußerung des verwundeten Stolzes sind gewöhnlich Thränen, welche ungemein leicht fließen, und an sie schließen sich laute Klagen. Bei den Weibern tritt dies noch deutlicher hervor. Wer etwas Abfälliges über ein Weib, ihre Stellung in der Familie, ihre Kinder, ihre häuslichen Tugenden 2c. äußert, veranlaßt sie, an dem möglichst öffentlichen Platze ihres Dorfes niederzusitzen, um endlose Thränen zu vergießen und die Luft mit Klagen zu erfüllen, bis sie genug Entrüstung in sich angesammelt, um dieselbe in einem mächtigen Strome von Schelt- und Drohworten sich ergießen zu lassen. Aber auch den Männern ist die Neigung eigen, ihren Schmerz auf die Straße zu tragen. Man hört von der Höhe eines Hügels herab

den Ruf: „Krieg! Krieg! Will niemand mich töten, damit ich zu dem Schatten meines Vaters gelange? Krieg! Krieg!“ Alles stürzt zu dem Orte, von wo dieser Ruf ertönt, und findet dort einen Mann im tiefsten Schmerze darüber, daß sein Freund von einem Stücke Rindenzeug, das ihnen gemeinsam angehörte, einige Ellen abgeschnitten hatte. Daher der Lebensüberdruß.

Wenn das Objekt eines Wutausbruches würdig erscheint, entladet die zurückgehaltene Leidenschaft sich gewittergleich. Selbstmord ist daher nicht ganz selten. Mit dem Stolze hängt das Prahlen eng zusammen, das ja seinen drastischsten Ausdruck in der engen Verbindung findet, in welcher der Melanesier sich mit seinen Göttern fühlt. Zwar durchschauen sie selber diese Schwäche, da sie von einem Herolde seines eignen Ruhmes witzig sagen, er sei wie der Kaka, der Papagei, der nur spreche, um allen seinen eignen Namen zuzurufen. Vor allem zeigt sich die Ruhmredigkeit in dem Aufbaue phantastischer Stammbäume, für deren Anfang keine Zeit zu entfernt, keine Erdichtung zu sinnlos ist. Wahrheitsfreunde findet man bei diesen Völkern ebenso selten wie bei ihren äthiopischen Verwandten. Fremde, welche längere Zeit unter den Fidschianern lebten, pflegten dieselben mit der Mahnung zu bedenken, nicht „die Wahrheit nach fidschianischer Art“ zu sagen.

Diplomatische Künste gedeihen fröhlich in diesem Boden. Man würde schwerlich jemals so viel Selbstbeherrschung in diesen heißblütigen Naturen vermuten, so viel Fähigkeit, sich in ein undurchsichtiges Zeremoniell zu kleiden. Ein Häuptling, dem ein wertvoller Gegenstand, der längst sein Herzenswunsch war, als Geschenk dargebracht wird, heuchelt eisige Kälte, während sein Herz vor Freude hüpft. Ein andrer heuchelt immer wieder neues, womöglich gesteigertes Erstaunen, indem er eine Neuigkeit zum sechstenmal vernimmt, denn er könnte eine wichtige Version hören, die mit Verstellung billig bezahlt wäre. Der verräterische und blutdürstige Charakter, welcher besonders die Salomo-Insulaner berüchtigt gemacht hat, ist auf Rache für erlittenes Unrecht zurückzuführen. Innerhalb weniger Jahre wurde in diesem Archipel die Bemannnug von drei australischen Kuli-Schiffen in Überfällen der Eingebornen aufgerieben.

Die Häufigkeit des **Diebstahles** ist lange bekannt, aber er richtet sich meist nur gegen Fremde. Vor allem sind die Pflanzungen der Eingebornen unverletzlich. **Finsch** fand, daß die Neubritannier überhaupt nur Gelegenheitsdiebe seien, die aber auch Gelegenheiten vorübergehen lassen. Als **Th. Williams** im Begriffe war, Vanua Mbalavu zu besuchen, gab ihm ein Häuptling eine Empfehlung an seine dortigen Kollegen, in welcher er ihnen anempfahl, den Fremden gut zu behandeln und „ihre Leute zu verhindern, unverschämt zu sein und Pfähle, Taue und Ruder von dem Kahne desselben zu stehlen“. So mächtig ist die Begierde des Besitzes, daß die Beraubung eines Grabes eine keineswegs seltene Sache ist, und wenn der Zweck kein größerer als die Gewinnung eines baumwollenen Lappens sein sollte, mit dem der Leichnam umwickelt ward.

Zu den Hauptanliegen gehört die Rache. Man sucht eine Unterhaltung, einen Sport, außerdem auch eine Auszeichnung sich selbst und andern gegenüber in derselben. Die Rache kann die wichtigste Lebensaufgabe eines Melanesiers werden. Ist einer beleidigt, so sagt er in der Regel nichts, sondern sucht vor allem nicht zu vergessen, daß er beleidigt wurde und sich rächen muß; er stellt deshalb in seinem Gesichtskreise einen Stock oder Stein so auf, daß derselbe ihn beständig an die Pflicht der Rache erinnert. Es gibt aber viel eindringlichere Erinnerungen. Wenn einer sich Nahrung entzieht oder vom Tanze wegbleibt, ist es ein schlimmes Zeichen für seine Feinde. Wer mit halbgeschornem Haupte umhergeht oder gar dazu einen langen, gedrehten Büschel Haare den Rücken hinabhängen läßt, sinnt auf Rache, und wohl noch eifriger thut dies jener Häuptling, der schweigend im Rate sitzt und auf Fragen mit einem Pfeifen antwortet: er wird den Mund nicht eher aufthun, als

bis er den Tod seines Sohnes gerächt. Von dem Hausgiebel eines andern hängt ein Bündel Tabak, das erst über dem Leichname eines gehaßten Feindes geraucht werden wird. Die blutige Kleidung eines erschlagenen Freundes oder Verwandten erinnert über dem Bette des zur Rache Berufenen an die ungesühnte That. Scheint aber dies so zärtlich genährte Gefühl in der Seele eines Mannes zu schlafen, der ihm nicht fremd bleiben sollte, so fehlt es nicht an Mahnern, die mit aufreizenden, klagenden und tadelnden Gesängen ihn an seine Pflicht erinnern. Ein Ausdruck wie: „Mein Haß gegen dich geht von den Fersen meiner Füße bis zu den Haaren meines Hauptes", oder die Botschaft eines fidschianischen Häuptlinges an einen Feind: „Laß die Riesenauster vor Alter sterben und füge ihren Jahren noch tausend zu, mein Haß wird an ihrem Ende noch heiß sein", lehrt, wie man sie mit Bewußtsein kultiviert. Nicht offene Gewalt allein dient zur Stillung der Rache. Man benutzt gedungene Meuchelmörder, wenn es klug scheint, offenen Mord zu vermeiden, und greift noch häufiger zu Zaubermitteln, hauptsächlich aus Stäbchen, Blättern oder Rohren bestehend, die des Zauberers Kunst mit übeln Wirkungen gefüllt hat, so daß das Opfer, auf dessen Pfad sie gelegt werden, Wunden, Krankheit oder Tod empfängt, wenn er sie betritt.

Die ganze zerstörende, um sich fressende Wirkung dieses Rache- und Haßgefühles würde man nicht verstehen, wenn man nicht das zähe Gedächtnis der Melanesier in Betracht zöge. Zunächst ist der Mord nicht selten mit Grausamkeiten verknüpft, die an die Grenze des Unmöglichen streifen: fidschianische Häuptlinge ließen Feinde in der Weise töten, daß man ihnen einen Stab in den Kopf hinein hämmerte! Aber der eine Sterbende reißt oft ein ganzes Geschlecht mit sich. War er verheiratet, so werden seine Weiber erdrosselt, sobald sein Tod bekannt geworden, und manchmal teilt seine Mutter das gleiche Schicksal. Rache thut das ihrige, um den Samen der ersten Unthat nicht verdorren zu lassen. War aber die That eine solche, die ihrem Verüber einen „neuen Namen" einträgt, so dürfen er und seine Freunde bei derselben nicht stehen bleiben, sondern sie müssen „ihre Keule waschen", d. h. die Keule, die den ersten erschlagen, muß baldigst weiteres Blut vergießen, damit jener fidschianische Ritterschlag der Neubenamung mit der gehörigen Feierlichkeit vollzogen werden könne.

Zahlreich sind die Abstufungen von Thätigkeit und Gedeihen. Als ärmlich und träge werden meist die Leute von Mallicollo und Neukaledonien beschrieben. Stolz auf Besitz und begierig, ihn zu gewinnen, sind dagegen die Fidschianer und auch die Neubritannier, von denen Finsch sagt: „Die Neubritannier sind Fremden gegenüber zwar sehr bettelhaft, aber nicht minder geschickt im Handel, für den sie als besonderes Verkehrsmittel das Muschelgeld, Diwarra, besitzen, das in der Verwendung genau unserm Gelde entspricht. Es gibt daher, obwohl äußerlich nicht unterscheidbar, Arme, Bemittelte, Reiche, Schwerreiche, ganz ähnlich wie bei uns, sogar reiche Mädchen und Frauen. Ganz wie man in Amerika von jemand sagt: ‚Der ist eine Million wert', so heißt es hier: ‚Der ist zehn oder mehr Ringe Diwarra wert'." Powell gibt auch den Neu-Irländern und ihren Nachbarn das Epitheton „habsüchtig bis zum höchsten Grade". Wir haben oben schon einige Thatsachen angeführt, welche die vielgenährte, aber höchst unbegründete Annahme widerlegen, daß die Melanesier eine durchgehends schwache, zurückgedrängte Völkergruppe seien, und möchten hier nur noch an eine Bemerkung d'Albertis' über die sehr wenig von der Kultur berührten Bewohner vom Hallsunde in Neuguinea erinnern: „Mögen sie auch aus manchen Gründen von uns Wilde genannt werden, so leben sie doch in einem verhältnismäßig behaglichen und glücklichen Zustande, den man fast als Kultur bezeichnen dürfte". Ein andermal bezeichnet derselbe treffliche und erfahrungsreiche Beobachter das Leben derselben Eingebornen als „ruhig, fleißig, fast glücklich".

Vor nicht langer Zeit pflegte man die Melanesier auch als eine der **geistig rückständigsten Rassen** zu bezeichnen. **Forster** eröffnete den Reigen der abfälligen Beurteilung, indem er von der Affenähnlichkeit der Leute von Mallicollo sprach; dagegen nennt er die Fidschianer „das gescheiteste und verständigste" Volk, das er in der Südsee getroffen. Der Gegensatz zeigt die Raschheit des Urteiles. Vom Fidschianer meint **Th. Williams**, daß er in geistiger Beziehung nicht so tief stehe, wie oberflächliche Beobachter es haben wollen, und daß er bei gehöriger Erziehung nicht die niedrigste Stufe in der menschlichen Gesellschaft einnehmen würde. Dies kann verallgemeinert werden. Dumpfe, unfruchtbare Stupidität bezeichnet nicht die Art der geistigen Begabung der Melanesier. Man übersehe in der Beurteilung des geistigen Wesens weder die Schärfe der Sinne noch die Findigkeit. „Handwerkszeug, Bindfaden, Packmaterial findet er da, wo der Weiße hilflos dastände. Die Natur scheint vor seinem scharfen, praktischen Blicke nur ein Magazin voll nützlicher Dinge, wo das, was er gerade braucht, beständig zur Hand ist." So hebt auch A. B. **Meyer** die Erziehungsfähigkeit der Arfaker hervor; und nach einem langen Verkehre mit den Fidschianern faßte der Missionar **Hadley** sein Urteil über sie in die vielleicht etwas optimistischen, aber doch bezeichnenden Worte zusammen, daß nach vielen Erfahrungen die Fidschianer ihm als das einzige „wilde" Volk erschienen, welches gute Gründe für sein Handeln anzugeben vermochte, und mit dem es möglich war, eine zusammenhängende Konversation zu pflegen.

Man kann eine beträchtliche **poetische Begabung** der Melanesier nicht leugnen. Bildliche Sprache ist allgemein üblich. So wird der Tod häufig als Schlaf angesprochen, und ebenso werden fest gewordene Flüssigkeiten als schlafend bezeichnet; vom Sterben sprechen sie wie vom Untergange der Sonne; Unwissenheit bezeichnen sie wie wir als „Nacht des Geistes", und der Fluchende ist „mit Zähnen bewaffnet". Für Bescheidenheit gebrauchen sie dasselbe Wort, mit dem sie das milde, abgetönte Licht des Abends bezeichnen. Das Reffen der Segel ist ihnen das Falten der Flügel 2c. Wenn sie sich nun auch in solchen Bildern an die Natur anlehnen, so ist doch ihr Naturgefühl im Vergleiche zu den herrlichen Landschaften und dem prächtigen, belebten Meere, das sie umgibt, sehr unbedeutend, und ihre Poesie macht fast gar keinen Gebrauch von dem Materiale zu schwungvollen Schilderungen und reichen Bildern, das jene ihr bieten. Von den mehr didaktischen, sprichwortartigen kurzen Redensarten abgesehen, welche mehr Verstand als Phantasie verraten, prägt sich die fidschianische Poesie vorzüglich in den sogenannten Meke aus, deren Name gleichzeitig Gesang und Tanz bedeutet. Es sind wenige Auserwählte, welchen es beschieden ist, dieselben zu erfinnen, und diese geben nun vor, daß sie im Schlafe in die Geisterwelt entrückt würden, wo göttliche Wesen ihnen einen Gesang samt dem dazu passenden Tanze lehren, mit welch beiden sie auf die Welt zurückkehren, um zuerst ihren Freunden und dann bei Gelegenheit irgend welcher Festlichkeiten weiten Kreisen dieselben mitzuteilen. Das Ideal des fidschianischen Dichters: Gleichmaß der Verse und Endigung nicht nur je eines Verspaares, sondern aller auf denselben Vokal, wird durch willkürliche Kürzungen und Verlängerungen, Ausfüllungsworte, Auslassung von Artikeln und andre poetische Lizenzen zu verwirklichen gesucht; aber es gelingt doch selten ein Gedicht wie das von **Th. Williams** erwähnte, welches aus 18 Versen auf an bestand!

Es gibt echt historische, aber auch sagenhafte Gesänge unter ihnen, und in den letztern nimmt die angeborne Neigung zu Übertreibungen oft einen grotesken Charakter an, so, wenn der Kampf einer Krabbe mit zwei Helden besungen wird, in welchem der eine mit der gewaltigen Schere gefaßt ward, ohne zerdrückt zu werden, während der andre, welcher auf den Rücken dieses Ungeheuers stieg, durch einen Schlag mit einem der Hinterbeine getötet ward. Aber in der Regel fehlt nicht ein Einschiebsel, welches ohne innern Zusammenhang mit dem Thema des Gedichtes irgend welche Derbheit bringt, in der für

das große Publikum der Hauptreiz des Gedichtes liegt. Die Lieder werden hauptsächlich nächtlicherweise zu den unvermeidlichen Tänzen gesungen; aber die Liebe der Melanesier zum Gesange ist so groß, daß sie auch bei der Feldarbeit, beim Rudern, beim Wandern singen, wobei gewöhnlich einer den Vers vorsingt und der Chor ihn wiederholt. Sprichwörtliche Redensarten der Fidschianer bezeugen ihre scharfe Beobachtung und ihren Witz. Eine von ihrem Hausvater schlecht besorgte Familie heißt eine, „auf welche der Tau fällt", d. h. welche ohne Obdach und Schutz ist. Die Sorge des Besitzes illustriert der Spruch: „Hast du einen großen Kahn, so hast du auch große Sorgen". In anbetracht der nicht eben hervorragenden arithmetischen Fähigkeiten der Fidschianer ist das Wort zutreffend: „Göttinnen würden in solchen Zahlen irren". Müßiges Thun und übermäßiger Schmuck fordern die Kritik heraus: „Damit kocht man kein Essen". Die Poesie der Fidschianer weist eine große Zahl ähnlicher Sinnsprüche von oft ebenso schlagender Kürze wie Wahrheit auf, wie z. B. „Malua marusa", d. h. Zaubern ist Verderben.



Eine Trommel von Pigville in Neuguinea (Christy Collection, London). 1/8 wirkl. Größe.

Die Musik der Melanesier entspricht im ganzen wohl sehr der polynesischen. Nur auf ganz kleinen Inseln fehlen Musikinstrumente. Eigentümliche Holzinstrumente, welchen durch Bestreichen mit der flachen Hand ein vibrierender Ton entlockt wird, sind uns von Neu-Irland bekannt (s. untenstehende Abbildung). Die Neubritannier haben Panflöten von verschiedener Größe und mit verschiedener Anzahl von Röhren; Maultrommeln aus Bambus und Schlagtrommeln aus gleichem Stoffe. Auf den Salomo-Inseln treten bei festlichen Gelegenheiten Musikbanden von 20 Mann auf. Mehr als die Hälfte von ihnen bearbeitet Blasinstrumente, Pansflöten, 23 aneinander befestigte Rohrpfeifen und etwa 83 cm lange, 6 cm dicke, gerade Flöten aus Bambusrohr, denen sie 2—3 Töne mit Terz- oder Quintakkorden entlocken. Die übrigen schlagen große, dicke Bambustrommeln mit einem Stocke. Jede dieser mit einem Schallloche versehenen Trommeln ist genau einen Grad kleiner oder größer als die andre und gibt einen Ton, der genau eine Oktave von dem der vorhergehenden differiert. Mitteilung von Botschaften durch Trommelschlag scheint sich auch hier zu finden.



Ein Musikinstrument aus Neu-Irland (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig). 1/3 wirkl. Größe.

Die Tänze sind oft bis ins einzelne übereinstimmend mit den polynesischen. Ihren ursprünglich religiösen Charakter haben sie oft so weit abgestreift, daß z. B. auf den Banks-Inseln Rev. Browne überhaupt keine religiösen Tänze gesehen haben will. Man tanzt entweder reihenweise gegeneinander, oder ein Solotänzer tritt in einem umgebenden Chore auf; die einzelnen Bewegungen sind meist nur Beugungen und Biegungen oder ein Springen auf dem Platze. Doch hat man auch mimische Tänze, die am häufigsten von zwei einander gegenüberstehenden, mit Speer und Schild bewaffneten Reihen ausgeführt werden und Krieg vorstellen, wobei die Tanzenden von einem Chore rings umgeben werden, der sich einförmig bewegt und singt. Schön geschnitzte Tanzstöcke mit Federbusch kennen wir von den

Salomo-Inseln. Die Masken kommen bei dieser Gelegenheit häufig zur Verwendung, wie es von Neubritannien, Neu-Irland, den Torresinseln und andern bezeugt ist. Neuguineische Masken aus Schildkrot, dessen einzelne Stücke sorgfältig vernäht und an den Nähten mit Kitt überdeckt sind, und denen muschelgeschmückte Ohren angesetzt und, um Geräusch zu machen, einzelne Muscheln, Stücke Schildkrot und Federbüschel angehängt sind, gehören zu den hervorragendern Erzeugnissen papuanischer Kunstfertigkeit.

Die Melanesier werden oft unter den Völkern genannt, die nicht über 3 oder 5 zählen können. Aber Eckardt gibt für die Bewohner von Ulaua, Malaitea, San Christoval, den Stewards- und Lord Howe-Inseln die Wörter für 100 (tanalau, tanerau und lan), 1000, 2000 u. s. f. Zahlwörter für 10 sind allgemein vorhanden. Die großen Geldrechnungen der Neubritannier lassen noch größere Zahlen als 100 erwarten. Daß, nach A. B. Meyer, die Arfaker sich von 5 an schon leicht irren, ist wohl mehr lokal oder individuell. Eine Art Knotenschrift zur Einprägung von Zahlen und ähnliche allverbreitete Hilfsmittel fehlen auch hier nicht.

In Zeitrechnung und Himmelsbeobachtung scheinen die Melanesier ungefähr über dieselben Kenntnisse zu verfügen wie die Polynesier. Auf Neuguinea, in Nitendi, auf Lobo wird das Jahr nach dem Wechsel der Monsune eingeteilt. Aber es kommt auch Einteilung nach dem Mondwechsel (Fidschi) und nach dem Stande der Plejaden (Salomo-Inseln) vor. Die Plejaden bezeichnen bei ihrem Wiedererscheinen am nördlichen Himmel die Wiederkehr des Frühlinges, mythologisch als Aufsteigen des Lichtgottes aus der Unterwelt gedeutet, weshalb geräuschvolle nächtliche Feste diese Zeit erfüllen. Besonders wichtig werden sie auch als Sonderer der stürmischen von der zur Schiffahrt einladenden Zeit, welch letztere gleichfalls mit dem Wiederaufsteigen dieses Gestirnes beginnt. Eine größere Anzahl von Sternbildern, die als Kahn mit Ausleger, Bogenspanner, Vogel, jagende Brüder 2c. benannt werden, dient zur Orientierung bei der Schiffahrt und zur Bestimmung der Nachtstunden. (Über die Schiffahrtskunde dieser Völker s. den Abschnitt über die Wanderungen, S. 340 f.)

Die Sprachen der Melanesier sind wohl am wenigsten genau von allen Sprachen der Erde untersucht, und Ethnographen, die der Sprachwissenschaft so nahe stehen wie F. Müller, wissen nur Unbestimmtes von denselben auszusagen. Sicher ist eine große Anzahl von Dialekten vorhanden. Die Verschiedenheit der Sprache dieses Gebietes auf engem Raume ist oft hervorgehoben worden, ohne daß es doch möglich wäre, genau zu erkennen, was dabei tiefere und was nur dialektische Unterschiede bedeutet. Die Durchsetzung der melanesischen Wohngebiete mit polynesischen Kolonien erklärt dieselbe nur zum Teile. Nach Eckardt geben wir als Maßstab dieser Unterschiede hier eine Übersicht der Zahlwörter der Salomo-Insulaner:

| | Isabel | Simbo | Ulaua und südlicher Teil von Malaitea | Malaitea, nördlicher Teil | San Christoval | Anuda | Stewards- und Lord Howe-Gruppe |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | keha | kami | eta | keha | eta | keda | tahi |
| 2 | rua | karu | lua | rua | rua | rua | rua |
| 3 | tolu | kuay | olu | tolu | oru | tolu | toru |
| 4 | wati | manti | hai | wati | hai | wati | fa |
| 5 | lima | lima | lima | lima | rima | lima | lima |
| 6 | e ono | wonama | ono | hanoch | ono | ono | ono |
| 7 | e witu | wiut | hiu | witu | biu | witu | witu |
| 8 | e alu | kalu | walu | halugh | waru | alu | waru |
| 9 | e hia | seang | siwa | hia | siwa | diua | siwa |
| 10 | salage | manosa | tanahulu | salage | tanahuru | tanavulu | katava |
| 100 | | | tanalau | | tanerau | | lau |

Die Übereinstimmung ist, wie man sieht, eine sehr große und macht die Behauptung, daß zahlreiche verschiedene Sprachen hier gesprochen werden, mindestens zweifelhaft. Wenn Raffray fast in jedem Dorfe Neuguineas eine andre Sprache hörte und Lawes an der Südostspitze Neuguineas 25 Sprachen auf einer Strecke von 300 engl. Meilen zählte, wenn wir von den Neuen Hebriden lesen, es dürfe „sprachlich auf der ganzen Erde wohl kein gleich großes Gebiet gefunden werden, das nur annähernd diesen Archipel erreiche, denn von den Hauptinseln kennt man über 20 verschiedene Sprachen; Tanna zählt deren drei, Mai (1½ Meilen lang, ½ Meile breit) enthält drei einander feindliche Stämme und ebenso viele Sprachen, Api angeblich ebenso viele" (Eckardt), so werden alles dies wesentlich keine andern als dialektische Unterschiede sein. Ebenso, wenn O. Finsch auf Neubritannien die große Zahl verschiedener Sprachen sehr hinderlich fand. „Es verstehen sich", sagt er, „mitunter auf kaum 30 engl. Meilen Entfernung die Eingebornen nicht mehr." Daß mit dem Mangel an Schrift die Sprachen an Veränderlichkeit zunehmen, ist auch hier zu konstatieren. Willkürlich werden Namen verändert, die mit Gestorbenen zusammenhängen, und aus Feindschaft wird in Fidschi die Sprache bis zu dialektischen Abweichungen verändert, z. B. mit Ausschluß des k, so daß venaka (gut) zu venaa, kavei (Jams) zu aawei, kuku (Krabbe) zu uu wird, oder durch Ersetzung des s mit h, wie somosomo zu homohomo. Spricht ein verzogenes Lieblingskind eine Phrase in besonders auffälliger Entstellung aus, so mag diese dann, wenn einmal beachtet, allmählich in den gewöhnlichen Gebrauch aller übergehen. In den melanesischen Sprachen ist ferner ein starkes polynesisches Element unverkennbar; dasselbe ist am deutlichsten in den Dialekten der Fidschi-Insulaner ausgesprochen. Indessen sind echt polynesische Zahlwörter auch im Salomo-Archipel zu finden. Ganz polynesisch sind zahlreiche Ortsnamen durch das ganze Gebiet, am meisten wohl in Fidschi und auf den Neuen Hebriden.

## 13. Tracht, Waffen und sonstiger Besitz der Melanesier.

„Unstreitig gehören die Geräte und besonders die Waffen Melanesiens zu den vorzüglichsten Leistungen der Handfertigkeit und des Geschmackes niederer Völker."
" " "

Inhalt: Tracht: Kleidung. Tättowierung und Bemalung. Haartrachten. Schmuck. — Waffen: Große Zahl und Mannigfaltigkeit der Waffen. Speere. Keulen. Steinkeulen. Äxte. Bogen und Pfeile. Kleinere Waffen. Schutzwaffen. — Nahrung: Jagd und Fischfang. Ackerbau. Viehzucht. Nahrungsweise. Angeblich feuerlose Völker. Geistige Getränke. Kawa. Tabak. Betel. — Handwerk: Töpferei. Flechtarbeiten. Holzschnitzereien. Die Werkzeuge. Arbeit und Müßiggang. Reichtum und Armut. Handel auf Fidschi und Neuguinea. — Wohnung: Hausbau und Wohnungseinrichtung. Rechteckiger und Kegelstil. Pfahlbauten.

Die Kleidung der Melanesier scheint den Satz Peschels zu rechtfertigen, daß die Bekleidung in einem gewissen Verhältnisse zur Körperfarbe stehe, indem sie von den dunklern zu den hellern Menschen hin zunehme. Die dunklern Melanesier sind allerdings im allgemeinen weniger bekleidet als die hellern Polynesier. Ihr Schmuck ist dafür um so reicher und mannigfaltiger, und vor allem bringt die wollige Haarbeschaffenheit Haartrachten mit sich, die bei Straffhaarigen unmöglich wären. Wir finden mit die wenigst bekleideten Menschen unter den Melanesiern und zwar besonders unter den Westmelanesiern, während die mehr östlich Wohnenden in der Berührung mit den Polynesiern von deren Gebräuchen auch in diesem Punkte angenommen haben. Auf Neuguinea ist sehr

geringe Bekleidung Regel, absolute Nacktheit jedoch Ausnahme, und wo die Bekleidung vollständiger wird, fehlen selten anderweitige Spuren polynesischer und malayischer Beimischung. Die Elemente der Tracht sind beim melanesischen Manne ein geflochtener oder aus Rinde hergestellter Gürtel, der von den Hüften zwischen den Beinen durchführt, und beim Weibe eine oder zwei Faserschürzen aus Gras, Palmen- oder Pandanus-Blättern. Diese Elemente, die überall wiederkehren, werden mit skrupulöser Sorgfalt festgehalten, und der Begriff des Schicklichen, des Anständigen in der Kleidung konzentriert sich wesentlich auf sie.

Man muß sich aber fragen, ob damit die ganze Bekleidung erschöpft ist, da die erwachsenen Admiralitäts-Insulaner, im Falle sie ihre Binde aus Rindenzeug ablegen, an ihrer Stelle mit einer öfters verzierten Muschelschale (Ovulum ovum) die Spitze des Penis bedecken. Aber unzweifelhaft ist es nicht bloß die Idee der Bekleidung, aus welcher diese Sitte hervorgeht, denn es ist eine vollständige Bekleidung keineswegs damit angestrebt, sondern vielmehr die Muschel so schmal ausgehöhlt, daß sie nur eben mit einiger Unbequemlichkeit an der äußersten Spitze des Gliedes getragen werden kann. Labillardière spricht selbst von Wunden, die durch die Reibung dieser seltsamen Verunstaltung erzeugt wurden. Moseley, der davon nichts beobachtete, zweifelt doch nicht, daß dieselbe nur ausnahmsweise ohne Belästigung getragen werden könne, und kommt deshalb zu der Ansicht, daß ihr ursprünglicher Zweck gewesen sei, plötzliche Äußerungen des Geschlechtstriebes in der Öffentlichkeit zu verhüten. Jetzt aber wird die Bedeckung mit der Binde oder die Anbringung dieser Muschel für ein so starkes Gebot der Sitte gehalten, daß man sagen kann, das Schamgefühl sei bei diesen Insulanern sehr hoch entwickelt. Wenn sie die eine Hülle entfernen, ziehen sie sofort in großer Eile die andre an, und bleibt die Muschel unbenutzt, so wird sie in einem Täschchen um den Hals getragen. Ähnliche partielle Verhüllungen der Geschlechtsteile finden sich auch auf andern Inseln. Während man auf den Hebriden und andern Orten den Penis in eine Hülle von Bast, Muscheln und dergleichen steckt, bedeckt man auf den Salomo-Inseln nur die glans durch ein langes, röhrenförmig gedrehtes, herabhängendes Blatt; auf Buka und einigen der nördlichen Inseln wird dagegen das Präputium mit einigen Fäden zusammengebunden, und häufig ist das Glied sogar tättowiert. Durch das Bedecken soll aber immer dieser Teil profanen und vielleicht mehr noch schädlichen Blicken entzogen werden; er ist gewissermaßen tabu.



Eine Fidschi-Insulanerin (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Auf den Salomo-Inseln trägt im übrigen das männliche Geschlecht fast überall einen Gürtel um den Leib, den sogenannten „lava-lava“. Häufig ist dieser sehr sauber aus Bast geflochten oder mit aus kleinen Muscheln geschliffenen Ringen besetzt; von seiner Mitte hängen hier und da Blätter oder Zeugstückchen herab, die Scham zu bedecken. Zuweilen muß aber ein schmales, geflochtenes Bastband denselben Dienst leisten. Die Mädchen laufen bis zum zehnten Jahre, hier und da noch länger, nackt umher, tragen dann einen an einer Schnur befestigten Blätterbüschel vor dem Unterleibe und nach ihrer Verheiratung einen fast bis zu den Knieen reichenden Schurz. Dies war der Zustand, in welchem Cook die Einwohner von Mallicollo traf; einige wenige trugen dort kleine, aus Matten verfertigte Mützen auf dem Kopfe; sonst aber gingen sie insgesamt fast gänzlich nackt. „Fast alle andern Völker haben aus einem Gefühle der Schamhaftigkeit zur Bedeckung des Körpers Kleidung erfunden; hier aber waren die Geschlechtsteile der Männer bloß mit Zeug umwickelt und so, in ihrer natürlichen Form, aufwärts an den Strick oder Gürtel festgebunden, mithin nicht sowohl verhüllt, als sichtbar gemacht und zwar nach unsern Begriffen in einer höchst unanständigen Weise.“ (G. Forster.) Ein Strick um den Leib hat die Funktion, zur Befestigung des Penisfutterals zu dienen, besitzt aber vielleicht außerdem irgend einen abergläubischen Bezug, da er auch bei Australiern ohne jene Funktion gefunden wird. „Es ist eine seltsame und meines Wissens ganz eigentümliche Gewohnheit dieses Volkes“, sagt G. Forster, „sich den Unterleib mit einem Stricke so fest einzuschnüren, daß jemand, der nicht von Kindesbeinen an eine solche Mode gewöhnt ist, sich die äußerste Ungemächlichkeit dadurch zuziehen würde. Der Strick, den sie dazu gebrauchen, macht oberhalb des Nabels einen sehr tiefen Einschnitt, dergestalt, daß der Unterleib gleichsam aus zwei unterschiedenen, aufeinander gesetzten Stücken zu bestehen scheint.“ Dieselbe Sitte ist bei Malayen und Indianern verbreitet.



Eine Frau von den Anachoreten-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Bei den Fidschianern bedingt der Reichtum an Tapa-Gewandstoff eine reichere Bekleidung. Auch hier ist die zwischen den Schenkeln durchlaufende Binde Hauptsache, sie ist aber breiter und länger zugemessen, so daß sie bis zu 100 Ellen Länge erreicht; 6—10 Ellen sind das gewöhnliche Maß. Dieses Kleid wird mehrmals derartig um die Lenden gewunden, daß die Enden vorn bis aufs Knie und hinten noch tiefer herabhängen. Bei festlichen Gelegenheiten werden Häuptlinge mit möglichst viel Tapa behängt und zwar so, daß der obere Teil über die Hüften heraufgenommen wird und die Enden als Schleppe hinten tief herabfallen. Kleinschmidt sah einen Häuptling in 200 m dieses Stoffes eingewickelt und erzählt, daß das ganze Gewand nach Beendigung des Festtanzes dem Helden der Feier zum Geschenke gemacht wurde. Bei solchem Reichtume der Bekleidung ist es erklärlich, daß das Christentum hier viel geringere Schwierigkeiten fand, die Eingebornen zu sittsamer Tracht zu gewöhnen, als in Westmelanesien.

Die Tättowierung in der kunstvollen Entwickelung wie bei den Polynesiern kommt in Melanesien allem Anscheine nach ursprünglich nicht vor, sondern sie scheint mehr dem australischen Typus der Hautnarben als dem polynesischen der Punktierung sich anzuschließen. Auf Neuguinea findet sich die Tättowierung sehr allgemein, aber in einzelnen Gegenden nur bei den Frauen, bisweilen in Form erhabener Narben an den Armen, den Schulterblättern und dem obern Teile der Brust, „wie bei den Neuholländern und andern dunkelfarbigen Menschen", fügt Rosenberg ausdrücklich hinzu. Auch d'Albertis spricht von Quernarben über der Brust, von welchen die Eingebornen der Pittstraße sich nach jeder Reise, die sie machen, eine neue beibringen. Nur bei den hellfarbigen Motu, die von einigen als echte Polynesier angesehen werden, scheint echte Tättowierung vorzukommen und zwar in sehr eigentümlichen, an Mikronesien erinnernden Mustern. Auf der Südküste Neuguineas aber hat Miklucho-Maclay bei Weibern sogar die rasierte Kopfhaut mit Tättowierung bedeckt gefunden. Wo Anzeichen vorliegen, daß Melanesier mit Polynesiern gemischt sind, glaubt man an der Verbreitung der zwei verschiedenen Tättowierungsmethoden die zwei Völker verfolgen zu können; so auf den Salomo-Inseln, wo die erstere, die sogenannte Narbentättowierung, nur auf Bougainville, Isabel und den südlichen Inseln beobachtet worden ist, beim Manne auf der linken Brust, an den Armen, auf der Stirn oder auch vom Rücken über die Schultern bis zur Brust, während auf San Christoval und Malaitea keinerlei Tättowierung vorkommen soll und auf Sikiyana die Oberarme vom Ellbogen bis zur Achsel sowie die Beine allgemein und zwar ganz nach polynesischer Art tättowiert werden. „Während der Mann das Zeichen vorn trägt, das ihm eine gewisse göttliche Weihe verleiht, hat das Weib diesen Schmuck auf dem Rücken, weil dieser besonders geheiligt sein muß, da sie die Sachen der Männer, die ja höher, heiliger als sie sind, auf ihm trägt." (M. Eckardt.) Ähnlich verschieden erweisen sich andre Gruppen: Tättowiert waren auf Neukaledonien nur einzelne Männer und Weiber, letztere bloß zwischen Lippe und Kinn, beide Geschlechter aber hinter den Ohren in Form erhöhter Narbenknoten. Die Bewohner der Loyalitäts-Inseln beschneiden und tättowieren sich nicht, aber auf Lifu fand Erskine die Bilder von Vögeln und dergleichen auf den Armen mit blauer Farbe eingezeichnet. Auch auf Erromango tättowieren sich die Weiber, indem sie sich ins Gesicht das rohe Abbild einer Blume, eines Blattes, eines Sternes und allerhand Figuren durch erhabene Narben einritzen. Auf Vanua Lava bestehen die Muster aus krummen Linien, die nur auf der Brust angebracht sind, während die Tannesen die Bilder auf den Armen und dem Leibe tragen, die Vatesen dagegen auf Arm und Brust; und auf der Nitendi-Gruppe fand Mendana schon 1595 Tättowierungen von Fischen und Eidechsen auf den Rücken der Eingebornen.

Auch in der Tättowierung stellen West- und Ostmelanesien die Extreme dar, die, wie wir sehen, in dem inmitten liegenden Raume sich durcheinander schieben. Wir finden in Fidschi die Punktierung mit dem vier- oder fünfzähnigen Hackeninstrumente der Polynesier (s. Abbild., S. 137 links), sie beschränkt sich aber auf die Weiber und auf bestimmte Teile des Körpers: Schamgegend und Schenkel, Mundwinkel und Finger. Sie hat einen religiösen Anstrich, indem sie als von Ndengei befohlen bezeichnet wird. Mit ihr zusammen kommen aber auch hier schon Narben vor, welche in der Regel durch Muscheln erzeugt werden und welche endlich in einzelnen Teilen von Westmelanesien die übrigen Arten von Tättowierung fast ausschließen und jedenfalls stark abschwächen. Für diesen Zustand bieten auch die Admiralitäts-Inseln ein gutes Beispiel, denn dort kommt die erstere Art bei erwachsenen Männern in der einfachen Gestalt zahlreicher, offenbar durch Brennen erzeugter kreisförmiger Narben auf Brust und Schultern vor, die manchmal auf dem Rücken zwei in der Mitte des letztern zusammenstoßende Linien bilden, während eigentliche Tättowierung durch kleine Schnittnarben, in welche blaue Farbe eingerieben ist, sich bei Weibern allgemein, bei Männern

nur selten findet; und zwar tättowieren sich die Weiber in dieser Art Ringe um die Augen und über das ganze Gesicht sowie sich kreuzende schräge Linien über die ganze Vorderseite des Leibes. Aber diese Verzierung ist wenig auffällig und im Vergleiche zur Tättowierung der Fidschianer oder Samoaner recht anspruchslos. Von anderweitigen Verstümmelungen des Körpers ist die **Beschneidung** allem Anscheine nach weit verbreitet. Sie wird bestimmt angegeben von Neukaledonien, den Neuen Hebriden und von Fidschi, wogegen auf Neuguinea und den Loyalitäts-Inseln ihr Fehlen besonders hervorgehoben wird. Die Sitte des Abschneidens von Fingergliedern in Trauer und bei Krankheiten ist fast allgemein. Merkwürdigerweise soll sie in einem kleinen Teile Fidschis fehlen, wo auch die Beschneidung ausfällt, und wo dunklere, negerartigere Menschen wohnen als in den benachbarten Bezirken.



Ein Fidschi-Insulaner (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Die **Bemalung** ist ein Privilegium der männlichen Glieder der melanesischen Gesellschaft; nur alte Weiber sieht man gelegentlich auch geschwärzt. Aber mit rotem Thone das ganze oder halbe Gesicht und die Brust in oft ganz wirksamen Linien bemalt zu tragen, ist meist Sache der Männer, ebenso wie sie hauptsächlich von der Schwärzung des Körpers mit irgend einem Manganerze Gebrauch machen, welches ihren Körpern, die oft ganz damit beschmiert sind, einen graphitartigen Glanz gibt. Vielleicht hat dieses Schwärzen einen religiösen Bezug, wenigstens sieht man einzelne Männer beständig mit sorgfältig geschwärztem Gesichte, Brust und Armen umhergehen. Auch sonst werden allgemein Gesicht und Körper, besonders bei kriegerischen Unternehmungen, mit weißen, roten und schwarzen Streifen bemalt. Auf Fidschi z. B. ist dieser Gebrauch zu einer hohen Kunst ausgebildet. Auf Isabel ziehen die Männer einen weißen Strich von den Augenbrauen zu den Schläfen, die Weiber außerdem noch über Backen und Brust; weiße, gelbe oder rote Bemalung des Gesichtes kommt auch auf Neuguinea vor, und ebenda färben sich die an Polynesier erinnernden Motu zum Zeichen der Trauer schwarz. Lehmbeschmierung des Körpers wird von den wenig reinlichen Maclure-Papua berichtet, die auch ihr Haar mit Lehm aufsteifen.

Während das Körperhaar sorgfältig ausgerissen wird, ist die Behandlung des **Haupthaares** mit Ätzkalk in Melanesien ebenso allgemein wie in Polynesien, findet sich teilweise sogar noch stärker ausgebildet, am meisten aber wohl immer auf den dem polynesischen Gebiete zunächst gelegenen oder mit Polynesiern durchsetzten Inseln, wie z. B. auf Fidschi. Hier wird ganz allgemein das krause, schwarze Haupthaar mit Kohle oder Kalk gefärbt. Es umgibt dann den Kopf bald als ein mächtiger, turbanähnlicher Wulst

(s. Abbildung, S. 234, und untenstehende Abbildung), bald hängt es in Form zahlreicher dünner Stränge oder Büschel lang herab. Auf keinen Teil ihres Körpers verwenden die Fidschianer so viel Zeit und Mühe wie auf ihr Haupthaar, und besonders diese Wulst- oder Büschelfrisur wird mit ungemein großer Mühe erzeugt. Daher konnte sich gerade hier die Ansicht entwickeln, die einzelnen spiraligen Büschel seien eine natürliche Eigentümlichkeit der dunkelfarbigen Bewohner der Südsee oder Papua (vgl. S. 217). Übrigens ist diese Sitte der Kalk- und Kohlenperücke keineswegs allgemein. Bei den Anachoreten- und Salomo-Insulanern wird das Haar auf einigen Inseln geschoren (s. Abbildung, S. 236), auf andern in Zöpfe geflochten, die mit Gummi zusammengeklebt und oft rot, schwarz, gelb oder weiß gefärbt werden, stets aber mit Federn, Blumen, Muscheln, aus Bambus gearbeiteten, durch geschmackvolle Flechtmuster verzierten Kämmen geschmückt sind. Durch Einflechten von Gras wird es in Neukaledonien verlängert und ebenso in Tanna, wo man Zöpfe trägt. Weiße Papageienfedern ganz oben auf dem Scheitel sind als Ehrenzeichen sehr geschätzt. Auf Mallicollo wird das Haar auf eine eigne Manier gleichsam frisiert, indem so viel Haare, als etwa die Dicke eines Taubenkieles betragen, mit dem Baste einer Windenart umwickelt werden; und dergleichen kleine Zöpfe werden eine ungeheure Menge gemacht, bis alles Haar auf dem ganzen Kopfe verarbeitet ist. „Wenn die Zöpfe kurz sind“, sagt G. Forster, „kann man diese Frisur am besten mit den Stacheln eines sich sträubenden Stachelschweines vergleichen.“ Aber auch aus gefärbten Pflanzenfasern werden die Perücken künstlich hergestellt. Wo die sozialen Verhältnisse höher entwickelt sind, wie auf Fidschi, haben die höher stehenden Persönlichkeiten eigne Haarkräusler, welche jeden Tag stundenlang mit der Herstellung der Perücken beschäftigt sind. „Wenn in irgend etwas die Eingebornen Anspruch auf Originalität und Beweglichkeit des Geistes haben, so ist es im Frisieren“, sagt Williams. In der That erzeugen sie auf den Köpfen ihrer Häuptlinge und Reichen Perücken, denen man nicht Geschick und Geschmack absprechen kann. Mehr als ein Beobachter hat die geometrische Genauigkeit der einzelnen Abschnitte, die „rundliche Weichheit der Umrisse“, die gleichmäßige Färbung lobend hervorgehoben. Glanzschwarz, Schwarzblau, Grau, Weiß, Rot, Gelb sind die Lieblingsfarben für diesen Kopfschmuck.



Ein Fidschi-Insulaner (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Neben den Haartrachten kommen Kopfbedeckungen verschiedener Gattung vor. Die Hattamer Neuguineas tragen ein Käppchen, welches mit eingeflochtenen bunten Federn

geschmückt ist, und aus Matten geflochtene kleine Mützen fand schon Cook bei den sonst fast ganz nackten Neuhebriden-Insulanern. Auf Fidschi wird ein Turban aus weißem Masi für eine der ersten Notwendigkeiten eines Mannes von Stellung gehalten. Derselbe bedeckt die mächtig abstehende Perücke und läßt ein Stück Zeug nach hinten oder zwei Zipfel über die Ohren herabfallen. Offene Mützen aus einem an der Seite zusammengenähten Stücke Matte, das durch Benähung mit dunkeln Baststreifen verziert ist, sind auf Neu-Irland und Neuhannover Brauch. Hier und da bedeckt der Krieger den Kopf auch mit einem mächtigen Federbusche oder bestreut zum Zeichen der Würde das ganze Haar mit kleinen Federn. Haarschmuck aus Bambusröhrchen, an welchen farbige Federbüsche befestigt sind, kommt besonders auf Neubritannien häufig vor. Auf letztern Inseln wird zum Tanze außer den



Frauen von den Anachoreten-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album). Vgl. Text, S. 235.

bekannten Masken auch eine ganze Reihe von phantastischen, helmartigen Kopfbedeckungen getragen, die aus Gestellen von Rohrstäbchen aufgebaut und an der Spitze durch imitierte Vögel gekrönt sind. Eine helmartige Kopfbedeckung aus Bastgeflecht erwähnt Schmeltz von den Anachoreten-Inseln; andre bilden wir auf S. 237 ab. (Vgl. auch die Tafel bei S. 240.)

Im Schmucke, der dem Körper angehängt wird, liegt ein großer Teil des Reichtumes dieser Völker, so daß man von außen her schon beurteilen kann, ob sie reich sind oder nicht, je nachdem sie mehr oder weniger Schmuck an sich tragen. Indessen wirkt hier auch der Handel mit ein, der den einheimischen Schmuck vermindert, da derselbe als Tauschmittel Verwendung findet. So sah Strauch unter zehn Papua der Maclure-Bai sieben ohne allen Schmuck. Es gilt auch von den Melanesiern die Regel, daß die Männer den größten und besten Teil des Schmuckes vorwegnehmen, die jungen Weiber schon weniger Schmuck tragen und die alten Weiber häufig fast schmucklos sind. Oft werden Ohren, Nase und Lippen durchbohrt, um Schmuck aufzunehmen; selten kommt es vor, daß dies ganz vermieden wird: so hatten die Papua von der Hoodbai, statt die Ohren zu durchbohren, ein Bund Perlen an beiden Enden eines Fadens befestigt, welcher um den Kopf herumlief, so daß die Perlen vor dem Ohre herabhingen. Das andre Extrem findet sich auf den Neuen Hebriden, wo sowohl

die Männer als die Weiber die Löcher in den Ohrlappen sehr weit machen und mehrere große Ringe von Schildkrötenschalen darin tragen. Bei denselben ist auch der Nasenknorpel durchbohrt und durch ein cylindrisches Stöckchen oder einen weißen Stein ausgefüllt. In ähnlicher Weise wird von den Salomo-Insulanern ein rundes Stück harten Holzes bis zu 10 cm Durchmesser im Ohrläppchen angebracht, ein Eberzahn findet sich vielfach auf Malayta durch das Läppchen gezogen, und in Makira sah Rietmann als Ohrschmuck bei einer Frau sogar einen jungen fliegenden Hund, dessen einer Fuß an das Ohrläppchen der Schönen gefesselt war. Bei diesen Insulanern ist die Nase fast stets durchbohrt, oft so, daß der Nasenknorpel bis zur Oberlippe ausgedehnt ist, und trägt meistens spitze Muschelstückchen, Krebsscheren, hübsch polierte Ornamente, Ringe von Schildpatt und Perlmutter ꝛc.; oft benutzt man die Öffnung auch zum Aufbewahren des in ein Blatt gerollten Tabakes. Nur auf Sikiyana sind angeblich weder Nasen- noch Ohrenornamente im Gebrauche. Sollte auch hierin polynesischer Einfluß zu sehen sein? Im allgemeinen nimmt die Verwendung der Muscheln zu Schmuck von Westen nach Osten zu ab, bis in Fidschi wie teilweise auch schon in Neubritannien der Wal- oder Kaschelotzahn als gesuchtester und wertvollster Schmuck in Fragmenten und oft selbst in ganzen Halsketten auftritt.



Kriegsperücken aus Menschenhaaren, von Vanua Levu (städtisches Museum, Frankfurt a. M.). Vgl. Text, S. 236.



Eine augenschirmartige Kopfbedeckung von Neuguinea (Britisches Museum, London). 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 236.

Als besondere Schmucksachen der Melanesier nennen wir noch weiße, bis zu 10 cm dicke Armringe aus Muscheln, meist nur am linken, selten an beiden Armen getragen, welche auf den Salomo-Inseln auch als Häuptlingszeichen dienen, und Kämme aus starren, rotbraunen Grashalmen, die mit Fäden in hübschen Mustern zusammengewoben, beziehentlich geflochten sind. Zu den die Anklänge zwischen tonganischer

und neukaledonischer Industrie am deutlichsten zeigenden Geräten gehören die Kämme, die, im Grunde bei beiden ganz gleichartig, nur in kleinen Einzelheiten abweichen. Ein namentlich auf Simbo, Ulakua, Choiseul und Guadalcanar beliebter Schmuck sind geflochtene **Stirnbänder** mit daran befestigten großen, weißen Muscheln oder auch solche von Zähnen von Meerschweinen und Hunden. Als Zierde und gewissermaßen als Schutz dient eine runde, durch ein Band an der Stirn befestigte **Rosette** von gelben und roten Kakadu- und Papageienfedern, häufig mit Muscheln geschmückt. Oft besteht dieselbe auch aus einem dünnen

1



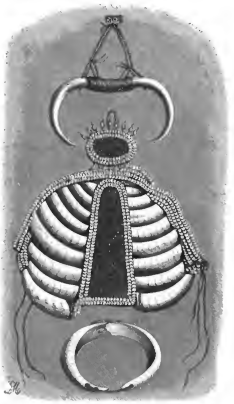
2



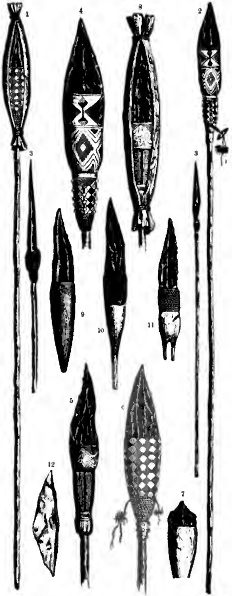
Muschelplatten als Schmucke der Brust und Stirn. 1. Von den Salomo-Inseln. 1/5 wirkl. Größe. — 2. Von den Admiralitäts-Inseln. 1/4 wirkl. Größe. (Christy Collection, London.)

geschliffenen Stücke der **Tridacna gigas**, auf dem ein durchbrochen gearbeitetes Stück Schildpatt angebracht ist. In dem Schmucke der Admiralitäts-Insulaner erscheinen ähnliche Muschelscheiben in großer Zahl als Brustplatten aus Perlmutter, die in der Mitte durchbohrt sind und ein durchbrochenes Muster aus Schildpatt, vermittelst einer geknoteten Schnur fest aufgelegt, tragen. Diese in einzelnen Fällen wirklich geschmackvoll gearbeiteten Platten hängen vom Halse auf die Brust herab und sind demgemäß auf den Admiralitäts-Inseln auch kleiner (s. obenstehende Abbildung 2) als bei den Salomo-Insulanern, wo sie nur am Kopfe getragen werden (s. obenstehende Abbildung 1). Muster, Formen und Material dieses eigenartigen Schmuckes sind überall sehr mannigfaltig, alles ist mit großer Sorgfalt hergestellt, und es entspricht offenbar diese Sorgfalt der Hochhaltung dieses Schmuckstückes, das wir von Madagaskar bis Hawai verbreitet finden, und das als hochgeschätztes Stück

seinen Weg sogar bis tief ins Innere von Afrika gefunden hat. Einfache **Halsbänder**, aus verschiedenfarbigen Stroh- oder Bastfasern geflochten, ferner aus Zähnen, auch Menschenzähnen, Beeren, Früchten kommen vor, aber auch kostbarere sind im Gebrauche. Viñes sah z. B. auf Waigiu einen Häuptling, welcher um den Hals eine mehrfach herumgewundene Korallenkette trug, die mit einer außerordentlich schönen Perle geschmückt war. Einfache neuguineische Schmucksachen sind die Ringe aus Trochus-Schalen, die einfachen oder doppelt verbundenen **Eberzähne**, die runden, in der Mitte durchbohrten Muschelscheiben. Auch im Schmucke der Humboldtbai-Papua spielen die Eberzähne eine sehr hervorragende Rolle. Einfach, wie das Motiv ist, wird es doppelt interessant, zu sehen, welche Kombinationen ein hoch entwickelter Geschmack aus ihm entwickelt. Zwei stark gebogene Eberzähne bilden, an beiden Enden zusammengefügt, ein Armband, während der Bogen, zu dem sie mit den stumpfen Enden zusammengefügt werden, in die Nasenscheidewand gehängt, eine stolze Gesichtszierde abgibt. Stellt man aber die Zähne in zwei Reihen schuppenförmig übereinander und trennt ihre breiten, glänzend weißen Flächen durch einen mit den scharlachroten Samen von Abrus und kleinen Müschelchen besetzten Streifen und faßt sie beiderseits mit ähnlichen ein, so gewinnt man einen wahrhaft stilvollen Schmuck. Aus demselben Materiale werden auch sehr hübsche Brustschilde gemacht (s. nebenstehende Abbildung). Im Vergleiche zu diesen Prachtstücken sind die **Halsschnüre** aus geflochtenem Grase, auf die wohl auch kleine Muscheln, Samenkörner und dergleichen gereiht sind, unscheinbar; aber die Halsketten aus Menschenzähnen, Schneidezähnen von Hunden oder beschnittenen Muscheln machen ebenfalls öfters einen ganz zierlichen Eindruck. Auf den Salomo-Inseln werden Ketten sehr geschätzt, die aus ca. 20—25 Stück verschiedenfarbiger Muscheln, untermischt mit Menschenzähnen, bestehen, oder kleine, auf einer Kokosfaserschnur in bestimmten Entfernungen angebrachte **Mitra**-Muscheln. Der Übergang vom Schmucke zum Wertmesser liegt in solchen Fällen nahe. Auf Florida (Anudha) stehen denn in der That die aus roten, weißen und schwarzen Muscheln bestehende Schnüre so hoch im Werte, daß man für eine solche von 7 m Länge ein Weib erhält; und nicht minder geschätzt sind Halsbänder von 1½ m, die ca. 800 Delphinzähne enthalten, oder kürzere geflochtene, auf denen in 6—7 Reihen ca. 650 Delphinzähne befestigt sind.



Nasenschmuck, Brustschild und Armband aus Eberzähnen, von Neuguinea (Christy Collection, London). 1/5 wirkl. Größe.




Waffen von den Admiralitäts-Inseln: 1, 2. Lanzen mit Obsidianspitzen — 3. Wurfspeere mit Obsidianspitze — 4 bis 8. Lanzenspitzen — 9 bis 11. Messer aus Obsidian — 12. Messer aus Perlmuttermuschel (Christy Collection, London). 1 bis 3. $\frac{1}{10}$ wirkl. Größe, 4 bis 12. $\frac{1}{3}$ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 242.

Einen eigentümlichen Halsschmuck erwähnt Strauch: ein Eingeborner trug seine Nabelschnur als Anhängsel einer Kette um den Hals und schätzte dasselbe so hoch, daß er die Halskette im Tausche erst weggab, nachdem er dieses kostbare Stück abgebissen hatte. Fingerringe aus Silber, Tombak, vergoldetem Messing sind bei den Maclure-Papua und andern offenbar erst durch den Handel eingeführt worden.

Jede einzelne Inselgruppe Melanesiens hat ihre besondern Waffenformen, wenn auch die Grundwaffen, Speer, Keule, Beil und Bogen, überall dieselben sind. Aber diese Hauptwaffen selbst sind nicht überall gleichmäßig verbreitet, oder es kommen wohl auch noch andre Waffen von engerer Verbreitung hinzu, und endlich erfahren jene erstern auf einzelnen Inseln so wesentliche Abänderungen, daß unbeschadet der Einzelbetrachtung einige allgemeinere Erwägungen nicht ganz überflüssig sein werden. Unstreitig gehören die Waffen Melanesiens zu den vorzüglichsten Leistungen der Handfertigkeit und des Geschmackes niebrigerer Völker und kommen zahlreicher vor als alle andern Erzeugnisse des Fleißes und der Kunstfertigkeit (vgl. die beigeheftete Tafel „Melanesische und mikronesische Waffen und Geräte"). Was Finsch von den Waffen der Salomo-Inseln sagt, daß sie, namentlich die Keulen aus sehr hartem Holze, von einer Sauberkeit der Ausführung seien, wie man dieselbe nicht schöner verlangen könne, findet auf die meisten melanesischen Inseln, vor allen Fidschi, Neubritannien und Neu-Irland, Anwendung. Ebenso bewundernswert ist ihr Formenreichtum, wiewohl sich derselbe wesentlich um dieselben Grundformen bewegt, und kaum minder erstaunlich endlich die große Zahl der Waffen überhaupt, die man

[Zur Tafel: *» Melanesische und mikronesische Waffen und Geräte «.*]



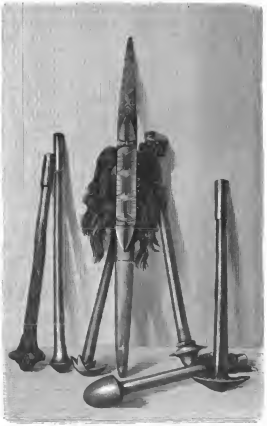

1. *Obsidianlanze, Admiralitäts-Inseln.*
2. *Ruder, Neubritannien*
3. *Häuptlingsspeer, Neukaledonien*
4. *Menschenfänger, Neuguinea*
5/6. *Lanzen, Neubritannien (5 mit Griff aus Menschenknochen)*
7. *Pfeil* } *Neuguinea*
8. *Pfeil* } *Neuguinea*
9. *Kriegsmaske, Neukaledonien*
10. *Pfeil, Neuguinea*
11. *Pfeil, Neuguinea*
12. *Lanze* } *Neuhannover*
13. *Lanze aus Bambus* } *Neuhannover*
14. *Speer mit Kasuarknochenspitze, Neuguinea*
15. *Ruderkeule, Salomo-Inseln*
16. *Schwertkeule, Neubritannien*
17. *Grasbeflochtene Keule, Karolinen*
18. *Obsidianlanzenspitze, Admiralitäts-Inseln*
19. *Jadeitaxt, Neukaledonien*
20. *Brustschmuck, Neubritannien*
21. *Halsband aus Zähnen vom Pottwal, Neurland*
22. *Brustschmuck, Neuguinea*
23. *Stachelhelm, Kingsmill-Insel*
24. *Maske* } *Neurland*
25. *Maske als Tempelschmuck* } *Neurland*
26. *Maske, Neuhannover*
27. *Matte mit Flechtmuster, Yap-Insel (Karolinen)*
28. *Kalebasse für Betelkalk, Maturi*
29. *Stirnband, Neuguinea*
30. *Mütze, Neukaledonien*

*1/10 der wirklichen Größe*

Nr. 7. 8. 9. 10. 11. 19. 22. 23 *aus British Museum und Christy Collection, London, alle andern aus dem Museum für Völkerkunde, Berlin*

selbst bei sonst ärmlichern Stämmen findet. Eine unerklärte Abnormität ist es, wenn auf der einzigen Insel Api oder Tasika der Neuen Hebriden keine Waffen getragen werden.

Die geschätzteste Waffe ist wohl auch in Melanesien der Speer, der in einer Menge verschiedenartiger Abwandlungen wiederkehrt. Es liegen in unsern Sammlungen vollständig glatte, aber sehr sorgfältig gearbeitete Speere von Neukaledonien, die man wohl als die einfachsten Repräsentanten dieser Waffe überhaupt bezeichnen kann; ein aus Tapa geflochtener Wurfriemen (s. Abbildung, S. 173) diente zu ihrer Handhabung. Und wie die einfachsten, so gehören auch die vollendetsten Erzeugnisse neukaledonischer Waffentechnik dem Gebiete der Speere an, wobei es aber höchst auffallend ist, daß nicht die Hauptsache der Waffe, die Spitze, sondern vielmehr der Schaft mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wird. Es bleibt nämlich der Grundtypus der gleiche primitive eines an beiden Enden zugespitzten langen Stabes, der bis zu 3 m lang sein kann. Die Modifikationen bestehen einmal in der Anbringung eines geschnitzten Menschenkopfes, der sich bis zur Vierzahl vervielfältigen kann, unter der Spitze oder in der Umwindung des Schaftes unterhalb der Spitze mit weißlicher Tapa, um welche Wülste von rotbraunem Fledermaushaare angebracht sind sowie ein Stückchen Holz, das mit Schnur aus Menschenhaaren oder mit Palmfasern übersponnen ist. Eine weitere Abwandlung erzeugt sich durch


Neukaledonische Keulen (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 244.

dichtere Umwindung des Schaftes unter der Spitze mit Fledermaushaar, in welche Umwindung ein übersponnenes Stäbchen, in eine lange Schnur auslaufend, eingeflochten ist, während neben der Spitze in dieselbe ein Rochenstachel gleichsam als sekundäre Spitze eingefügt ist. In Neubritannien tritt Umwindung mit einfachem Baste und Anbringung einer mit Vogelfedern geschmückten Troddel aus Pflanzenfasern auf. Auch ist das untere oder Griffende vielfach mit einem sechskantigen Knopfe versehen; öfters aber läuft es gar in einen Kasuar- oder Menschenknochen aus und ist hier sowie in Neu-Irland durch Federschmuck ausgezeichnet. Von diesen Speeren gibt es zwei Größen, beide zum Werfen

bestimmt; dann aber wirkliche Lanzen mit langem Schafte. Auch von diesen ist eine Art mit einem Knochen versehen und mit roter, weißer und schwarzer Farbe bemalt. Auf Neu-Irland sind die braun polierten, geschnitzten Lanzen, die dort übrigens eine besondere Bedeutung zu haben scheinen, häufiger als auf Neuhannover, und bei Port Sulphur treten die den neubritannischen ganz ähnlichen mit Federn geschmückten Lanzen auf, welche auch auf diesem Eilande noch mit Menschenknochen verziert sind. Auch kommt einige Male, während sonst alle diese Speere sehr schlank, ja dünn und schwank sind, eine Verbreiterung der Spitze nebst Durchbohrung vor, die dann besonders auf den Fidschi-Inseln in mannigfachen Mustern wiederkehrt. Aber im ganzen bleibt, abgesehen von jener Anfügung des Rochenstachels, der mehr als Talisman erscheint, da er sonst wohl als Widerhaken effektvoller anzubringen gewesen wäre, die Spitze bei diesen geschmückten Speeren einfach. Die Salomo-Inseln zeigen auch hierin die höchste Entwickelung. Neben Speeren, die mit in Mastix eingedrückten Perlmutterstücken verziert sind, kennt man von dort sehr kunstvoll aus menschlichen Armknochen geschnitzte Speerklingen sowie solche aus dem Unterschnabel eines Nashornvogels, und es gilt besonders von diesen Waffen, was Dumont d'Urville sagt: „Wenn die Sorgfalt, die ein Volk auf seine Waffen verwendet, seinen kriegerischen Geist anzeigt, müssen die Salomonier große Krieger sein". Neuguinea besitzt Speere mit Kasuarknochenspitze und einfach zugespitzte Schäfte, von welchen die erstern schwere Kriegswaffen, letztere leicht sind und hauptsächlich zum Fischfange zu dienen scheinen.



Keule von der Moresby-Insel, Neuguinea (Christy Collection, London). 1/4 wirklicher Größe. Vgl. Text, S. 243.

Meist nur die ungeschmückten Speere zeigen sägeförmig zwei- oder vierkantig ausgezahnte Spitzen; sie stellen vielleicht schon mehr Jagd- oder Fischerei- als Kriegsgeräte vor und bilden somit den Übergang zu den Fischspeeren mit 4—5 widerhakenbefestzten Spitzen, die an einem schwerern, roh gearbeiteten Schafte durch geflochtene Palmfaserschnur befestigt sind. Speere mit Reihen einander entgegenstehender Widerhaken kommen nur auf Fidschi und den Neuen Hebriden vor. Während hier eine ziemlich einförmige, aber sorgfältige Arbeit auf den Schaft des Speeres verwendet wird, findet sie sich in Fidschi mehr auf die Spitze beschränkt, welche durchbrochen, gegabelt, gezackt, gewellt, geblättert, kurz in einer Fülle von Variationen gearbeitet wird. Auch hier tragen die Speere aus dunkelbraunem, poliertem Kasuarinen- oder Palmenholze zuweilen am Ende Widerhaken aus Knochen, Pflanzendornen &c. Aber häufiger bestehen sie von einem Ende bis zum andern aus Holz, das gerade an den schwierigsten Stellen in einem zusammenhängenden Stücke geschnitzt ist. Ähnlich wie die Keulen, sind auch diese Speere offenbar häufig Lieblingswaffen, die mehr dem Stolze des Trägers zu schmeicheln, als den Feind zu treffen bestimmt sind.

Der Reichtum an Obsidian und an Erdpech bietet den Admiralitäts-Insulanern die Mittel zu einer Ausbildung der Steinwaffentechnik, welche die allgemeine Höhe, auf der in dieser Beziehung die Bewohner Neuguineas und der Nachbarinseln stehen, in einer bestimmten Richtung ergänzt. Es sind nämlich auch hier die Waffen vom Speertypus außerordentlich entwickelt, und ihnen schließen sich speerklingenartige Messer an (s. Abbildung, S. 240). Die Klingen bestehen stets aus den schönsten Stücken eines körnig-streifigen Basaltes, welche mit dem Stiele durch eine kräftige Lage Erdpech und sorgfältig dicht gewickelte Schnüre verbunden sind. Diese Lage, die sich allmählich in den Stiel zuspitzt, ist nun entweder

in einfach geometrischen Linien und schwarzen, roten und weißen Feldern verziert, oder mit kleinen Muscheln besetzt, oder endlich mit einer rautenförmigen Öffnung durchbrochen. Im Gegensatze zu der reichen Durchbildung der Klinge ist der Schaft immer roh, so wie er am Busche gewachsen ist, häufig auch sehr schwach.

Ähnlich den Speeren, nur in kleinerm Maßstabe erscheinend, sind die mit langen Spitzen aus hartem Holze oder Knochen versehenen Wurfpfeile, deren Spitzen mit dem leichten Schafte immer in derselben Weise wie die Speerspitzen verbunden sind. Im übrigen sind diese Waffen nicht bemerkenswert. Man kennt sie von Neukaledonien (s. Abbildung, S. 250), von den Neuen Hebriden, den Fidschi-Inseln, wo es auch Brandpfeile gibt, und von Neuguinea.

Die **Keulen** gehören überall in Melanesien zu den bevorzugten Waffen und erfahren gleich den Speeren ihre größte Entwickelung auf den östlichen Inseln, besonders der Fidschi- und Salomo-Gruppe, während einzelne Teile Neuguineas, wie z. B. der Maclure-Golf, gar keine Keulen haben. Im östlichen Melanesien nehmen sie offenbar zu einem großen Teile dieselbe Doppelstellung von Ehrenzeichen und Waffen ein, die wir als charakteristisch für die vollendetsten Speerformen bezeichneten. Sie werden oft so schwer und unförmlich und sind gleichzeitig mit einem solchen Betrage von Fleiß, Geduld und Geschicklichkeit gearbeitet, daß sie zu etwas mehr als nur zum Kampfe bestimmt sein müssen (s. Abbildung, S. 242). Und so wissen wir in der That, daß ihre Träger sie über alle andern Waffen werthielten. Die Keulen berühmter Krieger trugen in Fidschi Ehren- und Kosenamen, wie A fautu lamolamora, d. h. Für den Krieg, wenn auch alles in Frieden sei; Na tagi, ka kere bole, d. h. Die Weinende treibt mich zu neuem Kampfe; Beitalakote, d. h. Die Zerstreuerin; Kadiga ni bamuni, d. h. Hoffnungslos verletzend.



Keulen von Neuguinea (Christy Collection, London). 1/7 wirkl. Größe.

In den Formen schließen sich einige an den vierkantigen tonganischen, andre an den ruderförmigen tonganisch-samoanischen Typus an. Eigentümlich ist die Nachahmung eines Flintenkolbens samt Schloß und die einer aus Dornenfrucht hervorragenden Spitze, wobei der ganze Kolben zur Seite gewendet oder umgebogen ist (s. Abbildung, S. 287).

Auch die Betrachtung der Keulen geht besser von Neukaledonien als von Fidschi aus. Die häufigste Keulenform ist hier, entsprechend dem allgemeinen Charakter der neukaledonischen Ethnographie, auch die einfachste, nämlich die dem Knüppel am nächsten stehende,

der ziemlich kurzerhand irgend einem knolligen Aste entnommen ist. Die erste Vervollkommnung liegt in der Ausschärfung eines Randes rund um diese Anschwellung, die zweite in



Keule mit Scheibe aus grünem Steine, von den Salomo-Inseln (Christy Collection, London). 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 246.

der Bedeckung derselben mit kindlich einfachen Strichornamenten. Führt die Natur des betreffenden Baumastes darauf, so wird auch eine sternförmige Auszackung beliebt. Damit ist der weitaus größte Teil der neukaledonischen Keulen beschrieben; ganz eigentümlich ist aber unter ihnen die keilhauenförmige, welche aus der zur Bearbeitung des Feldes dienenden großen Spitzhaue entwickelt zu sein scheint (s. Abbildung, S. 241). Für alle aber ist sehr bezeichnend und bildet einen sehr leicht erkennbaren, wenn auch im Grunde geringfügigen Unterschied von den Fidschi- und Tongakeulen die durch scharfen Rand am untern Ende abgesetzte Verdickung, welche den Handgriff markiert. Mit der charakteristischen Absetzung des Griffes geht Hand in Hand die sonderbare Umwindung desselben mit Schnüren, Bändern, Palmfasern und dergleichen (selbst dürres Farnkraut findet man gelegentlich hierzu verwandt), an welche im Falle des reichsten Besitzes, der größten Auszeichnung Schleuderstricke mit ihren durch rotbraune Fledermaushaare auffallend gefärbten Knollen angefügt sind. Die letztern haben schließlich zur charakteristischsten Ausschmückung neukaledonischer Waffen, dem rotbraunen Zottelknopfornamente, geführt, wie



Äxte von Neukaledonien (Britisches Museum, London). 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 246.

man es an den Speeren wiederfindet. Dasselbe ist in neuester Zeit durch importierte rote Wolle nachgeahmt worden; ja sogar ärmliche Kattunfetzen findet man um die schönen Keulen gewunden: ein trauriges Symbol des Verfalles der alten Kanakenherrlichkeit.

Die Keulen der Salomo-Inseln entfernen sich zu einem großen Teile nur wenig von der Ruderform, die Mehrzahl derselben hält diese sogar so streng fest, daß nur die Kürze des Ganzen und die dem Ruderzwecke wenig entsprechende Verzierung ihre wahre Bestimmung vermuten lassen. Sie haben in der Regel eine hervortretende Mittellinie, die der Rippe



Äxte von den d'Entrecasteaux-Inseln (Christy Collection, London). 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 246.

eines Blattes gleicht, und einen abgesetzten Griff, während anderweitige Verzierungen, wie z. B. die Ohren an den Seiten des Ruderblattes, ein schärferer Absatz beim Übergange des letztern in den Schaft, sehr bescheiden sind. Ein fast ebenso häufiger Typus ist aus dem eben genannten durch Umbiegung des Blattes hervorgegangen, wobei entweder bei der Einfachheit der vorigen verharrt und nur die Mittelrippe stark hervorgehoben, oder eine feinere Ornamentierung durch Zackenlinien bewirkt wird, oder wohl auch ein stachelartiger Winkel scharf vom Scheitel der Umbiegung herausspringt. Am Griffe sind sie oft durch allerlei Verzierungen, Schnitzereien von hockenden Götzen und dergleichen, prächtige Flechtereien aus farbigem Baste in äußerst geschmackvollen Mustern, geschmückt, während das Blatt der flachen, geraden Keulen stets glatt poliert, an den beiden Seiten geschärft und der Stiel beflochten ist. Mit Fratzen bemalte Keulen, meist ruderförmig, kommen in

Neu-Irland vor. Keulen von den Neuen Hebriden haben eine geflochtene Schlinge, an welcher sie über der Schulter getragen werden, und an neubritannischen Keulen finden sich Faser- und Flechtringe, die nach unverbürgter Angabe zur Erinnerung an erschlagene Feinde dienen sollen. Auf den westlichen Inseln, wie auf Neuguinea und Neubritannien, tritt uns eine eigentümliche morgensternartige Waffe, halb Keule, halb Beil, entgegen. Dort findet man an einem zugespitzten Stabe von Meterhöhe in der Nähe des obern Endes einen scheibenförmigen Stein angebracht und über demselben einen Büschel roter und gelber Federn (s. auch Abbildung, S. 244 oben). An der Stelle, wo der Stab angesetzt ist, umgibt ihn Rohrgeflecht. Mantegazza führt diesen Stab von der Orangerie-Bai mit dem Bemerken an, daß es eine ziemlich seltene Waffe, und daß der Stein manchmal sternförmig sei. Man denkt hierbei an die sternförmigen, durchbohrten Steine von Peru. In Neubritannien ist diese Steinkeule mit rundem, oft fast kugeligem Steine häufiger; daneben kommen aber Keulen derselben Form, doch ohne Stein, und endlich Keulen mit dreieckigem, scharf geschnittenem Kopfe, runde, aus schwarzem, schwerem Holze, poliert und an ihrem Kopfe mit eingeschnittenen Verzierungen versehen, oder flache, aus einem bräunlichen, ebenfalls schweren Holze und etwa in der Form eines Löffelstieles geschnitzt, vor.



Äxte mit Stein-, Muschel- und Eisenklingen, von den Admiralitäts-Inseln (Christy Collection, London). ⅓ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 247.

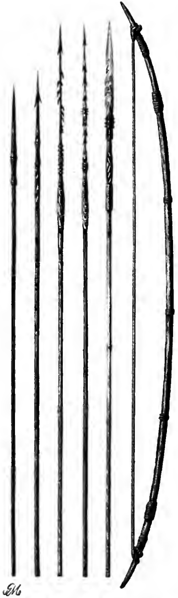
Die melanesischen Äxte schließen sich durch das Merkmal der Undurchbohrtheit an die polynesischen an, mit welchen sie vielfach auch die Form der Steinklinge teilen. Sie sind häufig sehr schön geschliffen. Die Befestigung auf oder an dem Stiele durch Rohr oder Schnur geschieht oft durch sehr regelmäßige kreuzweise Lagen der letztern, wie in Polynesien; manchmal ist aber, und dies besonders in Westmelanesien, der Stiel selbst durchbohrt, so daß eine ganz neue Form entsteht, in welcher auch in der Regel die Klinge schmäler und mehr gerundet ist (s. Abbildung, S. 244 unten und S. 245). Neben Stein kommt auch Muschelschale als Material für die Klinge, besonders in Neuguinea, vor. Eisen ist wohl vor der europäischen Zeit gelegentlich eingeführt worden; wenigstens fand Studer, daß neben dem wichtigsten Geräte auf Neuhannover und Neu-Irland, einem Steinbeile mit gebogener Handhabe, hier und da auch ganz ähnliche Instrumente, aber mit eiserner Schneide im Gebrauche waren, von denen man nicht weiß, wie sie nach den Inseln gelangten; denn daß sie dort nicht erzeugt wurden, steht außer Zweifel. Im westlichen Neuguinea hingegen hat der malayische Verkehr Eisen

schon gewöhnlich gemacht. Wie rasch dasselbe Platz greift, lehrt die allgemein gültige Thatsache, daß von Neuguinea bis Fidschi bis auf den heutigen Tag kein andrer Handelsartikel gesuchter ist. Interessant ist auch in diesem Zusammenhange, daß die erst seit etwa acht Jahren mit Europäern in regere Berührung getretenen Eingebornen das eiserne Beil in Holz nachmachen und diese Nachahmung sogar manchmal bis auf die Fabrikmarke ausdehnen. Es zeigt dies, wie die gewehrartigen Keulenformen, die admiralshutartigen Kopfbedeckungen und Ähnliches durch sklavische Nachahmung fremder Formen in heimischem Stoffe entstanden sein können. (Vgl. Band I, Einleitung, S. 48.) Doch fand M'Farlane die Steinäxte, z. B. der Kerepuner in Neuguinea, besser als manche eingeführte Eisenbeile, die an die Eingebornen im Tauschhandel gelangen. Die Äxte und Hämmer von der Humboldt-Bai sind alle nach einem besondern Plane gearbeitet: Der starke, nach oben etwas anschwellende Stiel ist an seinem obern Ende durchbohrt, und in dieses Loch ist ein andres gespaltenes, cylindrisches Stück Holz eingesetzt, in dessen Spalte vorn die Beilklinge oder der Hammer seinen Platz findet. Zu seiner Befestigung ist dieses letztere Stück mit Rohr umwunden und umflochten, dagegen ist für die Befestigung des gespaltenen, die Klinge tragenden Stückes im Stiele nichts gethan, wodurch die Brauchbarkeit dieser Beile und Hämmer sehr vermindert wird. Einige Äxte haben die Klinge schief eingesetzt, um damit bei dem Behauen des Innern der Kähne günstigere Wirkungen zu erzielen (s. Abbildung, S. 244 unten und S. 246). Die Steinklingen bestehen aus einem grünsteinartigen Materiale und sind schön geschliffen.



Jadeit-Streitäxte und Jadeit-Beile, zugleich Häuptlingszeichen, von Neukaledonien (Christy Collection, London). Vgl. Text, S. 248.

Die fidschianischen Äxte sind ganz von polynesischer Art, wenn auch wenige die Größe der polynesischen, besonders der hawaischen, erreichen dürften. Die Neuen Hebriden und Salomo-Inseln haben kleinere, keilförmige, abgerundete Steinbeile, die hier schmäler, dort breiter, hier mehr zur Ei-, dort zur Dreiecksform neigend sind. Auf Isabel und San Christoval (Salomo-Inseln) sind indessen auch mehrfach Steinbeile im Gebrauche, deren Klinge, ca. 7 bis 20 cm lang, von grünlichgrauer Farbe, dreieckig oder zungenförmig mit



Bogen und Pfeile von Neuguinea (Christy Collection, London). 1/10 wirkl. Größe.

angeschliffener Schneide ist. Beide Formen, die zungen- und die eiförmige, erscheinen ins Extreme ausgeführt in Neukaledonien mit seinen breiten, an den Zierbeilen geradezu zu kreisrunden Scheiben sich erweiternden Beilen, zu denen Jadeit in großem Maße das Material lieferte (s. Abbildung, S. 247).

Bogen und Pfeil sind häufige Waffen der Melanesier, aber bei weitem nicht so allgemein, wie man wohl gesagt hat. Ihre Verbreitung ist willkürlich zu nennen. Bogen und Pfeil werden auf Neubritannien und Neu-Irland nicht benutzt, wiewohl sie in Neubritannien und Port Sulphur bekannt sind, wogegen sie auf den südlichen Inseln der Salomogruppe, wie Malaita und Santa Cruz, wo schon der erste Entdecker, Mendana, von einem Hagel vergifteter (?) Pfeile empfangen ward, auf den Königin Charlotte-Inseln, auf den Neuen Hebriden und den Loyalitäts-Inseln vorkommen. Lane Fox nennt speziell Mallicollo, Erromango, Santa Cruz und Malaita als Inseln, von welchen er Pfeile erhielt. In Neuguinea kommen sie teilweise, z. B. am Fly River, in solcher Vollkommenheit vor, daß d'Albertis sie geradezu als Meisterstücke bezeichnen konnte (vgl. nebenstehende Abbildung); aber auf Yule Island fand d'Albertis sie dem Verschwinden nahe, weil sie zu gunsten der Speere vernachlässigt wurden, und gänzlich scheinen sie im Norden von Aru zu fehlen. Dagegen fand Strauch im Maclure-Golfe große (Kriegs-) und kleine (Jagd-) Bogen und für letztere vier Arten von Pfeilen, auch giftige, im Gebrauche. Die Karun und Motu brauchen ebenfalls Pfeile; man findet sie ferner in hoher Entwickelung auf Fidschi, wo sogar Brandpfeile geschossen werden, und besonders auf den Neuen Hebriden, von welchen Forster schreibt: „Ein jeder führte einen gespannten Bogen bei sich, der aus dunkelbraunem Holze, zäher und schöner als Mahagoni, verfertigt war. Die Pfeile steckten in runden, von Blättern geflochtenen Köchern und bestanden aus 2 Fuß langen Rohrstäben, die mehrenteils mit einer 12 Zoll langen Spitze von Ebenholz oder einem ähnlichen glänzend schwarzen und spröden Holze versehen waren. Andre hatten eine kürzere, nur 2—3 Zoll lange, aber aus Knochen verfertigte Spitze, die vermittelst einer Spalte in das Rohr eingefügt war und außerhalb durch umgewickelte Kokosfasern festgehalten ward. Da die Fäden durchaus kreuzweise übereinander wegliefen, so machten

die Zwischenräume lauter kleine verschobene Vierecke aus, und diese hatten sie buntfarbig, wechselweise mit grüner, roter und weißer Ockererde, ausgefüllt. Die knöchernen Spitzen waren sehr scharf und mit einer schwarzen, harzichten Substanz als mit einem Firnisse überzogen." Ähnlich bestehen die Pfeile auf den Salomo-Inseln aus Rohr und einer harten Holzspitze, die entweder einfach nach vorn zugespitzt ist, oder an ihrem Ende mit flachen oder runden Widerhaken aus Holz, Knochen und Zähnen in verschiedener Art und Weise besetzt ist (s. untenstehende Abbildung). Der Schaft ist meistens durch Schraffierung verziert, die in ihrem Ansatze von jedem Knoten des Rohres ausgeht. Die Verbindungsstelle des Schaftes mit der eingesetzten Spitze ist mit Bast umwunden, der äußerste Endpunkt häufig und angeblich zum Zeichen der Vergiftung der Spitze gelb bewickelt. Eine Verzierung durch gelb und schwarz gemustertes feines Bastgeflecht oder Schnitzerei wird ebenfalls häufig angewandt. Eine Befiederung findet nicht statt, nur auf Ugi und Biu (bei San Christoval) benutzt man Pfeile, die am untern Schafte Palmblattstreifen tragen, während eine Kerbe am Ende zur Aufnahme der Sehne fehlt. Im südlichsten Teile dieses Archipels sollen aber nur die Namen Bogen und Pfeil, nicht sie selbst bekannt sein.



Pfeilspitzen von den Salomo-Inseln (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig). 1/10 wirkl. Größe.

Pfeil und Bogen Neukaledoniens gehören zu den einfachsten ihrer Art. Der Bogen ist ein $^1/_2$ bis über $1^1/_2$ m hoher gespaltener Zweig eines zähen Holzes, gegen die beiden Enden zu mit etwas Bast umwunden, um das Abrutschen der aus einem gedrehten Lianenzweige bestehenden und in der Mitte durch Umwindung mit einer Rinde verstärkten Sehne zu verhüten. Die Pfeile bestehen aus einem Rohre als Schaft, einem Stücke spitzen, schwarzen Holzes als Spitze und etwas Bast, der um die Verbindungsstelle beider und oft auch um das hintere Ende gewunden ist. In der Regel ist diese Spitze glatt, doch kommt sie auch mit mehrfachen Widerhaken vor und bei den Fischpfeilen sogar mit vier Spitzen. Von diesen ist der Weg zu Fischspeeren, die sich nur durch größere Länge und Stärke auszeichnen, nicht weit. Eine ganz besonders eigenartige Form repräsentieren aber die Vogelpfeile mit stumpfem Holzeinsatze statt der Spitze, welche an Ähnliches aus Südamerika erinnern, oder mit einer Muschel an der Spitze, wie sie auf Malaita zum Betäuben von Vögeln gebräuchlich sind.

Vergiftung der Pfeile soll häufig sein. Man erwähnt sie von den Neuen Hebriden, wo Leichengift oder Euphorbiensaft dazu Verwendung finden soll, und aus verschiedenen Teilen Neuguineas. Hier bestreichen z. B. die Hattamer ihre Pfeilspitzen häufig mit einem dunkelbraunen Pflanzengifte, Umla genannt, über dessen Bereitung jedoch die Eingebornen durchaus keine Andeutung geben wollen. Finsch ließ Versuche mit melanesischem Pfeilgifte an einem Hunde anstellen, der infolge davon 25 Minuten elend, nach einer Stunde aber wiederhergestellt war, und schließt mit Recht daraus, daß diese vermeintlichen Pfeilgifte nicht immer so gefährlich seien, wie sie von ihren Inhabern dargestellt zu werden pflegen, um ihre Feinde zu schrecken.

Auf den Neuen Hebriden gehört zum Bogen ein ca. 12 cm weiter Handschutz aus Holz, der wie ein Ring über das Gelenk gestülpt wird und dazu dient, die Hand beim Abschießen des Pfeiles vor dem Schlage der zurückschnellenden Bogensehne zu schützen. Auch die geflochtenen Stulpen für den halben Vorderarm, welche d'Albertis als braccialetti vom Fly River abbildet, haben wohl die Bedeutung des Handschutzes bei diesen pfeil- und bogenliebenden Völkern, während die aus Bast geflochtenen Arm- und Beinschienen der Anachoreten-Insulaner ebensosehr Schmuck als Schutz darstellen dürften.



Pfeile, Bogen und Schleudern von Neukaledonien (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 243.

Die Bewaffnung der Neubritannier, Neuhebriden-Insulaner, Neukaledonier und Fidschianer vervollständigen für den Fernkampf die Schleuder und die spitzeiförmigen Schleudersteine, die in einem unten offenen, nur durch Zusammenknüpfen geschlossenen und daher im Notfalle leicht zu entleerenden Netzbeutel getragen werden (s. nebenstehende Abbildung). Die Schleuder ist eine einfache Schnur mit einer Doppelung in der Mitte zum Einlegen des Steines, die glatten Schleudersteine aber gehören zu den sorgfältigst gearbeiteten Dingen der Neukaledonier. Bei den Neu-Irländern und Salomoniern sind sie unbekannt; dagegen gebrauchen auf Tanna die Jüngern Schleudern, die Erwachsenen Bogen und Speere. Bei den Fidschianern kommen auch kurze Wurfkeulen mit stark abgesetztem Kopfe vor, dem Induku der Kaffern ähnlich. Verstärkte Waffen dieser Gattung sind Totschläger, wie diejenigen von Malaita, deren geschnitzter Stiel am untern Ende eine in einem Bastgeflechte befindliche Schwefelkieskugel enthält. Hierher gehören wohl auch gewisse stabartige Geräte der Neukaledonier, über 1 m lang, die eigentlich nur zugespitzte und mit

einem Handgriffe versehene Prügel sind; ferner schmale, platte, säbelförmige Hölzer mit Handgriff an einem und Bohrloch am andern Ende, welche an australische Wurfhölzer erinnern.

Als Waffen des Nahkampfes sind Messer und Dolche schon vor der Eisenzeit gebräuchlich gewesen. Entweder gingen sie aus Speeren hervor, in welchem Falle sie wie abgebrochene Speerspitzen erscheinen, oder es sind Knochenstilette. Unter den erstern zeichnen sich die der Admiralitäts-Insulaner durch den breiten Übergang von der Klinge in das Heft aus (s. S. 240), sind aber weniger durch Färbung als einfache Gravierungen des letztern ausgezeichnet. Nicht selten ist das Heft selbst auch durch Zuspitzung dolchartig gebildet. Die in Neuguinea und



Ein Dolch aus Kasuarknochen, von Neuguinea (Christy Collection, London). 1/4 wirkl. Größe.

den Nachbargebieten so häufigen Dolche aus Vogelknochen, zu welchen am häufigsten die Tibia des Kasuars Verwendung findet, sind gewöhnlich sehr einfach: Das dicke Gelenkende dient als Griff, während das andre Ende aufgeschlagen und zugespitzt ist. Verzierungen sind nicht häufig und, wo sie vorkommen, wegen der Härte des Knochens immer sehr einfache Einritzungen (s. obenstehende Abbildung). Eine bei Völkern dieser Stufe seltene, wie-



Ein Schild von der Astrolabe-Bai, Neuguinea (Christy Collection, London). 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 252.

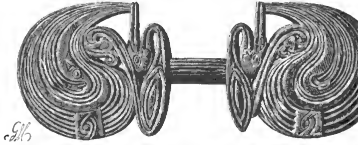
wohl hier noch mit primitiven Mitteln durchgeführte Vervollkommnung liegt in der Umhüllung der Speer- und Messerklingen mit Palmblattscheiden (s. Fig. 1 und 8, S. 240).

Schutzwaffen sind von beschränkter Anwendung. Schilde fehlen ganz auf Fidschi, den Neuen Hebriden, Neu-Irland, Neuhannover und den Admiralitäts-Inseln. Zum erstenmal begegnet man bei den Salomo-Insulanern länglichen, aus Rohr oder Bambus geflochtenen Schilden (s. Abbildung, S. 284), deren längsliegende Rohrstäbe durch Fasern verbunden sind, während Verzierungen aus schwarz gefärbten Fasern eingeflochten, häufig auch Perlmutterstückchen in regelmäßigen Mustern angebracht werden. Die Handhaben und Schutzdecken

auf der Rückseite für die Hände sind aus Palmblattstreifen gefertigt. Häufig sind dagegen Schilde in Neuguinea (s. Abbildung, S. 251), wohin übrigens auch malayische aus Salwati eingeführt werden, und Neubritannien. Ein Unikum ist ein neuguineischer Panzer aus Rattan, welchen d'Albertis in einer verlassenen Hütte am obern Fly River fand. Nach seiner nicht sehr deutlichen Zeichnung zu urteilen, ist dieser Panzer durch erhöhtes und etwas verbreitertes Hinterteil denjenigen, welche auf den Kingsmill-Inseln gebräuchlich sind, nicht unähnlich.

Zum Schlusse der Waffenaufzählung nennen wir noch die Fußangeln aus spitzen in die Erde gesteckten Bambusstäbchen, die sowohl in Fidschi als in Neuguinea vorkommen.

Es gibt kein Volk, bei welchem die Phantastik in solcher Üppigkeit selbst die ursprünglich in sehr enge Grenzen ihres Zweckes gebannten Waffen oder waffenartigen Gegenstände ergreift, wie bei diesen Papua. Ihre sozialen und politischen Verhältnisse, ihr Glaube und ihre Feste machen dies zum Teile erklärlich, insoweit sie Ehrenzeichen in größerer Zahl voraussetzen, und man versteht, daß dazu in erster Linie Waffen gewählt werden. Aber doch



Ein geschnitzter Parierschild von Neuguinea (Christy Collection, London). ⅓ wirkl. Größe.

gehört ebensoviel bewundernswerter Formensinn wie Fleiß dazu, um jene extrem flach und breit gearbeiteten, mit merkwürdig scharf abgesetztem Griffe versehenen Zierbeile mit ihren großen, fein geschliffenen Steinklingen herzustellen, wie sie von der d'Entrecasteaux-Insel bekannt sind, oder jene reich an Griff und Keule verzierten flachen Schlegel, welche sich bald zu Schwertern verlängern, bald zu Rudern ausbreiten, so daß ohne die vergleichende Überschau verwandter Erscheinungen es unmöglich wäre, zu bestimmen, ob sie aus Keulen, Rudern oder Schwertern hervorgegangen, beziehentlich solchen nachgebildet seien. So wissen wir aber, daß sie aus Rudern hervorgegangen sind, und wir schreiben dann diesen Ursprung selbst jenen zu, welche durch Einbuchtungen oder schärfere Einschnitte an der Seite wie flammende Schwerter oder grausame Marterwerkzeuge aussehen. Abgesehen von den allmählichen Übergängen, zeigt auch gewöhnlich die Ornamentierung noch diesen Ursprung, denn außer dem in verschlungene Arabesken auslaufenden Griffe ist es der breitere Teil des Blattes, welcher, entsprechend den Ruderehrenzeichen der Hervey-Inseln, zierlich ornamentiert ist. Wenn aber dieser Trieb des Ornamentierens in der Ausschmückung eines geschnitzten Holzschildes solche Dimensionen annimmt, wie man sie in obenstehender Abbildung sieht, wird man an die Üppigkeit tropischer Schlinggewächse oder an die Phantastik der Natur in der Gestaltung der Meeresungeheuer erinnert. Das vorherrschende Element in der Ornamentik der Papua ist die Bogenlinie und zwar die parallele und vielfach sich verschlingende, welche hauptsächlich in Spiralen sich ergeht, aber auch in Wellenlinien, Halbmonden, Ellipsen u. s. f. wiederkehrt, während durch Zackenlinien und geradlinige Trennungslinien die einzelnen Ornamentgruppen voneinander getrennt werden. Auch in größern selbständigen Ornamenten

kehrt die konzentrische Bogenlinie immer wieder, so in den phantastischen Schnäbeln der Schiffe, den geschnitzten Schilden, Rudern, Schlegeln, und sie triumphiert immer entschieden über die etwa sich geltend machen wollende Tendenz zur Naturnachahmung. Man glaubt manchmal ein Menschengesicht, einen sitzenden Vogel, einen Vogelkopf in einem dieser Ornamente zu sehen; aber sehr bald reißt der Trieb zur willkürlichen Linienführung den Zeichner mit sich fort, und das Naturgebilde geht unter im wuchernden Ornamente. Zu geometrischer Anordnung sieht man dann und wann Anläufe an Rudern, deren Blätter durch zwei gerade Linien in vier gleiche, verschiedenfarbige Teile geteilt werden; entschiedener treten sie aber hervor in den in Holz geschnittenen Modellen für die Verzierung von Thongefäßen, an welchen Rauten, Polygone und dergleichen mehr angebracht sind.



Ein Fischspeer von den Salomo-Inseln (Christy Collection, London). 1/8 wirkl. Gr.

Die **Jagd** spielt eine größere Rolle in Melanesien als in Polynesien wegen der dort größern und nach Westen hin zunehmenden Zahl der Landtiere. Auf Neuguinea nähren sich viele Dörfer vorwiegend von ihr, aber in Bezirken, wo gewisse Paradiesvögel vorkommen, ist sie den Häuptlingen vorbehalten, und immer steht sie als Ernährungszweig weit hinter der **Fischerei** zurück. Die letztere ist neben dem Ackerbaue die Hauptbeschäftigung der Melanesier, und die Thatsache, daß dieselbe eine bestimmte Stelle in der Arbeitsverteilung über die Woche hin einnimmt, bezeichnet schon genügend ihre Wichtigkeit. Auf vielen Inseln, auch auf der Salomogruppe und in Neuguinea, wird an bestimmten Tagen abteilungsweise gefischt und die Beute gleichmäßig unter alle Stammesmitglieder verteilt. Hervorragende Leute führen im Frieden Fischerei-Expeditionen an, so wie sie zu Kriegszeiten Heereszüge leiten. Es gibt eigne Fischerstämme, wie es besondere Schifferstämme gibt, und auf Fidschi haben größere Häuptlinge beständig eine Schar von handwerksmäßigen Fischern zur Verfügung. Zur Fischerei werden Speere (s. nebenstehende Abbildung) und Netze, und zwar entweder einfache quadratische, an Schnüren hängende oder längere, ziemlich schmale, mit Steinen und Schwimmklötzen versehene, gebraucht. Daneben verwenden die Neubritannier Handreusen, die bei einem in Fahrt befindlichen Boote mit dem griffartigen Ende ins Wasser gehalten werden; und zu gleichem Zwecke verfertigen die Fidschianer aus den langen Stengeln von Schlingpflanzen, die sie mit Kokosblättern durchflechten, eine Art von schwimmender Reuse, durch welche zwei im Bogen fahrende Kähne die Fische zusammentreiben. Angeln sind nicht allgemein bekannt, wenigstens nicht überall in Westmelanesien, wohl aber kennt man auf den Salomo-Inseln Angeln aus Schildpatt und Perlmutter, die an einer Bastschnur befestigt sind und als Lockmittel oft Federn tragen. Die Fischereigeräte der Neukaledonier beschränken sich dagegen außer den schon genannten Fischpfeilen und Fischspeeren auf Netze, zu deren Beschwerung sie rohe Steine mit Bast zu Gewichtbündeln zusammenbinden (s. Abbildung, S. 262). Pflanzliche Gifte, besonders von einer windenden Glycine, werden zur Betäubung der Fische verwandt, und schläfrige Fische, wie z. B. Haie, sollen auf Fidschi dadurch gefangen werden, daß man ihnen eine Schlinge überwirft. Der Gipfel dieser wichtigen Thätigkeit ist aber der Schildkrötenfang,

mit welchem eine große Anzahl von Zeremonien und Festen verknüpft ist. Die Leute auf Fidschi, deren Hauptbeschäftigung der Schildkrötenfang ist, arbeiten gewöhnlich für einen Häuptling, der ihnen für jede Beute, die sie ihm bringen, Geschenke an Nahrung und Besitz gewährt. Der Fang geschieht mit beschwerten Netzen, welche im tiefen Wasser hart außerhalb des Riffes derart ausgeworfen werden, daß sie einen halbkreisförmigen Zaun bilden, welcher der vom Lande zurückkehrenden Schildkröte den Weg verlegt. Mit Lärm und Geschrei wird das Tier in dieses Netz getrieben, wenn es etwa ausweichen möchte, und wenn es sich endlich verwickelt hat, beginnt die Hauptarbeit, es an Bord zu bringen. Für diese Arbeit bedarf es Leute von hervorragender Geschicklichkeit und Stärke, welche im kritischen Augenblicke untertauchen, um das Tier an die Oberfläche zu treiben, wo die andern es zu fassen vermögen. Liegt es schließlich auf dem Rücken am Schiffsboden, so verkündigen laute Stöße des Muschelhornes die frohe Kunde. Die Schildkröten sind übrigens so häufig, daß oft eine Gesellschaft drei oder vier an einem Tage fängt. Da es aber daneben auch genug leere Tage gibt, gehören Opfer und Anrufung der Götter zu den ersten Pflichten dieser Fischer. In Gestalt von Weihgeschenken sah d'Albertis im Tempel oder Teufelshause von Tawan sogar die Schädel der Beute erfolgreicher Schildkrötenfischer aufgehängt.

Die Viehzucht der Melanesier beschränkt sich vorwiegend auf die Züchtung von Schweinen, und zwar behandeln sie diese Tiere mit so großer Zärtlichkeit, daß neubritannische und neuguineische Frauen, welche junge Ferkelchen wie Kinder säugen, eine häufige Erscheinung in den Schilderungen der Reisenden sind.

Der Ackerbau ist überall in Melanesien heimisch, aber seine Entwickelung auf den einzelnen Inseln und Inselgruppen ist eine ganz verschiedene. Im allgemeinen steht er auf niedrigerer Stufe im westlichen Melanesien als im östlichen. In Neuguinea gelten die Gebirgsbewohner des Innern für bessere Landbauer als die Küstenbewohner und sollen diesen, z. B. den Doreern, Lebensmittel gegen Waffen liefern. Ebenso zeigten die von M'Farlane besuchten Einwohner von Südost-Neuguinea, die Stämme der Kerepunu und Hula in der Hoodbai, einen so hohen Stand gerade des Ackerbaues wie irgend welche andre melanesische Stämme. Ihre Äcker sind in gartenartigem Zustande; der Boden wird von in einer langen Reihe aufgestellten Männern vermittelst zugespitzter Stöcke, wie mit Pflügen, umgeworfen, hierauf von den Frauen geebnet und mit Bananen, Zuckerrohr, Jams &c. auf langen Beeten bepflanzt. Dabei wird eine gewisse Arbeitsteilung beobachtet, indem zwei Tage gearbeitet und am dritten geruht wird und, während ein Teil dem Ackerbaue obliegt, der andre den Fischfang besorgt. Freilich muß man hervorheben, daß gerade die Leute dieser Gegend als „die schönsten aller Neuguineer" bezeichnet worden sind, was wohl die Vermutung nahelegt, man habe es hier mit einer der malayo-polynesischen Kolonien auf dieser Insel zu thun. Verhältnismäßig nahe bei Neuguinea findet man schon eine erheblich tiefere Stufe, denn der Ackerbau der Admiralitäts-Insulaner ist viel beschränkter und erzeugt nur das Notwendige. Ihre wichtigsten pflanzlichen Nahrungsmittel liefern die Kokosnuß und die Sagopalme, welche beide angepflanzt werden (s. Abbildung, S. 111); und man sieht nicht ohne Überraschung, wie der Kokosbaum nicht bloß um die Häuser im Schutze zierlich geflochtener Zäune, sondern mit Sorgfalt auch auf den unbewohnten Inseln gepflegt wird; auch Brotfruchtbäume findet man in der Nähe ihrer Dörfer. In geringer Menge werden Taro, Banane und Zuckerrohr angepflanzt, aber sie kennen weder Jams noch Bataten, weder Kava noch Tabak, die doch einerseits auf Neuguinea, anderseits auf Fidschi vorkommen. In Westmelanesien empfängt Neubritannien das meiste Lob, was Ackerbau anbetrifft, aber auch auf den Neuen Hebriden, von welchen Forster die hohe Zahl von 40 Kulturpflanzen angibt, steht der Ackerbau hoch. Dort und auf den Salomo-Inseln liegen die teilweise sehr ausgedehnten Pflanzungen stets in der Nähe der Wohnstätten. Jams, Taro, Kokospalmen,

Bananen, Brotfrucht, Zuckerrohr, süße Kartoffeln, Betelnuß, Arekapalmen sind die Hauptgegenstände des Anbaues. Weniger hoch steht er auf Neukaledonien, wiewohl auch hier Taro und Igname als Hauptpflanze erscheinen und durch künstliche Bewässerung die Ergiebigkeit des vielfach sterilen Bodens erhöht wird. Es mag zum Teile daran liegen, daß die wichtige Brotfrucht hier selten ist, zum größern Teile aber an der Voraussichtslosigkeit der alle ihre Vorräte bald aufzehrenden Bevölkerung, welcher Zug seinerseits wieder aus dem elenden Leben hervorgeht. Der Ackerbau erreicht aber wohl seine höchste Entwickelung gleich mancher primitiven Industrie auf den Fidschi-Inseln, wo man ihm selbst den Preis vor dem polynesischen zuerteilt. Man hat mit Recht die Sorgfalt, welche ihm gewidmet wird, kontrastiert mit der Wildheit in den allgemeinen Sitten dieser Insulaner und den scharfen Gegensatz beider als eine Verdeutlichung des Nebeneinanderwohnens zweier Seelen in einer Brust angeführt, wie es so bezeichnend für die konsequenzlosen Naturvölker ist. Hier ist mehr als anderswo der Taro oder Dalo, „der Stab des Lebens", ohne Frage die nahrhafteste aller melanesischen Nährpflanzen. Eine Art wird auf trocknem Boden gezogen, aber die normale Kulturart ist die polynesische, in bewässerten Beeten wachsende, in welchen das Erdreich in eine mörtelartige Konsistenz gebracht und mit tiefen Furchen durchzogen wird, um darin die Setzlinge aufzunehmen. Die Jamswurzel wird in mehreren Spielarten gezogen (Kumera die gewöhnliche und Kawai eine süßere Art) und liefert oft Wurzeln bis zu 50 kg. Als dritte Wurzelfrucht ist dann die Anai oder Masawe, die Wurzel des Ti-Baumes (Dracaena terminalis), zu nennen, dessen Rosetten lanzettförmiger Blätter man in Reihen um die Tarofelder oder längs der Wege gepflanzt sieht. Die 5—20 kg schwere, sehr süße Wurzel wird in gebackenem oder gekochtem Zustande gegessen und dient hauptsächlich zum Versüßen andrer Speisen. Häufig wird die fruchtreiche Banane gebaut, die gleich dem Brotfruchtbaume für wenig Arbeit reiche Frucht beut; sie findet sich in mindestens 30 Varietäten, und alle werden durch Sprosse fortgepflanzt. Zuckerrohr und die Jakona- oder Kawapflanze (Piper methysticum), welche das berauschende Getränk Kava aus ihrer zerkauten Wurzel bietet, werden in Menge angepflanzt. Und nicht minder findet man ganze Baumschulen von Papiermaulbeerbäumen, Masi oder Malo der Eingebornen (Broussonetia), aus deren Rinde der Kleidungsstoff Tapa hergestellt wird.

An der Spitze der Ackerwerkzeuge steht überall der primitive zugespitzte Stock, der Vertreter des Pfluges, welcher an einem Ende schief abgeschnitten ist wie eine Schreibfeder und die Länge einer Heugabel erreicht. Den Männern, welche damit den Boden aufbrechen, folgen Knaben mit Stöcken, um die gelockerten Erdbrocken zu zerkleinern, und endlich wird die Erde, wenn nötig, noch mit der Hand zerrieben und zu kleinen Hügeln geformt, in welche die Samen oder Steckwurzeln gelegt werden. Bei den Motu Neuguineas stehen 6—7 Männer hintereinander an einem vorn zugespitzten leichten Balken, rennen ihn in den Grund und heben dann mit vereinter Kraft, nach dem Takte und Kommandoworte arbeitend, eine große Erdscholle heraus. So geht es fort, bis der ganze Boden umbrochen ist, der nun wie ein gepflügtes Feld aussieht. Dieser Arbeit geht indessen an manchen Stellen die der Wegräumuneg des Unkrautes, Gebüsches 2c. voran, welche mit einem schmal ruderförmigen scharfkantigen, etwa ellenlangen Werkzeuge aus hartem Holze bewerkstelligt wird. Nach einigen Wochen ist mit den Pflänzlingen auch das Unkraut derart gewachsen, daß es notwendig wird, zu roden, und dieses Geschäft wird mit einem hauenartigen Werkzeuge besorgt, das dber Arbeiter in gebückter Stellung fast flach am Boden bewegt. Außerdem sind nach Th. Williams in Fidschi 2½ m lange Spitzhauen und Messer zum Beschneiden der Bäume im Gebrauche.

Mit diesen Werkzeugen in der Hand und mit einem jährlichen oder dreijährigen Wechsel des Bodens, endlich mit etwas künstlicher Bewässerung, wo solche nötig ist, erzeugt der

Melanesier, was er zum Leben braucht, und oft erheblich darüber. Den Überschuß seiner Ackerfrucht weiß er aber nicht durch Handel abzusetzen, da seine Nachbarn in dieser Beziehung sich in gleicher Lage mit ihm selbst befinden, und so muß der Überfluß entweder verderben, oder den Göttern geopfert werden.

Die Melanesier nehmen in der Regel zwei Mahlzeiten ein, deren ausgiebigste am Abende oder Spätnachmittage stattfindet. Die Einteilung hängt indessen von der Kochweise ab: wo sie im Ofen bereiten, kochen sie nur einmal, wo sie in Töpfen kochen, zweimal des Tages. Die Hauptnahrung besteht in Vegetabilien: Brotfrüchten, Bananen, Kokosnuß, Sago, Jam und Taro, und ist im allgemeinen leichtverdaulich und einfach zubereitet. Doch ist die Speisekarte von einer sehr großen Mannigfaltigkeit. Eckardt sagt von den Salomo-Inseln: von Tieren werden Schweine, Hühner, Ratten, Schildkröten, Krabben,



Eine hölzerne Speiseschale von den Admiralitäts-Inseln (Christy Collection, London). 1/4 wirkl. Größe.

Schaltiere und Muscheln, hier und da auch als besondere Delikatesse die Larve eines Borkenkäfers gegessen; und dazu diese Fülle von Pflanzenstoffen. Die Europäer sind einig darüber, daß manche von den fidschianischen Speisen sich sofort auch dem zivilisiertesten Geschmacke empfehlen. Jedenfalls ist die Auswahl derart, daß sie den verschiedenen Geschmacksrichtungen ein weites Feld offen läßt: Ein Dutzend Arten Brot, fast 30 verschiedene Puddinge, 12 Suppen, einschließlich Schildkrötensuppe, sind allein von Vor- und Nebenspeisen hier üblich, daneben mehrere theeartige warme Aufgüsse aromatischer Kräuter und Gräser, welche mitunter auch maceriert und samt dem „Thee" gegessen werden. Fische werden manchmal mit Brühen aufgetragen, einige kleine Arten als Vorspeise sogar lebendig verzehrt und der Saft des Zuckerrohres, der Kokosnuß und der Ti-Wurzel als Lieblingszusatz mitgenossen. Weniger appetitlich ist es, wenn nach Viñes' Schilderung bei den Papua der Insel Waigiu bei Neuguinea, deren Hauptnahrung aus Fischen und Schildkröten besteht, als besonderer Leckerbissen eine aus Schildkröteneiern und Blut verfertigte Wurst gilt, deren entsetzlicher Gestank sie für Europäer ungenießbar macht. Als Hauptnahrungsmittel darf indessen bei aller Mannigfaltigkeit der Auswahl in Ostmelanesien doch der Taro, in Westmelanesien, speziell Neuguinea, der Sago bezeichnet werden.

Die Zubereitung der Speisen ist meist ganz ähnlich jener der polynesischen. So wird auf den Salomo-Inseln die Frucht des Brotfruchtbaumes geschält, dann geröstet oder gekocht. Eine größere Anzahl von Früchten wird schon vor der völligen Reife abgenommen, ihrer Hülle entledigt und in eine mit Steinen ausgepflasterte Grube gelegt, um nun durch darübergedeckte, mit Steinen beschwerte Blätterlagen in Gärung gebracht zu werden. Aus diesem Vorrate wird während der magern Zeit je nach Bedarf eine Handvoll genommen, zwischen zwei Blätter gelegt und zwischen zwei Steinen gebacken. Die gewöhnlichste Methode, die Speisen zu rösten, besteht aber darin, daß an der Flamme Steine heiß gemacht, auf diese die zu bereitenden Speisen gelegt und letztere dann mit andern heißen Platten bedeckt werden.

Die Gewinnung des Feuers wird allgemein durch Reiben zweier Hölzer erreicht, soll jedoch, nach einer schwer glaublichen Angabe Miklucho-Maclays, an der nach ihm benannten Küste fehlen; wer Feuer wolle, nehme es dort beim Nachbar oder im nächsten Dorfe.



Bambusbecher aus Neuguinea (Christy Collection, London). 1/3 wirkl. Größe.

Als geistiges Getränk ist auch in Melanesien, wie erwähnt, die Kava oder Ava, auf Fidschi Jakona genannt, üblich. Die Methode der Zubereitung derselben durch Kauen der Wurzeln soll aus Tonga eingeführt sein, während man in Melanesien die Wurzeln früher zerschnitten haben soll. Nicht auf allen Inseln wird das Getränk gleich stark genossen; auf einigen trinken es die Häuptlinge wie bei uns den Kaffee, auf andern wird es seltener gebraucht, und nur ausnahmsweise genießen es die Frauen. Trunkenbolde gibt es selten. Die Feierlichkeiten, welche seine Bereitung begleiten, das Zusammenrufen der jungen Männer, welche kauen, und der ältern, die den Trank genießen sollen, die Gesänge, welche das Auspressen der gekauten Wurzel begleiten, die Gebete, mit welchen das Wasser aufgegossen wird, endlich der Gesang, der den ersten Trunk des Häuptlinges begleitet, erinnern an polynesische Sitten. Den Fidschianern eigen ist aber das Vakasiva, das Toastausbringen, welches dem Trunke folgt. Nachdem der Trinker den noch an Lippen oder Bart hängenden Rest des Trankes durch ein kräftig zischendes Blasen entfernt hat, ruft er einen Wunsch in wenigen Worten oder in längerer Rede aus; und diese Reden sind oft nicht wenig humoristisch oder pathetisch, die Wünsche aber sind bezeichnend für die Leidenschaften dieses Volkes sowie für die Begierden des Einzelnen. Einer wünscht: Einen Schädel! Ein Menschenherz! Oder er ruft in Rätselsprache: Ein langes Schwein!, worunter seine Trinkgenossen sogleich einen menschlichen Leichnam verstehen. Ein andrer wünscht Geld, ein dritter Unterhaltung, jener reiche Beute beim Fischfange, dieser einen „tönenden Pfad" (Kahn) ꝛc.

Die Vatesen genießen die Kava nur bei der Verehrung der Geister, welche Gesundheit spenden, in Tanna aber trinkt man sie ganz wie in Polynesien, mit Ausschluß der Weiber und auf einem bestimmten Platze, den jedes Dorf besitzt. Die Kava nimmt nach Westen zu ab, was wohl auf ihre polynesische Herkunft gedeutet werden kann. Ihr Gebrauch ist auf den Südinseln der Salomogruppe wenig bekannt, um so mehr aber auf Ufi und Bauro, wo bei größern Festen sogar reich mit Perlmutter eingelegte Kavabowlen bereit gesetzt werden. Auch die Neuguineer stellen einen berauschenden Trank, den sie Keu

nennen, her; im übrigen ist aber der Genuß geistiger Getränke ursprünglich wenig oder nicht bekannt, wie von Neukaledonien, den Loyalitäts-Inseln, Wagen, der Humboldtbai bestimmt angegeben wird. Aber gerade in Neukaledonien und Neuguinea hat durch europäischen, beziehentlich malayischen Einfluß der Branntwein- und Tabakgenuß rasche Fortschritte gemacht.

Als gewöhnliches Getränk dient der Saft der Kokosnuß, der aus der hochgehaltenen Nuß in den Mund gegossen wird. Ein Berühren der Nuß mit dem Munde gilt als unanständig. Ebenso wird aus Gefäßen nicht getrunken, sondern gegossen. Auf Guadalcanar, Neugeorgien und andern Inseln wird daneben eine Art Palmenwein fabriziert, indem man der unentfalteten Blüte durch Einschnitte den Saft abzapft. Hier mag auch das berühmte Erdeessen der Neukaledonier erwähnt werden, welches darin besteht, daß sie ziemlich große Mengen eines grünlichen SpeckSteines verzehren, und zwar nicht nur, wenn sie hungrig sind, sondern auch nach reichlichen Mahlzeiten.



Ein geschnitzter Kürbis als Betelbehälter, von Neuguinea (Christy Collection, London). 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 259.

So wie die Kava von Osten, greifen Tabak und Betel von Westen herein. Man kann Neuguinea und seine Nachbarschaft als die Brennpunkte des Gebrauches beider bezeichnen, so wie es Fidschi für denjenigen der Kava ist. Wir wissen durch A. B. Meyer, daß auf Neuguinea selbst auch und zwar auf dem Arfakgebirge von den Papua Tabak von nicht schlechter Qualität gebaut wird, und daß die Küstenbewohner ihn gegen Waren, welche sie von malayischen Händlern erhalten haben, von den Bergbewohnern eintauschen. „Es war mir später sehr auffallend", erzählt dieser Reisende, „zu sehen, in wie hohem Grade die Papua an den Genuß des Tabakes gewöhnt sind, den sie aber nur rauchen (im Innern aus Holzpfeifen, an den Küsten als Zigarren) und nicht kauen, wie es die Malayen häufig thun. Zwar rauchen sie immer nur eine geringe Quantität, aber nach sehr kurzer Pause zünden sie sich eine neue Zigarre an. Gegen ihre Freunde in jeder Beziehung gastfrei, teilen sie sich auch stets kleine Quantitäten Tabak mit, der ihnen zum Leben ebenso nötig erscheint wie Essen und Trinken. Würde ich, wenn sie mich begleiteten, nicht stets Tabak ausgeteilt haben, so wären sie sicherlich davongelaufen." A. B. Meyer hebt als Eigentümlichkeit der papuanischen Raucher noch hervor, daß sie, nachdem sie den Rauch aus Nase oder Mund ausgeblasen haben, Luft durch den wie zum Pfeifen zugespitzten Mund mit Geräusch einziehen, so daß er immer hören konnte, wenn ein Papua in seiner Nähe rauchte.

Das Rauchen hat sich noch nicht bis nach den Admiralitäts-Inseln verbreitet, wohl aber wird Betel allenthalben viel gekaut, auch wo der Tabak durch die Weißen bekannt

geworden ist. Und wo jener nicht selbst zu erlangen ist, gebraucht man, wie z. B. auf Isabel, eine würzige Rinde wie sonst den Betel. Die Westmelanesier sind alle Betelkauer. Sie benutzen die Arekanuß, das Pfefferblatt und den Kalk ganz wie die Malayen und tragen den Betelpfeffer in länglichen verzierten Kürbissen, durch deren kleine Öffnung der lange, schmale Spatel eingeführt wird. Bezeichnenderweise gehören beide, Betelbüchse und Spatel, zu den mit größter Sorgfalt gearbeiteten Geräten der Neuguineer und ihrer Nachbarn. (S. Abbildungen, S. 258, 261, 262). Moseley sah auf den Admiralitäts-Inseln nur einen oder zwei Männer, die weder kauten, noch einen Kalkkürbis bei sich trugen. Es ist sehr eigentümlich, daß die Worte für diese Requisiten in der Sprache dieser Insulaner so weit abweichen von den malayischen Benennungen. Auf Malayisch heißt Kalk: Kapur; Arekanuß: Pinang; im Idiom der Admiralitäts-Insulaner heißt Kalk: Wav; Arekanuß: Mbung (wahrscheinlich für Betelpfeffer und Arekanuß zugleich gebraucht). Und es ist nicht minder auffallend, daß nur die betreffenden Bezeichnungen der Jap-Insulaner, die zu den wenigen betelkauenden Westmikronesiern gehören (für Kalk: Waej und für Arekanuß: Mbun), an die der Admiralitäts-Inseln erinnern, welche sehr entfernt auch mit den in Dore üblichen Namen Mereun für Arekanuß und Afe für Kalk verwandt sein könnten.



Hämmer von Neuguinea (Christy Collection, London). ¼ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 266.

Die Gewerbthätigkeit der Melanesier steht nur in einigen Punkten hinter derjenigen der Polynesier zurück, übertrifft sie aber in vielen andern. Als Cook in Tonga zuerst Fidschianer sah, schrieb er: „Die Fidschianer, welche ich hier sah, schienen sehr geachtet zu sein. Nach einigen Erzeugnissen ihres Handwerkes zu schließen, die ich hier sah, scheinen sie die Einwohner von Tongatabu an Geschicklichkeit noch zu übertreffen. Meisterhaft geschnitzte Keulen und Speere, schön bedrucktes Zeug, bunte Matten, Irdengefäße und einige andre Artikel, alle hatten einen Zug von Überlegenheit in der Ausführung.“ Wir begegnen demselben auch in andern Teilen Melanesiens, wie besonders bei der Betrachtung der Waffen hervorzuheben war, die entschieden auf den Salomo-Inseln ihre höchste Entwickelung erreichen. Nur Neukaledonien, Teile von Neuguinea und die Admiralitäts-Inseln stehen wohl in manchen Beziehungen tiefer als das übrige Melanesien. Doch bieten die Motu von Neuguinea ein merkwürdiges Beispiel von industrieller Arbeitsteilung. Die Melanesier sind von allen Insulanern des südlichen und mittlern Stillen Ozeanes mit wenig Ausnahmen die einzigen, welche Thongefäße und zwar von beträchtlicher Schönheit formen. Von Neuguinea bis nach den



Eine geschnitzte Büchse aus Bambus, von Neuguinea (Christy Collection, London). ¾ wirkl. Größe.

Fidschi-Inseln werden Gefäße aus sandgemischtem Thone aus freier Hand geformt und mit einem harzigen Safte bestrichen, der ihrem Äußern einen starken Glanz verleiht. Aber diese Kunst ist doch nicht ganz allgemein verbreitet; sie fehlt in Neu-Irland und Neubritannien, findet sich dagegen in Neuguinea, auf den Admiralitäts-Inseln, auf Trobriand und einigen der Salomo-Inseln und erreicht ihren Höhepunkt in Fidschi. Auf Neuguinea ist die Verbreitung dieser Kunst ganz seltsam. Viele Stämme, besonders des Innern, kennen sie nicht, während andre als Meister darin gelten: Finsch nennt ein Dorf im Hallsunde, dessen Bewohner zwei verschiedenen Stämmen angehören, von denen einer die Töpferei versteht und der andre nicht. Infolgedessen bilden Töpfe hier überall einen wichtigen Handelsartikel. Miklucho-Maclay fand auf der Maclayküste Neuguineas die Töpferei unbekannt, nur die Bewohner zweier Inseln vor derselben beschäftigen sich damit. „Falls jene Insulaner den Handel mit Töpfen aufgeben sollten oder infolge von Krieg oder sonst etwas Töpfe nicht mehr zu ihnen gebracht würden, würden die Bewohner der Küste eine andre Methode erfinden müssen, um sich die Nahrung zu kochen.“ Angeblich erinnern sie sich noch heute der Zeit, wo sie sich ohne Töpfe behelfen mußten. Derselbe Reisende behauptet, auf den Neuen Hebriden sei die Kunst der Töpferei ausgestorben; er habe keinen einzigen vollständigen Topf mehr gesehen, und nur auf Vate finde man Topfscherben. Dieser Rückgang wird den einwandernden Polynesiern zugeschrieben, die das Kochen mit heißen Steinen einführten.

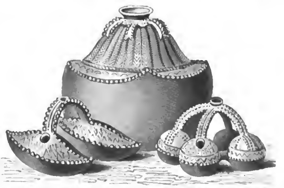
Es ist auffallend, wie gerade Neuguinea und die Fidschi-Inseln, die äußersten östlichen Punkte des Verbreitungsgebietes der Thongefäße auf der Inselwelt des Stillen Ozeanes und der äußerste Westpunkt desselben gegen Australien hin, die Höhepunkte der Entwickelung dieser Industrie bilden. Die Melanesier kennen nicht die Drehscheibe, dafür sind sie aber geschickt im Brennen der Gefäße, welches mit trocknem Grase und Röhricht erzielt wird. Genauer wird von Dore und von Port Moresby, dem Bunzlau dieser Küste, wie Finsch es nennt, die Methode der Verfertigung mittels zweier Steine beschrieben, am genauesten sind wir aber über die Töpferei der Fidschianer unterrichtet. Dieselben verfertigen Töpfe aus rotem und blauem sanduntermischten Thone, und ihre Waren unterscheiden sich in braun und rot gebrannte. Ihr ganzes Handwerkszeug setzt sich aus einem kranzartigen Kissen, in Neuguinea ein altes Oberteil von einem Topfe, einem platten, runden Steine und vier Holzschlägeln zusammen, und hiermit stellen sie Gefäße her, welche in Bezug auf ebenmäßige Form es mit solchen aufnehmen, die mit Sorgfalt auf der Drehscheibe bereitet wurden. Die Gefäße, welche die in Fidschi übliche Glanzglasur erhalten sollen,

werden, solange sie noch heiß sind, mit Harz abgerieben: eine Prozedur, welche übrigens auch bei den Motu Neuguineas bekannt zu sein scheint. Die Formen sind ungemein man-



Geschnitzte Spatel für Betellalk, von Dore, Neuguinea (Christy Collection, London). 3/7 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 259.

nigfaltig. Die Kochgefäße, deren jeder Haushalt mehrere besitzt, pflegen von eleganter Urnenform zu sein, sind einfach, wenn auch selten ganz unverziert, und mitunter von sehr beträchtlicher Größe. Töpfe mit verzierten Deckeln sind nicht selten, aber seitliche Henkel kommen nie vor. Dagegen ist die Mannigfaltigkeit der Formen bei den kleinern Trinkgefäßen und Fläschchen eine außerordentliche. Man findet zu zweien oder dreien zusammengekuppelte und durch Henkel verbundene kugelförmige Gefäße, deren jedes einen Ausguß besitzt, und welche dann möglicherweise noch in dem hohlen Henkel einen zweiten gemeinsamen Ausguß haben, man findet ei- und spindelförmige Fläschchen mit Einer Öffnung und kahnförmige mit zwei Öffnungen (s. obenstehende Abbildung). Die gerade an diesen letztern Gefäßen oft sehr reichlich vorhandenen Ornamente sind eingedrückte Punkt- und Zickzacklinien und Rippen, welche Finsch nach seinen Erfahrungen in Neuguinea als Handelsmarken bezeichnet.



Thongefäße von den Fidschi-Inseln (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig).

Viele Betrachter dieses merkwürdigen Formenreichtums der Thongefäße glauben denselben aber auf unmittelbare Nachahmung gewisser Naturvorbilder zurückführen zu können. So sollen die Urnentöpfe dem Neste einer schwarzen Biene nachgeformt sein, welche auf den Inseln häufig ist, die gekuppelten an Fruchtbündel, andre an bestimmte Blumen erinnern. Doch ist es noch wahrscheinlicher, daß nicht die Natur, sondern die entsprechende Industrie irgend eines andern Kulturkreises die Vorbilder zu diesen Dingen gegeben habe. Eigentümlich ist es, daß, während im ganzen übrigen Neuguinea Töpfe mit kugeligem Boden hergestellt werden, an der Südspitze man solche mit flachem Boden macht. Es ist wie bei fast allen Völkern, welche dieser Kunst mächtig sind, die Töpferei ganz den Weibern überlassen, und seltsamerweise scheinen es nur die Weiber der Fischer und Schiffer zu sein, die sich derselben widmen. Es deutet dies vielleicht auf eine ähnliche Gewerbekaste, wie man sie in Fidschi auch noch in andern Richtungen, z. B. bei den Schiffbauern, findet.



Neukaledonische Geräte (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 253.

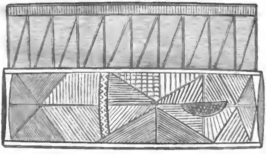


Ein Spatel für Betelkalk, von Neuguinea (Christy Collection, London). 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 259.

Überall in Melanesien wird **Rindenzeug** verfertigt. In Neuguinea ist seine Herstellung aus der Rinde eines Gummibaumes nichts als ein Weichklopfen des abgeschälten Bastes, in Fidschi aber übertrifft sie selbst die polynesische Tapabereitung und erzeugt unter Anwendung von Druckmatrizen (s. Abbildung, S. 263 oben) für den Aufdruck farbiger Muster Stücke bis zu 130 m Länge. Außer dem Papiermaulbeerbaume, der von einigen als Kulturpflanze angesehen wird, liefern Ficus prolina, Ficus tinctoria und Artocarpus incisus Bast für Rindenzeug. Der Webstuhl ist unbekannt; Gewebe, die aus Neuguinea in unsern Sammlungen liegen, scheinen malayische Einfuhr zu sein. Es ist schwer zu sagen, wie weit die polynesisch-fidschianische Methode der Tapabereitung nach Westen sich ausbreitet, denn Tapa ist Handelsartikel. Man findet sie noch auf den Neuen Hebriden, Santa Cruz und den Salomo-Inseln (Isabel). Auf Neubritannien ist die Tapa aber viel dicker, offenbar in roherer Weise dargestellt, auch nicht bedruckt, sondern bemalt.

Neben der Kunst der Tapa- oder Masibereitung ist die des **Flechtens** von Matten und andern Flechtwerken unter den häuslichen Künsten die eifrigst geübte. Man verwendet zu den gröbsten Arten Kokosfasern, zu den feinern Pandanusblätter und Binsen. Mit Bezug auf die

Vielfältigkeit der Arten sagt **Th. Williams**, auf den Fidschi-Inseln, wo auch diese Kunst in hoher Blüte steht, vermöge ein intelligenter Eingeborner von jeder Matte zu sagen, welcher Insel sie entstamme, denn entweder im Stoffe oder in der Herstellung seien zahlreiche Eigentümlichkeiten zu erkennen. Man gebraucht grobe Matten zur Bedeckung des Bodens und zur Verhängung der Hütten und feinere als Segel-, Schlaf- und Kindermatten. Man sieht Bodenmatten von 5 zu 8 m Länge und Breite und Segelmatten bis 100 m Länge. Von Schlafmatten gibt es dickere zum Daraufliegen und feinere zum Zudecken; eine der geschätztesten hat in der Mitte jedes Flechtstreifens eine durchlaufende Falte. Die angeflochtenen Ränder mit Mustern aus dunklern Bändern zeugen immer von nicht geringem Geschmacke, wie einfach sie auch sein mögen. Weiße Federn und in neuerer Zeit Fetzen europäischer Zeuge werden zu größerer Zierde mit eingeflochten. Eins der schönsten und zugleich allgemeinst verbreiteten Erzeugnisse der Flechtkunst ist der Liku oder Gürtel der Weiber, für welchen Baststreifen vom Wau-Baume (einem Hibiscus) zusammen mit der Faser einer wild wachsenden Wurzel und gewissen Grashalmen zu einem fransenbesetzten Gürtel oder breiten Bande verwoben werden, das oft sehr hübsch gezeichnet ist.



Geschnitzte Holzplatten, als Druckmatrizen gebraucht, von den Fidschi-Inseln (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig). 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 262.

Die Herstellung von Taschen und Körben aus demselben Materiale wie die Matten gehört gleichfalls in dieses Gebiet der Technik und geschieht so vollkommen, daß **W. Lawry** von denselben schreiben konnte: „Die geflochtenen Körbchen von Fidschi sind stärker, hübscher und nützlicher als irgend etwas der Art, was ich in England oder sonstwo gesehen“. Auch die Fächer werden in mannigfaltigen und zierlichen Gestalten entweder aus einzelnen Palmblättern, die am Rande verstärkt und ausgezackt sind, oder aus Bastgeflecht hergestellt. Aber über allen diesen Erzeugnissen der Flechtkunst stehen die ihnen verwandten Schnüre und Taue, von denen die bessern aus Kokosfasern, die gemeinern aus dem Baste jenes Wau-Baumes gedreht werden. Auf den Fidschi-Inseln zeigt sich selbst in dieser anscheinend ganz auf das Einfache, Praktische hingewiesenen Industrie der vielseitige, bewegliche Geschmack, indem die Taue und Schnüre in den verschiedensten bestimmten Formen als Kugeln, Ovale, Spindeln &c. aufgewickelt werden. **Th. Williams** maß eine Rolle von 3 m Höhe und 4 m Umfang.



Eine geschnitzte Kokosnuß von Neuguinea (Christy Collection. London). 1/3 wirkl. Größe.

Ein Vergleich mit Neukaledonien oder Neuguinea zeigt erst recht, wie hoch Ostmelanesien auch in diesen Künsten steht. Häufig sind in unsern Sammlungen die neukaledonischen Flechtereien in Körben aus Binsen- oder Grashalmen und Bastmatten; diese Gegenstände sind sauber gearbeitet, aber in der Regel gar nicht verziert. Man vergleiche einen der Fächer dieser Gruppe mit einem von Fidschi oder den Salomo-Inseln, um die Roheit des Geschmackes zu erkennen, welche den Neukaledoniern ihre Stelle tief unter andern Melanesiern anweist. Ähnlich primitiv gearbeitete Gürtel, Schürzen, Taschen, aus Schnüren geflochten und mit kleinen Cypräen in geraden und Zickzacklinien reichlich besetzt, gehören auch zu den in Neuguinea häufigen Sachen.

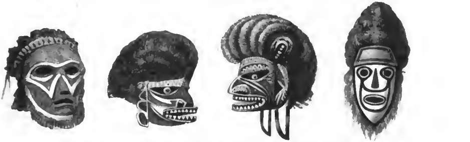
Von der **Holzschnitzerei** haben wir bei den Waffen und Werkzeugen Proben gesehen. Sie steht wohl am höchsten auf Fidschi und den Salomo-Inseln, was Feinheit der Arbeit anbelangt, bietet aber auch in Westmelanesien sehr Bemerkenswertes in Hinsicht des Formenreichtumes und der Massenhaftigkeit ihrer Erzeugnisse. An der neuguineischen Südküste von Isabel Cove ostwärts fahrend, sagt **M'Farlane**: „Von hier aus nach Osten zu scheinen die Eingebornen überhaupt große Freunde von Schnitzerei zu sein. Ihre Töpfe, Löffel, Sagostäbe, Keulen, Speere, Canoes, Ruder und alle Schmucksachen sind hübsch geschnitzt.“ Dies gilt so ziemlich für ganz Neuguinea. Am wunderbarsten ist die Phantastik ihrer Haus- und Kahnaufsätze. Bei geschnitzten Holzfiguren aus Neuguinea, welche schwarz, weiß und rot gefärbt sind, und deren Zweck es ist, auf die Spitze der Kähne aufgesteckt zu werden, ergeht sich die Phantasie dieser kindlichen Künstler in den denkbar mannigfaltigsten Abwandlungen. Zu Grunde liegt bei einer Gruppe derselben ein langschnäbeliger Vogel auf langen Beinen, der auf einem ihm zur Basis dienenden eidechsenartigen Tiere steht. Die in der Mitte des letztern angebrachten Füße verlängern sich in den Stiel der ganzen Gruppe. Die Abwandlungen bestehen nun, während der das Ganze krönende Vogel immer bleibt, in der Art, wie sein Beinpaar in Zickzack- oder Gitterlinien stilisiert wird, sowie in der Umwandlung des querstehenden, ihm zur Basis dienenden Ungeheuers in ein in zwei Menschen- oder Tierköpfe ausgehendes Querholz, von welchem krokodil- oder vogelartige Wesen zu dem krönenden Vogel aufstreben, ferner im Ersatze durch einen zweiten, dem Schwanze des erstern aufgesetzten Vogel und dergleichen mehr. Eine andre Grundform wird durch zwei querstehende, an beiden Enden in Köpfe auslaufende und durch ein ornamentiertes Holzstück getrennte Körper dargestellt. Nur in wenigen Fällen verwandelt sich der obere Vogel in einen zungenartig verlängerten, umgebogenen, ornamentierten Streifen. Gewöhnlich sind einige Ornamente an dem senkrechten Teile durchbrochen, welche Zickzacklinien darzustellen pflegen. Wie diese Zickzacklinien entstehen, lehren einige Fälle, wo die in Klauen endigenden Beine solcher tierischer Wesen in mehrfach gebrochener Linie erscheinen. Außerdem kommt aber auch ein schlingenartiges Ornament vor, das dann an Stelle der Zickzacklinie tritt.



Ein Idol als Kahnaufsatz, von Neuguinea (Britisches Museum, London). ¼ wirkl. Größe.

Überhaupt ist hier sehr gut der Übergang von der Naturnachahmung zur Stilisierung zu beobachten. Daß derselbe ungemein leicht stattfindet, läßt erkennen, auf wie schwachen Füßen die Naturnachahmung steht, wie leicht bei diesen Künstlern die Phantasie mit dem Gegebenen durchgeht. Es zeigt sich das z. B. auch an der Nachahmung des menschlichen Gesichtes, in welchem regelmäßig die Nase als eine von der vorspringenden Stirn herablaufende, hervortretende Linie mit stark ausgebreiteten Nasenflügeln erscheint und mit dem Munde als scharf absetzende Querlinie der Wangenteil des Gesichtes aufhört. Eigentümlich ist ein sich zuspitzender Aufsatz auf dem Kopfe, der jedenfalls nicht Naturnachahmung ist. Drei- oder vierfach abgesetzt, kehrt er überall wieder. Dieser Kopf wächst aus einer Unterlage von oft nicht unschönen spiraligen Ornamenten heraus, die ihrerseits aus den Armen entstehen.

Alle diese Schnitzereien sind aus dem Holze einer Monokotyledone gefertigt, und die Arbeit ist mit so sichern, großen Schnitten ausgeführt, daß man nicht glauben würde, sie sei ohne Eisen hergestellt. Die Verwendung der Farben geschieht ohne Ausnahme



Neubritannische Masken (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/6 wirkl. Größe.

so, daß die hervortretenden Linien schwarz, die großen Massen rot gefärbt und die vertieften Stellen weiß gelassen werden. Diese Phantastik nimmt nach Osten hin ab und fließt auf Fidschi schon mit den viel maßvollern, mehr geometrischen Motiven Tongas zusammen. Vielleicht hängt dies teilweise mit dem Mangel geschnitzter Idole auf Fidschi und den Neuen Hebriden zusammen. Aber auch schon in der Nachbarschaft Neuguineas läßt die Form- und Farbenpracht nach. So sind z. B. im Schnitzen hölzerner Gefäße von oft riesigen Dimensionen, die in ihrer Gesamtheit oder in einzelnen Teilen Tiergestalten nachahmen, die Admiralitäts-Insulaner sehr geschickt, aber eine Mannigfaltigkeit der Motive, eine Phantastik wie auf Neuguinea wird bei ihnen nicht beobachtet. Eines besondern Erzeugnisses melanesischer Kunst möchten wir noch wegen seines charakteristischen Auftretens gedenken, wir meinen den überall wiederkehrenden Fratzenkopf der Neukaledonier. Der hier besonders an den Speeren ausgeschnitzte Kopf mit gewaltiger Nase und einer an eine Bischofsmütze erinnernden Kopfbedeckung ist offenbar dem Typus eines Götzen entlehnt, dem wir in größerer Gestalt als selbständigem, holzgeschnitztem Götzenbilde begegnen (s. Abbildung, S. 268). Außer ihm kommen noch andre Werke der religiösen Skulptur der Neukaledonier vor, welche, den blutigen, rohen Gebräuchen dieser Völker entsprechend, hauptsächlich fratzenhaft sind. Das Hauptinteresse, welches sie zu erwecken geeignet sind, ruht in der Thatsache ihrer offenbar nahen Verwandtschaft mit Idolen aus andern Teilen der Südsee. Hierbei darf wohl auch auf die Ähnlichkeit der Köpfchen, die an den Speeren angebracht sind, mit den „Kopfquirlen" der Hervey-Insulaner (s. Abbildung, S. 156) erinnert werden.

Demselben Kunstzweige sind die aus Holz geschnitzten Masken (s. obenstehende Abbildung), mit Besatz roter Bohnen um die Lippen und echten Wollhaarperücken, zuzuweisen, die,

in primitive Federkleider auslaufend, bei Tänzen getragen werden. Auch hier sind die Anklänge z. B. an die Hawai-Maske und -Federkleider wenigstens anzudeuten.

Die Werkzeuge, mit welchen so kunstvolle Arbeiten gemacht wurden, sind, bis neuerdings das Eisen eingeführt ward, überaus einfach gewesen (s. Abbildung, S. 259). Die Steinaxt in verschiedenen Größen war das einzige Werkzeug zum Behauen der Pfosten und Planken, zum Fällen der Bäume; zusammen mit scharfen Muscheln diente sie zur Herstellung der größern Ornamente, Bildwerke, Holzschüsseln ꝛc. Mit Muscheln sowie mit Rattenzähnen, welche man in hartes Holz einsetzte, wurden die Schnitz- und Gravierarbeiten gemacht; zum Bohren dienten Seeigelstacheln oder glühende Stäbe, zum Glätten die Feilen aus Rochenhaut, die Pilzkoralle und der Bimsstein. Als nun das Eisen den Insulanern zugänglich ward, erkannten sie sogleich als geübte Arbeiter den Vorteil eiserner Werkzeuge, aber es ist sehr bemerkenswert, daß sie zuerst das Reifeisen allem andern vorzogen, weil sie es gerade ebenso wie ihre alten Steinäxte einsetzen und befestigen konnten.

Braucht man zu sagen, daß wenig von eigentlichen ständigen Handwerkern zu reden ist? Die meisten ihrer Künste üben sie nur gelegentlich aus, wie eben das Bedürfnis es ihnen nahelegt. Die Art und Weise ihrer Arbeit erscheint daher sehr oft nur in der Gestalt eines geschäftigen Müßigganges. Ein Mann, der gerade nichts Besseres zu thun hat, schleift sich einen großen Trochus zum Armbande oder feilt sich sonst eine Muschel zum Fingerringe zu, oder er nimmt die Gravierarbeit an einer Keule vor, der er schon Jahre seine „Muße" widmet. Dieses Arbeiten mit freigebigstem Zeitaufwande und Behagen erklärt viel von der Vollendung besonders fidschianischer Arbeiten. Während so jeder Einzelne nicht leicht mehr thut, als eben notwendig oder angenehm ist, entsteht doch allgemach eine Summe von Erzeugnissen, für deren Größe die Häufigkeit trefflicher fidschianischer Arbeiten in unsern Museen gültiges Zeugnis ablegen mag. Freilich sind es meist Gegenstände unmittelbaren Gebrauches, die so geschaffen wurden, und der Handel gewann nur wenig aus dieser wenn geringen, so doch andauernden Arbeit.

Die Handelsthätigkeit der Melanesier unter sich ist indessen doch nicht unbedeutend. Wir sprechen hier nicht von dem Handel der Malayen auf Neuguinea oder demjenigen der Tonganer auf Fidschi, sondern besonders von dem Handel dieser Insulaner unter sich. Allerdings hat jener erstere diesen teilweise genährt und gelehrt. Es ist der Fremdhandel, welcher die Bewohner der Hoodbai ermutigte, unbewaffnet in Menge an M'Farlanes Schoner mit ihren Waren heranzukommen, und der die Papua von Ansus zu ehrlichen Maklern im Handel zwischen den Malayen und den Bergstämmen gemacht hat. Vielleicht ist auch er es, der auf Fidschi an bestimmten günstigen Stellen der Küste Plätze als Marktplätze bestimmen und ebnen ließ, und am Beispiele der Tonganer mögen sich die fidschianischen Handelsvölker von Leonka, Mbotoni und Malaki herangebildet haben. Es gibt jedoch auch mehr im Zentrum Melanesiens einen Verkehr, der lebhaft genug ist. Die einzelnen Inseln der Neuen Hebriden erzeugen je nach ihren natürlichen Gegebenheiten verschiedene Waffen, die sie dann im Handel austauschen: so kommen die zugeschärften Waffen Tannas von Immer, so fertigt im Salomo-Archipel Malaita Kähne, Bougainville Muschelgeld, Guadalcanar Ringe, und so bilden durchbohrte Kuskuszähne zu Zwecken des Schmuckes, besonders zu Stirn- und Halsbändern, einen wertvollen Ausfuhrartikel aus Neu-Irland nach den Duke of York- und neubritannischen Inseln. Alle diese Völker waren mit dem Tauschhandel bekannt, als Europäer sie zuerst besuchten; bei einigen fand sich sogar Eisen, das nur auf dem Wege des Handels zu ihnen kommen konnte. Dafür sprechen aber auch ihre Wertmesser, deren Vorhandensein wir oben schon andeuteten. Auf Neubritannien dienen als Geld Muschelplättchen, die ganz gleich untereinander auf Faserschnüre aufgereiht sind; auf den Banks-Inseln besteht das gewöhnliche Geld aus den aufgereihten Spitzen von Muscheln; Malaita und

Bougainville erzeugen das Muschelgeld, welches auf den Salomo-Inseln üblich ist; die als Schmuck so wert gehaltenen Kaschelotzähne repräsentieren in Fidschi große Kapitalien, und auf den Salomo-Inseln sind die Halsbänder aus Delphinzähnen und die Armbänder aus Muschelringen geschätzte Wertmesser. Was aber mehr ist: wir hören durch Codrington von den Banks-Insulanern, daß sie in dem Bestreben, ihren Geldbesitz auf alle Art zu vermehren, unter anderm auch ein förmliches Borgsystem ausgebildet haben, dessen Zinsfuß 100 für 100 beträgt, wobei die Rückzahlung nach beliebiger Zeit erfolgen kann. Außerdem hat sich eine Art aufgezwungenes Darlehen eingebürgert, das der Empfänger, will er nicht gegen die Sitte verstoßen und den großmütigen Darleiher erzürnen, annehmen muß. Derartige Kapitalanhäufungen liegen offenbar auch in den gewaltigen Massen von Tapa vor, auf welche die fidschianischen Häuptlinge so stolz sind, daß sie sich bei festlichen Gelegenheiten bis zur Länge von 200 m von denselben umlegen lassen.

Im allgemeinen gewährt das wirtschaftliche Leben der Melanesier den Eindruck einer mäßigen Thätigkeit unter günstigen Naturbedingungen. Es gilt das besonders von Ostmelanesien, dessen Bevölkerung da, wo sie auf europäischen Plantagen oder Schiffen arbeitet, eine Tüchtigkeit gezeigt hat, welche über diejenige der Polynesier hinausgeht. Am unerfreulichsten sind wohl im allgemeinen die wirtschaftlichen Verhältnisse der Neukaledonier, deren Naturverhältnisse als wenig förderliche erscheinen. Günstig ist im allgemeinen die Verteilung der Arbeit an beide Geschlechter. Folgendes Bild der Lebensweise der Neuguineer, auf welches das Motto: „Eile mit Weile" anzuwenden wäre, entwirft d'Albertis: Die Eingebornen pflegen frühzeitig aufzustehen, schlafen aber bisweilen einige Stunden am Tage. Nach der Toilette beschäftigen sich die Männer während der kühlen Morgenstunden damit, Stricke für ihre Netze zu drehen. Die Weiber reinigen die Hütte, holen Wasser und kochen die erste Mahlzeit, die gemeinsam verzehrt wird. Das Fleisch zu derselben richten die Männer mit ihren Bambusmessern mit großer Geschicklichkeit zu, der beste europäische Schlächter könnte es nicht besser machen. Dann verlassen die meisten das Dorf und bestellen das Feld, die Männer mit ihren Speeren bewaffnet, die Frauen mit beutelartigen Netzen und mit geschnitzten Keulen, welche dazu dienen, trocknes Holz von den Bäumen abzuschlagen. Sie essen viermal täglich. Ihre Mahlzeiten bestehen aus Bananen, Jams, Taro, Sago und Brotfrüchten, Känguruh- und Emufleisch und Fischen. Obwohl sie aber so großen Überfluß sowohl an vegetabilischer als auch animalischer Nahrung haben, verzehren sie doch auch Schlangen, Leguane, Frösche, Larven verschiedener Insekten und Süßwasserschildkröten. Und schließlich essen die Eingebornen mit großer Vorliebe eine Süßwassermuschel, Ebe genannt, deren Schalen sie zu den verschiedensten Zwecken benutzen und deshalb stets bei sich tragen.

Der Hausbau der Melanesier schließt sich im ganzen an den in Polynesien üblichen Stil an, welcher charakterisiert wird durch das Überwiegen des langen, tief herabgehenden, kahnartigen, mit deutlichem Firste ausgezeichneten Daches. Mit wenigen Ausnahmen wird diese Form festgehalten. Wir finden sie in Neuguinea, wo ihre Gestalt die eines länglichen Viereckes von 4 bis 10 m Länge und 4 bis 7 m Breite ist, wiewohl die Hütten hier auf 5—6 m hohen Pfählen stehen. Wir begegnen ihr im Salomo-Archipel, wo die durchschnittliche Länge der viereckigen Familienwohnstätten ca. 15—22 m bei 12 m Breite beträgt, das vorspringende, auf Pfosten ruhende Dach mit Palmenblättern oder Gras gedeckt ist und die 1 m hohen Seitenwände aus Bambus oft in hübschen Mustern geflochten sind. Häufig sind vor den beiden Eingängen der Schmalseiten Veranden angebracht, die dem ganzen Bauwerke etwas Zierliches, Geschmackvolles geben. Endlich sind selbst die fidschianischen Bauten teilweise auf diesen Stil zurückzuführen, denn die meisten sind rechteckig, wiewohl in den Größenverhältnissen, in der Stellung auf Pfähle oder auf den Boden, im Baumateriale endlich auch wieder

sehr verschieden. Allein neben diesem Stile, dessen Grundform rechteckig und dessen Signatur das Firstdach ist, finden wir einen zweiten, dessen Grundform der Kreis oder das Oval und dessen äußeres Kennzeichen das Kegeldach, oft selbst die Bienenkorbform ist. Es ist der letztere hauptsächlich in Neuguinea und auf einigen benachbarten Inselgruppen, wie den Admiralitäts-Inseln, häufig, doch kommen auch auf Fidschi kegelförmige Hütten vor.



Dachzieraten und Hausstützen aus Neukaledonien (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 265.

Im übrigen ist es mehr nebensächlich, ob das Haus am Boden oder auf Pfählen, im Trocknen oder im Wasser steht. Man findet Pfahlhütten durch das ganze Gebiet, doch scheint ihre größte Entwickelung auf Neuguinea stattzufinden. In der Torresstraße sind auf den westlichen Inseln viereckige Häuser mit tief herabgehenden Dächern gebräuchlich, deren Enden gabelförmig übereinander stehen; die Vorder- und Hinterwand sind von Bambus gebaut, und eine von beiden ist mit einer dreieckigen Thür versehen, welche in einen stark verpalissadierten Hof führt. Einzelne Häuser stehen auch hier auf hohen Pfählen, ohne doch von Wasser umgeben zu sein. In Dore an der Geelvinkbai aber sind alle Häuser auf Pfählen im Meere erbaut und mit dem 50—60 m entfernten Ufer durch einen Steg verbunden. Die Brücke geht in einen Flur über, der an beiden Seiten je 5—7 ziemlich dunkle Zimmer enthält und an der Seeseite in eine Art Galerie endigt; das Innere bietet ein Muster von Unordnung, Unbequemlichkeit, ja sogar Gefahr dar für einen, der nicht versteht, über Löcher und halsbrechende Gegenstände zu balancieren. Das Dach aus Kokosblättern ähnelt einem umgestülpten Schiffsrumpfe. Das Pfahldorfsystem ist noch weiter entwickelt in dem nahen Dorfe Sowek, wo Raffray ungefähr 30 Häuser auf Pfählen fand, die miteinander durch Baumstämme verbunden waren, doch ohne jede Verbindung mit dem Ufer. (S. beigeheftete Tafel „Pfahldorf Sowek an der Nordküste von Neuguinea".) „In der That ein vollkommenes Pfahldorf, wie es die Wissenschaft für die vorhistorischen Zeiten rekonstruiert hat." Da jedes dieser Häuser eine Anzahl von Familien umschließt, schätzt der Reisende die Bewohnerschaft dieses größten von ihm in Neuguinea gesehenen Ortes, welcher überdies noch auf einer Insel liegt, auf 1000 Seelen. Nach demselben Systeme finden wir hervorragende Leistungen in Beziehung auf den Hausbau bei den Anwohnern der Humboldtbai, deren Häuser bald im Wasser, bald aber auch auf dem Festlande stehen und nett und reinlich gehalten werden. Auch hier



PFAHLDORF SOWEK AN DER NORDKÜSTE VON NEUGUINEA.

(Nach Raffray)

ruhen sie auf Pfählen, die 1 m über den Wasserspiegel aufragen, sind aber untereinander durch Brücken verbunden. Das Dach steigt bis zu 12 m empor und ist sechs- bis achteckig. Auch die in der Nähe mehr im Innern liegenden Häuser der Neuguineer sind nach gleichem Plane gebaut und stehen, wenn auch im Trocknen, doch auf sehr hohen Pfählen, die zusammen mit ihren langen, schrägen Stützen einen äußerst originellen Bautypus repräsentieren. Vom Arfak-Dorfe Memiwa schreibt Raffray: „Im Vergleiche zu dem kunstvollen, luftigen Baue dieser Häuser waren die von Aiambori nur ein schwacher Versuch. Wie Adlernester hingen sie, als ob sie von jedem Windstoße hinweggefegt werden müßten, 15 m



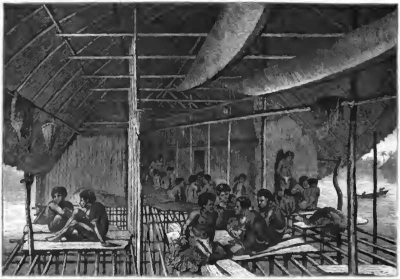
Ein Haus im Arfak-Dorfe Memiwa, Neuguinea (nach Raffray).

hoch in der Luft, auf dünnen und schwanken Stangen, deren ganze Festigkeit in einer Durchkreuzung bestand, die sie untereinander stützte. Man besteigt diese luftigen Wohnungen auf schräg stehenden Baumstämmen mit stufenförmigen Abschnitten (s. obenstehende Abbildung)."

Die innere Einrichtung ist kaum bequem zu nennen. Der Fußboden besteht aus höchstens armsdicken und einen halben Meter voneinander getrennten Querbalken, über die man natürlich nicht gehen, sondern nur geschickt springen kann. In den eigentlichen Wohnräumen zu beiden Seiten des Korridores bilden dagegen dichtere Lagen dünner Bambusstäbe den Flur. Fenster gibt es nicht, weil man glaubt, Gespenster kämen nicht durch Mauerlöcher oder Thüren, wohl aber durch Öffnungen im Dache. Mit einer Matte bedeckte Bretter bilden das Bett, ein Flechtwerk mit einer dicken Schicht Erde den Herd, auf dem die Speisen, wenn man sie nicht roh genießt, fast stets unter der Asche gekocht oder geröstet werden; lange und dicke Bambusrohre mit durchbrochenen Scheidewänden als Wasserbehälter, einige Säcke aus Matte, Wurfspieße, Bogen, Pfeile, Lanzen, und damit ist das papuanische

Mobiliar zu Ende. Gesondert von den Familien wohnen die unverheirateten Männer, deren Wohnstätten, großen Hundehütten ähnliche Häuser, an allen vier Ecken mit Guirlanden von Menschenschädeln geschmückt sind.

Die Wohnungen der Neu-Irländer und ihrer nächsten Nachbarn sind förmliche Häuser oder Hütten aus Holz mit giebelförmigem Dache aus Bambusgerippe und mit Palmenblätterbedeckung. Auf Neuhannover haben diese Häuser rechteckigen Grundriß und durchschnittlich etwa 4 m Breite und 7—10 m Länge. Die Neu-Irländer lassen das etwas gebogene Dach über die Seitenwände hervorschießen, so daß eine offene Veranda entsteht. Ganz verschieden in Grundriß und Ausführung erscheinen die Hütten auf Neubritannien: ihr Grundriß ist länglich, an den Schmalseiten ausgebogen, das wenig über die Außenwände



Das Innere eines Hauses in Karido, Neuguinea (nach Raffray).

hervortretende Dach von Palmenblättern hat an beiden Seiten eine Art Türmchen, auf dessen Spitze sich ein Rohrbüschel befindet. Das Innere, durch das in die Thür fallende Licht spärlich erleuchtet, enthält fast nichts an Einrichtungsgegenständen und ist reinlich auf Neubritannien, ziemlich schmutzig und verräuchert aber auf Neuhannover; doch ist auch hier, besonders auf Neu-Irland, die Reinlichkeit der Umgebung in den aus 5—10 Hütten bestehenden Dörfern äußerst wohlthuend. Auf Neubritannien sind die Häuser häufig auf Pfähle gestellt, und ähnlich sind sie auf den Neuen Hebriden und Salomo-Inseln.

Auf den Fidschi-Inseln ist bei den vorwiegenden Firsthäusern die Seitenwand 1—3 m hoch und wird häufig von dem tief herabsteigenden Dache ganz verdeckt, so daß der Querschnitt ein gleichseitiges Dreieck darstellt. Die Wände sind aus Rohr und von einer bis drei Rohrdicken. Wo drei Rohrlagen vorkommen, liegt die innere horizontal, was, wie auf Bau, oft zu hübschen mehrfarbigen Mustern ausgebeutet wird. Ein „Meister schwieriger Muster“ ist ein gesuchter Mann. In der Mitte des Bodens ist der Herd eingelassen, und am hintern Ende ist öfters der Boden diwanartig erhöht. Die Thüren sind so niedrig, daß man sich

bücken oder selbst kriechen muß, um einzutreten. Williams erzählt, wenn er nach dem Grunde dieses Umstandes gefragt, habe man ihm den bessern Schutz eines nicht gar leichten Einganges genannt; in großen Häusern kommen aber auch Fensteröffnungen vor. Die Hauptsache ist indessen auch hier das Dach, welches, entsprechend seiner Bedeutung, in gemeinsamer Arbeit festlich aufgerichtet wird, und zwar arbeiten diese Dachdecker von unten nach oben. Bindemittel sind Schlingstengel oder Sehnen. Mit einfachen Mitteln werden manchmal Bauten hergestellt, die selbst für europäische Begriffe imposant sind. Williams citiert das Zeugnis eines Besuchers von Tanoas Haus auf Fidschi, welcher sagt: „Es übertrifft an Größe und Großartigkeit alles, was ich im Stillen Ozeane gesehen. Es ist 40 m lang, 12 m breit, mit massiven Säulen in der Mitte und von festem Baue." Da gerade auf Fidschi kein Mangel an Bauholz ist, so sieht man daselbst überhaupt nicht selten Häuser von 20 bis 30 m Länge und 10 m Breite. Der Bau eines solchen Hauses nimmt die für fidschianische Verhältnisse lange Zeit von 2 bis 3 Monaten in Anspruch, ein gewöhnliches Haus wird aber in 2 Wochen fertig.



Ein Stuhl aus Dore, Neuguinea (Christy Collection, London). ¼ wirkl. Größe.

Vielleicht schließen die Salomo-Inseln sich, auch was Größe anbelangt, am nächsten an die fidschianische Architektur an, während die Neuen Hebriden schon eine Stufe tiefer stehen. Dort sind die Häuptlingshäuser, die umfangreichen Versammlungs- und Fremdenhäuser und Canoeschuppen sorgfältig gebaut und durch Schnitzwerk, Malerei, besonders aber durch Schädel verziert; einen hochgeschätzten Schmuck bilden zahlreiche große irdene Töpfe, verzierte Näpfe, Flechtereien und hier und da Gewehre. Auch auf Neuguinea sind die Gemeindehäuser, Marea genannt, ausgezeichnet vor den andern. Sie finden sich selbst in den Pfahldörfern, wenn auch in kleinem Formate, dienen zu Versammlungen, zum Empfange Fremder und sind mit Waffentrophäen geschmückt.

Die bienenkorb- oder kegelförmigen Hütten, von welchen wir oben sprachen, findet man zuerst im nördlichen Neuguinea; aber auch südlich von Neuguinea haben die Bewohner der Torresstraße auf den östlichen Inseln runde, bienenstockartige Hütten, welche aus Bambusrohr verfertigt und mit Laub bedeckt sind. An denselben wird nur eine kleine Thür gelassen, so daß das Innere, welches übrigens reinlich gehalten wird, ganz dunkel bleibt. Der Mittelpfosten ragt über dem Hause hervor und ist oben mit Muscheln verziert, am Dache hängen in und vor dem Hause die Köpfe der erschlagenen Feinde. Demselben Stil begegnet man auf den Salomo-Inseln. Fast am schlechtesten ist aber der Hüttenbau auf Sikiyana, wo sich das aus Kokosblättern geflochtene Dach direkt vom Sandboden erhebt. Auf Neukaledonien trifft man bei den armen Klassen der Eingebornen Hütten, die weiter nichts als tragbare Schutzdächer sind, daneben aber auch festere aus Sparren- und Flechtwerk hergestellte Hütten von konischem Grundrisse. Auf den Admiralitäts-Inseln, wo eine gewisse Armut des

übrigen Lebens gerade keine hohe Entwickelung der Architektur voraussehen läßt, sind alle Hütten ovale, bienenkorbförmige Bauten, durch zwei hohe Pfähle in den beiden Brennpunkten ihres eiförmigen Grundrisses und durch niedrigere Pfähle oder aufeinander geschichtetes Holz im Umfange gestützt. Das Dach, welches oft bis zum Boden herabreicht, besteht aus Gras oder trocknen Palmenblättern, und das Ganze sieht deshalb oft nicht anders aus als ein Heuschober. Dies ist der Grundtypus der verschiedenen Gattungen von Hütten und auch der Tempel, die nur in Größe und innerer Einrichtung verschieden sind. Ein Anlauf zu Verschönerung ist vielleicht in der Anpflanzung einer brennendroten Dracäne in der Umgebung der Hütten zu erkennen, deren Zweck kaum ein andrer als Schmuck sein kann. Die Frauen haben besondere Hütten. Die Dörfer der Admiralitäts-Inseln sind klein, umschließen 20—30 Hütten, sind mit Rücksicht auf den Schutz gegen Überfälle angelegt und wohl auch leicht umwallt. Auch auf andern Inseln liegen selbstverständlich die Wohnungen überall, wo es die Natur zuließ, im Schatten der Bäume und gewähren mit ihrem saubern Äußern, der zierlich geflochtenen Umzäunung, dem dunkeln Hintergrunde und dem prächtig blauen Himmel häufig einen sehr malerischen Anblick. Die Reinlichkeit der neubritannischen Dörfer wird von Powell gepriesen, welcher schildert, wie die Weiber allmorgendlich jeden Unrat beiseite schaffen. In Neuguinea liegen die Dörfer hauptsächlich an der Küste und sind teilweise sogar volkreich. Finsch gibt dem Dorfe Mauhu 250 Häuser, und M'Farlane schildert Kerepuna als eine aus neun Dörfern bestehende „Stadt" von 2000 Einwohnern mit reinlichen, ausgejäteten Straßen. Aber schon die Wohnungen der landeinwärts von der Geelvinkbai wohnenden Stämme weichen von jenen der Mafuresen und der übrigen Küstenbewohner der Geelvinkbai ab; selten in Gruppen von mehr als drei beisammen, sind sie weit und breit über Berg und Thal zerstreut.

Von wohlangelegten Wegen und andern Werken öffentlichen Nutzens hören wir besonders auf Fidschi. Hier ist es auch, wo von Bau zum Wainiki-Fluß ein Kanal, Kelemusu genannt, durch das Delta geschnitten ist, um zunächst zu strategischen Zwecken die Passage zu kürzen. Neukaledonien zeigt Reste alter Wasserleitungen, und in Espiritu Santo sind noch heute die Dorfstraßen mit Kieseln ausgelegt und mit Wasserleitungen versehen.

Die häufigen Feindseligkeiten der einzelnen Stämme haben auf Isabel eine eigne Baukunst hervorgerufen, die sogenannten Baumdörfer. Die zur Aufnahme von etwa 12 Personen bestimmten Hütten, „Vako" genannt, sind in dem Geäste gewaltiger Bäume in einer Höhe von 25 bis 30 m angebracht. Der Stamm ist nach unten aller irgendwie entbehrlichen Zweige beraubt und völlig glatt. Eine aus Lianen oder Bambus gefertigte Leiter, die emporgezogen werden kann, dient zum Besteigen dieser luftigen Wohnungen, deren Inneres einen Vorrat von Steinen und Speeren birgt, die von der vor dem Hause befindlichen Schwelle oder durch eine Fallthür geworfen werden können. Am Fuße eines jeden solchen Baumes ist eine zweite Hütte errichtet, die zum Aufenthalte bei Tage dient. Ebensolche Baumwohnungen kommen in Neuguinea vor, wo der schweifende Jägerstamm der Koitapu seine Behausungen zuweilen in den Bäumen anlegt. In gewissen Distrikten der Insel Isabel sind übrigens zur Aufnahme von flüchtigen Stammesangehörigen auf der Höhe schwer zugänglicher Berge auch durch förmliche Palissaden geschützte Dörfer angelegt, „Tei-Taihi" genannt, die von der See aus gesehen den Eindruck kleiner Forts machen.

Der melanesische Hausrat ist, wie sich aus manchem vorstehend Gesagten ergibt, keineswegs arm. Das Innere eines bessern fidschianischen Hauses macht sogar in höherm Grade, als man es auf dieser Kulturstufe erwarten würde, den Eindruck der Behaglichkeit. Auf der erhöhten Stelle, welche am Tage den Diwan, bei Nacht das Bett des Hausherrn bildet, liegen Matten über einer elastischen Lage von trocknem Grase oder Farnkräutern, und zunächst stehen einige Kopfschemel aus Holz oder Bambusrohr (s. Abbildung, S. 273). Darüber

hängt das Moskitonetz, welches oft groß genug ist, um einen Vorhang quer durch den ganzen Raum zu bilden. An den Wänden hängen Körbe, Fächer, Kürbis- und Thonflaschen, hölzerne Öl- und Speiseschüsseln und an hervorragender Stelle die Yakonaschüssel mit Schöpfer und Becher. In einer Ecke nächst des Bettes stehen Keule und Axt. Am Boden reihen sich an der Wand hin ovale, vierfüßige Holzschüsseln und einfache Thontöpfe, und in einem Neste aus trocknem Grase stehen die kugelförmigen Trinkgefäße. Ferner gehören zum Hausrate weitmäulige Thongefäße für die Pfeilwurzel, roh geflochtene Körbe für Gemüse und Kokosnüsse, Bambusröhren für süßes und salziges Wasser, ein konkaves Brett von 1—2 m Länge, auf welchem mit runden Steinen das Brot geknetet wird, mehrere geschnitzte oder aus Kokosschalen verfertigte Löffel, in bessern Haushalten sogar eine hölzerne Gabel. Endlich sind die großen Kochtöpfe auf dem aus drei Steinen zusammengesetzten Herde nicht zu vergessen, deren runder Boden den Vorteil bietet, sie je nach der Masse ihres Inhaltes schief stellen zu können.

An eigentlichen Komfort kann man bei alledem jedoch nicht denken, und das Leben der Eingebornen spielt sich ja auch zum größten Teile außerhalb der Wohnungen ab, die hauptsächlich Schutz bei Nacht und Regen bieten sollen. Zum Vertreiben der Insekten sowie auch während der nassen Jahreszeit brennen inmitten des Wohnraumes während der Nacht vielfach Feuer. In der Regenzeit bietet das sonst so geräumige Haus den Unbilden der Witterung nur ungenügenden Schutz, ebenso ist während der trocknen Jahreszeit der Aufenthalt sehr heiß, so daß es kein Wunder ist, wenn der Eingeborne, schlecht bekleidet wie er ist, häufig von Rheumatismen, Fieber ꝛc. geplagt wird. Doppelt gilt dies natürlich von den Pfahlbauern.



Kopfschemel der Neukaledonier (ethnographisches Museum, Wien). Vgl. Text, S. 272.

## 14. Familie und Gesellschaft der Melanesier.

„Die Völker trennt ein politisches System, das an den Feudalismus des frühen Mittelalters erinnert, die Einzelnen aber eine Anzahl von sozialen und religiösen Schranken, welche unnatürliche Sonderungen bewirken." Th. Williams.

Inhalt: Die Familie. Geburt. Erziehung. Stellung des Weibes. Heirat. Verwandtschaftssysteme. Familienleben. Erbrecht. — Die Gesellschaft. Die Ständegliederung. Geachtete und verachtete Stämme. Sklaven. Das Veve- oder Veitasystem. — Der Staat. Regierungsformen. Häuptlinge und Älteste. Heiligung und Weihen der Häuptlinge. Ratsversammlungen. Rechtsprechung. Verkehr der Stämme untereinander. Krieg. Kampfsitten. Kriegerkasten. Menschenfresserei.

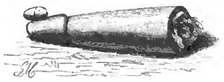
Bei der Geburt, die häufig in eigens für diesen Zweck gebauten kleinen Hütten stattfindet, stehen Freundinnen oder weibliche Verwandte der Kreißenden bei. Ungleich den sofort nach der Geburt hart arbeitenden Tonganerinnen, bleibt die Fidschianerin mehrere Tage nach der Niederkunft auf ihrer Matte liegen. Ein andres Weib säugt das Neugeborne, und der Vater bewirtet seine Freunde. Seltsamerweise dehnt sich eine Anzahl von Enthaltungs- und Reinigungsgebräuchen auch auf den Mann aus. Auf Fidschi und den Neuen Hebriden werden nach der Geburt eines Kindes von beiden Eltern weder Fleischspeisen noch Fische

gegessen, da sie das Kind krank machen könnten. Dasselbe würde eintreten, wenn der Vater nach der Geburt des ersten Kindes im Laufe eines Monates schwere Arbeit verrichtete. Kindesmord ist weit verbreitet, und auch Abtreibung wird ausgedehnt geübt. Oft veranlaßt jenen schon eine Beleidigung seitens des Gatten, oft aber ist auch Eitelkeit die Ursache, denn die Frau liebt es, möglichst lange als Jungfrau angesehen zu werden. Kaum glaublich ist es, daß auf Ugi (Salomo-Inseln) alle Kinder getötet und durch gekaufte von Bauro ersetzt werden. Ist das Kind ein Mädchen, so hat es überall da mehr Aussicht, am Leben zu bleiben, wo es gewissermaßen die Stammhalterin der Familie ist, wo also die Vererbung in der weiblichen Linie so unbedingtes Gesetz ist wie z. B. auf den Banks-Inseln. Wenn die Kinder einmal am Leben gelassen sind, so wird mit Sorgfalt alles für sie vorgesehen. Nicht nur die Eltern, auch die Verwandten beschenken sie. Nach dem Tode der Eltern werden die etwa hinterlassenen kleinen Kinder von andern adoptiert und, falls sie noch in den ersten Lebensjahren stehen, in alle Rechte der neuen Familie eingesetzt; sind sie jedoch älter, so werden die natürlichen Bande wie auch das Erbrecht in alter Weise aufrecht erhalten.

In der **Erziehung** spielen die größte Rolle die Weihen, welche mit dem Mannbarwerden verknüpft sind. Doch geschieht oft schon das Abschneiden des Nabelstranges unter Zeremonien, wie z. B. in Neukaledonien, wo die Nabelschnur der Knaben auf einem Steine abgeschnitten wird, um das Herz hart, und über einem Gefäße mit schwarzem Wasser, um die Augen auch in der Nacht sehend zu machen. Auf Fidschi begräbt ein Priester die Nabelschnur zusammen mit einer Kokosnuß unter Gebeten, die besagen: „Hier die Nahrung des kleinen Kindes. Habt acht auf es, ihr Götter!" Beschneidung findet gewöhnlich beim Erscheinen des Bartes statt. Der Jüngling verläßt von der Mannbarkeit an zur Nacht stets die elterliche Hütte, um im Gemeindehause zu schlafen. Kein Weib darf dasselbe zu andrer Zeit als bei Hochzeitsfeierlichkeiten betreten. Mädchen werden oft schon mit der Geburt verlobt und von Jugend auf im Hause ihres Verlobten erzogen, und auf Isabel soll sogar die eigentümliche Sitte bestehen, daß die Mädchen bis zur geschlechtlichen Reife in der Familie des Bräutigams leben. Ist das Mädchen aber mannbar geworden, so kommt auf Fidschi der Bräutigam, bietet einige Walzähne ihren Eltern zum Geschenke und erhält seine Frühverlobte zur Frau. Hier wie auf den Banks-Inseln wird mit großem Eifer darüber gewacht, daß er das Mädchen in jungfräulichem Zustande erhalte. Begeht sie einen Fehltritt, so wird sie hart bestraft, selbst ermordet, und das gleiche Schicksal erfährt, wenn man ihn fassen kann, ihr Verführer. Schwer erklärt sich die Sitte der Salomo-Insulaner, diejenigen Mädchen, welche die Pubertät erreicht haben, während einiger Monate in eignen Hütten einzusperren und niemand, außer bestimmten alten Frauen, in dieser Zeit den Zutritt zu gestatten. Derselbe Gebrauch scheint auf Neu-Irland und Neubritannien in ausgedehnterm Maße zu herrschen. **Brown** fand eines Tages eine Behausung, die zum Zeichen, daß sie tabu sei, mit Blättern eingehegt war. Sie stand allein und auffallenderweise auf einem heißen, sandigen Platze, so daß sie die Neugier des Missionars erregte, welcher sich deshalb durch Geschenke Zutritt verschaffte. Er sah drei runde, aus zusammengenähten Pandanusblättern gebaute Hütten von etwa $1^{1}/_{3}$ m im Durchmesser, welche durch doppelte, aus geflochtenen Kokos- und Pandanusblättern bestehende Thüren verschlossen waren, und in jeder dieser Hütten in etwa 1 m Höhe über dem Boden ein junges Mädchen von beziehentlich 8, 10 und 14 Jahren. Wie man ihm sagte, werden die Mädchen im frühen Alter in diese Käfige eingesperrt und bis zur Pubertät darin belassen. Während dieser Zeit dürfen ihre Füße nicht den Boden berühren; selbst wenn sie des Nachts ab und zu herausgelassen werden, um sich zu waschen, legt man Bambus auf den Boden, damit sie nicht mit demselben in Berührung kommen.

Die **Stellung der Frau** ist die eines schwächern, aber begehrten Wesens, das von dem, der es besitzt, gedrückt wird, um von dem, der es erwerben will, um so höher geschätzt

zu werden. In vielen Beziehungen ist diese Stellung derjenigen von Sklavinnen ähnlich, die ja trotz der Abhängigkeit ein gewisses Maß von Einfluß nicht ausschließt, welches von der Persönlichkeit oder von der Geringfügigkeit der Zahl der Weiber und anderm abhängig ist. Schon daß die Frauen wenig Schmuck tragen, ist bezeichnend. Je ärmer ein Stamm, desto größer ist der Unterschied zwischen dem verhältnismäßig reichen Schmucke der Männer und der Schmuckarmut der Frauen. Sie kochen, bestellen den Boden, tragen auf Reisen alles, was die Familie ihr eigen nennt. Für ein wenig Tabak, Glasflaschen, Äxte werden sie nicht selten dem Fremden angeboten, und der Häuptling kann sie seinen Gästen oder Bundesgenossen auf Zeit zuweisen. Daß die Frau in manchen Beziehungen als unrein und verunreinigend gilt, drückt sie in der öffentlichen Meinung auf eine Stufe unter derjenigen des Mannes. Sie darf fast nie einen Tempel betreten, und es ist in dieser Beziehung sehr bezeichnend, daß besonders in Westmelanesien die den Frauen strengst verbotene Schlafhütte der Junggesellen mit dem Tempel des Dorfes zusammenfällt. Gewisse Speisen vermeintlich edlerer Art sind ihr versagt. Sie soll nicht von denselben Speisen essen wie der Mann oder höchstens nur das, was dieser ihr übriggelassen hat.



Ein Liebeszauber aus Neuguinea (Christy Collection, London). 1/3 wirkl. Größe.

Wenn auch in manchen Teilen, wo Kindesmord üblich ist, mehr Knaben als Mädchen getötet werden, weil die weibliche Nachkommenschaft für die Erbschaft von Bedeutung ist, und wenn auch die Sitte der Exogamie und der Freiergeschenke zeigt, daß das Weib dennoch einen wertvollen Besitz unter verschiedenen Gesichtspunkten darstellt, so ist doch auch selbst dieser Wert schwankend je nach Nachfrage und Angebot. Ein Beispiel: Ein Häuptling von Nandy auf Fidschi Levu wünschte sehnlichst eine Muskete zu besitzen, welche ein amerikanischer Kapitän ihm gezeigt hatte. Allein der Preis von zwei Schweinen war zu hoch, da der Häuptling nur eins hatte. Was war zu thun? er sandte statt des zweiten Schweines ein junges Weib und erhielt die Flinte. Williams setzt hinzu: „Ich sah später das Mädchen und kannte den Käufer, dessen Frau dieselbe als Dienstboten hielt".

Angesichts solcher Erscheinungen verliert die unzweifelhafte Thatsache an Wert, daß der Weiberkauf in Melanesien nicht so ausgesprochen vorkommt wie anderwärts. Daß aber die Heiratsgebräuche doch nahe daran streifen, lehrt die Sitte, daß, falls Mann und Frau sich zu trennen beabsichtigen, der Vater der Frau die ihm geleistete Abfindungssumme zurückzahlen muß, sobald er von einem neuen Schwiegersohne eine solche erhält. „Jede Witwe", sagt Eckardt von den Salomo-Inseln, „ist der Willkür der Verwandten ihres verstorbenen Mannes preisgegeben, wenn nicht ihr Brautpreis zurückgezahlt wird." Ob eine tiefere Bedeutung angeblichen lokalen Unterschieden innewohnt, welche z. B. auf den nördlichen Neuen Hebriden die Frauen freier erscheinen lassen als auf den südlichen, bleibt zu untersuchen.

Daß Männer sich Frauen durch Raub erwerben, kommt vor und kann durch Entschädigung der Verwandten der Frau gesetzlich gemacht werden, sofern es der letztern bei ihrem Manne nur gefällt. Bewirbt sich aber bei den Papua der Geelvinkbai ein junger Mann um ein Mädchen, so darf er sie nie zu erblicken suchen, ja nicht einmal sie ansehen, wenn sich zufällig die Gelegenheit bietet, sonst fällt er in eine schwere Strafe. Ausnahmsweise kommen in den bessern, wohlhabenden Klassen fortgeschrittener Stämme, wie der Fidschianer, Fälle von Neigungsheiraten vor, bei denen die Ehe das Ende einer Reihe merkwürdiger Zeremonien ist. Zuerst kommt der Freiersmann in das Haus seiner Liebsten und bietet ein Geschenk an: Veidomoni, d. h. gegenseitige Zuneigung. Findet sein Werben Gehör, so

nehmen die Verwandten des Mädchens dieses in das Haus seines Liebsten: Veimei, d. h. Nähren, und trösten es, wenn es weint, mit Geschenken: Vakamamaka, d. h. Thränentrocknen. Dann folgt Vakatakata, d. h. Wärmen, wobei der Bräutigam für die Verwandten eine Speise kocht. Die Schlußzeremonie ist endlich in der Regel Nasili, d. h. Baden, wobei die Braut mit andern Weibern baden geht und einen Fisch fängt, den sie, als erste Hausfrauenpflicht, ihrem Gatten anbietet. In einigen Teilen Fidschis folgt aber erst auf diese Zeremonie die eigentliche Heirat. Die Zwischenzeit benutzt der Bräutigam, um ein Haus zu bauen, und die Verwandten beider Seiten, um Matten, Nahrungsmittel und andre verschiedenartige Dinge als Geschenk bereit zu stellen. Die Braut wird unterdessen tättowiert und am Tage der Hochzeit geschoren oder doch einer Schläfenlocke beraubt.

In verschiedenen Teilen von Westmelanesien wird die Ehe mit religiösen Zeremonien gefeiert, die vielfach malayischen Charakter tragen. So in Dore und der Geelvinkbai. Die Verlobten setzen sich vor dem Bilde des Hauptgottes nieder, indem sie sich die Hand geben, und unter Ermahnungen und Segenswünschen der ältern Anverwandten essen sie gemeinschaftlich Sago, welchen die Braut dem Bräutigam und dieser der Braut reicht; ebenso reicht diese jenem Tabak und er ihr Betel. In der ersten Nacht müssen die Neuvermählten wachend nebeneinander sitzen, während ihre Verwandten ein großes Mahl feiern, nach dessen Beendigung der junge Ehemann seine Frau heimführt.' Ähnlich werden auch auf den Salomo-Inseln, wenn alles Volk, das zur Hochzeit geladen oder nicht geladen ist, sich rings um das Versammlungshaus im Kreise gelagert hat, erst die Götter angerufen, dann vom Priesterhäuptlinge und dem festlich geschmückten Brautpaare auf einem Steine, der vor einem uralten Bananenbaume zu stehen pflegt, einige Blätter von einem bestimmten Baume geopfert, und endlich ruft die Muscheltrompete zum Tanze. Einfacher sind die Heiratszeremonien auf den meisten andern Inseln, doch wird der Hochzeitsschmaus mit Musik und Tanz nur selten vergessen. Erst nach dem Feste gehört die Braut dem Erwählten als Frau an.

Häufig nimmt der Mann zwei Frauen, unter günstigen Wirtschaftsverhältnissen wohl auch mehr. Bei armen Stämmen, wie z. B. den Motu Neuguineas, ist dagegen Monogamie allgemein. Doch wird daraus bei der Leichtigkeit der Lösung der Ehe sehr leicht eine „Nacheinanderpolygamie", d. h. das Weib wird, wenn es ausgenutzt ist, abgelegt und vertauscht. Die Überzahl der Frauen, wie d'Albertis sie von den Naiabei angibt, ebenso wie die häufiger zu findende Überzahl der Männer greifen natürlich bestimmend mit ein. Durch die eigentümliche Familiengliederung werden Anklänge an Polyandrie zu einer gar nicht seltenen Erscheinung. Auf den Neuen Hebriden z. B. ist es bei der Witwenschaft eine Art Übereinkommen, daß zwei Witwer mit einer Witwe leben; sie gehört beiden, ebenso die Kinder.

Man geht wohl nicht weit fehl, wenn man hier an die Beschränkung der Heiratsgelegenheit durch das Veve- oder Veitasystem (s. S. 279) erinnert. Gerade in Fidschi, wo von den Männern eines Dorfes die Frauen aus einem andern Dorfe gewählt werden, sind die Brüder in gemeinsamem Besitze der Frauen, weshalb die Kinder derselben, wenn sie verschiedenen Geschlechtes sind, sich zu vermeiden haben oder wenigstens, um die Form zu wahren, sich im Hause den Rücken zudrehen müssen. Dieses Besitzrecht wurde nicht immer ausgeübt, aber gesetzlich behielten die Brüder alle dasselbe Anrecht auf die von ihnen geheirateten Frauen, und deshalb kann bei ihnen das Verbrechen des Ehebruches nicht vorkommen, das sonst gerächt werden muß. So bestand also ein großer Unterschied zwischen den verschiedenen Gattungen von Verschwägerten. Es können stets die Kinder von Brüdern und Schwestern als Veiwatini oder Veidavolani miteinander heiraten, nicht jedoch die Veitavua oder Kinder verschiedener Brüder untereinander, weil sie alle als von denselben Eltern stammend betrachtet werden. Zusammen mit den Beschränkungen des Vevesystemes,

wie es auf den Neuen Hebriden und Banks-Inseln hervortritt, schafft diese Auffassung ein kompliziertes System von Gestattungen und Verboten, welche das Leben dieser Völker tief beeinflussen. Verletzungen derselben werden hart bestraft, und doch liegen sie bei den beengenden Fesseln, welche die Satzungen dem Leben anlegen, so nahe. Sollte auf den Banks-Inseln eine Verbindung zwischen Mitgliedern derselben Veve stattfinden, so würde deren Besitztum der Rache des Volkes anheimfallen, die Pflanzungen zerstört, die Schweine getötet werden. Das Verhältnis zu den Schwiegereltern ist ein eigenartig beengtes. Auf den Banks-Inseln spricht der Mann den Namen seines Schwiegervaters niemals aus, vermeidet es, im Verkehre über dessen Haupte befindliche Gegenstände herabzunehmen oder über die Beine des etwa Ruhenden zu steigen. Die Schwiegermutter wird möglichst gemieden, wie sie auch selbst es meidet, den Schwiegersohn anzusehen; gegenseitige Unterhaltung aus einiger Entfernung bei abgewandten Gesichtern bleibt jedoch erlaubt. Begegnet man sich zufällig im Walde, so geht derjenige, dem es am bequemsten ist, aus dem Wege. In Vanua Lava meiden es sogar Schwiegermutter und Schwiegersohn, gegenseitig in ihre Fußstapfen zu treten. Das Verhältnis zum Schwager ist ähnlich demjenigen zum Schwiegervater; nie wird sein Name oder auch nur ein Teil desselben genannt, ebensowenig derjenige der Schwiegertöchter oder -Söhne, doch ist die gegenseitige Unterhaltung durchaus nicht verboten. Auf Lepers Island wie auch auf Fidschi dürfen dagegen selbst Bruder und Schwester nicht miteinander reden. Was Wunder, wenn das häusliche Leben der melanesischen Familien von Mißtrauen, Argwohn und Scheu vor allen möglichen einschränkenden Sitten beherrscht ist? Noch andre Äußerlichkeiten haben die Tendenz, das Familienleben zu lockern. Weiber trennen sich in der Schwangerschaft von ihren Männern, und der Gatte hält es nicht für gut, allzu oft die Nächte zu Hause zuzubringen; es entspricht vielmehr der Sitte, daß er ebenso außer dem Hause als zu Hause sei. Die Wirkungen der Vielweiberei brauchen nicht näher dargelegt zu werden: Die Volksweisheit nennt den Haß des Weibes gegen seinen Gatten gewöhnlich, den Haß des Gatten gegen die Gattin seltener und am seltensten den Haß eines Weibes gegen den Mann, von dem sie ein Kind hatte, ehe sie verheiratet war. Eine gewisse oberflächliche Freundlichkeit im Umgange ist gewöhnlich, aber außer den Müttern kennen wenige tiefer gehende seelische Gefühle. Nur Ein natürliches Gefühl lebt auch hier kräftig und durchbricht oft genug die Schranken des den feinern Regungen feindlichen Lebens: die Mutterliebe. Und auch dieses knickt in Fidschi oft früh schon die üble Erziehung der Knaben, welche der Vater lehrt, die Mutter zu schlagen, damit sie nicht, als von einem Weibe bezwungen, Feiglinge seien.

Vielfach ist der Stand der geschlechtlichen **Sittlichkeit** in Melanesien ein höherer als z. B. in Mikronesien. **Finsch** sagt von Neubritannien: „Die musterhafte Keuschheit und das anständige Betragen der Frauen und Mädchen fällt dem aus Mikronesien kommenden Reisenden besonders wohlthuend auf und scheint sich kaum mit der allgemeinen Nacktheit zu vertragen".

Die Gestaltung des **Erbrechtes** entspricht vollkommen der extremen Auffassung der Blutsverwandtschaft. Die zunächst Erbberechtigten sind die Angehörigen „derselben Seite des Hauses", d. h. die Kinder der Schwester, welche vor allem den an manchen Orten sonst unveräußerbaren Grundbesitz erben, welchen aber die Söhne des Verstorbenen durch Zahlung einer Entschädigung von Muschelgeld, Schweinen und dergleichen wieder an sich bringen können. Oft wird auch das Unbillige des einseitigen Schwesterneffen-Erbrechtes durch besondere Festsetzungen des Erblassers gemildert, der vor dem Tode genau bestimmt, was seinen Kindern zukommen soll, respektive was diese eventuell dem rechtmäßigen Erben, d. h. den Kindern seiner Schwester, geben müssen. Vererbt sich nun auch das Gut wesentlich nach der weiblichen Seite, so sind doch die Söhne so sehr bevorzugt, daß, wenn der Erblasser nur

Töchter hat, die Söhne seines Bruders erben. Indes gehen auch die Töchter oder, wenn keine da sind, die Nichten nicht ganz leer aus. Falls keine männlichen Nachkommen leben, fällt den Töchtern die Hinterlassenschaft zu; Erstgeburt gibt keinen Vorzug. Überlebt die Frau den Mann, so bleibt sie im Hauptbesitze des Erbes; auch überlebende Eltern werden bedacht. Ist aber gar kein näherer Verwandter da, dann vererbt sich das Vermögen in weiblicher Linie in der Blutsverwandtschaft. Thronfolge ruft besondere Verhältnisse hervor: auf Fidschi folgten einst dem Häuptlinge die Brüder, und erst wenn es keine Brüder mehr gab, kam der Sohn des ursprünglichen Häuptlinges zur Nachfolge.

Die gesellschaftliche Gliederung wird auch in Melanesien bis zu einem gewissen Grade durch Tabu-Begriffe bestimmt und erscheint daher in erster Linie als eine streng aristokratische. So wie der polynesische Titel Ariki hier wiederkehrt, finden wir auch die Übertreibung des aristokratisch-theokratischen Prinzipes, das wir von Tahiti im Orden der Eri oder Erioi zu schildern hatten, in verschiedenen Ausprägungen wieder. So sind auf den Banks-Inseln die Mitglieder der höhern Rangklassen in den meisten Fällen Teilnehmer einer Verbindung, die der Meinung des Volkes nach mit Geistern in Verkehr steht. Alle Sitzungen derselben werden im Salogoro, einem Separatplatze beim Dorfe, den niemand weiter betreten darf, abgehalten. Neue Kandidaten, die aufgenommen werden wollen, müssen hier eine bestimmte Anzahl von Tagen zubringen und dann jedem der Mitglieder eine Summe Geldes zahlen. Ein Neuaufgenommener führt zu Ehren der Geister Tänze auf. Früher erschien der Betreffende selbst als Geist, jetzt dient das Ganze nur zur Belustigung. Der Name der Gesellschaft deutet aber an, daß sie einst als nahe mit den Geistern zusammenhängend betrachtet ward, die ja denselben Namen tragen. Jedem Angehörigen des Verbandes steht es zu, das Tabu zu verhängen, d. h. dies oder jenes vor unberechtigten Eingriffen zu schützen; sollen z. B. Fruchtbäume aus irgend einem Grunde ihrer Früchte nicht beraubt, ein bestimmter Platz nicht betreten werden, so wird auf gemeinsamen Beschluß der Tamate genannten Vereinigung von irgend einem Mitgliede das Tabu-Zeichen, ein Blatt des Tiglibaumes, angebracht. Wehe, wenn das Verbot mißachtet wird; die geringste Übertretung wird mit Geldbuße geahndet. Zu gewissen Zeiten geht ein Glied der Tamate-Gesellschaft umher, um die Schädel Gestorbener zu sammeln und zu Kultuszwecken zu präparieren.

Andrer Natur sind die Abstufungen und Klassen rein sozialen Charakters, in welche jedes Dorf zerfällt. Es sind das teils durch Verwandtschaft, teils durch wirtschaftliche Interessen verbundene Gruppen. Nicht mit Unrecht hat man in den einzelnen Stufen der Gesellschaft, wie sie hier ausgeprägt sind, etwas Kastenartiges gesehen. Dieses liegt, wenn auch nur im Keime, durch Hereinziehen des göttlichen Ursprunges oder Zusammenhanges und des Tabu besonders in jenen bestimmten Abstufungen der Stände, welche nach der nähern oder entferntern Beziehung der Einzelnen zur Gottheit sich bilden. Nun wird ja bei diesen Völkern allerdings jeder bedeutendern weltlichen Einrichtung ein göttlicher Bezug gegeben, aber doch in geringstem Maße vielleicht jenen „Klubs", wie Semper sie bei den Palau-Insulanern genannt hat, und in denen man vielleicht Reste einer in den Frieden herein sich erhaltenden kriegerischen Organisation sehen kann. Auf den Neuen Hebriden ist für jede dieser Klassen im Gamal, dem öffentlichen Gemeindehause, das jedes Dorf besitzt, eine eigne mit einem Kochofen ausgerüstete Abteilung bestimmt. Hier finden die gemeinsamen Versammlungen statt, in denen über die Aufnahme neuer Mitglieder beraten wird, auch die Mahlzeiten der Mitglieder eingenommen werden, während Frauen und Kinder in ihren Hütten essen. Steigt jemand in eine höhere Rangstufe, so muß er jedem der derselben Angehörenden eine gewisse Summe zahlen. Unter den Frauen besteht eine ähnliche Verbindung; einen Gamal besitzen dieselben jedoch nicht.

Wieder andrer Art sind die Sonderungen von Klassen nach Beschäftigungen, die wir, wahrscheinlich nach tonganischem Muster, besonders ausgebildet in Fidschi finden. Dies ist diejenige Einrichtung, welche am ehesten eine entschiedene Ähnlichkeit mit der Kasteneinrichtung hat. Es gibt nämlich hier einzelne „Stämme", mit welchen ein bestimmtes Gewerbe verbunden zu sein scheint. Neben den Schiffern gehören dahin die Fischer, die einen Häuptling für sich haben, und ebenso die Zimmerleute. Es finden sich sogar eigne Dörfer für Krieger, Fischer, Zimmerleute, Ärzte, Haarkünstler, Töpfer. Die verachtetste aller Klassen sind die Köche. Auffallenderweise kommt aber selbst auf Neuguinea Ähnliches vor, denn unter den Dörfern der Motu ist jedes in irgend einer Industrie ausgezeichnet. Kapati ist berühmt durch seine Weiberkleider, Tatana durch Muschelschmuck, Port Moresby durch Töpferei, Hula durch den Anbau der Kokospalme. Der nach den Benennungen sehr verschiedenen Klasseneinteilung des Volkes liegen offenbar auch politische Verhältnisse zu Grunde. So, wenn wir auf Mbau die Klasse der „Leute des großen Hauses", die frühere „Macht Mbatitombi" und die „Herren des Landes" finden. Wenn Mbau einen geistlichen Unterthanen in Somusomu besaß, und wenn Nakiraki ein unterworfener Bundesgenosse der Mbati war, so folgte aus derartigen Verhältnissen eine entsprechende Stellung der Leute dieser Vasallen, von denen übrigens der geistliche dennoch den huldigenden Gruß der Häuptlinge empfing. Allgemein waren dagegen, wenigstens auf Fidschi, die Gruppen der Turanga oder Häuptlinge, der Matonivanua oder Grundbesitzer, der Kaini oder Gemeinen.

Überall bestand die Sklaverei, deren Quelle der Krieg, vielleicht aber auch gewisse Rechts-, beziehentlich Schuldverhältnisse waren. Ihre Härte war naturgemäß verschieden. A. B. Meyer schreibt aus Neuguinea: „Ich weiß nicht, ob man in allen Teilen Neuguineas die Institution der Sklaverei kennt, keinenfalls aber ist sie bei den von mir besuchten Stämmen eine harte. Man kauft einen Menschen für Waren im Werte von etwa 30—50 Gulden." Bei den kriegerischen und grausamen Fidschianern gab sie dagegen Anlaß zu Empörungen, zumal hier bei einzelnen siegreichen Stämmen die endlosen Kriege große Mengen von Sklaven anhäuften. In Amban auf Fidschi trieben sie sogar die Fürsten aus.

Neben dem der Spitze des Stammes eignen theokratischen Charakter bringt die unveränderte Herübernahme des polynesisch-australischen Atua-Kobongsystemes die politische Gliederung der melanesischen Stämme in Verbindung mit ihrem Religionswesen. Und dieses System ist hier, wenigstens an einigen Stellen, viel konsequenter durchgeführt als bei den Polynesiern, wie schon die Exogamie zeigt, die auf den Banks-Inseln ebenso scharf ausgesprochen ist wie in Australien selbst. Jeder Stamm zerfällt z. B. auf Mota in zwei große Familien, Veve, d. h. Mutter, genannt. Dieselbe Einrichtung, die im Sinne und vielleicht auch sprachlich das Kapu der Maori ist, trägt auf Fidschi den Namen Veita, der als „Wurzel" übersetzt wird. In diesen Veve gehören die Kinder der Familie an, aus der ihre Mutter stammt, die Kinder der Schwester des Mannes dagegen sind seine nächste Verwandten, sie setzen sozusagen seine Familie fort. Ein Mann muß stets eine Angehörige der andern Familie heiraten; zwar kommt das Weib dann nicht direkt in seine Veve, nähert sich jedoch derselben. Ferner gliedern sich die zwei Familien wieder in je vier Zweige und diese wieder in mehrere Unterabteilungen, die genau voneinander unterschieden werden. Die einzelnen Abteilungen haben vielfach, gewissermaßen als gemeinsames Geschlechtswappen, irgend ein Kennzeichen, besonders Tiere. Mit diesen glauben sie sich in einem gewissen Zusammenhange, in ihnen wähnen sie ihr zweites Ich. Ein solches Tamaniu, d. h. Gleichheit, genanntes Objekt, sei es eine Eidechse, Schlange oder gar ein Haifisch, wird nach irgend einer Vorliebe oder Grille bestimmt. Man füttert dasselbe weder, noch verehrt man es, sondern sucht es nur nach Kräften vor Schaden zu hüten, denn das Leben des Familien-

zweiges ist eng mit ihm verbunden. Erkrankt es oder verschwindet es von seinem gewohnten Aufenthaltsorte, so wird auch ein Mensch erkranken, und stirbt das Tier oder findet sich nicht wieder ein, so stirbt auch er. Bei allen plötzlichen Erkrankungen wird daher zuerst nach dem Tamaniu gesehen. Das einmal erwählte Tier oder dergleichen bleibt übrigens auch den Nachkommen eigentümlich, und so kommt es, daß diese kurz sagen, wir stammen von der Eidechse ꝛc. Wir schilderten oben (S. 276), wie tief dieses Clansystem in das häusliche Leben der Melanesier eingreift, und man darf wohl behaupten, daß es von allen öffentlichen Einrichtungen am tiefsten reicht.

Die Regierungsformen der Melanesier, die äußerlich so verschieden sind, daß man auf den Salomo-Inseln zahlreiche Häuptlinge mit großer Machtvollkommenheit, auf den nicht gar fernen Banks-Inseln aber deren gar keine kennt, führen dennoch alle auf eine patriarchalisch-aristokratische Grundlage zurück, die in Gestalt einer Adelskaste nirgends fehlt. Wo man sagt, daß es Häuptlinge nicht gebe, sind es doch hervorragende Glieder ebendieser Kaste, welche die Führung übernehmen. So auf den Banks-Inseln und den Neuen Hebriden, wo an die Stelle der Häuptlinge Glieder gewisser Rangklassen, Supwe oder Suque genannt, treten. Der Einfluß, den ein jeder ausübt, richtet sich natürlich nach der Rangklasse, der er angehört. Der obersten gehören nur sehr wenige an, doch steht ihnen bedeutende Gewalt zu. Sie bestimmen, wer von einer in die andre Klasse steigen, wer gänzlich ausgeschlossen werden soll ꝛc., und sind so im Wesen von den Häuptlingen um so weniger verschieden, als auch auf den andern Inseln die Häuptlingschaft häufig auf Wahl beruht und außerdem noch durch einen Rat der Ältesten eingeschränkt ist. Auf den Salomo-Inseln z. B. ist die Würde eines Häuptlinges überhaupt nicht erblich, sondern wird stets nur dem Tapfersten verliehen, der von den Ältesten zum Häuptlinge gewählt wird. Auf Sikiyana fällt die Wahl stets auf denjenigen, der die meisten Jahre zählt, indes ist hier der Wert der Häuptlingswürde verschieden. Auch auf einigen andern Inseln, wie z. B. Neugeorgien und Simbo, haben die Ältesten den Haupteinfluß, während die Häuptlingswürde nur nominell ist. Sie sind meistens zugleich die Priester, die Vermittler zwischen den Lebenden und Toten, und was von ihnen mit dem auch hier üblichen Tabu belegt wird, das ist heilig, unantastbar.

Der Vergleich dieser übrigens sicherlich sehr veränderlichen Verhältnisse auf den verschiedenen Inseln scheint zu zeigen, daß überall da, wo kriegerische Zustände häufig oder vorwaltend waren, auch die Häuptlingswürde an Bedeutung wuchs. So vor allem auf Fidschi, wo wir geradezu eine kriegerische Organisation erblicken, welche die einem Häuptlinge tributären Bezirke oder Dörfer (Matanitu), die unter Unterhäuptlingen standen, in Gali und Bati teilt, von denen die letztern, die Bati genannten, eigentlich militärische Bezirke darstellten, indem sie nicht Lebensmittel, wie die Gali, dem Häuptlinge lieferten, sondern Kriegsdienste und dafür selbst wieder von den Gali unterhalten wurden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Häuptlingswürde in Melanesien vorwiegend den Charakter einer militärischen Exekutive besessen habe. Man findet aber, wo polynesischer Einfluß mächtiger gewirkt hat, auch die Einrichtung besonderer Kriegshäuptlinge, auf Fidschi Wuni-Wau oder Wuni-Walu genannt, neben geistlichen Fürsten, die ebendort den Namen Roko-Timbau oder Tui-Mbau tragen. Diese tonganische Bezeichnung Tui für König findet sich an gewissen Küstenstrecken Fidschis, und neben oder unter diesem erscheinen auch hier der Kriegshäuptling und der Priester. Auf Viti Levu gab es zu einer Zeit auf diese Weise acht Könige. Auch die Namen Roko und Buli kommen für Häuptling auf Fidschi vor, und noch andre Häuptlingsnamen der Polynesier finden wir auf diesen Inseln bunt gemischt mit solchen, die melanesischen Charakter tragen; so Ari oder Aliki auf Tanna und Futuna.

Mit Eifersucht wacht der Häuptling über die Wahrung der Vorrechte seiner Stellung. Wer auf den Salomo-Inseln in den Schatten eines Häuptlinges tritt, verfällt dem Tode; und nur wenn der Unglückliche reich ist, so kann er sich durch einen Teil seines Vermögens loskaufen. Dies erscheint als ein Anklang an die polynesische Übertreibung des Tabu-Gesetzes im Zusammenhange mit der Göttlichkeit des Häuptlinges. Ganz polynesisch ist auch die Sitte fidschianischer Häuptlinge, einige Barbiere am Hofe zu halten, auf welche für das Recht, die heiligen Haare zu berühren, das Tabu sich ausdehnt, so daß andre sie ernähren müssen. Auch die Herolde der Fürsten, Mata genannt, sind geheiligt und selbst im Kriege unverletzlich. Nach dem Tode des Häuptlinges wird aber nicht bloß sein Name, sondern auch jedes ähnlich klingende Wort verboten.

Das Häuptlingshaus ruht auf einem Menschenopfer. Wurde dem Häuptlinge ein Sohn geboren, so baute man für denselben ebenfalls ein besonderes Haus, wo er unter der Pflege der dafür bestellten Frauen bis zur Mannbarwerdung und Beschneidung lebte. Das Grab des Häuptlinges wurde in Fidschi im Tempel gegraben. Unter Weihen von teilweise dunklem Sinne wird der Häuptling eingesetzt, und ebenso dunkel ist der Sinn mancher Zeichen seiner Würde. So wird z. B. auf Anaiteum der Häuptling bei der Weihe auf einem umgehauenen Baume in dessen Wipfel umhergetragen und in Erromango dem höchsten Häuptlinge ein runder Stein mit Aushöhlung als Zeichen der Würde erteilt, während die Auszeichnung auf den Salomo-Inseln in einem aus Muschelschale gefertigten Armringe liegt, auf den Admiralitäts-Inseln in einer doppelten Muschelkette, auf Neukaledonien in einer hohen, oben offenen Mütze aus Flechtwerk.


Duk-Duk-Tänzer von Neubritannien (nach Finsch).

Eine eigentümliche Einrichtung zur Wahrung der Autorität des Häuptlinges oder der Minderzahl Einflußreicher und Besitzender ist das Duk-Duk-System, welches auf Neubritannien, halb Geheimbund, halb staatliche Institution, das öffentliche Leben vielfach geradezu tyrannisch beherrscht. Powell bezeichnet den Duk-Duk als die personifizierte Justizverwaltung, ohne damit das Wesen ganz zu treffen. Der Duk-Duk ist eine schreckhaft maskierte Person, welche unter Rufen, die ihn kenntlich machen, das Land durchwandert; Weiber, Kinder und Uneingeweihte fliehen bei seiner Annäherung. Aufgenommen in den Bund der Eingeweihten wird jeder, der eine bestimmte Summe zu zahlen vermag. Der Duk-Duk ist unverletzlich; er sammelt Strafgelder, teilt Strafen aus, die bis zu Tötung und Hausanzünden sich versteigen, und schafft angeblich auch Material für anthropophagische Feste der Eingeweihten herbei, welche an Geheimzeichen sich erkennen und zu bestimmten Zeiten sich zu Festen versammeln, von denen Uneingeweihte bei Todesstrafe ausgeschlossen

sind. Seine Hauptbedeutung liegt aber wohl darin, daß er das Organ einer den Tamate der Banks-Inseln ähnlichen, durch furchterregende Geheimmittel mächtigen Oligokratie ist.

Die Erledigung der **Regierungsgeschäfte** findet in Fidschi im Freien statt. Hier versammeln sich die Ältesten des Dorfes (Koro) unter dem Häuptlinge oder Turanga auf dem Rara genannten Ratplatze unter Bäumen, durch den Tui-Rara oder Zeremonienmeister berufen. Auf Neuguinea, den Salomo-Inseln, den Neuen Hebriden gibt es eigne, mit Trophäen, Reliquien und Idolen ausgestattete Versammlungshäuser, die auch im sozialen Leben der Eingebornen, wie wir sahen, eine gewisse Rolle spielen. Auf Tanna haben dagegen die verschiedenen Dörfer eines Distriktes einen gemeinsamen Versammlungsplatz, und zwar ist dies, ganz wie auf Samoa, der Platz desjenigen Dorfes, welches die Führung hat.

Alle **Rechtsverletzungen** hatten im tiefern Grunde für die Anschauung dieser Völker einst den Charakter von Verletzungen göttlicher Gesetze, und so ist es nicht zu verwundern, wenn im Prinzipe die Strafen außerordentlich schwer sind und die Gottesurteile jeder Art die größte Rolle im Gerichtsverfahren spielen. Behufs Entdeckung eines Missethäters nimmt man aber am häufigsten zu einem Reinigungseide seine Zuflucht, der auf irgend eine Waffe geleistet werden muß. Später verwandelten sich die allzu leicht gefällten Todesstrafen in das Gegenteil übertriebener Härte, so daß **Rosenberg** aus Neuguinea schreibt: „Alle Verbrechen, von was immer für einem Umfange, werden mittels Tauschgütern abgekauft, deren Betrag durch die Häuptlinge und Stammesältesten bestimmt wird". Bei Privatbeleidigungen übt auf den Salomo-Inseln jeder das Strafrecht auf eigne Faust aus. Wenn sich jemand beleidigt glaubt, so erzwingen die Waffen Genugthuung, d. h. des Gegners Körper durchbohrt der aus dem Hinterhalte gesendete vergiftete Pfeil. Legt sich die Verwandtschaft ins Mittel, so wird der Streit zuweilen unter langen, lebhaften Reden und wilden Gesten durch eine Geldbuße beigelegt. Auf Neukaledonien wird die Ehebrecherin von einem eignen Verwandten und einem ihres Mannes erdrosselt, und ebendort müssen der Zauberei Überwiesene sich, wie zum Opfer schwarz gefärbt und blumengeschmückt, ins Meer stürzen. Auf den Banks-Inseln aber gibt Ehebruch dem beleidigten Gatten das Recht, das Weib zu Tode zu schlagen, ebenso den betreffenden Mann, wo er ihn findet, zu töten.

Das **Eigentum** wird innerhalb der geschlossenen Gemeinschaft, des Dorfes, Stammes oder Volkes, respektiert, nicht immer ist jedoch das Gleiche der Fall bei dem über diese Grenze hinausliegenden Besitze. Aber auf den Banks-Inseln wird nach **Codrington** da, wo einzelne auf dem bepflanzten Lande stehende Palmen einem Fremden gehören, streng darauf gehalten, daß deren Ertrag dann ausschließlich diesem zufalle; denn das Eigentum an Bäumen, die einer gepflanzt, ist stärker als das Eigentum am Boden, welcher dieselben trägt. Sicherlich war es nur Ausfluß der beständigen Kriege, wenn auf den Fidschi-Inseln sich politisch organisierte Räuberbanden die Verletzung alles Eigentumes zur Aufgabe machten. Die Gebräuche der friedlichen Eingebornen lassen jedoch keinen Zweifel darüber aufkommen, daß bestimmte Eigentumsgesetze gelten. Von den Bewohnern der Maclayküste Neuguineas, die er auf 15—20,000 schätzt, sagt **Miklucho-Maclay** in einem Briefe an den Gouverneur von Fidschi, worin er deren Schonung gegenüber einer europäischen Invasion erbittet: „Fest sind sie an den Boden gebunden, den sie anbauen: jeder Zoll Land, jeder Fisch im Bache, jeder nützliche Baum im Walde besitzt seinen Eigentümer", und mit Recht folgert er, daß der Besitzanspruch der Eingebornen auf alle ihre Länder anerkannt und geschützt werden müsse. Nach **Fison** erstreckt sich das Eigentumsrecht an Bäumen in Fidschi nur auf die Früchte und nicht einmal auf das Holz. Letzteres gehört wie das Land auf Fidschi teils den Häuptlingen, teils den Gemeinden. Es gibt keinen Privatbesitz an Land, sondern nur eine Nutznießung durch die Familie, die ihr Stück bebaut und dafür zu Herrendiensten, Sala, verpflichtet ist. Die Bearbeitung des Landes für den Häuptling gehört neben dem Baue von

Canoes, von Straßen ꝛc. zu den Herrendiensten, welche vom Häuptlinge mit einem Feste erwidert werden. Unterließ es der Unterthan auf den Salomo-Inseln, dem Häuptlinge von dem Ertrage der Ernte, des Fischfanges, der Beute einen Teil abzugeben und zwar stets den von dem Herrscher gewählten, so wurde er zum Tode verurteilt. Die Hauptleistung aber lag auf Fidschi im Kriegsdienste, der dann bei siegreichem Ausgange des Feldzuges gewöhnlich zu einer neuen Schenkung von Land samt den darauf wohnenden Besiegten als Sklaven und damit zur Übernahme neuer Verpflichtungen führte. Aber das ganze Verhältnis der Unterthanen zum Fürsten ging nicht in diesem Nehmen und Geben auf, sondern ist vielfach ein einseitiges Geben der erstern. So bringen die von Tongoa auf den Neuen Hebriden aus besiedelten Dörfer auf Api dem Häuptlinge ihrer alten Heimat jährlich Geschenke dar, wiewohl sie auf fremdem Boden sitzen.

Der Verkehr von Stamm zu Stamm ist in Fidschi Herolden übertragen, welche auch da, wo sie als Kriegsankündiger auftreten, unverletzlich sind. Dieselben vermitteln auch den Handel, denn wenn Häuptlinge bestimmter Artikel aus einem andern Distrikte bedürfen, fordern sie zum Austausche mit eignen Artikeln durch Botschaft zu einem Eintreffen im Tauschmarkte auf. Dabei gibt der Häuptling Knotenschnüre von Rotang und so viele Schilfe mit, als die Botschaft Gegenstände umschließt, und die Länge der Schilfstücke bezeichnet die Wichtigkeit des Unternehmens. Zu andern Zwecken schließen die einzelnen Stämme Bündnisse. Die Allianzen der Fidschianer sind sehr kostspielig, denn die Verbündeten müssen nicht bloß gefüttert werden, sondern haben auch das volle Recht, in dem ganzen Gebiete ihrer „Freunde" als Herren zu schalten, und selbst mutwillige Zerstörung des Besitzes derselben darf ihnen nicht verübelt werden. Von einer ganz eigentümlichen Auffassung der politischen Solidarität zeugt ein Fall, den Raffray von der Nordküste Neuguineas erzählt: Einem Bewohner eines Dorfes hatte der eines andern eine Sklavin gestohlen, und jener fühlte samt seinen Freunden sich zu schwach, Rache zu nehmen. Er fing nun drei Arfaks des Gebirges, die zwar an dem Raube unschuldig, aber stark genug waren, denselben zu rächen. Um sie zu lösen, mußte der Stamm, dem sie angehörten, herabsteigen und das Dorf des Schuldigen angreifen, das er dann zur Belohnung auch noch plündern durfte.

Der Schein kriegerischen Wesens ist stärker als dieses selbst. Finsch findet es beim Neubritannier mehr im bunten Schmucke der Bemalung und Federn als im Charakter, der eher gutmütig ist, und allgemein liegt in diesen Gebieten die Häufigkeit des Krieges mehr in den Verhältnissen als den Menschen. Auch der Fidschianer ist nicht als eine im Grunde seines Wesens kriegerische Natur zu bezeichnen, und doch ist der ganze Archipel selten frei von Krieg und den Übeln, die ihn begleiten. Es ist das die einfache Folge der zahlreichen unabhängigen Herrschaften des Gebietes, von welchen jede auf Kosten der andern sich zu vergrößern sucht. Der Stolz und die Eifersucht der Häuptlinge sind beständig bereit, Opfer zu fordern. Es ist bezeichnend, daß eine so wenig seltene Erscheinung wie das nächtliche Gackern der Hühner als kriegerische Vorbedeutung betrachtet wird, wogegen man sich bei uns doch wenigstens von einem Kometen zum andern Zeit läßt. Da man aber die Übel des Krieges gut genug kennt, wird ein großer diplomatischer Apparat vor und nach jedem Kriege entfaltet, und die Götter werden in kein andres Thun so eifrig und mit so großen Opfern verflochten wie in dieses. Hat der Rat beschlossen, daß ein Volk in den Krieg gehen wird, so setzt man sich mit den Göttern auseinander, ehe man sich mit den Menschen schlägt. Tempel, die halb im Unkraute vergraben waren, werden gesäubert und neue erbaut. Th. Williams sah bei einer einzigen Gelegenheit dem Kriegsgotte folgende Opfer darbringen: 40 Walzähne, 10,000 Jams, 30 Schildkröten, 40 Jakona-Wurzeln, viele Hundert „Puddinge", 150 Riesenaustern (Chama gigas), 15 Wassermelonen, außerdem eine Menge Kokosnüsse, Bananen und Taro. Je größer das Opfer, desto fester das Vertrauen. Dann gehen die Kriegsboten zum Feinde,

und zugleich machen die Diplomaten, die Taschen mit Walzähnen beschwert, ihre Reisen zu den neutralen Stämmen. A sendet B einen Zahn, um ihn gegen C zu gewinnen; C, der davon hört, sendet B einen größern, um A auszustechen, und B ist dann vielleicht so klug, beide Geschenke zu nehmen, um keinem zu helfen. In Fehden zwischen einem schwachen und einem starken Häuptlinge stellt sich oft ein dritter auf die Seite des erstern, um den andern unschädlich zu machen: kurz, es ist dasselbe Ringen der Schlauheit wie in den höchsten Kulturkreisen, nur kindischer, roher, naiver. Bei solchem Hilfesuchen spielten häufig Tonganer, die zufällig anwesend waren, als umworbene Bundesgenossen eine so große Rolle, daß ihnen sogar kleine Inseln als Entschädigung abgetreten worden sein sollen. Der Häuptling, welcher Hilfe verspricht, sendet Speer oder Keule in der Bedeutung: Hier meine Waffe, bald folge ich selbst.


Ein Krieger von den Salomo-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Vor dem Kampfe findet zur Erhöhung der Kampflust die Zeremonie des Bolebole oder der Herausforderung statt, welche nichts als eine in System gebrachte Großsprecherei ist. Einzeln oder in Gruppen treten die Krieger vor den Häuptling mit großen Worten, wie diesen: „Kennst du mich, Herr? Deine Feinde werden mich bald kennen!“ oder: „Sieh diese Axt! Jetzt ist sie blank, morgen wird sie in Blut gebadet sein“ 2c. Das alles geschieht im größten Ernste, indessen ohne die schrecklichen Grimassen, in welchen bei solchen Gelegenheiten die Polynesier schwelgen. Nur mit schwarzem Staube bestreuen sich die Krieger, der ihrer Haut eine sehr effektvolle samtartige Schwärze verleiht, aus welcher die Augen und Zähne sich grell abheben. Darauf folgt die Rede des Häuptlinges, gewürzt mit Versprechungen an die Tapfern, in welchen jener über die schönsten Frauen verfügt; der Sinn ist immer derselbe:

„Bleibt meiner Sache treu, leiht kein Ohr denen, welche euch zu überreden suchen, mich zu verlassen. Eure Belohnung wird fürstlich sein."

Der so lange und geräuschvoll vorbereitete Kampf ist nun in der Regel nicht, wie man denken möchte, eine offene Feldschlacht, sondern beschränkt sich auf Belagerung oder Überfall einer Feste, welche oft mit scharfsinniger Benutzung der natürlichen Vorteile auf einer Höhe oder im Schutze eines natürlichen Wassergrabens angelegt ist. Th. Williams schildert eine solche Feste folgendermaßen: „Nachdem ich einen ermüdenden rauhen Pfad heraufgestiegen war, der durch üppigen Pflanzenwuchs verhüllt und verlegt war, erreichte ich den Rand eines Abgrundes, wo der Pfad aufhörte. Gegenüber, einige Ellen entfernt, war der Eingang zu der Feste mitten in der Felswand, die sich hier erhob. Um zu demselben zu gelangen, war es notwendig, mit den Fußspitzen sich in die natürlichen Spalten des senkrechten Felsens zu zwängen und mit den Händen sich an jeden Vorsprung zu halten, der zu erreichen war, um so, seitwärts angedrängt, einen kleinen Vorsprung vor dem Thürchen zu gewinnen."



Ein Krieger von den Fidschi-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Außer dem schweren Zugange sind noch Palissaden und steinverkleidete Wälle mit Schießscharten, bei befestigten Dörfern in der Ebene außerdem Schlammgräben zur bessern Verteidigung vorhanden; der Haupteingang ist von höhern bastionsartigen Wällen flankiert, das Thor wird von Schiebebalken gebildet. Seit der Einführung der Apfelsinen- und Zitronenbäume sind auch noch Dornenhecken dazugekommen, welche für die nackten Eingebornen einen fast undurchdringlichen Wall bilden. Im Innern der Feste ist auf erhöhter Stelle ein Wachtposten aufgestellt. Trommeln geben Zeichen von Gefahr oder drohendem Angriffe. Th. Williams sagt, daß sie mit Fahnen und mit „drachenartigen bunten Dingen", die sie bei günstigem Winde gegen den Feind fliegen lassen, denselben

herauszufordern suchen; den Streit entscheidet indessen kein kühner Sturm, sondern Überfall, Aushungerung, Ermüdung. Die Belagerer bauen mitunter sogar eine zweite Feste der belagerten gegenüber und sind stolz, wenn sie auch nur ein Kind abfangen, das sich dort herausgewagt. Oft endet aber ein solcher Krieg völlig unblutig. Spuren eines Völkerrechtes, das selbst diese Art von Krieg abzuschwächen sucht, mag man darin erkennen, daß beide Parteien wenigstens eine Zeitlang, solange ihre Geduld nicht allzusehr erschöpft ist, die Fruchtbäume ihrer Gegner schonen. Dagegen ist keine Spur von Männlichkeit oder Gerechtigkeit in der Anschauung, daß Sieg durch List und Schlauheit ehrenvoller sei als durch offenen Kampf. Für Kriegslist gibt es keine Schranke, und selbst große Häuptlinge scheuen nicht vor Schlechtigkeiten zurück, welche eigentlich kleinlich sind. Als Mbau das Dorf Nalngani besetzen wollte, ohne es zu vermögen, spielte der mit beiden befreundete Häuptling von Viwa den Verräter; er ging nach Naingani, überredete die Einwohner, ihm nach einem sichern Orte zu folgen, wo sie außer dem Bereiche Mbaus sein sollten, und half dann dem letztern die Armen abschlachten, als er sie nach der offenen Seeküste hinausgelockt hatte. In solchen Fällen verschont die Wut der Sieger oft selbst Weiber und Kinder nicht. Die größten Grausamkeiten werden dabei begangen. Auf Vanna Levu wurden Krieger, die sich durch ihre Drohungen gegen den feindlichen Häuptling hervorgethan, ehe dieser siegreich war, fest in ein Bündel trockner Palmenblätter gewickelt, angezündet und laufen gelassen. Man begreift, daß auch Fidschi seine Sage vom „Häuptlingssprunge“ hat, die sich an einen auffallenden Felsen der Insel Wakaya knüpft, von welchem sich ein verfolgter Häuptling in der Verzweiflung herabgestürzt haben soll.



Ein Krieger von den Fidschi-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Bittet einer der beiden Kriegführenden um Frieden, so kann dies in verschiedener

Form geschehen. Am wirksamsten ist die Darbietung eines im größten Luxus gekleideten Weibes an den Häuptling der gegnerischen Partei. Ein Walfischzahn in der Hand dieser Friedensbotin erhöht ihren Eindruck. Im Bezirke Mbua traten die beiden Parteien gegenüber und legten sich gegenseitig die Waffen zu Füßen: gewiß ein deutliches, kräftiges Symbol des Friedenswunsches.

Wer ein menschliches Wesen mit der Keule niedergeschlagen hat, sei dasselbe Mann, Weib oder Kind, empfängt einen ehrenden Beinamen, welchem das Ehrenpräfix Koroi beigesetzt wird. Ist der Getötete von hohem Range, so nimmt sein Töter dessen Namen an oder erhält einen andern Ehrentitel, indem er Hund, Kahn, Kamm, Festung seines Häuptlinges genannt wird. Große Häuptlinge bekommen, wenn sie siegreich waren, bezeichnende Titel, wie Zerteiler, Verwüster, Entvölkerer einer Insel, eines Bezirkes, einer Küste. Hören wir, wie Williams die Feier der „Heiligung", wie dieses Beilegen eines Namens genannt wird, von Somosomo beschreibt: „Der König und die Großen hatten ihre Sitze am öffentlichen Platze eingenommen, als 14 Matten herbeigebracht und ausgebreitet wurden, auf welche man ein Ballen Zeug und zwei Walzähne legte. Nahebei wurde eine Segelmatte und auf dieselbe einige Kleider gelegt. Nun trat der junge, zu heiligende Häuptling heran, in der einen Hand eine Keule mit ananasförmigem Kopfe und in der andern ein einfaches Rohr. Lang schleppte sein Masi hinterher. Als er nun die Matte erreicht hatte, nahm ein alter Mann das Rohr aus der Hand und gab es einem Knaben, der es rasch in den Tempel des Kriegsgottes trug. Dann mußte der junge Häuptling auf den Ballen Zeug treten, und Weiber brachten singend Schalen voll Gelbwurz und Öl, welche sie vor ihm aufstellten. Nun nahm der König ihm den Masi ab und zog ihm an dessen Stelle einen noch größern an. Des Königs Mata nahm nun von dem Öle und salbte den Jüngling von den Haarwurzeln bis zur Ferse. Darauf begann das Keulenwechseln, indem aus der Reihe der Zuschauer dieser und jener heraustrat und seine Keule mit dem jungen Helden tauschte, glaubend, daß die durch seine Hand gegangene Waffe eine besondere Weihe erlange. Dann wurde ein Teil der Matten und des Öles in den Tempel gesandt, und die Gesellschaft begab sich unter Vortritt zweier Muschelhornbläser an das Meeresufer, wo der Held seine Sohlen netzte, während der König und sein Gefolge von 1 bis 5 zählten und dann Steine in das Meer warfen. Zurückgekehrt, verbrachte endlich der



Ein Krieger von den Fidschi-Inseln (nach Photographie im Godeffroy-Album).

Geweihte drei Tage und Nächte samt seinen Gefährten in eigens hierfür erbauter Hütte, wo er nur sitzend schlafen, das Salböl nicht entfernen, sein Masi nicht wechseln und wo kein Weib ihm nahekommen durfte. Seine Freunde färbten sich gleichfalls rot. In diesem Falle war der Ehrenname, der unter solchen Zeremonien gegeben worden, Kuila, d. h. Flagge."

Kriegerische Stämme, die vor andern gerade durch diese Eigenschaft ausgezeichnet sind, gibt es auf allen größern Inseln. An der Nordküste Neuguineas, wo die Kopfjägerei der Malayen übergreift, sind die Mansuari gefürchtet. Auch in Fidschi sind Männer nicht ungewöhnlich, welche sich ganz dem Kriegshandwerke widmen. Die merkwürdige Erscheinung, daß sie dann beide unverheiratet bleiben, hat offenbar tiefere Wurzeln. Zwei Männer binden sich gegenseitig unter einer Form, welche an einen Heiratskontrakt erinnert, zu beständiger Freundschaft, zum Zusammenhalte in allen Lagen und Gefahren bis zum Tode und, wenn nötig, zu gemeinsamem Sterben. Ihre Umgebung spricht von ihnen als von Mann und Frau, und in der That, wenn einer von beiden sich mit einem Weibe verbinden will, wird der frühere Kontrakt hinfällig.



Menschenknochen in einer Astgabel, ein kannibalisches Merkmal von Fidschi (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig).



Ein menschlicher Unterkiefer als Armband, von Neuguinea (Christy Collection, London). Vgl. Text, S. 289.

Die Menschenfresserei der meisten melanesischen Stämme ist eine festgestellte Thatsache, und es ist ebenso sicher, daß sie häufig in einem ausgedehnten Maße stattfindet. Brown und Cockerell fanden in einem einzigen Hause Neu-Irlands 35 Unterkiefer und an einer vor dem Hause stehenden Palme 76 Einschnitte, deren jeder ein hier gegessenes menschliches Wesen anzeigte. Eine Menschenhand und einige andre Körperteile hingen geräuchert in demselben Hause. Als einer der Reisenden in einem Dorfe Kuras ein Haus betrat, fand er in demselben die Weiber gerade mit dem Braten des Ober- und Unterschenkels eines tags zuvor getöteten Mannes beschäftigt. Die Torres-Insulaner kochen oder, besser, backen in ihren Öfen die erbeuteten Köpfe und verzehren die Augen und Stücke von den Wangen; an diesem Mahle aber dürfen sich nur die beteiligen, welche die Köpfe erbeuten halfen, und man glaubt, daß solcher Genuß den Genießenden tapfer und stark mache. Die Fidschianer gebrauchten besondere lange Holzgabeln zum Essen des Menschenfleisches. Bei ihnen erreichte dieser Gebrauch seinen Höhepunkt, denn sie fraßen nicht nur Kriegsgefangene auf, sondern es wurden bestimmte Stämme, wohl zur Strafe, zur jährlichen Lieferung eines Mitgliedes für das Kannibalenfest verurteilt. Auf den Salomo-Inseln soll sogar Verkauf von Gefangenen zu kannibalischen Zwecken vorkommen. Die Neubritannier verzehren, nach Finsch, nur im Kriege Erschlagene, und auch nur die Männer werden dieser Speise teilhaftig. Doch verabscheuen manche von ihnen das Menschenfleisch, und dem Missionar Brown erzählten sie, daß sie die Sitte nur zur Einschüchterung ihrer Feinde beibehielten. In verschiedenen Teilen von Neuguinea gibt es Kannibalen verschiedensten Grades. An manchen Orten ist aus verschiedenen Gründen der Gebrauch verschwunden, an andern ist das Menschenfleisch so gesucht, daß selbst die eines natürlichen Todes gestorbenen

Anverwandten verspeist werden. A. B. Meyer gibt das letztere an von dem in den Bergketten der Nordküste, zwischen Amberbaki und Pulo Dua, wohnenden Stamme Karceu und dem nackten, herumirrenden Nomadenstamme Tarungaré an der Ostküste der Geelvinkbai. Auch von den Bergbewohnern Jobis wird angegeben, daß sie ihre erschlagenen Feinde verzehren. Menschliche Unterkiefer sind als Armbänder in allgemeiner Verwendung in Neuguinea und auf den Nachbarinseln (s. Abbildung, S. 288 rechts). Eng mit der Schädelverehrung zusammenhängend wird der Kannibalismus gerade durch diese Verbindung auch da noch gehalten, wo er sonst wohl verschwunden wäre. Die Hattamer, welche die Sitte haben, ihre Wohnhäuser mit Totenköpfen zu verzieren, schänden, da sie zu feig sind, um einen Menschen anzugreifen, die Gräber ihrer Nachbarn und entwenden daraus die Köpfe der Leichen, und bei jedem Feste zu Ehren eines neugewonnenen Kopfes flammt der Kannibalismus neu wieder auf. Der Fleischhunger kann wohl selten als Hauptursache der Menschenfresserei angegeben werden. Bei den ärmlichen Neukaledoniern könnte dies Motiv noch am ehesten angenommen werden, diese aber greifen auf die Mythologie zurück und erklären die Menschen für Fische und daher gleich diesen eßbar.

## 15. Religion der Polynesier, Mikronesier und Melanesier.

„Das Volk zeigt viel Neigung, etwas sowohl die höchste Gottheit als auch die untergeordneten Götter Betreffendes anzuhören, und hierin und in der Befolgung einiger allgemein anerkannter Vorschriften zur Tugend besteht das Wesentliche ihres Gottesdienstes.“ Joh. Reinhold Forster.

Inhalt: Die Allbeseelung. Die Begriffe Atua, Ani, Kalit und dergleichen. Götterschöpfung. Heroenkultus. Atua und Oromatua. Götter des Meeres, der Luft, des Landes, der täglichen Beschäftigungen. Tier-, Pflanzen- und Steinbeseelung. — Kosmaganie und Mythalagie. Naturanschauung. Die metaphysischen Anfänge. Sage von Tapa und Kala. Die Scheidung des Himmels von der Erde. Nangi-Nu und Maui. Maui als Erdbeben-, Feuer-, Sonnengott und -Seele. Der Maui der Hawaier und der Maori. Wakea. Tangaroa, der polynesische Zeus und Gott der Sonne, bee Himmelsfernen, des Horizontes. Til als Abwandlung desselben. Tane, der Himmelsgatt. Hina, die Mondgöttin. Göttee des Olympes und des Hades: Hikuleo, Milu, Pele. Die Heroengötter Meru, Moso, Oru, Maru. — Die Priester. Allgemeinheit des Priesteramtes. Priester und Häuptling. Priesterkönige. Priesterweihe. Funktionen des Priesters. — Tempel und Opferstätten. Verschiedenartigkeit der heiligen Orte. Die Gräber als Verehrungsplätze. Eigentliche Tempel. Mangel eigentlicher Götzenbilder. Verkörperungen der Götter. Die Tii. Steinbilder. Federgötzen. — Gräber und Leichengebräuche. Verweilen der Seele beim Lelchname und am Grabe. Verschiedene Arten der Beisetzung. Schädelkultus. Totenopfer. Lebendigbegrabenwerden.

Die Allbeseelung ist die breite Grundlage aller Religion bei Polynesiern wie bei Melanesiern. Alles war hier beseelt oder mindestens der Beseelung fähig, und man sprach sogar von Beseelung der toten Dinge, der Geräte. Selbst die Schweine haben auf Tahiti Seelen! rief Ellis erstaunt aus. Man muß aber hierbei nicht ausschließlich an veredelnde, vergöttlichende Beseelung denken. Vielmehr bediente sich der Sprachgebrauch der Worte Geist oder Seele in einer gar nicht überirdischen Weise, um überhaupt die Lebensäußerungen zu bezeichnen. Mit Varuaiore (Geist einer Ratte) ward z. B. in Tahiti das Quieken der Ratten bezeichnet, ebenso das Sprechen der Kinder im Schlafe. Mit Bewußtsein wurden aber durch das System der verkörperten Schutzgeister Seelen in die Dinge hineingebracht. Wenn auf Hawai jeder Stamm einen Schutzgott in der See besaß, der von verschiedenen Fischen lebte, als Hai, Schildkröte, Octopus ꝛc., so ist es auch nicht erstaunlich,

wenn Taliei-tubori, der Schutzgott des Königs von Tonga, sich in einem Wallfischzahne niederließ; und es war dann nur eine Konsequenz dieser Beseelung des Toten, wenn die Seele selbst wieder in einer Sache reproduziert ward, wenn also z. B. die an den Holzidolen hängenden Perlmutterstücke als deren Manava oder Seelen auf den Markesas galten. Der Schluß scheint nahezuliegen: was Schatten hat, hat Seele, mit andern Worten, jedem körperlichen Dinge wohnt eine Seele inne. Darum wird, wie den Seelen der Menschen und denen der Tiere, Pflanzen und Steine, auch den Gerätschaften zu aller Art Handarbeit ein Fortleben in Bolotu zugeschrieben. Einmal begonnen, führte dann dieses System der Beseelung verschiedenster Geschöpfe und Dinge zu dem primitiven Pantheismus, der in dem echt und allgemein polynesischen Begriffe des Atua, Akua, Hotua seine charakteristischste Ausprägung findet.

Atua bezeichnet im weitesten Sinne das Geistige, und tua scheint hier im Sinne von jenseits zu stehen; es ist Gott, vergötterter Mensch, Geist, Seele, Schatten, und selbstverständlich sinkt es sogar auch zum Gespenste herab. Mit Bewußtsein wird das Wort in generischem Sinne gebraucht. Neben den Atua-faka-Bolotu, als den unsterblichen oder ursprünglichen Göttern Bolotus, und den Atua, als vergötterten Menschenseelen, fanden sich in Tonga auch die bösen Atua Banun, Krankheit und sonstigen Schaden wirkend, unter den Menschen, ihnen aber stand als vierte Gruppe die der Atua lele, der guten Geister, gegenüber. Die Maori sagten: Der Schatten jedes Dinges ist sein Atua, und bezeichneten zu gleicher Zeit im Gegensatze zu den ursprünglichen Göttern oder Atua die vergötterten Menschen als Atua Tupua. Also bezeichnet Atua einmal ohne jeden Beisatz die Götter; dies ist aber ein abstrakter Gebrauch. Praktisch wird das Jenseits für den Lebenden wirksam und wichtig entweder durch die Vermittelung der Seelen Verstorbener, welche zwischen Himmel und Erde wandern, oder dadurch, daß ein Gott in einen irdischen Gegenstand, sei es zeitweilig, sei es für immer, einging. Dadurch entstanden die Schutzgeister, die im praktischen Gottesdienste der Polynesier ohne Zweifel wichtigste Klasse, deren Inspiration gewünscht wird, weil sie das in dem Verkehre mit den Göttern Bolotus Aufgenommene in Tonga rc. zur Kenntnis bringen. Wenn sie deshalb nicht etwa freiwillig kommen, sucht man sie, um des Genusses ihrer Vorzüge teilhaft zu werden, durch Bitten, Opfer, im äußersten Falle durch den Bann des Wahnsinntaumels herbeizuzwingen. Die Atua waren auch Göttergehilfen, und in Hawai hieß es: die Atua arbeiten bei Nacht am Weltenbaue sowie an dessen Erhaltung oder Anordnung im Umstürzen von Bergen, Auffüllen von Flüssen rc.

Der polynesische Atua kehrt im Ani oder Hani (Ponape), Kasingl und Kalit (Palau), Anut (Kusai), Jaris (Tobi) und Tautup der Mikronesier wieder, die massenhaft und mannigfaltig wie jene auftreten. Sogar der Name Atua kommt auf den Gilbert-Inseln vor, wo neben ihnen Anis verehrt werden. Kubary sagt von den Bewohnern der Palau-Inseln: „Sie haben eine ganze Legion von Geistern und Göttern, vor welchen sie in fortwährender Furcht leben. Diese nehmen die Gestalt von Tieren, Fischen, Steinen oder Bäumen an, und diese Verkörperungen der Kalits heißen ihre Canoes oder Amlajs und werden ebenso geehrt wie die Götter selbst. In Beziehung auf einen Eingebornen, dessen spezieller Gott das Canoe repräsentiert, heißt es sein Kasingl, und er verhält sich demselben gegenüber ganz wie der Polynesier zu seinem Atua. Es hat jeder Eingeborne sein Kasingl." Diese Geisterverehrung, welche sich an beseelt gedachte Geschöpfe richtet, scheint an manchen Stellen zu einer reinen Tierverehrung ausgeartet zu sein. So wird auf Mortlock die Bastardmakrele (Caranx) als Kriegsgott verehrt, und so sehen die Kurnau in Stipiturus und Malurus Schöpfer der Geschlechter. Wie nahe diese Geister den Göttern standen, lehrt auch hier die Wiederkehr ihres Namens als generischer Name für göttliche Wesen. Auf Ascension

spricht man von Atua Nau Jabbo, dessen Stimme der Donner, und den Awa-Opfer besänftigen müssen. Es beruht aber wahrscheinlich auf Mißverständnis, wenn daneben von eignen bösen Geistern, z. B. Alus auf Ulea, die Rede ist. Es sind dies wohl wieder nur diese Kalits, die gut und böse sein können. Daß auch unter Kalit oft einfach das beseelende Element verstanden wird, geht daraus hervor, daß toten Gegenständen ein Kalit beigelegt wird. Noch zu Sempers Zeit fragten z. B. die Palau-Insulaner nach dem Kalit, der in seiner Uhr ticke.

Auch der Melanesier kennt diese Geister oder unkörperlichen Wesen. Auf den Neuen Hebriden sind sie Vui genannt und hausen in einer Panoi genannten Gegend dieser Welt; ob für ewig oder vorübergehend, scheint zweifelhaft. Auch stehen sie in Verbindung mit zu Göttern gewordenen Vorfahren und werden in Gefahr angerufen. Alle ernstlichen Krankheiten werden dagegen von Zauberei oder dem direkten bösen Einflusse der Atai oder Tamate hergeleitet, welches die Seelen der Verstorbenen und als solche von den Vui weit verschieden sind. Schon in dem Namen dieser Seelengeister: Atai auf Mota, Tamate auf den Banks-Inseln, Natina auf den Neuen Hebriden, Ataro auf Bauro, klingt die Erinnerung an die Atua Polynesiens an, und so ist auch ihr Wesen das gleiche. Kaum hat die Seele den Körper verlassen, so beginnt sie ihre Wanderung, die je nach Stand und Verdienst sehr verschieden endigt. Sie entfernt sich anfangs nicht weit und kann mit vereinten Kräften oft zurückgerufen werden, weshalb die Verwandten am Sterbelager laut und eindringlich den Namen des Verscheidenden rufen. Man glaubt auch, die Seele könne gleich nach dem Tode wieder gefangen und zurückgebracht werden. So wird erzählt, daß ein Banks-Insulaner ein seltsames Rauschen in der Luft neben einem Sterbenden hörte, zugriff und dann die Hand über dem Munde des Sterbenden öffnete, glaubend, er gebe ihm die Seele zurück. Auf Neuguinea ließ man die Seele des Vaters in den Sohn, die der Mutter in die Tochter zurückkehren, auf Uea rief man Seelen mit der Nasenflöte zurück, und auf Neukaledonien blies man ihnen zu Ehren das geheiligte Muschelhorn.

Aus dem allgemeinen Seelenkulte bildete sich die göttliche Verehrung bestimmter Persönlichkeiten leicht heraus. Die Fidschianer unterschieden daher Kaluvu und Kaluyalo, ursprüngliche und deifizierte Götter. Sie beteten zu verstorbenen Verwandten oder verabredeten mit Verwandten, sie, wenn sie zuerst stürben, zu Gottheiten zu erheben. Auch Tuikilakila, Häuptling von Somosomo, war bereit, seinen englischen Freund Hunt zu seinem Gotte zu machen, wenn derselbe vor ihm sterben würde. Der Name eines Gottes auf Tanna ist geradezu Arenha, gestorbener Mensch. Die Seelen alter Häuptlinge werden nach dem Tode vergöttert, um unter Darbringung der Erstlinge beim Namen für das Wachstum der Pflanzungen angerufen zu werden. Neben den Ahnengeistern werden aber auch, wo dieselben die höchste Verehrung empfangen, überall eigentliche Götter verehrt. Es ist gewiß nur der Unvollkommenheit unsers Wissens zuzuschreiben, wenn z. B. von den Motu auf Neuguinea gesagt wird, sie hätten keine Religion, und dann doch die Angabe ihres Glaubens erscheint, es sei etwas im Menschen, das nicht mit dem Körper sterbe, doch aus ihm fort in das Land Taulu gehe. Dort lebe der Geist oder Tirava eine unbestimmte Zeit; zuweilen kehre er zurück. Auch wird erzählt, daß Kinder oft schreiend in das Haus zur Mutter zurückkehren, weil der verstorbene Vater ihnen erschienen sei; die Witwe tritt heraus und sieht den Verstorbenen vor sich, doch mit den Füßen noch in der Erde, aus der er hervorgekommen, und da sie ihn ergreifen will, sinkt er in den Boden zurück. Man kann daraus nur schließen, daß auch hier der Geisterglaube der Volksphantasie den festesten Anhalt biete, und daß Götter daher zu Geistern herabsinken können.

In Melanesien hat eine besondere Ausbildung die Vorstellung kinderartiger Geister erfahren. Die besten der guten Geister sind auf den Banks-Inseln eine Art Elfen, in deren

Namen Nopitu Vui wohl der des Schöpfergottes von Erromango, Nopu, steckt. Sie beschenken Redliche und ernähren Arme, ihre Gegenwart verrät ein zarter Gesang wie von Kindern. Es ist vorgekommen, daß ein von den Nopitu Vui Begünstigter eine Kokosnuß ansetzte und statt des Saftes Muschelgeld herausrinnen sah. Die Plätze, wo sie gern verkehren, heißen auf Mota Rongo, und dieser Begriff zeigt eine eigentümliche Verwandtschaft mit dem auch hier nicht unbekannten Tabu, ohne sich indessen streng mit demselben zu decken. Er teilt mit ihm den Sinn einer gewissen Scheu und Ehrfurcht. Alle auf solchen Plätzen sich vorfindenden Steine, Bäume und Tiere sind ebenfalls Rongo. Der Begriff erstreckt sich auch auf solche Tiere, die häufig in der Wohnung erscheinen, z. B. Eidechsen, Schlangen, Eulen. Auch bestimmte Flußteile können aus irgend welchem Grunde Rongo sein. Nach dem Gegenstande, in dem er wohnt, beurteilt man den Geist, und wer diese Beurteilung versteht, gilt als Vermittler andrer Menschen mit den guten Geistern. Er darf allein die Rongo-Orte betreten und dort opfern. Er thut dies, indem er betet und das Opfer auf einen Stein legt, den man mit dem Geiste verbunden glaubt. Selbst üble Thaten können erbetet werden. Wird aber ein Vui gebeten, einem Feinde Krankheit oder dergleichen zu bringen, so kann er wohl dem Bittenden die Mittel und Wege dazu verschaffen, führt aber selber das Unheil nicht herbei, weil er ein guter Geist ist. Auf Anaiteum und Erromango erscheinen diese guten Geister als Natmasen und Natemas und werden als Kinder des Gottes Nugerain verehrt; so erklärt es sich, daß auch von einem Gotte Natmase auf Anaiteum gesprochen wird. Man erzählte von Kämpfen zwischen Land- und See-Natmasen und schrieb ihnen, wie allen guten Geistern, kleine Gestalt und Neigung zu kindlichem Spiele zu. So riefen bei einem Feste die Fidschianer die Kinder des Wassers, lockten sie mit Spielzeug, das sie ans Ufer legten, zum Lande und bauten hier kleine Dämme, um ihnen das Ansteigen zu erleichtern. Und aus gleicher Rücksicht durften auf Anaiteum heilige Wege, die von den Natmasenhainen zum Strande führten, nie durch Zäune abgeschlossen werden.

In diese Geister- und Seelenschar bringt schon der Rangunterschied ihrer einstigen irdischen Hüllen eine gewisse Abstufung, denn das nachirdische Geschick der Häuptlings- und Priesterseelen ist ein höheres als das der Seelen aus den niedrigen Schichten. Die Häuptlingsseelen gehen zu den Sternen, während die andern an oder in der Erde verharren. Darum werden die Sterne oft einfach als die Seelen der Abgeschiedenen bezeichnet. Letztere können aber auch auf dem Wege aufwärts im Dunkel von bösen Geistern ergriffen und umhergeschleppt werden. Auf manchen Inseln bilden diese in den Himmel versetzten Häuptlingsseelen den ersten Gegenstand der göttlichen Verehrung, und die Grabmäler von Häuptlingen sind dort die bevorzugten Opferstätten. Konnten Schutzgeister überall wohnen, so konzentrierten sie sich doch mit Vorliebe auf gewisse Wesen und zwar am häufigsten auf Tiere. Dadurch entstand dann ein System individueller Tierverehrung, welches in der auffallendsten Weise an den Totem Amerikas und den Kobong Australiens erinnert. Turner sagt von den Aitu der Samoaner: „Diese Götter nahmen nach dem Volksglauben sichtbare Gestalt an, und das Wesen, in dessen Gestalt dem Samoaner sein Gott erschien, war jenem heilig. Es war sein Götze, und er hütete sich wohl, es zu beleidigen oder zu mißachten. Der eine sah z. B. seinen Gott im Aale, ein andrer im Haifische, wieder andre in der Schildkröte, dem Hunde, der Eule, der Eidechse &c., durch alle Klassen der Seefische, Vögel, Vierfüßer und sonstigen lebenden Wesen hindurch. Selbst in manchen Muscheltieren erblickten sie ihren Gott. Der Samoaner aß unbedenklich von dem Tiere, worin der Gott eines andern Mannes wohnte; die Verkörperung seines eignen Gottes zu verletzen oder zu verspeisen, war ihm gleichbedeutend mit Tod. Der Gott rächte dann die Beleidigung dadurch, daß er in den Körper des Mannes fuhr und dort zu dessen Verderben dasselbe

Wesen entstehen ließ, von welchem er gegessen hatte. Diese Götter nannte man Aitu feile, d. h. Hausgötter." Noch mehr nähert sich dieser Gebrauch den oben erwähnten Parallelen der Indianer und Australier in dem Einflusse derselben auf die Namengebung. Schon G. Forster macht darauf aufmerksam, daß Personennamen der Polynesier oft von Tieren hergenommen sind, und vergleicht dies der entsprechenden Sitte nordamerikanischer Indianer. Ein Häuptling der Tahitier hieß Otu, der Reiher, einer der Markesaner Honu, Schildkröte. Fast sicher sind dies Clan-Namen, wie wir ihnen übrigens auch bei den Stämmen afrikanischer Völker, z. B. den Betschuanen, begegnen.

Neben dem Amte, die Hülle der Schutzgeister zu sein, fielen den belebten Wesen auch bestimmte Aufgaben in dem Leben und der Geschichte der Götter und in deren Verkehre mit den Menschen zu. Viel ist die Rede von einem Baume des Lebens, auf dessen höchsten Ast tretend, Tangaroa und andre zur Erde herabsteigende Götter den Himmel verlassen. In Tonga ermöglichte der Toabaum, zum Himmel wachsend, den Göttern das Herabkommen. Der Akaulea oder redende Baum findet sich neben der Wohnung Ikuleos, des Herrn des Olympes, um seine Befehle zu empfangen, und wenn er den Tod eines Menschen fordert, wird ein Canoe gesandt, diesen zu holen. Dieser Baum nimmt aber nur die Seele. Wenn jedoch Menschen am Weltenbaume hervorsproßten, so erhielten sie die Seele aus Himmelshöhen, wie in Samoa. Hier erzählte man: Nachdem Maui die Insel Ata aufgefischt, wuchs auf derselben ein Vuibaum empor mit zwei Zweigen, deren einer, als Tangaroa aus dem Himmel darauf niederstieg, abbrach, und an dem verfaulenden Holze entstand erst das Manu genannte Tierwesen und dann der Kiuvogel, auf den als erstes Menschenpaar Kohai und Kohau folgten, die Vorfahren des Tuitonga. Auch Götterseelen sind in Bäume gebannt. So lernte Maui von seinem Oheim Inaporari die Norobäume, worin seiner Geschwister und sein eignes Leben gebunden, in der Unterwelt durch Anklopfen kennen, und bei den Maori repräsentieren die Bäume den Gott Tane, dessen Kinder die Vögel des Landes und Wassers sind. Daher wird auch Tane beim Fallenstellen auf Vögel oder bei der Verfertigung von Baumcanoes angerufen. Wilkes nennt auf Hawai eine Muscicapa mit Namen Elaio als „früher von den Schiffbauern als Gott verehrt". Auf Tahiti pflanzt man den Baum Ao in der Nähe der Tempelstätten, weil die Götter ihn bewohnen, und ebendort wird der Baum Aito als derjenige genannt, aus dessen zerhackten Splittern der selbstentstandene Tangaroa die niedern Götter schuf, ehe er mit seiner Tochter Hina die Menschen erzeugte.

In Melanesien verehren die Fidschianer Bäume, indem sie Blätter auf die letzte Stelle des Schattens in der Abendsonne werfen. Neben dem Vesibaume, dessen Holz für Canoes geeignet ist, wird der in Wurzeln ausgebreitete Feigenbaum als Sitz der Götter heilig gehalten und ebenso jede sich gabelnde Kokospalme mit Verehrung als heiliger Baum betrachtet. Die guten zwerghaften Seelengötter der Veli singen aus hohlen Bäumen. Zum Krankmachen werden in Vate Blätter, die überschatten sollen, neben dem Hause vergraben, wo sie vom Zauberarzte zu suchen sind. Auf den Neuen Hebriden wird dem Pandanus eine besondere Verehrung zu teil; bei heiligen Tänzen, die der Duk-Duk-Zeremonie gleichen, erscheinen dort die Neophyten eines Geheimbundes in Pandanusbüsche gehüllt und mit Kränzen von Pandanuslaub umwunden.

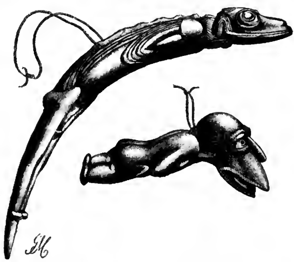
Auch in Mikronesien verehrt man heilige Bäume oder Zweige derselben, z. B. auf Bygor die in Umzäunungen stehenden Kokosbäume, auf deren Gipfel die Ani herabsteigen. Der Kalit, welcher in Palau die Häuptlingsnamen schuf und ursprünglich im Innern der Erde wohnte, ist in großen Waldbäumen verkörpert. Eine Arekapalme auf einem Gipfel von Palau ragte früher in den Himmel, in welchen ein an ihr hinaufkletternder Eingeborner einen Blick gewann. Ein Strauch vor dem Hause des Königs von Korror gilt als der letzte Abkomme der aus einem versunkenen Geisterlande gebrachten Pflanzen, und in Tapitnea

auf den Gilbert-Inseln wurden beim Jahresanfange sogar Opfer unter einem alten Mamanibaume gebracht. Auf Nukuor hat man eigne rautenförmige Holzschüsseln für den Göttern geopferte Blumen. Eine fast selbstverständliche Verehrung scheinen auch hier alle Gegenstände von höherm Alter gefunden zu haben. Nicht nur galten die verlassenen Steinbauten, sondern auch alles Gerät von Stein, besonders Steinäxte, für heilig. Außer Gebrauch gekommene Schildkrötenangeln fand Kubary auf Mortlock als Talismane aufbewahrt.

Vögel treten als Feuerträger und -Hüter in der Maui-Sage, vor allem bedeutsam in der hawaischen Gestalt derselben, auf. Eine ebenso hervorragende Stellung weist ihnen aber auch eine bestimmte Entwickelung der Schöpfungssage des Menschen zu. Durch die Schnepfe (Turi in Samoa, Tui in Tonga), welche von ihrem Vater Tangaroa zur Erde gesandt ward, wurden Menschen geschaffen, indem dieselbe Würmer aus der Erde kratzte. Eine weitere Ausbildung dieser Schöpfungssage bringt aber diesen menschenschaffenden Vogel bald in innigere Verbindung mit den obern Göttern. Denn wir hören in Tonga, daß, nachdem einige Inseln aufgefischt und andre vom Himmel herabgeworfen waren, zuerst fruchtbare Erde ausgesandt ward. Aus Samen entstand nun eine Schlingpflanze, die, von den Göttern ausgerissen, am Strande in der Zersetzung einen Wurm hervorbrachte; und daraus pickte Kiji Kiji, Tangaroas Tochter, in Vogelgestalt, als Lerche, zwei Männer hervor, denen die Frauen aus Bolotu in einem Canoe zugebracht wurden, während ein in der Kralle hängen gebliebenes Stück sich in den nie alternden Heiden Momo verwandelte, an den sich das Geschlecht des Tuitonga knüpft. Eine andre samoanische Sage erläutert diese Schöpferrolle noch weiter dahin, daß es der Vogel Turi sei, der die Seelen der Menschen in Vogelgestalt herabbringe. Auch die Samen der nützlichen Pflanzen bringt ein zu den Fruchtgärten des Mondes emporgeflogener Vogel zur Erde herab. Den Neuseeländern galt der Kakadu als heilig, anderseits war es von übler Bedeutung, wenn der Taratavogel über den Zug eines Kriegsheeres hinflog; es mußte in diesem Falle zurückkehren. Und die Eule erregte geradezu Schrecken, wo immer sie erschien. Wir wissen nicht, ob es mit dem Vogelaberglauben zusammenhing, daß man, wie oben erwähnt wurde, gewisse Vögel besonders züchtete und auf Stäben bei sich trug. Es waren als Seelen- und Feuerbringer noch verschiedene Vögel in Polynesien heilig, in Tahiti auch der Reiher und der Otatarevogel. Federn wurden fast göttliche Ehren erwiesen. Da der Zaunkönig, erzählte man, beim Feuertragen sein Gefieder verbrannt, schenkte ihm jeder Vogel eine Feder, und rote Federn symbolisierten das Feuer, welches der Schöpfergott in alle lebenden Wesen legt.

Ein Kenner Fidschis sagt: „Wollte man ein treffendes Emblem der alten Fidschi-Religion entwerfen, so müßte man dazu eine schöne Pandane wählen, unter welcher eine gewaltige Schlange zusammengerollt ihren Schlaf hält, und in deren Nähe ein prächtig gefiederter Hahn mit aller Macht kräht, den Schläfer zu wecken". Dieser Vogel ist derselbe, durch dessen Verletzung die Söhne Ndengeis einen so großen Zorn dieses Göttervaters erweckten, daß er eine mächtige Sintflut über die Erde sandte. Er heißt, wahrscheinlich mit onomatopoetischer Benennung, Turukawa. Der Vogel war ein Hahn mit dem prächtigsten Farbenschmucke; große, weiße Kaurimuscheln schmückten seine Beine, und die schönen Federn waren so zahlreich, daß, sofern man nur den einen Flügel rupfte, man schon damit den ganzen Berggipfel wie mit einem Nebel einhüllen konnte. Und der Hahn kam zu solch hoher Verehrung, weil er der Ankündiger des Tages, der Bote des Lichtes der Sonne, der Vogel des Sonnengottes ist. Vielleicht liegt ein Beitrag zur Erklärung seiner hohen Stellung in folgender von Codrington mitgeteilter Sage der Banks-Insulaner, welche wir in M. Eckards Übersetzung geben: Als Quat und Marawa aus dem Chaos die Erde und ihrer Bewohner geschaffen, war ewiger Tag. Die Nacht, heißt es, war noch nicht eingeführt, man kochte und aß so lange, bis man müde ward. Auf die Bitte der Brüder

beschloß Quat eine Änderung eintreten zu lassen. Wie man nun erzählt, hatte er gehört, es sei auf Vava, den Torres-Inseln, Nacht, und segelte also dahin; andre glauben jedoch, er sei bis an den Fuß des Himmels, d. h. also bis dahin, wo das sichtbare Himmelsgewölbe das Meer erreichte, gerudert, um von J Quong, in dem Schattenreiche, die Nacht zu kaufen. Als Proviant hatte er Schweine mitgenommen. Auf den vorgetragenen Wunsch schwärzte Quong seine Augenbrauen und zeigte ihm schlafend, wie Nacht, und am nächsten Morgen, wie die Morgendämmerung zu machen sei. Quat ruderte nun wieder heim, Vögel mit sich nehmend, die den Morgen anzeigen sollten, und mit dem Versprechen Quongs, es würde sich nun regelmäßig die Nacht einstellen. In der Heimat angekommen, ermahnte Quat seine Brüder, Nahrung und Matten bereit zu halten, denn es werde Nacht. Voll Staunen sahen sie darauf die Sonne sich bewegen und im Westen niedersinken. Als sie ihre Wahrnehmung Quat mitteilten, sagte dieser: „Ja, sie wird bald fort sein". „Was kommt dort aber aus der See und bedeckt den Himmel?" riefen sie von neuem. „Es ist Nacht!" antwortete der mächtige Bruder, „setzt euch zu beiden Seiten des Hauses, und sobald ihr etwas in euern Augen fühlt, legt euch nieder und bleibt ruhig."



Fischköpfige Idole von der Oster-Insel (Christy Collection, London).
Vgl. Text, S. 296.

Bald wird es ganz finster. „Quat, Quat! Was ist dies? Sollen wir sterben?" „Schließt die Augen und schlaft", war die Antwort. Das geschah denn auch; Mensch und Tier schlief. Als die Nacht lange genug gedauert, nahm Quat ein Stück Obsidian, durchschnitt die Dunkelheit, und die Dämmerung kam. Die Hähne begannen zu krähen, und die Brüder erwachten.

Von Säugetieren tritt das Schwein als Fabeltier hervor. Zur Bekämpfung des menschenfressenden Schweines in Eiva schifften sich die Riesen Fanura und Fatauhui in Tahiti auf Flößen ein, und nach einer andern Sage tötete der Sonnengeborne Hiro das Fabelschwein Moiri ebenfalls auf Tahiti. Cooks zurückgelassene Schweine wurden in Fidschi Tangaroa genannt, und Schweine, deren Ställe nur Priester betreten durften, waren die kostbarsten Opfertiere. Den Seehund ruft Tangaroa, auf dem Welten-Eie schwebend, zu sich, dieser aber antwortet, er gehöre der Erde und müsse auf ihr verbleiben. Zu den wirklichen Tieren kamen tierische Fabelwesen. So hatte bei den Maori das Gespenst Taringahere ein Katzengesicht, und das charakteristisch polynesische, amphibische Motiv des am Lande lebenden Körpers, der sein seeschlangen- oder aalartiges Ende in das Meer reichen läßt, kommt auf Fidschi in geschwänzten Göttern ebenso wie in den vor Siuleo anbetend liegenden Seelen der Häuptlinge vor.

Ein eigner Sagenkreis schließt sich seltsamerweise auch hier wie in Australien um die **Eidechsen**, welche mit der tiefswurzelnden Göttergestalt, mit dem Erdbebengotte, in engere Verbindung gebracht werden. Der fidschianische Gott der Erdbeben wohnte in einer Höhle, und als er durch Bezauberungen von dort vertrieben war, blieb die als Spielzeug im Käfige gehaltene Rieseneidechse zurück, bis sie durch den Häuptling Tara getötet wurde. Mit ihr wurde ein am Waitioflusse in Gestalt einer großen Eidechse erbautes Erdwerk in der Sage verknüpft. Eine grüne Eidechse galt als übles Omen bei einem Kriegszuge, denn auch die Atua erscheinen in Gestalt von Eidechsen. Wie überhaupt die Eidechsen durch die Öffnungen des Körpers gekrochen kommen, um Krankheiten zu bringen, so verursacht insbesondere der Eidechsengott Moko-Titi der Maori Kopfweh. Auch Tane wurde als in einer Eidechse wohnend angesprochen. Die **Schlangen** fanden bei den Melanesiern wohl von allen Tieren die meiste Verehrung, und einige Orte Fidschis, wie Nandruma auf Fidschi Levu, waren durch ihren Schlangendienst geradezu berühmt; aber anderseits erzählt uns d'**Albertis**, daß die Hattamer auf Neuguinea die dortige Riesenschlange allen andern Tieren als Speise vorziehen. Während ferner unter den Tempelidolen der Papua auf Waigu auch das Krokodil zu finden ist, werden auf den Häusern der Salomo-Inseln, wo der Hai, weil gefürchtet, verehrt wird, Idole, unten Hai und oben Mensch, aufgestellt, um böse Einflüsse fern zu halten. Fischköpfige Idole kennen wir von der Oster-Insel (s. Abbildung, S. 295). Schließlich haben die Motu eine Sage, daß ein Hund ihnen einen Feuerbrand aus Taulu gebracht habe, nachdem sie bis dahin das Fleisch roh oder in der Sonne gekocht gegessen hatten.

Wir erinnern zuletzt an den weitverbreiteten **Steindienst**. Zu allerlei Sagen, die vielfach an abendländisch Bekanntes anklingen, gaben die Felsen dieser Inseln Anlaß, die so vielfach phantastisch zerrissen und zerklüftet sind. In Hawai deutet man Felsenmeere als die Walstatt kämpfender Götter, die, vom Tage überrascht, die Felsen liegen lassen mußten. Ähnlich zwang das früh einfallende Tageslicht die inselschaffenden Götter, ihr Werk bei den Felsen unvollendet zu lassen. So wurden die Markesas während der Nacht von den Göttern der Nacht gebildet, welche, als ihnen das Tageslicht ergänzte, das Werk in den unfruchtbaren Felsblöcken unvollendet lassen mußten. Vom Tage überrascht, mußten auch die Geister aus Ulietea den weggetragenen Berg bei Taloo fallen lassen. Zu diesen Stein- oder Felssagen lieferte dann das Vergessen der Urheber großer Steinbilder auf der Oster-Insel und andern Eilanden neue Beiträge, indem Götter zu Schöpfern dieser Werke gemacht wurden. So mag auf den an Steinidolen reichen Inseln eine Sage entstanden sein wie auf Tokelau, wo, selbst aus Stein entstanden, der erste Mensch eine Frau aus Sand unter Einfügung einer Rippe verfertigte; oder auf Tonga Levu, wo ein von Tangaroa gebauter Dolmen die Richtung der Götterreise nach Vavau und Hapai anzeigt.

Auf den hawaischen Inseln bestand ein wahrer Steindienst. Die Fischer von Lanai verehrten aufrechte Steine, und nur aus Felsen bestimmter Art durften auf Hawai selbst Idole gefertigt werden. Hierher gehören sicherlich auch die Regensteine, welche bei zu viel Regen ins Feuer gelegt oder bei Dürre benetzt wurden. Auch sah man in den Steinen die versteinerten Reste der bei Verlauf der Flut zurückgebliebenen Fische. Idole aus Stein, welche mit Zeug umwickelt werden, stehen in Mikronesien zur Verehrung, und von manchen erzählt man, daß sie aus weiter Ferne gebracht worden seien. Auch der als Gott verehrte Tui-Tokelau oder König von Tokelau ist repräsentiert durch einen mit Zeug umwickelten Stein. Auf Mota sind kleine Steine bestimmter Form Heilmittel für Übel aller Art. Auch auf Palau fand **Kubary** am Ostende des Marae ein Bildnis des Gottes Te Ariki tu te Natoake aus schwarzem vulkanischen Gesteine. Klippen sind in Fidschi die Geburtsstätte des Gottes Ndengei und in Palau die letzten Reste versunkener Geisterinseln, aus welchen die riesigen und mächtigen Vorfahren der heutigen Bevölkerung, die Kalits und Genossen,

ins Land kamen. Unter ihnen liegen oft Zauberschätze, z. B. unter einem Riffe Korrors die Koffolwurzel, welche, in die Spitze eines Kahnes gelegt, denselben von selbst dahin führt, wohin der Besitzer es haben will.

Verehrung wird auch dem Meere gezollt; und alles, was mit ihm zusammenhängt, vor allem Schiffahrt und Schiffbau, wird hochgehalten. Durch den Priester werden auf Nukuor mit geweihter Axt acht Schläge gegen den zum Kahnbaue bestimmten Baum gethan, der aber nur in den drei Monaten, die nach dem Tode des geistlichen Häuptlinges verfließen, gefällt und verarbeitet werden kann, und bei einem besondern Feste, Arbungelap genannt, weihen die Ponapesen alle im letzten Jahre gebauten Boote den Göttern. Das Ruder stellt hier selbst noch als Grabzeichen das Symbol der vornehmsten Thätigkeit des Mannes dar, wie die Spindel derjenigen des Weibes, und nicht nur die Leichen, sondern auch die Schwerkranken und Altersschwachen wurden auf Tobi in Booten ausgesetzt. Auf Mortlock wird der Meeresgott am höchsten dadurch verehrt, daß man ihm die in der Schlacht Gefallenen zusendet, während die eines natürlichen Todes Gestorbenen in der Erde begraben werden.

So durchweht ein beseelender Hauch die ganze Natur, und es paßt daher auch auf keine Religion das Wort Vielgötterei mehr als auf die polynesische und mikronesische. Es ist eine durchgehende Tendenz zur Vervielfältigung der Vorstellungen zu erkennen, bestärkt durch Unklarheit des Geistes, aus dem dies alles sich gebiert, und dem mit der Zeit das Götterschaffen lieb und leicht geworden war. Wo die Masse der Edlen als halbe oder ganze Götter in dumpfer Bewunderung angestaunt wurde, wo die Seelen aller des Fortlebens würdigen Menschen nicht nur unsterblich waren, sondern mit der Welt hienieden in inniger Berührung blieben, wo jede Familie ihren eignen Schutzgeist in Tier- oder andrer Gestalt besaß, da mußten Götter und Götzen sprossen und blühen und den polynesischen Geist selbst in ein Tropendickicht von Göttern verwandeln. Gerade als das Christentum die Polynesier erreichte, waren sie mitten in einer lebhaften götterschaffenden Thätigkeit. Die Götter der alten Mythen waren verschwommen und untereinander verwirrt, wie Tangaroa, und an ihrer Stelle trieb die Phantasie immer neue Sprosse und Blüten. Es ist etwas Rassenhaftes in diesem üppigen Gestaltungstriebe. Nicht zufällig ist Polynesiern und Madagassen eine große Breite der Theogonie gemeinsam, die dort in der extrem polytheistischen Mythologie, hier in dem wuchernden Fetischtume sich ausspricht. Wenn nun auch nur ein kleiner Bruchteil dieser Geister zu den Höhen göttlicher Verehrung aufschwebte, während die große Masse mitten unter Menschen, Tieren, Pflanzen und Steinen am irdischen Boden haften blieb, so war doch auch die Zahl jener erstaunlich groß. Eine Liste, welche die Missionare auf Raiatea von allen öffentlich verehrten Gottheiten gesammelt haben, enthält nahezu an hundert Namen. „Unzählig aber", heißt es in ihrem Berichte, „sind die Schutzgötter, die jede Familie von irgend einem Ansehen und Alter besonders beschirmten."

Unter den Göttern stand obenan eine Zahl, die man Fanau Po, Nachtgeborne, nannte. Die vorzüglichsten unter ihnen waren z. B. auf den Gesellschaftsinseln: Taaroa, der Kanaloa der Sandwichgruppe und Tangaroa der westlichen Inseln, der höchste von allen, der Unerschaffene, seit der Zeit der Nacht her lebend, aber nur selten mehr öffentlich verehrt; Oro, der mächtige Nationalgötze von Raiatea, Tahiti und Eimeo, und Tane, der Gott von Huaheine und Tahaa, der mit seiner Gattin Taufairei acht Söhne hatte, die alle zu den obersten Gottheiten gehörten, unter ihnen Temeharo, der Schutzpatron von Pomares Hause. Allein selbst diese Nachtgebornen standen nicht hoch genug, als daß nicht Menschen hoher Geburt sich ihnen anzugeschwistern versucht hätten, und diese kühne Zuweisung heroischer Menschen als Söhne an die Nationalgötter, wie z. B. Tubos, des Anführers der tonganischen Einwanderung, an Tangaroa, trägt dazu bei, die polynesische Mythologie an manchen Stellen

unentwirrbar zu verflechten. Dazu kommen die eigentlichen Naturgötter, lokalisierte Geister oder Seelen. Auf den Gesellschafts-Inseln haben von Schützern der Berge, Thäler, Abgründe und Klüfte die Missionare zwölf Namen aufgezeichnet. Außerdem war aber jede auffallende Naturbildung mit Dichtungen himmlischer Wirksamkeit umwoben. Eine Öffnung im Felsen bei Afareaitu, 2 m im Durchmesser, aber von der Küste wie die Spur einer Kanonenkugel erscheinend, hatte z. B. der Speer in dem Arme eines höhern Wesens gebohrt. Wir werden noch manche derartige Sagen kennen lernen, deren eine Fülle in den verschiedensten Teilen Polynesiens wiederkehrt.

Gegen 20 Götter regieren allein das Meer; unter ihnen ragen Tuaraatai und Ruahatu hervor, die Atua mao oder Haifischgötter genannt, weil sie sich des großen, blauen Haies als Werkzeug ihrer Rache bedienten. Haie wurden mit Fischen und Schweinen häufig gefüttert; so gewöhnten sie sich, der Küste zu gewissen Zeiten sich zu nahen, und die Eingebornen konnten versichern, daß sie auf des Priesters Geheiß herbeikämen. Ein früherer Priester von einem solchen Atua mao behauptete gegen Ellis, ein Hai habe seinen Vater einst von Raiatea nach Huaheine auf dem Rücken getragen. Ein berühmter Seegott ist auch Hiro, ursprünglich ein kühner und gewandter Raiatea-Insulaner, der sich durch Seeabenteuer hervorgethan und noch so jung in der grauen Götterschar war, daß sein Schädel bis zur Zerstörung des Heidentumes zu Opoa gezeigt wurde. Romantische Erzählungen gehen über seine Reisen und Thaten, seinen Kampf mit den Göttern der Winde, sein Ruhen auf dem Grunde des Meeres, seinen Verkehr mit den Ungeheuern der Tiefe, die ihn in Schlaf lullten, während der Sturmgott seine Anhänger im Schiffe bedrohte. Sie rufen zu ihm; ein verbündeter Geist stört ihn auf vom Schlummer; er erscheint auf der Fläche und bewältigt den Sturm. Besonders auf den westlichen Inseln lebte sein Gedächtnis. Eine Felsengruppe auf Tahaa wurde Hiros Hund genannt, ein Bergrücken sein Schiff, und ein großer Basaltpfeiler auf Huaheine hieß sein Ruder.

Unter den Luftgöttern, die oft unter der Gestalt eines Vogels verehrt werden, stehen obenan Vermatautoru und Tairibu, Bruder und Schwester, Tangaroas Kinder, die in der Nähe des Felsens, der die Welt trägt, wohnen. Mit Stürmen und Ungewittern bestrafen sie jede Vernachlässigung ihres Kultus. Auch um Erregung von Orkanen rief man sie an, wenn eine feindliche Flotte im Anzuge war. Noch heute glauben viele Insulaner, böse Geister hätten ehedem Macht über die Winde gehabt, da seit der allgemeinen Bekehrung nie so furchtbare Stürme wüteten wie früher. Belebt mit höhern Wesen ist auch die obere Luftregion. Alle Himmelskörper betrachtete man oft als Götter; wenn sich Sonne oder Mond verfinstern, so hat ein beleidigter Dämon sie verschlungen, und durch reiche Gaben wird er vermocht, das Gestirn wieder aus sich zu entlassen. Ein hell leuchtendes Meteor, das die Missionare einmal einige Sekunden lang beobachteten und für einen Kometen hielten, wurde von den Eingebornen sogleich als einer ihrer großen Götter ausgegeben. Auch sieht man Seelen in den Meteoren, und Lamont erzählt von einem Knaben auf Penrhyn, welcher beim Anblicke einer Sternschnuppe weinte, weil in derselben ihm die Seele eines Ahnen erschienen sei.

Feen, die auf den Bergen leben, werden bei nebeligem Wetter sichtbar. Den Nebel aber zeugt Rangi (Himmel) mit Papatu Anuku (weite Fläche). Riesen mit Feueraugen leben auf einsamen Inseln, so auf der wüsten Insel Manua bei Raiatea. Ein Riese Honura, dessen Haupt in den Sternen glitzert, schritt über die Inseln weg von Tahiti nach Raiatea. Er erinnert an Vatea, dessen rechtes Auge die Sonne, das linke der Mond ist. Auf Hawai gibt es Spukplätze, wo man Geisterprozessionen ziehen sieht, und wer dieselben pfeifen hört, muß sterben. Vorbedeutungen umgeben das ganze Leben mit einem dichten Netze unentrinnbarer Verhängnisse, und der Aberglaube bemüht sich nicht lange um Aufsuchung der wahrscheinlichsten Beziehungen zwischen Ursachen und Wirkungen. Die Unterwerfung Tahitis unter

französisches Protektorat sagte (1842) z. B. ein Sprung in den Stützbalken des Palastthores voraus.

Den Schluß machen die Wesen, die den einzelnen Beschäftigungen vorstehen. Besondere Götter senden die Wanderfische zu den bestimmten Zeiten nach der Küste; besondere Götter rufen die Fischer an, wenn sie Netze stricken, das Boot besteigen oder auf dem Meere arbeiten. Ebenso haben die Landwirte, die Zimmerer, die Haus- und Canoebauer und alle übrigen Holzarbeiter eigne Patrone ihrer Kunst. Auch über die Spiele wachen fünf oder sechs Götter, selbst über die einzelnen Laster und Verbrechen, unter ihrer Zahl Hera als Gott der Beschwörungen und Hiro, der zugleich Meeresgott und Schützer der Diebe ist. Häuptlinge sogar entblödeten sich nicht, ihn anzurufen auf heimlichen Zügen, die in der 17., 18. und 19. Nacht des Monates am günstigsten ausfielen. Doch muß das Ansehen dieses Gottes sehr zurückgestanden haben, denn von dem gestohlenen Schweine wurde ihm oft nur ein Teil des Schwanzes geopfert mit den Worten: „Hier, guter Hiro, ist ein Stück von dem Schweine; sag's nicht weiter!" Hiro beschützt auch Trug, Mord und Wollust sowie den Raub zur See und die geschickte Führung des Bootes.

Wir haben früher darauf aufmerksam gemacht, wie eine eigne Neigung zu vervielfältigendem, parallelisierendem Denken die Zahl der Götter wachsen machte. So manches Glied der himmlischen Schar mutet uns wie ein Erzeugnis der mit Vorliebe in Bildern sprechenden Priestersprache an. Die bilderreiche Sprache kommt einer ahnungsvollen geistig-sinnlichen Auffassung entgegen. Die nebelbedeckte Ebene wird z. B. göttlich, indem der Himmel den Nebel mit ihr zeugt. Und auf diese Weise mehrten sich die Sagengestalten, denen personifizierende Brüder und Schwestern zur Seite gestellt wurden, bis sie eine ganze Familie repräsentierten. So war Pele, die hawaische Vulkangöttin, als sie ihre Heimat verließ, um ihre Wohnung hinfort im Kilauea aufzuschlagen, begleitet von ihren Brüdern: dem Fürsten des Dampfes, dem Manne des Donners, dem Blitze des Himmels und dem Feuerspeienden, deren zwei, gleich dem Vulkan der Alten, verkrüppelt waren. Ferner befanden sich in Peles Gefolge die schreckensreichen Schwestern: die Canoebrecherin mit Feueraugen, die Himmelzertrümmerin, die schnelläugige Wolkenhalterin und die Peles Leib Umfassende.

Wie aus einer dicht begrasten Wiese an denjenigen Stellen Halme und Kräuter zu üppigerm Wachstume aufschießen, wo die Sonne kräftiger hinscheint, oder wohin befruchtende Feuchtigkeit reichlicher gelangt, so wuchsen aus diesem Seelen-, Geister- und Göttergedränge an einzelnen Punkten selbständige mythologische Gebilde zu höhern Gestalten auf. Diese Punkte aber sind besonders diejenigen, auf welche das durch die kosmogonischen Probleme und die Rätsel der Naturerscheinungen angeregte Denken sich mit einer gewissen Vorliebe richtete. An der Kosmogonie hat die Mythologie der Polynesier sich hauptsächlich entwickelt. Insofern kann man sogar behaupten, daß die letztere einem dunkeln Erkenntnistriebe am meisten ihr Dasein, so wie sie ist, verdankt. In geringerm Maße hat auch der Trieb nach Ordnung der Vorstellungen vom Jenseits dazu beigetragen, denn nicht am wenigsten brauchte man auch Herren des Himmels und der Hölle. So wirft der ewig spiegelnde anthropomorphische Gestaltungstrieb Menschengestalten als Träger schaffender und zerstörender Naturmächte vergrößert und verzerrt in den tiefen, leuchtenden Himmel und an den weiten Horizont seiner insularen Heimat. Und echte Polynesier sind es, die dort ihre gigantischen Thaten und Leiden abspielen. Streben nach Herrschaft und Macht, eiferfüchtiger Anspruch auf Ehre und Gabe, unerbittliche Rache gegen jede Vernachlässigung waren allen gemeinsame Attribute; ein moralischer Vorzug, eine überlegene Weisheit, eine freiwillige Güte zierte keinen; Verbrechen aller Art fanden Vorbild und Aufmunterung in der Geisterwelt.

Wir haben gesehen, daß die Polynesier unter ihren zahlreichen Göttern eine Gruppe der Nachtgebornen, der Fanau Po, als alte und ehrwürdige auszeichneten. Ob nun diese Sonderung historisch begründet oder einem Bedürfnisse des logisch ordnenden Verstandes entsprungen ist, sie rechtfertigt uns, wenn wir es versuchen, die kosmogonischen Gestalten zu einer ersten Gruppe zu vereinigen, denen sich die Heroengötter als den Menschen näher stehende Spätergeborne und Erdgeborne unterordnen. Wir folgen dabei keiner Analogie andrer Mythologien, sondern diese Gruppierung ergibt sich aus den Thatsachen.

Die Schöpfung beginnt in metaphysischer Tiefe wie bei keinem andern Naturvolke. Die wie mit einer warmen Neigung aus den Grundgedanken vielfältig und bunt heraus entwickelten Vorstellungen scheinen ohne eine Kaste mit strenger Vererbung, in der wesentlich diese Dinge bewahrt, gelehrt und weiter ausgedacht werden, undenkbar. Nirgends zeigt sich die Mythologie dem Gebären der Wissenschaft näher als hier, wo sie getränkt mit Naturanschauungen, und wo Dichtung und Sagenbildung deutlich danach ringen, die Rätsel der Welt zu erklären. Freilich vergeblich! Immer jedoch stellt die Mythologie dem geistigen Können der Polynesier ein glänzendes Zeugnis aus. Sie würden ein hervorragendes Volk sein, wenn ihre Entwickelung auf andern Gebieten Schritt gehalten hätte mit derjenigen ihrer Götter und Geister. Im tiefsten Grunde kehrt, wie bei der Weltvorstellung, überall im weiten Meereshorizonte die Enge insular beschränkten Lebens wieder. Der kosmogonische Anfang selbst folgte dem Gange natürlicher Entwickelung. Einer Meereswelt entsprechend, entstand der Mittelpunkt der Welt, d. h. das Wohngebiet der so Dichtenden und Denkenden, durch Aufwerfung des Landes aus dem Urgrunde, durch vulkanische Eruptionen, während die Inseln späterer Entdeckung durch Heroen hinzugefischt, d. h. gefunden, werden. Im übrigen geht die Ansicht durch, daß die ursprünglichen Naturkräfte, welche in göttlichen Personifikationen die Erscheinungswelt aus sich herausgelassen haben, dieselbe nach einem organisch in sich geschlossenen Entwickelungsprozesse wieder an sich zu ziehen und einzusaugen streben, während für den Menschengeist, als von außen her hinzugekommen, die Aussicht auf einen Ansatzpunkt der Befreiung verbleibt (Bastian).

In diesen Schöpfungsrahmen sind auch die Götter mit eingeschlossen und nicht nur dies: ihr Wesen und ihre Geschichte ist mit tausend Fasern in die Schöpfungsvorstellungen verflochten. Obwohl einem Anfange entsprungen, kennen die Götter kein Ende, heißt es in Tonga. Unklar wird dadurch die Frage nach dem Schöpfer oder den Schöpfern der Erde, denn Erde, Himmel und alles sind selbst wieder göttlich, und mit gutem Grunde ist daher Po, die Nacht, an den Anfang der Dinge gesetzt. Aus den Kreißungen der Po, von der ersten bis zur zehnten Nacht, entstand Piapia und dann Kaka, letzterer als Vater der Geschwister Rangi und Papa, aus deren Umarmung Tanenuirangi mit acht Brüdern hervorkam. Die Nächte trugen besondere Namen, die bei den Priestern tiefsinnig gedeutet wurden. Bei den Maori beginnt die Schöpfung ebenfalls mit der Po, der Nacht. Nach ungezählten Perioden erwacht Te Rapunga, das Sehnen, das sich in Waia oder Fortdauer der ersten Sehnsuchtsregungen zur Sehnsucht ausbreitet; in der Folge macht sich Te Kukune, die Empfindung, bemerkbar, die in Te Pupuke, der Ausbreitung, erstarkt. Als Folgewirkung beginnt ein erstes Pulsieren des Lebens, Te Hiriri oder Luftschnappen, und hieraus emaniert Te Mahara, der Gedanke, fortentwickelt zu Te Hinangara, dem Geisteswirken. Jetzt entspringt Te Manako, der Wunsch, welcher sich auf Wananga, das heilige Geheimnis oder große Lebensrätsel, richtet. Später entfaltet sich Te Atamai, die Zeugungskraft der Liebe, die in materielle Schöpfungen niedersinkt, wodurch Te Whiwhia, das Festhalten am Dasein, hergestellt ist, durchdrungen von Ravea, der freudevollen Wollust; und somit ist dann eine bestimmte Gestaltung gegeben in Hoputu, dem Aufrichten, belebt durch Hau Ora, den Lebensatem, und jetzt flutet Atea, das Weltall, im Raume, gespalten durch Geschlechtsdifferenz in

Rangi und Papa, Himmel und Erde. Wir haben nach Bastians Aufzählung in diesem philosophischen Produkte kannibalischer Wilden nacheinander: 1) das Nichtsein, 2) die Urnacht, 3) das Sehnen, 4) Fortdauer des Sehnens, 5) Empfindung, 6) Ausbreitung, 7) Pulsieren des Lebens, 8) Gedanke, 9) Geisteswirken, 10) Wunsch, 11) das große Lebensrätsel, 12) Glanz der Glorie, 13) Zeugungskraft, 14) Festhalten am Dasein, 15) Wollust, 16) Gestaltung der Form, 17) Lebensatem, 18) das Weltall, 19) Himmel und Erde. Mit Bastian fragt man angesichts dieses türmenden Gedankenbaues voll Anklänge an Chaldäisch-Buddhistisches: Ist ein verkleideter Anaximander oder Pythagoras hierher gewandert? Wer möchte die Frage beantworten, welche die dunkeln Thore der Urwelt aufzuthun strebt, in die wir noch nicht eintreten dürfen, ohne der Verirrung in labyrinthischen Gängen sicher zu sein?

Aus dem dunkeln Urgrunde, an dessen Schaffung, um ihn der Fassungskraft zu nähern, wohl auch noch die als Seelengeister und Göttersendlinge zu denkenden Atua beteiligt werden, tritt die Schöpfung in die Periode greifbarer Vorgänge mit jener Verbindung, welcher Himmel und Erde entquoll. Papa, die Erde, und Rangi oder Ru, der Himmel, diese Geschwister lagen fest aufeinander gepreßt, und verschiedene Wege ersann die Dichtung, um ihre Scheidung und damit die Wölbung des Himmels über der Erde zu erklären. In Tahiti ließ man sie durch das Empordringen der aufwachsenden Pflanze Dracontium polyphyllum auseinander geschoben und durch den Gott Ru weiter getrennt werden. Nach seiner eignen höhern Erhebung erscheint dann dieser Gott Ru selbst als ein Himmelsgott, der die Himmel bereitet und Sonne und Mond sowie aus deren Begattung in den Finsternissen ihre Kinder, die Sterne und die andern Himmelskörper, hervorgehen läßt. In Tonga aber mußte der unter der Erde schlafende Gott Maui den Himmel emporschieben, unter welchem vorher die Menschen kriechen mußten. Ihn dürstete nämlich, und er forderte einen Trunk von der quellenhütenden Greisin, welche ihm, bevor sie das Verlangte bot, diese Titanenarbeit auferlegte. In Samoa finden wir aber die Verbindung beider Mythen, denn weil jenes Pflänzchen am Tingalagi nur um ein Weniges Himmel und Erde auseinander zu halten weiß, nur eben genug, um Tiitii dazwischenkriechen zu lassen, muß dieser, auf einem Felsen stehend, dem er seinen Fuß eindrückt, den Himmel höher heben; und er hebt ihn bis über den höchsten Baumwipfel. Dennoch aber vermag Losi noch von einem hohen Baume aus in den Himmel zu steigen, um von dort die Tarowurzel den Menschen zu holen. Dieser Tiitii wird dann ebenfalls in Samoa mit Maui derart in Verbindung gesetzt, daß er unter dem Schutze von Zaubersprüchen seines Vaters Talaga in die geöffnete Unterwelt hinabsteigt, wo er dem Erdbeben erzeugenden Gotte Tati der Unterwelt den Arm lähmt oder abdreht, um Feuer nach der Erde zu bringen.

Nach einer andern samoanischen Sage stieg, um dem Lande das Bestehen zu sichern, der Gott in die Unterwelt hinab, dem Erderschütterer Tati seinen rechten Arm abzuschlagen, so daß dieser Tati seitdem Samoa in der linken Hand hält. Derselbe Maui kehrt in etwas andrer Form auf Raiatea wieder: dort lag der Himmel von den Armen eines ungeheuern Tintenfisches herniedergezogen, bis Maui das Untier zerriß, worauf die blaue Masse zu ihrer natürlichen Wölbung sich erhob. Maui soll auch die Menschen gelehrt haben, durch Quirlen eines Stabes Feuer hervorzulocken. Endlich berichtet Forster von einem Gotte und Schöpfer der Sonne, Mauwe (derselbe Name nach andrer Schreibung), der nicht nur die Erdbeben bewirkt, sondern nach der Sage dereinst auch ein großes Land von Westen nach Osten durch das Weltmeer zog, wovon sich Stücke, die jetzigen Inseln bildend, losrissen, während das Land selbst noch im Osten anzutreffen ist. Offenbar haben wir im samoanischen Mafuie oder Salefu, dem Erdbebengotte, der einnickend und im Schlafe sich wendend Erdbeben erzeugt, denselben Maui. Wir haben wohl auch an Erdbebenfluten zu denken, wenn der in die Locken des inselfischenden Maui sich verwirrende Angelhaken verheerende Fluten erzeugt.

In Mikronesien thun wir bei weitem keinen so tiefen Blick in das Wesen und besonders den innern Zusammenhang der Selbstentstandenen wie in Polynesien, und selbst die Kosmogonie ist dort viel weniger klar. Wir finden, wie in Melanesien, manche Anklänge an den türmenden Bau polynesischer Mythologie, ohne uns indessen klar zu werden, ob wir es mit jugendfrischen Keimen oder den dürren Blättern der Rückbildung zu thun haben. Wo die Namen wiederkehren, ist ihr Gedankeninhalt ein fremder geworden, so wenn Tagaloa in Fakavelikele den Eingeweidewurm des Menschen bezeichnet, oder wenn Arong (Rongo?) als Kriegsgott auf Mortlock wiederkehrt. Häufiger sind aber die Namen verschollen, während ein Anklang noch im Wesen bleibt. Götternamen, wie Aluelap, Lugeleng und Olifat, die als Vater, Sohn und Enkel auf den Karolinen verehrt werden, Jjopan in Ponape, Sitelnazuenziap in Kusaie, Obagat in Palau, Mogmug in Ulea, Tongala auf Fais, Fuß auf Elath, Loge auf Fajo, erinnern nicht direkt an Polynesisches, noch an Melanesisches, wogegen es uns wohlbekannt anmutet, wenn von Zimmerleuten und Künstlern auf den Mortlock die Mitte des Himmels unter dem Namen Lageilang als eigenster Schutzgott verehrt wird, der seinem Wesen nach mit Rangi übereinstimmt. Es ist wohl bezeichnend für den Zerfall, den der alte mythenreiche Glaube hier und in Melanesien erfährt, daß der Name des großen Schöpfergottes Tangaroa zur Bezeichnung einer Plebs von gleichgültigen Seelengeistern herabsinkt. Als solche findet man das Wort bis Neuguinea hin, wo das Motuwort für Geister, Tirawa, wohl dieser Wurzel entspringt. Es ist indessen wahrscheinlich, daß dieser Gott in andern Teilen Melanesiens in alter Würde, wenn auch unter etwas verändertem Namen, wiederkehrt. Tengei, Dengei, Ndengei oder Ndengeh der Fidschianer, welchen man künstlich etymologisierend als „Unsterblicher" oder als „in der Erde Wurzelnder" deutet, ist, wie vor allem aus seiner Verbindung mit Mautu-Maui in der Schöpfungssage hervorgeht, der Tangaroa Polynesiens. Und ihn finden wir dann wohl wieder im Neuengut Neukaledoniens, im Nungerain oder Nugerain Anaiteums und im Tamakaia Vates, der gemeinsam mit Maitikitiki die Welt erschafft.

Die mikronesische Schöpfungssage knüpft an die polynesische eng an durch die auf den Gilbert-Inseln zu findende Anschauung vom Himmel (Karaa) als einer der Erde dicht aufliegenden Kugelschale. Ein Gott oder Heros, Dühch, half den Göttern den Himmel höher schieben, und seine Schwester unterstützte ihn in Gestalt eines Tintenfisches mit ihren Fangarmen. Auch in andrer Weise unterstützen sich Bruder und Schwester bei der Weltschöpfung. Auf den Marianen beauftragt der im Leeren lebende weise Puntau beim Tode seine Schwester, daß sie aus Brust und Schulter Himmel und Erde, aus den Augen Sonne und Mond, aus den Augenbrauen den Regenbogen bilde. Auf den Karolinen zeugt das Götterpaar Sabuk oder Sabukur mit Halmelul oder Hamulul, die als die ältesten der Götter auf Ulea verehrt wurden, den Urgott Eliulep oder Aiuelep. Die Schwester dieses letztern Gottes, auf Ulea Ligopund genannt, schuf die Menschen, und auf desselben Gottes Geheiß wird einst die Welt wieder untergehen. Nach andrer Version schuf jedoch diese Göttin auch den Eliulep, dessen Sohn Lugeleng im Himmel mit der anderwärts als seine Mutter bezeichneten Hamulul vermählt ist, auf der Erde aber Tarisso zum Weibe hat. Aus dem Scheitel der letztern wird Olifat geboren, der sogleich umherläuft, sich selber die Nabelschnur abbeißt und mit seiner Mutter in den Himmel steigt, als er seinen Vater Lugeleng dort sieht. Als aussätzig gemieden, richtet er jede Art Schaden an, entgeht aber in verschiedenen Verwandlungen den Nachstellungen der Götter, bis er vom Fischgotte Fela an dessen nach allen Seiten ausgeworfenen Angeln gefangen wird. Lugeleng zerschmettert dem Fela mit der Keule den obern Kinnbacken, belebt die schon von Würmern zerfressene Leiche seines Sohnes und wohnt schließlich mit diesem und mit Eliulep zusammen als richtende Götterdreiheit im Himmel. Auf Palau treten die Schöpfergeschwister in etwas andrer

Form auf. Auf einem Steine, der noch heute gezeigt und Rogoß a bujul genannt wird, lebten sie an der Westspitze von Ejmeljik als Mann und Frau, deren Namen Irakaderngel und Ejluajngabassakor lauten. Beide meißelten mit einer Muschelaxt Mond und Sonne und warfen sie in den Himmel, worauf das vorher allgemein herrschende Dunkel sich in Tag verwandelte. Wo die Sonne in ihr im Westen unter dem Meere gelegenes Haus untertauchte, wuchs in das Wasser hinaus ein Dengesbaum, der an den Ufern die Mangrovewälder bildete. Wenn die Sonne abends zu dem Baume kam, so pflückte sie die schon auf dem Baume sprossenden Keimlinge und warf sie in die See; die Haifische waren begierig hinter diesen Keimlingen her und bemerkten nicht, wie die Sonne untertauchte, um zu ihrem Hause zu gelangen. Es gab aber noch keine Menschen, welche erst jetzt von dem Schöpferpaare der Kalit erzeugt wurden. Die polynesische Schöpfungssage von der Auffischung des Landes aus der Tiefe des Meeres kehrt auf Jap wieder, wo es heißt: Als Mathikethik mit seinen zwei ältern Brüdern zum Fischfange ausfuhr, angelte er erst Feldfrüchte und Taro auf, dann aber die Insel Fais. Der Angelhaken wird von den Priestern auf Gassapar bewahrt, und da mit der Zerstörung desselben auch die Insel Fais untergehen würde, blieben die Bewohner von Fais den Drohungen der Häuptlinge von Jap unterworfen. Ein merkwürdiges Beispiel des Herabsinkens einer großen kosmogonischen Vorstellung auf das Niveau der Täuschung und des Aberglaubens! Auch die Vorstellung von der Entstehung eines Archipels aus über das Meer hin zerstreuten Teilen eines menschlichen Körpers kommt hier vor. Auf den Palau ist es ein Kalitweib der ältesten Insel, Ngaur, das riesenhaft anschwillt und birst, und aus dessen so zerrissenem Körper alle andern Inseln des Archipels entstehen.

Nur leicht ist auffallenderweise der Zusammenhang der Schöpferthätigkeit mit Sonne und Mond betont. Dieser in Polynesien noch so klare Zusammenhang ist in Mikronesien ganz sagenhaft geworden. Eine Sage vom Monde erzählt, daß ein Mann mit Namen Aremesey und seine Frau Atkutk ihres Aufenthaltes in Palau überdrüssig waren. Sie gingen auf den Stein Rogoß a bujul in Ejmelijk, von woher sie stammten, und riefen den Mond an. Als der Mond sich näherte, stiegen sie auf den Nacken einer Schlange und gelangten auf den Mond, wo sie noch heute wohnen und in jeder Mondnacht zu sehen sind. Ebenso veräußerlicht sind andre Sonnen- und Mondvorstellungen. Den Mond essen, wenn er abnimmt, Zauberer in einem Kuchenteige, und die Sonne wohnt und leuchtet des Nachts in einem andern Lande, in welches sie neben einem Baume hinabsteigt. Auf den Palau erzählt man, daß einmal vier Männer aus der Ortschaft Ngarginkl in Pililiu, als sie die Sonne untergehen sahen, rasch in ein Canoe stiegen, um derselben einen Besuch zu machen. Sie kamen eben an, als sie bei dem Dengesbaume war, und die Sonne frug die Ankömmlinge nach ihrem Begehre. Die Leute sagten, sie kämen, sie zu besuchen, und wurden angewiesen, das Canoe treiben zu lassen, selbst aber ihr nachzutauchen. Die Insulaner thaten das und fanden sich in einem unbekannten Lande in einem gut gebauten Hause, wo die Sonne sie bewirtete. Die in den Schüsseln aufgetragenen Speisen waren winzig klein, wurden aber durch das Essen nicht weniger. Zuletzt bereiteten sich die Leute zum Abschiede; da aber ihr Canoe weggetrieben war, so nahm die Sonne ein dickes Bambusrohr, das in Palau noch unbekannt war, und schloß die vier Leute in dasselbe ein. Die Sonne befahl dem Rohre, nach Ngarginkl zu treiben, die Leute kamen auch glücklich an und wurden hierauf die vier höchsten Häuptlinge; von dieser Zeit an ist Ngarginkl das Land der Sonne. Das Bambusrohr aber trieb nach Ngarekobasanga, wo heute Wälder von Bambus stehen, während es auf Peleliu keine gibt. Aber im Andenken an ihre That ist es den Leuten von Ngarginkl gestattet, dort Bambus zu holen.

Auf den Neuen Hebriden stellt man die Sonne als Mann (Mariu auf Mallicollo genannt) und den Mond als Weib dar. Beide wandelten einst auf der Erde, dann stieg zuerst die

Sonne in den Himmel und forderte den Mond auf, ihr zu folgen. Beider Tochter Sina (Hina der Polynesier) wird im Vollmonde sichtbar. Auf Eromanga verehrte man Steinbilder des Neumondes und Vollmondes, letztere einem großen Armringe ähnlich, und die Sage berichtet, es seien diese nicht von Menschenhand verfertigt; wer aber versuche, sie nachzumachen, würde sie sofort vernichtet sehen. Es ist dies wohl die Figur des Mondes, die bei Festen unter Sang, Tanz und Opfern umhergetragen wird. Die Sonne kämpft oft mit den Wolken, um den befruchtenden Regen zurückzuhalten, und wird dann von den Sternen gesteinigt.

Auch die Schöpfungsgeschichte der Melanesier ist nicht so mannigfaltig ausgestaltet wie die polynesische. Es hat den Anschein, als ob sie vor allem jenes philosophischen Elementes entbehre, welches besonders in den Anfängen des polynesischen Schöpfungsmythus uns so geheimnisvoll anmutet. Wir können mit Sicherheit nicht über die Geburt des Schöpfers aus dem Steine oder der Erde hinausgehen: dies ist der Anfang sowohl der fidschianischen als neuhebridischen Kosmogonie. Wenn die Priester der niedern Gottheiten behaupten, daß deren Väter große Herren gewesen, so weisen Dengeis Priester auf einen Felsen hin, welcher aus einem Flusse am Fuße der von ihrem Gotte bewohnten Berghöhen aufsteigt. „Dieser Fels", sagen sie, „ist sein Vater." Man hat dies symbolisch dahin deuten wollen, daß, wenn die Schlange, in deren Gestalt Ndengei erscheint, als Sinnbild der Ewigkeit gilt, ein starker Fels von ununterbrochener Dauer es nicht weniger sei. Allein die wahre Deutung liegt in der Verbindung des Vaters Himmel mit der Mutter Erde. So geht bei den Banks-Insulanern der oberste aller Götter, Quat, aus einem Steine hervor, der seine Mutter war, und schafft nun mit Hilfe seines Genossen Marawa die ganze übrige Welt. Die Erde als Göttin erscheint auch in der Sage, daß auf Ulauletis Körper die Jamswurzel gepflanzt worden sei. Sein Weib Iro Lei schafft er sich selbst, und jener Gehilfe Marawa steht ihm gegen die Nachstellungen bei, durch welche seine Brüder, begierig, dieses herrliche Geschöpf zu besitzen, ihn zu verderben suchen. Diese Brüder, ebenso wie Quat selbst, führen generisch den Namen Tangaro, daneben heißt der erste Bruder Quat, der zweite Gilagilala, d. h. der Weise, und so fort bis zum zwölften, welcher Tangaro Lologong, d. h. der Narr, heißt.

Während der Sinn dieser Götterbrüder schwerverständlich bleibt, ist Marawa, welcher übrigens in allen Notfällen zusammen mit Quat angerufen wird, als der sagenreiche Maui Neuseelands und Hawais unschwer wiederzuerkennen. Denn er ist es, der seinen Göttergenossen durch seine Kraft aus Höhlen, die ihn zerschmettern sollen, und durch seine Beherrschung der Sonnenstrahlen aus Höhen befreit, von welchen der Herabweg ihm unmöglich wäre. In Vate haben wir ganz deutlich Mauitikitiki neben Tamakaia als Schöpfergott. Man höre die Sagen der Banks-Insulaner: Quats Frau Iro Lei, die er sich selber geschaffen, war so schön, daß ihn seine Brüder darum beneideten. Sie zu gewinnen, dann aber auch sich für die mancherlei Neckereien des Bruders zu rächen, beschlossen sie, ihn zu töten. Zu diesem Behufe lockten sie ihn einst in eine unter einem Felsen befindliche Höhle und stießen die Decke ein, hoffend, diese habe den Gehaßten zerschmettert, und die Frau sei nun gewonnen; doch Quat rief Marawa um Hilfe, und als die Brüder in die Wohnung traten, fanden sie den Totgeglaubten in den Armen seines Weibes. Ein andres Mal veranlaßten sie Quat, einen Ast zu erklettern, der halb durchgesägt war; als er aber hinunterstürzte, rettete ihn Marawa wiederum. Ein neuer Plan sollte abermals mißlingen. Der dem Untergange Geweihte ward unter irgend einem Vorwande dazu vermocht, einen Muskatnußbaum zu ersteigen; kaum erreichte er die Spitze, so wuchs, durch die Brüder veranlaßt, der Baum höher und höher und ward im Umfange so stark, daß Quat nicht wieder hinabkommen konnte; doch Marawa, die Not des Freundes erkennend, wehte einen Faden zur Erde

oder gab nach andern ihm ein Haar von seinem Haupte, an dem er herunterstieg. In einer dritten Sage entflieht Quat seinen Verfolgern in einer Kokosnuß, in welcher das Welten-Ei Tangaroas wieder erscheint, ebenso wie in der Schildkrötenschale, welche Gott Nungerain auf Anaiteum nach seiner Schöpferarbeit am Meere zurückließ, um nie mehr wiederzukehren. Und in einer andern Sage erscheint der riesige Himmelsbaum, über dessen Spitze weg die ganze Gruppe der Tangaros sich vor der Wut eines feindlichen Geistes, Quasavara, rettet.

Die Auffischung der Erde durch göttlichen Fischzug lag auch diesen Insulanern nahe. Nungerain, der höchste Gott Anaiteums, war auch der Schöpfer dieser Insel. Eines Tages bemerkte er beim Fischfange in seinem Netze einen außergewöhnlich großen und schweren Gegenstand, zog ihn mit Mühe empor, und statt des erwarteten Fischsegens kam Anaiteum zum Vorscheine. In seiner Freude schuf er nun die Menschen, gab ihnen Jams ꝛc. die Hülle und Fülle und beschloß, ihnen ein ewiges schönes Dasein zu gewähren. Doch seine Kinder verscherzten seine Gnade bald und wurden durch den Gott verurteilt, sterblich zu werden, als sie die großen Muschelschalen, die des Gottes Hülle waren (Tangaroas Welten-Ei, Kokos- oder Schildkrötenschale) durchbohrten und verbrannten.

Die Menschen werden bald aus Steinen oder Erde von dem Schöpfergotte und seinem Genossen geschaffen, bald sind sie einfache Nachkommen der Götter selbst, von denen immer als erster ein Weib, dann ein Mann erscheint, aus deren Verbindung die übrigen himmlischen und irdischen Wesen entstehen. Aber auf den Banks-Inseln bildet Quat ein Wesen durch Flechten aus biegsamen Zweigen und erkennt plötzlich an dessen Lächeln, daß er ein Weib geschaffen. An die Verwandtschaft der Mondgöttin Hina mit den Schöpfungsgöttern Polynesiens erinnert es, wenn der im Monde wohnende Poe der Schöpfer der Menschen wird. Wo Ndengei selbst als Menschenschöpfer auftritt, steht sein Sohn Mautu (Maui) als Gehilfe ihm zur Seite. Jener hatte das erste Menschenpaar aus den Eiern der Schnepfe (Kitu) geschaffen, und sein Sohn Mautu oder Noko Mautu hatte dasselbe bis zur Zeugungsfähigkeit weitergebildet. Die Schöpfung des Menschen geschieht, wo sie nicht durch den Sündenfall unmittelbar an die Götter angeschlossen wird, auch in Mikronesien aus unbelebtem Steine. So sagt man auf Fakaafo: Nachdem der erste Mann aus dem Steine Fakea entstanden, bildete er sich aus Lehm die Arme und Beine einer Gefährtin, Ivi, in deren Leib eine seiner Rippen eingeschlossen wurde, und aus beider Nachkommenschaft entstand alle weitere Bevölkerung. Auf Palau aber schuf das Götterpaar Irakaderngel und Ejluajngabaffakor die Menschen, indem jener die Männer, diese die Weiber erzeugte. Die Schamhaftigkeit der Weiber wird schon auf diesen ersten Akt zurückgeführt, indem die Schöpferin ihr Werk zu zeigen sich weigerte, während der Schöpfer das seinige frei sehen ließ. Von dieser Zeit an tragen alle Frauen den Karyut, eine Schürze aus Pandanenblättern, während die Männer vollständig nackt gehen. So wird auch die seelische Disharmonie beider Geschlechter schon auf diese frühe Zeit zurückgeleitet. Als nämlich das Schöpferpaar seine Geschöpfe die gegenseitige Bestimmung kennen lehrte, geschah es, daß, wie es je ein Paar zusammen auf die Seite legte, sehr viele nicht zusammen paßten und auseinander fielen. Infolgedessen hat Palau wenig gute Ehepaare. Die ersten Erzeugnisse des schöpfenden Götterpaares waren übrigens lauter Kalit, Riesen an Leib und Kraft und reich an Fähigkeiten, welche den heutigen Menschen fehlen. Von ihnen lassen die heutigen Bewohner von Ascension die Steindenkmäler ihrer Insel erbaut sein, und die Sagen erzählen von ihren Wunderthaten. Unmerklich gehen aber ihre Thaten in diejenigen ihrer schwächer gewordenen Nachkommen über, und so besitzen die Karolinen-Insulaner auf Jap eine Tradition, daß einer der Ihren, mit Namen Anaguman aus Tamil, eine große Reise gemacht und von derselben die Kunst des Feuers, des Hausbaues und der Verfertigung von Muschelärten mitgebracht habe. Folgendermaßen läßt die Sage Palaus Menschen aus diesen Göttersöhnen

entstehen: Derselbe, der das Feuer geschaffen, wollte die Leute unsterblich machen und beabsichtigte, zu diesem Zwecke in die Brust der Menschen einen Stein hineinzusetzen, in der Meinung, sie würden dann fest wie Stein sein, mutig und brauchten nicht zu essen. Der tückische Tariit (Rallus pectoralis) aber wollte das nicht und riet, in den menschlichen Körper nur den Atem einzuhauchen, wodurch die Leute zwar lebten, aber den Krankheiten und dem Tode anheimfielen. Der gute Obagat gab diesem Rate jedoch kein Gehör und ging ans Werk. Es fehlte nur noch Wasser, das die Unsterblichkeit sichern sollte, und der Sohn des Kalit ging, um dieses zu holen, und brachte es in einem Taroblatte. Der böse Tariit veranlaßte aber einen am Wege stehenden Zweig des Baumes Karamal, das Taroblatt zu zerreißen, und so ergoß sich das Wasser über den Baum. Der Baum blieb infolgedessen unsterblich; das kleinste Stückchen von ihm, in die Erde gesteckt, keimt und wächst zu einem großen Baume; die Menschen aber sind schwach und sterben. Der Obagat, erzürnt über die Zerstörung seiner Wünsche, ergriff in seinem Schmerze ein Stück Holz und schlug den Tariit über den Kopf. Deshalb haben alle Rallen in Palau einen roten Streifen über den Scheitel; es ist das Zeichen der blutigen Wunde von Obagats Hand. Die Tücke des Tariits ist noch heute sprichwörtlich, denn von jemand, der einem andern etwas mißgönnt, sagt man: Du bist der Ralle gleich.

Das Feuer wird, wo wir Feuermythen kennen, immer gegen den Willen der Götter zur Erde gebracht. Der aus dem Himmel gestoßene Gott Morogrog erhält es auf Ulea Talanga durch Drohungen von dem alten Weibe Masuike und bringt es nach Fakaafo, wo bis dahin die Speisen roh gegessen worden waren. Seitdem darf das Feuer dort, weil dem Gotte des Tages heilig, nur bei Fischfang oder Entbindung des Nachts entzündet werden. An die Methode des Feuermachens durch Reibung zweier Hölzer erinnert die Sage auf Tokelau, das der Greisin Masuike in der Unterwelt gestohlene Feuer sei durch Talanga in das Holz der Bäume eingeschlossen worden. Auf Palau ist dagegen der vorhin genannte gute Geist Obagat, eine Maui-Figur, der Feuerbringer. Er erbarmt sich der Menschen, die durch Essen roher Tarowurzeln und Fische krank werden, und lehrt sie Feuer durch Reiben von Hölzern entzünden.

Neben Himmel und Erde, Sonne und Mond war natürlich auf diesen an vulkanischen und Erdbebenerscheinungen reichen Inseln die Kraft des in die Erde eingeschlossenen vulkanischen Feuers ein Gegenstand, um welchen die Mythen in reicher Fülle sich wanden, zumal das Aufregende, Schreckende im Erdbeben gerade ihm eine besonders tiefe Wirkung auf die Phantasie verleiht und seine Vergöttlichung mit den höchsten Leistungen ausstatten läßt. So schrieb man auf den Markesas, wo dem entsprechend Maui als Weltschöpfer verehrt ward, dieser Kraft eine lebenzeugende Wirkung zu. Nachdem Nukahiwa, heißt es, durch Götterkraft aus der Unterwelt emporgehoben worden, gebar eine Frau die See sowie die Keime der Tiere und Pflanzen, während die in Höhlen eingeschlossenen Menschen und Fische durch eine vulkanische Explosion herausgeworfen und auf Land und Wasser zerstreut wurden. Die Verschmelzung des unter- und überirdischen Feuers zu einem einzigen Erdbeben-, Feuer- und Sonnengotte liegt bei so hoher theogonischer Stellung nahe, und das vielgestaltige, bewegliche Wesen des Feuers, der Wärme, das man bis in die Beseelung verfolgt, öffnet auch der gestaltenden Kraft der Phantasie ein unermeßliches Feld. Die Verbindung des ober- und unterirdischen Feuers tritt uns zunächst in der Anwendung einer und derselben Sage auf den Sonnen- und Erdbebengott entgegen. Derselbe Name deckt oft beide. Trägt doch Ru, der Gott der Erdbeben, bei den Maori denselben Namen wie der Gott des Himmels in Tonga, und ist er doch in Tahiti der älteste der Götter. Auch der hawaische Prometheus Maui, der Feuer von der Sonne holt, ist auf Samoa zugleich der Erdbebengott und auf Raiatea sogar der Schöpfer der Sonne wie auf den Markesas der Schöpfer alles Lebendigen. Und so ergibt sich auch ein Grund für die vor allem bei den

Hawaiern so hochgehaltene Stellung des Maui aus der Sonderung, welche die Maori zwischen Ru, ihrem Gotte der Erdbeben und des vulkanischen Feuers, und dem Feuergotte Mauika machen, der allen lebenden Dingen innewohnt. Maui ist hier der Feuerbringer und der Beseelende.

In der hawaischen Mythologie gewinnt Maui aber noch eine andre Bedeutung. Der Name wird teilweise zur Bezeichnung einer Klasse von Götterabkömmlingen verwandt, anderseits spinnt sich um den einen Maui, den Verwandten des gleichnamigen tahitanisch-neuseeländischen Feuer-, Sonnen- und Erdbebengottes, ein Gewebe merkwürdiger Sagen prometheisch-titanischen Charakters, und endlich wurde ein Maui als hawaische Lokalgottheit mit hohen Ehren umgeben. Das Wort maui bezeichnet gebrochen, zerschlagen. Nun wurde oben schon erwähnt, daß Maui zum Erdbebengotte Tati hinabsteigt, um Feuer zu holen, und diesem einen Arm abschlägt oder abbreht; und dieses Abschlagen eines Armes oder Beines kehrt in verschiedensten Abwandlungen in den Maui-Sagen wieder. Die Stelle Tatis nimmt in Hawai Hina, die Mutter Mauis, ein, die aus der Unterwelt hervorgestiegen ist und als Sonne am Himmel wandelt, wo einmal ihr Gatte Aikanaka, dann ihr Sohn Maui Akalana ihr ein Bein abschlagen, damit sie langsamer gehe. Derselbe Maui Akalana ist auch hier der Feuerfinder und -Bringer. Als er erkannte, daß sein Feuer das Land nicht genügend beleuchte, stieg er zur Sonne empor und holte einen ihrer Strahlen, um allgemeines Licht zu verbreiten. Maui Akalana übte dann so unumschränkte Macht, daß keiner seiner Brüder den Bissen sein Eigentum nennen konnte, bis er ihn in den Mund gesteckt. Seine Brüder aber waren Maui Ahnawa, Maui Kaluha, Maui Hele und noch zehn andre, jeder mit eignem Namen, und zwar erschienen diese vervielfältigten Maui in doppelter Form, als Halbgötter und auf der Erde. Darum heißt es: Awe Awe (männlich) und Awe Ouwe (weiblich) waren Eltern des göttlichen Maui, dagegen Ku und Hina (Frau) Eltern des menschlichen. Maui Akalana beglückte Hawai durch Verbesserungen und Verfeinerungen des Lebens, und die Priester erbauten ihm einen Heiau bei Honolulu. Aber das Feuerbringen blieb stets die von der Sage mit Vorliebe behandelte That Mauis, und zum höchsten Ruhme wurde ihm zugesungen: „Er war es, der, Feuer suchend, den Alaevogel fand". Mit diesem Vogel hatte es aber folgende Bewandtnis: Einem kinderlosen Elternpaare geboren, wurde die Tochter Hina Akehai von den Göttern Kane und Kanaloa befruchtet, als sie sich beim Baden mit dem Gürtel des Häuptlinges von Hilo, Kalana Mahiki, bekleidete, und gebar aus einem Eie den Sohn Maui, der so stark war, daß er, noch an der Mutter Brust, seinen Großvater mit einem Fußtritte tötete. Aufgewachsen, wurde er von seiner Mutter mit dem Gürtel und einem Häuptlingsstabe an seinen Vater Kane geschickt, welcher ihn anerkannte und zusammen mit seinen andern Söhnen erzog, die er mit verschiedenen Frauen des Landes gezeugt hatte und sämtlich Maui benannte. Einst mit seinen Brüdern auf den Fischfang ausfahrend, sah Maui zu seinem Erstaunen Feuer an der Küste, das bis dahin nur im Hause seiner Mutter bekannt gewesen war, denn der Mutter Haut war glühend, und alles, was sie berührte, zündete sie an. Dem Feuerplatze in den Bergen nachgehend, fand Maui eine Kolonie der Alaevögel, deren einer das Feuer umhertrug und seinen Gefährten mitteilte, um Bananen oder Taro zu rösten. Nach vergeblichen Versuchen, die Vögel einzufangen, begab sich Maui zur Aufklärung zu seiner Mutter Hina Akehai und erfuhr von dieser, daß der Alaevogel ihr Erstgebornes sei und den Gebrauch des Feuers in den Bergwäldern gelernt habe. Sie riet ihm, ein Puppenbild oder Kii zu verfertigen und dies, mit einem Ruder in der Hand, in den Bug des Canoes zu setzen, wenn seine Brüder wieder auf den Fischfang ausführen, um die Alaevögel glauben zu machen, daß auch er sie begleitet habe. Als dies geschehen und das Canoe fortgefahren war, überraschte der am Lande zurückgebliebene Maui aufs neue die Alaevögel,

ergriff einen derselben und befragte ihn um die Herkunft des Feuers. Er gestand, daß er dasselbe aus dem Reiben zweier Hölzer erzeuge, und wies verschiedene Bäume dafür an, die indes alle beim Probieren untauglich befunden wurden. Erzürnt, wollte ihm Maui den Schnabel auseinander reißen, als der Vogel ihm schließlich noch den Haubaum zeigte, von dem er Feuer erhielt. Doch steckte er zur Strafe für die nutzlos verursachte Mühe und Arbeit ein brennendes Scheit auf den Kopf des Vogels, das noch heute in dem roten Busche der Alai oder Alae zu sehen ist. Nachdem Maui so das Feuer durch rot gefiederte Vögel erlangt hatte, vollendete sich seine prometheische Laufbahn, indem er, durch böse Geister mit seinem Vater Kane verfeindet, diesen und dessen Bruder Kanaloa angriff, nachdem er sie im Rätsellösen besiegt und außer ihnen noch ein ganzes Heer von Geistern im Kampfe bewältigt hatte. Kane und Kanaloa flohen aus dem Tempel in die Höhe, und Maui wollte ihnen folgen, als er sich plötzlich von einem Wurfgeschosse auf der Brust getroffen fühlte, wodurch er seine übernatürliche Kraft verlor und, zum gewöhnlichen Menschen reduziert, bald darauf an Krankheit hinsiechte. Welches Bündel von weltgültigen titanischen, prometheischen, orpheischen Gedanken und Bildern!

In noch andrer Weise wird Maui auf den Gesellschafts-Inseln in Berührung mit der Sonne gebracht, indem man ihn als Priester, der den Gottesdienst beendigen wollte, die eilende Sonne an ihren Strahlen festbinden läßt. Auf Hawai brachte er die nach Tahiti geflüchtete Sonne zurück und schlug ihr ein Bein ab, damit sie langsamer gehe und seiner Mutter die Wäsche trockne. Und endlich finden wir ihn sogar als der Proserpina verwandten Gott, um dessen Rückkehr aus Ruhotu (Bolotu), der Unterwelt, man jährlich beim Erntefeste auf Nukahiwa betete.

Von Ru-Rongo, dem Himmelsgotte, führt zu dem in manchen Äußerungen als höchsten gepriesenen Tangaroa eine mehr lokale Abwandlung des erstern. Kaka, der Bruder Papas, also der Erde, vertritt nämlich dieser gegenüber den Himmel oder das Licht und erscheint in Hawai als **Wakea**, was an Vatea, die Mittagssonne, anklingt, die in Raiatea als Schöpfer der Götter und Menschen erscheint, anderwärts aber den ganzen Himmel umfaßt, indem der Mond als linkes, die Sonne als rechtes Auge Vateas bezeichnet wird. Auch in Hawai erscheint Wakea als Papas Gatte, der mit ihr viele Geschlechter von Göttern, vor allen die Brüderreihe der Mauis, zeugt. Wakea und Papa, auf den Knöpfchen des Seegrases lebend, heißt es dort, schufen die Erde, die durch Papa geboren wurde. Und auch in andrer Weise wird Wakea mit der See in Berührung gebracht. In die Tiefe der See niedertauchend, verband er sich mit der Seegöttin, und als er dann zum Lande zurückgekehrt war, kamen die aus seiner Begattung erzeugten Moavögel (tauchenden Seevögel) auf seine Schultern nieder, bis ein Platz auf dem Hausdache, wo sie fortfuhren zu nisten, bereitet war.

Mit einem dritten Götterbilde berühren sich hier Ru und Maui, das vielleicht das am klarsten ausgeprägte der ganzen polynesischen Mythologie ist, nämlich mit dem des überall sagenreichen, vielverehrten **Tangaroa**, Taaroa, Tagaloa, Kanaloa. Wenig fehlt, um ihn zum polynesischen Jupiter zu machen. Großartig schildert eine Sage auf Raiatea seine durch das All wirksame Macht: Tangaroa schwebte zuerst, in ein Ei oder eine eiförmige Muschel gehüllt, im noch finstern Luftraume umher. Der ewigen einförmigen Bewegung müde, streckte er seine Hände heraus, richtete sich auf, und sogleich wurde alles um ihn hell. Er schaute zum Sande der Küste herab und sprach: „Komm herauf!" Der Sand antwortete: „Ich kann nicht zu dir in den Himmel fliegen". Dann sprach er zu den Felsen: „Kommt herauf zu mir!" Sie erwiderten: „Wir sind im Boden gewurzelt und können nicht zu dir in die Höhe springen". Darauf kam der Gott hernieder zu ihnen, warf seine Schale ab und fügte dieselbe der Erdmasse zu, so daß die letztere bedeutend größer ward.

Aus den Splittern der Schale wurden die Inseln. Dann erzeugte er die Menschen aus seinem Rücken und verwandelte sich selbst in ein Boot. Wie er nun im Sturme ruderte, füllte sich der Raum mit seinem Blute, das dem Meere seine Farbe gab. Und von dem Meere verbreitete es sich in die Luft und ließ die Morgen- und Abendwolken erglühen. Zuletzt wurde Tangaroas Gerippe, das Rückenbein oben, auf dem Boden liegend, eine Wohnung für alle Götter und zugleich das Vorbild für den Bau der Tempel. Er wurde mit andern Worten zum Himmel, wo er an Kaka-Vateas, Ru-Rangis oder Langis Stelle trat.

Nach einer andern Tradition hatte der Gott an der Erbauung der Inseln so eifrig gearbeitet, daß seine Schweißtropfen die Höhlungen füllten und das salzige Meer bildeten; nach einer dritten war das Land erst ein zusammenhängender Kontinent gewesen, der dann im Zorne von den Himmlischen, besonders von Ru, dem Sturmgotte, zertrümmert und über den Ozean zerstreut wurde. Diese Sage erscheint auch unter der Form, daß der zürnende Tangaroa die Welt ins Meer gestürzt, oder daß sein Weib sie durchs Meer geschleift habe, worauf nur wenige Spitzen, die Inseln, über der Oberfläche geblieben seien. Schon darum tritt Tangaroa aus der indisch-wirren Sagenornamentik Polynesiens so fesselnd uns entgegen, weil der Meereshorizont, der eigentliche Gesichtskreis dieser Völker, überall in den ihn feiernden Sagen durchschaut. Man könnte ihn zugleich den Neptun der Polynesier nennen. Und in der That opferten ihm die Maori beim Fischfange. Da er aber außerdem als Gott der Bäume galt, verehrte man ihn auch als Schützer der in Baumkähnen Schiffenden. Und endlich wurde er als Geber des Vorbildes der Tempel Schutzgott der Künstler. Nahe genug liegt es ja, den Meergott zum Vater und ersten der Götter eines Seevolkes wie dieses zu machen. In Samoa ist Tagaloa der Höchste im Himmel und führt daher auch den Namen Aitu ole Lagi, d. h. Gott des Himmels. Während unter seinem obersten Walten die Schöpfung sich im organischen Wachstume fortentwickelt, von der Fuefuepflanze durch Würmer zum Menschen, werden diese durch den Gott Naio feiner ausgebildet und den Göttern selbst näher gebracht. Dieser Naio, der in Tahiti als Mahui wiederkehrt, als Ordner des Sonnenwandels und der Stetigkeit der Erde, führt schließlich wohl zum Maui Neufeelands.

Durch diese Hinzufügung von Nebengöttern oder Gehilfen ist offenbar die Stellung Tangaroas selbst, wie so oft die des höchsten Gottes, der mit der Zeit immer unpersönlicher wird, eine etwas verwischte geworden. Man nannte ihn den Höchsten von allen, den Unerschaffenen, den von der Zeit der Nacht, Po, her Lebenden, und man besang ihn folgendermaßen:

| | | |
|---|---|---|
| Taaroa als Wurzelgrund, | Taaroa in weitester Breitung, | Taaroa im Umkreis, |
| Als Unterbau der Felsen, | Taaroa bricht hervor als Licht, | Taaroa hienieden, |
| Taaroa als der Meeressand, | Taaroa waltet im Innern, | Taaroa die Weisheit. |

Aber es ist bezeichnend, daß man ihn öffentlich nur an wenigen Orten, nach Cook z. B. in Tapuamanu, verehrte, und daß man auf den westlichen Gesellschafts-Inseln ihm einen unsichtbaren Körper beilegte. Schon in seinem Namen liegt der Begriff roa, d. h. weit entfernt. In Neuseeland wird indessen Tangaroa gelegentlich gesehen, in unbestimmter Nebengestalt, zwischen Himmel und Erde, wenn die Sonne auf dem Gischte der Wogen schimmert. Und ebenso bezeichnend ist der Streit, der unter den Priestern über sein wahres Wesen herrschte. Während einige z. B. auf Raiatea behaupteten, Tangaroa habe nicht nur Himmel und Erde, sondern auch selbst die Götter erzeugt, hielten andre dafür, daß er einst ein Mensch gewesen, der erst nach seinem Tode zu den Göttern aufgestiegen sei. In der erstern Funktion, der als Weltschöpfer, geht Tangaroa mit seinem Weibe, mit welchem er einen Sohn und eine Tochter zeugte, die ihrerseits zwei Söhne erhielten (sechs Götter bilden den Kreis der obersten Wesen), als erster aus der Nacht, dem Po, hervor und erzeugte

seinerseits durch Umarmung eines Felsens, des Grundes der Welt, Land und Meer. Als nun die Vorläufer des Tages, der dunkle und der hellere blaue Himmel, zu ihm kamen und ihn um eine Seele für seinen Sprößling, die Erde, baten, wies er seinen Sohn Raitubu an, seinen Willen auszuführen, und dieser, indem er einfach zum Himmel und zur Erde blickte, schuf alles, was im Himmel, an der Erde und im Meere ist. Tangaroa ist aber bei den Tonganern auch Gott des weiten Horizontes. Und endlich wird, dem oben bezeichneten Grundsatze polynesischer Mythologie folgend, der Zerstören und Schaffen eng vereint, aus dem geliebten und verehrten Gotte ein Schädiger, so wie es auch Maui, der Feuerbringer und Beseelende, zuletzt geworden ist.

In der ungeheuern Schöpferkraft Tangaroas, der Gutes und Übles unterschiedslos aus sich hervorgehen läßt, liegt schon die Wurzel seiner Verwandlung in ein böses, weil Böses schaffendes, Prinzip. Er verursacht in Tonga die Verfinsterung der Sonne und des Mondes und tritt uns so in Hawai entgegen, wo er zwar, durch Lautverschiebung in Kanaloa verwandelt, unter den vier Hauptgottheiten Ku, Lono, Kane und Kanaloa erscheint, aber als böser Geist, der giftige Schlangen geschaffen, Kane gegenüberstand. Unschwer sind Tii, Rongo, Tane und Tangaroa in diesen Namen wiederzuerkennen, zumal, wenn wir von andrer Seite eine hawaische Götterdreiheit, Kane, Kii und Kanaloa, nennen hören.

Ein viertes Götterbild wird im Zusammenhange mit Tangaroa in den Kreis der bevorzugten Himmlischen gezogen und stellt gleichsam die menschenbildende Seite der Schöpfungsthaten dieses Gottes verkörpert dar. In vielen Traditionen wird nämlich als Vater des Menschengeschlechtes Tii genannt. Dieser Tii war bald mit seinem Weibe, der Menschenmutter, von einem Nachkommen Tangaroas durch Umarmung des Küstensandes erzeugt worden, bald lebte er zu Opoa, bildete sich selbst sein Weib, und seine Kinder wurden die Stammeltern der Menschen; bald wird von zwei Tiis, des Landes und des Meeres, erzählt, welche zu Opoa menschliche Leiber annahmen und die vorher nur von Göttern bewohnt gewesenen Inseln bevölkerten. Aber die Meinung ging, daß Tii und Tangaroa ein und dasselbe Wesen seien, und daß der letzte im Po, der Nacht, der erste in Ao, dem Lichte, wohnte. Auch versicherten einige wie von Tangaroa, so auch von Tii, er sei der erste Mensch gewesen, der nach seinem Tode noch fortlebend gedacht und bei seinem Namen genannt worden sei, woher dann die Geister der Verstorbenen diese Benennung erhalten hätten.

Diese Sage sieht wie eine Erweiterung der in ganz Polynesien verbreiteten einfachern Vorstellung aus, Tangaroa habe die Menschen geschaffen; und zwar ließ man ihn mit seinem Weibe nach und nach alle die Inseln bewohnen und bevölkern. Daß die Erscheinung Tiis als besondere Göttergestalt ursprünglich nur einer doppelten Benennung desselben Gottes entsprang, ergibt sich schon aus der Gesellung Hinas als Tochter, Gattin und Schöpfungsmutter zu Tangaroa. Bei den Maori ist Tiki der Menschenschöpfer, und hier teilte er dem Menschen die Offenbarung der Schöpfung mit, die dann durch Überlieferung der Priester sich vererbte. Die Menschen heißen Tikis Nachkommen, Urio o Tiki. Auf den Markesas hingegen hieß Tiki der erste Einwanderer. Eine andre Verbindung wird endlich geschaffen, indem sich Tii als Sohn Tangaroas mit seiner in eine junge Schöne verwandelten Großmutter Hina vermählte, um Uru und Fana, das erste Menschenpaar, zu erzeugen.

So ist denn Tii in mehrfachem Sinne Wohlthäter des Menschengeschlechtes, denn seine wichtigsten Leistungen: Erhebung des Himmels über die Erde, Lähmung des Erdbebengottes, Feuerbringen, Menschenschöpfung, stehen alle in wohlthätiger Verbindung mit den menschlichen Geschicken. Indem er Feuer bringt, lehrt er sogar die Zubereitung der früher roh gegessenen Speisen. Er schließt sich durch diese dankenswerten Thaten eng an Maui an, und folgerichtig tritt auf den Gesellschafts-Inseln uns Tii als Gott des Lichtes entgegen, den Sonne und Mond miteinander zeugen.

Als fünfter fügt sich in die Reihe der großen Götter Polynesiens Tane (hawaisch Kane), welcher die nächste Verwandtschaft mit Rongo, Rangi oder Ru, dem Himmel oder Himmelsträger, hat, vielleicht auch von ihm nur durch mißverstandene Etymologie gesondert ist. Nach Trennung von Himmel und Erde schmückte Tane den Himmel oder Rangi mit Sternen und stellte zugleich auf Papa oder der Erde die krüppeligen Kinder als Bäume auf. Er erscheint also hier als Gehilfe oder Vollender der Schöpfung. Eine andre Sage läßt ihn mit Paia den Menschen, Tangata, zeugen, oder aus der Erde den Manu Ao Marama, den Vorfahren der Menschen, schaffen. In noch wesentlicherer Funktion tritt er aber in der Sage der Maori in einem frühern Stadium der Schöpfung auf, denn er ist es, der hier die wichtige Aufgabe löst, seine Eltern Rangi, den Himmel, und Papa, die Erde, zu trennen und den Himmel emporzuheben. Als er dann in den Himmel stieg, um eine Frau zu suchen, erfuhr er, daß es dort nur eine Frau gebe, erhielt aber von seinem Vater Rangi den Rat, zu seiner Mutter zurückzukehren. Daselbst bildete er aus der Hüfte das Weib Hine und zeugte mit ihr eine Tochter, Hineatauira. In Tane ihren Vater erkennend, flüchtete diese beschämt zu seinem Bruder Tane ta Waiora (Waiora, Lebenswasser), dem Vater Timu Rangis (Ende des Himmels), und verwandelte sich im Zanke mit Tane in die Urahnin Hinenuitepo (Nacht), während Tane als Tane nui Rangi auf der Erde blieb. Indem Tane seine Tochter überall suchte, fand er Rehua, seinen Bruder, das alles belebende Feuer, im obersten, zehnten Himmel. Dieser Besuch Tanes im obersten Himmel bei dem belebenden Feuer Rehua scheint ihn an die Prometheus-Titanengestalt Mauis anzuschließen, zumal er auch das Wasser des Lebens zum Schutze gegen Meru suchte und als der Vater der Vögel galt. Beides hat er aber auch mit Tangaroa gemein. — Ein echter Sterngott war in Tahiti Rehua, der am Jahresanfange aufgehende Stern, welcher mit Ura die Zwillinge nebst den Plejaden zeugte und auch als Herr des Jahres galt. Ebendort zeugt der König der glänzenden Himmel mit seiner Frau Fanui den Morgenstern, Faurua, als Leiter der Schiffer, während der Abendstern als Sohn der Sonne, die Sternschnuppen als Atua bezeichnet wurden und die Zwillinge als Menschensöhne galten, welche sich in den Himmel gerettet hatten, weil sie ihre Trennung fürchteten.

Die Hauptzüge melanesischer Geister- und Götterlehre ähneln so sehr denjenigen der polynesischen, daß an naher Verwandtschaft beider nicht zu zweifeln ist. Bastian hebt einmal hervor, daß in dem auf der Grenze Polynesiens im Übergange zu Melanesien gelegenen Fidschi sich auch die Mythen der beiden Areale in vielerlei Durcheinanderverschiebungen berühren, während Mikronesien, wohin die Gruppen der Ralik und Ratik überleiten, eine eigenartigere Gestaltung bewahre. Allein diese Anklänge reichen viel weiter, auch selbst über das mit polynesischen Kolonien besonders stark durchsetzte Gebiet der Neuen Hebriden hinaus. Man geht nicht zu weit, wenn man sagt, daß das Grundgewebe der melanesischen Mythologie aus polynesischen Fäden bestehe, und daß die eigentümlichen Züge in diese nur hineingewoben sind, häufig aber auch nur in einer Abschwächung schon vorhandener Fäden und Farben beruhen.

Der Charakter der melanesischen Abwandlungen polynesischer Göttersagen ist häufig eine spielende, fast novellistisch zu nennende Herabziehung in eine niedrigere Sphäre. Der polynesische Tangaroa und Maui stehen den kosmogonischen und mythologischen Ideen, denen sie zur Verkörperung dienen, näher als ihre Vertreter in melanesischem Gebiete. Es genügt, die oben mitgeteilte Sage der Banks-Insulaner von den Anschlägen der Tangarosbrüder Quats gegen diesen ihren göttlichen Bruder und Herrn und von seiner Rettung durch Marawa mit Ähnlichem in Hawai oder bei den Maori zu vergleichen. Was hier Mythus ist, wird dort Märchen, verliert dabei an Großartigkeit und gewinnt an menschlicher Zugänglichkeit.

Es liegt nahe, diesen Unterschied aus der sehr verschiedenen Gestaltung des Priesterstandes und damit des Traditionswesens bei beiden Völkern herzuleiten. Scherzhafte Wendungen, wie die auf den Neuen Hebriden heimische Sage über die Ursache des Aufrechtgehens der Menschen, entsprechen dagegen vielleicht dem heiteren Naturell dieser Krausköpfe. Es heißt hier von dem Menschenschöpfer: Zuerst ließ er die Menschen auf allen vieren gehen, die Schweine dagegen aufrecht. Dies verdroß aber die Vögel und Reptilien derart, daß sie eine Versammlung beriefen, auf der vor allem die Eidechse eine Abänderung verlangte, die Bachstelze dagegen dieselbe lebhaft bekämpfte. Die Eidechse drang durch, kroch nach Schluß auf eine Kokospalme und sprang von oben auf den Rücken eines Schweines, so daß dieses auf die Vorderbeine sank und von dem Augenblicke an sich nicht wieder erheben konnte. Die Schweine gingen nun sämtlich auf allen vieren, die Menschen dagegen aufrecht.

Wir haben schon früher gesehen, daß bei der Mannigfaltigkeit der Verehrungsgötter und -Geister im polynesisch-melanesisch-australischen Gebiete wenig Gewicht darauf zu legen ist, wer an der Spitze des Götterheeres steht. Von Insel zu Insel ändern sich Name und Würde des Herrn der Götter, und hier kommt auch nicht etwa zum Ersatze jene Gruppe der hervorragenden Nachtgebornen zur klaren Ausprägung, aus deren Reihen dort einer oder der andre den Himmelsthron einnimmt. Nur in den kosmogonischen Erzählungen und in der Sage von der Unterwelt ist etwas mehr Stabilität zu erkennen. Auf Fidschi heißt der oberste Gott Dengeh, Tengei oder Ndengei und gilt als das Haupt aller Götter und Menschen. Dengeh soll sich anfänglich frei umherbewegt haben, dann aber als Schlange mit seinem geringelten Schwanze in die Erde verwachsen sein. Seitdem ist er Erdbeben-, Sturm- und Jahreszeitengott. Man sagt, daß, sobald Dengeh sich schüttle, fruchtbare Regen fallen, die Bäume sich mit köstlichen Früchten behängen und die Jamsfelder eine vorzügliche Ernte liefern werden. Diese Legende würde die periodische Umwälzung der Jahreszeiten und den Einfluß andeuten, den auf dieselben eine verborgene höhere Macht übt. Doch ist Dengeh nicht, wie man glauben sollte, Erntegott. Dazu ist er den Menschen zu fern und zu tief. Er ist vielmehr ein Gott des Zornes, der sich oft genug in schrecklicher Weise kundthut. Er straft und züchtigt sein Volk, bald durch Vernichtung der Ernte, bald durch Fluten; ja, er könnte mit Leichtigkeit die Menschen von der Erde vertilgen und hatte auch zuzeiten nicht üble Lust dazu, denn seitdem er in den Tiefen der Erde wohnt, plagt ihn so unersättlicher Hunger, daß er, gleich Kala der indischen Zeit, darauf bedacht ist, die ganze Welt in sich hineinzuziehen und zu verschlingen.

Je nach dem Verwandtschaftsgrade mit Ndengei zerfallen nun in Fidschi die Götter in verschiedene Klassen. Außer Mautu, der Brotfrucht, sind noch Tokairambe und Tui Lakemba, die an seiner Thür die an ihn gerichteten Gebete empfangen, Ndengeis Söhne. Die Enkel präsidieren als Götter der Distrikte über Landschaften und die entfernten Verwandten als untergeordnete Götter über Stämme. Ndengeis Enkel bilden eine dritte, seine weiter entfernten Verwandten eine vierte Götterstufe. Symbolisierungen bestimmter Eigenschaften oder Gaben, in einer gewissen rohen Üppigkeit an Indisches erinnernd, nehmen unter ihnen ihre Stelle: Kokola, die mechanische Geschicklichkeit, mit acht Armen; Matowalu, die Weisheit, mit acht Augen; Waluwakatini mit achtzig Magen. Man spricht, wie in Polynesien, von der Götterfamilie, aber die Worte Vater, Sohn, Tochter, welche unter den Göttern eine Familienverbindung schaffen, werden symbolisch angewandt; so wenn Mautu-Maui, der Schöpfungsgehilfe Ndengeis, außer Brotfrucht, die er zur Erde gebracht hat, Sohn des obersten Gottes genannt wird. Auch die Seelenfergen Rokavana und Rokora und die aus dem Ellbogen geborne Rokomutu werden als Ndengeis Kinder angesprochen, wofür die Schöpfungs- und die Sintflut-Sage die nähere Begründung liefern.

Innig verflochten mit diesem krausen mythologischen Gedankenbaue und doch wieder eine Welt für sich sind die polynesischen Vorstellungen vom Jenseits, das im allgemeinen ein in mancher Beziehung kaum veredeltes Spiegelbild des irdischen Lebens ist und dem Diesseits eigentlich näher steht als der viel höhern und großartigern Welt der Götter. Nur der Herr der Unterwelt ist einer der Obern und wird mit ihnen in einer Linie verehrt. Er ist als Jkuleo oder Hikuleo einer der ersten Götter Tongas. Er gilt als Mauis jüngerer Bruder und als Herr von Bolotu, des Himmels der Edlen und Fürsten, daher als Gott und Führer ihrer Seelen. Neben seinem Himmelspalaste sprudelt die Quelle des Waiora oder Lebenswassers, welche die abgeschiedenen Fürstenseelen zu neuer Lebensfrische erweckt, Tote belebt und Kranke heilt. Hikuleo weilt nach andern in einer Höhle von Bolotu, die er nur nach der Länge seines mit der Erde verwachsenen Schwanzes verlassen kann, mit seinen Frauen und Kindern schwelgend und, mächtig über alles, die Seelen der Häuptlinge und Matabulu zu seinem Dienste zwingend. Denn da ein Durst, ein Verlangen nach Seelen zu seinen Haupteigenschaften gehört, aber durch eine von Söhnen Tangaroas geleitete Auswanderung seinem Reiche Unterthanen entzogen worden sind, so sucht er dieselben aus Tonga durch Herbeirufung der Fürstengeister wieder an sich zu ziehen. Im besondern hat er es auf die Erstgeburten edelsten Geblütes abgesehen, und einst trat ein solches Sterben unter diesen ein, daß eine Entvölkerung Tongas zu fürchten stand und deshalb Hikuleos Fesselung durch Maui in der Erde und Tangaroa im Himmel nötig ward. Als Siuleo tritt dieser Herr der edlen Seelen in Samoa an die Spitze der Krieger, die er zum Siege führt, wenn er ihre Opfer günstig aufnimmt; als Milu und als Wakea, zwei homologe Hälften Eines Gedankenbildes, kennen wir ihn in Hawai, und die hier auf ihn und seine schattenhaften Gesellen sich beziehenden Sagen mögen uns, soweit es möglich, die Mosaiksteine zu einem Bilde des Hades und Paradieses der Polynesier liefern.

Milus Reich der Unterwelt, so erzählte man in Hawai, wird fortdauern ohne Veränderung und Ende und hat wahrscheinlich von Anfang an bestanden. Die besten Nachrichten darüber brachte ein Scheintoter zurück, der acht Tage in Milus Reiche weilte und dann wieder ins Leben zurückkehrte, worauf er seine Beobachtungen den Seinigen mitteilte. (Vgl. die hawaische Hadessage, Bd. I, Einleitung, S. 32.) Das Land in diesem Reiche ist flach und fruchtbar, auch einigermaßen erhellt, und alles wächst da von selbst. In Milus Palasthofe ist Gelegenheit zu aller Art Ergötzung. Milu selbst wählt die schönsten unter den ankommenden Frauen für sich, die dann für alle andern Akua tabu sind. Ein zweiter Herrscher der Unterwelt ist Wakea, dessen Reich indessen später begründet ward als das des Milu. Beide Reiche sind tabu, so daß man nicht aus einem in das andre gelangen kann. Wakea herrschte auf der Erde, ehe er Gott wurde, und auch Milu wird als einstiger und zwar als minder guter Mensch bezeichnet. In der Unterwelt beherrscht Wakea die hohen, Milu die niedrigern Seelen. Die abgeschiedenen Seelen gehen, wenn sie nach diesen Reichen der Geister entschweben, in der Richtung der untergehenden Sonne nach den Inseln Kanes und springen entweder von einem Felsen ins Meer, oder verschwinden durch ein Loch in der Erde. In Oahu wird ein Ort, Leinakuauni, in der Nähe des Westkaps, als die Stelle genannt, wo die Seelen ins Meer steigen. Aber die Seelen kommen nicht gleich in das Jenseits, sondern werden einige Zeit an den Grenzen desselben herumgeführt, damit sie, wenn sie etwa nur scheintot sein sollten, in die Oberwelt zurückkehren können. Daher konnte der Wunsch des Häuptlinges Ellein von Maui erfüllt werden, welcher seine verstorbene Frau zurückwünschte und den Gott Lono Kialii zum Führer erhielt, mit dessen Hilfe er diese teure Seele zurückholte. Daher wird aber auch die frisch abgeschiedene Seele mehr gefürchtet, weil ihre halbkörperliche Erscheinung bis zum Wahnsinne erschreckt. Man glaubt, daß sie oft mehrere Tage nach dem Tode als

Akualapu, schreckender Geist, um das Haus oder Grab umherirrt und schwächer und schwächer wird, bis sie ganz unsichtbar geworden ist und einen Führer in Milus Reich findet. Es kommt indes vor, daß die eines Schutzgeistes bedürftige Familie durch Gebet die Seele in ihre Nähe bannt, wo sie bei Reliquien bleibt und zum Zwecke der Begeisterung gerufen werden kann. In Milus Reiche vergnügen sich die Seelen mit geräuschvollen Spielen, in dem Wakeas herrscht weihevolle Ruhe. Es prägt sich selbst hier noch der Unterschied der Abstammung beider aus, denn Milu ist aus dem Volke, Wakea aus den Fürsten hervorgegangen. Der Ort für die Qual der Bösen (Pokinikini), der als die Nacht des fortdauernd langen Todes und als dunkler, tiefer Platz an der Rückseite des Himmels, wo die Sterne hängen, bezeichnet wird, dürfte wohl aus einem fremden Gedankenkreise hierher getragen sein, da derselbe keine unmittelbare Beziehung zu den Reichen Milus und Wakeas hat.

Die Phantasie der Melanesier schwang sich nicht zu großartigen Leistungen in der Ausschmückung der Gefilde der Seligen auf, aber sie stattete den Weg zu denselben mit Hindernissen aus, welche man in solcher Zahl und Mannigfaltigkeit nicht im Hades der Polynesier findet. Der Name Mbulu, den die Fidschianer ihrem Jenseits geben (auf Anaiteum heißt es Jmai, bei den Motu Taulu), deutet sicher auf das tonganische Bolotu, und sogar das hawaische Ballspiel kehrt in Neukaledonien als Spiel der Seelen Abgeschiedener mit Orangen am Meeresgrunde wieder. Auf dem Wege nach dem Hades liegt zunächst eine Stadt, durch deren sämtliche Häuser die Schatten wandern, weshalb die Thoröffnungen derselben alle in einer Richtung liegen. Dann müssen sie an einem Riesen vorbeigehen, der mit seinem großen Steinbeile alle zu treffen sucht. Die Verwundeten können aber nie nach Mbulu gelangen, sondern müssen ewig als böse Geister im Gebirge umherirren, während diejenigen, welche dem Riesen entkommen, nach ihrer Freisprechung durch Ndengei Erlaubnis erhalten, in der Nähe der Tempel sich am Geruche der Menschenopfer zu ergötzen. Am schlimmsten geht es jedoch den Seelen der Unverheirateten. An einer gewissen Stelle des Weges nämlich lauert der Gott Nangga-Nangga auf die Seelen der Unverheirateten beider Geschlechter, und sobald er eine derselben erfaßt hat, hebt er sie mit beiden Händen hoch empor und wirft sie auf einen hervorstehenden Felsen nieder, so daß sie entzweibricht. Da nun nach der Tradition der Gott die männlichen Geister, welche ohne ihre Weiber zu ihm kommen, für Hagestolze ansieht, so war bei allen Stämmen Fidschis die Erdrosselung der Witwe üblich. Stirbt jedoch das Weib vor seinem Manne, so schneidet der Witwer seinen Bart ab und legt denselben unter die linke Achselhöhle der Leiche, so daß er gewissermaßen als Trauschein dienen kann, bei dessen Anblick Nangga-Nangga die Seele des Weibes ohne Widerspruch vorbeiläßt.

Dieser den Eintritt ins Jenseits wehrende Kämpfer tritt uns auch sonst in Melanesien entgegen. Salatau sitzt am Eingange des Hades der Vate-Insulaner und sucht die Eintretenden mit Keulen auf den Kopf zu schlagen. Es ist wohl derselbe Geist, der in Fidschi als Samujal oder Samu und als Ravujalo der Seele auflauert, um sie zusammen mit seinen Brüdern zu essen. Die Seelen der Gemeinen erliegen in diesem Kampfe, während die der Edlen nach Mbulu eingehen. Doch ist in ihren Weg noch ein Charon eingeschaltet, denn es heißt: Die im Keulenkampfe entkommenen Seelen gehen zu den Höhen des Berges Naindelinde in Kaiwandra, wo sie in einem Abgrunde Vater und Sohn mit einem Ruder in der Hand finden und nach Befragen hinabgestürzt werden, um durch die See nach dem Jenseits zu schwimmen. Ein interessantes Beispiel einer obsoleten Vorstellung! Warum Vater und Sohn mit Ruder in der Hand, wenn die Seelen doch schwimmen müssen? Man hat einfach der beiden Sinn vergessen. Aber nicht überall ist die Bedeutung des Bootführers im Hades verschwunden, wie folgende Tradition beweist, die bei dem Nakelostamme auf Fidschi herrscht: Nach dem Tode ihres Königs gehen die drei ältesten

Männer des Stammes mit Tüchern in der Hand an das Ufer des Flusses, um der Seele des Verstorbenen, welche denselben kreuzen muß, Geleit zu geben. Dort rufen sie laut nach Themba, dem Charon, damit er sein Boot herüberbringe, und warten dann, bis sie eine größere Welle auf das Ufer zurollen sehen, was sie für das Anzeichen des sich nähernden unsichtbaren Kahnes halten. Sogleich wenden sie ihr Gesicht ab, deuten mit den Tüchern auf den Fluß und rufen laut: „Steige ein, Herr!", worauf sie so schnell wie möglich davonlaufen, denn das Auge keines Lebenden darf ungestraft der Einschiffung zusehen. Die Leiche selbst wird wie gewöhnlich begraben.

Die vom Jenseits ausgeschlossenen Seelen schwimmen nicht hinüber, sondern kommen um oder kehren zurück, um, wie die beim Seelenkampfe Verwundeten, auf der Erde ruhelos umherzuschweifen. Und das gleiche Schicksal ist jenen bereitet, welche mit dem ihnen ins Grab mitgegebenen Walfischzahne nach dem Baume von Takivelajawa werfen, ohne zu treffen, ferner nach fidschianischer Sage untättowierten Frauen und endlich den Geizigen.

In schärferer Gliederung sondert sich dieser gefahrenreiche Seelenweg in Stationen, auf deren jeder die Seele noch einmal stirbt, um endlich als dreimal gestorben nach Mbulu zu gelangen. Ehe aber die Seelen endgültig zur Ruhe gekommen, kehren sie häufig zur Erde zurück, um ihren Freunden gute oder schlechte Botschaft zu bringen, so z. B. den Ort zu bezeichnen, wo ein ergiebiger Fischfang zu hoffen sei, ꝛc. Geizhälse, Mörder und andre Sünder werden nach dem Glauben der Salomo-Insulaner damit bestraft, daß ihre Seelen einer nochmaligen Läuterung dadurch unterzogen werden, daß sie in häßliche Kriechtiere, Schlangen, Kröten ꝛc. verwandelt werden. Ähnliche Spuren undeutlicher Vorstellungen von Lohn und Strafe in der Ewigkeit sind überall zu finden. Es bezeichnet aber wohl nicht eine ursprüngliche Vorstellung der Fidschianer, wenn auch von Ndengeis Richterstuhl gesprochen wird, vor welchen die Seelen zu treten haben.

Bestimmte Himmelsrichtungen werden von der Seele bei ihrem ersten Gange dem Jenseits zu verfolgt, und gewisse Örtlichkeiten sind auf jeder Insel als Plätze bekannt, von wo die Seelen ihre große Reise antreten. Gewöhnlich folgen sie der Sonne und steigen mit ihr in den Ozean, um am nächsten Tage bei ihrem Aufgange in die andre Welt zu gelangen. Daher liegen die Inselvorsprünge, von denen aus die Seelen den Sprung ins Dunkle wagen, im Westen.

Unklar treten zwei Vorstellungen hervor, die offenbar nicht überall Durchbildung erfahren haben. Der Fidschianer unterscheidet **zwei Seelen** jedes Menschen und Dinges: den Schatten und das Spiegelbild. Von diesen zwei Seelen geht der dunkle Geist zur Unterwelt, während der dem Reflexe im Spiegel gleichende am Grabe bleibt. Die andre Vorstellung aber setzt dem Leben der Seele auch im Jenseits ein Ziel, indem sie auf die höchste Stufe des Lebens in Mbulu die **Vernichtung**, auf Fidschi Lothia genannt, folgen läßt; aber diese Vernichtung personifiziert sich und nimmt in andrer Tradition den Charakter des Häuptlinges der Seelen in Mbulu an, der also dann wahrscheinlich als seelenessender Gott gedacht wird. Wieder eine andre Tradition läßt die edelsten unter den Seelen bei ihm weilen. Mit der Zuweisung dieser Rolle an einen Herrn der Unterwelt entgeht die melanesische Mythologie mit kühnem Entschlusse der Schwierigkeit der endlosen Aufhäufung der Seelen im Hades. Andre aber lassen in Fidschi die Seelen an ihrer Stelle bleiben, bis die Erde durch Feuer zerstört und erneuert ist. Ebenso kennen die Neukaledonier einen Herrn des Seelenheims mit Namen Dianua. Mit diesem unterirdischen Gotte ist offenbar auch der blinde Gott Yona identisch, der zusammen mit den Ataro auf Bauro beim Jampflanzen angerufen ward, wie denn in weltweiter Wiederkehr die Götter des Wachstumes und der Ernte mit der Unterwelt zusammenhängen. (Vgl. S. 317.)

In Hawai war es, wo, befördert durch die großartigen Erscheinungen vulkanischer Natur, die diese Inseln bieten, Sagen von einer unterweltlichen Feuergöttin, **Pele**, sich zu

einem merkwürdigen Mythenkreise formten, der manche Anklänge an die Hadessagen aufweist. Ja, so sehr drängte jene Natur ihre Vergöttlichungen in den Vordergrund, daß wir von weniger tiefgehenden Beobachtern sie als die mächtigste aller Götter dargestellt finden, der nicht nur das vulkanische Feuer, sondern auch die hawaische Sintflut zugeschrieben wurde. Man ließ Pele vom südwestlichen Rande des Himmels, aus Hapakuela (Samoa? Neuseeland?), stammen, wo ihr Vater Ka-ueho-Alani und ihre Mutter Kahin-Alii wohnten. Als sie erwachsen war, heiratete sie Wahieloa, dem sie einen Sohn, Menehune, und eine Tochter, Laka, gebar. Aber ihr Gatte wurde von Pele-kumulani verführt und entfloh mit derselben. Beide verfolgend, kam Pele nach Hawai, welche Inseln zu jener Zeit eine ungeheure Öde und Wüste, zwar mit den heutigen Bergen, aber ohne süßes Wasser und selbst ohne das Meer, waren. Als Pele ihre Reise antrat, gaben ihre Eltern ihr das Meer mit, damit es sie begleite und ihre Boote trüge, und während sie auf Hawai zusegelte, stieg die Flut, bis nur noch die höchsten Spitzen der Bergriesen auf Hawai sichtbar waren; aber bald darauf sank das Meer wieder, bis es seinen jetzigen Spiegel erreichte. Zeigt sich hier vielleicht die Erinnerung an eine mit Feuerausbruch verbundene Erdbebenflut? Pele aber zog sich mit ihren schreckensreichen Brüdern und Schwestern, dem Fürsten des Dampfes, dem Blitze, dem Donnermanne, dem Feuerspeienden, der Bootzerbrecherin mit Feueraugen, der Himmelsspalterin ꝛc., in die Feuerberge zurück. Diese furchtbaren Gottheiten leben in den Feuerseen der thätigen Krater, und in dem Getöse der Lavawellen hört der Kanaka ihre Stimmen. Alles Volk mußte ihnen opfern. Unterließ es dies, so erbebte der Boden und stieß zürnende Dämpfe aus. Pele wechselte oft ihre Sitze; bald bewohnte sie diese, bald jene Insel, und wo sie wohnte, grub sie Krater aus. Lange hauste sie im „Hause der Sonne“ auf dem Haleakala, wo sie den mehr als meilenbreiten und 600 m tiefen Krater aushöhlte. Vom Meergotte Moana vertrieben, wohnt sie jetzt im Kilauea, dem einzigen gegenwärtig thätigen Vulkane der Gruppe. Auch nach der Bekehrung der Hawaier zum Christentume blieb der Krater des Kilauea als letzter Wohnsitz der Göttin Pele noch lange mit strengem Tabu belegt, und noch bis zur neuesten Zeit haben fremde Besucher des Kraters bemerkt, daß ihre eingebornen Führer mit unbedecktem Haupte kleine Opfer, wie Glasperlen, Korallen, Muscheln ꝛc., mit dem hawaischen Gruße: „Aloha, Pele!“ in den Feuersee werfen, der noch jetzt Lua Pele, d. h. der Tempel der Pele, heißt. Und als letztes Andenken an die einst mächtige Göttin, deren unterirdischen Feuern die ganze Hawai-Gruppe ihr Dasein verdankt, mögen jene haarähnlichen, feinen Glasfäden gelten, die nur im Krater des Kilauea gefunden und daselbst bei starkem Winde durch Abwehen der Lavatropfen gebildet werden und unter dem poetischen Namen „die Haare der Pele“ bekannt sind (F. Birgham).

Aus der Götter zweiter Reihe ist am häufigsten der **Kriegsgott** den höchsten und ältesten an die Seite getreten, wiewohl gerade ihm der Heroencharakter deutlich aufgeprägt ist. Auch seine Wandlungen sind höchst merkwürdiger Natur. Meru erscheint auf Samoa als Gott des Blitzes und des Donners. Durch die Form Meso geht er in den Kriegsgott Moso über, der seinerseits an den Oro der Tahitier erinnert. Wenn auch später mit göttlichen Attributen ausgestattet und besonders an Mauis Stelle als Vollender der Schöpfung verehrt, ist doch dieser Kriegsgott deutlich menschlichen Ursprunges, wie selbst der Mythus zeigt: Von König Pomare besiegt, begab sich der Häuptling Mirapaye nach Ulietea und veranlaßte durch demütige Verehrung den Gott Oro zur Begleitung nach Tahiti, wo er durch seine Hilfe viele Siege erfocht, bis der König Pomare den Priester bestach, daß er Oro zu verehren Gelegenheit fand, um dann, siegreich geworden, für das Idol einen Marai in Atehuru zu bauen. Vor der Vergötterung herrschte Oro auf Tah Eimeo, wo ein Loch in den Fels, von seinem Speer geschleudert, gezeigt wurde. Daß ihm auch Pflanzen heilig waren, hängt wohl mit dem Seelenbaume zusammen. Auf Raiatea stand Oro als Schöpfergott

neben Tangaroa und Tane, und ebendaselbst tritt uns Orri, der auf Otaha überhaupt als höchster Gott galt, als Gott der Winde entgegen. Auf den Markesas hat der Kriegsgott Teihotita einen Doppelkörper. Maru sendet in Neufeeland den Regen, aber auch Erdbeben. Man erkennt ihn im rötlichen Planeten Mars und verehrt ihn auf der Südinsel als Kriegsgott, dem die Erschlagenen zum Opfer gebracht werden. Im Norden war dagegen Tu Kriegsgott.

Neben den Kriegsgöttern hätten offenbar die Feld- und Erntegötter die größte praktische Bedeutung. Ein Teil ihrer Eigenschaft konnte auf Tangaroa, Tu, Tane übertragen, mit und in diesen verehrt werden. Es gab da günstige und schädliche Götter. In Tonga wurde Futafaie beim Pflanzen und Ernten verehrt und der gute Regengott Fenulonga um Bewässerung der Felder angefleht. Aber die Windgöttin Kalla Filatonga stürzte, wenn mißachtet, die Pflanzungen um. In Neuseeland wurde Tiki, der erste Mensch, als Idolbild bei der Ernte verehrt, doch gelangten auch der Kriegsgott Tu und der Friedensgott Rongo zu dieser Ehre; und auf den Gesellschafts-Inseln wachte Ofanu oder Oihanu über den Ackerbau.

Heben wir zum Schlusse nur einen aus der Schar der Heroen heraus, um den kurzen Weg zu zeigen, der hier von der Erde in den Himmel führt. Als mächtigster der Heroen tritt uns Tawakhl, Kai Tangatas Sohn, Stammvater der Maori, entgegen, dessen Thaten so groß waren, daß, durch ihren Ruhm angezogen, Watitirimata-Katakas Tochter vom Himmel herabkam. Als nun das Himmelsmädchen, mit welchem Tawhaki gelebt hatte, nach der Geburt eines Kindes zum Himmel zurückfloh, kletterte Tawhaki in einem Spinngewebe empor, um seine Schwäger zu besuchen. Dieselben brachten ihm jedoch Wunden bei, und um sich zu rächen, rief er eine Flut hervor, über welche verschiedene Überlieferungen bestehen. In der einen heißt es: Als das Götterkind nach dem Himmel zurückgeflohen, folgte ihr Gatte Tawhaki. Im Zorne auf das kristallene Himmelszelt stampfend, zerbrach er es mit seinem Fuße, so daß die Flut hervorbrach. In der andern Sage aber betet der Held, von den Verwundungen seiner Schwäger durch seine Frau Hirepiripiri wiederhergestellt und auf hohem Berge befestigt, zur Vernichtung seiner Feinde die Flut herab. Seitdem er in den Himmel gestiegen, wurde Tawhaki als Seelenführer, der die Seelen der gestorbenen Häuptlinge von der Erde in den Himmel führt, beim Begräbnisse gesühnt. Der Maoriheld tritt als Erdenstampfer uns auch in Tonga entgegen, wo man erzählt: Von Tonga nach Niue schwimmend, stampften Huanaki und Fao auf die eben aus dem Wasser emporstehende Insel, um sie höher aufsteigen zu lassen, und riefen durch ein zweites Aufstampfen die Pflanzen hervor, worauf aus einer Ti-Pflanze das erste Menschenpaar entstand.

Das Herabsteigen der Himmelsbewohnerinnen zu den erdgebornen Helden kehrt in andrer Form in vielen polynesischen Sagen wieder. Es findet sich z. B. in Tonga, wo mitunter die Götter und Göttinnen des Olympes Bolotu herabsteigen, um in den Tempeln mit den Fürsten und Häuptlingen beim Kavatrinken zu schwelgen. Als einst Langi (Himmel und Himmelsgott), zu einer Götterversammlung nach Bolotu berufen, sich dorthin begeben hatte, wurde es seinen Töchtern im leeren Hause zu einsam, und neugierig, machten sie sich auf, das Mamavolk da unten auf der Erde sich näher anzusehen. Gerade waren die Fürstensöhne im festlichen Gelage zum Kavatrinken versammelt, als die erlauchten Göttinnen niederstiegen und durch ihren Schönheitszauber rasch blutigen Streit und Kampf entfacht hatten. Bis nach Bolotu drang das grause Getöse, so daß die Götter in ihrem Versammlungssaale aufschreckten; und rasch eilte Langi, die Störenfriede zu strafen. Doch war die älteste Tochter bereits von den erhitzten Rivalen im wilden Umherzerren zerstückelt worden, und der jüngsten schlug der erzürnte Vater selbst das Haupt ab. Dieses, in die See geworfen, ward aber zur Schildkröte, die seit dieser Zeit den Häuptlingen als Speise verboten ist. Der Olymp Tongas trägt überhaupt einen menschlich-leidenschaftlichen, genuß- und

streitlustigen Charakter, da in ihm das Kriegsgetöse der Fürsten und Edlen sich fortsetzt, so wie es auf der Erde einst getobt. Er ist ein im Vergleiche zum Diesseits nur wenig veredeltes Jenseits.

Große Werke der Menschen wurden auf die Götter zurückgeführt und Menschen, die solche erzeugten, zu Göttern erhoben. So waren die Steinterrassen von Arva Wai in den Markesas bei Schöpfung der Welt durch die Götter aufgebaut. Die Traditionen von Vergöttlichung heldenhafter Menschen lagen oftmals völlig offen, wie z. B. in Aitutaki, wo ein von Raiatea herübergeschiffter Häuptling, Ruanuu, vergöttert ward. Und Tamatoa, Häuptling von Raiatea, wurde sogar lebend als Gottheit verehrt.

Da die Verschiebungen und Verwechselungen der Namen bei Wiederkehr derselben Götter und göttlichen Funktionen eine beständige Quelle von Verwirrung selbst der Grundfäden der polynesischen Mythologie bilden, so ist ihre Klarlegung, soweit solche überhaupt möglich ist, nur zu erreichen durch Festhaltung der sachlichen Unterlage, unter Absehen von allen Namen und zufälligen oder lokalen Attributen. Oft genügt dem spielenden Denken dieser Völker ein Gleichklang oder Anklang zur Anknüpfung weitreichender Gedankenfäden. Die etymologische Wurzel einer doppelten Göttergestalt zeigt sich in der neuseeländischen Verbindung des Erdbeben-, Regen- oder Sturm- und Kriegsgottes. Maru, als Erdbeben verursachend, heißt allerdings der Kriegsgott, aber Muru (Ru oder Erdbeben) wird von Ereignissen überhaupt gesagt, die dem ganzen Lande schaden. Bei Betrachtung einer Mythologie wie der polynesischen muß wohl beachtet werden, daß dieses formenreiche Sagengewebe oft weniger einem klaren Sprechen als vielmehr dem Stammeln eines Kindes gleicht, bei welchem man mehr zu achten hat auf das, was gesagt werden will oder möchte, als auf das Wort selbst. Die Rangordnung der Verehrung spielt dabei nur eine geringe Rolle, denn von Insel zu Insel wechselt der Name des als Höchster verehrten Gottes. Im engen Kreise der Gesellschafts-Inseln wurde als höchster Gott Rua auf Tahiti, Eimeo und Raiatea, Tane auf Huaheine, Tao auf Bolabola, Tu auf Maurua, Tangaroa oder Taraoa auf Tabumanu, Oro auf Tahaa verehrt. In Neuseeland tritt Rangi als Höchster im Himmel an die Spitze aller andern Götter und wird als oberste Gottheit verehrt. Auf Hawai tritt Tane als Kane in den Vordergrund und mit ihm die sonst mehr nur in der Mythologie bedeutsamen Wakea und Maui sowie der Kriegsgott. Wir haben aber ferner gesehen, daß alle diese Höchsten ihrer Verehrung fast ganz verlustig gehen konnten zu gunsten einfach lokaler Ahnengötter. Und unter letztern zeigen besonders die Kriegsgötter in ihren von Ort zu Ort so verschiedenen Namen die menschliche Natur ihres aus Vergötterung großer Kriegshelden hervorgehenden Ursprunges. Noch veränderlicher waren die Götter des gemeinen Volkes, wie in Tonga jener Gott der gewöhnlichen Menschen, Awaikai, der Gott der Speisen, „der für solche genügt".

Die Sage des Sündenfalles, der die bis dahin göttergleich unsterblichen Menschen sterblich macht, kehrt in der Abwandlung einer Form wieder, wie wir sie von den Buschmännern bis nach Amerika verfolgen können. Während früher niemand starb, der Greis einfach die alte Haut abstreifte und in neuer, verjüngter Gestalt erschien, starben nach folgender Begebenheit, die in gleicher Weise auf den Salomo- und Banks-Inseln erzählt wird, alle lebenden Wesen: Eine alte Frau wollte sich in gewohnter Weise an einem Strome ihrer Haut entledigen und warf dieselbe ins Wasser, das sie an einen vorstehenden Busch antrieb. Die verjüngte Mutter kehrte nun nach Hause zurück, ihr Kind wollte sie jedoch nicht wiedererkennen, und die alte Haut mußte wohl oder übel gesucht und übergezogen werden. Seit dieser Zeit stirbt jedermann. Auf den Banks-Inseln heißt diese Frau Iro Puet, das Weib Mates, des Todes. Eine andre Sage bezeichnet Tangaro,

den Narren, unter seinem andern Namen Tagelingelinge als den Grund, daß der Tod in die Welt kam. Ihm hatte Iro Puet aufgetragen, den Weg zu Panoi zu bewachen und nach ihrem Tode ihrer herannahenden Seele den Weg zur Oberwelt zu weisen; doch Tangaro that das Gegenteil, und Iro Puet war dem Leben für ewige Zeiten verloren. Auf Lifu kam der Tod mit der besten Frucht der Insulaner, der Jamswurzel, in die Welt. Als nämlich von den in Vögel, Tiere, Amphibien ꝛc. verwandelten Söhnen des ersten Menschen, Walelimeme, die Ratte durch ein in die Erde gebohrtes Loch aus den Pflanzungen des im Erdmittelpunkte lebenden Greises die Jamswurzel auf die Erdoberfläche brachte und diese gepflanzt wurde, begannen die Menschen zu sterben, weil im Austausche für das gestohlene Nahrungsmittel Menschenleben gefordert wurden. Die Ratte selbst aber ist ein Gott; Erskine nennt sie gar einen der ersten Götter Fidschis. An diese Sündenfallsagen erinnert es auch, wenn Gott Nobu oder Nabu in Erromango das Land für immer verläßt, nachdem er die Menschen geschaffen hat. Auf Vate tritt aber eine bestimmtere Sage dieser Gattung auf, indem hier erzählt wird, daß die Bewohner während der Abwesenheit Nugerains eines Tages dessen große Muschelschalen, die er als Hülle stets zu benutzen pflegte, verbrannten und zur Strafe von dem erzürnten Gotte zum Sterben verurteilt wurden.

Dem Sündenfalle auf seiten der Menschen entspricht eine Periode allgemeinen Verfalles und Herabsteigens auf seiten der Götter. In diesem Prozesse spielt die Tierwerdung des Hauptgottes eine so große Rolle, daß man in demselben vielleicht einen Ausdruck des Sichbesinnens auf das Sinnlose der Tierverehrung oder eine Art Selbstrechtfertigung derselben sehen darf. Man scheut sich freilich nicht, die nichtigsten Gründe für diese Veränderung anzuführen. In Fidschi erzählt man von Ndengei: Als er sich einmal in dem Naturspiegel eines klaren Wässerbaches beschaute, war er zu seinem großen Verdrusse nicht wenig überrascht, wahrzunehmen, daß er entsetzlich häßlich sei. Er sprach: „Damit ich nicht wegen meiner scheußlichen Häßlichkeit von allen Menschen gehaßt werde, will ich mich lieber in die Höhlen der Berge zurückziehen". Er that es und nahm die Gestalt einer Schlange an, „denn", wie er im Selbstgespräche hinzufügte, „wenn ich die häßliche menschliche Gestalt behalte, werde ich verachtet sein; wenn ich aber die einer Schlange annehme, wird jeder mich fürchten und mir gehorchen". Nun hat ja, wie wir gesehen haben, diese Annahme der Schlangengestalt einen ganz andern, tiefern Sinn, als ihr in der Volksauffassung beigelegt ist; aber doch liegt in der Bevorzugung des Tier-Idoles wahrscheinlich etwas Späteres vor, eine Rückbildung, und die Legende mag zeigen, daß die reinere und höhere Verehrung eines Herrn zu der eines Reptiles herabsank, und daß an Stelle von heroischem Mute und Weisheit die Furcht trat. Natürlich lag dieser Wechsel zum Niedern in dem Menschen selber. So betrachtet man aber auch die Halbgötter als Erzeugnisse späterer, verderbterer Zeiten. Diese Verderbtheit spricht sich in den Legenden so aus, daß man anfing, mit dem Gotte und den Göttern unzufrieden zu sein, und sich auf die Suche nach andern Göttern machte. Dies that auch auf Fidschi ein Häuptling, der den Namen „König des kleinen Wassers" führte. Er begab sich eines Tages auf die Berge und rief, so laut er konnte: „Wer will mein Gott sein?" Als aber keine Stimme antwortete, stieg er wieder an das Gestade des Meeres hinab und wiederholte denselben Ruf. Da wurde ihm eine Antwort zu teil und zwar von einer gewöhnlichen Schlange, welche entgegnete: „Ich will dein Gott sein". Der Häuptling war bereit, die Schlange als seinen Gott anzuerkennen, und ward ihr Priester. Doch selbst in Schlangengestalt war die Verehrung nicht andauernd, welche dem Gotte dargebracht ward, denn als sich Ndengei, mit dem Ende seines Schlangenleibes in dem Urgrunde versteinert, in der Höhle von Raki Raki zum Schlafe niedergelegt hatte, wurde er nur von seinem alten Diener Uto besucht, der indes bei der zunehmenden Schlechtigkeit der Welt und Lauigkeit der Verehrer meist mit leeren Händen zu seinem Herrn zurückkehrte.

Ohne erkennbaren tiefern Zusammenhang mit den übrigen mythologischen Vorstellungen steht eine an vielen Orten wiederkehrende Flutsage, in welche gewöhnlich der oberste Gott als Verursacher hereingezogen wird. In Polynesien sind es Heroengötter, die den Fluten Bahn machen. Bei dem fidschianischen Dengeh oder Ndengei gehört die Verursachung von Fluten in solchem Maße zur Natur, daß man versucht ist, auch in ihm einen Neptun Melanesiens zu sehen. Seine Beziehungen zu Tangaroa und Maui, den Meerbeherrschern und Flutenerzeugern, scheinen diese Qualifikation zu bestätigen. Es heißt: Dengeh residierte nicht immer in den Höhlen der Berge und hatte nicht immer die Gestalt einer Schlange. Vor langer, langer Zeit, als er noch in menschlicher Gestalt als großer Häuptling am Meeresstrande wohnte, fing ein andrer Gott einen Krieg mit ihm an. Um diesem eine Lektion zu geben, die er nie vergessen sollte, ließ er vom Norden her den Ozean über alles niedere Land ein und versenkte den Eindringling. Er selbst aber flüchtete auf die Berge, welche im Hintergrunde des überschwemmten Landes lagen, und nahm dort hinfort seinen ständigen Aufenthalt. Als ein andres Mal seine Zwillingssöhne seinen Lieblingsvogel, einen schön gefiederten Hahn, welcher ihn durch sein Krähen jeden Morgen weckte, getötet hatten, geriet er in die äußerste Wut, überschwemmte das Land und setzte jeden Ort, wohin man flüchtete, unter Wasser. Die Zwillinge trieb er zuletzt in den Nevadistrikt, wo sie die Schutzgottheiten der Anfertiger von Canoes wurden; und damit gewannen hier die Schiffszimmerleute eine ähnlich hervorragende, in manchen Beziehungen sogar geheiligte Stellung wie in Tonga.

Auch die Eingebornen von Palau kennen eine Sintflutsage: Die alte Frau Milath, welche die vier großen Länder gebar, lebte in schon sehr vorgeschrittenem Alter in dem Lande Ngarekobukt in Ejrraj. Es ereignete sich nun zu jener Zeit, daß die Leute in diesem Orte einen der sieben Kalit, den Atndokt, erschlugen, und als dessen Freunde suchend ganz Palau durchstreiften und endlich an der Thür von Milaths Hause ankamen, lud diese sie freundlich ein und frug nach ihrem Begehre. Die Suchenden erklärten, sie wären Freunde Atndokts. Die alte Frau gab ihnen zu essen, teilte ihnen aber die traurige Nachricht mit, daß er von den Leuten seines Landes erschlagen worden sei. Darob gerieten die Freunde in Zorn und entschlossen sich, das ganze Land zu verderben mit Ausnahme der Milath. Sie sagten daher derselben, sie solle sich aus Bambusrohr ein Floß machen und dasselbe an einer langen Ankerschnur befestigen, die aus Lianen des Waldes zusammengedreht sei. Dieses solle sie vor dem Hause angebunden bereit halten und kurz vor dem Vollmonde viel Nahrungsmittel auf dasselbe bringen und auch auf demselben schlafen, denn es komme eine große See, die das ganze Land verderbe. Die Frau that, was ihr geraten worden war, und bald überschwemmte das Wasser alles trockne Land; nur das Floß der alten Milath trieb auf der Oberfläche. Bald aber wurde das Lianentau zu kurz, Milath wurde vom Flosse weggerissen und ertrank. Sie trieb leblos gegen den Aremolungun-Pik und verwickelte sich mit ihren Haaren in den Ästen eines Baumes, wo sie die suchenden Freunde Atndokts fanden und die Leiche in einen noch heute vorhandenen Stein verwandelten oder nach andrer Version durch ein Kalitweib, das ihre Gestalt annahm, wiederbelebten, worauf die suchenden Männer mit der dem Leben Wiedergegebenen jene fünf Kinder zeugten, von denen die Bevölkerung der heutigen Palau-Inseln abstammt.

Die Banks-Insulaner erzählen in Verbindung mit einer solchen Flutsage folgendermaßen ihres ersten Gottes Quat Verschwinden von den Banks-Inseln: Im Innern Santa Marias, wo sich jetzt ein großer See befindet, war früher alles dicht mit Holz bedeckt. Aus einem der riesigen Bäume fertigte Quat eines Tages ein großes Boot, welche Beschäftigung von den Brüdern mit dem Bemerken belächelt ward, ein so großes Canoe ließe sich ja gar nicht auf die See bringen. Als das Fahrzeug fertig war, nahm Quat sein Weib und weitere

sechs Personen hinein, ebenso von allen lebenden Kreaturen bis zur Ameise herab ein Paar, und bald begann ein gewaltiger Regen zu fallen. In kurzer Zeit war die große Höhle der Insel voller Wasser, das endlich da durchbrach, wo jetzt der große Wasserfall von Gaua ist. Das Canoe bahnte sich aber selber einen Kanal in die See und verschwand. Stets hoffte man auf die Rückkehr desselben, ja als vor einigen Jahren ein kleines Handelsschiff aufs Riff lief und verloren ging und augenscheinlich in den Kanal des Wasserfalles trieb, riefen alte Leute, Quat käme wieder, sein Schiff bahne sich den Heimweg. Übrigens sind diese Fluten nicht immer Strafgerichte, denn der fidschianische Ndengei verursacht dieselben schon, wenn er sich auch nur umdreht. Mit den Fluten werden, wie überall, Wandersagen in Verbindung gesetzt, auf welche die Betrachtung der geschichtlichen Wanderungen der pazifischen Völker, von denen jene Sagen so oft nur Spiegelbilder sind, zurückführen wird (s. S. 352).

Der Dienst der Götter ist nicht ausschließlich Sache besonderer Priester, aber die letztern nehmen eine hervorragende Stellung dadurch ein, daß sie mit den höchsten unter den Himmlischen verkehren und deren Heiligtümer und Opfer besorgen, was sie selbst heiligt. Nichts gilt für heiliger als die den Göttern gehörigen und mit ihrer Verehrung zusammenhängenden Dinge: Tempel, Idole, Opfer, die heiligen Feste, und was dabei gebraucht wird, die Tiere und Bäume, in denen sich die Götter zuzeiten aufzuhalten pflegen, und alles dergleichen. In Tahiti herrschte die übrigens auch nach der Bekehrung auf die christlichen Kapellen übertragene Sitte, daß bei der Einweihung eines neuerrichteten Tempels der König als die heiligste Person des Volkes ihn allein zuerst betreten durfte. Jedes Individuum verehrte zunächst seinen persönlichen Gott. Zum Familiengotte, den er als König anredet, betet vor dem Abendessen, bei einem angezündeten Feuer, der Hausvater, und in den den Familiengöttern im Hause gefeierten Festen bringt der Älteste den Ava-Becher dar. Dem vom Priester bedienten Geschlechts- oder Gemeindegotte aber wird das Kind bei der Geburt geweiht; derselbe erscheint in Gestalt von Tieren, deren Bewegungen als Vorzeichen betrachtet und von den Priestern beobachtet und gedeutet werden. Und den großen Nationalgöttern endlich dienen Priester, die entweder selbst Häuptlinge oder mit den Häuptlingen nahe verwandt oder sonst eng verbunden sind. Daher auch die mißverständliche Angabe: Privatleute hätten ihren Göttern persönlich gedient, Häuptlinge aber durch Priester.

Diese Priester bezeichnet treffend der Name Fahegehe, d. h. Abgesplitterte, Abgesonderte, den sie in Tonga tragen. Sie sind Menschen von einer besondern Seelen- oder Geistesart, verschieden von den übrigen und ebendadurch geeignet, von irgend einem Gotte zum Werkzeuge einer Offenbarung gebraucht zu werden. Die Nachkommen eines solchen Mannes hält man für ähnlich begabt wie ihren Ahnen. Und so ist die Priesterschaft innerhalb bestimmter Familie erblich neben der des Häuptlinges, oder es sind die Häuptlinge selber Priester oder stehen doch dem Heiligtume näher als ihre Unterthanen. Ein gewisses Gottesgnadentum erstreckt sich bis auf die Dorfhäuptlinge, und es fehlt nicht an dem äußern Ausdrucke dafür. In Samoa durfte das Feuer im Hause eines Häuptlinges nicht ausgehen und ward nachts während seines Schlafes durch einen dafür bestimmten Beamten unterhalten. Wer dem Dorfhäuptlinge die schuldigen Erstlinge nicht darbringen wollte, wurde von Unglücksfällen getroffen, denn dieser teilte die Steuer mit dem Aitiu. Hohe Häuptlinge bleiben beim Kriege meist im Dorfe zurück, um durch Gebet zu helfen, aber in schweren Fällen werden Priester in die Schlacht mitgeführt, den Feinden zu fluchen. Wenigstens auf Ein Glied einer Häuptlingsfamilie geht die priesterliche Weihe über. Auf Hawai mußte so in der Nachkommenschaft Paos ein Mitglied der Familie stets dem Priesterstande angehören, während die übrigen als Häuptlinge den Fürsten begleiteten.

Der Priester ist einmal durch die abgeschiedenen Seelen besessen, außerdem aber durch seinen Familiengott bedient. Neben dieser Beseelung oder Begeistigung ist ihm jedoch durch Tradition noch eine Reihe wertvoller Kenntnisse und Fertigkeiten zu eigen, von denen die wichtigsten auf die höchsten Götter zurückgehen und eine Quelle großen Einflusses sind. Wenn es z. B. gelingt, von einem Mitmenschen ein diesem gehöriges Anhängsel zu erlangen, so kann darüber durch Zauberei der Priester, in deren Hand also Heil und Unheil ihrer Mitmenschen steht, Macht ausgeübt werden. Daher durften auf Hawai die Spucknapfträger sich nie weit vom Häuptlinge entfernen, sonst fürchtete dieser, es würden Fremde sich seines Speichels zu Zauberzwecken bemächtigen. Als die wirksamsten Bezauberungen gelten auch in Melanesien jene, bei welchen Teile vom Körper des zu Bezaubernden gewählt werden. In gewisser Mischung langsam verbrannt, wirken Haare, Nägel ꝛc. eines Menschen krankheit- und selbst todbringend auf ihn zurück. Außer diesem auf den Neuen Hebriden Nahak, auf den Banks-Inseln Garata genannten Zauber gibt es auf den Banks-Inseln noch zwei ähnliche Bezauberungen, mit Namen Talamatai und Tamatetiqua, bei welchen Leichenteile verwandt werden. Beim erstern wird ein Knochenteilchen eines Leichnames in gewisse Blätter gewickelt und unter dem Singen einer bestimmten Strophe auf den Weg gelegt, den der Betreffende zu passieren hat. Schreitet er hinüber, so wird er unfehlbar von Geschwüren, Ausschlag ꝛc. heimgesucht werden. Beim andern werden Knochensplitter und Blätter unter dem Murmeln von Beschwörungsformeln in Bambusrohr geschlossen. Erscheint der Betreffende, so richtet man das Rohr auf ihn, lüftet die bisher mit dem Daumen verschlossen gehaltene Öffnung und läßt den so zurückgedrängten Zauber hervorströmen. Die Priester verstehen aber noch andre böse Zauberei. So verfertigen die Priester der Maori bei dem Fluche Apiti ein Bild des Feindes, dem sie als Herz einen gewissen Stein einsetzen, um jenen zu töten; und selbst neben den Priestern gab es Zauberer dieser Art, ebenso wie es in Hawai Astrologen gab. Daß Zauberei in einen gewissen Zusammenhang mit den Gestirnen gebracht ward, lehrt die Sage der Hawaier, wonach die Söhne Hinas, der polynesischen Selene, durch ihre Großmutter Uli in der Zauberei unterrichtet wurden.



Ein Werkzeug melanesischen Aberglaubens (Liebestrichter) (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/3 wirkl. Größe.

Daß auf Wissen gerade bei den Priestern hoher Wert gelegt ward, lehrt die Thatsache, daß ihr Name Tohunga (auf Hawai Kahuna), wörtlich Zeichendeuter, in Neuseeland auf jeden angewandt ward, der in irgend einer Richtung Vorzügliches, sei es im Kahnbaue oder Verfertigen von Speeren, leistete, so daß dieses Wort sogar mit Gelehrter übersetzt wird. Dem entsprechend heißt es ebenfalls aus Neuseeland: Sämtliche Tohunga eines Stammes betrachteten den Gelehrtesten als Tino Tohunga, den Höchsten, und dieser lebte meist mit dem Ariki oder Häuptlinge. Wo es keine eignen Skalden oder Barden gab, wie auf den Markesas, waren die Priester Träger nicht nur ihrer mythologischen, sondern auch der historischen Überlieferung. So die Kahuna Hawais. Wilkes traf einen der Nachfolger dieser Träger der Überlieferungen am Maunaloa, und dieser war seiner Pflicht, nicht an Fremde seine Geheimnisse auszuplaudern, sich so wohl bewußt, daß er seine Erzählungen abbrach, sobald man ihn ausforschen wollte.

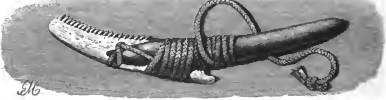
In der sozialen Stellung der Priester finden wir bei den verschiedenen Gruppen der Polynesier weit auseinander gehende Entwickelungen. Äußerlich kennzeichnet sie besondere Tättowierung, bei den Maori z. B. Wellenlinien der Stirn, und ein langer Stab. Die Maori kannten die Institution eigentlicher Priesterkönige, Ariki, welche in eigentümlicher Stellung die Spitze ihres ganzen sozialen Aufbaues bildeten. Dieselben zogen nicht selbst in den Krieg, sondern überließen dies einem aus den nächsten Verwandten eingesetzten Häuptlinge. Sie bewahrten die Kraft des Tabu-Auferlegens, wenn auch die Häuptlingsschaft des Hapu auf einen andern übergegangen war, und rühmten sich, einem ältern Zweige des gemeinsamen Stammbaumes entsprossen zu sein. Nur der Ariki kennt die heiligen Gesänge, welche die Vorfahren überliefert haben, und ist allein im stande, sie zu wiederholen. Dem Ariki, als heilig, durfte man nicht nahen; der Platz, wo er saß, mußte als tabu umgangen werden, und seinen Kopf zu berühren, wo Gott Nauru wohnt, galt für tödlich. In Tonga fand sich neben und in gewisser Beziehung über dem Tuitonga der weibliche Priesterfürst als Tamaha in der ältesten Nichte des Tuitonga. Es mochte der König vom Gotte begeistert werden, aber Priester waren im übrigen nur die dauernd Inspirierten, sei es, daß sie daneben Häuptlinge, sei es, daß sie nur adlige Diener waren. Die Zimmerleute, als Kahnbauer und Diener Tangaroas, besaßen z. B. priesterliche Gerechtsame, und in Waianae auf Oahu war der Häuptling zugleich Priester, Schulmeister, Fischer und Verfertiger hölzerner Schalen. Auf den Markesas zerfallen die Priester in die gleich Göttern verehrten und in Einsamkeit lebenden Atua, die stets von einem Gotte begleitet sind, die zeitweilig inspirierten Tua und die den Kult besorgenden Tahuna nebst Schülern für die Einweihung. Daneben wurden vergötterte Häuptlinge verehrt, wie z. B. Takahanao auf Nukahiwa, der beständig von seinem Feuermacher begleitet sein mußte. Folgende Aufzählung der tabuierten Stände der Markesas-Insulaner läßt erkennen, welche hervorragende Stellung die priesterlichen Klassen darin einnahmen: An der Spitze des Adels stehen Atua (deifizierte Propheten oder Taua); es folgen die erblichen Häuptlinge Akaiki oder Kakaiki; die unter Krämpfen prophezeienden Tua, die nach dem Tode als Atua Opfer erhalten, die Tahuna, die nach dem Unterrichte den Göttern im Kultus opfern; die Ouhou (Moa) oder Gehilfen des Opferpriesters; die Toa oder Kriegsanführer, wegen Tapferkeit anerkannt, und endlich die Nati Kaha, welche die Kaha genannten Flüche ausstoßen. In Tahiti war der König der höchste der Tahura oder Priester, unter welchen die hervorragendsten der Tahura der Morai, der über Opfer im Tempel betete, und Tahura der Eotua, der in Federkleidern ging und von dem im Vogel herabkommenden Gotte besessen und inspiriert ward.

Auch in Hawai, wo nach der Sage der Priester Pao von Upolu den Adligen Pili als Fürsten berief, ging der Priester dem Fürsten voran, und öfters mag der Streit um das Heiligtum oder um die Vorzüge der Priester Anlaß zu Stammesteilungen und Wanderungen gegeben haben. Wanderungen der Idole, die natürlich nicht ohne die Priester geschahen, bilden einen interessanten Teil der polynesischen Wandersage (vgl. S. 352). Daß die Wanderer oft den Idolträgern nachzogen, spricht sich darin aus, daß Götter als Führer der Wanderscharen auftreten.

Um seinen Einfluß zu erhalten oder sein Ansehen noch zu steigern, nahm der Priester nicht nur in weitgehender Weise an den Privilegien des Tabu teil, sondern er mußte auch selbst nicht geringe Opfer bringen. Bei den Maori lebten die Tohunga im allgemeinen ehelos, aber der Pu Tohunga mußte, als höchster Priester des Stammes, sich gelegentlich verheiraten, um die Erbfolge aufrecht zu halten. Ferner hatten die durch Lehren des Tohunga oder durch den Geist eines Vorfahren geweihten Tauira zu fasten und wohnten abgesondert vom übrigen Volke rings um den Tempel, in dessen nächster Nähe auch der Priester zu wohnen pflegte.

In Mikronesien hören wir von einem Häuptlinge der Priester, Matamat auf Jap, Matai auf Nukuor, reden und von Priestern, die als Jamarau sich unterschieden von Jaurakim oder Zauberern. Durch Betrug der Priester galten unsichtbare Kalits als Orakel, sie haben oft Häuser in einer großen Anzahl von Dörfern oder Bezirken, in jedem Hause ein Weib, das ihnen geweiht bleibt. Ihren Orakelsprüchen wird eine wahrhaft delphische Zweideutigkeit nachgerühmt. Manche von ihnen besitzen die Fähigkeit, sich mit Tieren zu verständigen, und erlangen großen Einfluß durch den Verkehr mit den dem Stamme oder den Einzelnen heiligen Tieren. Endlich trägt das Tabusystem auch hier dazu bei, eine große Summe von Einschränkungen zu schaffen, durch welche die Priesterschaft sich die Möglichkeit zu Eingriffen in alle Lebensverhältnisse offen hält.

Bei kleinen Stämmen übernimmt der Stammesälteste die Verwaltung des Kultus, in größern Gemeinschaften tritt ihm ein Priester zur Seite, der Arzt, Wettermacher und Zauberer ist und gewisse Kenntnisse besitzt. Ein Beobachter fidschianischen Lebens schrieb jüngst: „Die Priester waren ohne Zweifel ältere, erfahrene Leute, welche sich auf Wetter-



Ein Opfermesser und Marterwerkzeug von der Oster-Insel (Museum für Völkerkunde, Berlin). 1/3 wirkl. Größe.

beobachtungen wohl verstanden, und hatten sicher auch, wie das bei den meisten ältern Leuten auf den Fidschi-Inseln der Fall ist, ihre rheumatischen Leiden, welche sie bei ihrer Wetterprophetie gut unterstützten". Der Priester hatte indes noch mehr zu leisten. Er mußte vor allem fähig sein, in Ekstase zu geraten, und war außerdem Träger der Traditionen, in welchen er aber nur seine eignen Söhne unterrichtete. Daß die Tradition in der Familie gehalten wurde, hängt schon damit zusammen, daß der Priester in seinen Beschwörungen sich zunächst an seine eignen Ahnen um Inspiration wandte.

Mannigfaltig waren die **Aufgaben des Priesters**, und wenn man sie überblickt, erstaunt man, wie die Vereinigung berechnenden Verstandes und enthusiastischer Verzückungsfähigkeit in einem und demselben Individuum möglich ist, das im Irdischen ebensowohl Bescheid wissen muß wie in den überirdischen Regionen. Der Priester muß der Ekstase fähig sein, soll er den Ehrennamen eines Propheten oder Körpers des Gottes erhalten. Wenn der Gott auf den Schrein im Tempel herabsteigt, wird der Priester von Zittern ergriffen. Wohlangelernte Kunst der Täuschung und Selbsttäuschung gehört dazu, um über diese Effekte jederzeit gebieten zu können. Die Priester weissagen aus dem Himmel, aus dem Bellen der Hunde, Krähen der Hähne ꝛc. oder aus eignen Orakelwerkzeugen. Vor einem Kriege prophezeit der Maori-Priester z. B. daraus, daß er geschnitzte Stäbe nach Zahl der freundlichen und feindlichen Stämme auf einem Sandhügel aufsteckt, um dann mit einem Bündel zusammengebundener Stricke danach zu werfen; die Vorbedeutung ist günstig, wenn die Stäbe aufwärts fallen. Diese Schnitzstäbe der Tohunga heißen Raka Karakia, Karaki aber bedeutet Zauberspruch, und es gab deren viele. Vor jedem Unternehmen sprach der Maori die Karaki oder Zaubersprüche; die Priester beschwören die Winde durch Karaki, schaden

durch dieselben den Feinden, wenden Böses jeder Art ab. Jedes Karakia oder Zauberlied hat seinen besondern Rhythmus und ist in Verse geteilt, damit es leichter von Geschlecht zu Geschlecht in der Reihe der Ariki fortgepflanzt werden kann. Andre Gesänge wirken entsühnend, indem der von einem Fluche Betroffene sich in fließendem Wasser unter den Inkantationen der Priester reinigt. Geister, besonders die Kinderseelen, die keine Anhänglichkeit kennen, werden beschworen, um Unheil zu stiften. Und wenn man sie vertreiben will, wird der Fluch irgend einer Sache mitgeteilt und diese versteckt oder an besonderer Stätte weggeworfen.

Die Mata oder Vision spiegelt die Zukunft. Nächtliche Gesichter werden aber als Reisen der Seele ins Geisterland gedeutet, und deshalb sind Träume für die Beschlüsse des Stammes maßgebend. Die nicht immer zu den Tohunga gehörenden Matakite oder Gesichtseher weissagen durch Träume, indem sie das nachts im Traume Gesehene am Morgen erzählen. Werden Irrtümer beim Prophezeien begangen, so ist es nicht immer leicht, das Wort zu „biegen", weshalb eben in delphischer Vieldeutigkeit prophezeit wird. Der Priester ahmt beim Prophezeien göttliche Attribute nach, auf Hawai macht er z. B. mit der Steinaxt die Zeichen des Donnerns und Blitzens, um den Himmelsgott zu Hilfe zu rufen.

Unter großen Zeremonien fand Thun und **Weihe des Priesters** statt. In Neuseeland, wo es eine Art von Priesterschule gab, stand der für die Tradition in die Priestergeheimnisse einzuweihende Kandidat unter einem Zweigdache, mit einem Fuße im Wasser, mit dem andern auf dem Lande. Durch den Pukenga (Haupt der Quellen) wurde die Gemeinwissenschaft der Priester den Tauiri oder Schülern mitgeteilt; Ngameatapu waren die nur den Priestern bekannten Erklärungen der Religion. Diese Lehre erforderte außerordentliche Sorgfalt, indem ein einziges falsches Wort bei Beschwörungen oder Anrufungen nicht nur alles vergeblich machte, sondern selbst den Priester tötete. Außerdem war die Sprache der Priester auf Neuseeland bei feierlichen Gelegenheiten eine dem gemeinen Volke unverständliche, weshalb sie an einsamer Stelle und in der Tiefe der Nacht den Jüngern gelehrt werden mußte. Einzelne Gesänge wurden auf bestimmte Götter, selbst auf Tangaroa und Tu, zurückgeführt. Von vornherein mußten die Jünger besondere Befähigung zu so schwerem Amte mitbringen und wurden daher sorgfältig ausgewählt, womöglich unter Begeisterungsfähigen. Die Gemeinde, der Stamm waren stolz wie auf ihren Gott, so auch auf dessen Priester, deren **Kraft** in Wettkämpfen erprobt ward. Eine neuseeländische Sage erzählt den Wettkampf zweier Zauberer, in welchem das Volk des besiegten mit Ausnahme einer einzigen Frau von der Erde verschwand.

Das Priesteramt nimmt in den kleinern Verhältnissen enger Inseln, dünner Bevölkerungen auch dasjenige des **Arztes** in sich auf; aber wo größere Menschenmassen vereinigt sind, wie auf Hawai oder Neuseeland, gibt es eine eigne besonders mit ärztlichen Leistungen beschäftigte Art von Priestern. Auf Hawai beteten die Ärzte oder Künstler, um Krankheiten zu heilen, zu Koleamoku, dem die Götter die Heilkunst offenbart hatten. Auch heilten sie mit Opfergaben, wenn die Seele des Erkrankten fortgenommen oder durch Steine zertrümmert war. Ebenso heilten auf Tonga zwei Klassen von Priestern Krankheiten, die durch Hexerei oder durch Götterzorn veranlaßt waren. Hauptsächlich kommt es darauf an, von der Gottheit etwas über die Krankheit des Patienten zu erfahren. Unter Beschwörungen richtet daher der Priester, neben dem Kranken sitzend, Fragen an die Gottheit und erhält in kreischender Stimme Antwort. Krankheiten aber, die durch die Priester nicht geheilt werden können, werden als „von den Vorfahren her" bezeichnet.

Die Aufgabe des Priesters in der **Rechtspflege** besteht darin, den Verbrecher durch geheime Mittel ausfindig zu machen. Sie schauen ihn im Wasser, und wenn sie ihn nicht erblicken können, reiben sie Feuer und sprechen einen Fluch über ihn aus. Durch eine andre Zeremonie wurden über einem neben dem Kranken angezündeten Feuer die Urheber

des Schadens erkannt. Und so versuchte man auch den Urheber von Todesfällen durch Zauberkünste zu ermitteln, ohne daß indessen die Theorie des Totengerichtes und der Totenrache hier so einseitig ausgebildet worden wäre wie in Australien, denn man scheint diese Untersuchung nur bei rätselhaften Todesfällen in Anwendung gebracht zu haben. Zu diesen juristischen Anwendungen priesterlicher Zauberkräfte zählen auch die meisten Gottesurteile, die großenteils in der Hand der Priester liegen. Zu den unschädlichern unter ihnen gehörte das in Hawai übliche Wai haatulu, darin bestehend, daß der Verdächtige die Hände über Wasser hielt, welches im Gefäße nicht zittern durfte, während ihn der Priester anblickte.

Ein guter Teil der Gottesverehrung besteht in Schweigen. Götter, die keine Tempel haben, wie Gott Rongala auf Fais oder die Erntegötter, dürfen nicht durch lautes Gehen oder Rufen gestört werden. Wenn jener Gott auf die Insel herabsteigt, ist er unsichtbar im Walde gegenwärtig, und während dieser Zeit darf weder gesprochen, noch gelärmt werden, während die Bewohner sich dem Walde nur in Festkleidung und leise auftretend nähern. Geisternamen, wie die der Anits auf Vigar, dürfen nicht genannt werden. Wer sie ausspricht, wird von Krankheit befallen.

**Tänze** und **Gesänge** sind unentbehrliche Bestandteile des Gottesdienstes. Eine lange Reihe von ihnen findet beim Erntefeste statt, das am Schlusse der Brotfruchternte gefeiert wird. **Kubary** beschreibt verschiedene Arten derselben von Ruk: Die Parik-Tänze sind sehr verschiedenartig und haben besondere Benennungen. In dem Curgur-Tanze bedienen sich die Männer besonderer Tanzstöcke aus Orangenholz, mit welchen sie verschiedene Bewegungen ausführen und unter fortwährender Veränderung der Körperstellung dem Takte nach gegeneinander ausschlagen. Der Auanu-Tanz wird in dem Parik wiederholt. In dem Epegel tanzen dagegen die Männer stehend ohne Stöcke, und hier besteht die Wirkung des Tanzes auf zusammenstimmender Bewegung der Arme und Beine ꝛc. Es wird angenommen, daß die Parik-Festlichkeiten von dem Häuptlinge nur auf Geheiß der Anu oder Geister angeordnet werden, und deshalb werden diese während der Brotfruchternte stattfindenden Vergnügungen, an denen der ganze Stamm teilnimmt, als zu deren Ehren beobachtete angesehen. Von lasciven Tänzen der Palau-Weiber, welche zu Ehren einer weiblichen Gottheit in Mondscheinnächten ausgeführt werden, hörte **Semper**; man hielt ihn aber im Dunkeln über dieselben. Tänze zu eigens von Mädchen gedichteten Gesängen verherrlichen die Feste zu Ehren glücklicher Kopfjäger. Rote Bemalungen des ganzen Oberkörpers und der Beine sind bei diesen Gelegenheiten, welche übrigens auch von beträchtlicher politischer und finanzieller Bedeutung sind, besonders erwünscht.

Der **heiligen Orte** sind es mancherlei, und man darf nicht immer an Bauwerke denken, wenn von Tempeln die Rede ist, denn bei der Allbeseelung der Welt mit Schutz- und andern Geistern ließ sich die ganze Natur als Tempel betrachten. Vor Bäumen, am Meeresufer, auf dem Wasser, an den Rändern der Vulkane werden Opfer gebracht, ohne daß man der Tempel bedürfte. Nicht nur auf Raiatea wohnte der Gott Tii in den Bäumen am Bergsee und rieb das Fleisch von den Knochen der Verstorbenen mit einer Muschel, die als heilig nicht gegessen werden durfte, sondern auch in anderm Sinne standen Bäume, wie wir gesehen haben (vgl. S. 293), in innigen Beziehungen zur Götterlehre, und eine Versammlung heiliger Bäume war oft von selbst ein Tempel. Ebenso brachte der Stein- und Gräberdienst die Heiligkeit der Steinpfeiler und Steinkreise mit sich; die Langi oder Fürstengräber Tongas stehen im Tempelfrieden, und das gemeinsame, auf dem Berge Upolus befindliche Heiligtum bestand aus Steinpfeilern. Auf freien Plätzen waren Räume abgegrenzt, wo heilige Tänze und Gesänge stattfanden, und auf den Markesas gab es zu diesem Behufe eigne Bühnen; in einfachen Verhältnissen aber war das Haus des Priesters, wo nie das Feuer verlöschen durfte, der Ort der heiligen Handlungen.

Was zu einer Lokalisierung und Konzentrierung der heiligen Handlungen an bestimmter Stelle Anlaß gab, war in einer sehr großen Anzahl von Fällen, ja fast in allen, die wir übersehen können, der an Gräbern geübte Seelenkult. Dieser schuf einen Verehrungsort, an welchem mit der Zeit auch der Dienst andrer Geister und Götter als der Seele und ihrer jenseitigen Herrscher sich anschließen konnte. Tempel als Orte, die ausschließlich zur Verehrung der Götter bestimmt sind, gab es überhaupt, dem Gebrauche der Bilder beim Gottesdienste entsprechend, mehr in den östlichen Inselgruppen. Ursprünglich waren dieselben bloß Begräbnisplätze, die man erst mit der Zeit als Tempel zu betrachten und zu benutzen sich gewöhnte. Auf den Societäts-Inseln dienten alle Tempel zugleich zum Begraben der Toten, und in Tonga war für ein Grab auch der Ausdruck Malai (Marae) im Gebrauche, derselbe, womit auf vielen Inseln die Tempel belegt wurden. Den Tempeln der östlichen Inseln entsprachen in Samoa, Tonga und Neuseeland die Begräbnisplätze, und jene erscheinen nur als höhere, selbständigere Entwickelungen dieser. Wie diese Lokalisierung und Konzentrierung geschehen konnte, kann man daraus schließen, daß nicht beim Tode jedes Vornehmen ein neuer Begräbnisplatz geschaffen, sondern diese Leichen gewöhnlich in dem Heiligtume eines Vorfahrs, dem irgend welche Verdienste zu größern und länger bewahrten Ehren verholfen hatten, gemeinsam beigesetzt wurden. Die Folge war dann eine immer zunehmende Vermehrung und Summierung der an solche Orte sich heftenden geistigen oder seelischen Interessen, mit andern Worten ein Wachstum seiner Heiligkeit. Dieser höhern Stellung des Begräbnisplatzes wurde übrigens oft schon von der Begründung an Ausdruck verliehen, wie es in der Sage von einem Häuptlinge auf Lanai heißt: Er baute das Steingrab Puupehes mit Hilfe des Akua (Gottes). Wie der Name manches Begräbnisplatzes, durfte auch der manches Tempels nicht ausgesprochen werden, und wir werden sehen, wie eng die Tabugesetze Häuptlinge und Priester im Leben mit den Leichen, Tempeln und Gräbern zusammenbinden. Die Begräbnisplätze hießen in Tonga Feitoka, in Neuseeland Wahi tapu (heilige Orte). Die erstern stehen zwischen Tempeln und Grabplätzen in der Mitte. Die großen, achteckigen Steinbauten mit Treppen, wie in Tahiti, werden hier auch noch erwähnt; allein sie waren selten, nur für die Vornehmsten des Volkes errichtet und scheinen in neuerer Zeit abgekommen zu sein, denn gewöhnlich errichtete man bloß rechteckige Erdhügel von 3—12 m Höhe, unten mit einem niedrigen Walle umgeben. Auf der obern Fläche, die oft gepflastert war, standen ein oder mehrere Häuser, den Wohnhäusern ähnlich, allein stets sehr zierlich gebaut; der Boden derselben war sorgfältig mit kleinen Kieseln ausgelegt, die das darunterliegende Grab bedeckten. Die von Mariner und den Missionaren nicht selten genannten Häuser der Götter sind in ihrer Konstruktion ganz dieselben, ihrer Anwendung nach aber wahre Tempel. Nur die bedeutendsten Götter hatten dergleichen, einige selbst mehrere. Nach Mariners Bemerkung verehrte man die Götter der Egi oder der zweiten Adelsklasse überhaupt stets bei den Gräbern.

Diese Tempel waren nicht Gebäude, sondern große, mit Mauern umgebene Plätze. Auf den Gesellschafts-Inseln bestanden sie bei allen Abweichungen im einzelnen doch in der Regel aus kolossalen, 3—6 m hohen Bauwerken von viereckiger Form, deren Seiten aus großen, behauenen Felsblöcken bestanden, während das Innere mit Steinen und Erde ausgefüllt, der obere Boden mit kleinen Steinen gepflastert war. An der einen längern Seite führten zwei oder drei hohe Stufenabsätze auf die Fläche, die mit Mauern oder Zäunen auf den andern drei Seiten umgeben war; auf ihr standen die hohen Gerüsten gleichenden Altäre oder Wata, ferner Götterbilder, deren auch viele auf den Ringmauern befestigt zu sein pflegten, einzelne Häuser für die Priester, selbst heilige Bäume. In seltenen Fällen fehlten jedoch die Stufen und der ganze Unterbau, so daß sie aus nichts als der Umzäunung bestanden. Und auch die Bilder der Hauptgötter waren nicht jederzeit in den Tempeln,

nur bei feierlichen Gelegenheiten wurden sie durch besondere, überaus heilige Träger, die kein weiteres Geschäft betreiben durften, in den Tempel gebracht. Sie standen gewöhnlich in dem Hause des Priesters, in welchem, wie erwähnt, beständig ein Feuer glühte, und welches schon darum als eine geheiligte Stätte mit Ehrfurcht angesehen wurde.

Auch in Mikronesien dienen als Verehrungsstätten (Marae, Amalau) Umzäunungen, Holz- und Steinbauten, die sehr häufig mit Grabstätten zusammenfallen. Die Steinbauten treten nicht selten in respektabler Größe und eigentümlichen Formen auf. Achteckige Steinbauten bei Metateline auf Ascension sind dreifach ineinander geschachtelt und in kellerartigen Vertiefungen mit Knochen gefüllt. Ähnliche Mausoleen, wie man sie wohl nennen kann, kommen auf Ponape und Ualan vor. Andre heilige Steinerhöhungen stellen in einem Treppenaufgange, dessen Spitze ein aufrecht stehender Stein krönt, eine kleine Stufenpyramide dar. Als Wohnstätten der Kalits gelten auf den Palau-Inseln achteckige Holzhütten, in deren Innerm aus Brettern ein kleiner Verschlag, an die Miniaturtempelchen Fidschis erinnernd, als der eigentliche Wohnort des Kalit errichtet ist, während außerhalb der ebenfalls als Kalit bezeichnete Priester wohnt, durch den jener Geist zu den Menschen spricht. So sollen einst alle Häuser beschaffen gewesen sein, als noch die Erde mit Kalits bevölkert war. Doch reißt auch hier die neue Zeit Altes ein, und es sah schon Semper Kalits in einfachen Hütten wohnen wie andre sterbliche Menschen.



Idole und Amulette aus einem Tempel der Admiralitäts-Inseln (Christy Collection, London). ⅓ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 329 u. 331.

Heilige Orte sind auch bei den Melanesiern die Gräber, die Orte, wo die Schädel und sonstigen Reste der Ahnen aufbewahrt sind, was gewöhnlich in den Gemeindehäusern geschieht, und die von Geistern mit Vorliebe besuchten Plätze in Wäldern, an der Küste, auf Berggipfeln, in Höhlen. Als eigentliche Tempel können an den meisten Orten die Gemeindehäuser bezeichnet werden. In diesen Gebäuden, die auf den Salomo-Inseln in der That „heilige Häuser“ genannt werden, werden alle wichtigen Fragen verhandelt, Krieg und Friede

beschlossen, von den Göttern und den Geistern der Vorfahren, die hier weilen, Rat erholt. Frauen dürfen nur bei Hochzeitsfeiern dieselben betreten. Welcher Zweck der frühere und wichtigere ist, kann nicht entschieden werden, da eigentliche Idole, die das Haus zum Tempel stempeln, bei weitem nicht überall vorkommen. Studer fand z. B. auf Neu-Irland ein tempelartiges Gebäude, auf dessen Boden eigentümliche Schnitzwerke nebst Masken standen. Auch auf der in der Blanchebai Neubritanniens liegenden kleinen Henderson-Insel befindet sich nach ihm ein Gebäude, das vielleicht für religiöse Zwecke bestimmt, möglicherweise aber auch eine Art Gemeindehaus oder Rathaus ist. Dagegen schildert Raffray in seiner Beschreibung der „berühmten" Tempel von Dore und Mansinam unzweifelhaft Tempel, wiewohl auch diese gleichzeitig sozialen Zwecken dienen. Auch sie ruhen, wie die Wohnhäuser, auf Pfählen, sind aber bedeutend höher und länger (s. untenstehende Abbildung).



Ein Tempel in Dore, Neuguinea (nach Raffray).

An beiden Enden richtet sich das Dach auf und läuft in Ornamente aus, einen Giebel mit einer kleinen Pforte und eine Plattform beschützend, auf welcher eine männliche und eine weibliche Bildsäule von natürlicher Größe stehen. Raffray hörte, daß in diesen Räumen die jungen unverheirateten Männer die Nächte zubringen.

Noch bestimmter wird die Tempelnatur dieser Gebäude, die auch sonst schon durch ihren äußern Schmuck hervorragen, dadurch ausgesprochen, daß sie als Opferstätten und zugleich als Schädelstätten dienen. Letzteres ist bei der weiten Verbreitung des Schädelkultus von besonderm Einflusse. In dem Teufelshause von Tawan auf Neuguinea werden nach d'Albertis die Schädel erfolgreicher Schildkrötenfischer bewahrt, Schildkrötenschädel scheinen auf den Admiralitäts-Inseln als Idole zu gelten (s. Abbildung, S. 328), und auf Fidschi legten die Schildkrötenjäger nach glücklicher Jagd eine Keule im Tempel nieder. Auf den Salomo-Inseln, wo Götzenbilder in den mit Schädeln geschmückten Versammlungshäusern aufgestellt sind, führen die letztern an einigen Orten geradezu den Namen Tempel. Übrigens erinnert der selbst noch am Fly River in Neuguinea für das Versammlungshaus übliche Name Marea an die polynesischen Grab- und Tempelstätten. Auf Fidschi aber wird die

Tempelnatur dadurch am stärksten ausgeprägt, daß noch ein Allerheiligstes als besonderer Raum abgesondert ist, in welchem der Priester mit seinem Orakel sein Wesen treibt. Er wohnt hier dauernd im Tempel als der Stätte der Inspiration, wo die Geister zu ihm niedersteigen. Nur Häuptlinge dürfen über die Schwelle des Allerheiligsten wegschreiten, andre dagegen nahen sich auf Händen und Knieen. Eigentümlich ist die auch hier zu findende Sitte der Verehrung kleiner Tempelmodelle (s. untenstehende Abbildung[1]). Hier auch fanden Menschenopfer statt, aus deren Zuckungen der Priester den Ausgang kriegerischer Unternehmungen weissagte. Von den heiligen Orten in Hainen, unter heiligen Bäumen, unter denen die Banyanenfeige hervorragt, auf Berggipfeln haben wir oben (S. 293) gesprochen. Von tiefgreifendem Einflusse auf das Leben dieser Völker war die Thatsache, daß sie ihre Götter nicht eigentlich abbildeten, sondern vielmehr sie nur zeitweilig sich verkörpernd dachten in Gegenständen, deren Beziehung zu dem Wesen des betreffenden Gottes gewöhnlich ganz willkürlich gefaßt war.



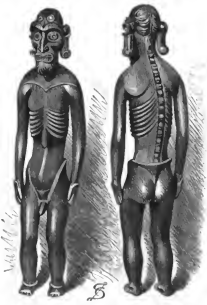
Tempelmodell von den Fidschi-Inseln (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig). 1/10 wirkl. Größe.

Solche Gegenstände waren aber nicht unbedingt notwendig zum Verkehre mit den Göttern. Dies lehrt nicht nur die Thatsache, daß leises Beten unter lispelnder Bewegung der Lippen, wie bei uns, zum Himmel hinauf gerichtet ward, sondern auch der Sprachgebrauch deutet darauf hin. So heißt in Hawai „Pule" Verehrung oder Gespräch mit unsichtbaren Wesen; Götzendienst dagegen heißt Hoomana-kii als Verehrung der Kii oder Idole. Die Kii oder Idole erhielten aber ihrerseits nur dann Verehrung, wenn der Gott (Akua) sich darin niedergelassen hatte, und dies wußte durch Beten und Opfer der Priester zu erzielen. Die Wahl der Gegenstände war sehr willkürlich. Flechtwerk, Holz, aber nur heiliges vom Baume Casuarina equisetifolia und bloß, wo dieser fehlte, von Calophyllum, Ficus, Cordia, Steine wurden am häufigsten verwandt. Holzblöcke, roh gearbeitet, mit einem zur Not erkennbaren menschlichen Gesichte und häufig mit übermäßig stark markierten Geschlechtsteilen ausgestattet, ähnlich gearbeitete Steinblöcke, die selbst zu imposanten Statuen, wie auf der Oster-Insel,

[1] Das hier abgebildete Tempelmodell wurde irrtümlich zu groß gezeichnet. In Wirklichkeit ist es ein Miniaturtempelchen, nur zehnmal so groß als unsre Abbildung.

werden können, und riesige Steinfiguren des Tii Oni und Tii Papa, Geister des Sandes und der Felsen, am Strande von Laivavai kommen unserm Begriffe von Götzenbild am nächsten (s. untenstehende Abbildung und die auf S. 332 und 333). Aber gerade sie empfangen oft weniger Verehrung als die ganz willkürlichen Gebilde, wie etwa ein Stück Holz, mit Schnüren umwunden, oder ein mit Kokosfasern umwundener Bananenzweig, wie auf Mononongo, der zur Not mit einigen roten Federn geschmückt war, und Ähnliches (s. Abbildung, S. 328). In den Tempeln auf den Markesas fanden sich geschnitzte Riesenfiguren, aber Moa Atua, der Schutzgott der Insel, wurde von dem Priester als rohes Holzbild, in Zeug gewickelt, umhergetragen, und auch auf Taouata erhoben und senkten die Priester beim Kultus das den Gott einschließende Zeugpaket.

Diese sinnlosen Idole hatten ohne Frage mehr Beziehung zum praktischen Leben als jene unsrer Vorstellung des Göttlichen würdiger erscheinenden Bilder. Speziell in den Steinbildern dürfen wohl großenteils Reste eines Kultus vermutet werden, welcher in engerer Beziehung zu den mythologischen und geschichtlichen Vorstellungen stand als der Dienst formloser Holzblöcke. Diese Steinbilder sind auch weiter verbreitet, als man vielfach glaubt. Auf den Markesas sah Porter im Thale Taio Hae ein Steinidol mit hölzernem Ringe, und im Marae des Thales von Happai fand sich ein doppelgesichtiges Idol aus Stein. Neben einer aus dem Felsen ausgehauenen Steinfigur auf Pitcairn wurden Steinärte und Knochen gefunden sowie Steinhütten, während dessen Umgebung heute unbewohnt ist. Auch auf der Oster-Insel finden sich in der Nähe der großartigen Felsstatuen Steinhütten, wie sie heute dort nirgends mehr benutzt werden, und die Nachricht von Raiatea, daß dort früher ein Idol mit menschlichen Beinen verehrt, aber zerbrochen und weggeworfen worden sei, als ihm eine ausbrechende Epidemie zugeschrieben wurde, ist wahrscheinlich gleichfalls auf ein Steinbild zu deuten. In Rotuma finden sich aus großen Steinen aufgerichtete Dolmen zur Verehrung der Atua, und im Innern der Insel, wohin sich die eingeborne Bevölkerung vor den Küstenanwohnern zurückgezogen, erblickt man Reste von Steinbauten. Hier aber mag man wohl schon an einen Übergang zu der Gräberverehrung denken, d. h. zur Verehrung der um ihre Gräber schwebenden Seelen der Verstorbenen.



Götzenbilder von der Oster-Insel. ¹⁄₁₀ wirkl. Größe.

Die Verehrung umfaßt auch in Mikronesien eine größere Reihe von vorwiegend aus Holz geschnitzten Götzen und seltsam geformten Steinen. Auf Nukuor werden alle Götter aus Holz oder Stein mit einer Zeughülle umwickelt, welche man erneuert, sobald die frühere Bekleidung abfällt. Als Opfer gilt Einschmieren mit Öl, wie man es an aufrecht stehenden Steinen auf Ponape anwendet. Die hölzernen Götzenbilder müssen von Zeit zu Zeit durch einen Napakhau erneuert werden, da manche, besonders die aus Brotfruchtholz geschnitzten, morsch werden und umfallen.

Götzenbilder scheinen auch als Weihebilder aufgestellt zu sein, denn wir hören von sechs Bildern des Gottes Sope in einem Amalau. Ferner scheinen Götter der verschiedensten Art in Idolen dargestellt worden zu sein, denn in Uea oder Jai wurden Götter des Landes, der See, der Pflanzungen, des Krieges, der Krankheiten, des Sturmes, des Regens 2c. in Idolen verehrt, ohne daß wir von besondern Emblemen der einzelnen hören.



Ein Götzenbild von Neuseeland (Christy Collection, London). 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 331.

In den sogenannten Götzenbildern der Melanesier haben wir wohl seltener Bilder der Götter als vielmehr Symbole der Seelen zu erkennen. Den Schlüssel dieser Deutung finden wir in Neuguinea. Ist ein Papua gestorben, so schnitzt sein Sohn ein solches Bildnis und stellt es in seinem Hause auf, wo es die Stelle des Verstorbenen einnimmt und in wichtigen Lagen angerufen wird; stirbt der Bildhauer selbst, so verfertigt dessen Sohn wieder ein Idol von ihm und wirft den nun unnütz gewordenen Großvater beiseite. Aus diesen Seelenbildern gehen, am meisten wohl begünstigt durch die schematische Darstellung, erst Götzenbilder hervor. Die kleinen, 15—20 cm hohen Idole von Dore auf Neuguinea stellen unweigerlich ein geschlechtsloses Individuum, stehend und die Arme auf ein Geländer gestützt dar; von Kunstfertigkeit und Verhältnis zwischen Kopf und Körper ist gewöhnlich wenig vorhanden. Aus dem Grabdenkmale ist ein Schema ohne alle Individualität, ein Götze geworden. Es ist zu bedauern, daß eine Angabe wie die folgende von Eckardt über die Salomo-Inseln nicht durch Zeichnungen unterstützt ist. Im Gemeindehause, heißt es dort, das meistens aus einem großen, nach einer Seite offenen Schuppen besteht und durch Schädel hervorragender Stammesangehörigen geschmückt ist, sind auf Pfählen angebrachte, respektive aus diesen herausgeschnitzte Götzenbilder aufgestellt, von denen diejenigen, die das Dach und die Seitenwände stützen, Hauptgottheiten repräsentieren, während die übrigen als Nebengötter fungieren.

Jener mehr zufällige Zusammenhang zwischen Götzendienst und Götzenbildern erklärt auch am ungezwungensten die sonst unerklärliche Verschiedenheit, welche in dieser Beziehung zwischen nahe verwandten Stämmen, z. B. auf Neuguinea, steht. Die Mafuresen haben hier eine große Zahl von Götzenbildern, Karowar, während es bei den Arfakern gar keine gibt. Wir verstehen nun auch die so innige Verbindung der Schädel- und Idolverehrung, wie sie Eckardt von den Neuen Hebriden folgendermaßen beschrieben hat: „Den Geistern der Verstorbenen werden auf dem sogenannten ‚Marum' (Marea?) oder ‚Malavaran', dem öffentlichen Versammlungsplatze der Dörfer, besondere Bildsäulen, hohle Baumstämme, auf die vielfach ein Gesicht eingeritzt ist, gesetzt. Auf Mallicollo, Nguna, krönt man die Stämme hier und da mit dem Schädel des Betreffenden oder auch mit einer hölzernen Nachahmung desselben, auf die dann mit einem Breie aus Kokos und einer Schlingpflanze sowie Lehm oder auch einer harzigen Masse Gesichter modelliert werden, deren Augen hier und da große Muscheln bilden. Das Innere des Kopfes ist mit Gras, Steinen 2c. gefüllt. Der etwa $1\frac{1}{2}$ m lange, unten $\frac{2}{3}$ m starke Stamm, der sich nach oben verjüngt, trägt an diesem seinem dünnern Ende einige ca. 10—12 cm voneinander entfernte Öffnungen. Durch Schlagen mit einem Stocke lassen sich auf dieser seltsamen Trommel die verschiedenartigsten

Töne hervorbringen. Bei allen religiösen Festen, die mit Vorliebe während des Vollmondes stattfinden, begleiten heilige Männer mit dieser eigenartigen Musik die feierlichen Tänze." Nach Berichten von d'Albertis finden sich derartig zubereitete Schädel auch auf Neuguinea.

Am nächsten kommt die Idolbildnerei der Natur in den berühmten Federgötzen Hawais. Man könnte wegen der weiten Verbreitung der Hochschätzung gewisser Federn, besonders der roten, eine eigne Gruppe von Federidolen annehmen, die ihre höchste Entfaltung offenbar in Hawai fanden, und wahrscheinlich liegt ihr ursprünglich überall der Gedanke an



Tahitische Idale, aus Holz geschnitzt (Sammlung der London Missionary Society, London). 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 331.

die mythologischen Vögel, wie z. B. den heiligen Alae-Vogel, zu Grunde. Die Anfänge dieser Federidolbildnerei sind primitiver Natur. So war auf Tonga der Schutzgott des Haavera-Stammes symbolisiert durch eine gefaltete Matte mit roten Federn, und einer ähnlicher Grundidee mag der mit roten Federn geschmückte Korb entsprungen sein, in welchem die Reste des für einen Gott gehaltenen Took aufbewahrt wurden. Auch auf Tahiti wurden unter Anrufungen bei dem Feste Paeatua rote Federn an die Götzenbilder gelegt.

Zahlreiche Reliquien von Verstorbenen gaben wohl die wirksamsten aller Zaubermittel ab. Auf Mare wurde der Leiche des Priesters ein Haarbüschel und die Augenbrauen

abgeschnitten sowie einige Tage später Finger- und Zehennägel. Auch seine Knochen bildeten Reliquien. Ebenso werden in Neukaledonien Fingernägel als Reliquien bewahrt, und beim Gebete binden die Priester sogar kleine Säcke mit Fingern oder Nägeln der Vorfahren um Stirn oder Arm. Weiter wurden in Tonga Knochenfiguren in Menschenform oder als Vögel am Halse getragen und als Talismane hochgehalten. Und auf Samoa bewahrten die Häuptlinge als Reliquien die Tapazeuge, die von berühmten Vorfahren getragen waren. Den größten Wert legt man aber, wie erwähnt, auf den Schädel, der in den verschiedensten Arten präpariert, präserviert und verehrt wird.

Idole werden nicht bloß in Tempeln aufgestellt, sondern auch an Orten, wo man unmittelbare Hilfe von ihnen erwartete. Längs der Wege in Hawai wurden mit Gras umwundene Steine als Lokalgötter aufgestellt, und am Pali in Oahu opferte man vor aufgerichteten Steinen gegen Sturz. So legten auch die Reisenden, um in dem Thale Kolua auf Oahu nicht von den herabfallenden Steinen beschädigt zu werden, Opfergaben von Blättern oder Gras mit daraufgesetztem Steine neben das in Schweinsform sich darstellende Götzenbild. Holzidole wurden bei Hualai auf Hawai in einer Höhle und in Waialua auf Oahu bei einem Fischteiche in einer Mauer eingefügt gefunden. Daß in diesen Idolen oftmals einfach Grabsteine zu erkennen sind, wird um so klarer, wenn man aus Tonga hört, daß zum Andenken an die Häuptlinge nicht nur Steine aufgestellt wurden, sondern auch geschnitzte Holzblöcke, und daß in einigen Familien sich Holzgötzen fanden, welche verstorbene Häuptlinge vorstellten. Von Melanesien haben wir den gleichen Brauch schon erwähnt (S. 332). In diese Klasse gehören auch die Götterfußstapfen in Stein, an welche die Sage oft noch in vergleichsweise neuer Zeit sich geheftet hat. So hinterließ Ngatoroirangi, nach Taupa auf Neuseeland kommend, seinen Fußtritt in einem Felsen, und die Fußstapfen Kaianas, des von Kamehamea in der Schlacht auf Oahu getöteten Häuptlinges, wurden noch Bingham gezeigt.

Der Tempelfriede war überall, wo die sozialen Verhältnisse entwickelter waren, anerkanntes Asyl. Auf Hawai fanden sich Pohonua oder Asyle unter dem Schutze des Geistes Kiavi neben den Gräbern der Könige. Tempel und Grab fallen auch in dieser Funktion zusammen. Ebenso galten in Tonga Begräbnisplätze der Häuptlinge als heiliger Grund, wo Feinde sich versöhnen mußten. Und von beiden Örtlichkeiten ging dann die Fähigkeit, Schutz zu erteilen, auf ihre Priester über. Wir hören aus Neuseeland, daß auf Ranai sich ein Asyl quer durch die Insel ziehend fand, wo die Hiwa-Hiwa genannten Priester die Flüchtenden unter ihren Stäben durchließen, während sie diese vor den Verfolgern kreuzten.

*

In den Leichengebräuchen dieser Völker waltet der Grundgedanke der Heiligung des mit Tabu belegten Leichnames durch die Nähe der Seele vor, auch wenn diese den Körper verlassen hat. Die gesuchte Verbindung mit der zu den Göttern aufgenommenen Seele wurde am leichtesten in der Nähe der Leiche gefunden. Daher sangen in Neuseeland die Priester über der Leiche, damit die Seele wenigstens bis zum achten Himmel aufwärts steige, und deshalb wurde die Seele eines gewaltsam Getöteten von dem Priester nach dem Wahi tapu im Haine gebannt, indem er bei der Leiche des Erschlagenen betete. In der Annahme, daß die Seele nicht von selbst den Körper verlasse, sondern dazu durch Gebet oder Zauber aufgefordert, wenn nicht gezwungen werden müsse, streicht der Priester über die Leiche mit einem Wedel und schüttelt den Körper, dem Geiste bei jedem Zuge zurufend: „Ahana“ (geh). Vergebens rief man den Toten zu, z. B. auf Huaheine, ins Po, in die Nacht, einzugehen und Brotfrucht zu ziehen als Speise der Götter, nicht aber zurückzukommen, um zu erdrosseln. Sie kamen doch und holten ihre nächsten Verwandten, die, wenn sie plötzlich starben, als vom Gotte erdrosselt oder gefressen bezeichnet wurden. Daher wurden die von den

Seelen den Lebenden abgestatteten Besuche gern durch den Panitatui genannten Maskenaufzug, der den Rückweg abschneiden sollte, gehindert. Diejenigen Seelen, welche weder mit der Gottheit vereinigt blieben, noch durch die an den Gräbern dargebrachten Opfer begütigt werden konnten, schweiften als Gespenster oder Tupapau nachts um die Häuser, und die in Wäldern oder Grotten irrenden Seelen wurden im Rauschen der Blätter sowie in den Brandungen der Wogen gehört oder als weiße Phantome im Mondscheine gesehen. Die Seele eines in der Ferne Verstorbenen suchte man auf ein auf die Erde gebreitetes weißes Tuch zu locken und wähnte den Zweck erreicht, wenn eine Heuschrecke oder Ameise dem Rufe folgte. Das Alter erfuhr oft nur deshalb Ehrung und Achtung, weil man mit der bald ihren Körper verlassenden Seele womöglich sich vorher noch in ein gutes Einvernehmen setzen wollte, das spätern unliebsamen Geisterbesuchen vorbeugen sollte. Und ebenso lag wiederum der Kultus der Ahnenseelen für jeden Einzelnen im eignen Interesse, weil beim Tode sich die Geister der Verwandten um das Haus des Sterbenden versammelten, um die Seele nach dem Sprungsteine und dann neben dem Kokosbaume, dessen Berührung Rückkehr zur Erde ermöglicht, vorbei nach dem Eingange zur Unterwelt zu begleiten. Jede Insel hatte solche Eingänge in Höhlen, weit vorspringenden Landspitzen oder umbrandeten Klippen.

Der tiefere Sinn der verbreiteten Sitte, Frauen und Diener des Toten mit in die Ewigkeit zu senden, liegt ja auch in dem Wunsche, der Seele des Verstorbenen ein Gefolge befreundeter oder unterthäniger Seelen zu geben oder auch, wenn dieselbe hilflos war, ihr eine Seele zum Schutze und Geleite nachzusenden. Daher ward zur Führung von Kinderseelen die Mutter, Großmutter oder Tante erdrosselt. Auch an die Kämpfe ist hierbei zu denken, welche die Seele auf dem Wege zum Hades zu bestehen hat. Erst nach einer bestimmten Reihe von Tagen, wenn man annimmt, daß die Seele des Leichnames sich in den Geist verwandle, beginnt die Totenklage, deren erster Zweck nun die Verscheuchung des Geistes ist, damit er den vielleicht unerwünschten Weg ins Jenseits antrete. Vielfach artet sie in blutige Kämpfe der Leichengaben darbringenden Freunde des Toten aus. Da man aber auch an die Möglichkeit einer periodischen Wiederkehr desselben glaubt, sorgt man dafür, zu gewissen Zeiten den Lärm zu wiederholen. Die Seelen in Neukaledonien gehen in den Wald, und jeden fünften Monat wird beim Feiern des Geisterfestes ihr Gesang gehört. In Vate stellt man beim Tode eine große Holztrommel mit eingeschnittenen Zeichen auf, die dann zum festlichen Tanze geschlagen wird. Auch auf Fidschi tragen diese Gedenktrommeln eingeschnittene Bilder und Zeichen. Hinterbliebene beschädigen sich mit Waffen (vgl. S. 157), raufen die Haare &c., um ihre Trauer zu bekunden, scheren sich das Haupt, schneiden sich ein Glied des kleinen Fingers ab. Auf Sikiyaua bemalen sie sich zum Zeichen der Trauer das Gesicht mit dem Samen der Bixa orellana rot und tragen eine kapuzenähnliche Kopfbedeckung aus weißem Gewebe, die bis über die Achseln reicht.

In den Bestattungsweisen herrscht große Verschiedenheit. In Melanesien behält man den Leichnam solange wie möglich in der Nähe und bewahrt mindestens Teile desselben, besonders den Schädel und mehr noch den Unterkiefer, in präparierter Form dauernd auf. An der Maclayküste Neuguineas werden die Leichname nur im Ausnahmsfalle begraben und müssen gewöhnlich in der Hütte verwesen. Sobald ein Mann gestorben ist, bringt man die Leiche in eine sitzende Stellung und umhüllt sie mit Blättern der Kokospalme. Hierauf unterhält die Frau des Verstorbenen etwa zwei bis drei Wochen bei der Leiche ein Feuer, bis letztere fast vollständig ausgetrocknet ist. Dagegen hängt man auf Jappen die Leichen in zwischen den Ästen der Bäume befestigten Matten auf und läßt sie daselbst so lange hängen, bis die Auflösung der weichen Teile vor sich gegangen ist, worauf man die Skelette in Felsenhöhlen am Meeresufer symmetrisch nebeneinander legt. Die Leichen von Kindern werden einfach in einem Korbe unter dem

Dache der Hütten aufgehängt. Die Bestattung in der Hütte ist auch auf Fidschi Brauch. Bei allen Bestattungen finden sich aber immer sehr zahlreiche Zeremonien. D'Albertis wohnte dem Begräbnisse eines Weibes im Dorfe Ricura, wenige Meilen oberhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses, bei; der Häuptling begrüßte ihn in der Empfangshütte, Marea, in der Mitte des Dorfes; in ihrer Nähe lag der Leichnam, um welchen die Bevölkerung die Luft mit ihren Klagen erfüllte. Als d'Albertis die Tote mit einigen Perlen beschenkte, gewann er sich rasch die Gunst der Eingebornen. Kaum hatten sich diese von ihrem Erstaunen erholt, einen Weißen mitten unter sich zu sehen, so fingen sie ihr Wehklagen wieder an. Dabei schlugen sie dem Anscheine nach mit großer Leidenschaftlichkeit auf ihre eigne Stirn und Brust sowie andre Körperteile los. Hart neben dem Leichname war ein großer Vorrat von Bananen, Jams und dergleichen niedergelegt. Nach Verlauf einer halben Stunde wurde der Körper in die Matte eingehüllt, welche mit Streifen weißer Tapa zusammengebunden wurde, zum Grabe unter dem Hause der Verstorbenen getragen und unter lautem Wehklagen der Begleitenden mit großer Sorgfalt hineingebettet. Dann wurde das Grab mit Erde gefüllt, zwei Eingeborne blieben bei demselben, aber alle andern kehrten wieder zum Marai zurück, ohne weiter irgend ein Zeichen der Trauer merken zu lassen.

Die Arfaker legen die mit dem täglichen Zierate des Verstorbenen angethane Leiche auf den Flur, mit den Füßen in die Asche des Feuerherdes. Um die Leiche herum sitzen die Frauen der Familie und der Hausgenossen und erzeugen durch Schreien und Wehklagen einen unsäglichen Lärm, vergießen aber dabei keine Thränen. Bei den Motu in Port Moresby gilt als Trauerzeichen nur das drei Tage andauernde Trommelschlagen. Nachdem dies vorüber ist, wird vor dem Hause das Grab gegraben, der Tote in einer Matte hineingelegt und eine kleine Hütte über dem Grabe errichtet. Nach einiger Zeit wird jedoch das Grab wieder geöffnet, der Leichnam herausgenommen und an den Ellbogen und Knieen mit rotem Thone eingerieben, während die Witwe sich mit dem faulenden Fleische einreibt. Dann wird der Tote wieder bestattet, und nach und nach trägt man das Grabhäuschen ab, so daß vom Grabe selbst keine Spur mehr übrigbleibt. Während aller dieser Vorgänge werden Schmausereien abgehalten.

In Tonga wurden die Leichen der Vornehmen gewaschen, geschmückt und gesalbt und von Frauen bewacht. Bei der eigentlichen Beisetzung brachten die Verwandten, welche in zerrissene Matten gekleidet und mit Kränzen von Blättern des Isibaumes geziert waren, die Leiche in das indessen gebaute Feitoka oder Trauerhaus und begruben sie dort in ihrer Kleidung, manchmal auch in Kasten oder kleinen Booten, zugleich mit ihnen das kostbarste Eigentum. Hierauf zogen alle laut singend zum Strande, bereiteten Körbe aus Kokosblättern und schütteten weißen Sand hinein, mit dem sie den obersten Teil des Grabes ausfüllten. Dann blieben bei Vornehmen zwanzig Tage lang die Männer in leicht gebauten Hütten bei dem Feitoka, die Frauen in demselben, beide mit heiligen Handlungen beschäftigt. Am zwanzigsten Tage zogen alle wieder zum Strande, holten in neu gemachten Körben kleine weiße und schwarze Kiesel und legten den Boden des Feitoka damit so aus, daß die schwarzen die Stelle des Grabes allein bedeckten. In Tahiti fand die Beisetzung in der Erde erst später statt. Zuerst wurde hier der Körper durch Wegnahme der Eingeweide und Ausfüllen des Bauches mit Tüchern, die in ätherisches Öl getaucht waren, bis zum Zerfallen bewahrt, die Knochen dann später begraben und die Schädel in der Familie aufgehoben. Auf den Markesas wurden die Vornehmsten im Marai sitzend und mit erhobenen Knieen begraben, indem der Kopf zwischen die Beine gedrückt, die Hände unter die Kniee gesteckt wurden. Auch Leichenmahle wurden gehalten, wozu eigentümlich geschmückte Boten alle Vornehmen einluden.

Die Behandlung der Leichen weicht übrigens auch durch lokale Einflüsse oder Traditionen von dem Grundgedanken der möglichst langen Erhaltung der irdischen Reste

stellenweise ab. In der Regel besteht eine unmittelbare Beziehung zwischen dem Werte der Seele des Verstorbenen und demjenigen seines Leichnames. Das niedere Volk scheint mit seinen Toten oft wenig Umstände gemacht zu haben. In Hawai begrub der gemeine Mann die Toten in Zeug gewickelt und sitzend in der auch in Tahiti üblichen Stellung auf einer kleinen Bahre in Höhlen oder in der Erde, manchmal im eignen Hause; Speise ward neben die Leiche gestellt. Auch in Tonga begrub man. Ebenso wurden in Neuseeland alle Sklaven, die eines natürlichen Todes starben, begraben oder richtiger leicht eingescharrt, manchmal aber selbst den Hunden zum Fraße vorgeworfen oder ins Meer gestürzt. In einigen Gegenden soll es hingegen Sitte gewesen sein, sie zu verbrennen. Anderseits bestand in Mangaia die Sitte, die Toten, in weißes Zeug gewickelt, in zwei auf einem Hügel liegende tiefe Höhlen zu werfen, und zwar kamen die Vornehmen in die eine, Gemeine in die andre, ebenso wie der Eingang in die Unterwelt für jene ein andrer als für diese war; und die Scheidung wurde streng festgehalten. Die Regel war aber in den höhern Klassen die Mumifizierung der Leiche und ihre Aufstellung bis zu einem gewissen Zeitpunkte nach dem Tode, sei es im Tempel, sei es im Totenhause selbst. Die Eingeweide wurden zu diesem Zwecke entfernt, gewöhnlich durch den Mastdarm, und es beweist vielleicht mehr als alles andre die den Leichen der Vornehmen bewiesene Hochachtung, daß ein Verwandter bei der feierlichen Ausstellung durch ein in den Körper gemachtes Loch etwas von den faulenden Eingeweiden aussaugen mußte.

In Hawai wurde das Fleisch von den Knochen der Leiche sorgfältig getrennt und alles bis auf diese verbrannt, die Knochen dagegen teils in dem Heiau der Familie zur göttlichen Verehrung niedergelegt, teils an befreundete Große verteilt. Eine Art Einbalsamierung fand auch bei den Hawaiern statt und fehlte nicht auf Neuseeland, wo das Begräbnis die größte Ähnlichkeit mit dem auf Tahiti hatte. Wie schon früher hervorgehoben, waren in Neuseeland die Wahi Tabu die Begräbnisplätze für eine Familie. Zu Gräbern dienten dort noch oft Häuser, in denen die Überbleibsel der Toten in Kisten standen; in andern Fällen wurden sie aber in der Erde beigesetzt, die Leichen von Kindern auch in Kisten zwischen den Ästen eines Baumes befestigt. Unerläßlich waren dabei die Kähui (ein Wort, das verboten bedeutet und in die Bedeutung von tabu übergeht: Meinicke), rot angestrichene Holzpfeiler, am obern Ende mit einem geschnitzten Gesichte, die rings umherstanden.

Nur auf einigen kleinen außen liegenden Inseln kamen Variationen dieser im wesentlichen einheitlichen polynesischen Begräbnisgebräuche vor. Auf den Gambier-Inseln wurden die Mumien ausgestreckt, mit Matten und Zeug umwunden, unter Festschnürung durch Stricke in Berghöhlen beigesetzt. In Falesa wurden die Mumien der Häuptlinge in einer Hütte auf einem Doppelkahne oder in einer Höhle bewahrt. Auf Mulgrave wurden die Toten, wenn nicht auf einem Canoe in See geschoben, auf Steinen, von Kokosblättern bedeckt, ausgelegt und in der Familienhöhle zum Begräbnisse beigesetzt. In dem vereinzelt, z. B. auf den Lord North-Inseln, vorkommenden Begräbnisse auf dem Kahne und damit im Meere liegt offenbar eine Abwandlung des häufiger zu treffenden Gebrauches, der Seele ein Fahrzeug zur Reise ins Jenseits zur Verfügung zu stellen. Auch Paulding erzählt, daß auf Mulgrave nach dem Begraben des Körpers ein Canoe mit der Seele ins Meer gelassen wird.

Eine merkwürdige Gruppe von Begräbnisgebräuchen bilden die äußern Bekundungen der Trauer der Leidtragenden oder sonstiger Teilnehmer. Beschädigungen, Verstümmelungen, an sich selbst vorgenommen, spielen dabei eine große Rolle. Wenn in Tonga des Königs Mutter starb, brannten sich die von ihr stammenden Häuptlinge die Schläfen, und beim Tode des Hohenpriesters wurde ein Glied des kleinen Fingers abgeschnitten. Die Tahitierinnen befestigten schon bei der Heirat Haifischzähne in einen Holzgriff, um sich damit bei der Trauer um ihren Gatten zu verwunden. Dabei riefen sie, wie auch die Freunde es thaten,

die Seele des Verstorbenen an, damit sie ihre Anhänglichkeit sehe. Die Tiputa Taata war in Tahiti eine aus dem Totenhemde gebildete Bekleidung, die beim Begräbnisse von einem der Teilnehmer getragen ward, während die andern in zerrissenen und bestaubten Kleidern gingen. Für die Totenklage gab es eigne Weiner. Und in Tahiti hatten sogar die aus der Nachbarschaft zur Klage gekommenen Freunde oder Weiner mit den Häuslingen des verstorbenen Häuptlinges einen Scheinkampf, um die gemeinsame Totenklage auszuführen, welche ihnen anfangs versagt wurde. Leichenkämpfe wurden auch in Mangaia abgehalten, wo sich alle Akoa oder Freunde des Verstorbenen versammelten und in seltsamen Kostümen die Insel durchzogen, um die Geister der andern Distrikte zu bekämpfen.

Die nächsten Verwandten verbringen auf den Palau-Inseln die erste Nacht an der Seite des Verstorbenen und senden dann die Trauernachricht an alle Angehörigen, welche daraufhin zusammenkommen und unter großen Schmäusen oft 20 Tage lang bei der Leichenfeier weilen. Wo abweichende Sitten berichtet werden, wie die, daß auf Ruk sich die Verwandten einsam in die Berge zurückziehen, um abgeschieden zu trauern, hat man vielleicht nur an die Trauer der nächsten Angehörigen zu denken, welche erst an die Leichenfeste sich anschließt. Zieht sich doch auf den Gilbert-Inseln die Trauer der Witwe durch das ganze Leben, denn hier schläft die Witwe mit der Leiche des verstorbenen Gatten unter derselben Matte und bestreicht sich mit der Fäulnisflüssigkeit, bis dem Leichname der Kopf abfällt, der dann als gereinigter Schädel, ebenso wie der Schädel eines geliebten Kindes, von ihr beständig umhergetragen wird. Dieser Schädelkultus findet sich auch sonst in mikronesischem Gebiete. Ebenso werden auf den Kingsmill-Inseln Schädel sorgsam aufbewahrt.

In der Bestattungsweise der Mikronesier bestehen gleichfalls große Unterschiede, von denen ein Teil auf die auch noch im Tode streng festgehaltenen Rangunterschiede hinausläuft. Die Leichen werden in Radak in die See geworfen, aber bei Häuptlingen, in sitzender Stellung mit Stricken zusammengeschnürt, in Steinumwallungen begraben. Auf Jap werden die Toten nie in der Nähe des Meeres, insbesondere die Leichen von Bergbewohnern nirgends anders als auf den Berggipfeln begraben. Mannbare Leute werden sitzend mit angezogenen Knieen, Kinder und junge Leute liegend bestattet. Eine merkwürdige Kombination des Erd- und Meeresbegräbnisses findet man auf Kusaie, wo die nach dem Bestatten ausgegrabenen Knochen gereinigt und, in einem Bündel aufgebunden, ins Meer versenkt werden.

Wo Beisetzung üblich ist, wird häufig der Schädel vom Leichname getrennt. A. B. Meyer fand in der Geelvinkbai, Mysore gegenüber, fast das ganze Ufer von Gräbern besetzt. Nachdem die Leiche verwest ist, wird der Schädel oben auf das Grab gelegt, „welchem Umstande ich es verdanke", sagt Meyer, „daß ich hier und an manchen Orten, an denen ich mich später aufhielt, sehr viele Menschenschädel eintauschen konnte, da die Papua nicht anstanden, nachdem sie den Vorrat erschlagener Feindesköpfe erschöpft hatten, die Gräber der Ihrigen zu berauben. Doch wollten sie sich zuerst durchaus nicht dazu verstehen, den Unterkiefer herzugeben, den sie in gewisser Beziehung heiliger halten, bis es mir gelang, durch größere Anerbietungen dieses Vorurteil zu besiegen." Auch dem Reverend Brown gelang es auf den Sandwich-Inseln, einen Schädel gegen eine Schnur Perlen einzutauschen. Die Verehrung der Leichenreste ist also nicht unbegrenzt. Die Papua Meyers vermieden es jedoch stets, die Schädel mit der Hand anzufassen. Es gibt aber noch sorgfältigere Bestattungsarten auf Neuguinea, denn M'Farlane schreibt aus der Gegend der Roux-Inseln, wie er erstaunt und zugleich erfreut gewesen sei, wahrzunehmen, welche Aufmerksamkeit und Hochachtung sie ihren Toten erweisen: „Ganz in der Nähe des Dorfes bemerkten wir ein Grab, von einer niedrigen Steinmauer niedlich umgeben und sorgsam von Unkraut frei gehalten. Am Kopfende standen zwei Papua-Apfelbäume und am untern Ende einige Krotonen." Von Mafor beschreibt Raffray ein Grabdenkmal: „Unter einem kleinen Dache von Kokosblättern

befand sich ein hölzerner, 1 m langer Kasten, der, durch einen Fuß gestützt, die Gebeine enthielt; davor stand auf einem Tischchen ein schartiger Napf von Porzellan, in den Lebensmittel oder Spenden für den Verstorbenen niedergelegt wurden".

Wie auf dem weiten Gebiete Neuguineas so große Unterschiede der Bestattungsweise bestehen, kehren sie auch in den viel engern Grenzen andrer Archipele wieder. Im Archipel der Salomo-Inseln wird auf einigen Inseln der Leichnam in die See geworfen, um in das schöne Land im Westen zu schwimmen, und dieselbe Sitte herrscht auf Anaiteum, nur daß dort die Leiche des obersten Häuptlinges ausgenommen wird, welcher man Beisetzung angedeihen läßt. Vor dem Insmeerwerfen werden die Gesichter der männlichen Leichen gefärbt und die weiblichen mit dem Gürtel bekleidet. Auf andern Inseln bringt man den in Matten gewickelten Körper in die Mangrovewaldungen, setzt ihn hier den Einflüssen der Luft aus, bis der Kopf sich leicht vom Rumpfe trennen läßt, präpariert ihn und begräbt alles andre auf dem gemeinsamen Begräbnisplatze. Auf San Christoval und andern Orten legt man den Toten auf ein hohes Gerüst und gräbt darunter eine Grube zur Aufnahme des Fleisches, das von den Trauernden abgeschabt wird. Der Schädel und die Fingerknochen werden als Erbstücke aufgehoben, der Schädel wird präpariert, das Gerippe an dem gemeinsamen Begräbnisplatze beigesetzt, die Grube zugeworfen und darüber eine Hütte, respektive ein pyramidal zulaufendes Gestell, das mit Blättern verkleidet ist, errichtet. Die Gräber der Kinder werden mit Blumen bestreut.

Während auf Tanna der Leichnam in einem aus einem Kahne gefertigten Sarge beigesetzt wird, werden in Neukaledonien Erdhaufen als Gräber der Häuptlinge aufgeworfen sowie auch Ruder und Speere auf das Grab gesteckt. Auf Vate werden Bäume in der Nähe der Gräber in besonderer Weise angeschnitzt. Der Leiche selbst wird, wenn sie begraben wird, auf Neukaledonien Schmuck mitgegeben; dagegen wird wenn nicht der ganze Schädel, so doch der Unterkiefer oder mindestens die Zähne aufbewahrt, um als Reliquien zu dienen. Auch auf Neu-Irland und den Duke of York-Inseln werden Schädel und Unterkiefer der Ahnen als Reliquien aufbewahrt, und in Vate hängen ganze Sammlungen von Händen und Schädeln unter den Hausdächern, die ähnlicher Verwendung harren.

Ausgedehnt ist die Sitte des **Lebendigbegrabens** in der ganzen melanesischen Region. Als eine Form des Kindesmordes wird dieselbe in ausgedehntem Maße geübt, aber Alte und Kranke verlangen aus eignem Entschlusse, begraben zu werden. Beim Lebendigbegraben der Neugebornen wird über dem Grabe ein Feuer angezündet, die Seele zu ersticken. Wenn dagegen Alte auf Vate lebendig begraben werden sollen, bindet man ihnen an einen Arm Schweine, die dann beim Feste verzehrt werden und die Seele ins Jenseits begleiten. Auf den Banks-Inseln herrscht gleichfalls der Brauch, unheilbare Kranke oder in hohem Alter stehende Personen lebendig zu begraben. Auf den Fidschi-Inseln wird indes neben dem Lebendigbegraben auch das Strangulieren geübt; ja, man betrachtet sogar den Strick als eine große Wohlthat gegenüber der Keule, die ebenfalls Verwendung findet. „Stirbt ein Häuptling", schreibt **Eckardt** von den Salomo-Inseln, „so werden seine Frauen getötet, d. h. stranguliert; es würde für sie und das Gedächtnis des Verstorbenen eine Schande sein, etwa später Männer aus niedern Ständen zu heiraten. Dieses Strangulieren geschieht meistens während des Schlafes. Häufig enden so auch die Frauen oder nächsten Angehörigen des gemeinen Mannes. Wie im Leben, muß er auch im Tode von Liebenden umgeben sein. Die Mehrzahl dieser Unglücklichen sieht es als Pflicht an, dem Verstorbenen sofort zu folgen; sie betäuben sich durch gewisse Pflanzensäfte und erhängen sich dann in der Nähe ihres Gemahles." Auf Anaiteum tragen angeblich die Frauen den Strick, mit dem sie, wenn ihr Gatte im Tode vorangeht, erdrosselt werden, schon von der Vermählung an um den Hals.

## 16. Die Wanderung der Völker im Stillen Ozeane.

„Es läßt sich den Völkerwanderungen von Asien her durch eine Inselreihe nachspüren, von denen selten zwo auf hundert Seemeilen voneinander entfernt liegen." Joh. Reinhold Forster.

Inhalt: Unfreiwillige Wanderungen im Stillen Ozeane. — Schiffahrt und Schiffbau. — Orientierung. — Handelsreisen. — Hungersnot, Krieg und andre Gründe der Ein- und Auswanderungen. — Wandersagen. — Die Wanderungen in der Mythologie. — Die polynesische Wanderung. — Malaynesische Sprachgemeinschaft und Übereinstimmung der Sitten. — Die Sage von Hawaiki. — Polynesier in Melanesien und Mikronesien. — Zeit der Wanderungen. — Spuren einer einst dichtern Bevölkerung und höhern Kultur. — Die Bildwerke und Steinhäuser der Oster-Insel.

Die Ausbreitung malayo-polynesischer Völker über einen Raum von 210 Längen- und 80 Breitengraden ist eine erstaunliche Thatsache, die noch an Bedeutung gewinnt, wenn man sich erinnert, daß weite Meeresstrecken die Inseln trennen, auf denen diese Völker wohnen, und zwar Meeresstrecken von großer Tiefe, und daß außerdem viele der Inseln, die von denselben bewohnt werden, so klein sind, daß selbst forschende Seefahrer sie nur spät und schwer entdecken konnten. Keine Ursache schien zu groß zu sein, um eine solche Erscheinung zu erklären, und man versteht, daß nicht nur ältere Forscher, wie Quiros, Seeleute, wie Dumont d'Urville, sondern selbst ein in jedem Sinne so moderner Forscher wie Broca dem Gedanken Raum geben konnten, es lägen in dieser Inselwelt die Reste eines untergegangenen Kontinentes zu Tage, und die Übereinstimmung ihrer menschlichen Bevölkerung nach Rasse, Sprache und Sitten führe auf einen einst vorhanden gewesenen kontinentalen Zusammenhang derselben zurück. Selbst die mit unsern heutigen Anschauungen in noch höherm Grade unvereinbare Hypothese einer gesonderten Schöpfung gesondert wohnender Völker fand hier Anwendung.

Aber schon Forster und Cook sprachen von Wanderungen der Insulaner, für welche vieles in ihrer Geschichte und ihrer Gegenwart geradezu zwingend spricht. Wie zahlreiche Nachrichten liegen über zufällige, unfreiwillige Wanderungen im Stillen Ozeane vor! Schon die ersten Erforscher dieser Region bringen Beispiele von Einzelnen oder ganzen Gesellschaften, die auf Reisen vom Wege abgekommen waren. Als Cook 1777 nach Watiu kam, fand sein tahitanischer Begleiter Mai dort 3 Landsleute, den Rest von 20, welche zwölf Jahre vorher von dem 1200 km entfernten Tahiti dahin verschlagen worden waren. Beechey fand 1825 auf der Insel Byam-Martin 40 Männer, Weiber und Kinder, den Rest von 150, die einige Zeit vorher von Maiatea, 400 km östlich von Tahiti, nach letzterer Insel geschifft waren, aber von einem zu früh eintretenden Monsune nach der 1000 km entfernten Barrow-Insel verschlagen wurden, die sie wegen ihrer Sterilität verließen, um nach Byam-Martin überzusiedeln. Es ist dabei bemerkenswert, daß der Weg von Maiatea nach der Barrow-Insel ganz gegen die Richtung des Passates liegt. Im Jahre 1816 fand Kotzebue auf den Radak-Inseln einen Eingebornen von Ulea, Karolinen, der mit drei andern, beim Fischfange verschlagen, einen Weg von 2700 km gegen den Passat zurückgelegt hatte. Besonders Mikronesien bietet sehr zahlreiche Beispiele von Verschlagung der Schiffer auf weite Entfernungen und zwar nicht bloß in einer Richtung: Bewohner von Wolea oder Uhe trieben 1857 auf der Reise nach Sueypan nach den Marschall-Inseln; Ralik-Insulaner trieben nach den Gilbert-Inseln; Gilbert-Insulaner trieben nach den Marschall- und westlich nach den Karolinen-Inseln. Von Palau gibt Miklucho-Maclay die nähern Umstände einer solchen unfreiwilligen Fahrt. Bei seinem kurzen Aufenthalte auf Jap und dann auf Palau begegnete er öfters solchen Leuten, die nach andern Inseln verschlagen worden

waren. So traf er z. B. auf der Hauptinsel von Palau, Baobeltaop, im Dorfe Malogiok einen Eingebornen mit besonders schöner Tättowierung, die seine Aufmerksamkeit erregte. Auf seine Fragen, wer und woher er sei, erfuhr er, daß er von einer Insel, die er Bur oder Bul nannte, und von welcher die Bewohner von Malogiok nichts wüßten, stammte; sie hätten ihn zusammen mit einem andern Manne halbtot in einer Piroge auf dem Riffe gegenüber von Artingal aufgefunden. Nachdem sie ihm herausgeholfen, habe es sich gezeigt, daß er eine ihnen unverständliche Sprache redete, und erst nach Verlauf einiger Zeit, nachdem er die Palau-Sprache erlernt hatte, habe er erzählt, daß er mit drei Genossen auf den Fischfang gefahren sei und nur kurze Zeit, nicht über einen halben Tag, fortzubleiben gedachte, weshalb er an Proviant nur einige Kokosnüsse mitgenommen habe. Ein Windstoß habe sie jedoch so weit fortgetrieben, daß sie ihre nur flache Insel aus dem Gesichte verloren; darauf sei eine Windstille eingetreten, eine starke Strömung habe sie sehr weit fortgeführt, weil sie ohne Wind keine Segel aufziehen konnten und, durch langes vergebliches Rudern ermüdet, dieses schließlich einstellen mußten. Vor Hunger und Ermüdung seien zwei von ihnen gestorben, während die andern sich von dem ernährten, was sie zufällig fingen; am 18. Tage endlich seien sie an dieser Küste angelangt. Kubary bezeichnet es in seiner Schilderung der Palau-Inseln als eine bekannte Thatsache, daß die Bewohner der Karolinen nicht selten nach den Philippinen verschlagen werden; sie erreichen dann jedesmal die Insel Samar oder den südlichsten Teil von Luzon, womit der Beweis erbracht ist, daß gerade hier sich der nordäquatoriale Strom an der philippinischen Inselmauer bricht. Dagegen scheinen niemals Bewohner der Philippinen nach den Palau-Inseln gekommen zu sein, wohl aber solche von Celebes und den in der Celebesstraße liegenden Inseln. So war nach Johnsons Aussage im Jahre 1859 oder 1860 ein Boot ohne Segel an der Nordwestseite der Inselgruppe, bei dem Dorfe Aibukit, angetrieben, dessen Passagiere, sechs an der Zahl, in drei Tagen von der Insel Salibago dahin gelangt zu sein behaupteten. Den einen überlebenden Mann sah Kubary später noch. Auch als der bekannte Kapitän Wilson mit den Bewohnern dieser Inseln in Verkehr trat, fand er einen ebenfalls von einer Celebes benachbarten Insel stammenden Malayen, der, wie jene Leute aus Salibago, durch die westliche Strömung dorthin getrieben worden war. Seltener sind die Nachrichten über Verschlagenwerden vom asiatischen Kontinente oder Japan her. Doch wurde 1836 in Metalanim auf Ponape die Schiffsfigur einer chinesischen Dschonke gefunden, und eine chinesische Dschonke, von den Liukiu-Inseln weggetrieben, strandete 1869 an der Baker-Insel der Phönixgruppe. Auch im östlichen Teile des Malayischen Archipels, z. B. in Ceram, gibt es Sagen von weißen Einwanderern vor den ersten Europäern.

Als Ganzes genommen, sind die Polynesier und Melanesier die besten Schiffahrer unter allen Naturvölkern, denn nirgends ist eine höhere Entwickelung der Schiffahrtskunst so allgemein zu finden wie bei ihnen und wird für weite Fahrten wie für das tägliche Bedürfnis ebenso dauernd ausgenutzt. Ihre meisten Stämme sind echte Seevölker. Einzelne Stämme der Malayen fahren zwar mit größern Schiffen, aber in diesen darf chinesischer, japanischer oder indischer Einfluß vermutet werden, und anderseits umschließen die Malayen eine ganze Reihe jeder Schiffahrt unkundiger Völker. Und zieht man die Entlegenheit der Polynesier und Melanesier von den großen Kulturvölkern des asiatischen Kontinentes in Betracht, so ist selbst die Technik des Schiffbaues bei ihnen eine verhältnismäßig viel höher stehende. Man vergleiche, was im folgenden von ihrem Schiffbaue und ihrer Schiffahrt zu sagen ist, besonders mit der Thatsache, daß sie Völker ohne Eisen und ohne Schrift sind. Natürlich bestehen in lokaler Beschränkung auch hier Ungleichheiten im Schiffbaue, in den Fahrten und folgerichtig wohl auch in den Wanderungen der Völker. Es ist Thatsache, daß die Fidschi-Insulaner selten über die Grenzen ihrer Gruppen hinausgehen, während die

Tonganer, vom Winde begünstigt, häufig zu ihnen kommen. Williams erzählt, er habe nur einen einzigen fidschianischen Häuptling gekannt, der einmal sein Boot nach Tonga geführt habe. Hierbei ist aber wohl zu beachten, daß auch die Schiffahrtskunst ganz ebenso wie der Schiffbau mit der Zeit Änderungen erfahren mag. Auf einer Inselgruppe mögen glückliche Fahrten den Unternehmungsgeist heben, während sie ihn auf einer andern sinken machen. Die Samoa-Inseln empfingen ihren Namen Schiffer-Inseln wegen der Geschicklichkeit ihrer Bewohner in der Schiffahrt, die indessen heute zu einem großen Teile verloren gegangen zu sein scheint. Auch die Oster-Insel muß ihre heutige Bevölkerung auf bessern Schiffen erhalten haben, als dort heute zu finden sind. Manche von den Niedrigen Inseln sind so holzarm, daß dadurch der Schiffbau erschwert oder auf Treibholz hingewiesen wird, und an der Küste Neuguineas bauen in Port Moresby die Motu überhaupt keine Schiffe wegen Holzarmut, beziehen sie aber von ihren hierin geschickten Nachbarn. Doch bauen dann wieder die Insulaner der holzarmen Paumotu-Inseln bessere und größere Schiffe als die der Markesas. Die Kleinheit und Armut ihrer Inseln treibt sie eben zu friedlichem und kriegerischem Wandern und Erobern, und nur zur See ist ihnen dieses möglich.

Von dem einfachen Floße an bis zum Segelschiffe mit Ausleger und zum Doppelcanoe findet sich eine reiche Mannigfaltigkeit von Fahrzeugen in diesem Gebiete. Wir sehen davon ab, daß für die Beschiffung eines Binnensees die Palau-Insulaner Flöße aus Bambusrohr herstellen, weil Gelegenheiten zur Binnenschiffahrt in dem ganzen Gebiete selten sind. Indessen kommen Flöße auch im Dienste der Küstenschiffahrt zur Verwendung. Cook fand bei den Familien, die er in der Duskybai traf, keine Kähne, sondern nur ein Floß aus Holzstämmen zum Übersetzen. Einfache Baumkähne schließen sich hier an, welche untereinander verbunden sind, um durch darübergelegte Planken zu floßartigen Fahrzeugen vereinigt zu werden. Solche Kahnflöße verführten manchmal zu der Ansicht, als befühxen z. B. die Neukaledonier das Meer mit Flößen. Thatsächlich gibt es bei diesen nur eine Art rohes Floß, welches auf zwei ausgehöhlten Baumstämmen ruht und einen Mast mit dreieckigem Mattensegel hat. Auch die Kunaier haben Doppelkähne und zwar von netter Arbeit; minder gut sind die Canoes der Loyalitäts-Insulaner, doch auch diese sind gedoppelt, mit einer Plattform und zwei dreieckigen Mattensegeln versehen, mit 2 m langen Rudern, welche durch Löcher in der Plattform hindurchgehen; ein langes Ruder dient zum Steuern, und so fahren sie bis Neukaledonien. An der Hoodbai in Neuguinea werden Flöße, die auf fünf Einbäumen ruhen, benutzt; dieselben tragen auf einer einzigen Plattform bis 100 Menschen und eine Menge Waren. Sie führen einen oder zwei Masten, einen Steinanker und Mattensegel.

Daß einzelne Einbäume ausschließlich zur Schiffahrt gebraucht werden, ist nicht gewöhnlich; aber neben den größern, zusammengesetzten Fahrzeugen dienen sie den lokalen Bedürfnissen in Küstenfahrt und Fischerei. So finden wir sie in Tahiti unter dem Namen Buhu, Muschel, gewöhnlich einseitig zugespitzt und selten mehr als zwei Menschen führend. Aber so hoch ist der Schiffbau entwickelt, daß, wo nötig, auch die kleinsten Boote sorgfältig aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt werden. Die Paumotu-Insulaner haben auf Waituhi eine größere Zahl kleinerer Boote, die aus Kokospalmenholz zusammengefügt, klein, höchstens 5 m lang, für zwei Personen tragbar sind und gewöhnlich nur zwei oder drei Personen fassen. Sie haben besonders angesetzte Spitzen hinten und vorn, einen Ausleger und zwei rückwärts gebogene Ruder.

Die Tahitier bauen ihre Boote schon darum aus mehreren Stücken, weil so große Stämme, wie sie den Maori die Kaurifichte liefert, auf ihrer Insel nicht wachsen. Auf den Gesellschafts-Inseln wird ein rasches, elegantes Doppelcanoe, Zwilling genannt, aus zwei Einbäumen zusammengesetzt, welche völlig gleich sein müssen. Und auf den Palau-Inseln ist der Kabekel ein ca. 20 m langes Fahrzeug, das gewöhnlich aus einem großen Baumstamme

durch Aushacken verfertigt wird. Man richtet es bis auf 40 Ruder ein. Die Breite und Tiefe sind im Vergleiche zu der großen Länge sehr gering. Das ganze Fahrzeug ist ein ausgehöhlter Kiel, der auf dem Wasser durch den auf der Seite angebrachten Balancierbaum aufrecht gehalten wird. In der Mitte des Kahnes ist über demselben ein mit Bambusrohr gedecktes Gerüst angebracht, auf welchem die Häuptlinge und das Gepäck ihren Platz haben.

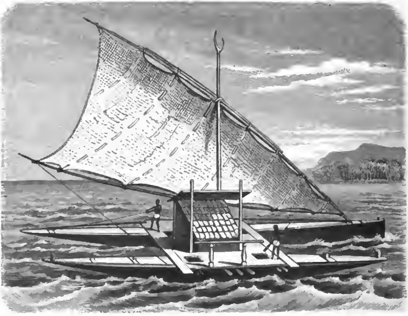
Diese Einbäume liefern auch die Grundlage für die größern zusammengesetzten Schiffe, deren Kiel aus einem durch Feuer ausgehöhlten Baumstamme, bei den großen Fahrzeugen aber aus deren mehreren besteht. Große Schiffe gibt es vor allem in Fidschi, Tonga und Samoa. Williams bezeichnet als das größte, das er in Fidschi gesehen, ein wegen der scheinbaren Unmöglichkeit, es vom Stapel zu lassen, als Rusa i vanua, verlorne Insel, bezeichnetes, von 36 m Länge. Doch fehlen solche Ungeheuer auch anderwärts nicht ganz. Cook sah in der Talagabucht auf Neuseeland ein 20 m langes und über 1½ m breites Schiff, dessen Kiel drei ausgehöhlte Baumstämme bildeten; und Dumont d'Urville spricht von 24 m langen, bis 2 m breiten und über 1 m tiefen Schiffen, die 80—100 Männer trugen und bei ruhiger See fähig waren, 7 Knoten zu machen. Entsprechend groß war dann auch die Zahl der Boote. Forster sah bei Tahiti eine Flotte von 159 großen Doppelkähnen und 70 kleinern Schiffen. Letztere waren teilweise sehr schnellfahrend und besorgten den Botendienst zwischen den größern.

Der Baum oder die Bäume zu einem Schiffe werden unter religiösen Sprüchen gefällt und zunächst mit Feuer ausgehöhlt. Während zu dieser Arbeit viele Eingeborne fähig sind, steht der eigentliche Schiffbau nur einer privilegierten Klasse zu (s. S. 193), ein Zeichen, wie eng das Interesse der Staaten und Gesellschaften auf diesen Inseln mit diesem Handwerke und dieser Kunst verbunden war. Nicht nur in Polynesien fand sich dieser Gebrauch; auf Fidschi bilden noch heute die Zimmerleute, die fast nur Schiffbau betreiben, eine besondere Kaste, Matai (buchstäblich Handwerker) genannt. Sie führen den hochklingenden Titel „des Königs Handwerker" und haben das Vorrecht eigner Häuptlinge, für die und deren Werke sie hohe Verehrung hegen. Auch diese Organisation scheint sich indes gelockert zu haben, wozu besonders die Wettbewerbung der Tonganer mit Anlaß gegeben haben dürfte, die zuerst von den fidschianischen Schiffbauern lernten, um dann dieselben zu übertreffen. Von diesen hochgeehrten Handwerkern wird der Schiffbau mit ganz besonderer Sorgfalt betrieben. Dem Kiele werden Planken aufgesetzt, Stern und Vorderteil mit geschnitzten Aufsätzen ausgestattet, von besondern Handwerkern die Segel verfertigt und angepaßt, ebenso die Taue, von andern die Ausleger hergestellt. Alles geschieht nach alt bestimmtem Herkommen, und das Legen des Kieles, die Fertigstellung des Ganzen, der Stapellauf finden unter religiösen Zeremonien und Festen statt. Tangaroa war der Patron der Schiffer, und diese trugen seinen Kult durch den ganzen Ozean. Bauen doch die Götter selbst mit Vorliebe Schiffe und unternehmen kühne Fahrten!

Die Schiffe der Fidschianer (s. Abbildung, S. 344) nahmen lange Zeit eine erste Stellung unter den Fahrzeugen der schiffahrenden Völker der pazifischen Inseln ein. In dieser Beziehung ist vor allem die Thatsache stark zu betonen, daß, als Cook 1772 zum erstenmal Tonga besuchte, er dort Fidschianer antraf, welche wahrscheinlich einen Tonganer, Tui Hala Tatai, begleitet hatten, der in einem fidschianischen Schiffe nach seiner Insel zurückgekehrt war. Damals hatten diese kühnen Seefahrer in ihren Togiaki ein im Vergleiche zum fidschianischen Tabilai schwerfälliges Fahrzeug und nahmen deshalb sogleich das letztere ebenso wie seine Segel an; beide sind seitdem herrschend in den tonganischen Gewässern geworden. Die Tonganer haben nur insofern das fidschianische Muster etwas verändert, als sie mit der sie auszeichnenden Geschicklichkeit die einzelnen Stücke sorgfältiger, feiner ausgeführt haben. Und es ist in hohem Grade interessant, zu sehen, wie rasch sie eine

Überlegenheit über ihre Lehrmeister erlangt haben. Die fidschianischen Häuptlinge beschäftigen mit Vorliebe tonganische Zimmerleute, und **Th. Williams** führt diese Thatsache als einen Grund für den neuerlichen Rückgang des fidschianischen Schiffbaues auf.

Gehen wir von Fidschi nach Westen, so finden wir, daß nördlich von Vate, in den Neuen Hebriden, Doppelcanoes mit Segeln gebraucht werden, aber nicht im Süden, wo vielmehr die Canoes für Seegefechte so schwach sind, daß die verschiedenen Stämme, welche neutraler Grund trennt, zu Lande kämpfen. Die neukaledonischen Schiffe sind den samoanischen

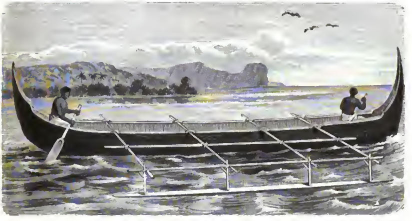


Ein Doppelboot von den Fidschi-Inseln. (Nach Modell der Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.) Vgl Text, S. 343.

ähnlich, aber sehr viel schlechter gebaut und sehr viel langsamer, so daß, wie schon erwähnt, ein neuerer Beobachter die Behauptung aufstellen konnte, die Neukaledonier hätten nur Flöße. Die Fahrzeuge der Loyalitäts-Insulaner sind ähnlich; ihre Kriegskähne können 35—50 Mann tragen, obwohl sie plump und nicht sehr gut gebaut sind. Diese Rückständigkeit ist um so mehr zu verwundern, als beide Inselgruppen in ihren Riesenfichten ein prächtiges Material besitzen. Auf den Salomo-Inseln ist der Schiffbau hoch ausgebildet, wiewohl Abstufungen auch hier vorkommen. Die Schiffe von San Christoval sind aus Brettern von tiefbraunem Holze gearbeitet, an der Außenseite mit rot und gelb bemalten Schnitzereien verziert, haben aber weder Rippen noch Kiel, so daß sie leicht umschlagen, wenn sich die Last nicht genau in der Mitte befindet. In Bauro sind 10—12 m lange, für den Krieg sogar 15—16 m lange, 1 m breite, 80 cm tiefe Boote mit hohem Hinter- und Vorderteile zum Schutze gegen Pfeile und Speere allgemein im Gebrauche, die von 14 bis 16 Ruderern vorwärts bewegt werden und außerdem noch 8—10 Insassen Raum bieten. Ähnlich gebaut sind

die sorgsam gearbeiteten, für 15—20 Mann bestimmten Canoes der Bewohner von Choiseul. Einbäume mit Auslegern sind von Bougainville und Sikiyana beschrieben. Außerordentlich leicht sind diejenigen von Santa Anna und Santa Catalina, so daß die vier Ruderer, die in denselben Platz haben, mit Leichtigkeit 7 km in der Stunde machen können. Aus dünnen Planken zusammengenähte Boote, den Walbooten ähnlich, kennt man von Simbo. Die elegantesten und leichtesten des ganzen Archipels werden aber auf Ulakua gebaut.

Außerordentlich reich geschmückt mit phantastischen Schnitzwerken, rot und gelb gefärbten Feder- und Bastwerkkronen, Muscheln &c. sind die Kriegsboote der westlicher gelegenen Inseln. Die neuirländischen Boote unterscheiden sich bedeutend von den neuhannoverschen; sie sind nicht so lang, bestehen zwar auch aus einem Baumstamme, sind aber nicht oben in ihren Seitenwänden umgebogen, sondern diese stehen senkrecht, das Boot oben ganz offen lassend. Das Boot der Neubritannier (s. untenstehende Abbildung), meist aus einem Holz-



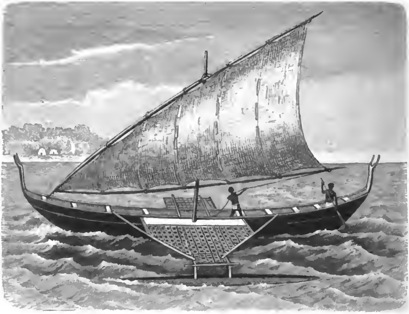
Ein Auslegerboot von Neubritannien. (Nach Modell der Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

stamme, vielfach aber auch mit zwei niedrigen Planken, je eine an jeder Seite, ist durchschnittlich größer als das neuirländische und mit eigentümlichen hohen, dünnen Endstücken, Schnäbeln, verziert.

Die größern Schiffe der Neuguineer sind 5—6 m lang und 60—70 cm breit. Der Rumpf, aus Einem Stücke, ist aus einem tadellosen Baumstamme gehöhlt und, um leicht zu sein, nicht stärker als 2 cm; im Innern verhindern Strebebogen, daß er sich wirft. Die beiden Enden sind aufwärts gebogen und durch Holzsporen, deren vorderer aufsteigt und mit Arabesken, Figuren, Federn und Muscheln geschmückt, manchmal auch weiß, rot oder schwarz angestrichen ist, festgehalten. Um den Bord über die Schwimmlinie zu erheben, bedient man sich nach alfurischer Sitte der Rippen von Sagopalmblättern, die sich vorzüglich ineinander fügen und, an die Strebebogen ziegelartig festgebunden, eine wasserdichte Oberfläche bilden. Über dem Borde befestigt man leichte, auf jeder Seite $1^1/_2$ m darüber hinausragende Querhölzer, an deren Ende ein andres, rechtwinkelig gekrümmtes Holz die Oberfläche des Wassers streift; dieses wieder steckt in einem starken Baumzweige, welcher so leicht ist wie Kork und als Balancierstange oder Schwimmer dient. In der Mitte des Schiffes erhebt sich auch hier auf den Querstangen ein viereckiger Kasten aus Bambus, den ein kleines

Dach von Kokosblättern gegen die Unbilden des Regens und der Sonne schützt. Übrigens findet man auf Neuguinea alle Arten von Fahrzeugen vom Floße an ebenso wie im übrigen Melanesien. Die Verzierung ist teilweise noch reicher. Vor allen die Kriegskähne sind kunstvoll ausgeschnitzt, mit weißen Muscheln und Wimpeln geschmückt und an beiden Enden hoch. Sie sehen aus wie Schwäne, sagt Mac Farlane, der sie am häufigsten in Ost-Neuguinea fand, und sind weiß wie Schnee; nur das Schnitzwerk ist manchmal inwendig rot und schwarz gefärbt. Aus Holz geschnitzte Vögel 2c. sind auf Stöcken befestigt und an verschiedenen Stellen des Canoes eingesteckt. Selbst der Ausleger ist mit schwarzen und weißen Strichen bemalt.

Große Unterschiede herrschen auch in Mikronesien. Zunächst kommen Doppelcanoes, wie sie bei den Polynesiern üblich sind, hier nicht vor; selbst die größten Kriegsamlais, in



Ein Boot von den Mortlock-Inseln, mit Ausleger und Schilfsegel. (Nach Modell der Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.) Vgl. Text, S. 348.

denen 60—80 Personen Platz haben, besitzen nur einen Ausleger an der einen Seite des aus einem Einbaume bestehenden Bootes. Die Canoes oder Amlais zerfallen in Kabekels, Kaeps und Kotraors. Ihre Formen sind alle gleich, und der Unterschied liegt bloß in der Größe und der Gebrauchsweise. Von Insel zu Insel beobachtet man Unterschiede, die besonders davon abhängen, ob die Fahrzeuge zu langer oder kurzer Fahrt Verwendung finden. Die Palau-Canoes unterscheiden sich z. B. von den Canoes aller Südsee-Insulaner dadurch, daß sie im Verhältnisse zur Länge des Fahrzeuges und zur Größe des Segels niedrig und flach sind. Sie eignen sich deshalb auch nicht zu weitern Seereisen, wie sie die Einwohner von Yap, der Mackenzie- und Ralik-Inseln unternehmen, sondern sie sind für kurze Seereisen bestimmt und leisten hierbei Außerordentliches. Das leichte und scharfe

Kaep, durch ein großes, dreieckiges Segel gezogen, gleitet bei dem leisesten Windhauche mit Blitzesschnelle über die Wogen. Wenn auch eine gewaltige Schwelle gegen das Canoe sich heranwälzt, sie findet nirgends Widerstand, sie hebt das Canoe, zerschneidet sich an seinen Spitzen und Kanten und hemmt nicht im geringsten seinen Lauf. Es geht so scharf in dem Winde, daß kein Schiff oder Boot ihm gleichkommt (Kubary).

Ein wichtiges Element des polynesisch-melanesischen Schiffes sind die Ausleger (s. untenstehende Abbildungen), polynesisch Ama, fidschianisch Kama, nach deren verschiedener



Ein Boot von Niue. (Nach Modell der Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig)

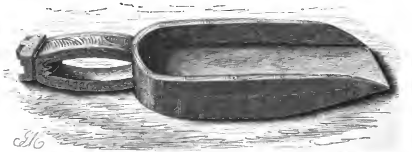
Gestalt, Aufügung und Größe allein die Fidschianer viererlei Schiffsarten unterscheiden, und welche den Bau und die Benutzungsweise des eigentlichen Schiffes aufs wesentlichste beeinflussen. Zu Auslegern werden leichte Hölzer, die zugleich dauerhaft sind, im östlichen Ozeane meistens von Pisonia, genommen, einem Baume, der selbst noch auf den Paumotu gegen



Ein Boot von den Hermit-Inseln. (Nach Modell der Godefroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

20 m Höhe erreicht, im westlichen von dem korkleichten Hibiscus oder einer Erythrina. In der Regel ist der Ausleger an das Schiff durch zwei Pfähle von 1½ bis 2 m Länge befestigt, deren vorderer gerade und stark ist, während der hintere gebogen und elastisch ist. Die Fidschianer unterscheiden: Velovelo, offenes Boot, mit am Rande befestigtem Ausleger; Kamakau, mit beiderseits vorspringendem Deck über dem mittlern Drittel, an welchem der Ausleger befestigt ist; Drua, Doppelschiff, dem als Ausleger ein Kahn dient. Die Neuseeländer bauten früher ihre Kähne so breit, daß der Ausleger häufig überflüssig ward.

Das immer nur in der Einzahl vorhandene Segel ist dreieckig, aus geflochtenen Matten zusammengesetzt und wird mit einem über die Spitze des Mastes laufenden Taue festgehalten (s. Abbildung, S. 346). Entsprechend seiner Wichtigkeit, bildet es einen wertvollen Teil des Schiffes und einen gesuchten Handelsgegenstand. So ist auf den Palau-Inseln Peleliu durch die Segel berühmt, welche es für den Norden anfertigt.



Eine hölzerne Schöpfkelle von Neuseeland. (Britisches Museum, London.) ¼ wirkl. Größe.

Bei großen Schiffen ist das Steuerruder 6 m lang, mit einem über 2 m langen Ruderblatte, und braucht deshalb bei starker See zwei bis drei Männer zu seiner Führung. Die gewöhnlichen Ruder sind häufig der wenigst zweckmäßige Teil des Schiffes. Die Form des Blattes ist spitz-lanzettlich, sie sind häufig am untern, spitzen Ende verziert, am Griffe geschnitzt und zeigen Tiernachbildungen oder Ornamente, mit Perlmutter ausgelegt. Häufig, so z. B. durchaus auf den Salomo-Inseln, haben sie auffallende Ähnlichkeit mit den Keulen, was auf die Absicht schließen läßt, das Ruder bei etwaigen feindlichen Überfällen als Keule benutzen zu können. Diese Zwiespältigkeit des Zweckes ist ihrer Zweckmäßigkeit für die Schiffahrt schädlich. Auf die Ähnlichkeit mancher Ehrenzeichen oder Zepter mit Rudern war öfters hinzuweisen (s. S. 154). Selbst die Schöpfkellen zeigen in ihrer oft elegant geschnitzten Form den Wert, der auch den letzten Werkzeugen des Seefahrers beigelegt ward (s. obenstehende Abbildungen und die auf S. 349 oben). Die Zahl der Ruderer ist in den großen Kriegsbooten, wie z. B. Forster sie in Tahiti sah, wo sie auf beiden Seiten des Schiffes dicht gedrängt sitzen, weit über 100. Forster spricht von 144 Ruderern und Wilson von 300 Menschen in einem einzigen Boote. Gesang regelt das Eintauchen der Ruder. Bei größern gemeinsam unternommenen Fahrten steht einer am Sterne des vordersten Schiffes und macht mit einem Bündel trocknen Grases oder dergleichen Zeichen, in welcher Richtung zu fahren sei.

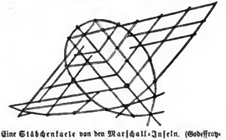


Eine hölzerne Schöpfkelle von Neuseeland. (Britisches Museum, London.) ⅓ wirkl. Größe.

Von doppelter Wichtigkeit ist die **Orientierung** in diesem Meere, dessen einzelne Eilande oft so weit auseinander gezogen und so niedrig sind, daß man nur staunen kann, wie sie dennoch gefunden werden konnten. Man denke an die Meeresstrecken, welche die Oster-Insel, Hawai, Neuseeland von der eigentlichen Inselflur trennen. Nur Zufall konnte auf manche derselben geführt haben. So isoliert liegt z. B. Ualan im Großen Ozeane, daß erst im Jahre 1806 ein amerikanischer Walfischfänger diese romantische Insel entdeckte, und bekanntlich sind ja in unserm Jahrhundert noch später mehrfach Inseln im Stillen Ozeane neu entdeckt worden. Zunächst aber sind diese Völker eifrige Beobachter der Sterne, wie wir schon gesehen haben, und besitzen Namen für eine große Anzahl derselben; sie unterscheiden acht Himmelsgegenden und diesen entsprechende Winde. Auf Karten zeichnen sie zwar auch ihre geographischen Kenntnisse ein, doch sind auf denselben nur die Richtungen einigermaßen treu, die Distanzen dagegen sehr ungenau angegeben. Der Name Karte für diese Arbeiten besagt übrigens zu viel. Nach **Chamisso** zeichnete der Eingeborne Lagediack seine Karte mit Steinen auf den Strand, mit dem Griffel auf eine Schiefertafel und zeigte die Richtungen, die nach dem Kompasse verzeichnet werden konnten, so daß **Kotzebue** danach eine Karte von Radack entwarf. Auf Ralik ist die Verfertigung von Karten aus kleinen, geraden und gebogenen Stäbchen, welche die Routen, Strömungen und Inseln darstellen, Geheimnis der Häuptlinge. Auch die Marschall-Insulaner besitzen eine eigne, aus Stöckchen und Steinen verfertigte Karte der ganzen Marschall-Gruppe (s. untenstehende Abbildung). Auf eine für die Praxis der Schiffahrt wohl wichtigere Methode der Orientierung durch die ozeanischen Dünungslinien hat jüngst **Möbius** hingewiesen. Die Marschall-Insulaner befolgen in ihren größern Unternehmungen zur See ein vollkommen systematisches Vorgehen. Größere Reisen, die mitunter von Land zu Land eine Distanz von 500 bis 1000 Seemeilen betragen, werden nur im Geschwader unternommen. Zu einem solchen gehören wenigstens 15 Canoes, oft aber wird diese Zahl um das Doppelte oder Dreifache überschritten. Ein solches Geschwader steht unter Leitung eines Häuptlinges, dem einer oder mehrere Lotsen als Ratgeber zur Seite gegeben sind, denn es gibt unter den Insulanern Individuen, die als Lotsen einen hohen Ruf genießen und für längere Seefahrten von den Eingebornen stets als Navigateure an Bord genommen werden. Ohne Kompaß und Karte, ohne Lot, mit geringer Kenntnis der Gestirne wissen diese ihr Ziel zu finden, das oft Hunderte von Seemeilen entfernt ist. Allein auf ihren Seefahrten beobachteten sie ununterbrochen den Winkel, welchen das Canoe mit der Dünung bildet, welche der stetig nördlich vom Äquator wehende nordöstliche Passatwind verursacht, und daraus entnehmen sie, nach welcher Richtung hin die Fortbewegung stattfindet. In dieser auch bei wechselnden Winden beständigen Dünung ist in den Gewässern, die von den Insulanern der Marschall-Gruppe beschifft werden, ein Moment gegeben, welches sehr wohl zur Orientierung herangezogen werden kann, und in der Benutzung desselben haben die



Eine hölzerne Schöpfkelle von Neuguinea. (Britisches Museum, London.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 348.



Eine Stäbchenkarte von den Marschall-Inseln. (Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig) 1/8 wirkl. Größe.

eingebornen Lotsen es zu großer Virtuosität gebracht. Da ihnen nicht minder die Meeresströmungen erfahrungsmäßig bekannt sind, so wissen sie auch diese bei der Kursgebung in zutreffender Weise zu berücksichtigen. Im allgemeinen wird die Reise nur am Tage fortgesetzt, und damit ein möglichst großer Gesichtskreis gewonnen wird, bewegt sich das Geschwader nur in Querlinie auf sein Reiseziel zu. Die einzelnen Canoes sind dabei so weit auseinander gezogen, daß die nebeneinander segelnden Fahrzeuge noch in der Lage bleiben, bequem miteinander durch einfache Signale zu kommunizieren. Kommt mithin auf der langgestreckten Linie Land oder sonst Bemerkenswertes in Sicht, so wird dies sofort den nächsten Canoes mitgeteilt und von diesen aus weiter telegraphiert. Durch diese in langer Fronte stattfindende Art der Fortbewegung wird auch möglichst vermieden, an der gesuchten Insel, die oft wegen ihrer Niedrigkeit wenig ins Auge fällt, vorbeizusegeln. Während der Nacht sammelt sich das Geschwader und liegen die Schiffe dicht zusammengedrängt nebeneinander, wodurch einem etwaigen Auseinandergeraten in der Dunkelheit vorgebeugt wird.

Polynesier und Mikronesier fahren häufig auf europäischen Schiffen, wo sie, abgesehen von ihrer geringern Körperkraft, sich als tüchtige Schiffer bewähren. Bei der Bedeutung, die Honolulu lange in der pazifischen Walfischfängerei hatte, sind die Hawaier oder Kanaken wohl am häufigsten als Schiffer erprobt worden, und von ihren Seemannstugenden entwirft Wilkes nach seinen Erfahrungen auf amerikanischen Kriegsschiffen folgendes Bild: Sie sind anstellig, aber nicht für Kriegsschiffdienst geeignet. In kleinen Partien sind sie brauchbarer als in großen, wo sie gern die Arbeit einander zuschieben. Sie sind furchtsam, wenn es sich darum handelt, ins Takelwerk zu gehen. Ihr bester Platz ist im Ruderboote, aber auch hier ziehen sie es vor, beim Durchschneiden einer Brandung aus dem Boote zu springen, um, unbekümmert um dasselbe, zu schwimmen. An das Kommando der Kriegsschiffe gewöhnen sie sich schwer, zeigen sich dagegen willig, arbeitsam und furchtlos auf den Walern. Ihre Neigung zur Unreinlichkeit ist groß.

Eine ganze Reihe von Thatsachen zeigt den ausgedehnten Gebrauch, welchen von ihren Verkehrsmitteln, ihrem Wandersinne und ihrer Kühnheit die Völker des Stillen Ozeanes machten. Lange Seereisen sind für einen großen Teil dieser Völker Bedürfnis. Nicht selten werden Reisen von mehreren Hundert Meilen unternommen, um entweder benachbarte Inselbewohner zu überfallen und Köpfe für die Canoehäuser zu holen, oder auch an einem bestimmten Tage im Jahre zu einem gemeinsamen Warenaustausche an einem vorher bezeichneten Orte zusammenzutreffen. Durch derartige Fahrten sind namentlich die Bewohner von Jap, von Simbo und die Tonganer bekannt. Auch die seeräuberischen Biak machen in ihren Kähnen Fahrten von Tausenden von Kilometern. Die verschiedensten Anlässe werden aufgesucht, um zu reisen. So traf Wilkes auf Naraka gegen 200 Leute aus Tahiti und Anaa, die auf zwei Doppelcanoes hierher zum Muschelsammeln gekommen waren; und Tetuaroa, eine nördlich von Tahiti gelegene kleine Insel, wurde von den Tahitiern oft aufgesucht, um dort Heilung von Krankheiten zu finden. Die Tahitier nehmen auf ihren Reisen, z. B. nach den Paumotu, Pfähle und Matten mit, um Hütten aufzuschlagen, die denen der Einheimischen trotz ihres flüchtigen Charakters immer noch überlegen sind. Ihr Proviant ist meist getrockneter Fisch und das aus Brotfrucht bereitete Masi.

Ein Hauptgrund der Wanderungen ist natürlich der Handel. Er scheint auf den polynesischen Inseln wesentlich durch die Häuptlinge oder für sie betrieben worden zu sein, was den Unternehmungen nur günstig sein konnte, da allein die Häuptlinge die Führer größerer Expeditionen zu Schiffe sein konnten, wofür Autorität und Kenntnisse sie gleichmäßig bestimmten. Der Handelsgeist ist lebhaft und treibt die Gewinnsüchtigen und Tauschlustigen oft genug auf die hohe See hinaus. Als Cook z. B. in der Annamuka-Gruppe

im Tonga-Archipel ankerte, kamen die Eingebornen von Komango mit ihren Tauschwaren ihm schon in Masse 8 km von ihrer Insel entgegen, begierig, Handel zu treiben. Als echte Handelsvölker können die Tonganer, die den Handel zwischen Fidschi und Samoa beherrschten, die Bewohner von Sikiyana, von Peleliu und andre bezeichnet werden. Die Arbeitsteilung in den Gewerben nötigt zum Tausche. Die entsprechende Entwickelung des Geldwesens wurde schon berührt.

Zahlreiche Motive zu Wanderungen schuf ferner die politische Unruhe. Die Bewohner der Marianen flüchteten bei der spanischen Eroberung nach den Karolinen; die vor dem kannibalischen Häuptlinge Uhila in Nomuka Fliehenden bevölkerten Pylstart Island (Ata); von Kamehameas Einfalle bedroht, ließ Kaumualii auf Kauai ein Schiff vorbereiten, um in Zeiten der Gefahr mit seiner Familie nach einer der Inseln im Ozeane zu flüchten. Anaa machte zur Zeit der Regierung der ersten Pomare den Versuch, Tahiti zu erobern. Damals stand diese von Wilkes auf 5000 Einwohner geschätzte Insel unter der Häuptlingschaft Tomatitis und hatte alle Inseln der Gruppe westlich von Bow oder der Hau-Insel erobert. Die Tahitier vermochten indes Tomatiti dazu, mit einem reichen Geschenke an Schweinen, Tapa ꝛc. die Insel zu verlassen, worauf Anaa die Oberherrschaft Tahitis anerkannte. Die Paumotu-Insulaner galten aber noch später für kriegerischer als die Tahitier. Die Bewohner jener Insel hatten auch hauptsächlich den Handel mit Tahiti in Händen.

Auch Hungersnöte trieben zur Wanderung. Cooks Erscheinen in Hawai konnten sich die dortigen Eingebornen bezeichnenderweise nur dadurch erklären, daß in seinem Lande Mißwachs herrsche. Selbst auf den fruchtbaren Markesas zwang 1822—23 eine Hungersnot die Eingebornen zur Menschenfresserei.

In den Geist dieser Völker sich hineinversetzend, findet man einige weitere Züge, welche wohl erklären mögen, wie so große Wagnisse hier überhaupt möglich sind. Wir begegnen einer Geringwertigkeit des Menschenlebens, wie sie selten wiederzufinden ist. Man vergleiche das S. 205 f. Gesagte. Kindesmord, Menschenopfer, Menschenfresserei, permanenter Kriegszustand erklären dieselbe zur Genüge. Zusammen geht damit jener Geist des Wagens, dem die aristokratische Gliederung der Gesellschaft Nahrung und Werkzeuge gab. Mariner führt als einen Hauptzug im Nationalcharakter der Tonganer „den unternehmenden Geist besonders zur See" an, und diese auch sonst hervorragenden Insulaner können uns wohl als „die kleinen Phönizier" von Südostpolynesien gelten, wenn wir hören, daß die Samoaner und Fidschianer nicht anders als in Booten, die mit tonganischen Schiffern bemannt waren, die Reise nach Tonga wagten. Übrigens fehlt es auch nicht an eigentlichen Wanderstämmen. Einzelne wandernde Familien, die sich des Ackerbaues begeben hatten, gab es auf Neuseeland, wo Cook auf der zweiten Reise zufällig gerade mit solchen im Charlotte-Sunde zusammentraf. Es gab ihrer auch in größerer Zahl überall dort, wo von bewohntern Inseln Kolonien zum Perlsuchen oder Fischen nach öden Riffinseln ausgesandt worden waren, wie auf den Paumotu und im Marschall-Archipel. Die heute bei Dore sitzenden Mafor bewohnten früher die Saobeba-Bai und verließen dieselbe wegen unbedeutenden Streites mit den Nachbarn.

Zu der Zerstreuung der pazifischen Völker über die Inseln dieses ganzen Ozeanes hin, erst durch Stürme und Strömungen, dann durch freiwillige Wanderung, gesellte sich in neuerer Zeit der Menschenhandel, den der wachsende Bedarf an Arbeitskräften in wirtschaftlich fortgeschrittenen Gebieten, wie Hawai, Samoa, Queensland, ins Leben rief. Derselbe glich in seinen Anfängen aufs Haar dem Menschenraube, welcher dem afrikanischen Sklavenhandel zu Grunde liegt, denn die Männer und Knaben wurden zwangsweise oder durch Vorspiegelungen aus ihrer Heimat heraus- und in Gegenden geführt, nach denen sie niemals zu kommen gewünscht hatten. Die Regelungen, welcher später seitens einiger Regierungen

verfügt wurden, blieben aus Mangel an Aufsichtsbehörden meist wirkungslos. Auch wenn die Pflanzer gezwungen wurden, nach drei Jahren diese Kulis zurückzusenden, landeten die Kapitäne dieselben oft aus Bequemlichkeit auf irgend einer Insel, auf der jene Armen nie zu Hause waren, und wo sie dann von den dortigen Einwohnern schlecht behandelt, wohl gar getötet wurden. Seit dem Auftreten der Europäer ist außerdem, ähnlich wie wir es von Australien zu berichten hatten, die Bevölkerung auf den meisten Inseln Polynesiens und Mikronesiens stark zurückgegangen, und auch dies hat Verschiebungen veranlaßt, indem z. B. nach Hawai Einwanderer aus weitem Umkreise, von den Markesas bis Neuseeland, gezogen wurden. Anderseits gehört gerade Hawai zu den Inselgruppen, die zahlreiche eingeborne Missionare der christlichen Religion selbst tief in das melanesische Gebiet ausgesandt haben.

Politische und soziale Beziehungen ziehen noch heute die Linien alter Verbindungen. Inselgruppen, die weit voneinander entlegen, werden so geschichtlich aneinander gekettet. Die Tonganer grüßten lange ehrerbietig die Leute von Tokelau als ihre Vorfahren. Ein Beispiel sind auch die Marianen und Karolinen: Nicht bloß sind häufige unfreiwillige Reisen zwischen beiden berichtet, sondern wir erwähnten auch, daß bei der spanischen Eroberung die Marianen-Insulaner nach den Karolinen flüchteten. Umgekehrt suchen deren Bewohner auf Guayam glänzende Steine, welche auf Jap und anderwärts als Geld dienen. Die 1788 die Insel Guayam besuchenden Karoliner von Ule folgten noch den in alten Gesängen niedergelegten Wegebeschreibungen, seitdem ist aber der Verkehr immer lebhafter geworden, und gegenwärtig sammeln die Karolinen-Insulaner z. B. Kokosnüsse auf den Marianen für fremde Unternehmer. So sind ferner Ruk und Mortlock durch Ursprung und daran sich knüpfenden Verkehr verbunden. Auch an zurückgebliebene oder mitgenommene Gegenstände knüpft sich häufig die politische Verbindung. Die Uluthi-Inseln z. B. sind Jap unterworfen, weil eine große Zerstörung durch Überschwemmung der See eintreten würde, wenn das hier vergrabene Beil der Göttin Isserie ausgegraben werden sollte. Auch der Gegensatz der mit Taro und der mit Brotfrucht Einwandernden wird häufig betont. Auf den Kingsmill-Inseln töteten die Einwanderer aus Ponape, die Taro brachten, die spätern Einwanderer aus Amoi (Samoa), welche die Brotfrucht brachten, und vermählten sich mit den Frauen derselben.

Vielen Götzenbildern wurde eine besondere Verehrung wegen ihres Zusammenhanges mit den Wanderungen des Stammes gewidmet, und Wandersagen knüpften sich an dieselben. Nach Hawai kam unter Kahukapu der Priester Paao mit zwei Idolen, die im Tempel Mokini verehrt wurden. Von Opolu auswandernd, baute ebenderselbe den Tempel Ahaulas in Puna auf Hawai. Nach Neuseeland brachte Tamatekapua, Sohn der Wolken, Rongomai als seinen Schutzgott aus Hawaili, dem Geisterlande, mit, und ebenfalls in Neuseeland wurde das aus Hawaiki mitgebrachte Steinidol Matua-Tonga, Sohn des Südens, als Gott der Kumara bewahrt. Ja, die hawaische Tradition läßt geradezu weiße Priester, Kahuna, nach Hawai kommen und ihre Götter mitbringen.

Indem die Zug- und Verbindungslinien sich durchkreuzten, konnten Streitigkeiten über Besitzrecht nicht ausbleiben. So erzählten die Samoaner, einer ihrer Häuptlinge habe Rotuma aufgefischt und Kokospalmen dort gepflanzt, habe aber bei späterer Wanderung den mit einem Canoe voll Männer angelangten Häuptling Tukunua dort getroffen und sich mit ihm über das ältere Besitzrecht gestritten. Auch die Maori gerieten in Streit, weil, von landarmen kleinen Inseln kommend, sogleich jeder ein großes Gebiet in Neuseeland in Anspruch nahm.

Auch in der Mythologie und Sagenwelt der Polynesier treten Wanderungen aus den verschiedensten Motiven überall auf, der weite Horizont des Meeres wie der enge dieser Inselwelt schimmern selbst in die Wandersagen der Himmlischen herein, und fernere Inseln sind nur Zwischenstationen zwischen der Erde und dem Jenseits oder Bolotu. So lag Samoa für die Tonganer am Wege zum Himmel, und man glaubte, daß ein Verschlagenwerden

Himmlischer zur Erde wie Erdgeborner nach Bolotu vorkomme; ja, die Tonganer rühmten sich sogar, in ihren Kähnen Bolotu zum Zwecke des Kampfes erreicht zu haben. Nach einer andern Legende ward einst auf langer Seefahrt ein Schiff nach fremder Küste verschlagen, die den Anlandenden gar seltsam ausschaute und sich als unheimliches Gespensterland ihnen erwies, als sie durch Bäume und Häuser, die sie vor sich sahen, hindurchgingen, ohne sie zu fühlen. Eine entgegenkommende Gestalt kündete ihnen an, daß sie sich im Geisterreiche befänden, in Bolotu, und unverzüglich heimzukehren hätten. Sie folgten dem Befehle und wurden von günstigem Winde rasch fortgetrieben, hatten aber nur die Zeit, von ihrer Irrfahrt zu erzählen, da sie dann dem Leben entschieden, und jene Todesküste wird seitdem von vorsichtigen Schiffern gemieden. (Bastian.) Die Markesas-Insulaner erzählten: Die Markesas-Inseln lagen früher in dem Hawaiki genannten Geisterlande, und aus dem darunter gelegenen Vavao kamen die ersten Bewohner Nukahiwas, indem Oataia und seine Frau Ananoana, deren 40 Kinder sich später in Pflanzen verwandelten, die Brotfrucht und das Zuckerrohr nach dem Thale Tieuhoi oder Taiohae brachten. Auf Raiatea wurde von Tangaroa erzählt, daß er nach Bevölkerung der Welt sich in ein Canoe verwandelte, welches, nachdem es die Menschen herbeigeführt und aus ihrem Blute das Himmelsrot bereitet hatte, das Modell für den Tempel abgab. Die Rarotonganer versetzten ihre Vorfahren in das Vogelland Manu oder in das Land der roten Feder, in welchem sich später das Volk in zwei Parteien teilte, von denen die eine die Götter mitnahm, die andre ohne Götter blieb.

Zuwandernde halfen bei der Schöpfung der Inseln, was wohl nachträglich ein Anrecht begründen sollte. Als Savage-Island aus der See erhoben war, wurde es durch zwei Männer, die von Tonga herüberschwammen, in Ordnung gebracht, und die steilen Küsten der einen Seite werden der zu geringen Sorgfalt des dort Arbeitenden zugeschrieben. Andre ließen die überschwemmte Insel durch diese Helfer aus dem Meere gestampft werden. Einfacher heißt es auf Hawai: Als Hawai aus dem Eie des Seevogels entstanden war, kamen Einwanderer, Mann und Frau, aus Tahiti mit Hund, Schwein und Huhn im Canoe. Von Ulu wurde die gleichnamige Brotfrucht eingeführt und von seinem Bruder die Zeuge aus Maulbeerbaumbast. Da diese Inseln ursprünglich nur von Göttern bewohnt waren, wurden von den neuen Ankömmlingen diese um Erlaubnis zur Niederlassung angegangen. Kupe, der ausfuhr, sein Weib zu suchen, hatte ein Ungeheuer, einen Riesenpolypen, zu töten, ehe er Neuseeland in Besitz nehmen konnte, und fand dort nur zwei Vögel als Bewohner, welche die Sage mit den Namen Kokako und Tiwaiwaka bezeichnet. Die ersten Einwanderer Neuseelands, zwei Greise, kamen samt Boot aus einem Eie, das ein Riesenvogel aufs Meer gelegt. Die von einem Vater Tutapu geborne Tochter Hotuhiva wurde in eine Trommel mit Tane und dem Idole Tutapu gelegt und schwamm so nach Huaheine, wo Tane Schutzgott der Insel wurde und Hotuhiva aus Verbindung mit einem einheimischen Häuptlinge die Ahnen der Fürsten der Insel gebar.

Aus diesen zahllosen durch so sehr verschiedene Gründe veranlaßten Hin- und Herwanderungen hebt sich eine einzige durch die ungemein große Ausdehnung ihrer ethnographischen Wirkungen hervor. Es ist diejenige, welche das Gebiet zwischen Neuseeland und Hawai und zwischen Fidschi und der Osterinsel mit einer so auffallend übereinstimmenden Bevölkerung besetzt hat, wie sie nirgends mehr auf der Erde über ein Areal von gleicher Größe verbreitet ist. Die polynesische Wanderung ist aber nur ein Teilergebnis des großen Wandertreibens im zentralen Stillen Ozeane. Mit Unrecht stellte man sie dar wie eine Ausnahme; sie ist vielmehr ein Stück Regel, denn alle diese Völker ruhten nie, sondern wanderten aus vielen Gründen in die Nähe und Ferne und zwar nicht immer in kleinem Maße, sondern mit Bewußtsein und Absicht kolonisierend, wie einst die Phönizier und

Griechen das viel engere Mittelmeer durchzogen und an tausend Stellen mit Siedelungen besetzt haben.

Die Übereinstimmung der Sprache hat am frühsten die Aufmerksamkeit der Beobachter erweckt und auf die Wanderungen der Polynesier gerichtet. Das Gespräch, welches Crozet in Port Marion mit neuseeländischen Eingebornen mit Hilfe eines von Bougainville mitgebrachten Vokabulars der Tahitisprache führte, überzeugte zum erstenmal gegen allen Widerspruch von dem Zusammenhange dieser weit entlegenen Bevölkerungen. Freilich mußte dieses Wörterverzeichnis sehr gut gemacht sein, besser als dasjenige von Tahiti, mit welchem Cooks Offiziere sich selbst nicht mehr auf den Markesas verständlich machen konnten. Als man die Traditionen der Polynesier näher kennen lernte, fand sich, daß selbst die Namen in den vor die Wanderung gelegten Genealogien (Maui, Ratta, Taranga, Hema und andre) in Neuseeland und Hawai übereinstimmten. Beweist diese Übereinstimmung den gemeinsamen Ursprung, so lassen die Unterschiede der Sprache die Frage des Ausgangspunktes der Wanderung offen, wenigstens beim heutigen Stande der Kenntnis polynesischer Sprachen.

Nicht viel weiter führen uns die ethnographischen Unterschiede. Unter den ersten, die mit den Neuseeländern vertraut wurden, war Banks der Ansicht, daß die Bewohner von Tahiti, Tonga &c. von Neuseeland stammten. Schon er hat jenen oft wiederholten Grund angeführt, daß die Neuseeländer den Gebrauch der Bogen und Pfeile nicht kannten, während die Tahitaner sich derselben mit hervorragender Geschicklichkeit bedienten; man könne doch nicht annehmen, daß, einmal damit vertraut, die Neuseeländer diese Waffen wieder hätten verlieren können. Es sei vielmehr wahrscheinlich, daß die Tahitaner den Gebrauch derselben erst kennen gelernt hätten, nachdem die Neuseeländer sich von ihnen getrennt hatten. Dies ist, wie man sieht, kein guter Grund; denn konnten die Voreltern der Maori nicht von Tonga, Samoa &c. nach Neuseeland gewandert sein, ehe dort der Bogen hingedrungen war? Übrigens bezeugt die Maorisprache durch ihre Worte für Pfeil und Bogen, daß auch dieser Zweig der Polynesier zu einer Zeit mit diesen Waffen bekannt gewesen war. Nicht schlagender sind die Gründe Crozets, welcher an einen alten Zusammenhang der heute durch tiefe Meeresabgründe voneinander getrennten Inseln glaubt, worin Dumont d'Urville und neuerdings Broca ihm beistimmten (s. S. 340). Lessons Gründe für die Bevorzugung Neuseelands als Ausgangspunkt sind ebensowenig stichhaltig. Derselbe hat für seine Annahme eines neuseeländischen Ursprunges der Polynesier besonders geltend gemacht, daß in Neuseeland die Heimat des Maui-Mythus zu sein scheine, daß der Titel Ariki hier Priestern, im übrigen Polynesien aber weltlichen Häuptlingen zukomme, und daß die Heimat der Nephritsachen, die über Polynesien zerstreut sind, nur Neuseeland sein könne.

Ein zentral gelegener Ausgangspunkt empfiehlt sich nicht nur von vornherein wegen der größern Leichtigkeit, mit der von da die peripherisch gelegenen Inseln erreicht werden konnten, sondern auch, weil durch seine Annahme die merkwürdige Übereinstimmung der Polynesier in Kultur und Sprache sich leichter erklärt als bei Annahme eines exzentrisch gelegenen Ausgangspunktes. Besonders auf Grund der Traditionen geht die Ansicht der großen Mehrzahl unter den Kennern polynesischer Völkerverhältnisse heute dahin, daß gerade auch die Neuseeländer aus irgend einem Teile des äquatorialen Polynesien nach diesen ihren heutigen Wohnsitzen einwanderten und zwar, wir wagen dies mit Bestimmtheit schon jetzt zu sagen, in einer nicht sehr fern zurückliegenden Zeit. Die Gründe, welche dafür sprechen, sind, außer den für die Wanderungen der Polynesier im allgemeinen zeugenden, folgende: Alle Maori haben die Überlieferung, daß sie von einem Orte Hawaiki nach ihren Inseln gekommen sind, und es scheint ein größeres und ein kleineres Hawaiki oder ein näheres und ein entfernteres unterschieden werden zu müssen. „Der Same unsers Kommens ist von Hawaiki, der Same der Nahrung, der Same des Menschen." Nun klingt dieser Name Hawaiki an eine ganze An-

zahl von polynesischen Ortsnamen: Savai in der Samoagruppe, Hawai in der gleichnamigen Gruppe, Hapai in der von Tonga, Atukaki in der Herveygruppe, Hevava und ähnliche in den Markesas und andern Inseln. Und in der That haben die Sprach- und Mythenforscher ihn abwechselnd in der einen und andern dieser Gruppen gesucht. Am meisten Wahrscheinlichkeit hat nun Savai, eine der Samoa- oder Schifferinseln, für sich, die als Hawai in nicht mißzuverstehender Weise den Ausgangspunkt auch der Einwanderung nach Raiatea und Tahiti bildet. In einem von Sir George Grey uns aufbewahrten Gesange werden Narotonga, Waerota, Waeroti, Parima und Manono als Nachbarinseln von Hawaiki genannt. Außerdem haben die Narotonganer selbst die Überlieferung, daß sie aus „Awaiki" stammen. Waerota und Waeroti sind heute unbekannt, aber Parima und Manono sind kleine Eilande der Samoagruppe, und ihre Einwohner erzählen, sie seien von Savai gekommen. Wilde Hunde, welche denen Neuseelands gleichen, die nämliche Art Ratten, die Batate, die Tarofrucht, derselbe Kürbis finden sich auf den Schifferinseln. Dafür, daß von dem freilich noch immer etwas mythischen Hawaiki die Fahrt zunächst nach Rarotonga (wohl das „nähere Hawaiki" der Tradition) ging, sprechen ebenfalls wieder Überlieferungen der Maori, welche diese Insel den Weg nach Hawaiki nennen und erzählen, daß einige der Kähne der Neuseeländer in Rarotonga gebaut seien. Sie haben die Erinnerung, daß Plattform- und Kriegskähne darunter waren. Da die Rarotonganer angeben, daß ihre Vorfahren vor 29 oder 30 Generationen von Hawaiki eingewandert seien, während die Maori angeben, 20 Generationen in ihrem heutigen Lande zu sein, so hat man sogar angenommen, daß zwischen der Ankunft in Rarotonga und der erneuten Auswanderung einige Generationen verflossen seien. Wohl möglich ist es, daß ein größerer Teil der Maori von Rarotonga stammt.

Wir hören aus den Gesängen der Neuseeländer noch heute den Grund ihrer Auswanderung und ihres Weiterwanderns. Ein Bürgerkrieg, welcher Hawaiki zerfleischte, trieb einen Häuptling mit Namen Ngahue, der Gefahr lief, aufgefressen zu werden, zur Flucht; nach langer Reise erreichte derselbe Neuseeland und kehrte nach Hawaiki mit Stücken Grünstein und den Knochen eines Riesenvogels zurück, welchen er bei Tauranga erschlagen. Mit ihm, dem andre Sagen den Namen Kupe beilegen, wanderte dann die schwächere Partei der noch immer im Kriege befindlichen Insulaner nach Neuseeland. Als Ursache des Krieges wird ferner angegeben, daß die zunehmende Sittenlosigkeit zur Bildung einer geheimen Verbindung, jener zu steuern, Anlaß geboten habe, welcher aber das Volk feindlich gegenüberstand. Die Erinnerung lebt von einer Versammlung der Häuptlinge im Tempel zu Hawaiki vor der Ausfahrt. Rein mythisch ist die Erzählung von einem auf Stelzen Gehenden, der Früchte im Garten eines Priesters stahl und darum Hawaiki verließ; noch immer leben in der Überlieferung die Namen von Kähnen, alles Doppelkähne, wie Arawa, Tainui, Matatua, Takitumu und andre, auf welchen die Überfahrt bewerkstelligt ward. Noch immer erinnert sich die Sage, wie Samen von Bataten, Taro, Kürbis, Karakabeeren, Hunde, Papageien, Pukekos, Ratten und heilige Rotfarbe in die Kähne gebracht wurden, und wie, als die Auswandererflotte zusammen abfuhr, ein alter Häuptling sie zum Frieden ermahnte. Es ist nicht vergessen der Sturm, welcher sich in der Nacht erhob und die Flotte zerstreute; nicht vergessen der Zweifel, ob man gen Morgen oder Abend steuern solle, selbst nicht kleine Streitigkeiten, welche unter der Mannschaft einzelner Kähne hauptsächlich über die Weiber entstanden. Unterwegs sah man Inseln, wo gelandet und die Kähne ausgebessert wurden. Endlich erreichte der Rest der Auswanderer, von welchen wohl einige in die Wasserwüste des weiten Ozeanes hinaus verschlagen worden sein mögen, Neuseeland und zwar in der Sommerzeit; und noch ehe die Häuptlinge den Ort zum Landen bestimmt hatten, landeten einige Familien, wo ihnen liebliche Buchten entgegenlachten, alle aber auf der Nordinsel, von welcher aus erst später die Mittel- und Südinsel ihre Bevölkerung empfingen. In Erinnerung daran heißt noch heute

die Nordinsel unten, die Südinsel oben. Die verschiedenen Stämme oder Stammesgruppen führen ihren Ursprung auf bestimmte Kähne zurück, deren Namen sie behalten haben, wie nicht minder die Namen der Häuptlinge, welche in jedem Boote sich befanden, und die genaue Örtlichkeit, wo jeder Kahn landete. Ein Kahn segelte um das Nordkap, ein andrer drang durch die Cooksstraße, und beide brachten die ersten Ansiedler nach der Westküste. Mit Neuseeland zusammen dürfte auch das gegen 60 Seemeilen von Neuseeland entfernte Warekauri, die Chathaminsel der Weißen, bevölkert worden sein. Man hat ihm zwar eine besondere Einwanderung zuweisen wollen, aber uns scheint, Quatrefages habe zu rasch aus dem Gleichlaute der Wandertradition bei Maori und Moriori geschlossen, daß beide aus Hawai (Hawaiki) eingewandert seien. Es liegt ebenso nahe, zu glauben, daß die letztern, als sie aus Neuseeland nach Chatham kamen, ihre angestammte Wandersage auf ihren neuen Wohnplatz anwandten

Einen zweiten Ausgangspunkt bezeichnet die Tradition in den Tonga- oder Freundschafts-Inseln. Die Bewohner von Nukahiwa in den Markesas lassen ihre Vorfahren mit Brotfrucht, Zuckerrohr und anderm aus Vavau kommen, welche Insel bis auf den heutigen Tag im Tonga-Archipel existiert. Aber bei den Bewohnern der südlichen Teile dieses Archipels kommt die Hawaikisage wieder zum Vorscheine, wiewohl Sprache und Gebräuche eher auf Tahiti verweisen, und man erinnert sich dabei, daß es auch auf Raiatea einst eine als Hawai bezeichnete Örtlichkeit gab. Die Hawai- oder Sandwich-Inseln bieten dieselbe Schwierigkeit. Sprache und Sitten verbinden ihre Bewohner mit Tahiti, wohin, wie nach den Markesas, Reisemythen der Hawaier deuten. Anderseits beweisen Ortsnamen die lebendige Erinnerung an die Samoagruppe. Die hier vorkommenden Inselnamen Hawai, Upolu und Lefuka kehren dort wieder. Wilkes fand, daß Hawai, von der Hilo-Bai aus gesehen, sehr an Savai erinnert, und glaubt, daß diese Ähnlichkeit der Gleichartigkeit der Benennung zu Grunde liege. Bekanntlich kehren auch die Namen einzelner Vorgebirge in beiden Inseln wieder. Sehr bezeichnend ist es, daß die ausführliche Tradition der Narotonganer ihre Insel fast gleichzeitig von Samoa und Tahiti aus besiedelt werden läßt, ebenso wie die Kingsmill fast gleichzeitig aus Ponape und Samoa Kolonisten empfingen. Aus Narotonga aber kamen dann wieder die Kolonisten für die Gambier- und Australinseln mit Rapa und wohl auch ein Teil derer, welche die großen Reisen nach Neuseeland machten.

Die Sagen, die einzige Form der Überlieferung bei den Maori, bezeugen auch, daß nicht eine einzige, sondern mehrere Einwanderungen von Norden her stattfanden. Eine viel spätere Nachwanderung wird von allen Sagen betont. Man weiß also, warum diese Wanderer angebliche Ureinwohner auf diesen Inseln antrafen, von denen allerdings die geologische Geschichte Neuseelands sowie die Versteinerungen seiner Gesteine uns bisher keine Spur enthüllt haben, ebenso wie die Tradition der Hawaier ihren Inseln eine Bevölkerung vor der tahitisch-samoanischen Einwanderung gibt. Die Geologie hat bisher keine bestimmten Spuren einer vorpolynesischen Bevölkerung erkennen lassen. Haast hat aus der Moa Bone Point Cave auf der Bankshalbinsel Stein- und Knochengeräte, erstere sowohl geschlagen als geschliffen, doch ohne Nephrit, und eine Menge wegen ihres Markes zerschlagener Röhrenknochen erhoben. Ebendort fanden sich auch Muschelschalenhaufen. Aber nichts deutet auf eine andre Kultur als die, welche den ersten die Maori besuchenden Europäern entgegentrat, außer vielleicht die indes noch bestrittene Thatsache, daß der Hund nicht als Gefährte des Menschen, sondern als Jagdtier auftrete. Die Volkssage soll diese Reste der ersten Maori-Einwanderung der Waitaha zuschreiben. Was die Mythen von Geistern und Göttern singen und sagen, welche vordem auf den Inseln gewohnt, das ist teilweise nichts andres als Mythus, wie er auf allen polynesischen Inseln lebt, und vieles davon hat sich gewiß erst lange nach den ersten Einwanderungen entwickelt. Die Sage der verschiedenen Einwanderungen nimmt auch verschiedene Formen an. In Neuseeland finden die Ankommenden Fußspuren, die sie

als die eines Gefährten erkennen, welcher aus dem Boote geworfen worden war. Größern Wert hat die Angabe von Eingebornen, die auf Bäumen leben, und von Entstehung eines dunklern Stammes durch Mischung mit solchen, sowie von Menschen, die nach dem großen Ungeheuer auf diesen Inseln lebten und die großen Muschelhaufen zurückließen. Es würde vergebens sein, Ureinwohner in den Maero oder den Ngatimamoe, den wilden Menschen, sehen zu wollen, von denen die Maori und nach ihnen die frühern Kolonisten sprechen. Auf der Nordinsel findet man z. B. eine Sage von wilden Menschen Namens Maero mit langen Haaren und langen Fingern und Nägeln, welche von roher Nahrung in den unzugänglichsten Wäldern und Schluchten der Tararuakette leben. Schon ganz auf mythischem Boden stehen die Pua-Reinga, die, unter der Erde lebend, erst besiegt werden konnten, als der Häuptling ein Loch in die Erde machte, durch welches die Sonnenstrahlen eindrangen. Auch auf der Südinsel spricht man von einem ähnlichen Volksstamme unter dem Namen Ngatimamoe. Aber hier handelt es sich offenbar um Erinnerungen an zersprengte, zurückgedrängte und verwilderte Zweige der Maori; und eine Sage, welche Hochstetter nach Haast mitteilt, bekräftigt diese Ansicht aufs entschiedenste. Für Rarotonga gibt dagegen die Sage Unbewohntheit sehr bestimmt an.

Alle diese Wanderungen blieben nicht auf das polynesische Gebiet beschränkt. Über polynesische Kolonien in Melanesien (s. die Karte bei S. 4) kennen wir eine große Reihe bemerkenswerter Thatsachen. Was schon R. Forster in seinen Bemerkungen ꝛc. 1783 von Neuguinea sagte, daß die wenigen Reisenden, welche dahin gekommen, meldeten, es sei Neuguinea von mehr denn einer Nation bewohnt, und es seien unter denselben außer den Negern auch Leute von hellerer Leibesfarbe vorhanden, die, nach ihren Gebräuchen zu urteilen, mit den Einwohnern der Societäts- und Freundschafts-Inseln nahe verwandt sein dürften, muß nachgerade als für das ganze melanesische Gebiet Geltung habend bezeichnet werden. (Vgl. S. 220.) Zunächst in Fidschi sind die polynesischen Kolonien aus den Traditionen sowohl als der heutigen Lage der Verhältnisse zu ersehen. Kolonien aus Samoa kamen nach Maniata auf Fidschi, und ebendahin waren Rotumaner gekommen; aus Tonga stammen die Vasanamu auf Rewa; einige kleine Inseln an der Ostseite von Fidschi Levu waren von Tonganern erobert; Tonganer wurden nach Neukaledonien verschlagen, wo eine hellere Rasse an der Ostseite angegeben wird, Samoaner nach Atafu; Uwea in den Loyalitäts-Inseln ward von Wallis-Insulanern bevölkert. Auf den Neuen Hebriden besitzen Efat oder Vate, Tana, Anaiteum, Futuna Kolonien aus Samoa, und zwar wird besonders „Sawaiki“ als Ursprung genannt; der polynesische Dialekt von Vate ist hier Handelssprache. Tonganische Doppelcanoes besuchten die Banksinseln. Es wohnen hellfarbige Völker, die auch ethnographisch an die Polynesier anklingen, auf der südöstlichen Halbinsel Neuguineas. In der Salomogruppe sind Bauro, Santa Anna, Santa Catalina und Malaita wahrscheinlich stark von polynesischen Elementen durchsetzt, weniger Isabel, Ulakua, Maramasiki, Anuda und Sesarga, während der Typus der Papua auf Simbo, Murray, Neugeorgien, Stirling, Choiseul, Bougainville, Buka ziemlich rein auftritt. Es ist unzweifelhaft, daß die Einwohner der Neuen Hebriden, entsprechend ihrer östlichen, d. h. Polynesien zugewandten, Lage, mit polynesischen Elementen gemischt sind, wenn es wohl auch zu viel gesagt ist, daß einzelne Inseln, wie Eromanga und Aniwa, fast ganz polynesisch geworden seien. Jedenfalls haben wir auch hier helle und dunkle Elemente, wobei es freilich fraglich bleibt, ob die gerade in dieser Gruppe so auffallende Zerteilung der an sich wenig zahlreichen Inselbevölkerungen in kleinere Stämme, die weit verschiedene Sprachen reden, auf Zuwanderungen und Beimischungen sich gründet. Bei dem weiten Auseinandergehen der Schilderer, welche den Bewohnern selbst auch kleinerer Inseln besondere Merkmale zuweisen, möchte man glauben, daß auch in ziemlich weiten Grenzen Unterschiede der körperlichen Merkmale vor-

kommen, welche nicht auf Mischung zurückzuführen sind. Noch häufiger sind die polynesischen Beziehungen in Mikronesien, wo die Bewohner von Nukuor aus Nukufatau in den Ellice-Inseln stammen. Die Ellice- und Tokelau-Inseln aber haben samoanischen Dialekt. Die Gruppe der Auropik ist von Jap aus bevölkert. Miklucho-Maclay fand im Schiquier- oder Ninigo-Archipel mitten zwischen der melanesischen Bevölkerung der umliegenden Inseln, von denen, ihm zufolge, besonders die Anachoreten melanesisch sind, mikronesische Einwohnerschaft. Woher dieselbe gekommen, vermochte er nicht herauszufinden, betont übrigens, daß er mit der Sprache dieser Völker unbekannt. Für die Mortlock-Inseln nimmt Kubary ein malayisches Element mit polynesischer, von Süden kommender Vermischung an, da ihm körperliche Eigenschaften, Form und Name der Waffen und Boote für diese Annahmen zu sprechen scheinen. Nach Finsch sind die Bewohner der Lord Howes-Gruppe Mikronesier. Vom polynesisch-mikronesischen Mischcharakter der Gilbert-Insulaner wurde bereits gesprochen, und als diesen ganz ähnlich bezeichnet Finsch die Bewohner von Nawodo. Innerhalb der Gilbertgruppe möchten die nördlichen entschiedener polynesisch zu nennen sein als die südlichen. Nach Kubarys Ansicht stammen die Ruinen von Nanmatal von einem Volke, welches den heutigen Bewohnern unähnlich war und zu der Negerrasse gehörte. Die ethnographischen Funde deuten indes auf kein hohes Alter. Die heutigen Eingebornen sieht er als Mischrasse an.

Es sind aber nicht bloß Polynesier nach Melanesien hinübergewandert, sondern melanesische Kolonien finden sich auch in Polynesien. Wir denken hierbei nicht an Thatsachen wie die, daß Wilkes unter den Paumotu-Insulanern wahre Fidschianer zu sehen geglaubt hat, oder daß Thomson unter 100 Maori 3 kraushaarige, dunkelhäutige und 10 der Kraushaarigkeit sich nähernde zählt, sondern an wirklich geschichtliche Beweise, wie z. B. der, daß tonganische Fürsten fidschianische Söldlinge hielten. Auch auf Savai ließen sich Fidschianer nieder, und diese fidschianische Kolonie in Savai, wo der Tui-Viti als Gott verehrt wurde, trieb die Eingebornen ins Innere. Von den kleinern melanesischen Inseln lehnen sich immerhin, trotz dieser Zuwanderungen, nach dem Typus ihrer Bevölkerung die Carteret an die Salomo-Inseln, Duke of York und Neu-Irland an Neubritannien, die Admiralitäts-Inseln an Neubritannien und Neu-Irland an.

Im allgemeinen gewinnt man aus der Verteilung dieser fremden Beimengungen den Eindruck eines Eindringens des polynesischen Elementes von Osten her, das vorzüglich auf den kleinern Inseln sich festzusetzen vermochte, aber auf den größern und mehr ostwärts gelegenen öfters in den einheimischen kriegerischen Völkern unterging. Anthropologische Beweise für die Mehrheit und Mehrartigkeit der Wanderungen nach Ziel und Ausgang liegen übrigens auch in der dunklern Farbe der Hawaier, die Quatrefages geneigt ist auf mikronesische Einwanderung zurückzuführen, in dem erwähnten Vorkommen negroider Elemente auf Neuseeland und auf den Paumotu-Inseln. Besonders aber geht sie aus der teils geschichtlich offen liegenden, teils durch sprachliche und ethnographische Thatsachen bewiesenen, teils endlich aus der Rassenmischung zu folgernden bunten Durchdringung hellerer und dunklerer, polynesischer und melanesischer Völker hervor. Wir dürfen hier nirgends geschlossene Verbreitung einer Rasse annehmen. Selbst in kleinen Wohngebieten einzelner Inseln oder kleinerer Archipele drängen zwei Völker sich zusammen.

Vor allem ist kaum zu bezweifeln, daß von dem aus Westen in den Stillen Ozean einbrechenden Wanderungsstrom ein Bächlein nach dem australischen Festlande abgelenkt wurde. Wir haben auch hier eine gemischte Rasse, und die Grundelemente der Rassenmischung sind hellere, straffhaarige und dunklere, kraushaarige Menschen. Altweltliche Bezüge hatten wir mehrfach hervorzuheben (vgl. S. 20). Taplin hat aus der Übereinstimmung des australischen Verwandtschaftssystemes mit demjenigen der Tamil und Telugu sogar auf einen indischen Ursprung der Australier geschlossen und meint, sie seien aus alten

Wohnsitzen auf der Halbinsel Malakka und den ostindischen Inseln ebenso durch die Malayen vertrieben wie jene indischen Völker durch die Arier. Doch sind die Anklänge ebenso stark nach der polynesischen Seite hin. Diese mögen, besonders in der Mythologie, wohl auch auf gemeinsame malayische Wurzel zurückführen. Die Religionslosigkeit des Australiers ist eine Fabel, wie wir gesehen haben. Auch Spuren des Tabu sind vorhanden. Wenn aber dieser Gebrauch nicht so scharf wie in Polynesien austritt, so liegt das an dem rohern, elendern Leben der Australier; jedenfalls ist dies ein Punkt, welcher auf frühere konsequenter und höher ausgebildete Sitten schließen läßt. Gerland rechnet hierhin auch die weitgehende Einteilung des gestirnten Himmels in einzelne Sternbilder, die keineswegs einem ganz tiefstehenden Volke zuzuschreiben und gleich der Jahreseinteilung, die sich hin und wieder findet, höchst merkwürdig sei, außerdem gerade durch ihre Seltenheit sich als letzter Rest früherer allgemeinerer Anschauung erweise. Für den Rassendualismus, den die rasch fortschreitende Mischung aufzuheben bestrebt ist, stehen innerhalb der heutigen Erfahrung hier nur Papua und Malayen zur Verfügung. Gegenüber den Beobachtungen, wie z. B. G. Grey sie auf seinen Reisen in Nordwest- und Westaustralien gemacht hat, ist nichts andres anzunehmen, als daß Malayen teilweise zeitweilig, teilweise dauernd unter gewissen nordaustralischen Stämmen leben und einen nicht geringen Einfluß auf dieselben üben, ebenso wie anderseits nicht an häufigerm Verkehre der Torres-Insulaner mit Papua wie Australiern zu zweifeln ist. Malayischer Einfluß ist an der Nordwestküste Australiens bestimmter als jeder andre nachzuweisen. Auf einer der Pellewinseln im Golf von Carpentaria, wo die Kähne von ungewöhnlich guter Bauart waren, fand Flinders auch andre Spuren von fremden Besuchern, wahrscheinlich Malayen, Bugi oder Makassaren: Irdengeschirr, Bambusflechtwerk und dergleichen. Dasselbe erwähnt King von der Nordwestküste öfters; Malayen verkehren hier zahlreich, da sie namentlich um Port Essington Trepangfischereien haben, und die Bugi treiben Handel nach dem Golf von Carpentaria. Ohne Frage haben diese Völker schon lange vor der geschichtlichen Zeit begonnen, ineinander überzufließen, wobei das Beispiel Tasmanias eine kraushaarige Rasse als Bewohnerin Australiens voraussetzen läßt. Denn die Bevölkerung von Tasmania war entschieden wollhaarig, und hierin liegt ein Gegensatz zur australischen, in welcher dieses Merkmal nur da und dort zerstreut hervortritt. Daß die Bevölkerung von Tasmania negroider oder papuanischer als die von Australien ist, kann aber ebensowohl in der Geschütztheit dieser Insel gegen malayische Zuströmungen wie in einer unmittelbaren Zuwanderung papuanischer Elemente seinen Grund haben.

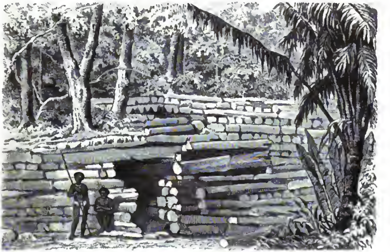
Eine anscheinend einfache Erklärung der erheblichern Unterschiede unter den Australiern gibt die Eyresche Hypothese des nordwestlichen Ursprunges und der von dort aus in drei Hauptrichtungen ausgegangenen Wanderung. Eine Gruppe läßt Eyre direkt südlich zum Spencer- und Vincentgolf ziehen, eine andre der Westküste zum Schwanenflusse und bis King George-Sund folgen, die dritte und größte aber südostwärts ziehen. Er behauptet, daß wie die Sitten, so die Sprachen sich mehr von Westen nach Osten als von Norden nach Süden gleichen. Diese Unterschiede sind indessen alle nicht scharf, und höchstens mag man hervorheben, daß der Westen dem Süden sehr nahe, dem Osten ferner stehe, während der Norden wenigstens an einzelnen Punkten allen andern Teilen gegenübersteht. Mit Gerland möchten wir daher glauben, daß die Bewohner des Nordens die ursprünglichsten seien, denn sie sind wie die gebildetsten, so auch die körperlich und geistig am besten entwickelten und die allein seßhaften. „Jedenfalls ist die Annahme leichter und naturgemäßer, daß die übrigen Eingebornen bei ihren ewigen Wanderzügen verkommen sind, als daß jene, durch das bequemere Land fixiert, sich gehoben hätten. Dies ewige Umherziehen aber macht gerade Untersuchungen über den ursprünglichen Wanderungsweg der Bevölkerung bis zur Unentscheidbarkeit schwierig." Dabei ist aber merkwürdigerweise, wenn wir von dem äußersten Norden der Yorkhalbinsel

absehen, der Zusammenhang mit Neuguinea keineswegs innig. Hierfür ist vor allem der rätselhafte australische Hund ein Beispiel. Mag der Dingo im Postpliocän Australiens wirklich vorkommen oder nicht, jedenfalls spricht die größte Wahrscheinlichkeit für seine Einführung durch einwandernde Menschen; der neuguineische Hund ist aber nach Miklucho von ihm ganz verschieden.

Die Zeitpunkte der polynesischen Wanderungen sind verschieden und werden naturgemäß verschieden angegeben. Die besonders ausführliche Tradition über die Kolonisation von Rarotonga nimmt 30 Generationen, die der Maori 15—20 in Anspruch. Die Königsreihe Mangarewas zählt 27 Herrscher. Freilich hören wir auch von 88 Generationen auf Nukahiwa und 67 Ahnen Kamehamehas, allein hier sind Ahnenreihen von Göttern und Geistern deutlich mitgezählt. Vorsichtige Beurteiler sind unter Berücksichtigung der geringen Unterschiede dieser Bevölkerungen zu dem diese Angaben bekräftigenden Resultate gekommen, daß nur um Jahrhunderte das Datum der Ankunft der Polynesier in Neuseeland und den andern jüngern Einwanderungsgebieten zurückzusetzen sei. Tahitis Besiedelung fällt wohl in eine frühere Zeit. Allein diese Berechnungen stützen sich natürlich alle nur auf die bekannten Daten. Wir können nicht glauben, daß hinter dem Anfange der Tradition immer ein Nichts liege, und viele einzelne, nur zufällige Wanderungen mögen den großen, bewußten Bewegungen vorausgegangen sein, die zuletzt ein Reich begründeten. Es fehlt aber auch nicht an jüngern Wanderungen: Crescent ist vor höchstens 100 Jahren von Mangarewa aus besiedelt worden, und nicht älter ist die Besiedelung von Tubuai (Australinseln), die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch Verschlagung stattfand.

Das stärkste Motiv für Wanderung, der Menschenüberfluß, muß einst viel stärker hier gewirkt haben als heute. Vieles deutet auf eine einst dichtere Bevölkerung, und mit dieser ging ein höherer Grad von Kultur Hand in Hand. Auf dem Wege, den unser Blick in die Vergangenheit dieser Völker zurücklegt, findet er Reste vergangener Geschlechter, die von andern Zeiten als den heutigen erzählen, vorzüglich von größerer Menschenzahl, beträchtlicherer Arbeitsleistung, dauerndern Werken. Was ein Reisender aus Palau schreibt: „Überall fand ich die Einwohner schüchtern und artig, die Könige mächtig und das Land mit zahlreichen gepflasterten Wegen durchschnitten; aber die Bevölkerung war nicht mehr so zahlreich, als sie, hiernach zu urteilen, in frühern Zeiten gewesen sein muß", gilt für den größten Teil Polynesiens und vielleicht auch für einige Teile von Melanesien. Selbst auf den ärmlichen Paumotu, z. B. auf Dean Island, fand Wilkes den steilen Pfad zu den hoch gelegenen Anpflanzungen der Eingebornen mit Steinplatten stufenförmig belegt. Wilkes berichtet auch, aber ohne weitere Bemerkung, einige seiner Begleiter wollten auf Manhii in den Paumotu einen steinernen Sarkophag gesehen haben; doch handelt es sich hier wohl um einen Dolmen. Auch im Tempel von Mokoia wurde ein Steinsarg, angeblich des Riesen Tuorangi, gezeigt, und merkwürdigerweise werden ähnliche Dinge von den kleinen Inseln häufiger erzählt. Auf Pitcairn fanden sich die Unterbauten von Morais aus Stein, Steinbeile und in Grotten Skelette, neben Zeichenbildern von Mond, Sternen, Vögeln rc.; auf den Hügeln der Insel Rapa fanden sich alte Festungen, und neben einem kyklopischen Steinwege findet sich in Huaheine ein Dolmen, an einen Morai in Terrassen angebaut. In dem Hauptorte von Tongatabu sah Cook einen erhöhten kreisförmigen Platz, von den Eingebornen Jtschi genannt und als Eigentum des Königs bezeichnet, zu welchem von zwei Seiten künstlich gebaute Wege langsam anstiegen, die aus Korallenfels mit darübergebreiteter Erde aufgebaut waren. Der Platz lag 3 m über dem Boden, hatte 30 Schritt Durchmesser, und die Aufgänge, welche schmal begannen, wurden allmählich breiter; einer war 74, der andre 40 Schritt lang. Das Ganze war verfallen, und es ist heute nicht zu sagen, ob Grabmäler oder Denkmäler andrer

Art die Plattform krönten. Letztere gab es, denn wir wissen, daß Sieger auf dem Schlachtfelde ein Denkmal ihres Sieges errichteten. Die Ruinen von Nanmatal auf Ponape bestehen aus einer Anzahl viereckiger Umzäunungen, aus natürlichen Basaltsäulen aufgebaut und so ins Wasser vorgeschoben, daß sie bei der Flut durch 1 Faden tiefe Kanäle voneinander getrennt sind. Es sind 80 derartige Steininseln, und auf einigen derselben befanden sich einst ohne Zweifel Grabmäler. In diesen Ruinen erhebt sich das Grabmal der Könige von Matalanim auf einem fast 2 m hohen, 80 m langen und 70 m breiten Fundamente zu einer Höhe von 8 bis 10 m bei 3 m Wanddicke. Die Wände bestehen aus Basaltsäulen. Auf Befestigungs- oder Zufluchtsstätten deuten wohl künstliche Höhlen, wie Cook eine aus Hawai schildert, welche 70 m in der Länge, 5 in der Breite und ebenso viele in der Höhe hatte.



Ein Grabmal auf der Karolinen-Insel Ponape. (Nach Photographie in der Godeffroy-Sammlung, Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

Sie war an beiden Enden offen und an den Seiten gefurcht, als wenn sie mit einem Meißel gearbeitet wäre, und auf ihrer ganzen Innenfläche befand sich, vermutlich durch die Wirkung des Feuers, eine Glasur. Derartige Werke liegen häufig im Innern von Inseln, die heute nur am Rande bewohnt sind (s. obenstehende Abbildung).

Klassische Beispiele für diesen Reichtum an Resten eines zahlreichern, reichern und thätigern Geschlechtes birgt vor allem die Osterinsel, dieses in so vielen Beziehungen merkwürdigste aller polynesischen Eilande. Vor allem merkwürdig sind dort die riesigen Steinbilder. Die große Zahl derselben setzt ebenso in Erstaunen wie ihre Größe und der verhältnismäßig hohe Stand der Kunst der Steinbearbeitung, welchen sie voraussetzen. Ihre Zahl beträgt noch heute mehrere Hundert, und ihre Höhe steigt bis zu 15 m, während die Schulterbreite in einem Falle nicht weniger als 3 m mißt. Manche von ihnen sind umgeworfen und halb im Schutte vergraben, andre aber stehen auf breiten Plattformen, welche aus behauenen Steinen aufgebaut sind. Ursprünglich sollen viele auf dem Kopfe eine Bedeckung aus rötlichem Steine getragen haben, welche nach Cooks Beschreibung einen Cylinder von 1½ m Durchmesser darstellte. Auch Dumont d'Urville bildet sie mit diesen Kopfbedeckungen ab

Kapitän Geisler fand noch 1882 eine Anzahl erst halb aus dem Felsen herausgehauener Idole und im Schutte nahe dabei Steinmeißel, mit welchen die Arbeit geleistet worden sein dürfte. Der vollendetste Teil dieser Arbeiten ist immer der Kopf; am Rücken sind öfters Hieroglyphen eingegraben. Und diese Steinbilder, von denen auch nur eins auf das Schiff zu transportieren unsre deutschen Seeleute für unmöglich erklärten, mußten an Tauen den Berg herabgelassen und in Gruben unten aufgestellt, d. h. eingegraben, werden! Es ist selbstverständlich, daß früh diese Steinbilder, die durch ihre Zahl und Größe selbst schon mit der Kleinheit der Insel, der sie angehören, und noch mehr durch die geschickte und große Arbeit, welche sie voraussetzen, mit dem höchst einfachen Zustande, in welchem schon die ersten Europäer die Insulaner fanden, kontrastieren, zu Spekulationen über ihre Entstehung aufforderten. Ein so besonnener Beurteiler wie Beechey erklärte es kurzweg für unmöglich, daß die Osterinsulaner diese Arbeit gemacht haben könnten; sowohl die Bildnerei als auch die Aufrichtung dieser Werke gehe weit über das hinaus, dessen sie fähig seien. Erwägt man, was in langer Zeit geleistet werden kann, und daß eine eigne Klasse von „Idolmachern" nach der Überlieferung dieser Kunst oblag, so kann man noch leichter an die Möglichkeit der Bearbeitung der in Wirklichkeit harten und spröden trachytischen Lava als an die Bewegung und Aufrichtung so großer Steinmassen glauben. Was die Schwierigkeit der Beantwortung dieser Fragen aber noch vergrößert, ist die Unkenntnis, in welcher wir über ihr Alter, über den Grund, warum so viele gestürzt sind, und endlich nicht zuletzt über ihren Zweck uns befinden. Keiner von allen Beobachtern hat diese Werke anders als von Urahnen aufgebaut betrachtet, aber ihr wahres Alter ist selbst nicht vermutungsweise anzugeben. Ein gewisses Fortschreiten scheint sich von wahrscheinlich ältern zu jüngern Gruppen kundzugeben. Nur das Eine ist gewiß, daß die Ansicht, es sei die Osterinsel erst seit wenigen Generationen zufällig besiedelt, gerade an der Existenz dieser Steinbilder scheitert. Umgestürzt können sie die Erdbeben haben, von welchen dieses vulkanische Eiland heimgesucht wird. Selbst ihr Zweck ist weder alten noch neuen Beobachtern klar geworden. Kapitän Geisler fand, daß noch heute ältere Einwohner jedes einzelne Steinbild mit Namen zu nennen wußten. Schon Cook und Forster hoben das Wort Moi und Mohai als die Bezeichnung hervor, welche ihnen allen gegeben worden sei, und Mohai heißt im Markesanischen darbringen, opfern. Andre nennen Anga-Tabu (die Bedeutung des erstern Wortes ist unbekannt) als Allgemeinnamen. Vergebens hat man diese einzelnen Namen zu deuten gesucht. Am wahrscheinlichsten ist es, daß eine Sage, die Moerenhout auf Raivavai, einem nicht weit von der Osterinsel entlegenen Eilande, hörte, mit diesen Bildwerken in Zusammenhang gebracht werden kann. Dort gibt es nämlich ähnliche Steinbilder, Tii oder Tii-Papa, von denen die Eingebornen erzählen, daß es die Gottheiten seien, welche die Grenzen, vor allen diejenigen des Landes und des Wassers, bezeichnen, vielleicht auch diejenigen zwischen der Welt der Menschen und der Götter, des Lebens und des Todes. Nun ist dieses Tii im Tahitanischen dasselbe wie das oft gehörte Maoriwort Tiki und meint in beiden Formen ein Bild, einen Pfahl, der einen Ort kennzeichnet, welcher tabu ist. Moerenhout nennt auch den Namen Tii-Papa als Bezeichnung der Steinbilder von Raivavai, und da Papa sowohl im Tahitanischen als im Markesanischen Fels, Stein heißt, so ist dieser Name in der Bedeutung von Steinbild völlig zutreffend.

Mauerwerk verschiedener Bestimmung, wie die Osterinsel es teils in Form von aufgeschichteten Plattformen, teils von ober- und unterirdischen Hütten, mit oder ohne innern Farbenschmuck, bietet, verstärkt noch den Charakter des Rätselhaften, welcher der ganzen Ethnographie dieser Insel eigen ist. Indessen sind rohe kyklopische Bauten auf den polynesischen Inseln nichts weniger als selten, und gerade auf den nächsten größern Gruppen der Gesellschafts-Inseln und der Markesas kehren die großen Plattformen wieder.

# III. Malayen.

## 17. Die malayischen Inseln.

„Gärten der Sonne.“ Burbridge.

Inhalt: Zugehörigkeit zu Asien. — Bodengestalt. — Vulkane. — Verwüstungen. — Flüsse. — Das Monsunklima. — Gegensätze innerhalb desselben.

Der Malayische Archipel, das größte Inselland der bewohnten Erde, ist im natürlichen wie im geschichtlichen Sinne ein Stück von Asien. Für die drei größten seiner Inseln, Borneo (13,600 d. QMeilen), Sumatra (8000 d. QMeilen), Java (2400 d. QMeilen), ruht diese Zugehörigkeit auch auf erdgeschichtlicher Grundlage, denn sie bauen sich auf einem an Hinterindien sich anlehnenden Plateau auf, über welchem nur seichtes Meer steht, so daß eine Hebung um den geringen Betrag von 200 m sie mit dem Festlande und einer Anzahl von kleinern Inseln wieder verbinden würde. Jenseit dieses westlichen Abschnittes der großen Inselflur, deren Land 37,000 QMeilen bedeckt, bildet eine tiefe Rinne die Grenze gegen einen östlichen Bezirk, der besonders in seiner Pflanzen- und Tierwelt australische, von Westen nach Osten zunehmende Anklänge erkennen läßt. Wir haben also nicht nur durch die geographische Lage hier eine Verbindung zwischen Asien und Australien, die durch die zwei Hauptketten Sumatra-Java-Timor und Borneo-Celebes-Molukken-Neuguinea gebildet wird, denen sich die Philippinen gewissermaßen als eine zweite Verbindung in der Richtung Borneo-Formosa anschließen.

Der Küstenschiffahrt in den kleinen einheimischen Fahrzeugen bieten die Küsten und Küsteneilande des Archipels zahlreiche geschützte Ankerplätze. Die größere oder geringere Zugänglichkeit einzelner Küstenstriche hat vielleicht auch tiefer an einzelnen Stellen in die Geschichte dieser Völker eingegriffen. Es mußte von Einfluß sein, daß Sumatra seine durch fruchtbare Niederungen und breite, schiffbare Flüsse aufgeschlossene Ostküste der Malakkastraße zukehrt, während es nach Westen seine wildeste, gebirgigste Küste dem Indischen Ozeane weist. Man sollte von vornherein annehmen, daß, wenn Sumatra von außen her bevölkert worden wäre, dies von jener nicht nur zugänglichen, sondern auch einladenden Seite her geschehen mußte, und in der That hebt Junghuhn hervor, daß im Battalande „die Zunahme der Bevölkerung von Osten nach Westen gerichtet war, und daß das Menschenleben im Innern und an den sanften Ostgehängen schon in Blüte stand, als, durch Übervölkerung gezwungen, eine Anzahl Kolonisten zum wildern Westgestade hinabstieg“.

Die Bodengestalt dieses Gebietes ist eine höchst mannigfaltige, besteht es doch aus vorwiegend gebirgigen Inseln. Berge von mehr als 3000 m Höhe kommen nicht bloß auf den größern, sondern auch auf mehreren kleinern Inseln vor, von denen einzelne, wie

Lombok und Sumbawa, eigentlich nur große Vulkanberge darstellen. Die höchsten Gipfel, soweit man sie kennt, sind durchaus Vulkane; auf Sumatra der Pik von Indrapura mit 3400 m, der Gunung Semeru auf Java mit 3730 m, die isolierten Kegel von Lombok mit 4200 m und Sumbawa mit 2660 m besitzen großenteils thätige Krater. Auch die Philippinen und Formosa sind reich an thätigen und erloschenen Vulkanen; Manila ist allein von dreien umstellt. Unmittelbar an diese mächtigen, selten Lava, um so massenhafter aber Asche und Steine auswerfenden Schlöte schließen sich die fruchtbarsten Tiefländer mit reicher Kultur und dichter Bevölkerung, und diese Thatsache macht es verständlich, daß kein Teil der Erde so weithin verderbliche Ausbrüche der unterirdischen Feuerkräfte bezeugt wie dieser. Die Zerstörung von 40,000 Menschenleben durch den Ausbruch des Vulkanes von Sumbawa im Jahr 1815, die Wegschwemmung von 16,000 Menschen durch die Flutwellen, welche 1883 den Ausbrüchen von Krakatau folgten, sind keine alleinstehenden Thatsachen. Die verwüstenden Erdbeben und die Wirbelstürme hinzurechnend, hat man wohl recht, diese Inseln als einen auserlesenen Schau- und Tummelplatz zerstörender Naturgewalten zu bezeichnen. Am weitesten tritt vulkanische Thätigkeit wohl auf Borneo, der größten Insel des Archipels, und den Nachbareilanden zurück; Kinibalu, der 2830 m hohe Hauptgipfel Borneos, wurde irrtümlicherweise für einen Vulkan genommen. Hier wiegen Hügelländer vor, die bei breiter Ausdehnung zu erhöhten Ebenen auswachsen.

Eigentliche Hochebenen können bei der vorwaltenden scharfen Entgegensetzung von Gebirge und Tiefland im übrigen Archipel nur ganz beschränkt vertreten sein; doch werden wir die Batta- und Toba-Hochebenen Sumatras wegen ihrer ethnographischen, beziehentlich geschichtlichen Bedeutung zu nennen haben. Junghuhn weist gerade ihnen einen großen Einfluß auf den Gegensatz des Charakters des Javanen und Batta zu: „Eine 4000 Fuß hohe Hochebene mit kühler, leichter Luft ist die Heimat der Batta, ihr Blick schweift dort, nicht durch Baumwuchs gehemmt, Tagereisen weit in die Ferne; ihr Gesichtskreis ist offen, und ihre Verfassung ist frei; keine hohen Gebirgskuppen ragen über sie empor, und keine Obergewalt erkennen sie an; nur Hügelzüge, mit schlanken, luftigen Fichten besetzt, ziehen sich um sie hin, und wie diese Fichtenstämme stolz und gerade emporstreben, so ist auch ihr Charakter kühn und offen. Der Javane aber wohnt vorzugsweise nur in Tiefländern, fast stets verborgen im Schatten von Bäumen, die seine Aussicht hemmen, und sein Gemüt ist eng; kleinherzig hängt er sich an seinen Herd und ist zaghaft, sein Dorf auf eine Meile zu verlassen." Viel häufiger tritt uns der Gegensatz von Gebirgs- und Tieflandvölkern entgegen, der für die Ethnographie der weniger intensiv kultivierten nördlichen und östlichen Gebiete, also der Philippinen einerseits und von Celebes, Molukken, Banda-Inseln, Timor anderseits, noch immer in erster Reihe bezeichnend ist. Auf der Halbinsel Malakka trennt die längslaufende Gebirgskette die Siamesen im Osten von den Malayen im Westen.

Von allen Inseln des Archipels ist allein Borneo breit genug angelegt, um beträchtlichen Strömen Ursprung zu geben. Große Seen, welche die Tradition an den Fuß des Kinibalu verlegte, scheinen nur Erzeugnisse der Regenzeit zu sein. Auch Sumatra besitzt Flüsse, die sechs Tagereisen schiffbar sind, an seiner tief gelegenen Nordostküste. Die östlichen Inseln weisen, Australien verkündend, bereits Trockenflüsse auf, wie sie übrigens auch die Ostküste von Malakka im Gegensatze zur feuchtern Westküste besitzt.

Das Klima des Malayischen Archipels ist bei durchaus tropischer und gleichzeitig äquatorialer Lage eins der ausgesprochensten Tropenklimate der Erde. Mangel schroffer Temperaturgegensätze, hohe mittlere Luftwärme, großes Maß der Luft und Feuchtigkeit, reiche Niederschläge und endlich regelmäßiger Windwechsel sind seine hervorragenden Merkmale. Im ganzen gehört der Indische Archipel noch wesentlich in das südasiatische Monsungebiet, aber der Wechsel der Luftströmungen ist hier doch kein so einfacher mehr

wie auf dem indischen Festlande, 10° nördlich und südlich vom Äquator. Die Zerstreuung der Inseln auf ein so weites Gebiet lenkt die Winde in verschiedenen Richtungen ab, und die Nähe des australischen Kontinentes macht sich durch eine Luftströmung geltend, welche den südöstlichsten Inseln der Kleinen Sundakette, besonders Timor, bereits ein sehr trocknes Klima gibt, während im Gegensatze dazu in einem äquatorialen Gürtel von ca. 6° Breite, welcher Neuguinea, Borneo, Java umfaßt, die Niederschläge am reichsten fallen und zwar vorwaltend im südhemisphärischen Sommer, während an die Stelle unsers Winters die Trockenzeit tritt, die mit der Herrschaft der nördlichen und östlichen Winde anhebt. Vorzüglich die Zeit des Monsunwechsels bezeichnen heftige Stürme, die für kurze Fristen die Meere dieser Regionen zu den gefährlichsten machen. Wo die Niederschläge über das Jahr hin so verteilt sind, daß eine scharf ausgesprochene Trockenzeit nicht zur Geltung gelangt, und wo vielleicht auch noch tief gelegener Alluvialboden, der leicht versumpft, die Feuchtigkeit zurückhält, da entstehen jene dampfenden Urwälder, die ein Engländer, von Nordborneo sprechend, als „die Gärten der Sonne" bezeichnet hat. Die Erde wird erwärmt durch fortwährenden Sonnenschein, erfrischt durch reichlichen Regen, die Luft erbebt von der Elektrizität, und so ist das Land ein ungeheures Treibhaus voll prächtiger Vegetation, ein großer zoologischer Garten voll seltener Vögel und merkwürdiger Tiere. Aber diesem überquellenden Reichtume der Natur gehören auch Gegenden an wie das atschinesische Tiefland mit seinen von „urväterlichen Orang-Utans" bevölkerten Wäldern, welche mit ihrer äußerst wirksamen Malaria und ihrem undurchdringlichen, Legionen von Blutegeln beherbergenden Rotangdickichte eine fast unüberwindliche Schranke um eins der wenigen Malayenreiche ziehen, das nicht umsonst gerade hier seine Unabhängigkeit so lange bewahrt hat. In Sumatra sind die regellos, massenhaft, ohne Monsunwechsel herabströmenden Regen, die kaum einen halben Monat des Jahres trocken lassen, die Ursache, daß nur wenige der Fruchtbäume gedeihen, die im nahen Java so herrliche Früchte tragen. Diese Tieflandstrecken nehmen aber einen ganz andern Charakter an, wo in den Gegenden mit schärfer geschiedenen Jahreszeiten Flüsse wechselnden Wasserstandes sie durchziehen. Südborneo, der Westen der Malakkahalbinsel, die meisten Inseln im östlichen Archipel werden im untern Teile von Gewässern wechselnder Stärke durchflossen, die durch wiederkehrende Überschwemmungen das Land sumpfig, fieberhauchend, unbewohnbar machen. Man erkennt eine solche Landschaft in den verschiedenen Jahreszeiten kaum wieder, denn während man in der trocknen Zeit (Ostmonsun) nur mit Mühe mit kleinen Fahrzeugen vorwärts kommt, fährt man in der Regenzeit (Westmonsun) an derselben Stelle im größten Boote über unabsehbare Wasserflächen, oft mitten durch den Wald. Ähnlich fieberschwanger wie diese Urwälder sind die unter der Herrschaft der Gezeitenfluten stehenden Küstensümpfe, die als Rhizophorensäume kaum einer Insel des Archipels fehlen und selbst die Nachbarschaft kultiviertester Gegenden, wie Samarangs auf Java, verpesten.

Der Malayische Archipel beherbergt eine Pflanzenwelt indischen Charakters, die auf vergleichsweise engem Raume eine große Mannigfaltigkeit der Vegetationsformen aufweist. Den holzreichen Urwald, der ungebrochen noch in den feuchten Niederungen steht, charakterisiert ein großer Reichtum an Palmen, von denen viele der Mensch zu seinem Nutzen heranzieht. Hier wächst die dickstämmige, fiederblätterige, echte Sagopalme (**Sagus Rumphii**), eine der edelsten und nützlichsten Palmen, die allein den feinen Sago liefert und an den sumpfigen Ufern der Flüsse dieser Küste bis etwa 30 km landeinwärts trefflich gedeiht; sie findet sich zwar an den Küsten von Sumatra, Celebes, Neuguinea und den Molukken, doch ist Borneo als ihre eigentliche Heimat und ihr Hauptverbreitungsbezirk anzusehen. Sarawak liefert allein mehr als die Hälfte von allem auf der Erde produzierten Sago. Für das tägliche Leben der Malayen ist die Nipapalme (**Nipa fruticans**)

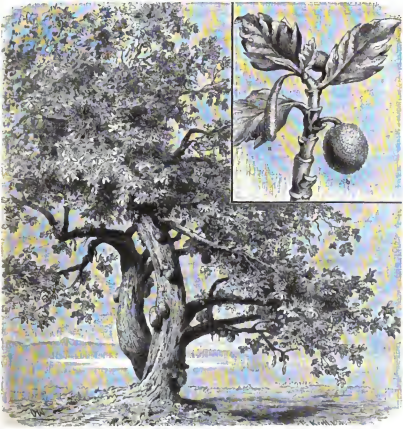
sehr wertvoll. Die aus ihren Blättern hergestellten Attaps sind hier ein wichtiges, fast unersetzliches Baumaterial, das auch von Europäern ausnahmslos benutzt wird, und dienen vor allem zur Deckung der Dächer. Wie die Mangrove, gedeiht diese Palme nur im Schlamme des Flusses, aus dem fast ohne allen Stamm ihre riesigen Fiederblätter hervorragen. Die Hälfte eines Blattes reicht zu zwei Attaps hin, von denen das Tausend mit 18—20 Dollars bezahlt wird, weshalb die Palme, welche in Sumatra zwar wild wächst, doch auch an allen passenden Stellen angepflanzt wird. Der sehr häufige Bambus findet vorzüglich beim Hüttenbaue, als Tragestock, als Wassergefäß, als Blasrohr, dann zu verschiedenen Musikinstrumenten Verwendung. Die eßbare Banane (s. nebenstehende Abbildung) wird überall kultiviert. Das gesuchteste Genußmittel der Malayen liefert die Pinangpalme (Areca Catechu) in ihren Betelnüssen. Dagegen gibt die Arengapalme (Arenga saccharifera) den braunen Zucker des Landes. An den der Blüten und Früchte beraubten, abgekappten Blütenstengel wird eine Bambusröhre zur Aufnahme des abfließenden Saftes gehängt, welcher dann in Metallbecken abgedampft wird. Derselbe Saft wird als Palmwein genossen. Sehr verbreitet ist noch die Kokospalme, besonders in den Tiefländern. Dem Archipel, wenn auch in engern Grenzen, eigen sind ferner der Nelken- und der Muskatnußbaum sowie in seinen östlichen Teilen der Brotfruchtbaum (s. Abbildung, S. 367).



Banane (Musa sapientum).

Man kann sagen, daß alle tropischen Nutzpflanzen in größerm oder geringerm Maße hier kultiviert werden. Für Kaffee, Reis, Zucker, Gewürze und Tabak ist der Archipel eins der wichtigsten Produktionsgebiete. Auch alle tropischen Früchte haben hier Wurzel geschlagen. Von einheimischen nennen wir nur den Bawangutan (Scordoprasum borneense); von den Obstbäumen wird der dunkellaubige, hochstämmige Durian als der Träger der besten Frucht des Erdkreises gepriesen. Neuerdings sind mehrere Kautschukpflanzen für den Handel wichtig geworden, und zwar kommt sowohl der Guttastrauch als der Guttabaum, eine Sapotacee, häufig vor. Von dem erstern (Urceola elastica) erhält man die Gutta susu, vom letztern die Gutta kras. Die Eingebornen entziehen dem Baume die Milch durch Einschnitte, die 20—30 cm voneinander entfernt sind. In Bezug auf kommerzielle Bedeutung schließt sich die den Manilahanf liefernde

**Musa textilis**, die auf den Philippinen heimisch ist, unmittelbar an diese Gewächse an. Unter den Bauhölzern sind einige, besonders die von den beiden Araukarien Borneos gelieferten, durch ihren Widerstand gegen Insektenfraß für den Hausbau der Eingebornen wichtig. Von **Chalcas paniculata** und von einer **Artocarpus**-Art machen die Dajaken und andre Völker Borneos sich einen schwarzen Lack zum Färben der Zähne. In Formosa bedeckt der



Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa). a Blüte — b Frucht. Vgl. Text, S. 112 und 366.

Kampferbaum die Gebirge des Innern, soweit die verwüstende Ausbeutung der Chinesen noch nicht vorgedrungen ist. Die Pfeilgift liefernden **Strychnos**-Arten Javas und Borneos (**Strychnos Upa Tieute** und **Antiaris toxicaria**) seien nicht vergessen. Eine Nutzpflanze eigenster Art ist die strauchartige Brennessel (**Urtica stimulans**), die zur unsern sich wie der Tiger zur Katze verhält, und mit welcher die Malayen Diebe in der Art strafen, daß sie dieselben mit frisch geschnittenen Zweigen peitschen. „Ich sah solche Unglückliche sich gleich von Ameisen ergriffenen Regenwürmern auf der Erde wälzen, ihr Zustand spottete jeder Beschreibung, und ihr Geist war der Umnachtung nahe.“ (Martin.)

Die durch Abholzen der Wälder zum Zwecke des Reisbaues geschaffenen **Wiesen- und Heideflächen** gehören zu den charakteristischen, wenn auch wenig erfreulichen Accidenzien der malayischen Kulturlandschaft und sind oft nicht ohne ethnographische Bedeutung; so, wenn auf Formosa das chinesische Terrain fast ganz baumlos und mit Thee bepflanzt und an die Stelle des Waldes rauhes Gras getreten ist, während Hasen, Schweine und Lerchen die Hirsche, Bergziegen und Waldvögel vertrieben haben. Auf die Ausdehnung der Grasländer in den sumatranischen Hochgebieten gründete **Junghuhn** Folgerungen über frühere Besiedelungen, da in diesen Regionen nur die Kultur den Wald vertreibe. Hier nun sind diese Lichtungen, mit nahrhaftem Grase und Jlalang (Imperata Koenigii) bedeckt, zu Weideplätzen für den reichlichen Rinder- und Pferdebestand der Batta geworden, aber anderwärts sind es vielfach nur dürre Heiden, wie z. B. in Borneo, dessen tiefsandige, mit niedrigem, sehr eintönigem Krüppelholze spärlich bedeckte Heideflächen die Dajaken nur auf dicken Sandalen von Baumrinde zu betreten wagen. An unsre Moore klingen einigermaßen die Araukarienbestände Borneos an, deren Boden nasser, saurer Sand ist, unter dem eine dicke, gelbe Lehmschicht lagert. Moose und Nepenthes-Arten bedecken dort auf weite Strecken den Boden.

Es genügt, die Namen des Elefanten, Nashornes, Tigers und Orang-Utan zu nennen, um den **Tierreichtum** dieser Inseln zu bezeichnen, der den Indiens in manchen Beziehungen noch übertrifft. Er ist am größten in Sumatra, das durch den Besitz des Elefanten und Tapirs sich näher an den Kontinent anschließt; aber bis zu den Philippinen birgt in den Urwäldern der Niederungen und den noch nicht zu „Padangs" umgewandelten Uferwäldern sich ein Überfluß von Wild, vom wilden Büffel bis zum scheuen Gespenstertier (Tarsius spectrum), vom Kaiman bis zur kleinen Schlange, vom großen Buceros bis zur zwerghaften Nektarine. Jagdbares Wild, dem die Jäger mit Pfeil und Bogen leicht nahekommen können: Wildschweine, Rehe, Zwerghirsche und dergleichen, sind besonders in den weniger besiedelten Strecken Borneos und der Philippinen häufig. In den Palmenwäldern sind Affen und ein Dutzend Arten von Eichhörnchen und Verwandte massenhaft zu finden. Bei dem rasch wechselnden Charakter des Bodens und der Vegetation konzentriert sich dieses reiche Tierleben oft auf enge Bezirke in den Thälern und an Sumpfrändern. In den Araukarienwäldern Borneos, unter den Kasuarinen der javanischen und sumatranischen Berge herrscht Totenstille, während in den Wolahs (dajakisch: versumpfte Thalniederungen mit üppiger Vegetation) oder Loans (dajakisch: größere bewaldete Thalgründe) jenes oft geschilderte geräuschvolle Leben höherer und niederer Tierwelt der Tropen sich abspielt. Diese feuchten Gründe sind aber dann auch die Hegestätte hundertfältigen Ungeziefers, vorzüglich auch jener Armeen von kleinen Blutegeln (Alimantek), die sich von jedem Zweige auf den Körper fallen lassen und stark blutende, stechende Wunden erzeugen. Die Küsten des Archipels liefern nicht nur reiche Fisch- und Muschelnahrung, sondern vor allem auch die wertvollen Trepang- und Schildkrötenschalen, die einen lebhaften Handel mit China schon früh hervorriefen. Die Trepangfischerei hat Malayen besonders aus Makassar durch den ganzen Archipel bis Australien geführt (s. S. 20). Zuletzt seien auch die eßbaren Schwalbennester von Java nicht vergessen.

---

## 18. Körperbeschaffenheit und geistiges Leben der Malayen[1].

„Große Einförmigkeit in physischen und intellektuellen Eigenschaften bei großen Unterschieden der Kultur.“ A. R. Wallace.

Inhalt: Körperbau. Vergleich mit den Polynesiern. Fremde Einflüsse: Indien, China, Islam, Europäer. Charakter: Kultiaierte und wilde Malayen. Kriegerische Stämme. Die Anthrapaphagie der Batta und Verwandten. Religiöse Anlagen. Geistiges. Sprache. Schrift. Bildende Kunst. Musik. Tanz. Spiele.

Die Schilderung, welche wir von dem Körperbaue der polynesischen Völkergruppe entwarfen, macht eine ebenso eingehende Beschreibung der Malayen überflüssig, denn beide sind Zweige Eines Stammes. Wie weit sie auch für die geographische Betrachtung und die ethnographische Würdigung auseinander gehen mögen, anthropologisch gehören sie als Malayo-Polynesier zusammen. Die so häufig gleichsam aus der Tiefe einer unbekannten Vorgeschichte hervortretende Zumischung eines dunkeln negerhaften Blutes bei den Polynesiern bedingt keine tiefe Verschiedenheit, denn dieses selbe Element fehlt wenigstens auch in den östlichen Malayen nicht ganz. Im ganzen aber hat wohl die Bevölkerung des Malayischen Archipels den Charakter der hellbraunen und straffhaarigen, schlank und mittelgroß gewachsenen Rasse reiner erhalten als die an Zahl geringere und dem Ausgangspunkte fernere und aus beiden Gründen der Mischung zugänglichere Bevölkerung Polynesiens.

Die Körperfarbe der Malayen darf im allgemeinen als hellbraun charakterisiert werden. Es gibt Abwandlungen von erheblicher Größe, wie denn die Atschinesen und Batta Sumatras als dunkel im Vergleiche mit den Dajaken oder Javanen bezeichnet werden und im allgemeinen im Osten dunkle Hautfarben häufiger zu sein scheinen als im Westen; besonders die Javanen sind oft geradezu weizengelb und jedenfalls heller als die Sundanesen. Auf Java, Bali, auch auf den Philippinen kommt es vor, daß ein Eingeborner, der chinesisches Gewand trägt, kaum vom Chinesen zu unterscheiden ist. Diese Unterschiede sind übrigens keineswegs groß und verwischen sich durch die Masse der individuellen Varietäten, deren soziale Gründe Hans Meyer andeutet, wenn er bei den Igorroten von Luzon gerade der Frau eines Häuptlinges die Farbe eines gebräunten Europäers zuschreibt, so daß er öfters in die Lage Schreibers kommt, der von Dajaken und Batta sagt: „Ob in der Hautfarbe zwischen beiden Völkern ein Unterschied besteht, wage ich bei der bedeutenden Mannigfaltigkeit innerhalb eines jeden von ihnen nicht zu behaupten“. Die Abweichungen gewinnen bei dem Einflusse, den auch hier, noch mehr als bei den Polynesiern, gerade die sozialen Abstufungen auf die Ausbildung körperlicher Eigenschaften üben, nur dort ein tieferes Interesse, wo sie sich mit andern Besonderheiten verbinden. Atschinesen und Batta sind beide größer und kräftiger als ihre Umgebungen, die hellen Javanen sind im allgemeinen kleiner, die vielleicht mit chinesischem Blute gemischten hellern Pepohoan Formosas und die dieser Mischung sicher unterlegenen, ebenfalls hellen Tagalen-Mestizen der Philippinen sind dagegen an Wuchs ihren tagalischen Nachbarn überlegen. Dagegen waltet, nach Hans Meyer, bei den Igorroten ein dunkles Kastanienbraun vor, während gelbe Schattierungen seltener sind.

[1] Der Name Malayen bezeichnete ursprünglich höchst wahrscheinlich einen kleinen Volksstamm Sumatras. Zu Valentyns Zeit wurde er besonders auf den Stamm des Galdgebieies von Sungei-Pagu angewandt, war aber mit den Auswanderern von Menangkabo und Malakka schon weit gewandert, die aus ihren Sitzen in Sumatra, Malakka, Pinang, Bintang Kalonien nach den Küsten von Borneo, Sulu, Ternate, Tibor und andern gesandi hatten. Als in vielen Gegenden herrschendes und zugleich zivilisiertestes Volk gab es dann im Sprachgebrauche der Europäer seinen Namen der ganzen Bevölkerung des Archipels. Seine Etymologie ist dunkel; die übliche Herleitung vom javanischen ma-layu, laufen, fliehen, wird aan den Sprachkennern zurückgewiesen.

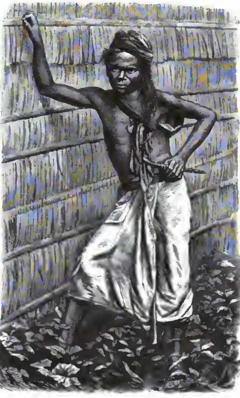
Nach der Haarbeschaffenheit gehören die Malayen entschiedener zu den Straffhaarigen als ihre polynesischen Stammverwandten. Von kraus-, aber nicht wollhaarigen Völkern hören wir auf Ceram, Gilolo, Timor, Amboina, und mehrmals wird deren Ähnlichkeit mit Polynesiern, so besonders von Wallace auf Gilolo, betont. Es ist zu beachten, daß diese Fälle alle auf den östlichen Teil des Archipels sich beziehen, aber sie sind keineswegs die häufigern, denn „hartes, glattes Haar" wird z. B. von Riedel bestimmt als Eigenschaft der Leute von Timorlaut hervorgehoben. Bei den Dajaken kommt übrigens Lockenhaar mit semitischem Gesichtstypus vor, ist aber Ausnahme.

Die Körperhöhe der Malayen ist als eine mittlere zu bezeichnen, sie steht hinter der der Polynesier zurück. Aus Weisbachs Messungen, die allerdings auf keiner breiten Unterlage ruhen, ergibt sich ein Mittel von 1,550 bis 1,700 m für Javanen, Maduresen, Bugi und Dajaken. Der Durchschnitt für 3 Javanen ist 1,657, für 5 Tagalen 1,562, für 106 Igorroten nach Hans Meyer 1,556, und für die Pepo Formosas nach Ibis 1,61 m. Zu den Kleinsten scheinen die Amboinesen zu gehören, bei denen gleichzeitig sehr entschieden papuanische Merkmale hervortreten. Mit diesen Einzelangaben stimmen die allgemeinen Aussagen, so, wenn Wallace und Flower Größen von 1,55 bis 1,6 m und ähnliche angeben.

Die malayischen Schädelformen sind sehr vorwiegend kurzköpfig und zwar häufig in der Abwandlung, welche man als hypsibrachykephal zu bezeichnen pflegt. Broca gibt von 29 Javanen den Durchschnitt des Index zu 81,8 an, Montano bezeichnet die Mehrzahl von 95 von ihm gemessenen Bugischädeln als „subbrachykephal", und bei mehreren Gruppen von Höhlenschädeln aus verschiedenen Teilen der Philippinen fand Virchow in dieser Beziehung, ebenso wie in der mäßigen Prognathie, mehr Übereinstimmung, als sonst Schädelmessungen in der Regel zu ergeben pflegen. Allerdings ist zu beachten, daß künstliche Verunstaltung genau in der Richtung der Hypsibrachykephalie am häufigsten arbeitet. Dolichokephalie ist besonders bei Igorroten und Ceramesen sehr ausgesprochen nachgewiesen. Mesokephalie scheint, soweit durch die gerade hier häufigen Mißbildungen zur normalen Form vorzudringen ist, auf den Molukken und Timor, überhaupt im Osten am häufigsten zu sein und gemeinsam mit Dolichokephalie auch bei den Bergstämmen im Innern Luzons derart vorzuwalten, daß bei einer Zusammenstellung sämtlicher Igorroten- und Cimmaronenschädel, die Virchow jüngst versuchte, gar keine andre Form als diese zum Vorscheine kam. Dolichokephal erwies sich auch die Mehrzahl von 70 Dajakenschädeln, die Montano maß. Übrigens hat man kleine Besonderheiten als charakteristisch malayisch bezeichnen wollen, z. B. den dritten Condylus des Hinterhauptsknochens (Bordier).

Die Frage nach der Urbevölkerung des Archipels ist, wenn wir von den ärmlichen Resten, den schwer zu deutenden dunkeln, wollhaarigen Menschen absehen, von der Tagesordnung der Ethnographie abgesetzt. Es konnte einst Aufmerksamkeit erregen, wenn z. B. Earl in den Bewohnern der sogenannten Südwestinseln den alten unveränderten Typus der Bevölkerung des Ostindischen Archipels zu sehen glaubte, der nur hier in dem Gebiete zwischen Timor und Timorlaut von fremden Einflüssen fast unberührt geblieben sei. Die Alfuren, welche einst eine negroide Völkergruppe darstellen sollten, sind fast zu einem geographischen Begriffe reduziert (s. S. 222). Selbst viele sogenannte Negritos erscheinen malayischer, je näher man sie ins Auge faßt. Man ist nicht geneigt, der Vorfrage große Bedeutung beizulegen, wo hier die größte Übereinstimmung mit Tahitiern, Tonganern u. s. f. zu finden sei, weil man gefunden hat, daß einen ganz unzweifelhaften Typus der Polynesier es überhaupt nicht gebe. Der auf W. von Humboldts Angabe, daß die polynesischen Dialekte im Vergleiche zu den malayischen die ursprünglichern seien, gestützte Schluß Dumont d'Urvilles und Moerenhouts, daß die Malayen von den Polynesiern stammen, kann uns nicht zwingend erscheinen, wenn wir bedenken, wie leicht in der größern Abgeschiedenheit Polynesiens ein Sprachzweig

desselben Stammes sich unberührter, gleichsam frischer erhalten konnte als ein andrer, den von allen Seiten asiatische Winde anbliesen. Mit empfehlenswerter Zurückhaltung hat sich Virchow ausgesprochen, der zwar manche Anklänge an polynesische Schädelbildung gerade in dem für die polynesische Auswanderung mindestens als Durchgangspunkt öfters in Anspruch genommenen Gebiete von Gilolo und den Molukken findet, selbst aber zur Vorsicht in den bezüglichen Schlüssen auffordert. Wir können diese Vorsicht einstweilen nicht bei Hamy, Montano, Keane und andern finden, welche die stärkern, größern Elemente, wie Batta (s. nebenstehende Abbildung) und Dajaken, schnellfertig sogar auf eine prämalayische, kaukasische Rasse der Indonesier zurückführen.



Ein Batta von Sumatra. (Nach Photographie.)

Auf die Durchsetzung der malayischen Bevölkerung mit papuanischen Elementen wurde schon früher aufmerksam gemacht. Auf Inseln wie Ceram, Tidor, Ternate durchdringen dieselben die hellere, straffhaarige Bevölkerung bis in die Tiefe. Die Ausdrücke Bastard-Malayen, Bastard-Ceramesen sind den Kennern der Völker des Malayischen Archipels geläufig. Die Papua sind ebensowohl als Räuber selbständig in diese Gebiete vorgedrungen, wie sie als Sklaven in großer Zahl in dieselben eingeführt wurden. Welcher Ursprung jenen weit zersprengten dunkeln, locken- und teilweise sogar wollhaarigen Menschen zu geben ist, die besonders auf der Ostseite Luzons, im Innern der Malakkahalbinsel (Orang Semang und Orang Sakey), wohl auch auf Timor wohnen, ist ungewiß. Wenn Daly findet, daß die Orang Semang Malakkas in der Nachbarschaft kultivierter Gegenden malayenähnlich seien, so liegt auch hier wieder die Vermischung vor, denn ungemischt ist ihr negroider Charakter gar nicht zu verkennen. Mit den Negritos der Philippinen scheint es sich ebenso zu verhalten, und es möchte fast scheinen, als ob die Igorroten der Urbevölkerung näher stünden als sie. An andrer Stelle (S. 221) haben wir hervorgehoben, wie die Namen Negritos und Alfuren, welche einst negroide Elemente decken sollten, in Wirklichkeit vielfach nur straffhaarige mongoloide Völker bezeichnen.

Die Annahme einer tiefer gehenden Einheitlichkeit der malayischen Völker erscheint auf den ersten Blick schon durch das Äußere derselben gestützt. Sehr gut hat Bordier die Malayen als das beste Beispiel einer künstlichen Rasse, einer augenblicklich festen

Gruppierung sehr verschiedener Elemente, als etwas bezeichnet, das den Ergebnissen bewußter Rassenzüchtung verglichen werden kann. Welches auch sonst die Rasseneigentümlichkeiten der Malayen und Verwandten sein mögen, hervorzuheben bleibt immer ein Ebenmaß der Gestalt, das besonders den Rumpf jüngerer Individuen weiblichen Geschlechtes oft tadellos erscheinen läßt. Und diesem gesellt sich in weiten Gebieten eine durchgängige Gleichartigkeit des Wuchses, die besonders über größere Massen jenen Anschein einer gewissen Familienähnlichkeit ausbreitet, der uns an Chinesen und Indern in Erstaunen setzt. Wenn auf einigen der Inseln um Sumatra sich Spuren zweier Bevölkerungsschichten, z. B. einer atschinesischen und darüber einer malayischen, wie auf Pulo Simalo, zeigen, so deuten dies doch nur die Sprache und Gebräuche an. Im übrigen brauchen wir bloß auf die zahllosen Durchdringungen hinzuweisen, die hier stattgefunden haben, um das Endergebnis einer gewissen äußern Gleichartigkeit verständlich werden zu lassen. Wanderungen aus dem Innern nach der Küste sind aus den verschiedensten Motiven ausgeführt worden. Malayen und Batta drängten sich in nahegelegenen Wohnsitzen auf den 1000 und 1300 m hohen Plateaus von Menangkabau und Tobah in Sumatra, von wo die einen nach der West-, die andern nach der Ostküste auswichen. Die Lubu, welche heute zersplittert sind, wollen aus Ostsumatra in drei Haufen ausgewandert sein. Philippinische Stämme wichen den Angriffen wilder Bergstämme aus, indem sie die Küsten aufsuchten. Andre suchten Handel und Verkehr an Küstenstrichen, wie wir das von Stämmen Borneos wissen. Gewaltige Vulkanausbrüche, Erdbeben, Orkane, Überschwemmungen, Hungersnöte warfen Tausende nach entfernten Gegenden und schufen zugleich Öden, die sich dann wieder von außen her durch Zuzug füllten. Noch beträchtlicher sind aber die Wanderungen, welche vom freien Meere her an die Küsten und von da ins Innere vordringen. Die Orang Laut, kein Volk, sondern ein Gemisch von Heimatlosen mit vorwiegend malayischen Elementen, die mit ihren Schiffen und in diesen bald an dieser, bald an jener Küste wohnen, sind die Wikinger dieser Meere, deren Inseln fast ausnahmslos ihre Spuren tragen. Ihnen ähnlich waren die Sika von Borneo und die Wadju von Celebes, denen wir in ältern Schilderungen begegnen. Sie waren zusammengeflossen aus Flüchtlingen von Makassar, Java, Bantam und Japara und hatten viele Chinesen und Japaner unter sich.

Die eigentlichen Malayen sind, auch wenn sie feste Wohnsitze gewonnen haben, durch ihre natürliche Neigung, wo immer sie am Meere oder an größern Flüssen wohnen, vorzugsweise zum Seeleben und zu den Zweigen der Industrie hingeführt, die sich mit diesem am einfachsten verbinden. Fischerei, Handel und Piraterie gehören zu ihren Lieblingsneigungen, der Landbau ist größtenteils nur unvollkommen, eigentliche Hirtenvölker gibt es unter ihnen nicht oder nicht mehr. Wo sie nun hinwanderten, saßen ähnlich gebildete Menschen schon vor ihnen, wie die Orang Benua auf der Halbinsel vor den Malayen von Menangkabau, zu denen dann ihrerseits auf diesem engen Raume noch Bugi von Celebes kamen, welche auf der Westküste einst eine Macht von Einfluß darstellten, und endlich sumatranische Zuwanderungen so neuen Datums, teilweise erst dem atschinesischen Kriege ihren Ursprung verdankend, daß sie noch die Erinnerung ihrer Heimat in den Stammesnamen „Kinder von Atschin" 2c. haben.

Überblickt man alle diese Einflüsse, dann wird man sich der Überzeugung nicht verschließen, daß man diese Bevölkerung, wie homogen sie manchmal an der Oberfläche scheinen mag, immer nur unter der Voraussetzung vielfältiger **Mischungen** betrachten dürfe. Die Notwendigkeit derselben macht sich offenbar immer mehr geltend, und wir betonen nur als Beispiel, wie entschieden Kapitän **Schulz** in einer neuern Beschreibung Cerams die Mischung von dessen Bevölkerung aus Alfuren (Halifuru nach eigner Benennung) mit Giloloern, Amboinesen und Papua hervorhebt, die natürlich besonders stark bei der Küstenbevölkerung

hervortritt. Also gleiche und ähnliche Elemente beständig sich durcheinander schiebend und als Ergebnis eine fortschreitende Abschleifung.

Die Rasse ist in zwei verschiedenen Richtungen durch Einflüsse sozialer Natur modifiziert. Regelmäßige harte Arbeit prägt einzelnen, wie den Javanen, Balinesen, Makassaren, den Milano Borneos, die Züge von Kulturrassen auf, die manchmal ans Pathologische streifen. So stehen die letztern, eins der fleißigsten Ackerbauvölker, an Gestalt und Regelmäßigkeit der Züge weit hinter den Malayen zurück. Sie sind von Farbe sehr hell, aber es ist oft ein ungesundes, milchiges Hell; und da sie ihr ganzes Leben hindurch damit beschäftigt sind, den Sago aus dem Palmenmarke herauszutreten oder zu pressen, so werden ihre Füße breit und ihre Figuren stämmig und untersetzt. Die seit Jahrhunderten indischen, chinesischen und europäischen Einwirkungen ausgesetzten Javanen und Maduresen sind zarter, gleichsam edler gebaut als ihre weniger abgeschliffenen sundanesischen Nachbarn. Es ist auf der andern Seite nur natürlich, wenn die Orang Laut, die Seemalayen der Halbinsel, welche den größten Teil ihres Daseins auf dem Wasser zubringen, dunkelfarbig erscheinen. In andrer Richtung sind die Wald- und Bergstämme durch ihr wildes, ärmliches, unregelmäßiges Leben verändert. Klein, rauhhaarig, mit oft vertierten Gesichtern, sind die Lubu, Ut, die verschiedenen Philippinen-Stämme, welche die Spanier fälschlich unter dem Namen Igorroten zusammenfassen, und andre auch im Äußern echte Parias, stehen aber doch noch hoch über den wahrscheinlich mikrokephalen, rothaarigen Fabelwesen des südlichen Borneo, in welchen Michielsen noch jüngst das Ebenbild des Orang-Utan sehen wollte, als ob nicht 100 Jahre zwischen heute und der Zeit lägen, wo Lord Monboddo den Satz aussprach, der Orang-Utan Borneos sei ein Mensch! Es bezieht sich auf leichtere Abwandlungen, wenn dem Javanen der Sundanese gegenübergestellt wird, wenn, wie es Junghuhn gethan hat, von den Malayen eine eigne Rasse der Batta abgesondert wird, welcher eine Anzahl sumatranischer Stämme, dann Bewohner der Inseln im Westen von Sumatra, von Sumba, Timor und den umliegenden Eilanden, die Alfuren von Celebes, Banda, Ternate, den Aru- und Sangirinseln, die Makassaren und Bugi, die Dajaken und Balinesen auf Bali und Lombok zugewiesen werden. Mit Recht hat man derartigen Versuchen entgegengehalten, daß weder die physischen Unterschiede dieser Völker von den Malayen bedeutend genug erscheinen, um aus ihnen eine besondere Rasse zu bilden, noch daß dieselben unter ihnen allgemein und ausschließlich verbreitet seien. Mit noch größerm Rechte kann dies gegenüber dem Versuche betont werden, neben den echten Malayen Maduresen, Balinesen und Javanen als Unterrassen zu konstituieren. Die alten Sonderungen der Malayen in Orang Benua, Leute des Bodens, Orang Laut, Leute der See, und Orang Malayu, zivilisierte Malayen, unterscheiden aus gesundem Menschenverstande heraus nicht Rassen, sondern Klassen. Was aber festzuhalten ist, das ist die tiefere Wirkung kontinental-asiatischer, besonders indischer und chinesischer Einflüsse auf die westlichen Teile, wodurch von selbst im Osten die papuanischen Anklänge mehr zur Geltung kommen.

Indische Einflüsse haben mächtig vor allem auf die westlichen Teile des Malayischen Archipels gewirkt. Ostjava, welches auch heute der Sitz der die indische Richtung und Schule nicht verleugnenden eigentlich javanischen Bevölkerung im Gegensatze der sundanesischen des Westens ist, war der Ausstrahlungspunkt tiefgehender Kulturwirkungen. Auch auf Borneo, Sumatra, den Philippinen, den Sulu, vor allem aber auf Bali sind indische Spuren im Trümmerwerke von oft riesigen Bauten und in der Sprache und Schrift nachgewiesen; aber sie zeigen großenteils auf die indischen Reiche in Java zurück, neben denen, wie schon der selbständigere Charakter der Batta-Schrift lehrt, in Sumatra ein vielleicht minder großartiger, aber dafür um so energischer ausstrahlender Mittelpunkt vorhanden war. Bei aller Phantastik malayischer Geschichtschreibung ist es wohl nicht grundlos, wenn dieselbe die Welt anfänglich in die drei Reiche Rum oder Rom, das ihr mit Konstantinopel

zusammenfällt, China und Pulo Mas, „die goldene Insel", das Reich von Menangkabau, teilt. Wahrscheinlich waren Malayen oder Javanen oder beide die Mittelspersonen, durch welche die Elemente höherer Bildung hier eingeführt worden. Crawfurd hat gezeigt, daß die Namen vieler Kulturpflanzen, aller Haustiere, der Metalle, mit Ausnahme von Gold und Eisen, viele Handelsausdrücke und selbst die Zahlwörter der Tagalen malayisch sind; dasselbe gilt von den Sulu, und die malayischen Spuren in Borneo sprechen dafür, daß die Reiche, die nach Tradition und Geschichte hier nachweisbar sind, Brunei, Sukkadana und Banjermassing, nicht alle ihre Gründung den Chinesen verdanken, wie es von Brunei in nicht unglaubwürdiger Weise berichtet wird. Zum Überflusse liefert der Boden Sumatras in zunehmender Menge Bildwerke unzweifelhaft indisch-brahmanischen Charakters, wie die Bildwerke von Djambi, welche unter anderm den heiligen Stier Schiwas und in mehrfacher Zahl die elefantenrüsseligen Statuen Ganesas darstellen. Schon Marsden hat malayische Götternamen auf Sanskritwurzeln zurückgeführt. Auch kommen die indischen Sprachanklänge in den Titeln der Fürsten, in Ausdrücken des Rechtslebens, in Zahlwörtern, besonders für große Zahlen, manchmal aber auch in den Wörtern für einfache Begriffe vor. Und W. v. Humboldt hat auf Grund seiner vergleichenden Sprachstudien eine Gemeinschaft der malayischen Völker mit denen des Sanskritstammes in der Zeit, die aller Zivilisation vorausging, wahrscheinlich gefunden. Da nun die Heimat der weitverbreiteten „eigentlichen" Malayen ohne Frage in Sumatra zu suchen, wo das Reich Menangkabau vielleicht das erste der mit indischen Kulturelementen von Malayen aufgebauten ist, so gewinnt die Tradition alter indischer Beziehungen Sumatras erhöhte Bedeutung. Früher glaubte man, daß alles Indische nach Sumatra über Java gekommen sei, heute machen manche Thatsachen eine selbständige Stellung der indisch-sumatranischen Kultur und damit die Annahme mehrerer Ausstrahlungszentren indischer Kultur wahrscheinlicher. Unter den Völkern dieser Insel hat man besonders in den Atschinesen viele malabarische Anklänge finden wollen, doch ist anzunehmen, daß malayische und Batta-Elemente in ihrem ohne Zweifel sehr gemischten Aufbau überwiegen. Zeitlich dürften die sumatranischen und javanischen Gründungen der Brahmanen zusammenfallen. Eigenartig ist jedenfalls der Ton, den selbst die Sage der Malayen auf den direkten Ursprung der malayischen Kultur im Staate Menangkabau aus Indien legt, indem sie den indischen Königssohn Sangsapurba Eidam eines Fürsten von Palembang und, nach Besuch Madjapahits und Bantams, mit deren Königin er gleichfalls Verwandtschaftsbande knüpfte, Gründer von Menangkabau werden läßt.

Der chinesische Einfluß auf die malayische Bevölkerung wird gewöhnlich als ein geringerer angenommen im Vergleiche zum indischen und arabischen. Dies Urteil kann jedoch nur auf die äußerlich hervortretenden Erscheinungen sich beziehen. Seinem Wesen nach verschwindet der Chinese, den der Zensus von 1878 allein in Niederländisch-Indien immerhin in der Zahl von etwas über 200,000 nachweist, leichter in der Bevölkerung. Er macht keine Propaganda und drängt sich nicht hervor. Um so tiefer gehend sind aber seine Wirkungen. In Formosa ist seit 2½ Jahrhunderten mehr als die Hälfte der Insel chinesisch geworden, und der Prozeß der Chinesifizierung schreitet mit wachsender Kraft vorwärts. Die Chinesen kannten die Pescadores-Inseln seit langem, aber es scheinen erst zur Zeit der Ming sich Beziehungen zu Formosa entwickelt zu haben. Heute besteht die weit überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung aus Chinesen und Mestizen, denen sich die unterthänigen, äußerlich vielfach schon chinesenähnlichen Stämme des Innern eng anschließen; die freien Eingebornen der Ostküste sind an Zahl gering und ohne Zukunft. Manila war lange, bevor die Spanier die Philippinischen Inseln entdeckten, ein Stapelplatz für chinesische Waren, ein Emporium des chinesisch-malayischen Handels. Die größern chinesischen Dschonken gingen nach Manila und sandten von da ihre Waren in kleinern Schiffen nach Borneo und andern

Malayenländern. Nicht bloß die dort in Gräbern gefundenen Porzellangefäße, welche übrigens Magelhaens schon antraf, zeigten den Spaniern den Verkehr der Chinesen an, sondern sie merkten noch lange, daß die Chinesen gewohnt waren, diese Inseln selbst zu besuchen, um sogar den Menschenraub auf denselben keck zu betreiben. Als Oliver v. Noort auf seiner Weltumseglung gleich seinem Vorgänger Magelhaens in diese Regionen kam, waren es hauptsächlich chinesische Schiffe und Kaufleute, die seine Zwecke zu fördern vermochten oder zu hemmen suchten. Auch die japanischen Fahrzeuge waren damals noch nicht ganz aus diesen Gewässern verschwunden. Die sehr zahlreiche chinesisch-tagalische Mischrasse ist eine außerordentlich tüchtige, den Mestizen europäischen Blutes überlegene. Semper sagt von ihr, daß sie „zahlreicher und an manchen Orten auch durch ihre Strebsamkeit wichtiger" sei als die spanisch-tagalischen Mischlinge. Selbst in einer Anzahl besonderer Völker der Philippinen, wie Tingianes und Itaneg, vermutet man chinesisches Blut. Daß der chinesische Handel schon vor dem Jahre 1000 unsrer Zeitrechnung auf Java, Sumatra und Malakka auftrat, ist nachgewiesen. Es ist sehr bezeichnend, daß die Motoren des fernsten malayischen Handels, den wir kennen, nämlich desjenigen mit den nordaustralischen Küstenstämmen, die Chinesen Makassars sind, welche die Bugi aussenden, um den Trepang zu erhandeln. Aber bis auf die Aru-Inseln erstreckt sich der Handel, den sie persönlich vertreten. Sogar politische Beziehungen, bis zur Abhängigkeit von dem großen Reiche sich steigernd, entwickelten sich zwischen kleinern Inselreichen, wie Sulu, und China. Auch auf Borneo erwuchsen aus den Ansiedelungen chinesischer Goldgräber eigne Reiche. Banka und Biliton und die festländischen Zinngebiete von Malakka sind nur mit Hilfe halb selbständiger chinesischer Organisationen auszubeuten gewesen; Sagohandel und -Raffinierung, Schildkrot- und Trepanghandel sind fast als chinesische Monopole zu betrachten, mehr noch der Handel mit Opium, dessen Gebrauch übrigens schon vor 40 Jahren bei rein malayischen Stämmen der Halbinsel Malakka gefunden ward.

Die Araber haben trotz geringer Zahl große moralische Bedeutung als Träger des Islam gewonnen. Seit dem 15. Jahrhundert sind sie durch die Masse und Hingebung ihrer Anhänger eine Macht im Archipel geworden. Bei der Menge des Volkes sind sie wohl von allen Fremden die angesehensten. Mit den Chinesen sie vergleichend, ist es schwer zu entscheiden, wer von den beiden besser für den Handel taugt, doch haben die Araber schon als strenge Mohammedaner eine bedeutendere soziale Stellung. An Orten wie Palembang und ähnlichen sind mohammedanische Moscheen die hervorragendsten Bauwerke. Trotz des Widerstandes christlicher Missionare hat der Islam in den letzten 30 Jahren weite Gebiete im Innern Sumatras, wie Angkola, fast ganz für sich gewonnen; und die östlichen Sulu-Inseln tragen wegen der besondern Heiligkeit ihrer Bewohner seit langem den Namen „Mekka des Ostens". Begreiflich ist es, daß zeitweilig ein Nachlassen der Kraft stattfindet, die diesen Eifer trägt, wie denn gerade von den Sulu-Inseln vor einigen Jahren berichtet ward, daß die Vorschriften des Korans mißachtet, Schweine gegessen, Wein und Branntwein getrunken werden.

Die Europäer haben in diesen Gebieten keine Kolonien, sondern nur Niederlassungen gegründet. Auf Java oder Celebes gibt es wie in Indien nur wenige Europäer, die hier ihr Leben beschließen und ihren Stamm fortpflanzen wollen; man geht hin, um zu herrschen und zu gewinnen. Es gilt dies vorzüglich von Niederländisch-Indien, während Spanier und Portugiesen sich den Eingebornen viel mehr assimiliert haben; so zählen z. B. die spanisch-tagalischen Mestizen auf den Philippinen nach Hunderttausenden. Ob die Natur selbst die Bildung einer germanisch-malayischen Mischrasse verbietet, ist noch nicht aufgeklärt. Der allgemeinen Annahme, daß dies der Fall sei, widersprechen manche Thatsachen, wie z. B. die, daß Riedel auf Kiser eine Mestizenkolonie traf, welche von dem Ende des 17. Jahrhunderts her datiert; ihre Mitglieder heiraten untereinander und sind kräftig. Einige Männer und

Frauen haben hellblondes Haar und sind so weiß wie Nordeuropäer, alle haben kleine Hände und Füße. Den Namen nach zu urteilen, stammen sie von Holländern, Franzosen und Deutschen, ihre Vorväter waren im Dienste der Ostindischen Kompanie, welche auf Kiser zwei Forts besaß. Aber das Klima dieser Länder ist den Nordeuropäern selber nicht günstig, so daß es die tiefere Einwurzelung im Lande verbietet. Dadurch ist der Einfluß der Europäer gerade in den reichsten und versprechendsten Ländern des Archipels viel weniger heilsam gewesen, als allein schon die Dauer desselben hätte erwarten lassen. Es wurde die längste Zeit nur das gethan, was in der Richtung der Ziele: Herrschaft und Gewinn lag. Der Eingeborne sollte nicht gefördert, sondern ausgenutzt werden. Der einheimische Handel wurde bedrückt, fremden Interessen dienstbar gemacht, Landbau und Industrie nur so weit unterstützt oder auch nur geduldet, als sie den Fremden einen unmittelbaren Gewinn versprachen. Heilsam wirkte allein der Friede, den die Fremdlinge so gut brauchten wie die Einheimischen, und den jene sicherer zu wahren verstanden. Unter seinem Schutze wuchs die Menschenzahl in Java, Madura, Celebes, neuerdings auch in Sumatra außerordentlich rasch; was Junghuhn in Angkola und Siripok als wüste Flächen beschrieb, ist heute dicht bevölkert. Aus Zentralsumatra erzählte Veth, daß in fünf ziemlich nahe bei einander liegenden Dörfern am Rawas, in denen vor 15 Jahren kaum 100 verheiratete Männer waren, man heute deren 280 zählt. Javas Bevölkerung ist in 50 Jahren von 7 auf 17 Millionen gestiegen. Aber in allem, was über dieses Bedürfnis hinauslag, überließ man die Länder sich selbst, d. h. ihren Fürsten; alle Mißbräuche, alle Institutionen, welche die höhere Entwickelung der Völker hinderten oder unmöglich machten, ließ man unangetastet. Sklaverei, Menschenraub und Menschenhandel bestanden bis in unser Jahrhundert fort, und der öffentliche Verkauf von Sklaven wurde in Niederländisch-Indien erst 1854 verboten.

Die Grundzüge des malayischen Charakters sind die des Mongoloiden, wie wir ihn von den Polynesiern zu schildern hatten (s. S. 120) und von den Amerikanern noch zu schildern haben werden. Er nimmt hier unter dem Einflusse höherer Kultur, dichterer Bevölkerung, stetigerer Arbeit eine Doppelgestalt an, deren mildere Form etwa in folgender Schilderung der Milano von Borneo hervortritt: mild und friedlich, ruhig und artig von Charakter; gegen ihre Vorgesetzten unterwürfig und nur selten zu Verbrechen geneigt. Diese Schilderung paßt auch auf den Javanen, Balinesen und andre, nur muß für alle eine große Dosis Mißtrauen und dessen Zwillingsqualität, Mangel an Offenheit, hinzugefügt werden. Die Schweigsamkeit, die Ruhe in Versammlungen großer Volksmassen, die Förmlichkeit des Verkehres gehören der gleichen Anlage an. Man muß diesen wohlgegründeten Beobachtungen indessen keine allzu großen Konsequenzen anfügen und nicht etwa mit Charnay bei javanischen Spielen ausrufen: „Welch wunderbarer Volksgeist, der in Spielen, die jeden andern zur Ausgelassenheit hinreißen, für seine Gesänge nur tödliche Trauer, für seine Tänze nur die tiefste Melancholie findet! Es scheint, als ob dies entkräftete Volk nur noch Entsagung und Schmerz ausdrücken und in Gesang und Tanz nur Abscheu vor dem Leben und die Trauer einer seit 20 Jahrhunderten in Knechtschaft und Demütigung zugebrachten Existenz darstellen kann!" Die andre Ausprägung dieses Charakters zeigt der wilde Malaye, dessen Sinn auf den Erwerb feindlicher Köpfe, auf Krieg und Blutvergießen gerichtet ist. Ein kriegerischer Zug geht durch viele Malayenstämme, dies bezeugt das Seeräuberleben mancher unter ihnen, die Schwierigkeit der Unterjochung so manches Batta-, Alfuren- und Tagalenstammes und die Vortrefflichkeit der Soldaten, welche die Malayen von Amboina, Makassar, Madura, teilweise selbst Java liefern. Verborgene Wildheit tritt oft unvermutet zu Tage. Unter den Ilongoten bemühen sich spanische Missionare seit 300 Jahren, hatten aber noch in unserm Jahrhundert plötzliche blutige Überfälle und gründliche Zerstörung ihrer Missionen zu erfahren.

Bei derartigen Stämmen verzweifelt man an der Möglichkeit der Erziehung zur Kultur und setzt sie auf die Aussterbeliste. Daneben braucht man nur an den wilden Wahnsinn des Amoklaufens (vgl. untenstehende Abbildung), des blinden Massenmordes zu erinnern. Auch die Anthropophagie einzelner Stämme ist zu erwähnen. Man mag mit A. Schreiber glauben, „daß der Kannibalismus keineswegs etwa einen wesentlichen Zug im Gesamtcharakter der Batta ausmacht, sondern im Gegenteile als ein fremdes, störendes, fast unbegreifliches Moment da hineinkam"; allein ein Zeichen wilder, grausamer Gemütsanlage bleibt nicht minder die Adoption einer solchen Sitte, welche Gründe auch immer für dieselbe geltend gemacht werden mögen. Und zu den eigentümlichsten Erscheinungen im Leben der Völker wird es immer gehören, daß ein in manchen Beziehungen über seinen Rassengenossen stehendes Volk, wie die Batta, gerade durch die Menschenfresserei sich vor denselben auszeichnet.



Eine Gabel, beim Einfangen von Amokläufern gebraucht, Java. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

Die Erwägung der verschiedenen Methoden, welche von europäischer Seite zur bessern Ausnutzung der natürlichen Reichtümer dieser Gebiete angewandt worden sind, hat die Arbeitskraft und Arbeitslust der Malayen häufig ungünstig beurteilen lassen. Wenn die Bevölkerung von Banka und Biliton eine der tiefststehenden des Archipels ist, kann es allerdings nicht zweifelhaft sein, daß ohne das Eingreifen der Chinesen die Ausbeutung der mineralischen Reichtümer dieser Inseln im großen Stile nicht stattgefunden haben würde. Gleiches gilt von allen bergbaulichen Unternehmungen, besonders auch den Goldwäschereien Borneos. Man muß aber hinzufügen, daß auch erst mit der chinesischen Invasion in vielen von diesen Gegenden die vorher unbekannte Unsicherheit des Eigentumes auftrat. So bezeichnen z. B. in Formosa schon die Schlösser an den Thüren die Existenz des Einflusses der Chinesen. Die lebhafte Handelsthätigkeit einiger Malayenstämme, besonders der Bugi, kann nicht darüber täuschen, daß dem Malayen vielfach ebensowenig eigner Trieb zu energischer Arbeit innewohnt wie dem Neger, daß er vielmehr am liebsten immer nur das thut, was der Tag fordert, ohne weit darüber hinauszudenken. Daß aber bei dem Aussaugungssysteme der einheimischen Regierungen die Arbeitsunlust sich sehr oft auf die Unlust reduziert, unter Zwang zu arbeiten, hebt Kapitän Schutz von den Alfuren Cerams hervor. Und auch Jagor hat aus den Philippinen interessante Beispiele von der Anziehung gegeben, die eine ganz leichte Lohnerhöhung auf die eingebornen Arbeiterrassen übte. Die Ergebnisse des niederländischen Kultursystemes, wie es seit 1830 in Java und einigen andern Inseln Niederländisch-Indiens in Wirksamkeit ist, bezeugen ebenso wie das Aufblühen von Sarawak, daß unter geschickter Verwendung mit einheimischen Arbeitskräften wenigstens auf dem Gebiete des Ackerbaues Großes zu leisten ist.

Das religiöse Temperament ist nicht bei allen Malayen das gleiche, wie ja schon die verschiedenartige Entwickelung des religiösen Lebens aus ähnlichen Grundlagen und unter ähnlichen äußern Bedingungen beweist. Schreiber sagt von den Dajaken, es sei das ganze

Leben von religiösen Handlungen, von abergläubischen Beobachtungen, von Achten auf Vorzeichen und Träume und von gewissen Sühnungen und Reinigungen durchzogen. Man könne also wohl sagen, der Dajak habe mehr Religion als z. B. der Batta, wenigstens äußerlich scheine er mehr religiöses Bedürfnis zu haben, aber seine Religion sei entschieden viel schlechter als die des Batta, bei dem, wie man getrost behaupten könne, die Religion immerhin noch einen geringen, sporadischen, guten sittlichen Einfluß ausübe. Bei dem Dajaken ist aber gerade das Gegenteil der Fall, die Religion ist selbst so verdorben, daß sie mit hilft, den sittlichen Standpunkt sogar in mehr als einer Weise zu verschlechtern. Ist bei den Batta weniger Religion, so hat das vorhandene doch mehr Wert, und dem entsprechend findet sich bei ihnen auch mehr Treue, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit, wovon freilich ein Teil nicht aus gesunden sittlichen Prinzipien, sondern aus abergläubischer Furcht entspringt. Die den Batta benachbarten Niasser sind in der Religion den Dajaken ähnlicher. So sagt man auch von den Bewohnern von Timorlaut, sie thäten nichts ohne Gebet und Opfer. Und die eigentlichen Malayen Borneos haben auch da, wo sie neben den Dajaken wohnen, den Islam wahrer oder inniger aufgenommen als diese, welche im Vergleiche zu ihnen trotz Turban und Mekkafahrt Heiden geblieben sind. Der Islam hat nicht verfehlt, auch in dieses ferne Gebiet einen Fanatismus zu tragen, den die einheimischen Religionen nicht beförderten, und man hat oft von diesem Fanatismus sogar für die Herrschaft der Europäer in den niederländischen und spanischen Besitzungen gefürchtet. Aber auch hierin sind die Stämme verschieden. Am fanatischsten sind die eigentlichen Malayen, am schwersten zu bekehren die Batta, unter denen der Islam die langsamsten Fortschritte gemacht hat. Auf den Sulu-Inseln hatten die Spanier ein modernes Nachbild der Assassinen in den sogenannten Moros juramentados zu bekämpfen, die den Schwur gethan hatten, Christen zu ermorden. In diesem Zusammenhange verdient der Umstand Erwähnung, daß die Atschinesen in der Regel ziemlich tolerant gegen Andersgläubige sind. Ein Sprichwort ihrer Nachbarn lautet sogar: „Der Atschinese verflucht einen Christen, ladet ihn aber zugleich auf Brot und Salz ein“. Die Wallfahrten nach Mekka sind bei den Malayen häufig geworden. Malayische Herrscher geben, wenn sie nicht selbst gehen, große Summen als Reisegeld für die Pilger, und ein Hadschi, ein Pilger, der Mekka besucht hat, gehört fast schon zum Hausrate eines Reichen.

Die **geistigen Fähigkeiten** der Malayen zeigen sich vor allem in einer großen Fähigkeit der Aneignung fremder Kulturelemente. Ihre Geschicklichkeit in gewissen Zweigen der Industrie, namentlich in der Bearbeitung der Metalle, haben wir bereits hervorgehoben. Sie sind in allen Dingen gute Nachahmer. So haben sie es selbst in der Falschmünzerei zu einer gewissen Fertigkeit gebracht, für die allerdings die chinesische Schule die denkbar günstigste war. Diese Fähigkeit zeigt sich nicht minder in der raschen Annahme der verschiedenen propagandierenden Religionen, am schlagendsten aber darin, daß die englischen Missionare auf Madagaskar schon vor 20 Jahren gegen die Verbreitung von Paines „Zeitalter der Vernunft“ und andern aufklärerischen Schriften wirken mußten. In dem neuern politischen Leben der Hova, der in Ordnung verlaufenden Absetzung von Königen, der Einsetzung neuer, von denen „Garantien“ schriftlich verlangt werden, der Aufwerfung bestimmter Klassen zu Vertretern der öffentlichen Meinung spricht sich ein merkwürdiger Betrag bewußter oder unbewußter Nachahmung zivilisierter Formen aus. Gerade hier kommt diesen Völkern eine merkwürdige Selbstbeherrschung zu statten, die auch im gewöhnlichen Leben sich ausspricht. Sie besitzen in hohem Grade die orientalische Kunst der Ruhe und des Maßes im Verkehre, wie heiß auch im Herzen die Leidenschaften kochen mögen. Ihre Verkehrssprache ist selbst im gewöhnlichen Leben eine höfliche, um nicht zu sagen gewählte, besonders bei den höhern Ständen. Eine große Beredsamkeit ist dem Malayen angeboren, er erlernt sie nicht erst.

Was darin geleistet werden kann, ist staunenswert; allerdings eignet sich die Sprache sehr zu freier Rede, da sie öftere Wiederholungen in veränderter Form gestattet und so den Redefluß vor dem Stocken bewahrt. Fast alle besitzen diese Redegabe, und ihre Ausdauer ist so groß, daß eine tagelange Redeleistung nicht zu den Seltenheiten gehört.

Die Zeitrechnung ist die einfachste bei den Waldstämmen; etwa so, wie sie Schadenberg von den Ilongoten beschreibt: „Den Tag rechnen sie von Sonnenaufgang bis -Niedergang, weiter bestimmen sie größere Zeitabschnitte nach dem Monde, je nach Wiederkehr des Vollmondes, und nach der Trocken- und Regenzeit". Das Sonnenjahr ist indische Einführung, und die Versuche, ihm z. B. bei den Bugi einen selbständigen Ursprung zuzuweisen, konnten nicht überzeugen. Indessen reicht die indische Erbschaft noch weiter: die Battasprache zeigt deutlich an, daß indischen Ursprunges außer der Schrift und einigen Bestandteilen ihrer Religion die Bezeichnung der 8 Himmelsgegenden sowie der 12 himmlischen Tierzeichen und die der 30 Monatstage sind.

Die Einheit der malayo-polynesischen Sprache von der Osterinsel bis nach Madagaskar und von Formosa bis Neuseeland steht außer Frage. Ob auf Timor 40 Dialekte gesprochen werden, wie Freycinet meint, oder auf Aru 11, wie mit bessern Gründen Riedel angibt, eine tiefere Übereinstimmung im wesentlichen geht durch sie alle. Alle malayo-polynesischen Sprachen gehören zu den agglutinierenden, lassen ihre Stammwörter geringe oder gar keine Veränderung erleiden, sondern bilden neue Worte durch Prä-, In- und Suffixe und Reduplikation. Die Wurzelwörter sind mit wenig Ausnahmen zweisilbig und zeigen ihren grammatischen Wert nicht im Baue. Wohl hundert Ableitungen sind möglich. Häufung von Konsonanten wird vermieden. Fall, Zahl und Geschlecht werden nicht durch Beugung ausgedrückt. Wohllaut, Einfachheit und Unbestimmtheit charakterisieren die malayo-polynesischen Sprachen, am allermeisten das Malayische im engern Sinne, das gerade dadurch zur Lingua franca des Archipels berufen ward.

Die Unterschiede sind im Vergleiche zu diesen fundamentalen Übereinstimmungen gering. Hat doch schon Schwaner alle auf Borneo gesprochenen Sprachen nur für Mundarten einer einzigen gehalten. Die jüngst von Grabowsky mitgeteilten Wörterverzeichnisse der Maanjan, Ngadju und Danom stützen diese mehrfach angefochtene Behauptung. Ibis' Wörterverzeichnisse formosanischer Sprachen lassen die tiefgehende Übereinstimmung untereinander und mit den tagalischen erkennen, und Battaisch und Dajakisch sind nicht nur in der Grammatik sehr nahe verwandt, sondern namentlich in einigen Wörtern findet sich eine um deswillen besonders bemerkenswerte Übereinstimmung, weil das betreffende Wort im Malayischen fehlt; so heißt z. B. hadjaran Pferd im Battaischen sowohl als im Dajakischen. Joest verglich die Sprachen der Schekwan im Norden und Süden und die der letztern mit der Sprache der Tschinwan des Nordens. In den Sprachen der Schekwan stimmten die Zahlwörter eins bis zehn ganz mit den tagalischen. Wenn dann unter 400 andern Wörtern, die er verglich, sich nur drei als übereinstimmend erwiesen, die malayisch waren, so bedeutet dies dialektisches Auseinandergehen und außerdem verschiedengradige Zumischung chinesischer und vielleicht auch japanischer Bestandteile. Es läßt sich voraussetzen, daß diese Sprachen ähnlich wie die ilongotische Luzons charakterisiert werden können, von der Schadenberg sagt, sie sei ein Gemisch aus tagalischen, ilokanischen und chinesischen Wörtern, die auf alle mögliche Weise miteinander zusammengebracht und verdreht seien. Sanskrit- und tamulische Elemente sind bis über 40 Prozent des Wortschatzes den Dialekten der westlichen Inseln beigemengt. Mit den arabischen, chinesischen und holländischen dürften über 50 Prozent fremde Wörter sich ergeben. Wenn irgendwo im Malayischen Archipel polynesische Anklänge deutlicher vorkommen, so ist es im Osten (Gilolo, Ceram ꝛc.), der ja gerade aus gewichtigen Gründen als der Ausgangspunkt der polynesischen Wanderung angesehen wird.

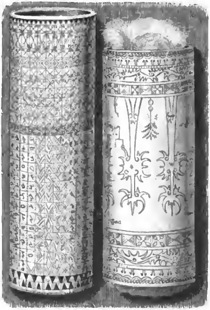
Die häufigen Völkerverschiebungen bedingen sprachliche Änderungen. Die Lubu Sumatras sprachen früher den menangkabauischen Dialekt, sie haben heute den mandulingschen angenommen. Außerdem macht die Aussprache einen Unterschied, wie besonders in Polynesien zu bemerken ist. Kehllaute, ähnlich denen philippinischer Stämme, kommen auch in Neuseeland vor; Colenso spricht sogar von einem Schnalzlaute im Dialekte des Stammes von Ngatiawa. Cook fand nicht nur, daß die Sprache der Insulaner von Mangaja, die er zwar einen Dialekt derjenigen von Tahiti nennt, ähnlich der neuseeländischen mit mehr gutturaler Betonung gesprochen ward, sondern es erinnerten ihn auch schon die Rufe, welche die Insulaner seinem Schiffe zusandten, an die der Neuseeländer. „Keine Sprache schien mir leichter als diese“, sagte dagegen G. Forster von der Sprache der Tahitier, „alle harten und zischenden Konsonanten sind daraus verbannt, und fast jedes Wort endigt mit einem Selbstlauter.“ Wir glauben auch nicht an einen tiefen Unterschied, wenn es heißt, die 5000 Niue- oder Savage-Insulaner, die in vielen Beziehungen den Tonganern sehr ähnlich sind, verständen deren Sprache nicht. Ferner ändern sich leicht bei schriftlosen Völkern einzelne Laute. G. Forster notiert von mehreren Tahitiern einen Sprachfehler, der sie veranlaßt, jedes t als k zu sprechen. Anderseits war es in Hawai Gebot, in Dichtungen das k zu vermeiden, und wir haben gesehen, wie Tangaroa, Tanaloa, Kanaloa als verschiedene Aussprachen eines der bedeutsamsten Wörter polynesischer Völker erscheinen. Bei der Thronbesteigung Otus in Tahiti wurden nach Vancouvers Angabe 40—50 Wörter der gewöhnlichen Sprache geändert, und Modifikationen der Silben treffen dann auch andre Worte. Ob Spuren von Mehrsprachigkeit, die gar nicht selten sind, nicht tiefere völkergeschichtliche Gründe haben mögen, bleibe dahingestellt. Semper entdeckte z. B. im südlichen Teile der Palaugruppe in Liedern Reste einer ältern Sprache, von der er aber leider nur einige Wörter und Satzbildungen verstehen lernte. Über mehr oberflächliche soziale Sprachunterschiede s. S. 199.

Über das Verhältnis, in welchem die Zweige des malayischen Sprachstammes zu einander stehen, werden die verschiedensten Ansichten ausgesprochen. Eine Mehrheit steht wohl noch immer bei W. v. Humboldts Anschauung, welcher diese Sprachen in drei Klassen teilt, deren eine die Polynesier, die zweite die Tagalen und Madagassen, die dritte die Malayen im engern Sinne umfaßt. Crawfurd hat später diese Sprachen in fünf Gruppen gebracht, deren erste von Sumatra bis nach Borneo und Lombok reicht, die zweite von Celebes bis zu den Molukken sich erstreckt, während die übrigen den Philippinen, Polynesien und Madagaskar angehören. In betreff der Stellung des Polynesischen zum Malayischen hat wohl am meisten Marsdens ältere Aufstellung für sich, daß die gemeinsamen Elemente einer gemeinsamen Ursprache der Malayo-Polynesier selbst angehörten, die sich nur mit Zeit und Ort vielfach verändert habe. Daß, wie Crawfurd wollte, die Polynesier in älterer Zeit eine größere Anzahl unter sich verschiedener Sprachen geredet hätten als späterhin, läßt sich durch nichts wahrscheinlich machen.

Eine große Anzahl der Völker des Indischen Ozeanes hat sich der Schrift bemächtigt, welche aus Indien ihnen zugekommen ist; so vor allen die höher stehenden Stämme Sumatras, wie Redjang, Lampong und Batta, die Javanen, Balinesen, die Bugi, Tagalen und Bisayer. Die Meinung, daß jedes der wenig voneinander abweichenden Alphabete dieser Völker eine selbständige Erfindung sei, hat noch W. v. Humboldt bekämpft; heute ist sie sicher ganz aufgegeben. Dieser große Sprachforscher hat indessen bereits auf innere Unterschiede aufmerksam gemacht, die darauf zurückführen, ob sie dieselbe direkt oder indirekt erhalten und dann nur weiter entwickelt oder umgestaltet haben. Alle diejenigen malayischen Stämme und Völker, die eigne Schrift besitzen, zeigen auch sonst, namentlich in ihrer Sprache, die Spuren vorderindischen Einflusses in den ihren Sprachen beigemengten

Sanskritwörtern. Und in den meisten Fällen ist die Wahrscheinlichkeit einer sekundären Ausstrahlung, wahrscheinlich von Java, von wo aus ja in historischer Zeit mächtig auch nach Sumatra hinübergegriffen worden ist, am größten. Durch den Islam ist in spätern Jahrhunderten das Arabische zur gebräuchlichsten Schrift, besonders bei den eigentlichen Malayen, geworden, und der niederländische Einfluß hat in neuester Zeit sogar die römischen Buchstaben in Gebrauch kommen lassen. Das Material, auf welches man schreibt oder vielmehr die Buchstaben mit einem spitzigen Werkzeuge eingräbt, ist die innere Rinde eines Baumes, Bambus (s. untenstehende Abbildung), Lontarblätter, wohl auch ein aus Bambus bereiteter pergamentähnlicher Stoff.

Die einfachern Stämme, welche entfernt von den Kulturströmungen wohnen, entbehren der **Schrift**, deren Besitz jene andern Stämme über das mittlere Niveau der Naturvölker hinaushebt. Als Ersatz für Schrift findet sich eine Art von Knotenschnüren für Botenaufträge in Ceram, auf Formosa und anderwärts.



Tabongs, mit Redjangschrift verziert, Sumatra. (Ethnographisches Museum, München.) ⅙ wirkl. Größe.

Man kann nicht von einer selbständigen malayischen **Litteratur** sprechen. Sie ist, soweit sie eigentümlich ist, zu unbedeutend und zu einseitig, nach **Crawfurds** Qualifikation „schwächlich, kindisch, aufs äußerste leichtgläubig", sie beschränkt sich nämlich hauptsächlich auf Sagen und einzelne Erzählungen und unsinnige Zauberbücher, während weder von der Geschichte des Volkes noch von der das ganze Leben beherrschenden Adat oder Uhum (Sitte, Gesetz, Herkommen) jemals etwas ohne allzu merklichen fremden Einfluß aufgeschrieben zu sein scheint. Ehe auf **Marsdens** Anregung vor nun etwa 100 Jahren die Rechtsgewohnheiten der Redjang, Passamah und andrer gesammelt wurden, scheint es überhaupt kein geschriebenes malayisches Recht gegeben zu haben; wohl aber waren arabische Schriften über Recht und andre schon früher ins Malayische, Javanische, selbst in das Bugi übersetzt. Die Poesie mischt indische mit arabischen Formen. Die Namen für Reim und Metrum werden auf arabische Wurzeln zurückgeführt. Die größern Gedichte von mythisch-historischem und beschreibendem Inhalte (Sjiar) bestehen aus Versen von vier Zeilen, die meist alle miteinander reimen; die kleinern besingen Götter oder Menschen, enthalten sittliche Betrachtungen, sind Klagen über die Nichtigkeit der Welt oder die Unbilligkeit des Schicksales, Liebeslieder und dergleichen. Wenig kennen wir von den Texten malayischer Gesänge. Was an Übersetzungen vorliegt, zeigt den bekannten orientalischen Parallelismus der Gedanken oder Bilder in Doppelstrophen bei vorwiegend recitativem Charakter. So wird auch der Gesang vorwiegend als gedehnte und näselnde Recitation aufgefaßt. In den Bildern selbst der Liebeslyrik, wie sie in einem nach **Crawfurd** mitgeteilten Liebesgedichte der Bugi hervortritt, meint man den Einfluß des Korans wahrzunehmen oder fühlt sich an das Hohelied Salomonis

erinnert. Die Javanen lieben besonders den Vokalreim in ihren fabulierenden Romanzen, welche die Zeit vor 500 Jahren wie ein mythisches Altertum darstellen. Ibis erzählt von den Pepo Formosas: „Ich hörte sie Lieder in malayischer Sprache singen, welche, wie sie sagten, von ihren wilden Vorfahren gesungen wurden, und deren Sinn alte Leute noch verstehen. Soviel ich durch meinen schlechten Dolmetsch herausbringen konnte, besingen diese Lieder Mond- und Sonnenschein, Wald und Freiheit und die Heldenthaten verschiedener großer Häuptlinge."

Während indische Pantomimen an den Höfen javanischer Fürsten aufgeführt werden, haben die Spanier ihre auch bei den Indianern eingebürgerten Morosdramen auf den Philippinen eingebürgert, die in endlosen Variationen die mit Liebesepisoden gewürzten Kämpfe zwischen Christen und Mohammedanern darstellen. In den Erzählungen spielen die Tiere eine große Rolle. In Tierfabeln, wie z. B. Riedel sie aus der Minahassa mitgeteilt, sind mythologische Spuren, die an die südafrikanische und amerikanische Tiersage erinnern, zu erkennen. Die Stelle des Schakals oder des Coyote nimmt hier häufig der Affe ein. Eine Unzahl mehr oder weniger wahrer Tiergeschichten beschäftigt sich auf den westlichen Inseln mit dem Elefanten.

Das alles ist nun zwar vermittelst der Schrift ziemlich unverändert aufbewahrt worden, aber meist doch als ein Schatz, dessen Bedeutung und rechten Gebrauch man nicht mehr kannte, und man darf wohl allgemein anwenden, was Schreiber von den Batta sagt, daß die eigne Schrift für sie nicht den vorwärts helfenden Wert gehabt, den man erwarten sollte, trotzdem die Kunde des Lesens und Schreibens unter ihnen ziemlich weit verbreitet war. Ihre Bedeutung liegt nur darin, daß sie die Denkmäler der Vergangenheit nicht ganz untergehen ließ, und sicherlich trug sie etwas dazu bei, ein Volk wie die Batta in der Isolierung und nach der Lösung des engern Zusammenhanges mit der einheimischen Kultur auf einer gewissen Höhe zu erhalten, die z. B. der Vergleich mit den schriftlosen Dajaken als nicht so unbedeutend erkennen läßt.

Daß es den Malayen an Mutterwitz nicht fehlt, beweisen ihre zahlreichen Sprichwörter, unter denen sich manche befinden, die mit den unsrigen korrespondieren, z. B. „Aus dem Rachen eines Alligators befreit, in des Tigers Zähne fallen", „Wenn die Dschonke scheitert, hält der Hai seine Mahlzeit", „Das Fischnetz schilt den Korb grob geflochten", „Wozu stolziert der Pfau im Dschungel?", „Kann die Erde sich in Korn verwandeln?". Auch einzelne Redensarten sind sehr charakteristisch. Von einem Feiglinge sagt man: „Eine Ente mit Sporen"; von einer tückischen Person: „Sie sitzt wie eine Katze und springt wie ein Tiger"; von einem Schwätzer: „Die Schildkröte legt Myriaden Eier und niemand weiß es; die Henne aber legt nur eins und sagt es der ganzen Welt". Fatalismus findet drastischen Ausdruck in dem Satze: „Selbst der Fisch, der die siebente Tiefe des Meeres bewohnt, geht früher oder später ins Netz".

Nichts spricht deutlicher den Grundzug des Herabgestiegenseins von höherer Kultur aus als die heutige bildende Kunst der malayischen Völker im Zusammenhalte mit dem, was ihre Vorfahren unter indischer Einwirkung noch vor 600 und 700 Jahren, hauptsächlich aber in den ersten fünf Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung geleistet. Die gewaltigen Reste ihrer Bauten finden sich nicht nur auf Java und Sumatra und den kleinern Nachbarinseln, sondern auch auf Borneo. Und es finden sich nicht nur mächtige Ruinen, vollendete Bildwerke in Stein und Bronze, sondern es zeigen sich selbst in den einfachen Ornamenten, mit denen Dajaken und Alfuren ihre hölzernen Grabmäler, letztere auch ihre oft stilvoll skulptierten steinernen Grabkisten verzieren, Ornamentformen höherer Stilisierung, wie die naturalistische Kunst der Naturvölker sie sonst nicht erzeugt, und dieser Einfluß zeigt sich anregend wirksam bis nach Neuguinea hinüber (s. Abbildungen, S. 256, 260, 261 u. a.).

Die heutigen Tempel des brahmanischen Gottesdienstes, des Siwadienstes, auf Bali Rumah Dewa, Behausung der Götter, genannt, sind nicht mehr zu vergleichen mit jenen großartigen Denkmälern einer großen Zeit, sondern es sind zwar ausgedehnte, aber wesentlich bescheidene Anlagen. So besteht die berühmte Götterbehausung von Bator auf Bali, das Ziel zahlreicher Wallfahrten, aus vielen offenen Räumen, durch Hecken voneinander, durch hohe Mauern nach außen abgeschlossen, in denen viereckige Pfeiler mit Nischen und backofenartige Häuschen mit einem kleinen Hohlraume oben stehen. Dies sind die Götterhäuser, in deren Nischen und Hohlräumen die Opfer niedergelegt werden. Ferner gibt es leichte Bambushallen, wo die Frommen bei den oft Tage dauernden Festen essen und schlafen. In den ältern Bauten aber ist das Monumentalste immer die Pforte mit zwei achteckigen, oft gewaltig dicken Seitenpfeilern, die mit Bildsäulen umstellt sind, treppenartig abgestuften Gesimsen, Reliefs in Nischen und anderm Schmucke. Ähnlich sind die dschainistischen „tausend Tempel" bei Brambanam auf Java, 300 einzelne Tempel mit den reichsten Reliefbildern, die sich um ein Zentralheiligtum quadratisch anordnen, so daß sie drei Alleen bilden. Das großartigste Denkmal jener Epochen ist aber der Tempel oder vielmehr die Tempelanlage von Burubudor bei Djokdjokarta auf Java. Dieselbe besteht nach Leemans Darstellung aus einer enormen Gruppe von fünf in gebrochenen Linien laufenden, mit Nischen für die Buddhabilder versehenen Gesimsen, welche ziemlich schmale Rundwege oder Galerien bilden, an denen sich die kunstvollsten Basreliefs bis ins Unendliche hinziehen. Diese Gesimse springen hintereinander zurück und bilden so eine abgestumpfte Pyramide, auf deren oberster Terrasse eine Menge durchbrochener Rotunden (im ganzen Gebäude zusammen 555!) Buddhas in natürlicher Größe enthalten, während in der Mitte sich eine riesige Kuppel über einem kolossalen Buddha wölbt. Das Denkmal mißt ungefähr 120 m in der Basis auf 40 m in der Höhe; einen bessern Begriff von den riesigen Dimensionen aber wird man sich machen können, wenn man weiß, daß alle Basreliefs hintereinander eine Linie von über 5 km Länge bilden würden! Die Archäologen setzen dieses Denkmal in das 8. Jahrhundert. Sein buddhistischer Ursprung ist schon in der an die „Topen", die massiven Kegel- oder Kuppeldenkmäler Indiens, erinnernden Grundform ausgeprägt, spricht sich aber viel vernehmlicher in den 136 Reliefbildern aus, deren 25,000 Personen die ganze Geschichte und Vorgeschichte des großen Religionsstifters erzählen. Gleich jenen Topen, war dieses Riesendenkmal dazu bestimmt, in einem Reliquienschreine ein heiliges Andenken Buddhas in sich aufzunehmen; die fünf Stufenabsätze dienten den Prozessionen, die zur Verehrung sich nahten, zu Umgang und Aufstieg.

Auch die Palastbauten entbehren heute des Monumentalen, wie weite Räume dieselben auch oft einnehmen. Sie erinnern häufig an die afrikanischen Paläste eines Mtesa und Muata Jamvo, deren Hauptunterschied von den Wohnstätten ihrer Unterthanen darin besteht, daß statt Einer Hütte hundert sie zusammensetzen. War ein Aufschwung zu einer architektonischen Idee vorhanden, so wandte er sich in den letzten Jahrhunderten dem chinesischen Muster mehr als dem indischen zu, und endlich drängten sich mißverstandene europäische Motive mit ein. Charnay schildert das Innere des Palastes des Mangku Nagoro von Surakarta, der, eine Stadt in der Stadt, von Mauern eingeschlossen, von Kasernen umgeben, von Höfen und Gärten durchschnitten, eine ganze Bevölkerung von Beamten, Dienern und Schützlingen beherbergt, als hauptsächlich aus galerienumgebenen Höfen und einzelnen Wohnräumen bestehend, mit Pflanzen und Blumen in chinesischen und japanischen Töpfen, Vogelkäfigen, armseligen Kiosken und verkrüppelten Bäumen geziert, die grell gegen die prächtige Vegetation der Umgebung abstechen. „Ein Hauch von Verkommenheit weht über diesen zurückgezogenen Höfen", fügt er hinzu, „alles ist zu modern." Das Äußere dieser Paläste trägt mit Vorliebe einen festungsartigen Stil mit hohen Mauern, dicken Türmen und langen, dunkeln Gängen zur Schau.

Die **Musikinstrumente** der primitiven Malayenstämme erheben sich nicht über das Niveau der melanesischen, was Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit im einzelnen anbelangt. Bei den wilden Formosanern ist angeblich sogar die Maultrommel das einzige musikalische Instrument. Die Musikinstrumente der Ilongoten bestehen nach Schadenberg aus einem Stücke Bambus, an welchem sie durch Einschneiden der äußern Rinde Saiten herstellen; werden diese mit den Fingern gespielt, so entsteht ein Geräusch, in dem weder Ton noch Harmonie liegt. Gleichfalls aus Bambus verfertigen sie eine Art Flöte, und zur Musik dieser Instrumente singen sie eintönige wilde Weisen. Jagor beschreibt von den Bergstämmen Südluzons ein an die hottentottische Gora erinnerndes Instrument primitivster Arbeit: ein trockner Scitamineenstengel, durch eine Ranke, die als Sehne befestigt ist, zum Bogen gemacht, und eine an letzterer befestigte halbe Kokosschale als Resonanzboden. Mit einem Stäbchen geschlagen, stellt sie Lyra und Plektron in der urtümlichsten Gestalt dar. Die Punan Borneos fügen die Nasenflöte und Pansflöte und eine tonarme Guitarre mit zwei Rotangsaiten hinzu. Dies sind im wesentlichen auch die Musikinstrumente der Dajaken, bei denen die Pansflöte mit einer Kürbisresonanz und die einzelnen Pfeifen derselben mit Flötenlöchern versehen werden. Am obern Ende der längsten Röhre befindet sich ein Stück Bambus, dessen Zweck wohl in der Regulierung des Tones besteht. Die Batta haben zwei Saiteninstrumente, eine zweisaitige Violine und eine zweisaitige Guitarre. Die Lärmtrommel Tabu wurde schon oben erwähnt. Durch indischen oder chinesischen Einfluß sind auch Tamtam und Gong weit verbreitet worden. Die höchste Entwickelung der Musik findet man aber an den Höfen der reichen Fürsten, die wohl auch hierin vorwiegend indischen Mustern folgen. Charnay beschreibt folgendermaßen den Gamelan oder Gamallang, das Orchester des Fürsten Mangku Nagoro von Surakarta, das 60 Musiker in schwarzen Uniformen und hohen Mützen enthält: Diese Musik besteht aus kupfernen Instrumenten und Kochtöpfen in allen Formen und Größen; aus Reihen von Kupferplatten von 5 cm bis fast 1 m Länge, die auf kleinen und großen Bronzegestellen ruhen; aus Täfelchen von tönendem Holze, die, in derselben Anordnung, an die afrikanische Marimba erinnern; aus kleinen und großen Gongs von 10 cm bis 2 m Durchmesser; endlich aus zweisaitigen Geigen. Jeder Musiker ist mit Stöcken und Stäbchen bewaffnet, an denen Gummikugeln sitzen, um damit die Instrumente zu schlagen. Auf ein Zeichen des Gebieters setzt sich das Orchester in Bewegung; ein Wirrwarr von seltsamen Tönen wird laut, zum Teile höchst sanft, silbern, klagend, und dazwischen das Brausen der Gongs; manchmal taucht ein reizendes Motiv auf, aber im allgemeinen schlägt es ans Ohr wie eine Kakophonie sondergleichen. Von Zeit zu Zeit begleitet die durchdringende, schreiende Stimme der Weiber die klagende Musik, so daß man sich eher in eine Leichenfeier als in ein Freudenfest versetzt fühlt. Diese javanischen Orchester finden sich an den Höfen der Fürsten auch in Borneo und Celebes, während vielfach auf den Philippinen die chinesische Musik gepflegt wird.



Eine Trommel der Igorroten von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/12 wirkl. Gr.

Am **Tanze** nehmen bei den eigentlichen Malayen meist nur die Männer teil, bei den Javanen tanzen beide Geschlechter, und dasselbe findet man im Osten des Archipels, wo man nicht selten gewerbsmäßigen javanischen Tänzergesellschaften begegnet. Es ist bezeichnend, daß bei Hoffesten in Kutei neben einer javanischen „ersten Tänzerin des Sultans" Dajaken in Waffentänzen auftreten. Tanz und Pantomime gehen unmerklich ineinander über, so daß die Tänzer auch Schauspieler sind und besonders bei den Waffentänzen in

phantastischen Gewändern und Helmen auftreten, und fast immer ist Tanz von Gesang begleitet. Im allgemeinen sind die Tänze sehr wenig bewegt, für unsern Geschmack viel zu langsam; und dies gilt selbst von den Waffentänzen, die mit Speeren, Krisen oder Stäben getanzt werden. Meist ist mehr Anstand als Anmut in denselben. Hans Meyer fühlte sich durch den Tanz von Tingianenmädchen auf Luzon lebhaft an die Tänze der ägyptischen Gawasis erinnert; allein es ist der allgemein orientalische Geschmack an mimischen Tänzen, bei welchen mehr einzelne Muskeln als der ganze Körper spielen, hier in ein fast lächerliches Extrem geraten. „Wie soll man", fragt Charnay in seiner „Javanischen Reise", „von diesem Tanze sprechen, der des Charakters entbehrt, und den man nicht begreifen kann? Was meint dieses ausdruckslos blickende Mädchen mit ihren schläfrigen Gesten? Sie reckt sich aus, verschränkt die Arme, windet die Hände auseinander, alles mit einer verzweiflungsvollen Langsamkeit; sie spielt die Besiegte und zu Boden Geworfene, während man bis Hundert zählen könnte. Ihre Hüften sind unbeweglich; der Tanz ist züchtig, man sieht kaum die Füße der Künstlerin; nur ihre Extremitäten bewegen sich wie die Fühlfäden kranker Insekten oder die Füße sterbender Spinnen, ohne daß man eine Ahnung von den Gefühlen hat, die sie ausdrückt. Von Zeit zu Zeit stoßen ihre Gefährtinnen einige klagende Töne aus, als ob Katzen heulten, und sie selbst murmelt, wie einen Totengesang, unverständliche Worte." Man hat aber wohl zu rasch geurteilt, wenn man in dieser Schläfrigkeit der Tänze einen Ausdruck „tödlicher Trauer und tiefster Melancholie" sehen wollte und meinte, es sei dem entkräfteten Volke nicht gegeben, energischer „die Trauer einer seit 20 Jahrhunderten in Knechtschaft und Demütigung zugebrachten Existenz" darzustellen. Diese mimischen Tänze sind Raffiniertheiten orientalischer Überkultur. Das Volk kennt wilde Rundtänze, die selbst aus Formosa als eine von der chinesischen Zivilisation noch nicht überschwemmte Volkseigentümlichkeit geschildert werden, und weiß, was viel erstaunlicher ist, sich in den pantomimischen Tänzen, die frohe und traurige Gelegenheiten feiern, nie genugzuthun.



Tanzstäbe der Batta von Sumatra. (Museum für Völkerkunde, Leipzig, und Ethnographisches Museum Dresden.) 1/8 wirkl. Größe.

Es sind die Malayen im Gegenteile festliebende Völker, ebenso wie sie spielliebende sind, doch liegt freilich ausgelassene Lustigkeit nicht in ihrem Wesen. Wie Tylor bei denselben Festen der Mexikaner, rügt Jagor „Schlaffheit und Gleichgültigkeit" an den Kirchweihfesten der philippinischen Malayen. Indessen gibt es hierin Unterschiede von Volk zu Volk. Die eigentlichen Malayen sind ernster als die viel unbefangenern Dajaken, und im allgemeinen ist im Osten des Archipels das Leben heiterer und lauter, im Westen schweigsamer und mißtrauischer. Bei den eigentlichen Volksfesten geht es eigentümlich her; an den Festen nach Ablauf der Fasten und bei der Thronbesteigung der Fürsten empfangen diese jedermann ohne Unterschied der Person. Bei einem andern Feste wohnen beide Geschlechter auf dem Felde in Zelten und Hütten, wobei sie viel Freiheit genießen. Man besucht sich, singt Pantuns unter Begleitung der Violine und des Tamburins, und die Tänze, Pantomimen und Gesänge dauern Tage und Nächte hindurch. Es werden auch sonst Tänze von tagelanger oder nächtelanger Dauer getanzt, von welchen hier nur einer, Toku genannt, der auf Halmahera zur Totenfeier getanzt wird, hervorgehoben sein möge. Jünglinge und Mädchen stellen sich zwei und zwei gegenüber und ein Paar neben das andre; jedes Paar besteht aber aus zwei Jünglingen oder zwei Mädchen. Die beiden sich Gegenüberstehenden strecken ihre rechte Hand aus und legen sie ineinander. Diese ineinander gelegten Hände bilden nun eine Straße, welche ein ausgeschmücktes Kind, dessen Hände und Füße inzwischen erst gewaschen sind, beschreiten muß. Sobald man es auf die Hände des ersten Paares gesetzt hat, fängt es an, einen singenden Ruf zu erheben, welcher von den in Reih und Glied stehenden Paaren durch die Strophe eines Liedes beantwortet wird. Indem das Kind nun auf den Händen der Kette weiterschreitet und sich dabei zugleich mit den eignen Händen an den Schultern derjenigen, an denen es vorbeikommt, festhält, wiederholt es seinen Ruf, der denn auch jedesmal mit einer neuen Strophe beantwortet wird. Sobald das Kind einige Paare passiert hat, begeben sich dieselben an das andre Ende der Reihe und stellen sich dort wieder auf. So geht das Spiel weiter, bis man achtmal um das Haus herumgegangen ist. Ist dieser Rundgang vollendet, so steigt das Kind herunter, und nun beginnt ein bei dieser Gelegenheit übliches eigentümliches Strickziehen (s. S. 457). Diese Abwechselung von Strickziehen und Toku währt vom Abend die ganze Nacht, bis am nächsten Morgen die Sonne hoch über dem Horizonte steht. In andrer Weise begehen die Alfuren den Totentanz; Männer und Mädchen machen nämlich bunte Reihe und umfassen sich von hinten, so daß ein geschlossener Kreis entsteht, der sich unter Jauchzen beständig von rechts nach links dreht, während ein Orchester alter Weiber außen sitzt. Folgende Schilderung eines Waffentanzes mit Schild und Schwert aus Celebes, wie er durch den ganzen Archipel üblich ist, läßt jedoch wenig von dem vorerwähnten Ausdrucke der Trauer und Entnervung erkennen: Der ganze Leib ist in Bewegung, allerlei Sprünge, Biegungen und Schwenkungen werden ausgeführt. Das Gesicht zeigt wilde Gebärden, und dabei halten alle Bewegungen der Arme, Beine und des ganzen Körpers genau den Takt der begleitenden Musik inne, die sehr an einen schnellen Galopp erinnert. Jeder, der getanzt hat, bringt zum Schlusse Schwert und Schild und legt sie zu den Füßen desjenigen nieder, von dem er denkt, daß er jetzt wohl an die Reihe kommen könnte, worauf dieser auch die Waffen ergreifen und in die Arena eintreten muß. Wo Kopfjägerei üblich ist, tanzen schon die Knaben eine Nachahmung der Kopfjagd, wobei eine Kokosnuß das hochgeschätzte Objekt darstellt. Ist ein Schädel erbeutet worden, so wird demselben während des Tanzes Betel und Tabak in höhnender Weise gereicht. Kriegstänze sind in Form von Zweikämpfen besonders bei den Alfuren Brauch.

Die Spielwut ist ein hervorstechender Charakterzug der Malayen. Fanden sie es doch nötig, selbst durch Gesetze ihren Ausschreitungen zu begegnen, wie denn im Gewohnheitsrechte der Redjang, welches Marsden veröffentlichte, alle Spiele, außer dem Hahnenkampfe,

bei hohen Strafen verboten sind. Dem Hahnenkampfe aber wohnt freilich hier eine Bedeutung bei, welche ihn über das Spiel hinaushebt: Größern Veranstaltungen wohnt sogar häufig der Fürst mit allen Großen bei. Im Hofe des Sultans von Kutei werden tagtäglich Hahnenkämpfe veranstaltet, und der Sultan selbst hegt 60 große Kampfhähne, die täglich gebadet und mit Sorgfalt gefüttert werden. Des Abends versammelt man sich dort, um ein an „Kopf oder Schrift" erinnerndes Spiel oder mit chinesischen Karten zu spielen, alles gegen Einsatz. Prinzen sitzen dabei Proletariern gegenüber, und die Kinder spielen neben den Alten. Die Hahnenkämpfe aber nehmen oft Tage in Anspruch, und mehr Zeit, Mühe und Geld als sie selbst erfordert die Abwickelung der Streitigkeiten, Wetten rc. nach den minutiösen Gesetzen, von denen sie geregelt werden, und welche so tief ins Volk eingreifen, daß Zollinger einmal treffend sagt, ihre Veröffentlichung würde eine soziale Charakteristik des ganzen Volkes geben; sie ersetzen Spielhölle und Börse zugleich. Wenn der Spieltrieb der Malayen an und für sich heftig ist, so daß kein Ereignis zu klein noch zu groß scheint, um ihnen Anlaß zum Spiele zu geben, so gilt dies doppelt von der Vorliebe für Hahnenkämpfe, die eine Leidenschaft ist. Von Mitleid kann keine Rede sein bei diesen Kämpfen, wo die Besitzer ihren Tieren Stahlklingen von Rasiermesserschärfe anlegen, die, um die Wunden schmerzhafter zu machen, mit Zitronensaft bestrichen werden. Im Lande der Batta sind dem Spiele eigne Hütten, vergleichbar unsern „Herbergen im Walde", gewidmet, die in der Regel an begangenen Wegen gleichweit von zwei Kampongs liegen. Von körperlichen Übungen ist bei den Tobah-Batta ein Ballspiel üblich, bei dem der Ball aus Rohrgeflecht mit dem rechten innern Fußknöchel 10—12 m hoch geschleudert wird.

An den Höfen der Fürsten gibt es noch andre, offenbar indischen Mustern nachgeahmte Spiele, z. B. Tierspiele, die selbst Tiger und Rhinozerosse in die Arena bringen. Dieselben sind besonders in Java in Blüte, waren es daselbst aber in noch viel großartigerm Maße vor der Zeit der europäischen Besitzergreifung. Von einem Rampok oder einer Tigerhetze in Surakarta gibt Charnay folgende Darstellung: Auf dem Platze des Kratons bilden mit starken Lanzen bewaffnete Javanen ein Viereck von 50 bis 60 m Seitenlänge in vier Reihen, von denen die ersten beiden auf den Knieen liegen und die dritte und vierte stehen, eine undurchdringliche Hecke von haarscharfen Spitzen, in deren Mitte ein mit Stroh bedeckter Bambuskäfig, dessen Thür nur durch einen schwachen Strick zugehalten wird, einen Tiger einschließt. Auf ein gegebenes Zeichen beginnt der Gamelan eine ziemlich langsame, kriegerische Weise, und zwei Männer stecken das Stroh mit einer Lunte in Brand. Die niederregnenden Feuergarben setzen den Tiger in Wut; er sucht zu fliehen, brüllt, springt empor und rüttelt an seinem Käfig, bis die Flamme das Seil erreicht und die aufspringende Thür ihm gestattet, hinauszustürzen. Wie der Stier in der Arena, weiß er zuerst nicht, wohin; er bleibt stehen und zaudert, da erblickt er die beiden Männer, die sich immer noch nach dem Takte der Musik zurückziehen, und springt auf sie los; diese jedoch flüchten hinter die Lanzenreihe, die sich hinter ihnen sofort wieder schließt; nun geht er nochmals rückwärts, duckt sich und versucht mit verzweifelter Anstrengung in weitem Sprunge die lebende Mauer zu durchbrechen; aber vergebens, wohl 20 Spitzen bohren sich ihm in die Brust, und ein wilder Aufschrei, der das Beifalljauchzen der Menge übertönt, entringt sich ihm.

# 19. Tracht, Waffen und sonstiger Besitz der Malayen.

„Mit viel größerer Sicherheit läßt sich feststellen, was sie von den Indern gelernt, als was sie in ältester Zeit selbst erfunden und sich angeeignet haben." Waitz.

Inhalt: Tracht. — Abstufungen von den Ilongoten, Ut und dergleichen bis zu den Javanen und Formosanern. — Indische und chinesische Einflüsse. — Waffen. Kampilan und Kris. Bogen, Blasrohr, Pfeile. Giftpfeile. Lanze. Schild und Rüstung. — Hausbau. Pfahlbauten. Baumwohnungen. — Hausgeräte. — Ackerbau. Reisfelder. Erntefest. — Viehzucht. — Jagd und Fischfang. — Nahrung. Tabak, Betel, Opium. — Gewerbthätigkeit. Eisenindustrie. Thonwaren. Weben und Färben. — Handel. — Die Bugi und Malayen. — Geld. — Malayische Kunst. — Bauwerke. — Musik. Tanz. Spiele.

Die Tracht der Malayen schwankt zwischen einem Zustande, der sich nur notdürftig über die Nacktheit erhebt, und orientalischer Überladung. Auch auf diesem Gebiete haben sich arabische und chinesische Einflüsse geltend gemacht. Jenen einfachsten Zustand finden wir dort, wo die Bevölkerung von fremden Einflüssen am wenigsten berührt ward oder, wie in Banka, durch angeborne Trägheit niedergehalten wird. Wir sehen, wie er vor dem Vordringen dieser Einflüsse sich immer mehr zurückzieht, so daß selbst schon die in manchen Sitten und Gebräuchen rückständig gebliebenen Bergstämme der Philippinen, deren Lendentuch oder Suspensorium, so wie A. B. Meyer es von Luzon, Panay und Cebu beschreibt, kaum die Geschlechtsteile verhüllt, zum Teile Kleider tragen. Und von den Kopfjägern Luzons, den Ilongoten des Bezirkes Principe, den „Wilden", wie Schadenberg sie noch mit Betonung nennt, hören wir zwar, daß ihre Kleidung gewöhnlich nur ein Schamgürtel aus geklopfter Baumrinde ist, und daß Knaben und Mädchen bis zur Pubertät vollkommen nackend gehen, gleichzeitig aber, daß die Ilongoten, welche Kontakt mit den benachbarten christlichen Dörfern haben, wenn sie nach diesen Dörfern kommen, eine Hose und Hemd, die Weiber Hemd und Tapis tragen. „Es ist nicht zu bezweifeln", fügt Schadenberg hinzu, „daß die Ilongoten, wenn sie könnten, auch in ihren Rancherien bekleidet gehen würden, da sie die Kleider lieben und auch sehr wohl ihren Wert kennen, um sich vor den heißen Strahlen der Sonne oder vor Kälte schützen zu können." Auch die Formosaner wechseln zwischen einem kärglichen Schamgürtel und einer besonders bei den Weibern zu findenden reichlichen Bekleidung mit Ärmeln, ärmelloser Jacke, Sarong, gamaschenartig um die Beine gebundenen Zeugstücken, togaartigem Mantel, je nach der Jahreszeit und Arbeit. Die weiteste Verbreitung sehr



Eine Dajak-Frau van Barnea. (Nach Photographie im Damann-Album.) Vgl. Text, S. 391.

kärglicher Bekleidung des Körpers finden wir in Borneo. Diese Thatsache allein gibt einen guten Maßstab für die Rückständigkeit der Kultur auf dieser Insel. Während auf Sumatra selbst die umherstreifenden, verachteten Lubu, die früher als Kleidung nur einen ganz schmalen Gurt von Baumrinde hatten, jetzt wohl alle ohne Ausnahme Zeug, nach Art der Batta, tragen, spielen Baumrinde und Felle noch heute eine sehr große Rolle in weiten Gebieten Borneos. In Sumatra war aber, als Marsden über diese Insel schrieb (1783), dieser Prozeß der Bekleidungsverbesserung eben im Gang; damals betrachteten die Binnenstämme, wie Rebjang und Lampong, welche noch spärliche Rindenkleider trugen, die in Gewebe gekleideten Malayen als eitle Neuerer. Auch die Ceramesen tragen einfach Gürtel und suspensoriumartige Schamhülle aus Rindenstoff, die bei den Weibern eigenartig dadurch wird, daß unter dieser eine innere Schamhülle durch ein in zwei Schlingen vom Gürtel herabhängendes Bambusstäbchen gebildet wird.



Ein Dajak von Borneo. (Nach Photographie im Damann-Album.)

Bei den streifenden Ut Südborneos, den gefürchteten Blasrohrträgern, haben Männer und Frauen Tjawats von Baumbast, den Oberkörper aber bedecken sie häufig mit einer Hirsch- oder Pantherhaut. Hierzu gehört dann eine Kopfbedeckung, aus Tierfell verfertigt und mit einer Anzahl aufrecht stehender Schwanzfedern des Nashornvogels geschmückt. Ein echtes Jägerkostüm! Beiläufig gesagt, möchte diese Tracht vielleicht mit dazu beigetragen haben, die Sage von geschwänzten Menschen gerade auch in Borneo zu lokalisieren. In Bocks Buch „Die Kopfjäger von Borneo" trägt ein dajakischer Jäger sein Fell in solcher Weise, daß der Schwanz desselben leicht als ein Anhängsel des menschlichen Rückens angesehen werden kann. Einen Schritt weiter haben mit demselben einfachen Materiale des Rindenstoffes die Maanjan Südostborneos gemacht, deren Männer zu dem Lendenschurze eine ärmellose Jacke aus Rindenstoff, Keang genannt, fügen, und deren Frauen den um die Hüften gewundenen Tapis, eine kleinere Ausgabe des Sarong, bereits aus eignem Gewebe verfertigen. Bei den Wohlhabendern greifen hier aber schon die Ärmeljacken bei den Männern, selten bei den Frauen, und weiter die Brusttücher bei den Frauen über. So fand auch Bock bei der fürstlichen Gemahlin Raden Dindas in

Milan (Südostborneo) die malayische Tracht in blau und rot gestreifter Jacke und blauem Unterkleide oder Sarong, während ihre Unterthanen nur kärgliche Schambedeckungen aufwiesen. Mit dem Eindringen des Bugi-Elementes in Borneo sind auch die für dieses charakteristischen kurzen Hosen von vielen Eingebornen adoptiert worden und um so leichter, als diese thätigen Bewohner von Celebes einen großen Handel mit den dazu nötigen Stoffen seit langem betreiben.


Ein Calinga von Luzon, Philippinen. (Nach Photographie im Damann-Album.) Vgl. Text, S. 392

Ganz anders gestaltet sich die Bekleidung des Körpers in den westlichen Teilen des Archipels, wohin früher indische und chinesische Stoffe in Menge gelangten, während heute Hunderttausende von Sarongs (auf den Philippinen Sayas genannt) aus europäischen Manufakturen dorthin versandt werden. Männer und Frauen bedecken sich hier außer dem Hause womöglich vollständig. In Malakka, auf Sumatra, Java und den kleinern Inseln sowie in den Kolonien der Malayen an den Küsten Borneos und andrer östlicher Inseln besteht die Kleidung aus dem Sarong, der einem kurzen, engen Weiberrocke gleicht, aber das linke Bein großenteils frei läßt. Bei den Fortgeschrittenern kommen kurze, weite Beinkleider und eine Jacke hinzu (s. Abbildung, S. 392). Ferner gehören zur Kleidung gewöhnlich noch ein Kopftuch, ein Halstuch und Sandalen, eine Schärpe oder Binde um den Leib und ein Hut von Blättern oder Rotang. Wer bei den Tobah-Batta es beschaffen kann, trägt als Kriegskleid einen scharlachroten Rock. Die Stoffe und deren Kostbarkeit unterscheiden den Reichen von dem Armen, die gelbe Farbe des Kleides den Vornehmen vom Geringen; doch wird häufig ein baumwollener Sarong deshalb vorgezogen, weil in einem seidenen zu beten nicht erlaubt ist. Gewisse feinere Stoffe sind den fürstlichen Familien allein vorbehalten, und ein Ornat aus Goldstoff mit goldenen Ketten, Ringen und Edelsteinen, wie Wallace ihn von dem Sultan von Ternate beschreibt, ist oft viele Tausende

wert. Die Weiber tragen oft nur den Sar
eine Jacke, so wird sie mit Knöpfen oder S
nadeln und Gürtel, Ohr= und Fingerringe
Jacke mit Gold überladen (vgl. die beigeh

Die Unterschiede dieser Tracht sind v
liegen teilweise in den Farben, die in man
bei den Malayen Sumatras, mit Vorliebe
Federbüsche, selbst in den Blumen,
mit denen das Haar geschmückt ist,
und an denen man z. B. auf Halma=
hera jedes Dorf vom andern un=

:rt. Die Weiber tragen oft nur den Sarong (s. Abbildung, S. 388); haben sie aber auch ie Jacke, so wird sie mit Knöpfen oder Spangen vorn zusammengehalten, kostbare Haar- deln und Gürtel, Ohr- und Fingerringe bilden ihren Schmuck, und besonders oft ist die acke mit Gold überladen (vgl. die beigeheftete Tafel „Malayische Gewebe und Waffen“).

Die Unterschiede dieser Tracht sind von Landschaft zu Landschaft unbedeutend. Sie egen teilweise in den Farben, die in manchen Gegenden auffallend bunt, in andern, wie ei den Malayen Sumatras, mit Vorliebe schwarz getragen werden, oder im Schmucke, im ederbusche, selbst in den Blumen, nit denen das Haar geschmückt ist, nd an denen man z. B. auf Halma- era jedes Dorf vom andern un- erscheidet. „Wehe“, schreibt von ier ein neuerer Beobachter, „wenn in Jüngling es wagen sollte, den Schmuck eines fremden Dorfes zu ragen! Man reißt ihm denselben ofort ab, und früher gab dies Anlaß u blutigen Auftritten.“ Im Nord- sten des Gebietes macht sich mehr rabischer Einfluß geltend. Schon die Tracht der Sulu-Insulaner, welche, ähnlich der von Mindanao, aus Turban, Jacke, weiten Hosen und inem burnusähnlichen Mantel be- teht, bestärkte Pazos in seiner An- icht, daß die Sulu arabischer Ab- kunft wären. Die weitverbreiteten Bugi von Celebes zeichnen sich durch kurze Beinkleider aus Zeug aus, an denen man sie, wie die eigentlichen Malayen und viele Sulu-Insulaner, in Kutei und Singapur erkennt. Es ist dies wahrscheinlich eine chine- sische Erbschaft, wie wir ja auch im nördlichsten Teile des malayischen Wohngebietes, auf Formosa, den chinesischen Anklang deutlich ausge- sprochen finden. Es besteht z. B. die Kleidung der Schekwan aus chine- sischen Beinkleidern, Schuhen und einer eng anschließenden Bluse aus ungebleichtem Leinen, die an den Ärmeln und oft auch auf dem Rücken mit geschmackvollen Stickereien verziert ist. Die Frauen tragen das chinesische Kostüm ebenfalls; nur ist ihre Haartracht eine andre. Bei beiden Geschlechtern ist der schwarze Turban beliebt, den auch die Chinesen des gegen- überliegenden Fulian tragen, wo er aber oft lächerlich große Dimensionen annimmt.



Eine Calinga-Frau von Luzon, Philippinen. (Nach Photographie im Damann-Album)

Unter all diesen modernen Kleidern führt ein Rest der primitiven Tracht oft noch ein ver- kümmertes Dasein. Der Rindengürtel der Alfuren Cerams, der als Zeichen der Mannbarkeit dem Fünfzehnjährigen feierlich angelegt wird, wird unter der Kattunjacke und dem Sarong zur zwecklosen Schnur. Ebenso tragen die Weiber der Andamanen unter den christlichen

Kleidern ihr „Feigenblatt", ein Büschel Blätter, und wohlhabende Malayinnen ein goldenes oder silbernes Blatt, an entsprechender Kette um den Leib befestigt, unter dem Sarong.

Mannigfaltig verschieden sind die **Haartrachten**. Gewöhnlich werden alle Haare außer den Kopfhaaren entfernt, was bei der Geringfügigkeit der Körperbehaarung nicht gerade viel heißt. Die Tagalen auf Luzon halten auch das Haupthaar kurz, während die Zambalen eine lange Locke übriglassen. Die vorhin genannten Schekwan Formosas rasieren nach chinesischem Brauche den Vorderkopf und tragen das Haar im Zopfe. Ihre Frauen haben dagegen die Haartracht der Chinesen nicht angenommen, während dieselbe in Java und Sumatra Eroberungen gemacht hat. Bei jenen Frauen der Schekwan findet man vielmehr eine Haartracht, die auch auf den Philippinen, auf Celebes und in Borneo wiederkehrt. Ein Teil des Haares wird nämlich auf die Stirn herabgekämmt und geradlinig auf der Höhe der Augenbrauen abgeschnitten; das übrige wird am Wirbel zu einem festen Knoten gebunden. Auf dem Kopfe tragen sie ein viereckiges schwarzes Tuch, dessen zwei Zipfel am Nacken leicht zusammengefaßt sind, so daß es eine Art Haube herstellt, die das Gesicht tief beschattet. Die Frauen der Maanjan von Südostborneo lieben dieses Kopftuch in roter Farbe: es läßt bei jüngern Frauen oder Mädchen die über den Augen abgeschnittenen Stirnhaare noch eben hervorgucken und fällt schleierartig in den Nacken.



Toango von Nord-Sumatra. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 390.

Die **Kopfbedeckung** ist auf Java bald eine kuchenformartige Mütze von weißer, blauer oder schwarzer Glanzseide, bald ein auf dem Wirbel mit zwei flügelartigen Zipfeln gebundenes Tuch. Jene ist mehr in Westjava, diese in Samarang üblich. Auch die Atschinesen sowie einige Bergstämme Luzons tragen ein eigentümliches Mützchen (s. Abbildung, S. 390), und bei den Sumatranern des Innern setzen die Häuptlinge goldgestickte Käppchen aus Rohrgeflecht auf den Scheitel. Große Strohhüte mit fast meterbreitem Rande tragen die Frauen der Mobang-Dajaken und andrer borneanischer Stämme (s. Abbildung, S. 397), vollständige Kreissegmente (Salaco) die Tagalen; Strohmützen, denen der Bergknappen ähnlich, kommen auf Borneo und Luzon vor (s. die Abbild., S. 393 u. 395). Die Javaninnen nehmen ihr Haar einfach in einen Knoten auf. Die tagalischen Weiber tragen das lange, glatte, schwarze Haar in zwei offenen Strähnen um den Kopf gewunden und gewöhnlich noch mit einer turbanartigen Binde festgehalten. Der Turban ist überhaupt in den Philippinen, dann auf den Sulu-Inseln und bei vielen mohammedanischen Stämmen üblich. In Sumatra findet man Unterschiede der Haartracht von Provinz zu Provinz. Hier trifft man Männer, die ihre Haare bis auf die Schultern herabwachsen lassen, dort solche, die sie kurz verschneiden. Das schöne Geschlecht

rollt in den zwölf Kotas sein Haar in einen Knäuel zusammen und umwickelt es mit einem Stücke Zeug, während es in den anstoßenden Provinzen einen Zopf auf einer Seite des Kopfes flechtet. Auch die Alfuren von Ceram binden ihr Haar in einen nach der linken Seite hinausstehenden Schopf. Für die Männer ist indessen am allgemeinsten die Sitte, das Haar in einem festen Knoten aufgewickelt und unter einem Kopftuche versteckt zu tragen. In dasselbe werden von den Dajaken bei Festen oder Markttagen silberne Ringe 2c. eingeknüpft, um sich dadurch die Gunst einer Schönen zu erwerben. Hohe Kämme von Holz werden aus Ceram, von Schildkrot aus Sumatra beschrieben, aber die Festfrisuren, welche wahre Helme von bunten Federn, Blumen und Blättern auf den Köpfen aufbauen, sind hier ebenso unbeschreiblich malerisch wie einst auf Sumatra, wo sie vor 100 Jahren Marsden fand und sie noch über die damaligen Federhüte der Europäerinnen stellte. Bälge von Paradiesvögeln schmücken das Haar der Mädchen in den Molukken. Falsche Haarzöpfe findet man bei den Weibern der Batta Sumatras, wo solche selbst auf den Märkten feilgeboten werden.



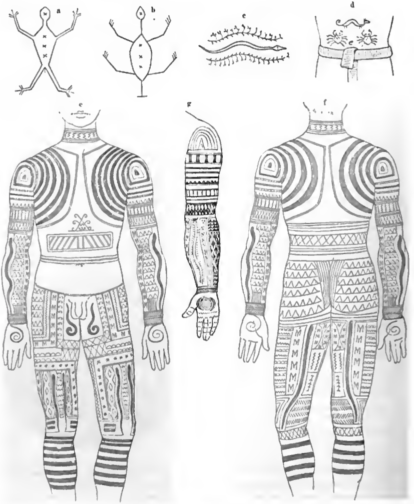
Ein Kopfkörbchen der Ginanen von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) ⅓ wirkl. Gr. Vgl. Text, S. 392.

Die Tättowierung zeigt bei den Formosanern eine auffallend unregelmäßige Verbreitung. Man findet sie mit einem Dorne, gewöhnlich beim Eintritte der Mannbarkeit, ausgeführt. Bei diesen Insulanern trägt der Mann Horizontalstreifen über die ganze Stirn, die Frau von Ohr zu Ohr, letztere daneben auch senkrechte Streifen. Tättowierung der Hände soll im Innern Formosas vorkommen, und auch auf Luzon trägt, nach Hans Meyers Angabe, fast jeder Igorrote ein Sonnenbild auf dem Handrücken. Ebenso findet sich Punkttättowierung, bei den Catalanganen sogar mit Mustern japanischen oder chinesischen Ursprunges, bei vielen Stämmen. Auf den Philippinen kommt wie bei den Negritos, so auch bei den Igorroten Narbentättowierung vor (s. Abbildung, S. 394), geradlinige Zeichnungen über den ganzen Körper, die mit einem spitzigen Eisengriffel oder einem Bambussplitter in der faltenartig aufgehobenen Haut bewirkt werden. Ebenso wird Narbentättowierung von Timorlaut erwähnt. In Ceram findet sich Tättowierung nur im Westen und auch fast bloß bei Frauen, welche Brüste, Oberarm, Nabel und Stirn tättowieren; in Timorlaut ist sie allgemein. Auch auf Borneo sind sehr ausgeführte und ausgedehnte Tättowierungen fast nur bei Frauen beobachtet worden, bei welchen besonders Hände, Füße und Oberschenkel damit bedeckt sind. Männer tragen oft nur an der Stirn, einem Arme oder einem Beine ein Zeichen, das möglicherweise von politischer oder sozialer Bedeutung ist. So findet man bei allen Tandjang-Dajaken das Zeichen ——. Bei einigen borneanischen Stämmen kommt ausgedehnte Tättowierung nur mutigen Kriegern oder erfolgreichen Kopfjägern zu, andre, von der Zivilisation berührte, wie z. B. die Milano, haben die Tättowierung ganz aufgegeben. Über die Methode der Tättowierung schreibt Bock aus Kutei, wo sie sehr verbreitet ist: „Die schwierigern Muster werden von Sachverständigen ausgeführt, welche zuerst die Umrisse in Holz schneiden und dann die Zeichnung auf den zu



Ein Hut aus Schuppen des Schuppentieres (Manis), Borneo. (Ethnographisches Museum, Stockholm.) $^{1}/_{10}$ wirkl. Größe.

verzierenden Körperteil übertragen; letzteres geschieht vermittelst eines zugespitzten Bambusstäbchens oder einer Nadel, die in ein besonders zubereitetes Pflanzenpigment getaucht wird.




Tättowierung der Igorroten: a, b Zeichnungen auf den Waden — c, d in der Magengegend — e ein „Burik" (Vorderseite) — f ein „Burik" (Hinterseite) — g Armtättowierung eines Weibes. (Nach Handzeichnungen von Dr. Hans Meyer.) Vgl. Text, S. 393.

Das Verfahren ist sehr schmerzvoll und nimmt oft eine lange Zeit in Anspruch, die Zeichen sind aber durchaus unauslöschlich. Das Tättowieren findet beim männlichen Geschlechte beim Antritte des Mannesalters statt, bei den Mädchen, sobald sie heiratsfähig sind."

Bemalung des Gesichtes wird zu Tänzen geübt, Salbung des Gesichtes und der Arme kommt häufig vor. Der Daumennagel der linken Hand wird von den Weibern der Bugi oft zolllang wachsen gelassen und zum Schutze sogar mit einer Nageldecke versehen.

Besondere Aufmerksamkeit wird im ganzen malayischen Gebiete der **Zahnverstümmelung** zugewandt, welche oft in Verbindung mit künstlicher Färbung auftritt. Sie ist von Sumatra bis nach den Molukken und von Formosa bis Borneo verbreitet. Beide Geschlechter lassen sich die Zähne feilen. Am verbreitetsten ist die Abfeilung der Vorder- und Eckzähne des Oberkiefers, so daß dieselben einfach kürzer werden, aber ihre Gestalt behalten. Dieselbe Veränderung läßt man wohl auch den entsprechenden Zähnen des Unterkiefers angedeihen. Des-



Kopfputz von Häuptlingen der Stämme von Kanto Kahajang, Borneo. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 392.

gleichen kommt Spitzfeilung, Einkerbung einer Quer-Rille und Ausschlagen eines Dreieckes zwischen den beiden Vorderzähnen vor. An ein bestimmtes Alter ist die Zahnverstümmelung nicht gebunden, denn wenn sie auch in der Regel mit dem Eintritte der Pubertät zum erstenmal vorgenommen wird, findet man doch auch weit darüber hinaus fortgeschrittene Männer, die sich den manchmal schmerzhaften Prozeduren noch nicht unterworfen haben. Allerdings scheint aber die Sitte zu verlangen, daß der Mann dies thue, ehe er heiratet. Es handelt sich offenbar, welches auch die ursprüngliche Idee der Zahnfeilung sein möge, jetzt hauptsächlich um eine Befriedigung des Schönheitssinnes, welcher lange und weiße Zähne als Hundezähne bezeichnet. „Die Wirkung, welche die Zahnfeilung auf die Physiognomie hervorruft", schreibt F. **Grabowsky**, „ist nach europäischem Geschmacke eine entschieden nachteilige. Anders dachten die jungen Leute, die bei den von mir beobachteten Feilungen zugegen waren, was ich aus ihren Scherzreden über die Erfolge, die der Betreffende nun beim schönen Geschlechte haben würde, folgern konnte. Sie erklärten mir einstimmig, daß gefeilte Zähne schöner seien als ein volles Gebiß." Es beweist dies übrigens auch die in Borneo und Sumatra verbreitete

Sitte, die vier Schneidezähne des Oberkiefers zu durchbohren und Golddraht durch dieselben zu ziehen. Bei den Tobah-Batta fand Hagen das ganze gefeilte Gebiß mit Goldblech überzogen, „wobei es oft genug vorkommt, daß einer sein ganzes Vermögen im Kopfe herumträgt“.



Halsketten der Igorroten von Luzon: a Messingzängelchen, zum Haarausrupfen gebraucht — b Gehänge aus Krokodilzähnen. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 399.

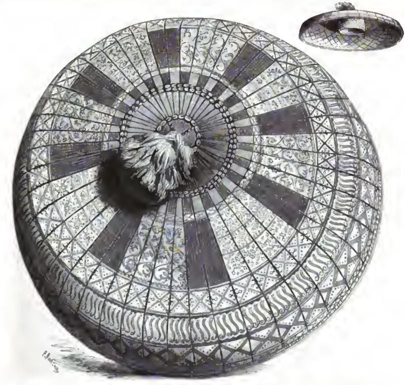
In diesem Falle werden die Zähne stets geschwärzt; gewöhnlich schwärzt man sie aber auch nach der ersten Feilung, und zwar gebraucht man dazu eine glänzend schwarze Lackfarbe. Auch diese Sitte hat heute einen kosmetischen Charakter, dürfte aber aus dem Wunsche hervorgegangen sein, durch Auftragen des dauerhaften Harzes einer Chalcas- oder Artocarpus-Art wie in Borneo oder durch Beizen mit einer Eisentinte wie in Java die Verderbnis der angefeilten Zähne aufzuhalten. Darauf deutet die Thatsache hin, daß die Schwarzfärbung bei den Dajaken, wo sie allgemein angewandt wird, auf die Zähne des Unterkiefers beschränkt ist.


Ein Oberarmring der Igorroten von Luzon, beim Tanze getragen. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/3 wirkl. Größe.

Das Betelkauen färbt ohnehin die Zähne dunkel oder läßt sie wenigstens äußerst schmutzig erscheinen, so daß die Schwarzfärbung noch eher als eine Verschönerung erscheinen konnte. Sogar hochgebildete Javanen färben sich die Zähne mit einer Tinktur ebenholzschwarz. Die Zahnfeilung wird von eigens geübten Leuten ausgeführt, früher mit einem Steine, jetzt mit Meißel oder Feile. Besondere Zeremonien scheinen nicht damit verknüpft zu sein. Nur aus Sumatra wird mitgeteilt, daß nach gethaner Arbeit die Feile in einen Pisangstamm gestoßen wird, um den Patienten vor schädlichen Folgen zu bewahren. Die Mohammedaner unterwerfen sich nicht bloß demselben Gebrauche, sondern motivieren ihn sogar durch eine eigne Legende, in welcher dem Mohammed auf der Flucht vor dem Fürsten von Lakad vier seiner obern Zähne ausgeschlagen werden, was seinen Jüngern so gefällt, daß sie es nachmachen. Anderseits erklären die Formosaner, deren Mädchen beim Eintritte der Mannbarkeit sich die obern Eckzähne ausschlagen, es geschehe dies zur Erleichterung des Atmens.

Deformation des Schädels, meist durch Abplattung des Hinterhauptes, selten durch Schrägdrücken der Stirn und Plattdrücken der Nase, kommt in den verschiedensten Teilen vor.

Sehen wir von dem Schmucke indischer und europäischer Herkunft oder Nachahmung ab, so erinnert die Anlegung von Armringen in großer Zahl oder in spiraliger Aufwindung an afrikanische Sitten. Bei einem einfachen Volke, wie den Ilongoten, tragen Männer



Der Tangoi, Kopfbedeckung von Süd-Borneo. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) 1/5 wirkl. Größe.
Vgl. Text, S. 392.

und Weiber um Hals und Arme Ringe aus Bronze- oder Messingdraht, die sie mit harten und lebhaft gefärbten Samen (z. B. Abrus precatorius) besetzen. Die Drähte, mit denen die Männer die Arme umwinden, liegen eng an dem muskulösen Teile des Armes an und lassen daher die Deutung zu, daß sie ähnlich wie bei den Wakamba und andern Negern mehr zur Stärkung oder Erhaltung der Muskelkraft als zum Schmucke bestimmt seien. Ähnliche Zusammenschnürung des Leibes findet sich in Formosa, wo man die Knaben „wie Wespen" umherlaufen sieht; und die übereinander liegenden Holzgürtel der Dajakinnen erinnern an die Schnürgürtel südamerikanischer Indianer. In Höhlen Luzons sind Armringe aus Dugongwirbeln gefunden, wie sie die Mikronesier tragen und hochhalten. Auch in Zentralsumatra besteht der Schmuck der Mädchen, außer in Ohrringen, in schmalen silbernen

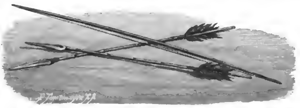
um das Handgelenk und den Unterarm gelegten Spangen, die oft, zwanzig und mehr an der Zahl, bis zum Ellbogen hinaufreichen. Unverlobte Mädchen dürfen die Silberringe nur um einen Arm tragen; den Bräuten allein steht das Recht zu, beide Arme damit



Malayische Waffen: 1. und 2. Hut und Schild von Mindanao, Philippinen — 3. Köcher mit Giftpfeilen van Zentral-Celebes — 4. Schild von Flores — 5. Schwert von Celebes — 6. Schwert van Borneo — 7. Harnisch van Ombai — 8. Lanzen von Java. (Ethnographisches Museum, Dresden.) Vgl. Text, S. 399.

zu schmücken; sobald die Ehe aber geschlossen ist, müssen sie jeden Schmuck für immer ablegen. Originell sind die Armringe aus den Zöpfen erbeuteter Chinesenköpfe, welche formosanische Jünglinge mit Stolz tragen. Bei den Westmalayen finden sich nicht die breit und mehrfach durchbohrten Ohren wie bei den Dajaken, die es für die größte Schönheit halten, große Löcher in den Ohren zu haben, in denen ein Paar schwere silberne Ringe

hängen, durch welche die Ohrläppchen bis über das Kinn herabgezogen werden. Bei den Batta von Tobah, den Igorroten Luzons und andern kommen die abnorm vergrößerten Ohrlappen ebenfalls vor: die Igorroten tragen darin Spiralen aus Silberdraht von 1 cm Dicke, die so schwer sind, daß zur Erleichterung des Ohres sie an das Kopftuch angeklemmt werden. Auch in den Oberteil der Ohren bohren die Dajaken Löcher, in welchen rote Trodbeln von Kattun und dergleichen prunken. Aber auch dieser Schmuck gewinnt eine politische oder soziale Bedeutung gleich der Tättowierung, denn sobald ein Dajak sich in der Erbeutung von Köpfen ausgezeichnet hat, ist er berechtigt, den obern Teil seiner Ohren mit einem Paare Fangzähnen des Leoparden zu verzieren. Diese Verzierung ist sehr im Schwange bei den Dajaken in Kutei, wo man nur ausnahmsweise einen Mann antrifft, der nicht so geschmückt ist. Die Zahl solcher Ohrpflöckchen zeigt bei gewissen Stämmen Luzons die Zahl der abgeschnittenen Köpfe an. Bei den chinesisch angehauchten Formosanern sind Arm- und Ohrringe sowie Glasperlen nur mäßig im Gebrauche, aber bei den „Ganzrohen", den Chinwan des Innern, werden schwere Ohrgehänge aus Bambus, Stein und Metall, Stirnbänder aus Muscheln, dünne kupferne Armringe getragen. Auch die Ceramesen zeichnen sich oft durch einen Überfluß von Perlengehängen aus, so daß „der Eindruck des Nackten völlig verwischt wird". Die Tingianen Luzons tragen schwere Massen von buntfarbigen Perlen oder Steinchen, die von den Batanes-Inseln bezogen werden, und die Igorroten halten als Ohrgehänge sowie als Halsketten Krokodilzähne hoch im Werte (s. Abbildung, S. 396 oben). Die Schmucksachen der Vorfahren werden als wertvollster Familienbesitz von sagenvoller Bedeutung aufgehoben, und aus ihm entwickeln sich mit der Zeit kostbare Amulette (s. S. 457).



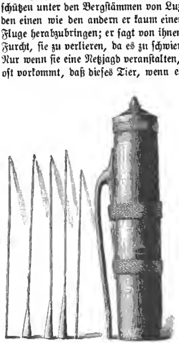
Bogen und Pfeile der Negritos von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/12 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 400.



Bogen und Jagdpfeil von Sulu. (Ethnographisches Museum, Dresden.) 1/12 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 400.

In der Bewaffnung der malayischen Stämme prägt sich derselbe Unterschied wie in der Bekleidung aus, nur in geringerm Maße (s. Abbildung, S. 398). Bei den ärmern, durchaus oder vorwaltend nomadisierenden Stämmen sind nicht bloß die Waffen im allgemeinen einfacher, sondern es treten bei ihnen auch fast immer die Fernwaffen: Bogen und Pfeil oder Blasrohr und Pfeil, in den Vordergrund. Dies gilt besonders von den dem Verkehre entlegenen Völkern im Innern von Borneo und Luzon, bei denen gleichzeitig der durch die Kopfjägerei bewirkte ständige Kriegszustand eine entsprechend ständige Benutzung der Waffen mit sich bringt. Dajaken, Ut oder Ilongoten gehen nie ohne Waffen, und wären es nur einige Schritte bis in eine nahe Hütte; selbst wenn sie schlafen, haben sie dieselben bei sich. Die Orang Punan Borneos sieht man nicht anders als in der einen Hand ein Ruder, in der andern ein Blasrohr. Auch darin liegt ein starker Gegensatz zu den friedlichen und verweichlichten, hauptsächlich an Zierwaffen Gefallen findenden Javanen oder Padang-Sumatranern. Von den Negritos Ostluzons beschreibt G. Wallis nur Pfeil und Bogen, aber er nennt sogar ihre

Pfeile schlecht und unansehnlich. Schadenberg hat indessen bessere Waffen von den Negritos der Philippinen beschrieben, mit deren Pfeilen auch die der Ilongoten und solche von Sulu übereinstimmen: harpunenartige Pfeile, deren Spitze sich vom Schafte ablöst (s. Abbildungen, S. 399). Die den letztern nahestehenden Ibilaos werden als die besten Pfeilschützen unter den Bergstämmen von Luzon gepriesen. Doch betont Schadenberg, daß bei den einen wie den andern er kaum einen Schützen im stande gefunden habe, einen Vogel im Fluge herabzubringen; er sagt von ihnen: „Pfeile gebrauchen sie zur freien Jagd wenig, aus Furcht, sie zu verlieren, da es zu schwierig ist, sie nach einem Fehlschusse wieder aufzufinden. Nur wenn sie eine Netzjagd veranstalten, pflegen sie das Wildschwein damit zu schießen, da es oft vorkommt, daß dieses Tier, wenn es mit voller Wucht ankommt, die Netze zerreißt; in diesem Falle schießen sie auf sehr kurze Distanzen." Von den Igorroten, deren Hauptwaffe der Wurfspieß ist, betont Mas besonders, daß sie mit Bogen und Pfeilen nicht gut umzugehen wissen, und die, welche Hans Meyer sah, kannten überhaupt diese Waffen nicht.



Blasrohrpfeile und Köcher von Borneo. (Ethnographisches Museum, Stockholm.) ¼ wirkl. Größe.

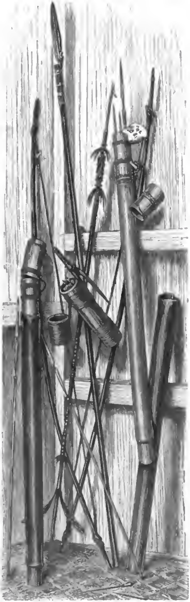
Bei den Dajaken, Ut und andern Stämmen Borneos vertritt das Blasrohr (s. Abbildung, S. 401) oder Sumpitan den Bogen. Während bei den Lubu es aus zwei ineinander gesteckten Bambus besteht, ist es bei den Dajaken aus Eisenholz, mannshoch und höher, mit einem besondern langen und spitzen Eisen ausgebohrt, mit rauhen Blättern geglättet und zum Überflusse am Vorderrande mit einer Lanzenspitze und einem eisernen Haken versehen. Der letztere dient angeblich zum Visieren. Durch diesen Sumpitan bläst nun der Dajak seine vergifteten Pfeile, Langa genannt, welche leicht und dünn, aus Bambusrohr gefertigt, 25—30 cm lang und 2—2½ mm dick sind (s. nebenstehende Abbildung). Die sehr feine Spitze ist in Gift getaucht. Um größere Tiere zu töten, werden die Pfeile mit einer widerhakigen eisernen Spitze versehen. An dem obern Ende des Pfeiles befindet sich ein Stück Mark von der Dicke des Rohrkalibers; dasselbe vertritt die Befiederung der gewöhnlichen Pfeile und dient gleichzeitig als Pfropfen. Diese dünnen Geschosse bläst der Dajak mit der größten Sicherheit auf ein 40—50 Ellen entferntes Ziel und bringt ohne Schwierigkeit den kleinsten Vogel zu Falle. Also ist diese Waffe eigentlich wirksamer, als es die schwachen, ungleich gearbeiteten Bogen der Waldmenschen der Philippinen (s. Abbildungen, S. 399) mit ihren verhältnismäßig zu schwerfälligen Pfeilen zu sein vermögen. Der Köcher (Tolor, s. obenstehende Abbildung), worin die Pfeile verwahrt werden, ist aus einem Stücke Bambus hergestellt, mit Reifen aus geflochtenem Rotang und einem Deckel aus Bambus versehen und am obern Ende oft verziert mit der Muschel Helix Brookeana. Auch die rohern Formosaner tragen Bogen und Pfeil. Ebenso können letztere als Hauptwaffen der Alfuren Cerams für Krieg und Jagd gelten. Die Bogen sind bei ihnen aus Eisenholz, die Sehnen aus Rotang gefertigt, die Spitzen von Eisen oder Bambus; Köcher fehlen ihnen. Die Alfuren von Taraubu benutzen den Bogen neben dem Blasrohre.

Sehr eigentümlich ist schließlich das Vorkommen einer Armbrust von effektiver, nicht

bloß wie die der Fan (s. Abbildung, Bd. I, Einleitung, S. 48), scheinbarer Konstruktion bei den Nikobaren-Insulanern.

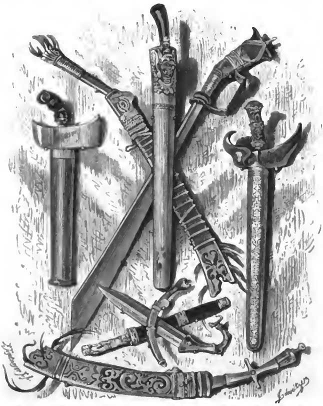
Die Pfeilgifte, welche man besonders auf Java und Borneo anwendet, gehören zu den wirksamsten, die man kennt; Vögel und kleinere Säugetiere sterben sehr rasch, wenn sie von einem dajakischen Giftpfeile getroffen werden. Untrügliche Beispiele vom raschen Tode verwundeter Menschen kennen wir dagegen nicht. Ein javanisches Pfeilgift, Tschettik genannt, stammt von dem bekannten Giftbaume Strychnos Tieuté, ein andres gleichfalls javanisches, Antias, kommt von Antiaris toxicaria. Beides sind Herzgifte. Über die Herkunft des in der Wirkung ihnen verwandten dajakischen Pfeilgiftes ist näheres nicht bekannt. Die Pfeilgifte der philippinischen Stämme sollen nur in ganz frischem Zustande wirksam sein. Allgemein gelten die Waldstämme für gefährliche Giftmischer, und die europäischen Reisenden werden von wohlwollenden Eingebornen oft gewarnt, Speise von denselben anzunehmen.

Feuergewehre von eigentümlicher alter Form sind weit vorgedrungen. In Formosa sogar sind nach Joests Angabe Bogen und Lanze „schon beinahe allgemein“ durch chinesische Luntenflinten verdrängt, doch sah dieser Gewährsmann mit Sicherheit eigentlich nur auf 5—6 Schritt treffen. Java, Sumatra, Bali, Celebes, Borneo besitzen treffliche Waffenschmiede. Die Sassak Lomboks bohren sich sogar, wie Wallace erzählt, ihre Gewehrläufe selbst und zwar mit einem Korbe voll Steinen. Die Sache geht aber einfacher zu, als man nach diesem Rätselworte vermuten sollte. Eine runde Eisenbarre wird nämlich senkrecht in den Boden getrieben und nun eine Bohrspitze eingesetzt, die an einem Bambus mit einem Querstücke befestigt ist. Somit gleicht das Werkzeug einem gewöhnlichen Brettbohrer, nur mit dem Unterschiede, daß es groß genug ist, um einem Manne bis an die Brust zu reichen. Um den Druck aber zu steigern, wird um den Bambus ein Korb geflochten und dieser mit Steinen gefüllt. Die Batta schnitzen die Schäfte ihrer Steinflinten kunstgerecht und verstehen nicht minder die Kunst, Pulver zu



Bogen, Blasrohr, Lanzen, Pfeile und Köcher der Dajaken von Borneo. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 400 und 403.

machen, zu dem sie den Schwefel in ihrem eignen vulkanischen Lande finden, während sie sich den Salpeter durch Auslaugen der unter den Häusern befindlichen, mit Urin getränkten Erde zu verschaffen wissen. Als Patronenhülsen dienen Bambusröhren. Die Thatsache, daß Manila 1570 selbstgegossene Kanonen besaß, und daß die Sultane von Sulu seit langem über eine angeblich formidable Artillerie verfügen, hat die Frage aufwerfen lassen, ob nicht schon vor den Europäern etwa die Chinesen den Geschützguß hier eingeführt hätten. Es scheinen sich aber beide Thatsachen aus der Thätigkeit portugiesischer und spanischer Renegaten ungezwungener zu erklären. Diese Völker verknallen im Kampfe ihr Pulver in der Regel sehr rasch, so daß die Entscheidung dann oft doch wieder Lanze und Hiebmesser bringen müssen.



Schwerter und Dolche von Java, Bali und Borneo. (Ethnographisches Museum, München.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 403.

Die Lanze tritt in der Bewaffnung der Malayen zurück. Sie ist hauptsächlich Jagd- und Zierwaffe, letzteres namentlich in Java (s. Abbildung, S. 398), und nimmt neben Kampilan und Kris nur in der schweren Kriegsrüstung einiger Völker, wie der Sulu-Insulaner, ihre Stelle ein. Als Hauptwaffe wird sie nur bei den Igorroten Luzons genannt, wo Wurflanzen mit Bambusspitzen und Stoßlanzen mit pfeilförmigen eisernen Spitzen unterschieden werden (s. Abbildung, S. 404). Auch die Alfuren Cerams bedienen sich noch der Lanzenspitze aus Bambus. Bei den Dajaken gehört die Lanze nicht zur Kriegsrüstung, doch wird ein langer Speer auf der Eberjagd benutzt. Bei den Maanjan Südostborneos ist sie beliebter, und kaum geht ein Mann ohne sie und sein Schwert oder Jagdmesser aus. Sie gewinnt aber praktische Bedeutung vorzüglich bei eigentlichen Jagdstämmen. Die Jagd bildet z. B. die Hauptbeschäftigung der Kubu in Zentralsumatra, und neben kleinen Beilen sind Lanzen das Gerät, dessen sie sich dabei bedienen. Auch die

Ilongoten Luzons vernachlässigen diese Waffe nicht, verwenden aber auch nicht die Sorgfalt auf dieselbe wie auf den Kampilan. Bei Anfertigung der Spitze binden sie sich an keine bestimmte Form, sondern passen dieselbe dem Stücke Eisen an, welches sie gerade in Arbeit



Kris von Java. (Ethnographisches Museum, München.) 1/4 wirkl. Größe. Vgl Text, S 405.

haben. Der Schaft ist hier stets aus Palma brava (Corypha minor) hergestellt. Die formosanische Lanze, 3—4 m lang, hat zur Klinge häufig ein chinesisches Messer. Die borneanische Lanze, nach Art des Bajonnettes ans Blasrohr befestigt, hat bereits Erwähnung gefunden (s. Abbildung, S. 401).

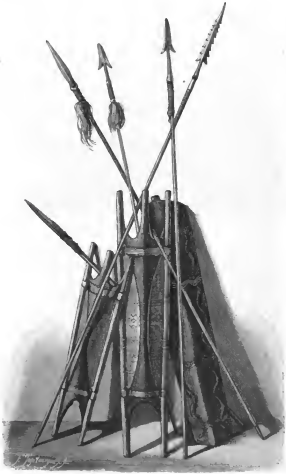
Die nationale Waffe des Malayen ist überall ein **Mittelding von Jagdmesser und Schwert**, dem arabischen Schwerte am nächsten verwandt, aber auch mit dem japanischen und chinesischen sich berührend (s. Abbildung, S. 402). Ist es auch jünger als Bogen, Blasrohr und Pfeile, so umgibt



1, 2. Wehrgehänge mit Schlagmesser der Igorroten und 3. Handbeil der Ginanen von Luzon, Philippinen. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 404.

doch seine Herstellung eine solche Fülle von Aberglauben, und es hat sich so innig in das Leben dieser Völker eingeflochten, daß man ihm sicherlich ein voreuropäisches Alter zuschreiben muß. In seiner einfachen Form tritt es als **Kampilan** der Ilongoten uns entgegen, die trotz ihrer sonstigen Wildheit und Armut in der Behandlung des Eisens

geschickt und auch mit dem Härten desselben so vertraut sind, daß sie ganz gute Klingen aus dem Eisen verfertigen, welches sie meist in Form von Eisenplatten in Tausch beziehen. Den untern Teil des einschneidigen, kaum gebogenen Blattes pflegen sie mit Golddraht zu verzieren, das Endteil befestigen sie mit Draht an dem Griffe, der aus Holz besteht und mit Messing umkleidet ist. Die aus demselben Metalle gefertigte Parierstange sitzt zwischen Blatt und Griff. Der Griff selbst ist zum bessern Festhalten mit geharzten Fäden umsponnen, die Scheide ist aus Holz gefertigt und besteht aus zwei Teilen, die mit breiten Rohrbändern aneinander befestigt sind. Der Gürtel, an dem der Kampilan befestigt wird, ist ein Band aus feinem Gewebe, den einige um die Schultern, andre um den Leib tragen, aber stets an der linken Seite. Alle diese angegebenen Elemente kehren überall wieder, und es ist besonders darauf aufmerksam zu machen, wie in Einzelheiten eine Übereinstimmung hervortritt, welche an dem gemeinsamen Ursprunge dieser Waffe in keiner Weise zweifeln läßt. Der Kampilan kommt unter dem gleichen Namen auf den Sulu-Inseln vor, als Bolo tritt er uns bei den Igorroten Luzons (s. Abbildung, S. 403 unten), als Mandau bei den Dajaken entgegen.



Speere und Schilde der Igorroten und Ginanen von Luzon (Philippinen). (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) $1/10$ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 402 u. 405.

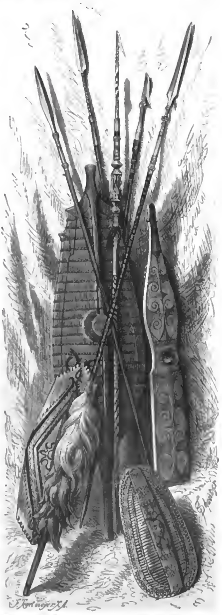
Einschneidige, kaum gebogene Klinge mit sehr breitem Rücken, Holzgriff mit Draht umwunden, Holzscheide, eigentümlich verschlungene Schnur als Gehenk sind auch hier die Elemente der in Einzelheiten viel vollendetern Waffe, welche zierliche Messingeinlagen und durchbrochene Muster am Rücken, reichgeschnitzten Griff und verzierte Scheide aufweist. Besetzung des Griffes mit Menschenzähnen kommt bei den Kopfjägern vor. Die wesentlichste

Vervollständigung besteht aber hier darin, daß auf der untern Seite der Scheide ein Futteral aus Baumrinde angebracht ist, worin ein kleines Messer steckt; die Klinge desselben ist 12 cm und der Griff 40 cm lang. Dieses Messer gebraucht der Dajak, um den Opfern, die durch seinen Mandau gefallen sind, die Köpfe abzuschneiden und das Fleisch davon abzuschälen. Dasselbe kleine Messer tritt bei ärmern Bewohnern der Insel als Jagdmesser und Arbeitsmesser unter dem Namen Taroh auch selbständig auf, wiewohl z. B. auch die Maanjan den Mandau tragen. Reiche Leute und eifrige Kopfjäger haben ein halbes Dutzend von diesen kostbaren Waffen als schönsten Schmuck an den Wänden ihrer Wohnung hängen.

Bei mohammedanischen Malayen ist der geflammte Kris, der sogar eine Art nationaler Waffe bei den Sassak Lomboks wird, Hauptwaffe (s. Abbildung, S. 403 oben). Auf möglichste Schärfe der Schneide wird besonders von den Kopfjägern großes Gewicht gelegt und dieselbe mit Vorliebe an den Haaren des Schienbeines erprobt.

Der Lasso wird als Waffe der mit Lanzen, Bogen und Pfeilen ausgestatteten Ifugao Luzons genannt, und zwar sollen sie diese im malayischen Gebiete ungewöhnliche Angriffswaffe bei ihren Kopfjägerexpeditionen anwenden.

Mit der bessern Bewaffnung der von Indien her beeinflußten Stämme tritt eine größere Mannigfaltigkeit von Schutzwaffen auf. Zunächst sind Schilde, die entweder aus Holz oder Flechtwerk bestehen (s. nebenstehende Abbildung und die auf S. 389, 391, 404, 406, 407), zu nennen. Einfach bewaffnete Stämme haben in der Regel einen hölzernen Schild, der bemalt oder mit Muscheleinlage, letzteres besonders im östlichen Archipel, auf den Molukken rc., geschmückt ist. So besteht bei den Ilongoten der Schild oder Kalata



Speere und Schilde der Dajaken und von Menlawei. (Ethnographisches Museum, München.)

aus leichtem Holze, ist mit einem roten Pflanzensafte bemalt und mit Schnitzereien versehen, länglich und etwas gebogen. Bei den Dajaken ist er teilweise schon weiter entwickelt. Er heißt hier Kliau, hat über halbe Mannshöhe, längs verlaufend eine erhöhte Kante und ist auf beiden Seiten mit Arabesken bemalt, vorwiegend rot, gelegentlich auch mit Menschenhaaren verziert. Nach Joest entsteht dieser Schmuck bei den Alfuren Cerams auf die



Schild, Speere und Säbel von Celebes. (Ethnographisches Museum, München.) ⅛ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 405.

Weise, daß für jeden abgeschnittenen Kopf eine Muschel aus dem Schilde gebrochen und an ihre Stelle ein Büschel Menschenhaare eingesetzt wird (s. Abbildung, S. 407). Auf den Sulu finden wir zwei Schilde, einen kleinen und einen großen. Der kleine Schild wird am häufigsten getragen; er besitzt eine kreisrunde oder elliptische Form und vermag nur den halben Körper zu decken, während der große Schild seinen Träger vollständig deckt. Beide Schildgattungen werden aus harten Holzarten hergestellt und oft zur Vermehrung der Widerstandsfähigkeit mit Büffelleder überzogen. Bei den Alfuren Cerams wird der Salawaku genannte, muschelgeschmückte Schild schmäler und zwar um so mehr, je tapferer sein Träger erscheinen will.

**Rüstungen** kommen in allen Teilen des Archipels vor, ohne irgend allgemein zu sein. Ihre Einführung ist zum Teile wohl arabischem Einflusse zu danken, worauf die Thatsache zu deuten scheint, daß gerade in Sulu nur die wenigsten sich mit dem Schilde begnügen. Viele umbinden hier ihren Leib mit dem Kambut, einer dicken Leibbinde aus Baumwolle, andre tragen Helm und Küraß aus Büffelleder. Seltener schützt man sich durch ein Panzerhemd. Bastian bildet ein aus Schnüren geflochtenes Panzerhemd aus Mandhar in den Molukken ab, das am Rücken verschließbar und vorn wie hinten mit den breiten Enden von Conus- und Trombus-Schnecken zur Verstärkung besetzt ist; Ähnliches kommt bei Mindanao-Piraten vor. Panzerjacken gehören auch zur Ausrüstung dajakischer Kopfjäger (s. Abbildung, S. 408), bei denen man pfeilsichere, mit Baumwolle wattierte Jacken, mit den Schuppen des Schuppentieres dicht besetzte Schuppenpanzer und aus Kokosschnüren dicht geflochtene Jacken und Büffellederkoller findet. Zur Ausrüstung des Malayen gehört endlich noch ein Korb oder eine Tasche aus Flechtwerk, die entweder am Rücken oder Arme getragen wird und zur Aufnahme von Mundvorrat, Feuerzeug und dergleichen, aber auch abgeschlagenen Köpfen dient (s. Abbildungen, S. 409 und nebenstehende). Man trifft dieselbe ebensowohl beim Formosaner wie beim Orang Sakei Malakkas.



Gegenstände der dajakischen Kopfabschneider: 1. Schild mit Menschenhaaren — 2. Schwert und Dolch — 3. Schädel, mit eingeschnittenen Ornamenten und Metallplättchen verziert — 4. Korb zum Aufbewahren eines Schädels. (Ethnographisches Museum, München.) 1/8 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 405 u. 406.

Die hervortretendste Eigentümlichkeit des malayischen **Hauses** ist die Erhebung desselben auf Pfählen. Das malayische Gebiet ist mehr als jedes andre das Land des Pfahlbaues (s. Abbildungen, S. 410, 411 und 412). Bei Malayen, Nikobaren, Javanen, Batta, Alfuren, Dajaken und Tagalen ist überall der Hausbau insoweit derselbe, als sie alle ihre Häuser stets auf Pfähle bauen, die nur in betreff der Höhe sehr variieren. Ja, dieser Stil setzt sich selbst bis in die europäischen Ansiedelungen hinein fort, wie denn z. B. in Padang auf Sumatra die Häuser der Europäer mit wenigen Ausnahmen alle aus Holz gebaut sind und auf Pfählen von 1 bis 2 m Höhe ruhen und Bandjermassing in dieser Beziehung mit einigem Rechte das Venedig Borneos, ebenso

wie Palembang, dessen Hauptstraße der Monsifluß ist, dasjenige Sumatras genannt wird. Die merkwürdigste Anlage dieser Art ist aber die auf einer kleinen Sandbank zwischen Ceramlaut und Kissa mitten im Meere erbaute Pfahlstadt Kilwaru, ein Emporium des Handels der Molukken und Neuguineas.

Diesem Pfahlbaustile können heute verschiedene Motive untergelegt werden. Das hauptsächlichste und ursprünglich wohl das einzige bleibt der Schutz gegen feindliche Menschen und wilde Tiere. Für seine Bedeutung spricht die Abnahme der Pfahlbauten mit Zunahme der öffentlichen Sicherheit. So waren früher bei den Milano Borneos alle Häuser auf Pfählen von hartem Holze, etwa 12 m über dem Erdboden erbaut, offenbar



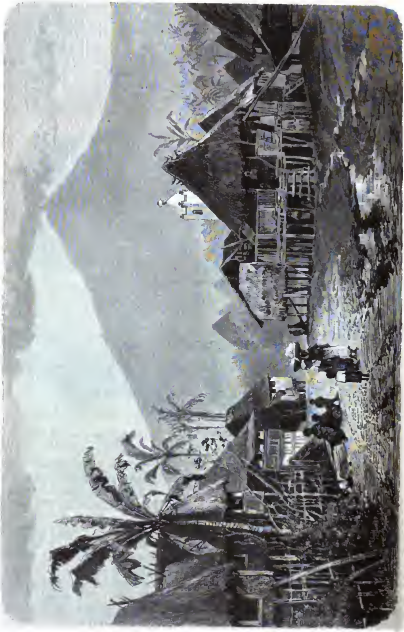
Panzerjacken der Dajaken von Borneo. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 407.

zum Schutze gegen Feinde. Manche von diesen Häusern stehen noch heute, ohne indessen ersetzt oder erneuert zu werden, da jetzt Friede und Ordnung herrschen und die Leute ohne Furcht vor Piraten auf der See und kopfjagenden Dajaken auf dem Lande ihrem täglichen Berufe nachgehen können. Heute, wo die Anwohner aller Flüsse, vom Rebjang bis zum Bintulu hin, frei miteinander verkehren können, sind ihre Häuser auf die Erde herabgestiegen, wobei höchstens in Erinnerung an die alte Sitte noch einige Fuß freier Raum zwischen dem Grunde und dem Bambusboden der Wohnstätten bleiben. So findet man sie weitverbreitet in den längst pazifizierten Provinzen von Niederländisch- und Spanisch-Indien. Die heidnischen Alfuren im Innern Cerams z. B. sind noch Pfahlbauer, ihre christlichen Genossen an der Küste aber stellen ihre Hütten wie die fortgeschrittenern Javanen und Balinesen auf den Boden. Am meisten sachliche Berechtigung behielten die Pfahlbauten offenbar an den Küsten des Meeres und der größern Flüsse, wo sie gegen Überschwemmung und Sumpfboden schützen und gleichzeitig doch die Gewinnung der Nahrung aus dem Wasser erleichtern. Wesenberg beschreibt ein derartiges ziemlich großes Pfahlbautendorf an der Küste Mindanaos bei Puerto Isabella, dessen Hütten ganz aus

Bambusstangen und Flechtwerk von demselben Materiale hergestellt und mit Mais- und Pandanus-Blättern gedeckt, zum Teil auch an den Seiten bekleidet sind. Zur Flutzeit erheben sie sich auf ihren Pfählen nur wenig über das Niveau des Wassers. Der größern Stabilität wegen sind sie eng aneinander gebaut, und nur ganz schmale Gänge laufen zwischen den Reihen hin. Da die Tiefe des Wassers in größerer Entfernung vom Strande keine Pfahlbauten erlauben würde, so ist das Dorf nur schmal, aber dafür desto länger, und liegt parallel mit dem Ufer hingestreckt. Die meisten Küstenmalayen bauen im Tieflande an den Küsten und großen Flüssen ihre Wohnungen in dieser Weise auf Pfähle, wobei oft schräg liegende Baumstämme Brücken zu der festen Erde hinüberschlagen. Dies mag also in der Sorge vor Überschwemmungen seinen hinreichenden Grund haben. Aber die Dajaken und Batta bauen hart daneben ebenso regelmäßig auf Anhöhen, und doch stehen ihre Wohnungen viel höher über dem Erdboden als jene der Malayen. Auch die Chinwan Formosas, die übrigens auch aus Schiefer bauen, wählen am liebsten Anhöhen im Walde. Man könnte nun zwar annehmen, daß sie früher auch unten an den Flüssen gewohnt und vor den Malayen sich auf die Höhen zurückgezogen, aber ihre gewohnte Bauart, obwohl sie jetzt zwecklos geworden, beibehalten hätten. Jedoch ein andrer näherer Grund liegt in der Sicherheit, welche diese hohen Lagen gewähren. Wenn, wie es in der Regel nachts geschieht, der Baumstamm mit eingehauenen Stufen, welcher die Treppe zum Erdboden bildet, heraufgezogen wird, so ist der Bau gegen Tiere und gegen Menschen, die nicht über stärkere mechanische Mittel verfügen, gesichert wie eine Burg mit aufgezogener Zugbrücke, was namentlich in Bezug auf die Sitte des Kopfabschneidens von Wichtigkeit ist. Auch daß die Wege zu diesen Festungen nicht auf dem Boden selbst gebahnt, sondern durch gefällte Baumstämme gebildet sind, ist vielleicht ebenso Sicherheitsmaßregel. Eine üble Eigenschaft der Pfahlbauten im Trocknen ist die Unreinlichkeit, welche in der Regel am Boden herrscht, über den sie sich erheben. Außerdem schwanken sie „wie Bäume im Winde", wenn sie 6—12 m über dem Erdboden stehen; denn die Versteifung mit diagonalen Streben scheint unbekannt zu sein, wie Wallace mit Erstaunen aus dem Südwesten von Celebes meldet, wo er in der ganzen Landschaft um Mamajam alle Hütten vom Westwinde der Regenzeit schief gedrückt fand.


Korb eines Dajak-Kopfjägers mit daranhängendem halben Schädel. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 407.

Die Schutz- und Sicherheitsmaßregeln im Pfahlbaue finden sich überall im Archipel.



Ein Dorf der Tagalen in Luzon, Philippinen. (Nach Photographie im Besitze von Dr. Hans Meyer, Leipzig.) Vgl. Text, S. 407.

Junghuhn erzählt von den Batta Sumatras, wie sie überall die sichersten Lagen ausgesucht haben, wenn irgend Sicherheit und Trinkwasser zusammen zu finden waren. Viele Kampongs oder Dörfer liegen auf fast unzugänglichen Berggipfeln oder Bergfirsten, und die beliebteste Lage sind die kleinen Flächen, zu welchen gelegentlich die Kämme der Bergzüge sich erweitern. Wo sie das nicht finden, befestigen sie ihre Wohnplätze auf irgend eine angängliche Weise. So fand dieser Reisende in den flachern Teilen der Battaländer fast alle Kampongs mit hohen Bambuspalissaden umgeben, hinter welchen Warttürmchen zum Auslugen sich erhoben. Daß nicht der Schutz gegen wilde Tiere, sondern gegen menschliche Feinde zu solchen Befestigungen nötigte, lehrt die Thatsache, daß dieselben überall von selbst verfallen, wo die niederländische Regierung im stande war, den unaufhörlichen innern Kriegen dieser Völker ein Ende zu machen. Bei den Batta auf Sumatra finden sich nach Junghuhn auch echte Baumwohnungen, „auf der Gabel- oder Quirlteilung eines Baumstammes errichtet, deren Mitteläste man gekappt hat, während man die Äste des Umfanges hat stehen lassen, um das Häuschen in seiner Mitte zu umgrünen und zu beschatten. Auf hohen Leitern steigt man zu



Ein Haus in Sumatra (nach Veth). Vgl. Text, S. 407.

diesen grünen Lustschlößchen hinauf, von deren Höhe herab der Batta sein kleines Paddi- und Jagonfeld zufrieden überschaut.“ Übrigens ruhen auch die gewöhnlichen Battahütten fast niemals unmittelbar dem Boden auf, sondern sind auf Pfeilern 1—6 m über denselben erhoben. Ähnlich erheben die Ilongoten von Luzon manchmal ihre elenden Waldhütten in das Dach eines Baumes. Dieselben sind aus den Blättern der Nipapalme und Bambus verfertigt und von Baumstämmen gestützt. Natürlich sind diese Häuser von äußerst kleinen Dimensionen, dienen aber je einer ganzen Familie, so zahlreich diese auch sein möge, zum Aufenthalte. Auch die Orang Sakei wohnen nach Daly teilweise auf Bäumen; übertrieben ist es aber, wenn Langenhoff die Lubu Sumatras nur auf Bäumen wohnen läßt, denn eine solche Ausschließlichkeit kommt nicht vor.

Bei der Lebensweise dieser Völker liegt das Schutzbedürfnis näher als jedes andre. Nach Schabenbergs Schilderungen der Ilongoten legen diese ihre Rancherien oder Dörfer so an, daß sie sich gleich gut zur Verteidigung wie zum Angriffe eignen, und wählen dazu erhöhte Punkte, von denen sie gut auslugen können. Dies ist ihnen aber in ihrem steten Mißtrauen noch nicht genügend; sie legen deshalb um die Hütten herum stachlige Bambusrohre, schlagen in die Erde spitzige Pfeile und stellen Fallen, so daß, wenn auch ein Freund

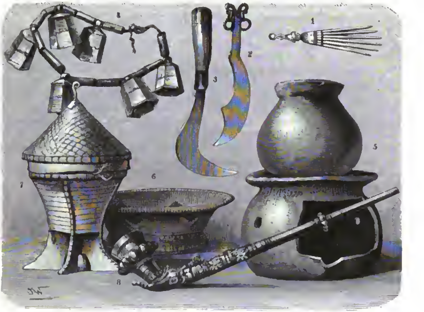
auf Besuch kommt, er sich erst von weitem melden muß, damit die verschiedenen Hemmnisse beseitigt werden können, um seinen Besuch in der Hütte zu ermöglichen. „Tag wie Nacht", erzählt Schadenberg, „stellen sie Wachen aus, weshalb es fast unmöglich ist, sie plötzlich zu überfallen. Wenn also, wie es bisweilen geschieht, sich spanische Truppen zu ihnen begeben, etwa um einen flüchtigen Übelthäter zu suchen, so ist ihre Ankunft den Ilongoten lange vorher bekannt. Haben dieselben keine Lust, den Übelthäter auszuliefern, so kann nichts gemacht werden, sie verbergen sich dann in solcher Weise im Walde, daß sie wohl dem Truppenkörper großen Schaden zufügen können, aber vor den Kugeln desselben sicher sind; es bleibt dann nichts übrig, als ihre Hütten zu verbrennen, was aber gar nichts heißen will, da sie, sobald die Truppen fort sind, die Häuser binnen einem Tage wieder aufbauen." Daß es diesen Völkern gegenüber einen großen Kulturfortschritt bedeutet, sie aus ihren Berg- und Waldfesten nach der Ebene zu verpflanzen, wie es immer das Streben aufgeklärter Kolonialbeamten und Missionare, sowohl spanischer als niederländischer, gewesen ist, liegt auf der Hand. Die Abneigung gegen das ungeschützte Tiefland ging bei diesen Stämmen indessen so weit, daß sie nicht nur selbst nicht an den Küsten wohnten, sondern es sogar nicht zuließen, daß sich Negritos daselbst ansiedelten.


Ein Haus in Sumatra. (Nach Modell im ethnographischen Museum, Dresden.) Vgl. Text, S. 407.

Den malayischen Stil charakterisiert ferner häufig das steile und tief herabreichende Dach von oft 15 m Höhe, welches an der Rückseite der Alfurenhütte, indem es bis auf den Boden geht, den Feuerplatz gleich ein- und abschließt. Da der Grundriß der malayischen Häuser, Hütten und Vorratshäuser fast immer rechteckig oder quadratisch ist (runde Bauten sind hier ebenso selten wie in Afrika häufig; ovale mit konischem Dache werden auf Timor, achteckige Hütten werden auf Tabello erwähnt, und kuppelförmig mit eckigem Pfahlunterbaue ist die nikobarische Hütte), so ist das in der Regel steile Dach ein Giebeldach. Die Wände stehen gewöhnlich nicht ganz senkrecht, sondern sind nach außen geneigt. Das gewöhnliche Deckmaterial sind Palmblätter. Bei feinern Bauten, wie den Nebenhäusern fürstlicher Wohnungen, sind oft auch die Wände zierlichst aus Palmfasern geflochten. Die Giebelspitzen tragen vielfach holzgeschnitzte Büffelköpfe und andre Symbole oder Fratzen oder sind mit beschriebenen Amulettäfelchen behängt. Im windreichen Hochlande sind die Dächer durch darübergelegte Stangen gegen das Abwehen geschützt.

Die innere Einrichtung der stets mit hohem und breitem Eingange versehenen Wohnungen ist je nach der Kulturstufe, welche die Zahl und Mannigfaltigkeit des Geräts bedingt, sehr verschieden. Ein andrer Grund von Verschiedenheit liegt darin, daß es

Einzelwohnungen oder Gesamtwohnungen für eine Reihe von Familien gibt, und daß die letztern in getrennten Räumen oder in einem einzigen wohnen. So ist z. B. bei den Dajaken das bis 80 m messende Lang- oder Dorfhaus charakteristisch, in dem 30—40 Familien alle nebeneinander in getrennten Räumen wohnen, während bei den Batta höchstens 4—6 Familien in einem großen Hause und zwar zusammen in einem Raume hausen. Weiter ist die den Dajaken eigentümliche Scheidung des Frauengemaches von dem übrigen Hausraume bei den Batta völlig unbekannt. Dieselbe ist sogar bei den mohammedanischen Atschinesen nur angedeutet, deren sehr einfache Häuser, aus Brettern gezimmert und mit Blättern der



Malayische Hausgeräte: 1. Kamm von Timor — 2. Messer von den Philippinen — 3. Sichel von Java — 4. Glocken von Sumatra — 5. Kohlenbecken und Reistopf von Java — 6. Korb von Celebes — 7. Reiskorb von Java — 8. Pfeife von Sumatra. (Ethnographisches Museum, Dresden.)

Atapalme gedeckt, in der Regel ein längliches Viereck bilden, nur das unumgänglich Notwendige zum Kochen, ein paar Töpfe und Pfannen, ferner etliche Matten, um bei Tage darauf auszuruhen, und endlich eine durch einen schmutzigen Vorhang, den sogenannten Tabir, abgetrennte Schlafstelle enthalten, die gleichzeitig bei den bessern Familien als Frauengemach gilt. Auch in der Bauweise liegen Unterschiede. So bauen die Batta, wenigstens in Tobah, sehr viel solider als die Dajaken, von starken Hölzern und gewaltigen Brettern, und mit viel mehr Sorgfalt und Kunst, die sich in Holzschnitzereien und bunter Bemalung an den Häusern kundthut, und sodann ist bei ihnen der Bau des Nebenhauses, das zu gleicher Zeit im obern Teile als Reisscheune, im untern als Aufenthaltsort über Tag, für gewisse Leute auch als Schlafplatz und als Rathaus dient, charakteristisch. Bei ihnen kommen sogar Veranden an den Schmalseiten ihrer hohen Häuser vor. Sie bauen sorgsam mit dem Hinweise darauf, daß ein Haus so lange halten müsse, bis die Kinder mannbar

seien. Den Dajaken ist dagegen durch die riesige Entwickelung des Bambus, aus dem sie große Häuser fast ohne andres Material herstellen, das Bauen allzusehr erleichtert. Bretterhäuser gelten überall im Archipel für besser als Bambushäuser.

Die einfache Einrichtung einer Ilongotenhütte schildert Schadenberg folgendermaßen: „Eine Stelle in der Hütte ist zum Kochen reserviert; sie formen aus Steinen eine Art Herd, auf dem sie den Reis in einem grünen Bambus kochen. An das Dach hängen sie Körbe und Kinnladen von Schweinen und Hirschen, welche als Zierat dieser armseligen Hütten dienen. Die Ilongoten schlafen auf Hirschfellen und lassen sich durch die vielen Ratten und Tausende von großen Schwaben (Blatta), dabei von übler Atmosphäre umgeben, in ihrer Ruhe nicht stören. Zum Wasservorrate in den Hütten dient ein großes Thongefäß; ist dieses nicht vorhanden, so vertritt es ein großer Bambus mit bis auf die letzte (als Boden dienende) durchschlagenen Internodialwänden." Bei den Batta sind diese Bambusgefäße allgemein. Man bemißt daselbst sogar die Größe und Stärke der Mädchen nach der Zahl dieser Gefäße, welche sie von der Quelle nach Hause tragen können. Etwas reicher und wohnlicher ist schon der Palast eines Morro-Häuptlinges, den Wesenberg an der Küste von Mindanao besuchte. Derselbe war im Äußern nur durch größern Umfang und größere Höhe vor den Hütten seiner Untergebenen ausgezeichnet. Das Innere war nicht weiter durch Wände in verschiedene Abteilungen geteilt, aber doch schienen die einzelnen Plätze ihre besondere Bestimmung zu haben. In der einen Ecke lagen Matten und Kissen, womit also die Schlafstätte angezeigt war; in einer andern saßen mehrere Frauen und Mädchen und waren mit Enthülsen von Früchten beschäftigt; in einer dritten lagen Netze, Angelzeug und sonstiges Fischergerät, an den Wänden hingen Speere und Krise, und die Mitte des Raumes stellte das Empfangszimmer dar. Der Einfluß der Kultur zeigte sich in einigen Schemeln ohne Lehne aus Bambusgeflecht, die aber doch nur für fremde Gäste dazusein schienen, denn die Morro saßen auf dem aus Bambusstangen gebildeten Boden mit gekreuzten Beinen. Bambusgeflochtene Tische fand Bock bei den Dajaken.

Versetzen wir uns in ein dajakisches Haus, so ist auch hier die Einrichtung, bestehend in ein paar Matten, Kochtöpfen und Gerät um den an der Seite des Einganges befindlichen Herd, arm; aber es zeigt sich der kriegerische Charakter an den Wänden, wo Mandaus, Speere, Blasrohre, Schilde und die Ruder hängen, die man nie in den Booten läßt. Weiter ist aber die innere Einrichtung durch Bambusscheidewände vervollständigt und zwar so, daß eine Längswand den gemeinsamen Wohnraum, der zugleich Schlafraum der Jünglinge und unverheirateten Männer ist, abscheidet, während der Rest des Raumes je nach der Zahl der verheirateten Familienglieder und Mädchen wieder in kleinere Räume zerfällt. Eine Plattform oder, wenn man will, ein Balkon befindet sich vor der Thür des Wohngemaches. Licht strömt gewöhnlich nur durch Lücken der Bambuswände herein. In der Regel brennen sie kein Licht nachts aus mancherlei Furcht, wie z. B. deshalb, weil sie dadurch den Pfeilen ihrer Feinde als Scheibe dienen könnten; bedürfen sie jedoch des Lichtes, so zünden sie Baumharz an, aus welchem sie dicke Kerzen bereiten. Man findet weitverbreitet primitive Lampen, bei den Bicol aus großen Muscheln mit Binsendocht bestehend, und Harzfackeln, selbst bei den Dajaken, während Hagen bei den Tobah-Batta nie ein andres Licht als das des Herdfeuers und der Opiumlämpchen gesehen haben will. Das Feueranzünden durch Reiben von Holzstäben ist bei den zivilisiertern Stämmen durch Stein und Schwamm ersetzt. Auf Ternate geschieht das Feuermachen dadurch, daß man aus einem Bambussplitter mit einem Porzellanscherben Funken auf Zunder schlägt.

Nicht bloß die Wassermalayen bringen den größten Teil ihres Lebens auf dem schwankenden Elemente zu, sondern neben den Pfahlbauten liegen an dichter bevölkerten Stellen des Archipels verankerte Flöße, die dauernd bewohnt sind. Die Sitte ist wahrscheinlich von



IGORROTEN-RANCHERIE BANÁO AUF LUZON (Philippinen)

he ja
Reis=,
ehö=

icht
el=
1=

e
t
a
e
1=
1=
n
er
ao
ur
u=
on
en
fer
en
die
n=
a=
n
1=
e
,
1

Chinesen eingeführt worden, hat sich aber bei den Malayen rasch eingebürgert, welche ja ohnehin auf den Flößen, die, ruhig die trägen Flüsse hinabgleitend, den Überschuß der Reis-, Sago- und Rotangernten nach den Handelsplätzen tragen, oft Monate mit allen Angehörigen leben. Palembang besitzt eine ganze Vorstadt von Flößen.

Die Lage der Dörfer ist je nach der Kulturstufe und Kulturweise verschieden. Nicht nur die Waldnomaden, sondern auch die Tagalen haben eine große Neigung zum Einzelwohnen. Vom Dorfe oder der Rancheria unterscheidet man daher auf den Philippinen den Einzelhof, den Barrio. Von der Abneigung der Waldnomaden, in den Ebenen sich anzusiedeln, haben wir gesprochen. Dieselbe gilt von den Negritos und Ilongoten Luzons ebensogut wie von den Lubu Sumatras. Die Batta mit ihrer hoch entwickelten Terrassenkultur bleiben leichter in den Bergen wohnen als die Dajaken mit ihrer Leidenschaft, alle paar Jahre ein neues Reisfeld zu lichten. Doch sind schon in engern Bezirken die Dorflagen sehr verschieden. Im Sindang- und im Roepitgebiete Zentralsumatras liegen die bewohnten Regionen dicht am Fuße des Gebirges oder in den Bergen; am obern Rawas und an seinen Nebenflüssen ist das gebirgige Terrain ganz unbewohnt. Die Tagalen bauen fast nur am Wasser (ihr Name bedeutet Wasserbewohner), während Nachbarstämme sich nur im Gebirge wohl befinden. Seitdem europäische Verwaltung sich über fast alle Gebiete des Archipels ausgebreitet hat, sind die Bevölkerungen nach Zahl und Ausdehnung sehr stark gewachsen. Durch Seemalayen und Bugi sind vorzüglich die Küstenstriche und Niederungsländer mit einer dichten Kolonistenbevölkerung versehen worden.

Die Größe oder vielmehr Ausdehnung der Dörfer steht in keinem Verhältnisse zu der Volkszahl. Der vorwaltende Ackerbau läßt sehr große Wohnstätten nicht aufkommen, und meist gehört viel Land zu einem Hause, so daß das eine von dem nächsten oft durch einen weiten Zwischenraum getrennt ist. So kommt es, daß man in einem nicht eben großen Platze, wie Padang, 4—5 km zurücklegen muß, wenn man vom Landungsplatze nach den letzten Häusern geht. Der Batta-Kampong Sibaribuan von 24 Häusern hat auf diese Weise einen umzäunten Umfang von einer halben Stunde. Auch die Igorrotendörfer sind aus demselben Grunde sehr auseinander gezogen: Hans Meyer sah keins, das mehr als 250 Bewohner zählte; darüber hinaus sondert es sich (s. die beigeheftete Tafel „Igorroten-Rancherie Bando auf Luzon, Philippinen"). Das größte Dorf der Modang-Dajaken, Long Wai, besteht nur aus einigen Häusern. Auch bei den Pepo Formosas werden Dörfer von 200 bis 300 Häusern als bedeutende Orte bezeichnet, und Hagen nennt sogar einen Batta-Kampong von 20 Hütten stattlich. In Lebong in Innersumatra, einem zum großen Teile gut angebauten Lande, das verhältnismäßig stark bevölkert ist, zählte Veth 31 größere und kleinere Dörfer mit zusammen etwa 4000 Einwohnern, also 130 auf das Dorf, was einen ziemlich richtigen Begriff von der Durchschnittsgröße dortiger Wohnplätze gibt. In den Städten, wo nicht die Europäer die Gesundheitsinteressen vertraten, hat das chinesische und hinterindische Zusammenschachtelungssystem überwogen. „Es ist rätselhaft", sagt Wesenberg von Puerto Isabella, „weshalb sich die Menschen so zusammenpferchen, da überall Raum genug vorhanden ist, um der Stadt eine zehnfache Ausdehnung zu gestatten." Und Veth schreibt von Surakarta: „Wunderbar ist die Physiognomie der Straßen; während die eine wie eine Wüste daliegt, wimmelt die andre vom stärksten Leben, Kaufleute beiderlei Geschlechtes nehmen, unter dem Schutze von Tuchlappen und Sonnenschirmen, das Trottoir ein und bieten den Vorübergehenden Kleider, Kupfergeräte, Gemüse, Früchte, Getränke und Speisen an".

Gemeinsame Häuser dienen vielfach den Unverheirateten männlichen Geschlechtes als Schlafstätten. In diesen Häusern werden auch die Köpfe Erschlagener und sonstige Trophäen aufgehängt, an deren Stelle bei den Christen Maiskolben, Ochsenköpfe und dergleichen treten, und Feste gefeiert. Gewöhnlich stehen sie auf Pfählen, in Formosa so gut wie in

Ceram und Sumatra, und haben keine oder durchbrochene Wände. Sie umschließen bis zu hundert Schlafstätten. Hier hängen auch die Alarmtrommeln, und vor dem Hause steht in Ceram der runde Stein, auf dem der abgeschnittene Kopf eines Feindes liegt, bis er im Baileo aufgehängt wird. Vergebens versuchten stets die Missionare die Beseitigung dieser Gemeindehütten durchzusetzen, die sich oft neben dem christlichen Tempel erheben. In einigen Teilen Sumatras, z. B. am obern Gumanti, findet sich in jedem einigermaßen ansehnlichen Dorfe ein Balei (Baileo der Alfuren), eine Art Gemeindehaus, wo sich die Vorsteher zur Besprechung der Angelegenheiten des Dorfes versammeln und Reisende übernachten können. Manche derselben sind sehr reich mit Schnitzwerk verziert. Ebendort liegt vor den Häusern der angesehensten Bewohner der sogenannte Tabuschuppen, der gleichfalls reich mit Schnitzwerk verziert ist, und unter dessen Dache ein Tamtam, in Sumatra Tabu genannt, hängt, das bei Festen, Unglücksfällen &c. geschlagen wird. In Westborneo nimmt dieses Versammlungshaus, in welchem die Jünglinge schlafen, die dem malayischen Stile fremde Kreisform mit einem Zentralherde an. Mit diesen oft künstlerisch wertvollen Bauten, die einen großen, wenn auch nicht ausgebildeten Kunstsinn verraten, kontrastieren eigentümlich die Hütten, welche z. B. die Morro von Mindanao bewohnen, und welche nur in ihrer herrlichen Umgebung nicht abschreckend erscheinen.




Feldgeräte der Igorroten von Luzon.
1. Reismesser — 2. Grabstock. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig) 1. 1/3, 2. 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 419.

Der Ackerbau der sämtlichen malayischen Stämme dreht sich in erster Linie um Reis, dem erst später als zweitwichtigste Frucht in großen Gebieten, wie den Philippinen, der Mais sich zugesellte. Selbst ihre Viehzucht, wo man davon reden kann, steht in engster Verbindung mit dem Reisbaue, denn die Büffel dienen zu einem großen Teile dazu, die Reisfelder umzuarbeiten. Wo die Kultur gering ist, wie z. B. im Thale des Batang Hari in Zentral-Sumatra, findet man noch immer Reisfelder in den sumpfigen Niederungen; anderwärts wird etwas Bergreis auf trocknem Boden gebaut, wie die Ilongoten Luzons es thun, welche außer dieser Frucht nur Mais und eßbare Wurzeln genießen. Auch die nomadischen Lubu Sumatras haben sich zum Baue des Reises und Maises herbeigelassen. Im östlichen Teile des Malayischen Archipels findet Sago eine wachsende Beachtung, von Borneo anfangend, bis derselbe dann auf den Molukken, deren Nachbarinseln und Neuguinea als Hauptfrucht an Stelle des Reises tritt. Neben der Kultur des Reises und Maises ist vielleicht am weitesten verbreitet die des Tabakes, welche man im Herzen von Borneo ebenso wie bei den wilden Bergstämmen Nordluzons antrifft. Zuckerpalme (Arenga), Zuckerrohr, Pisang, Caladium, Bataten und Tapioka sind gleichfalls sehr verbreitet. Als Nahrungsquelle folgen wohl die Bataten unmittelbar hinter dem Reise. Palmen, Papaya, Durian und andre Fruchtbäume machen aus den Dörfern der kultiviertern Strecken von Java, Sumatra, Celebes Kulturlandschaften, wie Ibis sie aus dem Lande der Pepo auf

Formosa schildert, d. h. üppige Gärten, unter deren Schatten und Kühle sich die Menschen zurückgezogen haben. „Arekapalmen, Papaya und Bananen, mächtige Banyanen, Mango- und andre Fruchtbäume wetteifern hier an Fülle und Kraft des Wachstumes, bald herrliche Gruppen zwischen den Häusern bildend, bald sie überwölbend oder ganz dem Blicke entziehend. Um das Dorf läuft eine Allee aus riesigen Bambusbüschen, alles andre überragend."

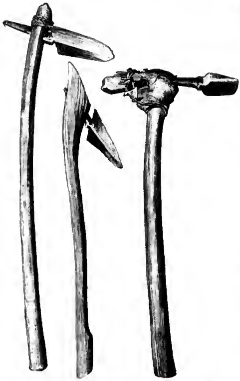
Sehen wir ab von dem Plantagenbaue des Kaffees, Thees, Zuckerrohres, der Gewürze, welcher den Javanen, Padangern, den Bewohnern der fruchtbaren Minahassa durch das „Kulturstelsel" Hollands, wie der Tabak und Kakao den Philippinen durch die Spanier, aufgezwungen ist und selbstverständlich große Unterschiede in der Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Kultur erzeugt, so zeigt der einheimische Ackerbau und vor allem der Reis-



Hacken der Malayen von Singapur. (Ethnographisches Museum, München.) ¼ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 419.

bau beträchtliche Abstufungen. Offenbar hat derselbe schon vor der europäischen Zeit durch den Einfluß einer höhern Kultur im westlichen Archipel Förderungen erfahren. Java, Sumatra und die Philippinen, wo einmal nach Jagor sechzig verschiedene Reisvarietäten zur Ausstellung gelangten, stehen auch hierin höher als der Rest der Inseln, wie allein schon ein Vergleich lehrt, den man zwischen Batta und Dajaken in diesem Betreff zieht. „Beide Völker", sagt Schreiber in seiner ungemein lehrreichen Parallele dieser beiden großen Völker, „leben hauptsächlich vom Ackerbaue und zwar vom Reisbaue in erster Linie; aber bei den Batta ist der Reisbau auf künstlich terrassenförmig angelegten und oft vermittelst langer Wasserleitungen bewässerten Reisfeldern (Saba), deren Terrassen sogar aufgemauert sind, die man immer und immer wieder bebauen kann, sehr verbreitet, während die Dajaken diese bessere Weise fast noch nirgends angenommen haben, sondern auf abgerodetem Waldboden ohne künstliche Bewässerung den Reis bauen, wobei man alle paar Jahre neue Felder anlegen muß." Und dabei stellen die Batta noch nicht den höchsten Stand dieses Zweiges der Kultur dar, sondern jener abgelegene, wenig besuchte Riasarchipel an der Küste Sumatras, welcher höchst wahrscheinlich von Batta kolonisiert wurde, lieferte in seinem reichern Ackerertrage im Vergleiche zum Mutterlande Junghuhn schon vor vierzig Jahren einen Beweis für die allgemeinere Thatsache, „daß die angeerbte Industrie

und der mitgebrachte Wohlstand in Kolonien oft noch fortdauern, wenn das Mutterland schon in Verfall geraten, ja zuweilen noch höher aufblühen, wenn dieses schon längst in alte Barbarei zurückgesunken ist". Auch bei einigen Stämmen Luzons, wie den Tinguianen und Igorroten, steht der Reisbau mit Berieselungsanlagen, Dämmen gegen Überschwemmungen und dergleichen auf hoher Stufe. Er ist dagegen wohl am geringfügigsten im Osten des Archipels, wo er sich mit der oft viel beliebtern Sagogewinnung berührt, z. B. auf Timorlaut.

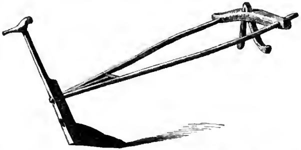


Hacken der Batta von Sumatra. (Museum für Völkerkunde, Leipzig.) 1/7 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 419.

Die harte Arbeit hört mit der Ernte des Reises nicht auf, sondern es schließt sich daran ein großer Teil der Tagesarbeit. Mit dem Stampfen des in der Hülle aufbewahrten Reises beginnt das Tagewerk der Frau, welches in den fleißigen Batta-Dörfern schon vor Sonnenaufgang anhebt. Wie bei uns das Dreschen, verkündigt es die Arbeit der Menschen weit hinaus, und an der Reisstampfe wird, wie bei uns am Brunnen, geplaudert und geschäkert. Die Mörser sind aufrecht stehende oder liegende Stammstücke, die Stößer bis 3 m lange, schwere Holzstücke (vgl. die Tafel bei S. 415). Gelegentlich sind auch Reisstampfen in Felsen ausgehöhlt, und Kinder ahmen in kleinen Löchern, die sie in den Stein bohren, die Arbeit der Großen nach. Nach dem Stampfen wird der Reis in viereckigen Holzschalen durch Schwingen gereinigt, und nun geht es an das Abbrühen desselben. Die Tagesarbeit des Mannes beginnt in der Regel erst nach dem ersten Mahle, das um sieben oder acht Uhr stattfindet, was aber nicht ausschließt, daß er nötigen Falls auch ein paar Stunden vorher schon im Reisfelde gearbeitet hat. Bock beschreibt aus den Dajak-Dörfern Südostborneos, wie jeden Morgen etwa um sieben Uhr Männer, Frauen und halb erwachsene Knaben sich aufmachen, um an die Arbeit zu gehen, ebenso wie die Jäger mit Waffen ausgerüstet. Man baut hier außer Reis in Gärten neben den Häusern Mais, Zuckerrohr und Pisang. Es wird aber nur so viel gepflanzt, wie für den eignen Gebrauch nötig ist, weshalb bei Fehlschlagen der Reisernte unfehlbar Notstand eintritt. Mit Sonnenuntergang kehren die Dajaken von ihrer schweren Arbeit zurück, die Männer mit einer Bürde Brennholz, die Frauen mit einigen Früchten; letztere müssen dann noch den Reis stampfen und die Bambusgefäße mit Wasser füllen. Nur Greise und die Leute, welche mit Häuser- oder Schiffbau beschäftigt sind, bleiben von der Feldarbeit zu Hause.

Selbst bei den Dajaken, die nicht zu den ersten Ackerbauern des Archipels zählen, nimmt der Reisbau viel Mühe in Anspruch, denn die Aussaat findet zuerst auf erdebedeckten Flößen statt, welche die Keimlinge beständig feucht halten; von diesen Flößen werden dann die Pflänzchen erst auf die Felder übertragen, in welchen das Ausjäten des Unkrautes eine Hauptarbeit der Frauen ausmacht. Noch schwieriger ist es, gegen die große Plage der Wildschweine und Ratten die Reisfelder zu schützen, und wenn die Dajaken alle 4—5 Jahre neue Reisfelder anlegen, sucht Bock den Grund hauptsächlich in den Zerstörungen, welche diese Tiere anrichten.

Als Ackergerät dient neben dem Mandau, mit welchem das Gestrüpp gelichtet und Halme geschnitten werden, die Hacke, deren eiserne Klinge mit kreuzweise gebundenen Sehnen an einen Schaft aus hartem Holze und durch diesen oft mittels Kautschuks an eine lange, gebogene und häufig etwas verzierte Handhabe befestigt ist (s. Abbildungen, S. 417, 418). Die Frauen arbeiten statt mit dem Mandau mit einem kleinern Messer. Auch die Igorroten ernten den Reis mit einem kleinen bogenförmigen Messer, indem sie jeden einzelnen Halm abschneiden (s. Abbildung, S. 416). Halb landwirtschaftliche Beschäftigungen sind Einsammeln von Harz (Damar) zum Verdichten der hölzernen Kasten und zur Verfertigung von Fackeln, von Kautschuk und von Wachs aus wilden Bienenstöcken, in einigen Gegenden auch das Einsammeln von sogenannten eßbaren Vogelnestern und endlich das Schneiden von Rattan oder Rotang, welcher für die Bevölkerung selbst unentbehrlich beim Hütten- und Schiffbaue und der Anfertigung zahlreicher Geräte ist und außerdem einen begehrten Handelsartikel darstellt, so daß borneanische Fürsten ein Monopol aus demselben machten.



Ein Pflug der Trioman von Sumatra. (Ethnographisches Museum, Dresden.)

Die Unterschiede in der Intensität, mit welcher der Ackerbau im allgemeinen betrieben wird, sind sehr groß. Am höchsten stehen, wenn man die europäischen Einflüsse wegläßt, die Batta. Die Bewohner von Java, Bali und Lombok haben wohl schon vor dem europäischen Einflusse ihre so großartige Terrassenkultur geübt, allein sie ist fast sicher indischen Ursprunges und hat zu ihrer heutigen Höhe sich erst unter der ruheschaffenden Verwaltung der Niederlande entwickelt. Die Hochland-Batta von Sumatra benutzen sogar einen Pflug, dessen Schar, eine gerade, ziemlich schmale Eisenplatte, in einer hölzernen Handhabe befestigt ist (s. obenstehende Abbildung). An letzterer befindet sich eine einfache Deichsel mit hölzernem Joche für einen oder zwei Büffel. Die Batta von Tobah wollen diesen Pflug selbst erfunden haben, was Hagen wahrscheinlich findet, da die Bedingungen zur Arbeit mit demselben: große, ebene Landstrecken, Überfluß an Zugtieren und bei geringer Ertragsfähigkeit der Zwang, große Flächen anzubauen, vorhanden seien. Ein ähnlich gestalteter Pflug in Südcelebes, wo Wallace außerdem eine rohe Holzegge in Thätigkeit sah, hat eine Schar aus hartem Palmholze. Statt der Egge dient den Batta zum Zertrümmern der Erdschollen eine hölzerne Keule. Daß früher auch die Batta einem extensivern, mehr Raum in Anspruch nehmenden Systeme des Anbaues huldigten, scheinen die weiten Strecken

entwaldeten Landes zu beweisen, die auf Sumatra ihre Wohnsitze bezeichnen. Heute freilich sind die Batta viel seßhafter als die Dajaken, trotzdem die erstern neben dem Ackerbaue auch Viehzucht betreiben, welche sonst eher geneigt ist, ein gewisses Ausgreifen über weite Räume zu begünstigen. Die Batta düngen in einigen Gegenden auch die Felder, indem sie den Dünger in Körben aufs Feld tragen oder durch eine Wasserleitung aus dem Viehkrale auf den Acker führen lassen. Im östlichen Archipel ist die Düngung der Felder nicht üblich.

Was der Reis bei den westlichen, ist der Sago bei den östlichen Malayen und zwar von Nordborneo anfangend, wo derselbe die Hauptfrucht der Milano darstellt. Wälder werden als Gemeineigentum betrachtet, und das Fällen der Sagopalmen darf nur auf Beschluß der Gemeinde stattfinden. Der Stamm wird mit dem Schwerte gespalten, das Mark mit einer Bambushacke herausgeschlagen und mit einer Steinkeule zerkleinert. Der ganze Waschapparat wird aus den Blättern der Sagopalme selbst verfertigt. Zusammengesteckte Blätter bilden den Eimer, untereinander gestellte cylindrische Blattstiele ein System von Waschrinnen, aus Bast wird ein Sieb gemacht. Auf Ceram bereitet sich nach Joests Angabe auf diese Weise ein Mann in einem Monate so viel Sago, daß er von der einen Hälfte ein Jahr sich ernähren und mit der andern Schmuck, Messer &c. eintauschen kann, und Ostceram versorgt mit seinem Überflusse sogar eine ganze Reihe kleiner Nachbarinseln. Wallace berechnet die Nahrung eines Mannes in diesem Sagolande auf den Wert von 12 Reichsmark im Jahre.

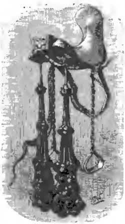


Javanischer Büffelwagen. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 421.

Erntefeste bezeichnen die Wichtigkeit des Ackerbaues im Leben des Malayen. Sie nehmen bei dem festliebenden Volke eine hervorragende, bei manchen Stämmen die erste Stelle ein. Daneben wird aber auch die Zeit des Reispflanzens gefeiert. Von den Maanjan Borneos werden Opfer gebracht, sobald der erste Reis reif ist; etwas davon wird ins Dorf gesandt, ein Huhn geschlachtet, Wetzstein und die bei der Feldarbeit benutzten Geräte symbolisch gefüttert und dann ein kleiner Schmaus gehalten. Ein andres Opfer bringt man, wenn zur Pflanzzeit im November der Sinrik, ein kleiner Vogel, wahrscheinlich eine Motacilla-Art, erscheint, welcher im April wieder nordwärts zieht. Er gilt als Bote eines

Geistes, und man opfert ihm ein Huhn oder Schwein, Ngampudi Sinrik. Alle Dorfbewohner werden geladen und beide Opfer jährlich in jedem Hause gebracht.

Der **Viehzucht** sind durch die Natur der meisten Malayenländer enge Grenzen gezogen, außerdem sind aber mit geringen Ausnahmen die Malayen, welchen mit voller Sicherheit nur Schweine, Hunde und Hühner als ursprüngliche Haustiere zugeschrieben werden können, zu denen indessen wohl schon früh der Büffel sich gesellte (s. Abbildung, S. 420), keine Viehzüchter, so daß auch in Gebieten, wo es die schönsten Weideländer gibt, wie auf Timorlaut, dieser Wirtschaftszweig entweder gar nicht oder schwach vertreten ist. Selbst da, wo sie Rinder und Pferde in Menge haben, wie in Tobah, benutzen sie dieselben nur wenig; sie pflügen z. B. nur mit Büffeln. Eigentlich sind nur die Batta große Viehzüchter, die bedeutenden Fleiß auf ihre Kuh-, Büffel- und Schweineherden verwenden, wenn sie gleich in den meisten Gegenden weder Kühe noch Büffel melken, sondern letztere hauptsächlich zur Bearbeitung der nassen Reisfelder benutzen. Aber auch Bali führt in neuerer Zeit beträchtliche Erzeugnisse seiner Rinderzucht aus. Ebenso wird die Pferdezucht in Tobah mit Vorliebe und mit gutem Erfolge, wenngleich in ziemlich primitiver Weise, getrieben, und die Tobah-Ponies bilden seit einigen Jahren einen bedeutenden Gegenstand der Ausfuhr aus Sumatra. Merkwürdigerweise werden sie von den Batta selbst kaum benutzt. Büffel sind auch dort vorhanden, wo Rinder fehlen; Schweine, Hühner und Hunde, gelegentlich auch stummelschwänzige Katzen, die man in gleicher Art bei den Dajaken Borneos findet, bilden den allgemeinen Grundstock des Haustierbestandes. Ziegen kommen in den Hochländern hinzu. Einige dajakische und philippinische Stämme scheinen ferner eine Vorliebe für Hundefleisch zu besitzen, da aber diese Tiere auf der Jagd sehr nützlich sind, schlachtet und ißt man nur kranke oder schwerverwundete Tiere. Beträchtlich ist die Entenzucht der Tagalen, der Balinesen und Sassaken, die einer großen Ausfuhr zur Grundlage dient. Züchtung von Pferden neben Hunden zum Zwecke des Verspeisens erwähnt **Hans Meyer** von den Igorroten Luzons. Was aber **Langenhoff** von Malayen Malakkas erzählt, daß Weiber Affen aufsäugen, um sie gemästet zu essen, beruht wohl auf Mißverständnis. Übrigens sind die Bewohner der tierreichen Waldgebiete große Freunde der zähmbaren Tiere, mit denen sie sich umgeben.



Ein Sattel von Sumatra. (Ethnographisches Museum, Dresden.)

Der Tierreichtum der malayischen Wohnsitze läßt überall die **Jagd** lohnend erscheinen, so daß jede größere Insel ihre besondern Jägerstämme aufweist, die, wie die Lubu Sumatras, hauptsächlich aus der Jagd ihre Nahrung und ihre Tauschmittel gewinnen. Unter letztern sind manche, wie Bezoarsteine, Rhinozeroshörner, Tigergalle und dergleichen, welche der Aberglaube der Malayen und noch mehr fast der Chinesen zu sehr kostbaren Bestandteilen der materia medica oder des Wunderapparates stempelt. **Schadenberg** erzählt von der Jagd der Ilongoten: „Wollen sie eine größere Jagd veranstalten, so vereinigen sich mehrere Familien; sie bedienen sich dazu großer Netze von ca. 10 m Länge und 1½ m Breite, welche sie aus Abaka (Musa textilis) verfertigen. Bei der Jagd werden diese Netze zwischen großen Bäumen ausgespannt, so daß das getriebene Wild durch sie nach einer Richtung und einem bestimmten Ziele hingeleitet wird; daselbst lauern die Ilongoten mit ihren Hunden und bringen das ankommende Wild mit Lanzen und Pfeilen zur Strecke. Die erlegten Tiere werden bald aufgebrochen und der Ausbruch den stets hungrigen Hunden

gegeben.“ An Mut fehlt es nicht, wie der bekannte Tigerjäger Beccaris beweist, der 14 Tiger allein erlegt hatte. Aber es gibt Ackerbauerstämme auf Java, Luzon und andern, die von der Jagd fast gar nichts wissen. Die Malayen sind Meister im Fallenstellen, wozu sie allerdings durch den Überfluß an großen und gefährlichen Säugetieren mehr oder weniger gezwungen sind. Beth beschreibt aus Zentralsumatra eine Tigerfalle: Ein enger, aber hoher Käfig aus starken, mit Spanischem Rohre verbundenen Baumstämmen, dessen Fallthür sich schließt, wenn das Tier sie passiert hat. Als Köder dient eine Ziege oder ein Hund. Manche Fallen haben auch zwei Thüren, die zu gleicher Zeit sich senken, so daß der Tiger weder an den Köder noch ins Freie gelangen kann. Andre stellen ausgemauerte Gruben vor, die sich nach unten erweitern. Für die Jagd der wilden Carabao-Büffel verfertigen die Ilongoten eine Art Lassofalle, indem sie einen starken Baumast umbiegen und durch Rotangzweige ihn zu einer Falle umgestalten, so daß, wenn der Carabao den Ort halb passiert hat, er durch den aufschnellenden Ast festgehalten wird. In dieser Lage lassen sie das Tier, bis es vor Erschöpfung umkommt, oder sie töten es mit Lanzen. Jagdhunde besitzen selbst die armen Negritos von Ostluzon; nach Wallis sind dieselben, trotzdem sie halb verhungert sind, sehr brauchbar für die Hirschjagd. Die Vogeljagd wird vermittelst Netzen und Leimruten mit großem Geschicke betrieben. Bei den Maanjan auf Borneo nimmt in der Regenzeit der Fang einer kleinen, Tawi genannten Papageiart, **Palaeornis longicauda**, die sehr schmackhaft ist, das Abrichten der dazu gebrauchten Lockvögel, Kasis, sowie das Flechten von Behältern für dieselben und das Anfertigen von Leim und Leimruten den Mann fast ganz in Anspruch. Die Bugi kultivieren die Hirschjagd zu Pferde als einen Lieblingssport.



Bambusbüchsen für Betel und Tabak, von den Redjang, Sumatra. (Ethnographisches Museum, München.) ⅓ wirkl. Größe.

Der Fischfang wird mit Netzen, Angeln, Körben, Speeren und nicht zuletzt mit Betäubungsmitteln betrieben, die das Wasser vergiften. In vielen Teilen dient er nicht bloß zur Ernährung der Fischer, sondern es bilden Fische auch einen großen Handelsartikel in getrocknetem, geräuchertem oder gesalzenem Zustande. Besonders groß ist, wohl durch chinesischen Einfluß, diese Industrie und der daran sich knüpfende Handel auf den Philippinen. Fischwasser werden daher oft zu hohem Zinse von den einheimischen Fürsten verpachtet. Der Seefischerei liegen besonders die Küstenmalayen ob, die auch den verwandten

Geschäften des Schildkrötenfanges, des Einsammelns eßbarer Vogelnester und des Trepangs sich widmen. Aus den verschiedensten Teilen sind Muschelhügel (Kjökkenmöddings) beschrieben, die auf den Andamanen, wo man heute nur Cyrena ißt, Arca- und Austerschalen umschließen.

Die **Nahrung** der meisten malayischen Stämme ist überwiegend vegetabilisch; bei den einen und zwar vorwiegend im Westen, z. B. in ganz Sumatra, ist Reis, bei andern Sago die hauptsächliche Kost und nächstdem Fische; Fleisch wird von vielen nur bei festlichen Gelegenheiten gegessen. Auf die Anthropophagie kommen wir zurück (s. S. 450). Bei der Vorliebe vieler malayischer Stämme für Fischfang, Leben an der Küste, Schifferleben werden die Erzeugnisse des Meeres bis herunter zu den Seesternen in Fülle mit zur Nahrung herbeigezogen und sind allerdings besonders dort, wo der insipide, einfach in Wasser abgekochte Reis die Grundlage der Ernährung bildet, als Würze doppelt notwendig. Außer den durch den Islam hereingebrachten Speisegesetzen gibt es alteinheimische, uns nicht genau bekannte Regeln, auf welche jedenfalls Bemerkungen zurückführen wie die van Dewalls, daß die Monbang Borneos kein Wildbret essen, und ähnliche. Merkwürdig ist die öfters betonte Unempfindlichkeit gegen angegangenes Fleisch. Die Tagalen haben wohl von den Chinesen gelernt, bebrütete Eier und Küchlein als Leckerbissen anzusehen.



Ein Speisedeckel von Borneo. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

Das **Betelkauen** geht durch das ganze Gebiet. Es mag in einzelnen abgelegenen Gegenden fehlen, aber es ist allgemeiner als das **Tabakrauchen**, welches sogar auf einer ganzen Insel, wie Ceram, nicht geübt wird. Leidenschaftlich lieben den Tabak die Tagalen und so ziemlich alle mohammedanischen Malayen. Von Borneo beschreibt man Wasserpfeifen aus einem kleinen Stücke sehr harten Eisenholzes, welches zur Abkühlung des Dampfes in einen mit Wasser gefüllten Bambus gesteckt wird, und in Luzon sind die Tabakspfeifen nach chinesisch-japanischem Vorbilde für nur bohnengroße Tabakspfröpfchen bestimmt (s. Abbildung, S. 425). „Alle diese Völker sind an den Genuß des Tabakes so sehr gewöhnt, daß ohne denselben kaum auszukommen ist. Man erringt sich durch eine freigebige Austeilung dieses Narkotikums die Zuneigung seiner Leute und macht sie damit zur Arbeit willig", schreibt A. B. Meyer nach längerm Verkehre mit den malayischen Stämmen. In Bezug auf Ausbreitung steht dieser Genuß nur hinter dem Betel zurück. Die Tabakspflanze bildet auch ohne Dazwischenkunft der Europäer, welche bekanntlich aus Luzon, Java und Sumatra Hauptländer des Tabaksbaues gemacht haben, z. B. im Innern Borneos und der äußersten Molukken, Timors einen Gegenstand des Anbaues, und Tabak ist ein überall begehrter Handelsartikel. Rauchen und Kauen genügen nicht; schon Schwaner erwähnt von den Dajaken eine eigentümliche Gewohnheit, sich Kugeln von Tabaksasche zwischen die Lippen zu stecken und dieselben zu belecken. Michielsen gab dazu neuerdings folgende Erläuterung: „Mit dem sehr fein geschnittenen (übrigens sehr schlechten) Tabake werden große Tüten von grünem Pisangblatte gefüllt. Meistens wird den Frauen aufgetragen, diese Zigarren zu rauchen, was viele Anstrengung kostet, da der Tabak schlecht brennt. Wenn die schwere Aufgabe erledigt ist, wird das Übriggebliebene mit Speichel durchweicht und zu

Kugeln von der Größe eines Taubeneies verarbeitet, welche den Dajaken den oben angedeuteten Genuß verschaffen." Bei den Bicol Luzons werden Zigarren mit Betel gekaut.

Durch die Chinesen ist im Malayischen Archipel das Opiumrauchen in einer solchen Ausdehnung verbreitet worden, daß die niederländische Kolonialregierung ca. 14 Millionen Gulden aus demselben an Verkaufspreis und Pacht bezieht. Über 90 Prozent davon kommen aus Java und Madura, ein Zeichen, daß es hauptsächlich die Javanen sind, welche von diesem Laster infiziert worden sind.

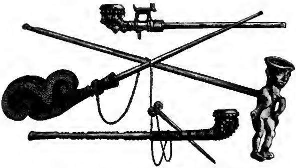
Geistige Getränke hat es ursprünglich in diesem Gebiete nur in viel beschränkterm Maße als in andern Teilen der Erde gegeben. Palmwein war wohl vielfach üblich, auch leicht alkoholische Getränke aus Reis oder Zuckerrohr sind verbreitet. Auf Borneo sah aber Bock weder Malayen noch Dajaken je ein alkoholisches Getränk anrühren. Auch auf Sumatra sieht man die Eingebornen selten andre Getränke als Kokosmilch und Wasser genießen. Aus Kaffee machen sich diese Völker nicht viel, sie ziehen eher den nicht sehr wohlschmeckenden Aufguß der Kaffeeblätter vor. Die Chinwan Formosas brauen ein gärendes Getränk aus Reis oder Hirse, wobei Reismehl, welches übrigens eine menstruationslose Frau zu kauen hat, die Hefe ersetzt.



Eine hölzerne Schalenfigur und Löffel der Igorroten von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) ¼ wirkl. Größe.

In den malayischen Sprachen hat man für Eisen und Gold eigne Worte, woraus Crawfurd schließt, daß sie diese Dinge vor dem Eindringen der indischen und chinesischen Kultureinflüsse gekannt hätten. Selbst für Stahl sollen Malayen und Javanen ein eignes Wort haben. Die Tragweite dieses Schlusses kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls sind die malayischen Völker alle mit der Benutzung des Eisens vertraut, und einige scheinen in seiner Herstellung sehr geschickt zu sein, wiewohl heute viel fremdes Eisen im Lande verarbeitet wird. Bock sagt in seiner Reise durch das waffenberühmte Land der Dajaken: „Obgleich ich die Klingen oft in rohem Zustande oder auch fertigen und schärfen gesehen habe, konnte ich doch niemals ein Bergwerk oder einen Schmelzofen erblicken und vermag nicht anzugeben, woher das Rohmaterial eigentlich genommen wird". In Sumatra kennt man alte, verlassene Eisenschmelzen, aber die Batta verarbeiten heute nur fremdes Eisen. In Menangkabau dagegen wird Eisen in 2 m hohen und 3 m breiten Öfen ausgeschmolzen. Auch Gewehrläufe werden dort geschmiedet, selbst Kanonen gegossen. Eisen- und Kupfererze werden durch Feuersetzung abgebaut. In Banjermassing und Palembang blüht eine große

einheimische Waffenfabrikation, die ihr Eisen vorzüglich aus Celebes und Timor bezieht und besonders in damaszierten Klingen die Erzeugnisse der berühmtesten Werkstätten des Orients erreicht. Auch die Malayen von Sarawak auf Borneo sind geschickte Eisenarbeiter, nicht minder die der Südostküste, wo Nagara der Sitz großer Waffenwerkstätten ist. In Bruni und Sarawak werden ferner Messing und Gold in größerer Menge verarbeitet. Die Sprachkundigen behaupten, daß in den östlichen Teilen des Archipels, speziell den Molukken, Gold und Silber mit javanischen Wörtern benannt werden, so daß es scheint, als ob diese Metalle erst später von Westen her hierher gebracht worden seien. Speziell von Amboina und Buru wird dies berichtet. Kupferringe werden in Sumatra von den Orang Ulu als Schmuck getragen. Die Batta sollen in der Verarbeitung des Kupfers geschickter sein als in der des Eisens, in welcher, wenigstens soweit Waffenfabrikation in Betracht kommt, selbst die wilden Dajaken sie übertreffen. Die Igorroten sollen früher zu Waffen und Schmuck fast nur Kupfer verarbeitet haben und betrieben einen regen Kupferbau mit streng gesonderten Schurfgebieten. Bemerkenswert ist, daß Bewohner von einander naheliegenden Inseln, wie Banka und Biliton, in Bezug auf metallurgische Kenntnis sich so erheblich unterscheiden, denn die erstern, Orang Gunung, welche überhaupt tief stehen, verstehen es nicht, Eisen zu bereiten, während die letztern damit vertraut sind. Die Manipulation der aus Fellen nach dem Systeme der doppelten Pumpe gebauten Blasebälge ist dieselbe wie in Indien und Afrika. Daneben beschreibt aber Hans Meyer aus einer Igorrotenschmiede die minder gewöhnliche Form eines aufrecht stehenden, aus zwei ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Blasebalges mit am Boden ausgehenden Luftröhren. Von Instrumenten fand Martens in einer malayischen Schmiede Borneos Hammer, Meißel, Hohlmeißel und Axt. „Aber ich vermißte die uns durchaus notwendig erscheinende Zange. Bei Hammer und Axt ist das Eisen nur mittels gespaltenen Rotangs an dem hölzernen Stiele befestigt, zum Stiele der Axt ist ein Aststück gewählt, das Eisen an den kurz abgeschnittenen Hauptast angelegt und der etwas schwächere Seitenzweig als Handgriff benutzt." Gold ist im Archipel schon vor der europäischen Zeit reichlich gewonnen worden. Die Spanier fanden Goldstaub als Zahlungsmittel bei den Eingebornen von Luzon und Mindanao, und Gold bildete schon früh einen Gegenstand der Ausfuhr aus Sumatra, Malakka und Borneo. Die Malayen der Westinseln lieben das Gold zu den verschiedensten Schmuckverwendungen, und sein verbreiteter Gebrauch scheint das Alter seiner Anwendung zu bezeugen. Selbst unter den Batta gibt es geschickte Gold- und Silberschmiede, die sogar Filigranarbeit fertigen.



Tabakspfeifen der Igorroten und Guinanen von Luzon.
(Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig) 1/3 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 428.

Spinnerei und Weberei sind weit verbreitet. Spinnrocken und Spindel erinnern häufig an gleichartige europäische Werkzeuge (s. Abbildung, S. 426 links). Selbst die primitiven Dajaken verfertigen vortreffliche Zeuge aus Baumwolle auf dem höchst einfachen senkrechten Webstuhle (s. Abbildung, S. 426 rechts), der, aus ein paar Stäben zusammengebunden,

schief gegen die Hauswand gelehnt zu werden pflegt, und die Batta verstehen sogar Goldfäden einzuweben. Allerdings nimmt die Arbeit viel Zeit in Anspruch: Wallace schätzt einen Zoll als den täglichen Zuwachs an den schmalen Sarongs ländlicher Weberinnen in Südcelebes. In Surabaja und Makassar gibt es eine große einheimische Textilindustrie, verbunden mit einer eigentümlichen Methode der Färberei, wobei die farblos bleibenden Muster mit flüssigem Wachse aufgezeichnet und durch Wegnehmen des Wachses und Eintauchen in verschiedene Farben überraschende Nüancen erzielt werden. Java liefert schwarze Sarongs, wie die eigentlichen Malayen sie lieben, Makassar farbige Zeuge, Padang Pandjangs und Sinkarahs, die reizend gemusterten, oft mit Gold- und Silberfäden gestickten Slendjangs oder Shawls, welche die Malayen-Frauen zur Kopfbedeckung benutzen (s. die Tafel bei S. 391). Geflochtene Körbe, Taschen und Hüte aus den Fasern des Pandanus oder gewisser Palmen kommen selbst auf den europäischen Markt. Der Manilahanf, Abaka, hat auf Luzon schon vor der Zeit der Europäer einen Gegenstand des Anbaues gebildet. Baumrinden-Stoffe, deren Gebrauch seit hundert Jahren sehr zurückgegangen ist, werden bei wild lebenden und bei wenigen zivilisierten Stämmen verfertigt, ohne indessen die hohe Vollendung der papierdünnen Tapa Polynesiens zu erreichen. Die malayische Tapa ist mehr lederartig, dichter.



Ein Spinnrocken der Igorroten von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 425.



Ein malayischer Webstuhl. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 425.

Alle Malayen stellen Thonwaren her, ohne eine besondere Geschicklichkeit darin zu entfalten. Es gibt hierin keine großen Abstufungen. Einige bereiten die Gefäße aus Thon, den sie mit einem Stücke Metall aushöhlen und bearbeiten und in Formen bringen, welche Schadenberg den in Schlesien oft gefundenen Urnen ähnlich findet. In der Regel ist das Brennen nicht hinreichend, weshalb die Erzeugnisse mürbe bleiben. Dennoch gibt es an einzelnen Orten große Ziegeleien und Töpfereien. Selbst bei den Igorroten scheint nach Hans Meyers Angabe außer dem Schmieden die Töpferei das einzige fachmäßig betriebene Handwerk zu sein. Zu den Thongefäßen kommen als notwendige und leichter zu erhaltende Teile des Hausrates Bambusgefäße, die zum Reiskochen genügen. Eigentümliche Holzschüsseln mit größerer Höhlung für die Speise und kleinerer für das Salz kommen bei den Igorroten vor. Eine beträchtliche Industrie ist die Ölbereitung aus Kokosnüssen auf Tabello.

Es gibt wahre Industrieplätze, an denen eine Industrie fortzeugend andre geboren hat, so Nagara an der Südostküste Borneos, welches berühmt durch seine Waffenfabrikation und

zugleich durch Töpferei, Schiffbau und Mattenflechterei ist, selbst Industriedörfer, wie das waffenberühmte Sirukam in Sumatra. Durch seine Zeuge berühmt ist Ilocos, welches Nordluzon mit seinen Mantas de Ilocos versieht.

Die Schiffahrt der Malayen schließt sich besonders in den östlichen Teilen und den Philippinen an die polynesische an. Die weiten Handels- und Piratenzüge der Malayen, aus denen zuletzt Völkerwanderungen wurden, gingen auf Auslegerbooten und Doppelbooten unter dreieckigem Rohr- oder Mattensegel vor sich (s. untenstehende Abbildung), und noch heute haben viele malayische Prauen (s. Abbildung, S. 428) von anerkannter Güte kein Lot Eisen an sich. Viele Binnenvölker in Malakka, in Borneo, Luzon und andern Inseln haben gar keine Fahrzeuge, auch gibt es Fischerstämme, die sich mit Bambusflößen (Catomarans) nach chinesischem Muster und höchstens Einbäumen behelfen. Aber die geschichtlich wirksamsten Völker dieser verbreiteten Gruppe, seien es echte Malayen oder Alfuren, Tagalen oder Goramesen, zeichnen sich durch ihre Vertrautheit mit der See aus und verdanken ihr zum großen Teile ihre hervorragende geographische Stellung.



Ein Boot der Tagalen von Luzon. (Nach Modell in Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.)

Dies sind die Völker, von denen man gesagt hat, sie bauten kein Haus ans Trockne, wenn sie eine Stelle im Wasser fänden, und gingen keine Straße, wenn das Ziel im Kahne zu erreichen wäre. Ihre Schiffahrtskunst genügt selbst europäischen Ansprüchen. Die Sounsang-Prauen des gleichnamigen Schifferplatzes, frühern Piratendorfes an der Küste von Palembang führten viele Jahre die Post zwischen Müntok und Palembang, und niemand erinnerte sich, wie Mohnike erzählt, eines Falles, daß in der stürmischen Bankastraße jemals eins dieser leichten Fahrzeuge verloren oder auffallend verzögert worden sei. Die niederländisch-indische Regierung verwendet auf ihrer großen Flotte von Kreuzer-Prauen nur Eingeborne, meist echte Malayen, dann Javanen und Bugi. Auch die Thatsache, daß unter den Reedern zahlreiche Chinesen und Araber, besonders in den sumatranischen Plätzen, sich befinden, bringt das häufige Vorkommen von dschonken- und dhauähnlichen Fahrzeugen mit sich. Doch ist die malayische Prau ursprünglich ein einsegeliges, ziemlich flaches Kielboot. Als Schiffbauer sind die Kai-Insulaner, deren durch Holz, Pflöcke und Rotang gefügte Boote durch den ganzen Archipel von Neuguinea bis Singapur gehen, dann die Badjo in Südcelebes, die Bugi von Borneo, die Malayen von Biliton, Palembang und Atschin berühmt.

Zu den eigentümlichsten und interessantesten Erscheinungen des malayischen Lebens gehört somit der rege **Handel zur See**, und nicht bloß Küstenhandel, den einige schiffahrtskundige Völker des Archipels, besonders die eigentlichen Malayen von Sumatra und der Halbinsel Malakka und ihre Kolonisten auf Borneo und andern Inseln treiben. Für Handel wie für Spiel hat der Malaye eine angeborne Neigung. Wo Handelsthätigkeit sich entwickelt, handelt alles, selbst der Hadschi, am meisten aber der Radscha. Sie schrecken vor der Konkurrenz mit den im Handel geradezu fürchterlichen Chinesen, die sie sich offenbar zum Muster genommen haben, nicht zurück, sind in der Regel deren geschickte Unterhändler und bringen besonders tiefer ins Innere der Inseln ein, nicht selten durch die einheimischen Gewalten bevorzugt, ebenso wie sie weiter als jene nach Osten ausgreifen. Sie bedienen sich übrigens auch mit großem Vorteile der europäischen Kommunikationen. Bock reiste von Makassar nach Kutei auf einem Dampfer mit 40—50 Bugi-Kaufleuten, die mit ihren berühmten Tüchern dorthin handeln gingen. Die Piraterie verwüstet weite Küstenstrecken, konnte aber diesen einheimischen Handel, der zu transigieren versteht, nie ganz lahmlegen. Der Handel, der von den Goramesen mit den Papua in Neuguinea betrieben wird, ist jedoch ein halsbrecherisches Geschäft, denn kein Jahr vergeht, ohne daß irgend eine Prau von den ungastlichen Eingebornen überfallen und ihre Mannschaft erschlagen wird; dies lähmt aber den Handel nicht, ebensowenig wie die Leute von Tibor sich abhalten lassen, in ganzen Flotten dieselben sklaven- und trepangreichen Küsten zu besuchen. Der Brennpunkt jenes gefährlichen Handels ist die kleine Insel Kilwaru (s. S. 408) an der Ostspitze von Ceram. Dorthin bringen die Goramesen aus Neuguinea die eßbaren Holothurien oder Trepang für chinesische Feinschmecker, wilde Muskatnüsse, Schildpatt, Perlen und Paradies-Vögel. Von Ceram wird Sago zugeführt, während balinesische Schoner oder buginesische Abenteurer aus Singapur Opium und chinesische Waren gegen papuanische Sklaven umtauschen. Ganze Völkerschaften sind durch den Handel gleichsam verflüssigt, so vor allen die sprichwörtlich geschickten, eifrigen, allgegenwärtigen Malayen sumatranischer Abkunft und die ebenso gewandten wie verräterischen Bugi von Celebes, welche von Singapur bis Neuguinea auf keinem Platze fehlen, wo Handel getrieben wird, und neuerdings besonders in Borneo auf Aufforderung einheimischer Fürsten, wie des Sultans von Kutei, in Massen eingewandert sind, nachdem sie längst schon die vorwaltenden Träger des Handels auf dieser Insel gewesen. Ihr Einfluß ist so groß, daß man ihnen gestattet, sich nach ihren eignen Gesetzen zu regieren, und sie fühlen sich so stark, daß es an Versuchen, sich unabhängig zu stellen, früher



Eine sumatranische Prau. (Nach Modell im ethnographischen Museum, München.) Vgl. Text, S. 427.

nicht gefehlt hat. Die Atschinesen nahmen ehemals eine ähnliche Stellung ein, und nach dem Sinken des von sumatranischen Malayen zum Emporium gemachten Malakka war einige Jahrzehnte lang Atschin die lebhafteste Reede dieses fernen Ostens.

Nicht alle Stämme sind aber gleich handelsthätig, bei vielen, z. B. den Batta und andern Sumatranern, wird der Handel den Weibern überlassen. Tiefer stehende, wie die Lubu, verhalten sich ganz passiv und sind noch nach Mohnikes Schilderung die wortlosen Partner in dem „stummen Handel“, der so oft beschrieben wurde.

Die große Entwickelung der Schiffahrt im Malayischen Archipel schränkt das Gebiet des **Binnenhandels** sehr ein. Da es der schiffbaren Flüsse wenige gibt und Lasttiere nicht existieren, wird alles entweder in offenen, aus Rotang geflochtenen Traggestellen oder in wasserdichten Tragkörben oder auch in sackartigen Ranzen (s. nebenstehende Abbildung) sowohl vom Felde und Garten heimwärts als auch nach den Märkten getragen. Lasten werden in der Regel an einem Gurte um die Stirn und zwar fast ausschließlich von den Weibern getragen. Der Handel ist vorwiegend Tauschhandel. Auch in den abgelegenern Gegenden, wie z. B. in Zentralborneo und auf dem Tobah-Plateau, haben größere Dörfer ihre allwöchentlichen **Märkte** auf einem freien Platze, die indessen nicht nur dem Handel, sondern auch dem großen Vergnügen des Hahnenkampfes gewidmet sind. Die Märkte beginnen früh und pflegen schon lange vor Mittag beendigt zu sein. In manchen Gegenden wandern sie in bestimmter Reihe von Ort zu Ort. Diese Länder müssen, wenigstens soweit sie einst den indischen Einfluß erfuhren, in der Vergangenheit viel bessere Wege gehabt haben als die „Mäusepfade“, wie die Batta treffend ihre heutigen Wege nennen. Die großartigen Bauten Javas, Sumatras würden sonst nicht denkbar sein. Heute vermitteln außerhalb des europäischen Interessenbezirkes, der allerdings sehr rasch an Ausbreitung gewinnt, fast nur Fußpfade und Rotanghängebrücken den Verkehr, der demgemäß häufig unterbrochen ist.



Ein Trageranzen der Igorroten von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/5 wirkl. Größe.

Mit dem holländischen Einflusse ist im malayischen Gebiete auch holländisches **Geld** sehr allgemein zur Geltung gelangt. Die Batta des Hochlandes erkennen aber merkwürdigerweise auch heute nur den echten spanischen Peso und an den Grenzen auch den mexikanischen an. Daneben sind jedoch zum Schmucke auch Goldmünzen gesucht. In Lombok wird nur chinesische Kupfermünze in Zahlung angenommen. Englische Sovereigns australischer Prägung wurden in Borneo als Schmucksachen mit 15 Gulden bezahlt, und auf Timorlaut, wo gar kein Geld üblich ist, fehlt doch dieser Schmuck von Goldmünzen nicht. Der hohe Stand der Falschmünzerei im Archipel, ursprünglich wohl eine chinesische Einführung, mag wenigstens ein Zeugnis für die industrielle Geschicklichkeit der Malayen ablegen.

# 20. Familie und Staat der Malayen.

„Brautkaaf, Suku, Blutrache und Pomali sind die Leitmotive des malayischen Lebens.“ * * *

Inhalt: Freien und Hochzeit. Verschiedene Arten des Brautkaufes. Hochzeitsfeierlichkeiten. — Die Stellung des Weibes. — Die Familie und der Stamm. — Exogamie. Polygamie. Verwandtschaftsformen. — Geburt und Erziehung. — Politische Bedeutung des Stammes. Sukus und ähnliche Institutionen. — Der Staat. Vorwalten kleiner Staatsgemeinschaften. Despotie oder Anarchie? — Beispiele für die Stellung der Herrscher in Atschin und Sulu. — Überwiegen der Dorfaristokratie. Häuptlingszeichen. — Staatliche Verhältnisse auf Bali. Grundbesitz. Sklaverei. — Kolonisation. — Internationale Beziehungen. Krieg und Friede. — Die Kopfjägerei. Psychologische und historische Motive. Kannibalismus. — Rechtsleben. Gesetze und Strafen. Ordalien. Fembünde. — Das Pomali, Padi oder Fosso. — Tod und Begräbnis. Totenfeier.

Die Ehe beruht bei den malayischen Stämmen fast durchaus auf dem Kaufe der Braut, dem man allerdings in den verschiedensten Abstufungen begegnet. Die Frau trägt daher häufig den Namen „die Gekaufte“. Die Frage, ob in diesem Kaufe eine Ablösung des durch Wegführung unter Aufhebung des Mutterrechtes des Mädchens dem Stamme zugefügten Schadens zu erkennen sei, sei hier nur angedeutet. Polygamie ist, wo durch die Zahl der Frauen ermöglicht, häufig zu finden und durch den rapid Raum gewinnenden Islam nur noch mehr gefördert. Doch ist es noch bei ganzen Stämmen, wie z. B. den Alfuren Cerams und den Igorroten, Italonen und Ilongoten Luzons, den Milano von Borneo, Sitte, mit Einem Weibe sich zu begnügen. Oder, wo dies nicht der Fall ist, gestattet sich der Polygamist doch nur Eine Frau in seinem Dorfe, um Zänkereien zu verhüten, und hält sich weitere Lebensgefährtinnen in der Fremde. Exogamie und Muttererbrecht sind vorwiegend vertreten, erfahren aber viele Ausnahmen.

Einer Reihe von Stämmen des malayischen Völkergebietes wird absolute Unkenntnis der Ehe nachgesagt oder wenigstens Verschmähung derselben, so den Orang Sakai im Binnenlande Malakkas, den Lubu von Sumatra, den Insulanern von Pageh oder Poggi, westlich von Sumatra, den Olo Ot, einem dajakischen Stamme in Kutei, und andern. Alle diese Stämme gehören durchaus zu den in sozialer Beziehung niedrigststehenden. Wir wagen aber zu behaupten, daß es sich hier fast in jedem Falle um mangelhafte Beobachtung handelt. Von den Lubu hat den Mangel der Ehe selbst noch G. A. Wilken, ein Kenner der malayischen Sitten und Gebräuche, in seinen Arbeiten über Ehe und Erbrecht der Malayen behauptet, und wenige Monate darauf hat van Ophuijsen uns die Ehe dieser allerdings sonst tief genug stehenden Stämme als auf derselben Grundlage des Brautkaufes ruhend geschildert wie bei allen andern Malayen.

In den einfachen Verhältnissen der schweifenden Stämme Luzons, Borneos, Sumatras ist der Brautkauf eine einfache Sache, da die geringen Mittel dazu leicht erschwinglich und auch die übrigen Verhältnisse noch mehr natürlich sind als bei Alfuren oder Dajaken. Vor der Verheiratung eines jungen Ilongoten wird der Fall zwischen den beiderseitigen Familien verhandelt, welche feststellen, wie lange der Bräutigam im Hause der Braut Dienste zu thun hat, und wie viele Schweine und Hühner er bei dem Hochzeitsmahle auftischen muß. Ähnlich gab früher ein Lubu, wenn er heiraten wollte, dem Vater der Braut ein Blasrohr nebst einem Köcher mit Pfeilchen, die eigentümliche Hauptwaffe der Lubu, und bot außerdem einen Hund, wenn es hoch kam ein Schwein, zum Festschmause. Jetzt sind an die Stelle davon ein Huhn, ein Maß Reis und eine kleine Summe Geld getreten. Außerdem muß der Bräutigam seinem Schwiegervater eine Zeitlang bei der Arbeit behilflich sein.

Hier mag auch die etwas zweifelhaft klingende Erzählung Villa verdes über die Freiung der Igorroten erwähnt werden, der zufolge die Braut, mit einem runden Schirme aus Palmblättern bewaffnet, sich etwa 40 m vom Bräutigam niederläßt und von diesem mit einem stumpfen Pfeile beschossen wird. Verletzt er die Braut nicht, so erhält er sie zur Frau. Hans Meyer berichtet nichts davon, erwähnt dagegen eine mehrtägige Probezeit. Anders dort, wo Ständescheidung und Kapitalbildung größere Fortschritte gemacht und Ansprüche wachgerufen haben. Die Kaufsummen erheben sich dann zu beträchtlicher Höhe, bei mittlern Leuten auf Halmahera zu 80 Gulden, bei Reichen auf Timorlaut gar zu 1000 Gulden holländisch in Geld, denen außerdem Waffen und Schüsseln, anderwärts Vieh, bei den Sulu sogar Schiffe, Kanonen, Sklaven beigegeben werden. Zwar bleibt für die unbemittelten Stände diese einfache Form der Ehe bestehen, aber neben ihr entwickelten sich eine oder mehrere andre, welche sich wesentlich durch die Höhe der für die Braut geforderten Summe unterscheiden. Wenn, wie im Djudjur der Malayen, die Kaufsumme hoch ist, wird das Heiraten dadurch sehr erschwert, und die Ehe kommt erst in späten Jahren zu stande. Um die Frau nicht in absolute Abhängigkeit geraten zu lassen, welche diese Art der Ehe mit sich bringt, sie gegen Verpfändung ihrer Person und dergleichen sicherzustellen, bleibt bisweilen aus Delikatesse ein kleiner Teil jener Summe unbezahlt. Aber häufiger bestreitet die Frau die Kosten der Hochzeit, während der Mann ein Geschenk gibt, in welchem Falle dann beide Teile einander gleichstehen, oder es gibt der Mann gar nichts und gerät damit in eine Art von Abhängigkeit von der Familie der Frau, ja sogar in Schuldsklaverei, wie von den Eingebornen der Insel Nias berichtet wird. Diese drei Varietäten der Ehe findet man zusammen bei den Malayen von Menangkabau, während die Batta die erste und letzte Form haben. Doch gilt die letzte leicht für schimpflich, wie von den Lampong Sumatras bestimmt bestätigt wird.

Entsprechend ist auch die Scheidung in verschiedenem Maße erleichtert und geordnet. War eine hohe Summe für die Braut bezahlt, so muß die Frau im Falle der Scheidung die Kinder zurückkaufen. Im Falle des Semando bleibt der Frau das Haus und den Kindern die Wahl der Eltern, im Falle des Ambil Anak hat der Mann gar kein Recht auf Haus oder Kinder. Oft wird aber auch, so z. B. bei den Manganja, in Gegenwart von Zeugen vor der Heirat eine bestimmte Summe, 25—100 Gulden, festgesetzt, die im Falle der Ehescheidung von dem schuldigen Teile gezahlt werden muß. Unter den Trennungsgründen ist Unfruchtbarkeit der entscheidendste. Ist bei den Ilongoten eine Frau unfruchtbar, so kann sie verstoßen werden, darf sich aber wieder mit einem andern Manne verheiraten, ebenso wie sich der betreffende Mann eine andre Frau nehmen kann.

Die starke Betonung des Brautkaufes schafft bei den fortgeschrittenern, reichern Stämmen der Malayen so auffallende Mißverhältnisse, daß sie schon vor hundert Jahren als die fruchtbarste Quelle von Rechtsstreitigkeiten bezeichnet werden konnte. Bei verschiedenen Stämmen Luzons kommt jahrelange Arbeit im Hause des Vaters der Braut vor formeller Eheschließung vor. Es ist bei den Malayen von Menangkabau der Eintausch einer Schwiegertochter gegen eine Tochter möglich, der unter Umständen mit einem Aufgelde und in der Art geschieht, daß die letztere nun gleich einer eignen Tochter für Geld von denen verheiratet wird, an die sie übergegangen ist. Zieht die Frau zu ihrem Manne, so ist dieser in jeder Hinsicht für sie haftbar, und sie selbst verliert das Erbrecht in ihrer eignen Familie; zieht der Mann zu ihr, und bleibt sie in ihrer bisherigen Familie, was der gewöhnliche Fall ist, so hat diese für sie zu haften. Der Vater ist zwar verpflichtet, für seine minderjährigen Kinder zu sorgen, da diese aber ihn nicht beerben, haben sie auch nicht für seine Schulden einzustehen; er darf ihnen ohne die Zustimmung seiner zukünftigen Erben nicht einmal etwas schenken außer Kleidern. Erscheint den Freunden des Bräutigams die Summe

unerschwinglich, welche für die Braut gefordert wird, und ist im übrigen Neigung vorhanden, so entführen sie die Braut, damit deren Eltern sich mit einer geringern Summe begnügen; auch geschieht dies wohl mit Vorwissen der letztern, die zwar gewaffnet ausziehen, das Mädchen zu suchen, aber nach Aufführung eines Kampfspieles auf die Festsetzung der Abfindungssumme oder Djudjur eingehen. Aus Eitelkeit wird die letztere nach Übereinkunft oft beträchtlich höher angegeben, als sie wirklich ist. Daß die Frau Besitz des Mannes wird, prägt sich in manchen Sitten aus. So treten z. B. die Redjang der Braut auf die große Zehe, indem sie sie aus dem Vaterhause führen, weil den Fuß auf etwas setzen die Besitznahme anzeigt.

Ausartungen der Ehe, die unter diesen Verhältnissen vorkommen müssen, begegnen wir besonders bei den Dajaken Borneos. Frauentausch, Frauengemeinschaft, Vielmännerei treten hier trotz Brautkaufs und Hochzeitszeremonien auf, ohne daß wir sagen könnten, in welchem Verhältnisse sie zu der Ehe stehen, die doch auch bei ihnen geschlossen wird. Schwaner erzählt von den Sijang Südostborneos, daß sie die Frauen gleichsam in Gemeinschaft besitzen; derselbe traf im Kampong Dengon Kamai am Katingan, ebenfalls in Südostborneo, anscheinend eheloſe Weibergemeinschaft. Auch von den Dajaken von Sidin wird behauptet, daß ihre Frauen mit mehreren Männern zugleich verkehren. Ohne Zweifel erschwert den prostituierten Priesterinnen oder Balian der Dajaken ihre einstige Sittenlosigkeit nicht die Heirat; eher findet man das Gegenteil. Eine anerkannte Prostitution besteht auch bei den Küstenalfuren von Ceram, wo die jungen Mädchen, die Dobjaro, unter einem „Capitan Dobjaro" stehen. Bedeutend ist der Mädchenhandel, wie er z. B. von Padang aus mit den beliebten Niasserinnen nach den Chinesenplätzen, Atschin u. s. w. betrieben wird, wo diese Mädchen zur zeitweiligen Ehe gekauft werden. Die Leichtigkeit, mit welcher Malayinnen vorübergehende Verbindungen mit Fremden schließen, hat ihren Teil an der raschen Einbürgerung und teilweise sogar Verschmelzung der letztern mit dem eingebornen Elemente. Selbst Ehen zwischen gebornen Feinden, wie Negritos und Ilongoten, kommen vor. Fast alle chinesischen Frauen auf Banka sind Mestizinnen von malayischen Müttern.

Weit verbreitet ist im Indischen Archipel die exogamische Form der Heirat. Bei den Malayen des padangschen Oberlandes heiratet niemand in seinen Suku, bei den Batta niemand in seine Marga, und so ist der Heiratende auch auf Nias, Ceram, Buru, Timor außerhalb seines Stammes verwiesen. Mit der Exogamie geht das Muttererbrecht häufig zusammen, und der Zusammenhang ist nicht schwer in seinen Ursachen zu erkennen. Wir finden bei den padangschen Malayen, daß die Kinder stets zum Suku der Mutter gehören, und daß die Frau demnach als der eigentliche Träger der Familie gilt und alle Blutsverwandtschaft fast nur nach der weiblichen Linie gerechnet wird, der Mann aber, der in früherer Zeit niemals in seinen eignen Suku heiraten durfte, nur als ein Fremder, von außen Hinzugetretener erscheint. Er tritt indessen durch die Heirat nicht etwa in den Suku der Frau über, zu der er zieht, aber es erben ebendeshalb auch nicht seine Kinder von ihm, sondern seine Schwesterkinder, Brüder und übrigen Blutsverwandten, während die Kinder die natürlichen Erben nur ihrer Mutter sind. Wir haben Spuren von der Existenz dieser Einrichtung bei den Redjang und Batta Sumatras. Bei letztern findet man, obgleich das Vatererbrecht herrscht, für die Genossen einer Marga die Benennung „Muttergenossen". Wilken folgert das Muttererbrecht der Batta auch daraus, daß in ihrem Sklavenrechte das Kind einer freien Frau von einem Sklaven frei, das Kind einer Sklavin von einem freien Manne Sklave ist, und ferner daraus, daß Kinder aus Sklavenehen dem Besitzer der Mutter gehören. Wohl zu beachten ist, daß es sich hier überall um die geregelte Ehe handelt, wie man sie bei diesen Völkern findet; denn daß in den an das Konkubinat streifenden Verbindungen der Grundsatz „partus sequitur ventrem" gilt, ist natürlich. Man

kann wohl ohne Bedenken annehmen, daß dort, wo man Exogamie mit Vatererbrecht verbunden findet, wie bei den Redjang und Batta, den Niassern, Timoresen, Alfuren von Ceram und Buru, einst das Muttererbrecht herrschte, und daß das Vatererbrecht sich im Konflikte mit den Mißständen herausgebildet hat, welche die lockere und unselbständige Stellung des Mannes in der Familie der Frau mit sich bringt. Daß es sich dann bald so scharf zuspitzte, daß bei den Batta die Frau von ihrem Vater nicht mehr mit dem den Stammesgenossen vorbehaltenen **ho** (du), sondern mit **hamu** (Ihr) angesprochen wird, sobald sie verheiratet ist, mag sich ebenfalls aus dem lebhaften Stammesgefühle erklären. Einmal hinausgegeben, ist das Stammeskind fremd. Dies drücken die Redjang poetisch, ja rührend aus, wenn sie die Heirat Terdjun Pesuwi nennen, denn Terdjun bedeutet Sprung, Pesuwi heißt aber eine weiß gefleckte Hirschart der Gebirge, die, wenn sie einmal diesen angewiesenen Wohnplatz verlassen hat und in die Ebene hinabgestiegen ist, nicht mehr zurückkehrt, sondern hier stirbt.

Mit dem Vatererbrechte hängt wieder die Schwagerehe zusammen. Denn wenn die Frau ganz dem Stamme ihres Mannes angegliedert worden ist, bleibt diesem auch die Last ihrer Versorgung, falls sie Witwe wird. Wie weit diese Last führen kann, und wieviel sie zur Polygamie beiträgt, lehrt die Mitteilung van Hasselts, der in Redjang einen Häuptling mit sieben Frauen fand, von welchen fünf Schwägerinnen, d. h. Frauen verstorbener Brüder, waren. Auch de Haan erzählt, daß bei einer Reise, die er mit einem Fürsten von Deli im Battalande machte, eine Frau dem Fürsten zurief: „Wie, du kennst mich nicht, und ich bin doch deine Frau?" Sie hatte sich in den Suku dieses Fürsten verheiratet und konnte also jedem Genossen desselben nach dem Tode ihres Mannes verfallen. Man kann es dahingestellt sein lassen, ob hier nicht auch noch ein Anklang an Weibergemeinschaft des Suku zu erkennen ist.

Im Vatererbrechte ist die Stufenleiter der Erbansprüche diejenige der Agnaten. Es folgen als Vatererben: erstens Kinder, unter denen ein Unterschied zwischen dem ältesten Sohne und den jüngern gemacht wird, so daß z. B. jener auf Halmahera den Hausrat, diese die Ländereien erhalten; zweitens Brüder, Schwestern, Geschwisterkinder. Stirbt die Frau, so fällt ihr Erbe an die Brüder, Schwestern, Geschwisterkinder. Am schlimmsten steht dabei die Frau. Als gekauft, kann sie nicht ihren Mann beerben, und da sie mit dem Verlassen des Elternhauses alle Rechte an dasselbe aufgegeben hat, beerbt sie auch nicht ihren Vater, ihre Brüder u. s. f. Wir finden daher mit Exogamie und Patriarchat in der Regel verbunden das ausschließliche Erbrecht der männlichen Agnaten. Nach ältern Berichten war noch im 17. Jahrhundert bei den Negritos von Negros der Brautraub aus fremdem Stamme im Schwange, der zu endlosen Zwisten Anlaß gab; bei den Negritos von Zambales geben dagegen jüngere Berichte Endogamie an.

Die Werbung geschieht oft gänzlich frei, auf rein menschlicher Gefühlsgrundlage und mit charakteristischer Vermeidung der Worte, wiewohl das Geschäft auch hier Platz greift, so daß z. B. auf Sulu häufig die Braut ausgeboten wird. Auf Halmahera finden sich Jünglinge und Mädchen bei festlichen Tänzen zusammen, und jene geben diesen ihre Zuneigung dadurch zu erkennen, daß sie sich Blumen oder Federn aus ihrem Haarschmucke aneignen. Früher waltete dabei das Recht des Stärkern, so daß kein junger Mann ohne Schild und Schwert das Fest besuchte, doch sind die Zeiten schon lange friedlicher geworden. Kurze Zeit nachher geht der glückliche Freier des Nachts mit einer Solepa, einer einsaitigen Guitarre, zu dem Hause, wo seine Erwählte schläft, um draußen an der Wand stehend sein Ständchen zu bringen. So einfach dieses Instrument ist, man legt ihm eine geheimnisvolle Kraft bei, die Zuneigung zu gewinnen. Zuerst gibt der Jüngling auf seinem Instrumente einen Ton, der eine ganz bescheidene, unbedeutende Bitte ausdrückt; und diese wird

ihm, wenn nur ein wenig Neigung auf seiten des Mädchens vorhanden ist, gewährt. Wächst nun die gegenseitige Neigung der beiden, so bittet der Jüngling das Mädchen durch eine andre Melodie seiner Solepa, ihm einen Armring aus Baumrinde zu flechten, wie ihn die Männer bei festlichen Gelegenheiten tragen. Wird auch dieses Gesuch gewährt, so ersucht sie ihn nun ihrerseits, ihr ein Sofonoto zu verfertigen, d. h. ein künstlich ausgeschnittenes Stückchen Papier, welches von den Frauen als Verzierung der Beteldose gebraucht wird, und dessen Verfertigung sehr viel Geduld fordert. Damit ist die Werbung formell eingeleitet. Allein der Jüngling darf die Erkorne weder bei Tage sehen, noch in ihr Haus sich einschleichen. Die Strafe würde eine hohe Geldbuße oder die sofortige Heirat unter allen Bedingungen sein, welche die Angehörigen des Mädchens ihm auferlegen mögen. Auch sonst sind den Verlobten manche Schranken gezogen; sie dürfen z. B. bei den Tring Borneos nicht aus der gleichen Schüssel essen oder aus der gleichen Büchse Betel nehmen. Soll die öffentliche Werbung stattfinden, so wird an einem Abende das Mädchen von den Freunden ihres Freiers dadurch geweckt, daß sie an den Haaren gezogen oder daß ein Fingernagel unter ihren Fingernagel gesteckt wird. Sie wachzurufen, ist hierbei streng verboten. Den nächsten Abend wird sie wieder geweckt, und dieses Mal ist ihr Freier mitgekommen, der bescheiden hinter der Thür ihres Schlafraumes am Boden sitzt, während sie zum Zeichen der Gewährung sich sorgfältig verbirgt. Die Mitgekommenen stecken ihre Fackeln an und thun, als ob sie Diebe suchten, sie entdecken endlich den Freier und laden ihn ein, mit ihnen Betel zu kauen. Würde er aber dieser Einladung folgen, so wäre das Mädchen für ihn verloren. Er bleibt also gesenkten Hauptes sitzen. An zwei folgenden Abenden vollzieht sich derselbe Vorgang, und erst am vierten beginnt die Hochzeitsfeierlichkeit mit der Anbietung des Betels, die wieder mit einer Menge von Zeremonien umgeben ist. Auf Timorlaut schrumpft im Gegensatze zu diesen langen Umschweifen die ganze Werbung auf Forderung und Darbietung dieses geschätzten Genußmittels zusammen. Gibt daselbst die Jungfrau der Bitte des Jünglinges um etwas Pinang-Sirih Folge, so ist dies ein Zeichen, daß sie seine Liebe erhört, und nun leben beide in Probegemeinschaft, bis der Brautkauf geordnet ist.

Eine große Reihe von Zeremonien begleitet die Eheschließung bei diesen festfreudigen Völkern, und es wetteifern die Hochzeitsfeierlichkeiten mit den Leichenfeiern um den Vorrang der Pracht und Dauer. Selbst in einfachen Verhältnissen treten sie anspruchsvoll in die Reihe der gewöhnlichen Tage hinein. So versammeln sich bei den Ilongoten am Tage der Hochzeit die befreundeten Familien beider Teile im bräutlichen Hause, das beste Schwein wird mit Blättern und bunten Zeuglappen geschmückt und unter feierlichen Zeremonien geschlachtet. Indem es zubereitet wird, rufen die Festteilnehmer höhern Schutz an, um etwaige böse Geister zu verjagen, dann schreitet man zum Schmause, der in ein mehrtägiges Bacchanal ausartet. Aber wir brauchen nicht weit zu gehen, um eine ganz andre Ausbeutung dieser Gelegenheit zu finden. Ist auch die Hochzeit selbst nur kurz, so gehen dafür Festlichkeiten derselben vorher. In Rau an der Westküste Sumatras, wo die Hochzeit in einem Tage abgemacht ist, macht der Bräutigam drei feierliche Abendbesuche, ehe er um die Braut anhält. Der Mann kommt in Gesellschaft seiner Freunde; die Braut empfängt ihn umgeben von ihren Freundinnen und weiblichen Verwandten. Erst bei dem dritten Besuche erscheint auch die künftige Schwiegermutter. Die Gäste bieten Sirih mit allem, was dazu gehört, an und werden dafür mit Kaffee und klebrigem Reise bewirtet. Hierauf folgt ein Zwiegespräch des Bräutigams und der Braut, die sich in gebundener Rede unter den Tönen des Tamburins unterhalten. Bei dem dritten Besuche bringt der Bräutigam der Braut ein Gastgeschenk von wenigstens zwei Hühnern mit, die gleich geschlachtet und bei dem nun folgenden Mahle verspeist werden. Bräutigam und Braut essen von demselben Teller, und die Braut führt dem Manne die Speise zum Munde. Nun erst wird der Zweck

des Besuches mitgeteilt. Wenn die Mitteilungen nicht deutlich genug sind, so ist dies ein Zeichen, daß sich der Mann zurückziehen will. Nach dieser langen Einleitung dauert die Hochzeit selbst nur einen Nachmittag von 3 bis 8 Uhr, und es besteht der Aufwand selbst bei Vornehmen oft nur im Schlachten von einigen Hühnern.

Umgekehrt ist das Verhältnis bei den Maanjan Borneos, wo am Tage der Hochzeit besonders dazu designierte Leute zum Brauthause gehen, um pro forma zu fragen, ob es angenehm wäre, wenn der Bräutigam käme. Diese Anfrage wird häufig bereits mit Geschenken begleitet, bei den Tring-Dajaken mit besondern Perlen, Lukot genannt, einem messingenen Becken und Gewändern, deren Annahme seitens der Braut die Verlobung besiegelt. Nach zustimmender Antwort kommen der Bräutigam und seine Angehörigen in einem Aufzuge an, dem eine kupferne Schüssel vorangetragen wird. Ist man eingetreten, so wird die Schüssel auf eine im Hause der Braut ebenfalls bereit stehende Schüssel gestellt, auf welcher ein Ei liegt. Das Ei wird zerschlagen und mit dem Blute eines über der Schüssel geschlachteten Huhnes oder Schweines gemengt, womit die Brautleute nach dem nun folgenden Schmause bestrichen werden. Dieses Njaki Milah genannte Bestreichen geschieht mit Silber oder Eisen, und zwar beginnt man mit den Fußsohlen, dann kommen Kniee, Herzgrube, Hände, Ellbogen, Schultern, Stirn, Wirbelsäule an die Reihe, wobei immer eine besondere Formel ausgesprochen wird, Unglück wehrend, Glück bringend. Das Njaki Milah kann von jeder Person an den Brautleuten vollzogen werden und ist bei der Heirat die eigentlich bindende Zeremonie. Verwickelte Tänze und Pantomimen erschweren es außerdem den Brautleuten nicht wenig, heil in den Hafen der Ehe einzulaufen. Das junge Paar bleibt neun Tage im Brauthause und dann fünf Tage in dem der Eltern des Bräutigams, worauf es sich ein neues Heim gründet oder nach Umständen in eins der Elternhäuser zieht. Bei den Tring-Dajaken ziehen sich die Vorbereitungen viel mehr in die Länge. Nach Annahme des erwähnten Geschenkes arbeitet dort der junge Mann einige Zeit für den Vater seiner Zukünftigen und schenkt dann dieser zwei Sklaven. Ein drittes Geschenk von Reis, Hühnern und Schweinen erfolgt unmittelbar vor der Hochzeit an die Mutter seiner Braut. Die kupferne Schüssel, ohne Ei, erscheint auch hier am ersten Tage; neben ihr sitzend, werden die Brautleute mit dem Blute eines Opfertieres bestrichen. Am zweiten Tage der Hochzeit nehmen sie öffentlich ein gemeinsames Bad, und am vierten gehen sie, ein Stück Rotang als Symbol des Lebens in der Hand, aus und suchen eine genießbare Frucht oder Wurzel, aus der sie nach der Zubereitung ihr Schicksal sehen.

Verbergen der Braut, die gesucht werden muß wie auf Sulu, wo die übrigen Gebräuche abgeschliffen sind, und die Sitte, daß die Braut kein Zeichen ihres Wunsches, zu heiraten oder auch in den ersten Nächten den Bräutigam zu sehen, geben darf, oder daß sie samt allen ihren Angehörigen beim Kommen des Bräutigams am Hochzeitstage scheinbar schlafend überrascht werden muß, kommen häufig vor. Bei den Alfuren von Halmahera bringt der Jüngling vier Nächte im Zimmer seiner Braut mit dieser zu, ohne daß sie über die Heirat sprechen dürfen. Dann erst wird der Brautkauf geordnet, und nun schläft er in ihrem Gemache, bekommt sie aber Wochen hindurch nie vor der Morgendämmerung zu sehen. In dieser Zeit gehen Geschenke und Gegengeschenke, teilweise auf dazu bestimmten Porzellanschüsseln getragen, hin und her, welche von ganzen Deputationen aus der Verwandtschaft und Freundschaft überbracht werden, und an deren jedes sich wieder große Feste anschließen. Dies alles könnte der Bräutigam abkürzen, wenn er die Braut fangen und in seine Wohnung bringen ließe, wozu er berechtigt ist. Aber dies vermeidet er gern, als ob es ein einst geübter, nun eher in Mißachtung gefallener Brauch sei. Die abschließende Trauungszeremonie besteht dann endlich in einem von der Braut in ihrem Hause zubereiteten Mahle, das die Brautleute mit Verwandten und Freunden gemeinsam einnehmen, wobei es an zeremoniellen Reden

nicht fehlt. Ein dreitägiges Fest schließt endlich die lange Prüfungszeit ab. Diese Zeremonien alle sind indessen in der Regel nur für die erste Verheiratung gültig. Wo der Islam die Sitten mitbestimmt, der übrigens gerade auf diesem Gebiete wenig Einfluß übt, höchstens einen Gang zur Moschee am Hochzeitstage und einen kleinen Tribut für den Priester verlangt, sind alle spätern Ehen einfach Kauf. Sinnig ist der auf Timorlaut herrschende Gebrauch, daß zwischen den Brautleuten bei der Hochzeitsfeier immer ein Knabe und ein Mädchen Platz nehmen, die als Symbole des zu erwartenden Kindersegens gelten. Bei den Tinguianen Luzons sind die Neuvermählten in der ersten Nacht durch einen Knaben getrennt, der zwischen ihnen schläft. Bei den Orang-Tobaru sollen einst sogar Menschenopfer die Hochzeit begleitet haben.

Die Stellung der Frau ist bei den Malayen im allgemeinen keine niedrige zu nennen. Wo unverfälschte Malayen zusammenwohnen mit mohammedanisch gewordenen, ist bei letztern die Frau übler daran als bei erstern. Bei jenen zeigen sich dagegen die Frauen oft viel freier und weniger scheu und verlegen als die Männer, wie es z. B. bei den meisten Dajaken-Stämmen der Fall ist. Von Timorlaut schreibt Riedel: „Nie schlägt der Mann die Frau, wohl aber findet das Umgekehrte statt“. Es gibt auch in dieser Beziehung große Unterschiede, aber vor allem ist der Wert der Frau ein beträchtlicher. Bezeichnend für ihn, wenn auch nicht direkt für die soziale Stellung der Frau ist es, daß überall, wo wir Verzeichnisse der Wergelder malayischer Stämme angegeben finden, die Frau höher angesetzt ist als der Mann. Das Verhältnis ist z. B. bei den Redjang 150 und 80. Nur die höchsten Häuptlinge stehen über ihren Frauen. Dem entsprechend ist der Brautkauf keine leere Form, sondern der Malaye hat immer ein Beträchtliches aufzuwenden, um zu einer Lebensgefährtin zu gelangen.

Die Stellung und das Recht der Frau hängen sogar von der Art der Ehe ab, welche sie eingeht. Ist die Heirat vollständiger Kauf der Frau, so wird diese und die Kinder Eigentum des Mannes, und beide fallen nach seinem Tode an die Erben, die Schwiegereltern aber verlieren alle Rechte auf die Tochter außer einem Klagerechte, das ihnen bei schlechtem Betragen des Mannes gegen diesen zusteht. Die soziale Stellung der Frau erhöht sich, wo beide Teile die Kosten der Hochzeit zu gleichen Teilen tragen, und sie ist endlich am besten da, wo die Ehe durch „Ambil Anak“ geschlossen wird. In diesem letztern Falle zahlt nämlich der Mann nichts und tritt in eine untergeordnete Stellung zur Familie der Frau, wird seinerseits völlig abhängig und dienstbar und hat kein Recht auf die Kinder; es findet dies hauptsächlich dann statt, wenn von einer Familie nur noch eine Tochter übrig ist, durch deren Verheiratung die Familie aufrecht erhalten werden soll. Es ist leicht begreiflich, daß diese Form der Ehe zu so vielen Rechtshändeln Anlaß gab, daß sie z. B. bei den Redjang mehrmals verboten werden mußte. Offenbar hängt es mit dem Wechselverhältnisse zwischen Brautkauf und sozialer Stellung zusammen, wenn wir bei den Maanjan Borneos einer höhern Stellung der Frau begegnen als bei jedem andern borneanischen Stamme. Bei diesen wird keine Verlobung, keine Heirat geschlossen, bevor nicht die Zustimmung des Mädchens und des Jünglinges erfolgt ist. Der junge Mann zahlt aber auch keinen Brautschatz. Seine Ausgaben bei der Heirat bestehen in wenigen Gulden, die er an die Zeugen zu geben hat, und wozu seine Braut die Hälfte beisteuert.

Wir dürfen zu diesen Zeichen einer höhern Stellung der Frau auch die harten Strafen rechnen, mit denen der Ehebruch vor der Zeit der zersetzenden islamitischen und europäischen Einflüsse geahndet ward, und mit doppeltem Rechte dürfen wir es dort, wo bei dieser Strafe den Verwandten des weiblichen Teiles die hervorragendste Stellung eingeräumt wird. Bei den Atschinesen, bei welchen Ehebruch fast ebenso stark gestraft wird wie bei den Batta, liefert man den Schuldigen an die Verwandten der weiblichen Person aus. Diese schließen sofort einen Kreis um ihn und geben ihm eine Waffe, ein Gadubang, in die Hand,

mit welcher er sich einen Weg bahnen mag, falls er kann. Gelingt es ihm, sich durchzuschlagen, so ist er vor jeder weitern Verfolgung gesichert, gewöhnlich aber wird er sofort in Stücke gehauen und auf der Stelle, ohne irgend eine Leichenfeierlichkeit, eingescharrt. Ähnlich streng wird Ehebruch bei andern Sumatranern geahndet. Nach den Gesetzen der Redjang werden schwere Geldstrafen auf Konkubinat, uneheliche Geburt und selbst auf solche Geburt gelegt, die früher als in der natürlichen Zeit nach dem Eheschlusse erfolgt. Auch auf Celebes herrschten ähnliche Bestimmungen. Es sind durch fremden Einfluß zersetzte Verhältnisse, wo, wie bei den Tagalen Luzons, der Ehebruch sehr leicht genommen wird. Die unberührtern Igorroten waren strenger, straften sogar Fehltritte der Mädchen hart und enthaupteten Ehebrecherinnen, scheinen aber nach **Hans Meyers** neuerer Darstellung auch hierin jetzt mildern Anschauungen zu huldigen. Auf Sulu sahen die Spanier Ehebrecherinnen, die lebenslang gefesselt waren. Im Gegensatze dazu ist Schließung und Lösung der Ehe bei den Tinguianen so leicht, daß Reiche eine ganze Anzahl von Ehen nacheinander schließen. Witwen haben häufig das Recht, allein über sich für eine neue Heirat zu verfügen. Der Tod des Mannes macht die Frau nicht allein für sich frei, sondern sie kann, wie z. B. in Sahu, auch die Kinder dem Bruder ihres Mannes zurücklassen und wieder in ihre Familie eintreten. Bei den Igorroten darf der Witwer sich erst nach sieben Jahren verheiraten. In diesem Zusammenhange möchten wir jedoch nicht die Thatsache besonders betonen, daß **weibliche Herrscher**, z. B. bei den Dajaken, vorkommen, denn dies ist immerhin vereinzelt. Ebensowenig das häufige Auftreten von Frauen als Begründerinnen von Dynastien in den malayischen Volkssagen, welches offenbar an die kosmogonische Vorstellung von der Erde als Urmutter anknüpft, wie denn diese hohen Frauen öfters aus Rotanghalmen hervorsprießen, Kinder gebären, die zu Steinen werden, und dergleichen. Und was die **Priesterinnen** anbelangt, so sind diese, wo sie auftreten, so oft gleichzeitig Trägerinnen der unsittlichsten Gebräuche, daß in ihrer Stellung keineswegs der Ausdruck einer größern Würde des weiblichen Geschlechtes gesucht werden kann.

In die Arbeit teilen sich beide Geschlechter so, daß die Frau ihrem Manne bei der Arbeit im Felde hilft; die häusliche fällt ihr allein zu, besonders die Bereitung der Speisen, weshalb der Batta sein Weib auch als „Herausschöpferin" bezeichnet. Bei der Feldarbeit übernimmt der Mann den schwersten Teil, wie z. B. das Pflügen, während das Ernten mehr Sache der Frau ist. Je arbeitsamer ein Volk im allgemeinen, desto gerechter ist auch die Arbeit unter den Gliedern der Familie verteilt; wo dagegen die wirtschaftliche Entwickelung gering ist, fällt die Hauptlast auf die Frau, welche bei den niedriger stehenden Stämmen auch alle Feldarbeit, den größten Teil der Handwerksarbeit und den ganzen Handel trägt.

Die **Geburt** eines Kindes ist in der malayischen Familie mit einer ganzen Reihe von Gebräuchen umgeben. Schon vorher hat die Schwangere viele abergläubische Herkommen zu beobachten, die großenteils dem Gebiete der Zeichendeutung und Tagwählerei u. s. f. angehören, indem sie darauf hinauslaufen, daß die künftige Mutter und teilweise auch der Vater eine Anzahl von Dingen und Handlungen meiden müssen, die dem künftigen Weltbürger Schaden bringen könnten. Sie blicken in keinen Spiegel und in kein Bambusrohr, weil sonst das Kind schielen wird. Sie zerbrechen Tabak und Sirih nicht im Betelsacke, sondern nehmen beides erst heraus. Selbst die Männer dürfen an keinem Hause zimmern, noch es decken, noch Nägel einschlagen, sich in keine Thür und auf keine Leiter stellen; und das alles, weil sonst das Kind nicht zur Welt geboren werden kann. „Dennoch", erzählt ein Missionar von Nias, „hatte ein freisinniger Niasser bei mir gezimmert; als aber seine Frau nicht gebären konnte, kam er und fragte mich, ob er einen Nagel ausziehen dürfe; er erhielt angemessene Belehrung, aber auch die Freiheit, nach seinem Glauben thun zu dürfen; er zog also einen Nagel aus, und bald war er glücklicher Vater."

Bei den Dajaken liegt es dem Manne ob, in dieser kritischen Zeit auszugehen und nach Köpfen auszuschauen, welche er seinem Weibe zu Füßen legt. Dieses aber muß, solange er fort ist, den obern Teil des Körpers nackt halten und darf sich erst bekleiden, wenn er wieder zurück ist. Alte Weiber helfen bei der Niederkunft, nach welcher sogleich eine Waschung mit Wasser stattfindet, worauf die Vorbereitungen zur Namengebung beginnen. Die Dajaken feiern jede Geburt durch Gesang und Tanz und schreiten, soweit sie noch Kopfjäger sind, nicht eher zur Namengebung, als bis ein Kopf erbeutet ist. Bei den Ilongoten findet die Namengebung erst am fünften Tage statt, und in Saku erhält das Kind einen Namen sogar erst mit neun Jahren. Die Tinguianen geben Tiernamen. Den Namen geben entweder die alten Weiber, die der Wöchnerin beigestanden, oder der Verwandte, welcher das erste Geschenk bringt, oder der Vater, und der letztere besonders dort, wo man im Kinde die Seele eines Ahnen wähnt und daher einen Ahnennamen wählt. Der Vater legt sich zugleich den Namen des Sohnes bei. Hieß er Sapalieh und sein Sohn Teleamie, so nennt er sich nun Sapalieh-Teleamie-amay. Bei einem zweiten Sohne kommt auch dessen Name hinzu u. s. f.; je mehr Söhne, desto mehr Namen. Kindesmord ist verbreitet und trifft besonders das Späterkommende einer Zwillingsgeburt.

Den Eintritt in das mannbare Alter bezeichnet auf Ceram die Anlegung des Rindengürtels Tjibaco, worauf der Jüngling im allgemeinen Schlafhause der unverheirateten Männer seinen Platz erhält und baldmöglichst einen Kopf zu erbeuten hat. Italonen und andre Luzonstämme haben besondere Schlafhäuser für Mädchen und Jünglinge. Tättowierung, wo sie für Männer üblich ist, und Zahnfeilung sind weitere äußere Zeichen des Eintrittes in die Zeit der Mannbarkeit. Die Knaben üben sich, sobald sie können, mit Bogen und Pfeil und bei den Kopfjägern in der Enthauptung von Strohmännern. Bei den naturwüchsigen Stämmen der Malayen wird bewußt hauptsächlich nur die kriegerische Tüchtigkeit anerzogen. Mädchen verbringen die Zeit ihrer ersten Menstruation, ebenso wie die entbindenden Frauen, in besondern Hütten, welche oft, z. B. auf Ceram, geradezu Käfige darstellen, und beren dort jede Familie eine im Walde erbaut. Gewaschen und geschmückt, machen sie dann eine Reihe von Zeremonien durch, bei den Alfuren Cerams Salbung mit Palmöl, Abbeißen eines Bissens von Banane und Fisch, der aber ausgespuckt werden muß, und andre, durch welche sie mannbar werden. Zahnfeilung und Tättowierung werden häufig in dieser Zeit vorgenommen und, wenn vernachlässigt, bei der ersten Schwangerschaft nachgeholt. Jungfrauen und Jünglinge, häufig durch Besonderheiten der Tracht, z. B. ein Band mit weißer Muschel am Oberarme bei den Alfuren, von den Verheirateten unterschieden, sind im allgemeinen bei den westlichen Malayen strenger gehalten als bei den östlichen. Dort werden sie häufig von besondern Aufseherinnen begleitet, hier pflegen sie freien Umgang und treten sich besonders nahe bei jenen Festen, wo die Jugend gemeinsame Tänze aufführt. So führt bei den Alfuren Halmaheras fast jedes Verlöbnis auf jene lange währenden Tänze zurück, welche Totenfeste verherrlichen. Die Sitte schreibt bei verschiedenen Stämmen verschiedenes Verhalten der Mädchen gegenüber Fremden vor. Ein Batta-Mädchen ist ruhig, unbefangen und badet sogar ohne Scheu vor Männern, die gewohnt sind, mit gesenktem Blicke an solchen Szenen vorüberzugehen, während dies für eine eigentliche Malayin als die größte Schande gelten würde.

Die Grundlage des Staates ist bei den Malayen in wohl erkennbarer Deutlichkeit der Familienverband. Die darüber hinausgehenden Entwickelungen beweisen ihren unorganischen Charakter durch Zeichen fremden Ursprunges oder durch die Thatsache, daß ihnen die Tendenz innewohnt, immer in die alten patriarchalischen Elemente wieder zu zerfallen, wobei gleich hier als auffallendes negatives Merkmal das Fehlen strenger Kastenunterschiede trotz der tiefen indischen Einflüsse hervorgehoben sei.

Fassen wir ein Gebiet alter, verhältnismäßig wenig gestörter Entwickelung malayischer Gesellschaften und Staaten, das der sumatranischen Malayen, ins Auge, so finden wir als die politischen Individuen, aus denen der alte Malayenstaat sich aufbaut, die Sukus, die Familien und Geschlechter, die zusammengenommen einen Stamm ausmachen, und deren Häupter oder Pangulus (auch Pangeran) die eigentliche Regierung des Landes sind; so viel Sukus nämlich in einem Dorfe (Kota) zusammenleben, von so vielen Pangulus wird dieses regiert und ebenso ein ganzer Landstrich von der Versammlung der Pangulus seiner Dörfer. Die Pangulus werden gewählt aus einer bestimmten Linie des Suku, und gewöhnlich kommt die Würde auf den von derselben Mutter gebornen Bruder oder Schwestersohn. Sie sind die verpflichteten Schutzherren ihres Suku, die Patriarchen; ihre Hauptfunktion ist das Richteramt. Außer Ehrenbezeigungen und Gehorsam erhalten sie eine Abgabe an Reis, Geschenke bei festlichen Gelegenheiten, und ihre Untergebenen tragen die Kosten der Hochzeit und Leichenfeier für sie. Absetzbar sind sie nur, wenn sie sich grobe Verletzungen von Gesetzen und Herkommen erlauben. Der Ursprung dieser Sukus, deren wörtliche Namenbedeutung „ein Viertel" nicht zu der großen Zahl paßt, in der sie heute das Malayenvolk Menangkabaus zusammensetzen, ist dunkel. Doch erzählt eine Sage, daß das Volk von Tanah-Datar, Priangan und Padang-pandjang aus zwei Stämmen bestanden habe, die in vier Zweige oder Sukus, Kota und Pilian, Budi und Tjeniago, verteilt worden seien. Kota und Pilian seien in Tanah-Datar geblieben, der andre Stamm mit seinen beiden Zweigen nach Agam gezogen; infolge einer spätern Verschmelzung seien zwei Lara, Kota-pilian und Budi-Tjeniago, entstanden. Da aber die Bevölkerung zunahm, habe man viele Sukus mit besondern Namen unterschieden, deren man jetzt meist 4—6 in einem Dorfe finde.


Fürst Gadafoon mit Würdenträger. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 445.

Hier ist anzufügen, daß noch heute als größere Abteilungen des Volkes über den Sukus die Laras stehen, deren Verhältnis zu jenen indessen nicht ganz durch die Angaben dieser offenbar historischen Sage gedeckt wird. Eine wahrscheinliche Meinung führt sie auf die exogamische Wechselheirat zwischen je zwei Sukus oder Stämmen zurück. In Bestätigung dieser Deutung findet man eine paarweise Zusammengliederung sehr häufig auch in andern malayischen Gebieten. Bei den Batta z. B., wo die durch eigne Namen unterschiedenen Stämme den Namen Marga führen, wurde die dem Stamme entsprechende Territorialeinheit, die Kuria, ursprünglich von einer einzigen Marga bewohnt; heute aber ist an deren Stelle die Zweiheit der bestimmt unterschiedenen Margas, Namora-mora und Bajo-bajo, getreten, von denen jene, wie schon der Name andeutet, die ursprünglich vorhandene, diese, die fremde, der Gast ist. Beide stehen zu einander im Verhältnisse der Wechselheirat. In

weiterer Ausbildung dieses Systemes ist ein Dorf in einem Distrikte Ramora-mora, in einem andern gilt es einem dritten gegenüber als Bajo-bajo.

Auch bei den Lampong sind ähnliche Institutionen als die Grundlage der politischen und sozialen Verfassung leicht zu erkennen, obwohl sie bedeutende Veränderungen erlitten haben. Hier begegnet man einer feinern Ausbildung des Stamm- und Dorfstaates. Jeder Distrikt, dem hier der Name Marga zufällt, ist aus mehreren, aber selten aus mehr als zehn Dörfern gebildet, von einem unabhängigen Oberhaupte regiert und nach dem Stamme benannt, dem seine Bevölkerung angehört. Jedes Dorf ist wieder in eine Anzahl von Vierteln geteilt, an deren Spitze ein Viertelmeister steht. Und auch hier tritt der patriarchalische Charakter hervor. Dem Meister des ältesten Viertels sind die der übrigen untergeben; die Gründung eines neuen Viertels fordert die Zustimmung der sämtlichen Häuptlinge, und solange diese nicht erteilt wird, bleibt selbst eine größere Anzahl neugegründeter Gehöfte abhängig von ihren Stiftern. Es sind demnach hier gerade so wie bei der Suku-Regierung, dem streng patriarchalischen Prinzip entsprechend, alle Abhängigkeitsverhältnisse nach dem genealogischen Zusammenhange geregelt, daher auch der Herrscher seine Unterthanen nur als „Stammgenossen", das Familienhaupt die seinigen nur als „Kinder und Vettern" anreden kann. Dies Zusammenfallen von Stamm und Wohnbezirk ist weithin zu finden, unter anderm auch auf Nias, wo nach Schreiber „die ganze Insel in etwa 15—25 Distrikte, respektive das Volk in ebenso viele Stämme geteilt" ist. Die Distrikt- und Stammesnamen sind dieselben und fangen meist mit Ono an, z. B. Ono-Lafo, Ono-Limbu. Ono heißt Kinder, Verwandte, so daß diese Namen etwa wie „die Kinder Israels" zu deuten sind. Das Gleiche findet man im Osten des Indischen Archipels, wo auf Buru Fenna, auf Ceram Hena Stamm und Bezirk bedeutet, weil jeder Bezirk von einem einen besondern Namen tragenden Stamme bewohnt wird. Ob die von Kapitän Schulz beschriebene Teilung der Alfuren Cerams in solche, die nach fünf, und solche, die nach neun zählen, Pattah-lima und Pattah-siwah, hiermit zusammenhängt, wäre festzustellen. Die beiden stehen sich aber schroff, selbst feindselig gegenüber.

Die Tofas der Alfuren von Halmahera, Ternate und andern, in welche die ganze Bevölkerung zerfällt, und innerhalb deren die Heirat bis ins vierte Geschlecht verboten ist, entsprechen dagegen deutlich den Sukus der Westmalayen. Daß aus der Vereinigung der Suku-Häupter, denen so viele Vorrechte zustehen, leicht eine Plutokratie sich herausbilden mag, wie Hans Meyer sie von den Igorroten beschreibt, liegt nahe. Wenn im allgemeinen das Suku-System auf den Philippinen und Formosa am meisten verwischt zu sein scheint, so ist doch eine Abhängigkeit der Plebejer (Abiteg in der Provinz Benget, Kailiak in der Provinz Lepanto auf Luzon) von den Plutokraten (Baknanges in der Provinz Benget, Kadangian in der Provinz Lepanto auf Luzon), wie Hans Meyer sie beschreibt, selten, und fast möchten wir dabei an einen zu Gaste wohnenden Suku denken.

Wo uns nun genaue Nachrichten über die ursprünglichen politischen Verhältnisse der Malayenländer vorliegen, begegnen wir in der Regel nicht großen Staaten, sondern eigentlichen Dorfstaaten. So wohnen in den unabhängigen Teilen von Formosa die Stämme dorfweise beisammen, jeder mit eignem Namen und, wie Joest berichtet, mit besonderm Dialekte. Die 2 deutsche Meilen lange Insel Goram zerfällt in zwölf Herrschaften. Luzon und die Visayas boten dasselbe Bild von „soviel Staaten wie Dörfern", mit einer einzigen Ausnahme, auf welche wir sogleich zurückkommen werden. Als nämlich die Spanier unter der Führung des Don Miguel Lopez de Legazpi im Jahre 1565 in den Gewässern der Philippinen erschienen, um diese Inselgruppe dem Zepter Philipps zu unterwerfen, fanden sie keinen einzigen mächtigen Staat vor; es war vielmehr der Archipel in unzählige kleine Staatengebilde zersplittert, von denen sogar die meisten nur eine einzige Niederlassung, ein

einziges Dorf aufzuweisen hatten, und manche derselben zählten nicht mehr als 100 Einwohner. So ist es noch heute bei den Igorroten, soweit dieselben sich der spanischen Munizipalverfassung zu entziehen vermocht haben. Trotzdem hatte jeder von diesen Barangays oder Dorfschaften einen besondern Häuptling, Datto im Süden, Manguinoo im Norden genannt, der teils nach Erbgesetzen, teils durch Reichtum oder kriegerische Größe zu seiner Würde gelangte, und außerdem zerfiel die Bevölkerung der Barangays in folgende sieben Kasten: die Familie des Datto, die freien Leute oder den niedern Adel (Mahaldicas), die Freigelassenen (Timauas), die Vasallen und Hörigen der Dattos (Cabalangays), die Leibeignen (Aliping namamahay), Halbsklaven und Vollsklaven (Aliping saguiguilir). Unter Halbsklaven hat man hier wohl jene „Gepfändeten" zu verstehen, die auf den Alfuren-Inseln vorkommen. Es ist sehr bezeichnend, daß größere Reiche nur dort entstanden waren, wo der Islam Fuß gefaßt hatte, wie auf Mindanao, Sulu und den Küstenländern der Bai von Manila. Außerdem gab es drei Vasallenreiche des Sultans von Tondo, und über diese herrschten auch wieder Fremde, nämlich Dayhagang, d. h. Mischlinge von Borneo-Malayen und Negrito-Weibern, ebenso wie selbst unter den Malayen Sumatras Fremden und zwar Javanen wenigstens ein großer Anteil an der Gründung mächtigerer Staaten, wie des von Palembang, zukommt.

Häufig fehlen Völker- und **Ländernamen**. So haben die Formosaner keinen gemeinsamen Namen für ihre Inselgenossen, trotzdem sie sich als Autochthonen ansehen. Es ist dies ein Zeichen der schwächern politischen Entwickelung, die wohl auch die Grenzverhältnisse vielfach unklar bleiben ließ, wie es auf dieser Kulturstufe immer der Fall ist. In den malayischen Annalen spielen daher Grenzstreitigkeiten eine Rolle. Bei einer Grenzfeststellung zwischen Ternate und Tidor versetzte z. B. Tidor nachts das Zeichen und bedeckte die verletzte Stelle mit dem Hute, um sein Eigentumsrecht zu zeigen. Ternate aber vergrub an derselben Stelle Geld in einem Reislöffel und konnte auf dieses als echteres, älteres Eigentumszeichen verweisen. Bei den Tobah-Batta hören wir neutrale Grenzkampongs nennen.

Die Geschichte der Maanjan Borneos, wie **Grabowsky** sie berichtet, ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch. Erst beherrschte die sechs Stämme, aus denen sie bestehen, das indische Reich von Madjapahit, und als dieses gefallen war, gerieten sie unter die Herrschaft des mohammedanischen Reiches von Martapura, die so hart war, daß ein großer Teil des Volkes floh und sich mit andern Stämmen vermischte, bis der Großvater von Suta Ono, Namens Suta Wana, sein Volk wieder sammelte. Um diese Zeit kam durch den mit dem Sultan geschlossenen Traktat ein Teil der Maanjan unter die Herrschaft der Holländer, und die Zustände wurden besser. Die Selbständigkeit ging also verloren, aber unabhängig von ihr erhielt sich der in den Familien begründete Zusammenhang der Stämme.

Ein Hauptziel der spanischen Staatskunst auf den Philippinen bestand in der Zertrümmerung der alten Stammesgenossenschaften, wie sie in den Dorfstaaten oder Barangays erscheinen. Man zwang die Bewohner mehrerer Barangays, ihre ursprünglichen Wohnsitze zu verlassen und sich zusammen an einem Orte niederzulassen, welches neue Dorf nun **eine** Gemeinde bildete, den **Pueblo**. Da die Glieder eines jeden Barangay in dem neuen Pueblo sich wieder zusammensiedelten, so zerfiel dasselbe in Viertel, welche den alten Namen der Barangays beibehielten. Die frühern Dattos machte man zu „Cabezas de Barangay" oder „Alkalden" und zu Erhebern der Kopfsteuer, von der sie selbst befreit waren. Man hob aber die Fronen auf, welche die Glieder eines Barangay ihrem Haupte schuldeten, und ebenso schaffte man die Sklaverei ab und entzog damit den Häuptlingen den realen Grund ihres Einflusses. Dafür erhielt der Alkalde Befugnisse, die ihn mächtiger machten, als die einheimischen Häuptlinge gewesen, denn er war Verwalter, Richter und General und oft dazu einziger monopolisierender Händler seines Gebietes. Das Christentum trug, indem es den Pueblo zum Pfarrdorfe machte, das Seine dazu bei, die Macht der alten Organisation zu

schwächen. Dieselbe ist aber, so tief gewurzelt ist das Stammesgefühl, unter der neuen Hülle noch immer so weit erhalten, daß jeder Clan in seinem Barangay fortlebt und seinen Cabeza wie früher mit Ehrfurcht betrachtet. Erst seitdem Eingeborne in großer Zahl ordiniert wurden, gewann ihre Rasse an politischem und sozialem Gewichte, aber unter gleichzeitigem Rückgange des Ansehens des Klerus.

Noch um eine Stufe tiefer stehen die zur Stammesgliederung noch nicht fortgeschrittenen, zerstreut lebenden Nomadenstämme, wie jede Insel sie birgt. Diese haben als Obrigkeit nur einen gewählten Hauptmann, so etwa wie die Zigeuner, was nicht ausschließt, daß derselbe mit Vorliebe immer einer bestimmten Familie entnommen wird. Schadenberg sagt von den Ilongoten: „Jede Rancherie wählt einen ihrer Tapfersten zum Oberhaupte, derselbe ist der Führer bei Angriffen und schlichtet Streitigkeiten, respektive bestraft, wozu er sich meist des Stockes bedient; sonst hat der Häuptling keine große Gewalt, da bei Sachen von Wichtigkeit die Meinung der Ältesten entscheidet“. Auffallend ist die Notiz Wittis aus Nordborneo, daß dort die Dörfer allgemein mit dem Namen des Dorfältesten bezeichnet werden, so daß namentlich jüngern Dorfbewohnern der eigentliche Name oft unbekannt ist, weshalb er den Reisenden den Rat gibt, die Dorfnamen immer bei den Ältesten selbst zu erfragen. Die Negrito-Horden Luzons bestehen oft nur aus 20—30 Köpfen. Historisch nachweisbar ist das Hervorgehen solcher nomadischen Horden aus zersprengten größern Völkern, so z. B. bei den Bicol Luzons.

Auch in den größern Staaten, welche aus vielen Sukus und deren Pangulus sich aufbauen, treten dieselben doch noch häufig als die wesentlich bestimmenden Elemente der Gemeinwesen hervor, und in der echt malayischen Verfassung sind sie die Herrscher, während der etwa vorhandene Radscha oder Sultan nur als ihr Beauftragter erscheint. Daher stellt in den meisten Fällen die politische Verfassung eine Übergangsstufe dar von der patriarchalischen Form zu einer bundesgenossenschaftlichen Adelsregierung, die durch repräsentative Elemente gemäßigt ist. Der Marga, dessen Anverwandte als blutsverwandt gelten und daher nicht untereinander heiraten, entspricht dem malayischen Suku, der Pumnfuk an seiner Spitze dem malayischen Pangulu: wie dieser, ist er der Schutzherr seiner Untergebenen, muß sie freikaufen, wenn sie anderwärts in Sklaverei verfallen, darf sie unter Umständen aber sogar verpfänden, bezieht seine Haupteinnahme aus den ausgelegten Geldstrafen und verfügt über das Busch- und Weideland, wenn es an Feldern fehlt. Es entsteht dadurch also ein wesentlich herrschender Stand, der auch dort, wo der Herrscher selbst die Zügel in der Hand hält, die Beamtenstellen am Hofe und im Lande ausfüllt. Unter dieser streng erblichen Aristokratie, die in der Regel auch eine Aristokratie des Besitzes ist und häufig noch in den aus Verwandten des frühern Sultans bestehenden hohen Adel und einen aus Beamten und Geldleuten gebildeten „Briefadel“ zerfällt, steht das eigentliche Volk, der Träger der Arbeit, Steuern und Fronen, und zuletzt folgen die Sklaven.

Je nachdem nun diese kommunale Grundlage des Staates sich erhalten hat oder aber durch mächtige Alleinherrschaft zertrümmert worden ist, schwankt der malayische Staat zwischen Despotie und Anarchie. Heben wir zwei in jüngster Zeit oft genannte, weit voneinander entlegene Staaten, Sulu und Atschin, heraus, so finden wir in Sulu die Würde des Sultans nur als eine nominelle, während die eigentliche Macht ausschließlich in Händen der Aristokratie oder der großen Lehnsträger, Dattos (das Wort Datto und Dato der Tagalen für Stammeshaupt und weiter Fürst kehrt, eine häufig wiederkehrende Verwandtschaft der Häuptlings- und Priesterwürde andeutend, bei den Lubu Sumatras als Titel des Zauberarztes wieder) genannt, liegt, welche sich aus den legitimen und illegitimen Kindern und Kindeskindern der frühern Herrscher rekrutieren und als Gouverneure die Distrikte und einzelnen Inseln verwalten, die ihnen auf Lebenszeit zu Lehen gegeben werden. Dieser

Reichsadel, aus dem auch die Minister hervorgehen, bildet einen fünfzehn- bis zwanziggliederigen Reichsrat, Ruma bitjara, in welchem jeder Datto Sitz und Stimme hat und je nach der Größe seines Landbesitzes und seiner Sklavenzahl einen Einfluß übt, dem nicht selten der Nachdruck mit den Waffen in der Hand verliehen wird. Ohne diesen Reichsrat befragt zu haben, darf der Sultan nicht beschließen und nicht befehlen. Ist das Sultanat auch erblich, so öffnet doch die Bestimmung, daß der regierende Sultan irgend einen Verwandten zum Nachfolger ernennen kann, der Willkür eine weite Bahn, zumal die Mitglieder des Rates alle mehr oder weniger mit dem Sultan verwandt zu sein pflegen. Die Mittel, über die der Sultan gebietet, sind äußerst gering. Mit seinem Amte sind keine großen Einnahmen verbunden, da alle Einkünfte, und darunter auch die Geldstrafen, unter die gesamte Mitgliederzahl der Regierung verteilt werden und der Sultan von diesen nur das Pflichtteil erhält, so daß er zur Bestreitung seiner Bedürfnisse genötigt ist, seine Sklaven auf Handels- oder Raubexpeditionen auszusenden. Willkürliche Monopole, wie das des Kaffeehandels, das der Radscha von Goa auf Celebes in Anspruch nimmt, und das denselben zum vielfachen Millionär gemacht hat, oder das einst von Palembang besessene Zinnmonopol von Banka, konnten oft nur unter europäischem Schutze aufgelegt werden. Andre Quellen geringfügiger Art fließen in der Verpachtung von Regalien, wie Fischgewässer, Rotangschneiden. Freilich steht neben dem die ausübende Gewalt in Händen haltenden Premierminister Maha Radscha Lela, der unverletzlich in seiner Amtswürde ist und alle Handlungen des Sultans sowie der Großen des Reiches zu überwachen hat, dem Admiral, Radscha Laut, dem Justizminister, Tuan Caly, der Oranky Mallik, der Volkstribun, welcher die Rechte des Volkes zu schützen hat. Aber der Einfluß dieses Einen kommt fast stets doch nur so weit zur Geltung, als er sich mit dem Gutdünken der Dattos verträgt. Das Unbang-Unbang oder das Gesetzbuch der Malayen ist hier unbekannt, die Vorschriften des Korans werden nicht befolgt. Ein Schutz des Eigentums existiert nicht, Kinder- und Mädchenraub von seiten der Dattos sind an der Tagesordnung, und es erscheint eins der üblichen Aufgebote des Heerbannes, welche die spanischen Behörden der Philippinen so oft in Schrecken versetzten, fast wie ein Lichtblick, indem es für die Dauer eines Krieges der Rechtlosigkeit der nicht mitregierenden Klassen etwas vorbeugt. Aber freilich zwingt derselbe Heerbann das Volk, ohne jede Entschädigung an allen Kriegs- und Raubzügen teilzunehmen, welche dekretiert werden mögen. Man begreift, daß in Gebieten, wo diese Art vielköpfiger Despotie herrscht, und wo nicht etwa, wie gerade in Atschin und Sulu, der religiöse Fanatismus den Fremdenhaß schürt, die europäische Herrschaft von den niedern Klassen der Bevölkerung häufig als eine Erlösung betrachtet wurde. Übrigens ist, beiläufig gesagt, nirgends im Archipel jener blinde Europäerhaß zu finden, den man aus dem durch jahrelange Fehde hervorgerufenen Auftreten der Sulu-Leute oder Atschinesen gegen Spanier und Niederländer herleiten wollte; bei den kriegerischen Kannibalenstämmen Borneos und Sumatras sind einzelne Reisende oder schwache Expeditionen meist freundlich aufgenommen worden.

Was in Sulu die Dattos, das sind in Atschin die Panglimas oder Tuwankus. Man nennt so nämlich die Vorsteher der Sagi-Abteilungen, deren Würde erblich ist, und die überhaupt praktisch eine bedeutende Rolle im atschinesischen Staatswesen zu spielen scheinen. Sie bilden nicht bloß den Rat des Sultans, sondern wählen auch dessen jeweiligen Nachfolger; ja, sie haben sogar die Befugnis, den Monarchen abzusetzen. Ferner brauchen sie den Sultan von ihren etwaigen Beschlüssen und Verfügungen bloß einfach in Kenntnis zu setzen, während jener sich denselben nicht nur zu jeder Zeit unterwerfen, sondern, so oft er etwas unternehmen will, sich mit den Panglimas ins Einvernehmen setzen muß. Auch hier sind seine Einkünfte zu gunsten derjenigen dieser Herren stark beschnitten. Er hat ihnen für die innern Steuern, die sie für ihn einsammeln, eine jährliche Entschädigung zu zahlen,

während es wahrscheinlich ist, daß dieselben von dem, was sie im Namen des Sultans erheben, diesem nur so viel abführen, als ihnen beliebt. Daraus erklärt sich auch, daß die Einkünfte des Sultans nur gering sind. Sein Einkommen besteht nämlich in 5 Prozent vom Werte aller Waren, welche in den Hafen seiner Hauptstadt eingeführt, sowie von den Abgaben, die in den Sagi-Abteilungen von importierten Gütern und vom Verkaufe des Pfeffers erhoben werden. 1873 sollen sich die gesamten Einkünfte des atschinesischen Sultans nicht höher als auf 15—18,000 Dollars belaufen haben. Es liegt also die Gewalt hauptsächlich in den Händen der Stammeshäupter oder Panglimas, hängt doch deren Einfluß großenteils von ihren persönlichen Eigenschaften ab; indes steht die ihnen von der Bevölkerung erwiesene Ehrfurcht oder Unterwürfigkeit im Verhältnisse zu ihrem Reichtume.

Um diese Typen, wie sie die Sultanate von Sulu und Atschin bieten, schwankt nun das malayische Staatswesen, und es ist interessant, daß auch in alten Malayenstaaten von Sumatra die Regierung nur dem Namen nach absolut monarchisch ist, so z. B. in Sambas, wo der Herrscher von dem hohen Rate der Sechzehn gewählt wird und im Grunde nur dessen Vorsitzer ist. In Pontianak dagegen und in neuester Zeit auch in Sekadouw ist sie es in der That. Der Druck, den das Volk zu leiden hat, ist aber überall derselbe. Die Fürsten kümmern sich meist nur um die Strafgelder, die sie oft in sehr willkürlicher Weise auflegen, und üben ihre Erpressungen zunächst an den Reichen und Vornehmen, die sich durch eine gleiche Behandlung des Volkes dafür schadlos halten. Der Schutz europäischer Regierungen, die es in ihrem Interesse fanden, einzelne eingeborne Fürsten auf ihren Thronen zu befestigen, hat oft die Machtmittel derselben und damit auch die Einkünfte vermehrt, so daß einzelne javanische Herrscher zu geradezu fabelhaften Reichtümern gelangt sind, in deren pompöser Verschwendung sie Trost für ihre verlorne Unabhängigkeit suchten. Der Sultan von Kutei, als Herr eines eroberten Gebietes, unterliegt ebenfalls nicht jenen Beschränkungen, und da er 10prozentige Wertzölle von Ein- und Ausfuhr erhebt, das Opium- und Salzmonopol verpachtet und die Kohlenbergwerke von Pelarung und Batu Pangal als Regalien ausnutzt, daneben aber auch der Bankier oder Wucherer seiner Unterthanen ist, so ist es nicht erstaunlich, wenn er ein jährliches Einkommen von weit über 1 Million Gulden holländisch besitzt.

In diesen Staaten, wo der Oberherr sich sicher fühlt, wendet sich das Blatt, am entschiedensten dort, wo religiöse Motive dem Herrscher noch die Stellung eines kleinen Papstes einräumen, wie Schreiber es aus Tobah berichtet. Die Panglima werden dann kurz gehalten und hängen materiell ganz vom Radscha oder Sultan ab, an dessen Hof sie nur als Beamte oder Würdenträger Geltung erlangen. Die Stellung der Herrscher befestigt sich hier anderseits durch eine gewisse Richtung auf volkstümliche Herablassung, die sich besonders bei Festen zeigt, wo der Herrscher und die Seinen sich frei unter das Volk mischen, und wobei ein gern gesehener Beweis fürstlicher Herablassung besonders in der Teilung von Speise und Trank mit dem Volke ruht. So kriechend im wahren Sinne des Wortes der Unterthan seinem Herrn sich nähert, so frei mag er oft mit ihm reden und seine Klagen vorbringen. Hagen hebt darum hervor, daß das geringe Zeremoniell im Verkehre zwischen Batta-Fürsten und Unterthanen den falschen Eindruck mache, als ob das Unterthänigkeitsverhältnis ein lockereres sei, als es in Wirklichkeit ist. Kleinere Herrscher unterscheiden sich auch weder in ihrem eignen Auftreten noch in ihrer Wohnung stark von ihren Unterthanen. Veth z. B. fand die Residenz des „mächtigen Sultans" von Djambi nur durch eine etwas breitere Leiter, die zu dem Pfahlbaupalaste hinaufführte, von den andern Häusern des Dorfes unterschieden.

Da, abgesehen von Java und einigen Teilen von Celebes und Sumatra, die Bevölkerungen im Indischen Archipel keineswegs sehr dicht sind, fürchten die Herrscher, ihre Unterthanen über die Grenze zu treiben, wenn sie allzu hart auf dieselben drücken, und es ist

diese Furcht sicherlich eins der wenigen Motive für malayische Fürsten, sich ihrer Pflichten zu erinnern. Ein etwas aufgeklärterer Herrscher, wie der Sultan von Kutei, sandte sogar eigne Schiffe nach dem Amontaigebiete in Borneo, um die Einwanderung zu fördern, zahlte die Schulden der Kolonisten und gab ihnen freies Land. Von den Mitteln, welche die Fürsten unter Umständen anwenden, um ihren Unterthanen in nicht allzu drückender Weise die Steuern abzunehmen, gibt auch Wallace ein hübsches Beispiel aus dem Gebiete des Radscha von Lombok: „Die Eingebornen müssen hier für jeden Kopf eine gewisse Abgabe von Reis entrichten. Nun hatte aber der Fürst bemerkt, daß die Lieferungen von Jahr zu Jahr geringer ausfielen, und wollte eine Volkszählung veranstalten. Da aber bei dem Betruge die Dorfhäuptlinge gemeinsam handelten, so hätten sie bei einem offenen Befehle rasch die Absicht erraten und die Zählung gefälscht. Der Radscha verfiel daher auf die List, sich trübsinnig zu stellen, angeblich wegen beunruhigender Träume, in welchen ihm der Geist des Feuerberges Gunong Agong erschienen sei. Nach einigen Tagen beschied er sämtliche Priester zu sich und verkündete ihnen: der Feuergeist habe ihm geoffenbart, daß Pestilenz und Tod über die Insel ziehen werden. Doch lasse sich ein Mittel dagegen finden. Zwölf heilige Krise sollten geschmiedet werden. Jedes Dorf müßte dazu so viel Nadeln liefern, als es an Einwohnern besitze, und sobald sich irgendwo eine Seuche zeige, solle einer der Krise an den gefährdeten Ort gesendet werden. Wäre aber die Zahl der Nadeln nicht genau, so hätte der Zauber keine Wirkung. Die Nadeln kamen und wurden gezählt. Brachen dann Seuchen aus, so holte man den Kris. Hörte die Krankheit auf, so pries man den Zauber; hörte sie nicht auf, so sah man darin die Strafe, daß die Zahl der Nadeln nicht genau gewesen war."

Die Häuptlingszeichen sind ursprünglich einfacher Art. Bei den Tobah-Batta trugen die Radschas einst Elfenbeinringe um den Oberarm; Prunkwaffen, besonders silberbesetzte Dolche oder Schwerter, in neuerer Zeit auch Flinten mit kostbaren Schäften, dienen nicht nur den Fürsten selbst als Hoheitszeichen, sondern werden auch den Boten als Legitimation mitgegeben. Bei den indisch-mosleminisch angehauchten Fürsten sind dagegen goldene Kronen von mehreren Pfund und mit kostbaren Edelsteinen ebenso üblich wie goldstrotzende Uniformen (s. Abbildung, S. 439).

Sonderbar verwickeln sich staatliche und gesellschaftliche Verhältnisse unter dem Einflusse des halbzerfallenen Brahmanentumes, wie wir es in Bali finden. Die kleine Insel zerfällt in neun Reiche, die indessen durch die vier Kasten und durch die Bedeutung einer Anzahl von einflußreichen Familien ineinander übergreifen. Innerhalb jedes Landes gibt es Clans, deren oft in einem Dorfe mehrere vertreten sind, und von welchen derjenige herrscht, dessen Glieder in der größten Zahl am Platze sind, ohne daß jedoch die andern einen sehr intensiven Gehorsam leisten. Die Kaste macht eine Anzahl Bürger von allen Lasten frei, während sie andre mit Fronen überladet. Übrigens wird die Kasteneinteilung nicht bis in ihre letzten Konsequenzen verfolgt, und die Balinesen sind trotz der bewundernswerten Zähigkeit, mit der sie am Siwahdienste festgehalten haben, als tolerante Leute bekannt. Die Fürsten gehören den drei ersten Kasten Ida, Dewa und Gusti an.

Die Gemeinde ist im Genusse der Felder, deren Eigentum indessen der Fürst überall da beansprucht, wo er die Macht fest in Händen hält. Unbebautes Land ist Gemeineigentum und kann durch jedes der Mitglieder auf eigne Rechnung und Gefahr bebaut und durch die darauf verwandte Arbeit in eignen Besitz verwandelt werden. Verkauf von Grundstücken findet in manchen Gegenden, wie z. B. auf Timorlaut, nicht statt, während wir durch Hagen wissen, daß die Batta-Fürsten Ländereien in aller Form verkaufen. Auf Ternate ist das frühere Einzeleigentum durch die Regierung, welche das Land verteilt, aufgehoben. In Holontalo können Verkauf und Vererbung von Grundbesitz nur unter Vorwissen des Häuptlinges geschehen, der zusammen mit den Ältesten das ererbte Land verteilt. Sind Erben

nicht vorhanden, so fällt dasselbe mit Zustimmung der Bevölkerung gewöhnlich einem der Häupter zu. Die Einzelnen wahren ihr Eigentumsrecht durch Aufhängen von Puppen. Sendet ein Baum einen Ast über fremdes Land, so fällt er dem fremden Eigentümer zu. Das Eigentumsrecht, auch des Stammes, am Boden wird mit großer Zähigkeit festgehalten. Ein Versuch der niederländischen Beamten, gewisse Stämme Borneos zu bewegen, sich weiter flußabwärts niederzulassen, mißglückte, weil diese befürchteten, daß die Nachkommen derjenigen Dajaken, welche früher in den ihnen vorgeschlagenen Gegenden angesiedelt gewesen waren, sich melden würden, um von ihnen Tribut zu erheben, wozu sie nach ihren volkstümlichen Gewohnheiten das Recht hatten. Bei den Igorroten besteht Einzel- und Gemeineigentum nebeneinander.

Eine bemerkenswerte Thatsache von Wichtigkeit für die Völkergeschichte des ganzen Stillen Ozeanes ist die **Kolonisation** bei den Völkern des Malayischen Archipels, die als überseeische Eroberung und Ansiedelung besonders im östlichen Teile desselben eine an Griechenlands Wanderzeit erinnernde große Rolle spielt. Kaum ein Volk oder Völkchen wäre zu nennen, das nicht eine mehr oder weniger weite Herwanderung an die Wurzel seiner überlieferten Geschichte versetzt, und wenigstens jede Küstenlandschaft weist fremde Elemente auf, die ungerufen und oft zum wesentlichen Schaden der Altansässigen eindrangen. Das Recht der Eroberung wurde unter anderm von den Herrschern von Ternate an bestimmte adlige Häuser verliehen, die dann Statthalter ihrer Kolonien gegen Buru und Ceram hin wurden und eine eigentümliche halbsouveräne Stellung einnahmen. Übrigens war auch am Lande die Kolonisation geregelt. Wenn in Java bei zunehmender Bevölkerung eines Dorfes Mangel an Land entstand und neue Lichtungen angelegt werden mußten, welche zu weit vom Dorfe entfernt liegen würden, sandte die Desa des Dorfes eine Niederlassung aus, die zuerst unter dem Namen Dukuh (Suku) mit dem Mutterdorfe vereinigt blieb, um jedoch oftmals bei starker Zunahme der Bevölkerung sich zu einer eignen Desa zu gestalten. Regel ist aber das Verbleiben in der Verbindung mit dem Mutterdorfe. Dieselbe Sitte herrscht in Sumatra bei Malayen und Batta sowie in Nordcelebes, wo man überall eigne Namen für die Tochterniederlassungen findet. Vielleicht hängt damit die politische Zweiteilung mancher kleinen Inseln zusammen. Die Herrscher von Tidor und Ternate erkennen die Gemeinsamkeit der Abstammung an, indem sie sich als Nahverwandte behandeln. Diese Erkenntnis scheint auch dem Bündnisse zu Grunde gelegen zu haben, welches die Herrscher in dieser Region mit der Rangordnung Gilolo, Ternate, Tidor und Batjan einigte. Zahlreiche Sagen und geschichtliche Überlieferungen erzählen von den immer wiederkehrenden Gründen der Kolonienbildung: Bruderzwist, Seuchen, Elementarereignisse.

Der **Sklaverei**, welche bei den einfachsten Völkern am wenigsten, bei den „Stadtmalayen" von Palembang, Atschin 2c. am stärksten entwickelt ist, fallen Kriegsgefangene, Missethäter, die aufgelegte Geldbußen nicht zahlen, und Schuldner anheim, und unter letztern sind nicht wenige, welche ihre Freiheit in einem der Spiele verloren haben, denen alle Malayen sich mit so großer Leidenschaft hingeben. Ganze Stämme sind so in Schuldsklaverei verfallen. Bock spricht von einer 4000 Köpfe starken Kolonie von Niassern bei Padang, welche früher Schuldsklaven waren. Auch außerehelich geborne Kinder von Freien und Sklaven gehören dem Sklavenstande an. In der Regel werden sie als Hausgenossen behandelt, können sich freikaufen und stehen, praktisch genommen, nicht unter den armen Verwandten oder Freunden, die für Dienstleistungen ins Haus genommen werden. Das Recht der Redjang kennt als Strafe Sklaverei auf Zeit, z. B. dreijährige. Der Sklavenraub und Sklavenhandel ist ein Hauptgeschäft aller mit eignen Schiffen handelnden und gelegentlich Seeraub treibenden Malayen. Einzelne Inseln, wie z. B. Bali, dessen Männer als Soldaten und dessen Mädchen als Dienstboten geschätzt waren (bei Batavia gibt es noch heute ein „balisches Dorf"), verloren einen großen Teil ihrer Bevölkerung dadurch. Bei der letzten

Unterwerfung Balis im Jahre 1849 setzte daher einer der Friedensartikel das Verbot des Sklavenhandels und des Strandraubes fest. In den Eroberungsstaaten der eigentlichen Malayen, Suluaner und andrer ist die Ständescheidung in Herren und Plebejer oft eine so scharfe, daß man auf seiten der letztern von Leibeigenschaft sprechen kann, und dann entstehen Übergänge zwischen Freiheit und Sklaverei, wie Riedel sie von den Holontalo beschreibt, wo die Ilapita die Reisfelder, Goldwäschen rc. des Fürsten umsonst bearbeiten mußten, während die Mongohule Abkömmlinge einer besondern Gattung von Sklaven sind, die jetzt nur noch bei feierlichen Gelegenheiten ihren Herren helfen, und endlich die Wato durch Kauf, Tausch, Erbschaft oder Schenkung erworbene Sklaven sind. Die frühere Geschichte der Philippinen erzählt von blutigen Aufständen der Sklaven gegen ihre Unterdrücker.

Ebenso fest geschlossen wie die Stämme in sich, sind sie abgeschlossen nach außen. Und gerade jene Geschlossenheit ist es, die diese Abgeschlossenheit erklärt. Denn nicht bloß verlangt der Stamm die alleinige Nutzung seines Wohngebietes, sondern er verlangt auch Achtung seiner Gebräuche, seiner Gräber, seiner für „pomali" oder „padi" erklärten Stätten, die er sogar durch tückische Fallen, Fußlanzen aus spitzigen Bambussplittern und dergleichen schützt und die dennoch der Fremde so leicht verletzt. Streitigkeiten infolge von solchen Verletzungen sind ganz gewöhnlich. Dazu kommen viele andre Ursachen. Schadenberg sagt von den Ilongoten: „Die einzelnen Stämme bekriegen sich untereinander in grausamer Weise; nichtssagende Ursachen, oft aber auch Blutrache können der Grund sein, obwohl man diese meist zwischen den beteiligten Familien ausfechten läßt. Gilt es aber einen Kampfzug gegen die Christen oder Negritos, so vereinigen sich Freunde und Feinde, um ihn gemeinsam zu unternehmen." Des größten Grundes eines fast immerwährenden Kriegszustandes, dieser „Pestbeule, die jeden höhern Aufschwung, jede bedeutendere Kulturentwickelung hintanhält", zwischen den malayischen Stämmen, der Kopfjägerei, werden wir sogleich besonders gedenken. Der Sklavenraub und die unglaublich kecke Piraterie, die bis auf den heutigen Tag sowohl in den holländischen als spanischen Gebieten nicht auszurotten war, sind ebenfalls nicht zu übersehen. Bernaldez spricht von 20,000 Spaniern und Eingebornen, die innerhalb dreißig Jahren geraubt worden seien. Gegen Fremde sind diese Völker hingegen nicht von vornherein unfreundlich, und bei den unverdorbenen Stämmen geht die Gastfreundschaft so weit, daß der Wanderer ruhig in das erste beste Haus eines Kampong sich einlogieren kann ohne Gefahr, unfreundlicher Aufnahme zu begegnen. In Borneo geht zwar die Sage, daß die Dajaken die Neigung hätten, jeden Fremden zu vergiften, der in ihr Gebiet komme. Bock scheint dieselbe zu bestätigen, während Perelaer, und wohl mit Recht, wenigstens für Süd- und Zentralborneo ihre Berechtigung leugnet. Der in ähnlichen Verhältnissen immer wiederkehrenden Unbestimmtheit der Grenzen sei hier als weiterer Ursache von Streitigkeiten noch gedacht. Daß sie als solche erkannt wurden, lehrt die Einrichtung von neutralen Grenzzonen, z. B. zwischen Batta-Gebieten.

Der häufig eintretende und lange währende Kriegszustand läßt dennoch ganz bestimmte Formen für Kriegserklärung, Frieden und Bündnis bestehen, und Hagen, indem er ihr Wesen bei den Tobah-Batta bespricht, sieht gerade in ihnen Zeugnisse, daß der Krieg nicht in blinder Wut und Leidenschaft, die alle Rücksichten beiseite setzt, sondern in nobler, ritterlicher Weise, mehr aus Liebhaberei als Sport geführt werde. Der Batta kündigt durch Fehdebriefe den Krieg an, er verhandelt tagelang lebhaft und in feuriger Rede unter Schlichtungsversuchen benachbarter Häuptlinge, ehe er zu den Waffen greift, und schließlich entscheidet schon der erste Tote über Sieg oder Unterliegen. Ein Fehdebrief aber besteht aus einem handlangen Bambusrohre, worauf Beschwerde und Kriegserklärung geschrieben sind, einem Bündel Stroh, Brandlegung bedeutend, einem aus Bambus geschnitzten Messer,

welches an das Halsabschneiden erinnert, einer aus Bambus geschnitzten Lanzenspitze zur Verdeutlichung des Stoßes ins Herz, was alles in einem Bündel nachts dem Feinde an leicht sichtbarem Orte aufgehängt wird. Bei den Ilongoten bedeutet ein Bündel Pfeile oder Besprengung des Weges mit Blut Krieg. Aber nach dieser Erklärung bricht dennoch der Krieg nicht aus, wenn nicht innerhalb acht Tagen eine entschieden feindselige That begangen wird. Friede wird dann leider häufig durch Menschenopfer besiegelt, wie Blutvermischung die Freundschaft der Männer zur Blutbrüderschaft erhebt. Nach den kleinen Streitigkeiten und Diskussionen des täglichen Lebens bildet die Sirihbüchse, die nicht umsonst möglichst kostbar und schmuckreich ist, das Medium und Symbol der Verständigung, wie anderwärts die Pfeife oder Rumflasche.

Solange man Malayen kennt, ist das Kopfabschneiden zum Zwecke der Erlangung von Trophäen, jenes „Koppensnellen", wie die Holländer es genannt haben, eine der folgenreichsten Institutionen, die das ganze Leben dieser Völker durchzieht. Der Augustiner-Provinzial Martin de Rada berichtet schon im Jahre 1577 unter anderm folgendes: „Ein Volk auf dieser Insel (Luzon) heißt Zambali, und ihm ähnlich sind die Manguian auf der Insel Mindoro und die Schwarzen (Negros) auf den übrigen Inseln. Dieser, besonders der Zambali, hauptsächlichstes Begehren und Siegeszeichen sind Menschenköpfe, und zwar ist dieses Begehren so stark, daß, als wir gegen den Seeräuber Limahon zu Felde zogen, ein Häuptling der Zambali mit 100 Bogenschützen zu uns kam, um mit uns in den Krieg zu ziehen, und sagte, daß er von der ganzen Beute nichts begehre als die Köpfe der Chinesen. Und in ihren Häusern hängen an 30—40 Köpfe, ich sah eins mit mehr als 100, denn es ist ihr hauptsächlichstes Streben, demjenigen, welchen sie nichtsahnend treffen, den Kopf abzuschneiden, ihm dann ein Loch auf dem Scheitel zu machen, das Gehirn auszuschlürfen und den Kopf in ihrem Hause aufzuhängen. Wer die meisten Köpfe besitzt, ist am angesehensten." Bis heute hat diese Hochschätzung feindlicher Schädel sich bei allen Dajakstämmen Borneos, mit einziger Ausnahme der Bukkit, wie Bock berichtet, und bei den meisten Völkern der Philippinen, ungeachtet der bis heute fortgesetzt eifrigen Entgegenwirkung von seiten der Kolonialbehörden, erhalten, obgleich diese dadurch in einen beständigen Zustand von Bedrohung und Abwehr versetzt werden. In Ceram fand Joest das Kopfabschneiden in voller Blüte.

Um die Zähigkeit dieser sicherlich noch lange nicht auszurottenden Sitte zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß sie ohne Frage einen religiösen Hintergrund in der allgemeinen Schädelverehrung der malayischen Völker besitzt, von welcher wir noch zu sprechen haben werden, und daß außerdem diese Schädelverehrung gerade die Schädel von Feinden als das erwünschteste Opfer für die Ahnengeister erscheinen lassen mußte. Wo Christentum oder Islam sich Raum gemacht, ist innerhalb eines Menschenalters mit der Kopfjagd die Schädelverehrung so rasch zurückgegangen, daß man heute z. B. in Nordborneo die Schädel bei altem Gerümpel liegen sieht. Bei den Igorroten hat sich nach Hans Meyers Angabe der Tanz um den leeren Stamm, auf dem einst der Schädel aufgesteckt war, unter Absingung eines Spottliedes erhalten. Dazu kommen dann noch die weltlichen, seien es soziale, seien es politische Rücksichten, welche den Schädelbesitz zum allerwünschenswertesten machen, wie z. B. die Sitte, daß bei den Ilongoten, ehe die Hochzeitszeremonie vollzogen wird, der Bräutigam der Braut, resp. deren Familie eine gewisse Anzahl Menschenköpfe bringen muß; dieselben können von feindlichen Nachbarstämmen oder von Negritos sein, am liebsten werden jedoch Christenköpfe entgegengenommen, während von den Dajaken gesagt wird, daß sie nur Dajakenköpfe suchen. Man braucht auch Köpfe, um auf sie die Pfähle für das Fundament eines Hauses zu stellen, und um sie dem Toten mitzugeben; und die Halle des Häuptlingshauses ist bei Dajaken, Ilongoten und Genossen ohne Schädelschmuck ungeschmückt. Nur der glückliche Kopfjäger darf Tättowierung empfangen. Man braucht Schädel zu Trinkschalen

und ihre Zähne und Haare zum Schmucke des Körpers und der Waffen. In den Fällen, wo die Holländer geraubte Schädel den Kopfjägern wieder abnahmen, lieferten diese doch Haare und Unterkiefer nicht aus. Und endlich ist das Kopfabschneiden die im ungeschriebenen Völkerrechte dieser Stämme einzig wirksame Form der Ausgleichung von Stammesfeindschaft, und in dieser wird es auch festgehalten. Die Dajaken Südwestborneos versprachen dem holländischen Abgesandten Michielsen, der unter anderm gekommen war, um sie von der Kopfjägerei abzubringen, zwar, keine Raubzüge mehr zu unternehmen und nicht mehr auf Köpfe zu jagen, mit Ausnahme jedoch des Falles, wenn es sich darum handle, für die Übelthaten feindlicher Stämme Rache zu üben.

Ursprünglich waren diese Kopfjagden offenbar auf diesen Fall der Stammesfeindschaft beschränkt, sie erweiterten aber den Kreis ihrer Opfer, indem der Wunsch, Schädel zu besitzen, immer mehr zur Leidenschaft wurde und jedes menschliche Bedenken überwand. Man suchte nicht nur Feindesköpfe zu erbeuten, wenn auch jedes benachbarte Dorf fast schon als feindlich angesehen wurde, sondern man schlug die Köpfe ab, wo man konnte, und indem man ruhig Schlafende mordete. „Wir selbst", erzählt A. B. Meyer, „erlebten es noch im Jahre 1871 in Manado, daß, als ein früherer Häuptling starb, unsre Diener nach Dunkelwerden sich weigerten auszugehen, aus Furcht, daß ihnen der Kopf abgeschlagen werden könnte." Wenn auch vielleicht bei den in jenen Gegenden nunmehr herrschenden geordneten Zuständen keine direkte Gefahr mehr vorhanden ist, so zeugt doch dieses Benehmen davon, wie tief diese Sitte eingewurzelt war. Ein weiteres psychologisches Motiv der grausamen Sitte wird in der durch Feigheit bewirkten Ablenkung der Blutrache gesucht. Der eben genannte holländische Beamte sprach in seinem Berichte über Südwestborneo die Meinung aus, daß diesem fatalen „Koppensnellen" ein Ende gemacht werden würde, wenn das Balas, die Vergeltung, Blutrache, immer die eigentlichen Schuldigen träfe. „Der Dajak dieser Gegenden", fügt er hinzu, „ist sehr feig und wagt sich auf seinen Mordzügen niemals in ein offenes Gefecht, sondern streift so lange geduldig in der Wildnis, in der Nähe des Reisfeldes herum, bis er eine gute Gelegenheit wahrnimmt, um ein paar wehrlose Menschen, am liebsten Frauen und Kinder, zu überfallen und ihnen die Köpfe abzuschneiden." Witti bestätigt diese Verirrung aus Nordborneo, indem er von den Danao Dusun erzählt, daß sie ebenfalls Kopfjäger gewesen seien, und mitteilt, es würden in dem Hause ihres Häuptlinges noch drei Dutzend Schädel als Erbstücke bewahrt. Unter denselben fand Witti zwei von Kindern, welche ihn daran erinnerten, daß die Schädel von Frauen und Kindern von manchen Kopfjägern am höchsten geschätzt werden, da man glaubt, daß die Stammgenossen dieselben am wütendsten verteidigen. „Nur ein einziges Mal", sagt Michielsen, „ist es vorgekommen, daß ein Dajak von Serajan, dessen Tochter daselbst durch einen Kopfabschneider aus Katingan ermordet worden war, demselben nach seinem Dorfe nachfolgte und gerade bei Gelegenheit des Festes, welches man zur Ehre der Rückkehr des Kopfabschneiders feierte, dem Mörder seines Kindes mitten in der Festfreude den Kopf abschlug. Diese That verursachte ein solches Entsetzen, daß man den Mann, der sie gewagt hatte, ungehindert mit dem Kopfe des Enthaupteten abziehen ließ." Was die Unsitte so schwer ausrotten läßt, ist das System der Wiedervergeltung, auf dem sie ruht, und zugleich aber auch die Thatsache, daß dieses System keineswegs streng durchgeführt wird, so daß, wo einmal die Kopfjägerei Wurzel gefaßt hat, bald kein Dorf, kein Stamm zu finden ist, der sich nicht über Opfer zu beklagen hat, die ihm abgeschlachtet worden, und dessen waffenfähige Männer sich nun keine Gelegenheit entgehen lassen werden, um Rache, sei es auch an Unschuldigen, zu üben.

Wo die Kopfjägerei noch in hoher Blüte steht, wird sie systematisch betrieben. Die Dajaken bereiten sich sogar durch eine Art religiöser Weihe darauf vor. Sie bauen sich eine eigne Balei pali (verbotene Hütte), die aus einem Dache auf vier Pfosten und aus einem

1 m hohen Fußboden besteht. Auf allen vier Seiten wird der Zugang durch ausgespannte Rotang-Ranken abgesperrt, die sich in allen Richtungen ausstrecken und allesamt behangen sind mit roten Blumen, jungen Palmblättern und einer großen Menge aus Holz geschnitzter Gegenstände, welche Schwerter, Schilde, Lanzen, fliegende Nashornvögel und dergleichen darstellen, alles sehr roh gearbeitet und verkleinert. Innerhalb der Hütte findet man Lanzen, Blasrohre, Köcher mit frisch vergifteten Blasrohrpfeilen, Schilde, Schwerter und Panzerjacken und außerdem noch einige Kleinigkeiten, was alles zu der Ausrüstung einer Kopfabschneiderbande gehört. In dieser Hütte hält sich die Gesellschaft, je nachdem die Vorzeichen, welche sie in dieser Zeit aus der Richtung des Fluges der Vögel entnimmt, mehr oder weniger günstig sind, 4—6 Tage lang auf. Ehe man sie verläßt, steckt man eine der Zahl der Kopfabschneider entsprechende Anzahl roh geschnitzter Bilder, Hampatungs, in die Erde, welche den Zweck haben, die bösen Geister mit dem Zuge, den man trotz der übeln Vorzeichen unternommen hat, zu versöhnen. Bei schwerer Geldstrafe und sogar Todesstrafe ist es jedermann, der nicht zu der Bande gehört, verboten, sich der Baleihütte zu nähern, solange jene sich in derselben aufhält.

Den Überfall der Kopfjäger selbst schildert Schadenberg von den Ilongoten folgendermaßen: „Die Kopfjäger der Ilongoten suchen ihre Beute nicht im ehrlichen Kampfe zu erlangen, sondern durch feige Überfälle. Haben sie einen solchen geplant, so vereinigen sich dazu 80—100 Teilnehmer. Ausgerüstet mit Schwert, Lanze, Bogen ꝛc., ziehen sie unter Führung des Häuptlinges stillschweigend bis in die Nähe des zum Überfall auserſehenen Ortes, ab und zu klettern einige auf hohe Bäume, um auszulugen; haben sie sich versichert, daß sie von niemand bemerkt sind, so gehen sie rasch vor, teilen sich in zwei Gruppen und verbergen sich auf beiden Seiten des Weges, den diejenigen, welche sie angreifen wollen, passieren müssen. Zu diesem Zwecke wählen sie sich meistens die Ebenen bei den Furten des Flusses Dilanili, welche von riesigen Grasfeldern eingefaßt sind, die ihnen vorzügliche Deckung bieten. Jede Abteilung teilt sich jetzt in drei Gruppen, die erste befindet sich in dem hohen Grase stehend, 2—3 Schritt vom Fußwege, in der Rechten den Kampilan, das Schwert, in der Linken den Schild. Die zweite Gruppe befindet sich circa 4 Schritt von der ersten, sie hat die Lanze im Anschlage, und die dritte, letzte hält Bogen und Pfeile bereit. In dieser Ordnung warten sie stundenlang, bis ihre Opfer sich nahen, deren Zahl wenigstens 4—6 zu betragen pflegt, da sie der Unsicherheit wegen in geringerer Zahl nie marschieren. Ist der letzte der Wanderer innerhalb des Hinterhaltes angelangt, so gibt ein Schrei des Führers das Zeichen zum Angriffe, Lanzen, Kampilane und Pfeile dringen gleichzeitig auf die Überfallenen ein und bringen sie bald von den Lebenden zu den Toten." Es wird aber besonders betont, daß das Eigentum des Opfers unverletzt bleibt. Die Alfuren von Ceram warnen ihre Opfer, ehe sie sich in den Hinterhalt legen, durch Beschädigung ihrer Fruchtbäume und durch Einstecken abgebrochener Zweige des Kadieho-Baumes in den Boden; natürlich fallen ihnen dann nur die Unvorsichtigsten zum Opfer.

Der Zusammenhang dieser Sitte mit dem Kannibalismus, der unabhängig von der Kulturstufe da und dort im Archipel aufzuckt, ist durch die verschiedenartigen Verwendungen des Schädels und andrer Teile des menschlichen Körpers angedeutet. Außerdem weist auf ihn die Art hin, wie die eine Sitte die andre gleichsam ersetzt oder vertritt, so daß z. B. die Batta Kannibalen, die Dajaken aber Kopfjäger sind. Man darf hier die Frage aufwerfen, ob eine scharfe Trennung zwischen beiden Neigungen oder Verirrungen möglich sei, und muß verneinend antworten. Die einfache Konstatierung der Thatsachen, von denen eine und die andre begleitet ist, schlägt die Brücke zwischen ihnen. Den Ilongoten, den unzweifelhaftesten Kopfjägern der Philippinen, sagt man nach, daß sie große Feste mit Menschenopfern verherrlichen. Auch sollen dieselben von frisch getöteten Feinden

die Herzteile essen, womöglich wenn dieselben noch zucken; überhaupt pflegen sie die Leichname der von ihnen Getöteten auf alle mögliche Weise zu verstümmeln. Nach Riedel werden auf Timorlaut Bündnisse durch das Verzehren eines Sklaven besiegelt. Witti hörte in Nordborneo von den Leuten von Sulu, die angeblich keine Kopfjäger sind, daß sie ihr Schlachtopfer binden und ihm den Brustkasten mit Speeren durchbohren; wenn das geschehen ist, gibt jeder Dorfangehörige dem zitternden Körper einen Schnitt. Danach begraben sie die Leiche, ohne ihr den Schädel zu nehmen, „denn die Häuptlinge von Sulu wünschen das nicht". Sie gaben uns, fügt er hinzu, die Versicherung, daß sie selbst nicht dem Stamme angehören, der das Blut der Opfer in kleinen Bambus auffängt, um damit die Felder zu besprengen. Witti deutet diese Aussage auf Kannibalen, die südlich von Kinabatangan wohnen würden. Bock bezeichnet ferner die Bahu Tring als Kannibalen, welche den Körper ihrer Schlachtopfer auffressen, während die Schädel getrocknet werden und dem Häuptlinge gehören. Die durch Mas von den Jsugao der Philippinen beschriebene Sitte, daß das Gehirn der abgeschlagenen Schädel ausgeschlürft wird, findet sich auch auf Borneo, und A. B. Meyer zweifelt nicht, daß sie noch heute in Nordluzon herrsche. In der Minahassa aßen noch im 17. Jahrhundert nach den damals dort allgemein verbreiteten Kopfjagden die Männer von den Wangen und Augen der erbeuteten Schädel. Auch sollen zur Verherrlichung ihrer Schädelfeste die Bahu Tring auf Borneo aus der Zahl ihrer eignen Sklaven bis zu vierzig hergeben, die zu Tode gemartert werden. Daß diese Marter einst an Pfählen geschah, die besonders häufig menschliche Figuren mit übermäßig großen Geschlechtsteilen schmückten, sei in Erinnerung an den blutdürstigen Siwa-Dienst Indiens und die indische Kolonisation auf Borneo besonders hervorgehoben. Die Alfuren Cerams legen noch heute den Schädel eines frisch getöteten Menschen in das Fundament ihres Gemeindehauses, und Jagor führt einige Zeugnisse für das einstige Vorkommen der Menschenopfer bei Begräbnissen auf Samar und andern Inseln der Philippinen an.

Die Batta, welche die ausgesprochensten Kannibalen sind, ohne Kopfjäger zu sein, lassen die einzelnen vorstehend genannten Gebräuche in der Gesamtheit der Sitten erkennen, welche die Menschenfresserei bei ihnen begleiten. Wenn auch bei den Batta in neuerer Zeit das Menschenfressen nirgends ein alltägliches, in das Belieben des Einzelnen gestelltes Vorkommnis war, sondern nur bei Kriegsgefangenen oder ganz besonders schlimmen Verbrechern in Anwendung kam, so gibt es doch Anzeichen einer einst allgemeinern Herrschaft dieser Unsitte, wenn wir auch kein Gewicht auf Angaben wie die legen wollen, daß auf Märkten im Batta-Lande Menschenfleisch verkauft worden sei, oder daß einzelne Radschas es des Wohlgeschmackes wegen täglich gegessen hätten. Riedel bestätigt übrigens, daß in Timorlaut das Fleisch der im Streite Getöteten, nachdem der Kopf abgeschnitten, als Dengbeng, d. h. in der Sonne getrocknet, gegessen werde. Der beschönigenden battaschen Überlieferung, der zufolge in der guten alten Zeit das Menschenfressen völlig unbekannt gewesen sein soll, bis dann einst zur Zeit eines fürchterlichen Bürgerkrieges der böse Geist die Menschen so sehr gegeneinander erbitterte, daß sie zuletzt zu diesem entsetzlichen Ausdrucke des Hasses und der Wut gegen die Feinde sich verleiten ließen, steht die beglaubigte Thatsache entgegen, daß, wie in Borneo und Luzon, die Opfer, an Pfähle gebunden, gemartert wurden, und daß die rasende Menge auf sie losstürzte, um Stücke Fleisch von ihrem Körper abzureißen und dieselben mit Salzwasser und Zitronensaft zu verschlingen. Das Ganze ist also ein kannibalisches Fest. Die von Neuern angezweifelte Sitte des Auffressens der kranken Verwandten wurde von Marco Polo berichtet.

Wenn die kannibalischen Sitten schwer auszurotten sind, so spielt übrigens eine einfache Geldfrage dabei nicht die letzte Rolle. Holländischen Reisenden in Borneo wurde vorgerechnet, daß es billiger sei, bei einem Tiwa-Feste zu Ehren eines Verstorbenen sechs Sklaven

zu 100 als ebenso viele Büffel zu 250 Gulden zu schlachten, besonders da das erstere mehr dem Gebrauche und Zwecke gemäß sei!

Es fehlt den Malayen nicht an kriegerischem Sinne, wenn auch ganze große Völkerschaften, wie die Javanen, in langer Unterdrückung und unter der Last der Fronen für einheimische und fremde Beherrscher so entnervt sind, daß wenigstens die letztern ihre Mannestugenden nicht mehr in politische Berechnung ziehen zu müssen glauben. Es ist mehr die leichtere Disziplinierung, welche jene und die Maduresen in größerer Zahl in der Eingebornen-Armee der niederländisch-indischen Regierung vertreten sein läßt. Anders die naturwüchsigern Völker im Innern Sumatras und Borneos und auf den östlichen Inseln oder die durch den Islam fanatisierten Krieger und Piraten von Atschin oder Sulu. Blumentritt sagt von den letztern, daß nicht etwa der Drang nach Kampf und Schlacht, vielmehr die gemeinste Raubgier es sei, welche ihnen das Schwert in die Hand drückt. „Feig fliehen sie, wenn ihnen nicht durch eigne Überzahl sicherer Sieg entgegenwinkt"; doch will auch er ihnen eine gewisse Kühnheit nicht aberkennen, wenn man die Ausdehnung ihrer verwegenen Piratenzüge in Betracht zieht. Den Tausenden dem Seeraube ergebener Malayen, Bugi und Alfuren, den kühnen Sklavenräubern an den Küsten Neuguineas ist diese Gabe ebensowenig abzusprechen. Bock nennt jeden Dajak einen gebornen Krieger und meint, was seinen Waffen an moderner Vollkommenheit fehle, werde dadurch ersetzt, daß sie vollkommen der Natur des Landes entsprächen und mit Geschicklichkeit gehandhabt würden. „Von früher Jugend wird er zum Gebrauche der Waffen, zur Verteidigung seines Vaterlandes und zu Einfällen in das Gebiet der Nachbarn angehalten. Doch beruht der Waffendienst nicht auf Zwang. Die Liebe zum Kriege, der Wunsch, seinen Nachbar an Tapferkeit zu übertreffen und einen Ruf als Kopfjäger zu erlangen, sind dem Dajak angeboren." Wir haben gesehen, wie die Knabenerziehung hauptsächlich auf Weckung der kriegerischen Tüchtigkeit ausgeht. Kriegstänze, religiöse Weihen ausziehender Krieger, Behängen mit Talismanen, auf Timorlaut das Verschlingen eines Schmetterlinges, um Schnelligkeit zu erlangen, und Ähnliches helfen den Mut stärken. Vielfach nehmen Weiber und Kinder am Kriege teil. Eigentümlich ist die Sitte der Batta, zu ihren Kriegen Vorkämpfer von weither, z. B. aus Atschin, kommen zu lassen, die, je weiter sie hergeholt werden, desto mehr Vertrauen erwecken.

Der Stamm und die aus ihm hervorgehenden und nach seinem Muster gebildeten Gemeinden und Gemeindegruppen (s. S. 439) haben auch die Aufgabe, Verbrechen zu ahnden, welche gegen eins ihrer Mitglieder begangen worden sind, und sind demgemäß auch verantwortlich für gegen das Gesetz verstoßende Thaten ihrer Angehörigen. Vor allem sind sie es, welche bei Unvermögenheit des Verbrechers für die Aufbringung der Buße an Geld und Gut aufzukommen haben. Für den Suku muß, wenn nötig, die Kotla und, wenn diese fehlt, die Negari eintreten. Dafür steht aber diesen Stammesgemeinschaften auch das Recht zu, einen Verbrecher aus ihrer Mitte auszuschließen und damit ihn vogelfrei zu machen, denn der Schutz der Person ist ja nur in der Stammeszugehörigkeit gewährleistet. Außerdem konsultiert der Häuptling den Stamm in schwierigen Rechtsfragen und stellt einen neuen Rechtssatz nicht ohne dessen Zustimmung auf.

Das Rechtswesen der malayischen Völker ruht, wenn auch der Begriff Gesetz in ihren Sprachen sich nicht findet und ein Richterstand unbekannt ist, auf der ziemlich festen Grundlage einer durch Tradition fortgepflanzten Gewohnheit (Adat). Der richtende Häuptling sagt nicht: „So will's das Recht", sondern: „Es ist Gewohnheit". Dasselbe hat großenteils das Stadium der Privatvergeltung verlassen und ist zur Auferlegung bestimmter Strafen für die Hauptverbrechen und -Vergehen fortgeschritten. Der Übergang zeigt sich in interessanter Weise darin, daß beim Ehebruche dem beleidigten Manne die Tötung seines Weibes und ihres Liebhabers freisteht, wenn er sie selbst auf der That ertappt, oder solange das

Verbrechen nicht vor den Fürsten gebracht ist. Auf Nias kann er sogar Beistand fordern, um diese Privatstrafe zu vollziehen. Ist aber dieser Moment verpaßt, so fällt das Verbrechen unter das Gesetz. Das Gleiche gilt vom Diebstahle und Totschlage. In Dschohor konnte sogar ein Schlag ins Gesicht mit Tod geahndet werden, wenn der Beleidigte diese Strafe innerhalb drei Tagen vollzog. Auch hier konnte der auf der That Ertappte getötet werden, und man kennt Fälle noch aus der jüngsten Zeit, wo die Lynchjustiz diese Strafe durchsetzte, nachdem die Polizei den Thäter bereits in Gewahrsam genommen hatte. Kann aber das Gesetz in Wirksamkeit treten, dann wird fast jedes Verbrechen und Vergehen durch Geld ablösbar. Doch ist bei Diebstahl und andern Beschädigungen häufig das Gesetz ganz überflüssig, da die beschädigte Partei zufrieden ist, wenn sie auf dem Wege der privaten Unterhandlung Ersatz erhält. Fällt daher auf jemand der Verdacht des Diebstahles, so besteht die erste Anstrengung der Freunde des Beschädigten darin, daß sie zu erfahren suchen, ob der Dieb bemittelt genug ist, um Ersatz zu leisten. Ersatz oder Vergütung ist das richtige Wort, denn der Begriff Strafe hört, wenigstens großenteils, mit der Privatrache oder Blutrache auf. Erst wenn dieser nicht in der verlangten Höhe geleistet werden kann, wird der Fall dem Häuptlinge unterbreitet. In der Verfolgung des Verbrechers und der Aufbringung der Buße tritt bei einer Anzahl von Stämmen die Stammesgemeinschaft gegen und für den Einzelnen auf, wie wir das bei deren Besprechung schon hervorgehoben haben. Interessant ist es, aus der verschiedenen Höhe der Bußen die Abstufung der sozialen Wertschätzung zu erkennen. Das Wergeld für einen Sklaven beträgt bei den Makassaren 20, für eine Sklavin 30, für einen freien Mann 30, für eine freie Frau 40, für einen Mann edlen Geschlechtes 80 Realen. Bei den Redjang von Sumatra war nach Marsden das Wergeld der höhern Häuptlingsklasse 500, der niedrigern 250, der Frau des letztern 250, der Frau eines Freien 150 und des freien Mannes 80 Dollars. Von den Pasemah wird gemeldet, daß das Wergeld für ein Kind einer höhern Klasse dem eines Mannes aus der nächst niedern gleichsteht. Wunden von den Hüften aufwärts kosten mehr als solche am Unterkörper, solche, die mit dem Kris beigebracht werden, mehr als Stockwunden u. s. f. Daß das System des Abkaufens der Schuld zu Mißbräuchen führt, liegt auf der Hand, und beim Ehebruche wird es selbst von den Dajaken Südborneos geradezu ausgebeutet. Michielsen erzählt von ihnen, daß die meisten Streitigkeiten, die dort vorkommen, Frauen betreffen, und hier sowohl als weiter im Innern seien diejenigen Frauen nicht selten am gesuchtesten, welche die Grenzen der ehelichen Treue nicht immer innehalten, da ihre Männer dann ein Recht auf die unverhältnismäßige Geldstrafe bekommen, welche derjenige bezahlen muß, der in die Stricke der Sünderin gefallen ist. Häufig sind auch Ehrenkränkungen, denn zu den Charakterzügen des Malayen gehört ein fast krankhaftes Gefühl für die ihm gebührende Ehre. Ein Blick, der Verachtung bedeuten könnte, ein leichter Schlag, Weggehen über einen am Boden Liegenden ꝛc. sind die allerschwersten Beleidigungen, die häufig genug zu Mord und Totschlag führen.

Was Rosenberg von den Insulanern von Engano sagt, daß Missethaten und Verbrechen außer Diebstählen nur selten vorkommen, wird von Willer auch für Buru bestätigt, dessen Alfuren nur Strafen für Diebstahl und Ehebruch kennen, weil Mord, schwere Verwundung, Brandstiftung und andre schwere Missethaten seit Menschengedenken nicht vorgekommen sind. Auch von den heidnischen Alfuren Cerams wird Günstiges hinsichtlich gewisser Verbrechen berichtet. Kapitän Schulze will z. B. fast niemals etwas von Ehebruch bemerkt haben. Auf Ähnliches deutet es, wenn die Catalanganen Luzons den Diebstahl mit dem Feuertode bestrafen. Man findet eine ähnlich strenge Auffassung in Atschin, wo selbst kleine Entfremdungen als schwere Verbrechen betrachtet werden. Jedermann, der einen Dieb auf seinem Grund und Boden antrifft, hat das Recht, ihn ohne weiteres umzubringen.

Vor den Richter geführt, wird derselbe für einen geringen Diebstahl entweder gegeißelt, oder aufgehängt. Übersteigt der Wert des gestohlenen Gutes einen Tahil, so haut man dem Thäter die rechte Hand ab; beträgt er 5 oder mehr Tahil, oder geschah der Diebstahl im Wiederholungsfalle, so verliert der Schuldige oft Hände und Füße, während er bei einem Diebstahle von 10 Tahil lebendig gespießt wird. Straßenräuber pflegt man zu verbrennen.

Gottesurteile sind bei Mangel an andern Beweisen noch immer das Mittel, wodurch Rechtssachen ausgemacht werden; doch auch die Feuerprobe kommt oft zur Anwendung. Die Ordalien bestehen in Untertauchen, Herausholen eines Ringes aus siedendem Öle oder dem Hinstreichen eines glühenden Eisens über die Zunge. Bei hartnäckiger Leugnung eines Vergehens und Unentschiedenheit des Gottesurteiles entscheidet z. B. auf Timorlaut der Zweikampf. Körperliche Züchtigung ist ganz ungebräuchlich. Die Tagalen haben aus dem Christentume die Kerzenprobe herübergenommen, wobei die angezündete geweihte Kerze sich gegen den Schuldigen hinneigt. Von den Igorroten erzählt Hans Meyer, daß den Streitenden der Hinterkopf mit spitzen Bambussplittern geritzt werde, bis Blut fließe: wer am meisten Blut verliert, ist im Unrechte. Als Gottesurteil der Igorroten wird auch die Prüfung der Größe der Galle eines durch Feuer getöteten Huhnes erwähnt.

Der Aberglaube greift in das Strafrecht auch noch in der Weise ein, daß des Ehebruches oder der Blutschande Beschuldigte in Zeiten großer Kalamitäten zur Versöhnung der Götter getötet werden. Soll ein Lubu einen Eid ablegen, so erklärt der Dato oder Zauberdoktor, daß die zu beeidigende Familie durch Tiger zerrissen, durch Wasser mit fortgerissen, durch Krokodile verschlungen und durch Schlangen getötet werden soll, wenn sie nicht die Wahrheit sagt. Danach nimmt er ein brennendes Stück Holz, steckt es ins Wasser und sagt dazu: „Wie dies Feuer durchs Wasser ausgelöscht ist, so sollst du sterben, wenn du lügst". Bei den Alfuren von Halmahera wird der Eid verstärkt durch Trinken des Schwertwassers, d. h. des Wassers, in welches die Waffen des Beeidigten getaucht worden. Bei den Alfuren Cerams hingegen wird die Eidesleistung in der Weise vollzogen, daß die Schwörenden in ein Fäßchen Arrak, in welches ein kleines Krokodil aus Holz und ein mit Hieben und Stichen übel zugerichtetes Menschenbild geworfen werden, ihre Schwerter oder Lanzen tauchen. Rechtsprechung findet gewöhnlich im Freien, häufig bei heiligen Bäumen oder Steinen statt.

Ein Bund der Alfuren auf Ceram, zu welchem zwei Drittel der Pattah-siwah (s. S. 440) gehören, hatte angeblich den Zweck, fremde Beherrschung abzuwehren, wuchs aber mit der Zeit zu einer Institution aus, deren wichtigster Zweck die Schlichtung der Streitigkeiten ohne Einmischung der Regierung ist. Jeder Teilnehmer erhält ein Kreuz auf die Brust tättowiert. Aufgenommen werden dieselben in der Regel mit 15—16 Jahren, wo ein Lehrer sie 14 Tage in einer im Walde versteckten Hütte unterrichtet. Der Bund hat einen in drei Teile geteilten Rat, den Kapala Senirie, der seinen Rechtssprüchen zur Not durch Kopfabschneiden zur Geltung verhilft.

Das Pomali, Pali, Padi, Fosso oder Sassie der malayischen Völker ersetzt nicht einfach das Tabu der Polynesier, sondern hat mehr den Sinn des Mugul der Mikronesier, welches bezeichnet, was sittig, was recht ist, und mit dem zunächst das Uhum der Dajaken verwandt ist; erst indem es religiöse und politische Anwendungen erfährt, erlangt es den strengern Charakter des Tabu. Es kann Anwendung auf die allerverschiedensten Dinge finden. Besonders gewisse Orte werden tabuiert, gewöhnlich durch Aufhängen eines Palmblattbüschels, damit man sie nicht betritt oder selbst nicht an ihnen vorübergeht. Sie sind es entweder von alters her, oder werden als pomali 2c. durch Alte auf Grund ihrer Erfahrung und Weisheit angedeutet. Den Alfuren von Halmahera ist sogar der Anblick des Meeres untersagt. Speiseverbote verlangen das Pomali 2c. zur Bekräftigung; so enthält sich der Alfure von Halmahera des Fleisches von Hirschen, Schweinen, Fischarten.

Auch die Berührung des Weibes eines Dritten wird auf Ternate als pomali erklärt. Ganze Dörfer erklären sich pomali und belegen mit hoher Strafe oder bedrohen sogar mit dem Tode den dasselbe verletzenden Fremden. Michielsen traf in Boven-Katingan chinesische Kaufleute, die einige Tage vorher ein an einem Flusse gelegenes Dorf besucht hatten, wo ihnen die Dajaken eine ziemlich bedeutende Buße, 120 Realen, auferlegten, weil ihr Dorf pali oder pomali sei und die Kaufleute dies verletzt hätten. Als letztere die Bezahlung verweigerten, waffneten sich die Dorfbewohner, und nur die Überlegenheit jener verhütete einen blutigen Zusammenstoß. Die hervortretende Willkür der Tabuierungen deutet darauf hin, daß es auch hier Träume sind, welche viele Dinge als unerlaubte bestimmen.

Auch das Fadi der Madagassen ist nicht mehr das reine, streng gehaltene, alle Verhältnisse überschattende Tabu der Polynesier. Es ist noch mächtig genug, tritt aber in den Hintergrund vor der Macht andern Aberglaubens, der auf dieser Insel üppig ins Kraut schoß. Dem malayischen Sinne mehr als dem polynesischen entsprechend, heißt auch fadi soviel wie verboten, unglückbringend, unantastbar, heilig und kann sich auf die verschiedensten Dinge und Begriffe erstrecken, wechselt auch von Bezirk zu Bezirk. Den Einwohnern des Bezirkes von Behare an der Südküste von Madagaskar sind z. B. Hühner fadi. Kein Huhn darf in ihren Bezirk kommen, und das Schießen von Vögeln ist verboten. An Huhn und Hahn knüpft sich, beiläufig gesagt, mancher Aberglaube. Hähne sind z. B. bei den Antanossen Gastgeschenke, aber der Geber rupft beim Überreichen eine Feder aus und nimmt sie beim blutigen Ende in den Mund, um zu zeigen, daß der Hahn nicht verzaubert sei. In andern Teilen vertritt der Hund oder ein andres Tier diese Stelle, und es mag in dieser Tabuierung von Tieren wohl ein Anklang an den australischen Kobong oder den indianischen Totem vermutet werden, denen wir ja auch, wiewohl abgeschwächt, wieder bei südafrikanischen Stämmen begegnen. Besonders einflußreich sind die in jedem Monate wiederkehrenden Fadi-Tage, die als Unglückstage gelten, und an welchen, wie noch neuerdings Grandidier von den Antanossen bezeugte, jedes Neugeborne lebendig begraben wird. Die Könige als Mitwisser der astrologischen Wissenschaft werden zur Stunde der Niederkunft zu Rate gezogen und geben kund, ob Tag und Stunde günstig oder verhängnisvoll sind. Hildebrandt erzählt zur Illustration dieser Sitte folgende Thatsache: Der vorige Premierminister und Gemahl der Königin in Antananarivo war an einem Unglückstage geboren. Er hätte getötet werden müssen, aber die Zauberpriester bestimmten gegen Geld und gute Worte, daß ihm nur ein Finger abgeschnitten werde, was auch geschehen ist. Jeder Götze in Imerina hatte einst seinen Fadi-Tag, an welchem die, welche sich ihm besonders geweiht hatten, nicht arbeiteten. So hat noch heute jeder hochgestellte Hova seinen besondern Fadi-Tag, an welchem er sich einer Anzahl von Speisen enthält, und den er in völliger Abgeschlossenheit verbringt. Auch die Einzahl erweckt Bedenken, so daß in gewisse Dörfer z. B. keine Last von einem Träger allein getragen werden darf, es müssen immer zwei sein. Dagegen ist 12 eine gute Zahl: der König hat 12 Weiber, es gibt auch 12 heilige Orte in Imerina, 12 königliche Ahnen, 12 Todsünden und 12 Scharfrichter für dieselben rc. In den meisten von diesen Dingen kommen dieselben launenhaften, bizarren Gedankensprünge zur Geltung wie im Fetischaberglauben, und man erkennt nur selten einen bestimmten Grund für eine bestimmte Art von Fadi. Manchmal liegen offenbar Volksetymologien zu Grunde, so, wenn die Zahl 6 (énina) als Wurzel des Wortes manénina (bedauern, bereuen) erscheint, oder wenn 8 (valo) unglücklicherweise an Fàhavalo (Feind) erinnert.

Die große Rolle der Seelen Abgeschiedener im Glauben der Malayen verleiht den Gebräuchen, welche mit dem Tode und dem Begräbnisse zusammenhängen, eine hervorragende Bedeutung. Daß auf dem Grabe Opfer dargebracht und zu Ehren der zur

schweren Fahrt ins Jenseits sich rüstenden oder dort schon weilenden Seele Gebete gehalten, vor allem aber Feste gefeiert werden, sind die beiden Hauptzüge, welche bei allen Völkern dieser Gruppe wiederkehren. Nach Villaverdes Darstellung des Glaubens der Igorroten könnten diese Feste auch den Zweck haben, die Seele, welche auf dem Wege ins Jenseits ist, zurückzurufen. Denn die Igorroten glauben an zwei Arten von Tod, einen ersten, den man rückgängig machen kann, und einen zweiten, nach welchem die Seele nicht mehr aus dem Jenseits zurückkehrt. Dem ersten Tode würden die Feste gelten. Selbst bei den armen Ilongoten von Luzon werden auf das Grab des Verstorbenen wenigstens einige Lebensmittel gelegt für seine Reise nach der Ewigkeit. Ist dieses besorgt, so wird eine Nachfeier gehalten, welche darin besteht, daß die Leidtragenden sämtlichen Bestand an Lebensmitteln und Palmenwein, welcher im Besitze des Verstorbenen war, aufessen und -trinken. Während bei den Batta die großen Abschnitte im Menschenleben: Geburt, Reise und Heirat, ohne besonders große Feierlichkeiten vorübergehen, bieten auch sie beim Tode ihren ganzen Vorrat von Zeremonien und Festlichkeiten auf. Der Körper des Toten ist Gegenstand besonderer Fürsorge, und auch die geschiedene Seele wird reichlich mit Speise, Trank und Geld für die große Reise ins Jenseits versehen. In einigen Fällen artet diese Fürsorge in einer Weise aus, welche geradezu verderblich für die Hinterlassenen wird, so wenn in Holontalo die reichern Leute die ersten vierzig Tage nach dem Tode eines Verwandten täglich dessen Grab mit Opfern an Blumen und Geld bestreuen. Die Sulu besorgen das Leichenbegängnis, wie Pazos es ausdrückt, „unter einem greulichen Spektakel", nachdem die Angehörigen acht Tage lang in einer Hütte auf dem Grabe geklagt. Bei den Milano auf Borneo versammeln sich einige Monate nach dem Tode eines Mannes seine Freunde zu einem großartigen Feste und Hahnenkampfe, welcher 3—4 Tage dauert und mitunter 300—400 Hähne als Opfer zum Besten des Hingeschiedenen kostet. Die Alfuren von Halmahera feiern ihre Totenfeste sogar einen Monat lang und länger mit einer Reihe von Feierlichkeiten, deren Sinn ihnen aber längst verloren gegangen ist, so daß sie auf die Frage nach demselben unveränderlich die Antwort geben: So ist unsre Gewohnheit, unsre Vorfahren machten es auch so, und wir machen es ihnen nach. Mancher, so erzählt der holländische Missionar van Baarda, wird durch solche Festfeier, besonders durch die kostbaren Anschaffungen, arm und geht dann sobald wie möglich in die Fremde, um draußen Geld zu verdienen, das er später wieder bei einem neuen Feste daraufgehen lassen kann. Sie sind und bleiben dabei arm, und sie können darum mit Recht sagen, „daß ihr Adat (Sitte) ihr Lebenszweck ist".

Der Verlauf dieser lange dauernden Totenfeste von Halmahera ist nun folgender: Die Gebeine, denen zu Ehren das Fest gefeiert werden soll, werden zunächst ausgegraben und in einem einfachen hölzernen Kistchen, in dem sie oft weither über das Meer gebracht worden sind, einstweilen beiseite gestellt. Es handelt sich nun darum, sie in einem schon länger für andre derartige Kistchen gebrauchten oder aber auch in einem neuerrichteten Gebeinhäuschen, das sich gewöhnlich hinter der Wohnung befindet, beizusetzen. Ehe solches stattfindet, müssen jedoch folgende feierliche Gebräuche und Feste vorhergehen: Zuerst kommen mehrere Abende Jünglinge und Mädchen zusammen und ziehen unter eintönigen Gesängen an beiden Enden eines langen Strickes, wobei es nicht immer sittsam zugeht. Dann ziehen Frauen und Mädchen festlich geschmückt und mit Musik, aber auch bewaffnet, in den Nachbardörfern umher, um zu furagieren. Ferner ziehen die Mädchen mit Musik hinab ans Meer, um Salzwasser zur Bereitung der Speisen zu holen. Ein hoher Baum wird im Dorfe errichtet und mit Wimpeln geschmückt, und um denselben marschieren nach den Klängen der Musik am ersten Abend Jünglinge und Mädchen, am zweiten Abend verheiratete Frauen. Am dritten Abend beginnt das Festmahl. Von allen Seiten strömen verheiratete Frauen in ihrem besten Schmucke zu demselben herbei; auf ihren Schultern tragen sie Schüsseln und Gefäße von sehr schönem

Porzellan, die mit Reis gefüllt oder mit Kuchen und Gebäck beladen sind. Indem sie einen Tanz aufführen, gehen sie auf das Haus der Festgeber zu. Sie kommen indes nur sehr langsam voran und müssen erst draußen durch die Bewohner des Festhauses von ihren Bürden befreit werden, ehe sie näher treten. Läßt man sie dabei etwas warten, dann beginnen sie in ihrem Übermute Hände voll Reis oder Kuchen und Gebäck auf die Erde zu werfen. Die Festgeber eilen hinzu, um die Festgaben in Empfang zu nehmen. Tanzend kommen nun auch die Gäste herbei und zwar zunächst bis an den Festbaum und fangen auch an, ihn zu umtanzen. Neue Gruppen schließen sich ihnen an, und Tanz und feierlicher Rundgang wechseln miteinander ab. Von Zeit zu Zeit beginnt sich ein Teil aus der Reihe zu entfernen, um den Festanzug mit einem andern zu vertauschen, welchen sie zu diesem Zwecke mitgebracht haben, und um auf diese Weise alle ihre Schätze bewundern zu lassen. So wechseln manche zwei-, drei-, viermal ihren Anzug, und es kommen dabei die komischsten Vermummungen vor. Vier oder fünf verschiedene Kleidungsstücke derselben Art werden übereinander angezogen. Nachdem der Tag mit Tänzen und Rundgängen ausgefüllt ist, ruht man am Abend beim Festbaume aus. Am vierten Tage erscheinen die Männer im Festgewande. Auch sie bringen Speisen, Palmwein und Betel mit, geben einander zu trinken, und wenn der süße Wein seine Wirkung übt, beginnen sie mit Schild und Schwert den Kriegstanz. Diese Tage voll Spiel, Tanz, Essen und Trinken werden gern wiederholt, bis der letzte Tag kommt, an welchem mit dem Beisetzen der Gebeine das Fest seinen Abschluß findet.

Am Morgen dieses letzten Festtages machen die Jungfrauen des Dorfes, eine jede mit einem Teile der fertig gemachten Zierate, Fähnchen und nachgemachten Kronleuchter versehen, einen Umzug im Festgewande und mit Musik. Drei kleine Mädchen, eins mit Stab, ein andres mit Hut, ein drittes mit Schild und Schwert, gehen voraus. Sie durchziehen verschiedene Dörfer und halten in jedem unter Absingen von Liedern, um Jünglinge und Mädchen zur Wiederholung des oben erwähnten Strickziehens aufzufordern (s. S. 456). Nachmittags kommt der Zug wieder zurück, und nun wird im Dorfe von dem Zuge ein feierlicher Umgang um das Haus des Festgebers und um das Beinhäuschen gehalten, worauf endlich der Augenblick zur Beisetzung der Gebeine gekommen ist. Unter entsetzlichem Weinen der weiblichen Anverwandten wird das Kistchen von den Männern aus dem Hause geholt und in das Häuschen gebracht. Dann werden von solchen Leuten, die sich darauf verstehen, die Fähnchen und Kronleuchter um das Häuschen her angebracht und mit Guirlanden aus gefärbtem Baumbaste umgeben. Ist dies geschehen, so setzt man unter das Grab einen kleinen Hut, Beteldose, Matte, Kissen und streut auch etwas Reis und Pisang dahin, damit der Geist, wenn er seinen Gebeinen einen Besuch macht, auch etwas zu essen finde. Nun beginnt das Strickziehen, unterbrochen von einem andern, Toku genannten Spiele (s. S. 386), und beide wechseln bis zum Morgen ab, wo dann Mädchen und Knaben den Strick ans Meer tragen und ihn hineinwerfen. Dabei suchen sie sich gegenseitig zu benetzen und kehren erst nach Hause, wenn sie sich gründlich naß gemacht haben.

Daneben haben die Malayen noch andre Spiele, welche nur bei Totenfesten aufgeführt werden. Es gehört dahin das Topingspiel der Batta, welches an die Maskentänze erinnert und darin besteht, daß der eine der Topingspieler sich einen Flaschenkürbis mit zwei Augenlöchern über den Kopf stülpt, der andre, der die Kuda darstellt, sich mit einem roten Tuche überdeckt und sich ein oben und unten offenes viereckiges Kästchen aus Bambuslatten überschiebt, welches ihm vom Nabel bis unter die Arme reicht. In der Nabelgegend ist eine lange, bewegliche Stange angebracht, an deren Spitze der Kopf eines Rhinozerosvogels (Buceros rhinoceroides) befestigt und mit zwei Schnüren versehen ist, welche der Spieler in der Hand hält. Hinten hat sich der Spielende aus alten Lappen einen Schwanz befestigt, so daß die ganze Figur an einen Rhinozerosvogel erinnert. Der eine Topingspieler heißt das

Männchen, der andre das Weibchen. Beide treiben nun unter den Versammelten ihre Possen, verlangen Sirih, Tabak, erschrecken die Frauen 2c. Von Zeit zu Zeit lösen andre Burschen die Spielenden ab. Hagen wurde auch erzählt, was ein Licht auf den Sinn dieses Spieles werfen könnte, daß der eine der Topingspieler sich eine Maske aus Holz vorbinde, welche die Züge des Verstorbenen trage oder tragen solle. Bei diesen Festen, die übrigens, und man darf darin jedenfalls einen Grund ihrer langen Hinausschiebung sehen, hier ganz auf Kosten der Erben gefeiert werden, spielen die Büffel eine Hauptrolle. Sie werden an einen mit Zweigen und Blumen verzierten Pfahl gebunden und mit der Lanze durch das Herz gestochen. Aus der Art nun, wie der Büffel fällt, weissagen die Gurus, ob dem betreffenden Kampong, welcher den Büffel zum Totenschmause gestellt hat, Glück oder Unglück droht. Fällt das Tier auf die linke Seite, so bedeutet dies Glück; fällt es auf die rechte, so droht Krieg oder Krankheit. Die Sihong Borneos verbrennen unter siebentägigen Festen (Djamä) eine Anzahl Leichname, die von einem Djamä zum andern gesammelt werden. Die Priesterinnen bitten die sieben Nächte hindurch den Hatalla Itong, daß er alles zur Totenfeier Nötige vorbereite, und erheben laute Klage bei jedem Sarge, der in das Feuer gebracht wird. Die Asche wird dann in die auf Pfählen stehenden Familiengräber gebracht. Sieben Tage nach dem Djamä findet die Nachfeier, Siwah genannt, statt, bei der eine phallische Statue errichtet wird und alle Teilnehmer sich mit dem Blute der Opfertiere bestreichen.

Auch die Madagassen legen großen Wert auf nicht nur regelmäßiges, sondern auch festliches Begräbnis, denn sie fürchten die Seelen der Abgeschiedenen zu kränken und zu übeln Vergeltungen zu reizen, wenn sie nicht sorgfältig für deren Unterkunft nach dem Tode bedacht sind. Daher behandeln sie sowohl die Leiche als auch später das Grab derselben mit großer Feierlichkeit. Mindestens muß ein Teil des Toten gesetzmäßig begraben werden. Das Haus des Verstorbenen wird von seinen Freunden und Verwandten besucht, vor demselben wird ein großer Teil der Rinder, die ihm gehörten, geschlachtet und deren Fleisch zu oft wochenlangen Mahlzeiten verwendet. Einem reichen Hova, der eine Herde, sagen wir von 3000 Köpfen, hinterläßt, zu Ehren wird wohl der sechste Teil dieses Besitzes zum Begräbnisse geschlachtet. Musik und Tanz spielen auch hier wie bei allen Feierlichkeiten dieser Völker eine große Rolle. Vor der auf ihrem Totenbette liegenden Leiche sitzen die nächsten Verwandten weinend am Boden, einige fächeln beständig mit scharlachgeschmückten Fächern an langen Stäben, um Fliegen und jeden übeln Einfluß wegzuwehen. Die Kleidung der Trauernden ist dunkel, das Gewebe grob, das Haar aufgelöst. Die Leiche wird auf einer Art Bahre zu Grabe getragen, begleitet von den Leidtragenden, unter Musik und Gewehrfeuer. Allgemein üblich ist die Beisetzung in einem nord- oder ostwärts orientierten Grabe. Auswärts Verstorbene bringt man in ihre heimatlichen Gräber. Hildebrandt bemerkte bei den Sakalaven in verschiedenen Hütten Büschel ausgekämmter Haare. Als Ursache ihrer Aufbewahrung gab man an, sie würden, wenn ihr ehemaliger Träger auswärts stürbe, an seiner Statt begraben. Von den Südsakalaven schreibt Hildebrandt: „Der Leichnam wird gewaschen und mit Embokiharz vom Kopalbaume geräuchert. Die Daumen und großen Zehen bindet man mit Raphia-Faser zusammen und legt die Hände in den Schoß. Der Körper wird ausgestreckt. In schöne Kleider gehüllt, legt man ihn in ein circa klaftertiefes Grab, mit dem Kopfe ostwärts. Neben ihn legt man als Beigabe noch mehr Kleider, auf das Grab stellt man das Eisengeschirr des Verstorbenen. Tänze und Schmäuse endigen die Feier.“ Bei einigen Stämmen, z. B. den Sihanaka, wird ein Topf mit brennendem Kuhdünger an das Kopfende des Grabes gestellt, damit der Tote Feuer habe, wenn er Kälte spürt. Daran schließt sich eine Verwünschung dessen, der etwa den Tod des Verstorbenen verursacht hat.

Das Grab wird entweder durch einen Steinhaufen oder durch einen einzelnen Steinblock oder Steinpfeiler bezeichnet. Bedeutende Personen erhalten Gräber von großen

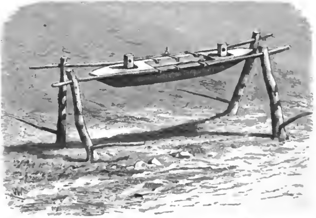
Dimensionen. So bauen die Sakalaven ihren Häuptlingen auf Hügeln Steinhaufen von 5 m Seitenlänge und 2 m Höhe aus Sandsteinplatten ohne Mörtel auf und verehren die so beigesetzten Reste wie Reliquien von Heiligen. Gewöhnlichen Leuten legt man nur einen länglichen, weit kleinern Steinhaufen auf. Vorübergehende vergrößern diesen Haufen, indem sie Steine darauf werfen. Bei einigen Stämmen werden die Köpfe der beim Leichenschmause geschlachteten Ochsen auf Stangen in der Nähe des Grabes gesteckt, bei den Hova findet man kleine bunte Fähnchen darauf. Häuptlinge werden oft in der Mitte ihrer Dörfer begraben. Begräbnisplätze sind immer fadi, und dennoch hört man im Hova-Lande oft von Gräberraub, weil, wie erwähnt, die Toten womöglich mit ihren besten Kleidern und andern Wertsachen bestattet werden. Die Nachkommen lassen sich am liebsten in der Nähe ihrer Ahnen begraben, und die Leichen hervorragender Männer müssen oft Tagereisen weit getragen werden, ehe sie zur ewigen Ruhe kommen können. Zur Zeit der Jahreswende besuchen die Hova in Trauergewändern die Gräber der Anverwandten. Die Schwierigkeit, echte Hova-Schädel zu erhalten, ist bei der religiösen Verehrung, welche die Hova ihren Gräbern zollen, so groß, daß die kraniologische Erforschung dieses Volkes ganz besonders erschwert wird. Sibree meint, was man bisher für Hova-Schädel genommen habe, seien wohl meist Schädel von Sklaven.

Ist auch die Art der Beerdigung bei einem und demselben Stamme verschieden, so ist doch der Grundgedanke einer Ruhepause, welche der für die Reise ins Jenseits sich vorbereitenden Seele gewährt wird, überall zu erkennen, ebenso wie auch immer eine Rückkehr der Seele zu dem Orte, wo ihr Leib begraben ist, vorgesehen wird. Die Motive für die Wahl der einen oder der andern Beerdigungsweise werden teilweise von praktischen Erwägungen bestimmt, teilweise auch in überirdischen Eingebungen gesucht. So vernahm Hagen von einem Timor-Batta: Wenn ein kranker Radscha sterben muß, so offenbart sich ihm dies einige Nächte vorher im Traume, und er sieht darin auch die Art und Weise, wie sein Körper bestattet werden soll. Dies teilt er den Verwandten mit, und genau nach seinem Wunsche wird dann mit der Leiche verfahren. Wie genau diese letzten Anordnungen befolgt werden, zeigt folgende Erzählung: Ein großer Timor-Radscha hatte bei seinem Tode befohlen, daß seine Leiche nicht vor der Ankunft des Radscha Mangèli beerdigt werden solle. Niemand aber kennt einen Radscha dieses Namens, und so steht die Leiche nun Jahr und Tag auf ihrem Gerüste, und der neue Radscha ist schon fast ein armer Mann geworden durch die Auslagen, welche ihm die ununterbrochen fortgesetzten Leichenfeierlichkeiten machen, denn dieselben müssen nach dem Hadat bis zum Beerdigungstage andauern. Wird diese Ruhepause, in welcher der Leichnam nicht beerdigt wird, sehr ausgedehnt, so erfolgt die eigentliche Beisetzung oft erst nach Jahren, und bis dahin steht der Sarg über der Erde.

Verbrennung kommt vor, doch ist Beerdigung weitaus vorwiegend. Unterschiede finden sich in der Form der Gräber. In Sumatra werden die Leichen in eine Seitenkammer gelegt, die man im Grabe anbringt, und bei den Lampong wird das Grab mit einem hohen Deckel versehen, auf welchem ein Erdhügel und zwei achteckige Holzstücke angebracht werden. In Borneo findet man stufenförmig ansteigende Gräber, darüber bauen die Maanjan noch ein Gerüst, das von einem Häuschen gekrönt wird, und in dem letztern werden Geräte des Verstorbenen niedergelegt. Das Pflanzen einer Sirongpalme neben das Grab ist hier allgemein üblich, während auf Halmahera zu Kopf und Fuß des Grabes ein Strauch gesetzt wird. Über dem Grabe aufgehängte Lappen sollen Dämonen zum Spiele dienen. Weitere Verschiedenheiten zeigt die Art der Beerdigung bei den Batta, welche in der Regel für malayische Verhältnisse sehr kurz und einfach verläuft. Soll die Leiche nicht verbrannt, sondern begraben werden, so findet nur ein einziges Totenfest statt, welches drei Tage dauert. Nach Ablauf desselben verfertigt man eine breite Bahre von Riebung oder Bambus und stellt den Sarg darauf. Ringsum setzen sich die Anakboru und Sanina des Verstorbenen, einer der erstern hält einen

Schirm über den Sarg, und so wird das Gestell, zu dessen Fortschaffung oft 50—60 Träger erforderlich sind, nach dem Walde zum Begräbnisplatze getragen. Dort wird der Sarg einfach begraben, an das Kopfende der Schirm gesteckt und an Kopf- und Fußende lange Stangen mit weißen Wimpeln angebracht. Dem Toten aber wird noch vier Tage lang Essen an seinen gewöhnlichen Platz im Hause und danach noch vier Tage lang auf sein Grab gestellt mit den Worten: „Hier ist dein Reis, iß!“ Ganz junge Kinder werden unter den Häusern begraben und unter den Jahren der Mannbarkeit stehende Kinder sogleich ohne große Zeremonien in ihren Särgen in dem Aschen- und Beinhause der Familie beigesetzt.

Bei sehr vielen Stämmen ist indessen diese Beerdigung nur eine vorübergehende, denn da sie ihrem ganzen Glaubenssysteme nach nichts höher halten als die Reste ihrer Vorfahren, suchen sie denselben oft noch nach vielen Jahren dadurch höhere Ehren zu erweisen, daß sie dieselben ausgraben und in einem oberirdischen Grabe beisetzen, welches zugleich Grabmal ist. Im Vergleiche zur sofortigen definitiven Beerdigung ist dieser Gebrauch der ältere, welcher offenbar nur aus praktischen Gründen, besonders aus Gründen der Sparsamkeit oder der Trägheit, aufgegeben wurde. Eine erst oberirdische Beisetzung folgt sofort dem Tode in allen Fällen, wo es sich um Erwachsene handelt, und geht allen andern Handlungen voran, welche mit der Leiche vorgenommen werden mögen. Die Alfuren des Ostens verfahren hierin einfacher als die Malayen des Westens. Sie binden auf Ceram den Sterbenden in Hockstellung zu einem Bündel, das sie in den Wald rollen und im Geäste eines Baumes beisetzen, um nach Jahren die Knochen zu sammeln. Bei ihnen bricht der Wunsch, die Leiche sich fern zu halten, überhaupt deutlich durch. Die Leiche wird dagegen bei den Batta in Tücher gehüllt und mit den Mitgaben versehen; bei reichern Stämmen bestehen dieselben schon aus Geld, das auf die Augen oder in den Mund gelegt wird, damit, wie die Batta sagen, die Seele auf ihrem Wege sich etwas kaufen könne. Darauf wird der Leichnam in einen rohen Sarg gelegt, dem am häufigsten die Form eines plumpen Kahnes gegeben ist (s. obenstehende Abbildung); und dieser Sargform entsprechend, bilden häufig Ruder eine Grabmitgabe. Die Maanjan stellen sogar alle im Hause befindlichen Wertgegenstände neben die Leiche. Man bestreut wohl auch den Leichnam mit Salz oder Kampfer und läßt das Blut eines roten Hahnes über denselben träufeln. Dann schließt man den Deckel dicht zu und läßt den Sarg unter den Klagen der Priesterinnen oder alter Weiber einige Tage in der Hütte oder unter einem eigens erbauten Schuppen stehen, wobei jede Nacht neue Nahrung für die Leiche hingestellt wird. Die Beerdigung dürfte frühstens drei Tage nach dem



Ein Boot-Sarg von Timorlaut. (Nach Modell im ethnographischen Museum, Dresden.) Vgl. Text unten und S. 461.

Tode stattfinden, wie es bei den Maanjan Borneos, oder vier, wie es bei den ärmern Batta der Fall ist. Aber häufig bleibt die Leiche viel länger über der Erde, oft eine lange Reihe von Jahren, deren Anzahl ebensowohl von den Vorstellungen über das Schicksal der Seele der Verstorbenen wie von der Erwägung über die Größe der zur letzten großen Totenfeier notwendigen Summe abhängen mag. Auch hängt die Dauer des Über-der-Erde-haltens der Leiche vom Range ab. Bei den Lampong werden Häuptlinge in Parade ausgestellt, am 3., 7., 40., 100., 1000. Tage und dann alljährlich nach dem Tode aber Leichenmahle gehalten. Ähnlich in Malakka, Java und auf den Philippinen, wobei dem Toten Gewürze, Blumen und andre gute Dinge dargeboten werden und eine Kokosschale mit erfrischendem Tranke über dem Sarge aufgehängt wird. Die Begräbnissitten der Bewohner der Philippinen stimmen teilweise genau mit den eben geschilderten überein. Auf Begräbnisstätten bringen die Alfuren der östlichen Inseln die Erstlinge des Fischfanges dar, welche nicht verkauft werden dürfen. Als Ausnahme findet man die Sitte, welche z. B. bei den Milano auf Borneo herrscht, daß der Sarg, nachdem Waffen, Sirihbüchsen, Bronzekanonen, das Geld der Milano und Kleider in denselben gelegt worden sind, drei Tage lang eingegraben wird, während welcher Zeit sich der Verstorbene, wie man glaubt, für die Reise rüstet. Nun erst nimmt Baln Adad, das schöne Weib, Besitz von dem Geiste und geleitet ihn in das Jenseits. Aber auch bei diesem Stamme des nördlichen Borneo werden wenigstens die nach der Verwesung übrigbleibenden Reste der Häuptlingsleichen in einen Krug gethan und in einem meist aus Eisenholz schön geschnitzten, ausgehöhlten Pfosten beigesetzt. Diese Grabmäler sind oft von bedeutender Größe und sorgfältig geschnitzt, und da jenes Holz fast unzerstörbar ist, so gibt es solche, deren Existenz Generationen weit sich zurückführen läßt.

Manchmal nimmt das oberirdische Grabgestell die Gestalt eines Schiffes an, wie es schon der Sarg mit Vorliebe thut (s. Abbildung, S. 460). In Longputi in Südostborneo sah Bock im Häuptlingshause zwischen vier Pfählen einen Sarg in Gestalt eines Schiffes hängen, dessen Seiten mit roten, weißen und schwarzen wellenförmigen Linien bemalt waren. Auf dem Deckel lag das Lendentuch, welches der Verstorbene täglich gebraucht hatte, und an dem einen Ende hing ein in Holz geschnittenes Tier, welches den Toten auf seiner Reise nach dem Himmel schützen sollte. Vor dem Sarge standen auf beiden Seiten Bambusständer, an denen brennende Dammarharzlichte angebracht waren; fortwährend befand sich ein Wächter bei der Leiche, und täglich wurde Speise und Trank auf den Sarg gesetzt, für den Fall, daß der Tote Hunger bekäme. Der Deckel war durch einen Kautschukkitt hermetisch verschlossen, so daß man, obwohl der Mann schon vierzehn Tage tot war, keinen Geruch bemerkte. Man wußte noch nicht, wann das Begräbnis stattfinden würde; man sagte, man wolle einen Glücksfall abwarten, etwa eine gute Reisernte, vielleicht auch erst einige Köpfe holen. Viele Batta verfahren viel weniger sorgsam mit den Resten, welche bei ihrer Leichenverbrennung übrigbleiben. Aschenreste und Erde werden nach vollzogener Verbrennung zusammengekehrt und in einen runden hölzernen Behälter gefüllt, den man im Walde begräbt, ohne sich weiter viel darum zu kümmern. Nur der Platz wird rein gehalten.

Mit der Aufbewahrung der Leiche ist bei den Sihong Borneos ein andrer Gebrauch verbunden, der da und dort im malayischen Gebiete aufleuchtet, und den wir auch aus Madagaskar kennen. Der Sarg wird bei ihnen auf ein Gerüst gestellt, ein Loch in den Boden desselben gemacht und darin ein Bambus eingekittet, dessen Ende in die Mündung eines großen irdenen Topfes reicht. Im letztern sammeln sich nun die flüssigen Teile der in Fäulnis übergegangenen Leiche. Am 49. Tage wird der Topf unter großem Lärme weggenommen, wobei einer der Männer verpflichtet ist, in den Topf hineinzusehen. Befindet sich zu viel Jauche darin, so wird den Angehörigen eine Strafe auferlegt. Daß in den sich bildenden Maden die Seele erblickt wird, ist hier übersehen, kommt aber, so wie in

Madagaskar, in andern Teilen des Archipels vor. Auch in Raupengestalt erscheinen Seelen. Topf und Sarg werden wieder fest verkittet und bleiben bis zum Djamä im Hause. Während der ersten 49 Tage wird bei der Leiche gewacht, und weil dabei gespielt und auch sonst Allotria getrieben werden, finden sich immer Liebhaber für diese Ehrenwachen. Täglich zweimal wird neben den Sarg Speise gestellt, die einen Augenblick stehen bleibt und dann den Schweinen zu gute kommt, und mindestens einmal täglich muß die Totenklage erschallen. Räucherwerk wird in Massen dabei verbrannt.

Die Zeit zwischen dem Verscheiden eines Menschen und seiner endgültigen Beisetzung, deren Hauptzweck ist, die bis dahin ruhelose Seele zu beruhigen, ist in jedem malayischen Dorfe eine kritische. Von dem Augenblicke an, in welchem dumpfe, in geregelten Pausen erfolgende Schläge auf einer Garangtong dem Dorfe einen Todesfall verkünden, wird dasselbe „lawen", unrein, und alle Bewohner haben gewisse Dinge zu beobachten. Zunächst werden gewissermaßen die Tageszeiten umgekehrt. Ausgehend von der Meinung, daß die Seelen der Verstorbenen bis zum Leichenfeste ruhelos im Dorfe umherschweben und, neidisch auf die Lebenden, diesen gern Schaden zufügen, und daß die Nacht der Tag der abgeschiedenen Seelen sei, diese aber in der Nacht nicht schaden, muß jeder, der zu irgend einem Zwecke das Dorf verlassen will, dies vor Sonnenaufgang thun; geht er später, so darf er mit niemand sprechen, und ein jeder meidet ihn. Die Weiber verhüllen ihr Gesicht und stimmen die Totenklage an. Der Todesfall wird als ein Verlust für das ganze Dorf angesehen und zeigt deutlich die Innigkeit des Stammeszusammenhanges in demselben. Deshalb wird auch der größte Wert darauf gelegt, daß der Tod im eignen Hause stattfinde, und unter allen Umständen muß die Leiche nach dem Dorfe gebracht werden, woher sie stammt.

Geschorne Köpfe, bei den Mohammedanern der Sulu-Inseln weiße Turbane, verhüllter Kopf bei den Klageweibern sind äußere Trauerzeichen. Bei den Maanjan, wo 49 Tage die Trauer für einen Erwachsenen, 7 Tage für ein Kind dauert, darf während dieser Zeit die trauernde Familie keinen Reis essen, sondern muß sich mit einer Djiläi genannten Körnerfrucht von brauner Farbe und unangenehmem Geruche und Geschmacke begnügen. Namen Verstorbener sollen nicht ausgesprochen werden. Übrigens sprechen bei einzelnen Stämmen auch die Lebenden ihren eignen Namen nicht aus; er ist fadi. Fragt man nach ihm, so antworten andre als der Gefragte. Ellis hebt es geradezu als einen hervortretenden Charakterzug der Hova hervor, daß sie den Gedanken an Abgeschiedene soviel wie möglich zu vermeiden suchen.

Zweifellos waren Menschenopfer einst sehr allgemein mit den Begräbnissen verbunden (vgl. S. 451). Sie sollen in der grausamsten Weise z. B. bei den Milano verübt worden sein, wo man einen Sklaven an den Pfahl des Grabmales band und verhungern ließ, damit er im Jenseits seinem Herrn gleich zu Diensten sei. Bei dem S. 457 erwähnten Topingspiele der Batta traten früher zwei Sklaven als Spieler auf, wenn der Sarg schon am Grabe stand, und wurden, indem sie ihre Possen trieben, ermordet, ihre Leichen ans Fuß- und Kopfende des Grabes gelegt und der Sarg darübergestellt. Hagen bringt sogar die Anthropophagie hiermit in Beziehung: „Gerade das nämliche Gefühl", sagt er von dem Batta, „welches ihn antreibt, die sterblichen Reste seiner Vorfahren im eignen Hause aufzubewahren, und welches in der Preisgebung der Asche seiner Toten die höchste Strafe sieht, dieser nämliche psychische Vorgang kann auf der andern Seite auch die Veranlassung sein, einem schweren Verbrecher oder tödlich gehaßten Feinde die ärgste Schmach anzuthun, seinen Leib so gründlich und entehrend wie möglich zu vertilgen, nämlich ihn aufzufressen. Freilich mag auch die Furcht vor dem ruhelos umherirrenden Geiste des Geschlachteten das Ihrige dazu beigetragen haben, den Gebrauch allgemein zu machen, indem alle sich durch Aufessen eines Stückes solidarisch bei der Hinrichtung beteiligten."

# 21. Religion der Malayen.

„Dämonentum, in dem der Ahnenkult eine bedeutsame Rolle spielt." Bastian.

Inhalt: Naturreligion oder Ahnenglaube? — Vorwalten des Ahnenglaubens. — Sogenannte Fetischbilder. — Seelenglaube der Negritos. — Beweise für ein höheres Alter desselben. — Komplizierte Seelenlehre. — Schädel- und Knochenkult. — Verehrung alter Töpfe. — Baumkult. — Tierverehrung. — Tigermenschen. — Tigeraberglaube. — Vielheit der Geister. — Gute und böse Geister. — Sichtbare und unsichtbare Geister. — Die Amulette und Reliquien. — Der Gankan-Glaube der Alfuren. — Die malayische Götterlehre. — Vergöttlichung von Menschen. — Unbestimmtheit des höchsten Wesens. — Batara Guru. — Siwaitische und buddhistische Grundlage. — Kalok. — Kriegsgott. — Meergeist. — Sonne und Mond. — Erdbebengeist. — Mythologische Sagen. — Vorstellung eines Jenseits. — Das Priestertum. — Zauberer. — Priesterinnen. — Glaube und Betrug. — Die Kultusstätten.

Die religiöse Verehrung der Ahnen, verbunden mit einem regen Glauben an höhere Geister, an den sich mancherlei Zauberei und vielgestaltiger Aberglaube knüpfen, macht ebenso wie in Polynesien den Hauptbestandteil der ältesten religiösen Vorstellungen der Malayen aus. Treffend nennt es Bastian ein „Dämonentum, in dem der Ahnenkult eine bedeutsame Rolle spielt". In diesem Sinne ist es nicht richtig, wenn von einer Naturreligion als der Grundlage des später durch indische und mohammedanische Einflüsse veränderten religiösen Glaubens der Malayen gesprochen wird. Dieser Ausdruck Naturreligion paßt nur auf einen Teil der Äußerungen des höchst umfassenden und an die mannigfaltigsten Gegenstände und Ereignisse der Natur wie des Menschenlebens anknüpfenden Verehrungsbedürfnisses. Daß dabei die Natur sich einer besondern Bevorzugung erfreue, oder daß diese geschichtlich älter und damit gleichsam die Wurzel sei, aus dem der Stamm des Glaubens oder Aberglaubens hervorgewachsen sei, ist nicht nachgewiesen und auch nicht wahrscheinlich. Wir werden sehen, wie vielmehr der Ahnenkult und überhaupt die Seelenverehrung ein Recht haben, diese hervorragende Stelle einzunehmen. Daneben kommt die Natur nur insoweit in Betracht, als auch sie Fragen, die nicht beantwortet werden können, an den Geist dieser Völker stellt, und als die Antworten auf diese Fragen im Gebiete des Übersinnlichen gesucht werden. Diesem Suchen sind aber durch die Resultate früherer Erfahrungen und Schlüsse bestimmte Wege gewiesen; man kennt die Antwort im allgemeinen schon im voraus, und sie erfährt durch den speziellen Fall nur unbedeutende Veränderungen, die aber gleichfalls wieder in den alten Gedankengeleisen sich bewegen.

Dem Malayen entgeht nicht leicht eine Besonderheit in der Natur, aber seine Beobachtungen dienen nur dazu, die Natur mit weitern Geistern zu bevölkern, die aus dem Seelenkulte hervorgegangen sind, und Amulette, Verehrung oder Furcht erregende Gegenstände zu gewinnen. Amulett wird unfehlbar jeder Gegenstand, der auf unerklärliche Weise an einer Stelle gefunden wird, wo man ihn nicht erwarten sollte. Ein Jäger richtet an einen Stein im Wege die Bitte: „Hilf mir heute Buschhühner fangen", findet Erhörung, und der Stein wird ihm und vielleicht seinem ganzen Dorfe Fetisch. Vor allem macht man zum Amulette jeden Stein oder einen dem Steine ähnlichen Gegenstand, welcher im Magen oder den Eingeweiden von Fischen, Vögeln, Büffeln, manchmal auch von Menschen gefunden wird, einen harzigen Baumauswuchs von besonderer Gestalt, eine Muschel, Baumwurzel oder einen Stein von auffallender Form oder Farbe, eine Frucht, welche durch Krankheit eine eigentümliche Form angenommen hat, manchmal einen Fruchtkern von absonderlicher Gestalt. Und da jeder ein, womöglich aber mehrere Amulette bei sich trägt, schärft der Bedarf das Auge. Dabei wird aber nicht nur das Tragbare berücksichtigt.

Bergformen werden auf Drachen und Ungeheuer gedeutet, einsam stehende Felsen, alle Berggipfel sind Wohnstätten der Geister, Vulkankrater gelten als Orte, wo Höllenstrafen vollzogen werden. Metzger erzählt von einem Versuche, in den nur einige Hundert Fuß tiefen Krater des javanischen Vulkanes Tjerimai hinabzusteigen, bei welchem er keinen Eingebornen bewegen konnte, ihm zu helfen oder ihn zu begleiten, ehe nicht der Kratergeist durch einige hinabgeworfene Geldstücke besänftigt war. Dabei beobachtete er auch, daß kein Eingeborner es wagte, ohne die größte Not hier ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen, sondern lieber ziemlich weit den Berg herab- und wieder hinaufstieg; wenn sie aber die Sünde nicht vermeiden konnten, so fingen sie die Exkremente in einem Bambus auf, was gegen alle Gewohnheit verstößt, denn man kennt auf Java sonst durchaus keine Gefäße für einen derartigen Zweck, und trugen sie sorgfältig weit über die Grenze des vom Kraterfürsten beherrschten Gebietes hinaus. In der Hinduzeit wurden auf den Gipfeln javanischer Vulkanberge sogar großartige Tempelanlagen geschaffen, und die Missionsgeschichte der Philippinen erzählt von einer Massenbekehrung infolge einer 1592 glücklich durch zwei Franziskanermönche ausgeführten Besteigung des Vulkanes Albay auf Camarines, die als ein Wunder angesehen ward. Wälder gelten auf den Molukken fast unfehlbar als Sitze übler Geister, weshalb man beim Roden den letzten Baum stehen läßt, weil auf ihn alle Geister sich zurückgezogen haben, die man nicht aufs Äußerste treiben darf. In Celebes sind die schrecklichsten Erzählungen über die Geister und riesenhaften Schlangen im Umlaufe, die den eigentümlich geformten Gipfel des Sinalu bewohnen, und im Norden dieser Insel, der so reich an Grotten ist, glaubt man, daß jede derselben der Aufenthaltsort mindestens eines Geistes ist, wobei allerdings an die Benutzung von Höhlen, einsamen Wäldern, Bergen und Vorgebirgen zu Begräbnisplätzen zu denken ist.



Ein Ahnenbild der Igorroten von Luzon. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig.) 1/12 wirkl. Größe.

In verschiedenen Beziehungen tritt der Ahnenkult als der stärkste Zug im Religionswesen der malayischen Völker hervor, und um so deutlicher, je mehr letzterm auf tiefern Stufen die mythologische Durchbildung des polynesischen Götterglaubens, die organische Aufnahme der indischen Zuthaten ebenso wie die mystische Einseitigkeit islamitischer Einflüsse abgehen. Das Gewicht des Ahnenkultes macht sich schon äußerlich geltend. Völker, die weder Götterbilder noch Idole kennen, gehen so weit, daß sie den Ahnenseelen steinerne oder hölzerne Denkbilder errichten (s. obenstehende Abbildung); und bei diesen rohen, unbeholfenen Figuren, den Anitos der Igorroten, werden von ihnen Eide geleistet und andre heilige Handlungen vorgenommen. Der Pangulu Balang, das Steinbild der Batta, ist freilich im Bewußtsein seiner Verehrer oft längst kein Ahnenbild mehr, sondern ist ein wahres Idol geworden. Hat ursprünglich, wie Hagen dies in den nördlichen Batta-Ländern noch fand, jede Familie ihren eignen Pangulu Balang besessen, so ist derselbe mit dem Wachstume der Gemeinde der Schutzgeist des ganzen Kampong geworden. Und hat vielleicht in früherer Zeit nach dem Tode des Vaters dessen ältester Sohn sein Steinbild am Stammhause aufgestellt, so erblicken heute die Epigonen eine ganze Generation in dem Denkmale verkörpert.

Die Seele des Abgeschiedenen ändert ihre Qualität oft schon innerhalb einiger Jahre. Wenn sie kurz nach dem Tode ins Haus zurückkehrte, um an bestimmtem Orte, wo niemand schlafen darf, als schützender Geist zu weilen, wie es auf Ternate angenommen wird, so zieht sie später mit den andern, schon länger gestorbenen Seelen in das besondere Geisterhaus. Wie

der Fetischcharakter den wahren Sinn verdrängt, sieht man besonders an der Leichtigkeit, mit der die alten Bilder, wenn sie Bitten unerhört ließen oder sonst Enttäuschung bereiteten, durch neue ersetzt werden. Zerstört dürfen zwar jene nicht werden, aber sie bleiben dann unbeachtet stehen und gelten als „schlecht", wiewohl niemand sie anzurühren wagt, weil die Rache der Geister den Störer ihrer Ruhe verfolgt. Je nach dem Grade der Verehrung, welche sie genießen, empfangen sie monatlich oder auch nur alljährlich Opfer, im letztern Falle aber unter großen Feierlichkeiten, bei denen in Tobah alle Dorfbewohner zu ihrem Pangulu Balang hinausziehen, als Speiseopfer ein farbiges Huhn, Reis und Sirih darbringen und gemeinschaftlich um Schutz gegen Unglück und Gefahr bitten. Nur an diesem Tage erhört er Bitten, kann aber dann das ganze Jahr hindurch übersehen werden, wie Hagen es vom Kampong Tinging am Tobahsee beschreibt: „An der Seitenwand einer Ausgangspforte sah ich ein roh gearbeitetes Steinbild eingefügt, es stellte in halber Lebensgröße eine sitzende Menschenfigur dar; auf dem Hinterhaupte befand sich im Oval das Bild einer Eidechse oder eines Krokodiles. Dies war ein sogenannter Pangulu Balang ꝛc. Als ich nach den noch im Gebrauche befindlichen Pangulu Balangs fragte, führte man mich auf die Außenseite der Dorfmauer an ein Plätzchen, wo ein paar schöne, knorrige Bäume wuchsen. Zwischen ihnen war mit einiger Sorgfalt eine niedrige, altarähnliche Steinsetzung hergestellt, und hinter dieser staken 3—4 solcher ganz roh gearbeiteter Steinköpfe im Boden; sie waren fußhoch mit Gras und Ranken überwachsen, so daß es selbst den Dorfleuten einige Mühe kostete, sie bloßzulegen." Allgemein gelten die Gräber als heilige Stätten; einerseits meidet man sie im Glauben, daß ihr Betreten Unglück bringe, anderseits kehrt man zu ihnen zurück, um Gunst von den sie umschwebenden Geistern zu erbitten, die man durch allerlei Opfer günstig zu stimmen sucht. Steinkisten mit reichskulptiertem Deckel (Tiwukar), die einst in der Minahassa als Begräbnisse dienten, bezeugen den Wert, welchen man auf ein dauerhaftes Haus der Seele legte. Sie sind das einzige Monumentale in diesem ganzen Gebiete.

Wo man im stande ist, dem Ursprunge sogenannter Idole oder Fetische bei den Malayen nachzuforschen, stößt man immer auf Ahnenbilder, und wo dies nicht klar wird, sieht man doch, daß es keine Bilder ihrer Gottheiten, sondern eher Talismane oder Amulette sind. Die Igorroten des nördlichen Luzon haben z. B. gar nichts, was als Verbildlichung ihrer Götter zu erklären wäre, kein Bild, dem göttliche Verehrung erwiesen würde. Aber sie stellen vor ihren Getreidespeichern ein Paar roh nachgebildeter Menschengestalten auf, die sie selbst als Bilder zweier berühmter Vorfahren bezeichnen, und denen sie den Schutz ihres Reises anvertrauen, wofür sie am Erntefeste mit etwas Reismehl bedacht werden. Hans Meyer sah im mittlern Luzon vor vielen Hütten ein Näpfchen mit Speise für die Anitos und oft auch Bänkchen zum Ausruhen aufgestellt. Über die Natur dieser Idole läßt eine von P. Villaverde mitgeteilte Sage keinen Zweifel. Einst, so lautet dieselbe, lebte ein Ehepaar, dessen Seelen einige Zeit nach seinem Tode die Verwandten und Freunde besuchen kamen. Als aber denselben der große Aufwand lästig fiel, begaben sich die Seelen wieder auf die Reise, um sich auf einem der Berge der Mayayao im Westen von Cagayan niederzulassen. Während die Seele des Mannes im Schatten eines Baumes auf einem Steine saß, ließ ein im Gezweige ruhender Vogel auf dessen Kopf Exkremente fallen, und auf seinem Haupte wuchs ein Baum empor, Balisi genannt, aus dessen Rinde die armen Igorroten ihre Schamschürzen herstellen. Der Baum entwickelte sich zu ansehnlicher Stärke, indem er sich über dem sitzenden Igorroten ausbreitete. Die Bilder dieses Ehepaares sind nun die Idole der Igorroten. Es ist sehr bezeichnend, daß in dieser Sage sogar die Baumverehrung und speziell diejenige des Balisi oder Baliti (Ficus indica) mit dem Ahnenkulte in Verbindung gebracht wird. (Vgl. S. 469.)

Bei den Batta sind diese Götzen Steinbilder, die aus irgend einem weichen Steine vom Guru verfertigt werden und gewöhnlich einen roh gearbeiteten Kopf mit einem fußlangen kantigen, spitz zulaufenden Ende darstellen. Soll der Pangulu Balang besonders kräftig und stark werden, so bohrt der Guru irgendwo, gewöhnlich in das untere spitze Ende, ein Loch, füllt dasselbe mit einem Zauberbreie, den er aus den Eingeweiden, den Lippen, der Nase, den Augen und Ohren eines im Kriege gefallenen Menschen komponiert hat, und verschließt es wieder sorgfältig. Auf diese Weise erhält der Pangulu Balang seine Seele. Wie fest dieser Glaube haftet, lehrt die Thatsache, daß jene Bilder in den Häusern der Mohammedaner ebenso gefunden werden wie in denen der Heiden. Auch dies beweist, daß es keine Bilder der höchsten Wesen sind. Geschnitzte Stöcke mit zahlreichen verschlungenen Tiergestalten dienen bei den Batta nicht bloß als Kriegspaniere, sondern auch, und noch viel häufiger, in den Händen der Gurus zur Vertreibung von Krankheiten. Wer genau hinhört, soll die summende Stimme der Seele im Innern des Stockes vernehmen können (s. Abbildung, S. 385).

Auch das Wenige, was wir über die Religion der Negritos wissen, ist wohl nicht zufällig fast nur auf den Seelenglauben zu beziehen. Bei den spanischen Missionaren ist einer der ersten Schritte zur Gewinnung dieser Wilden für das Christentum und mildere Sitten ihre Ansiedelung in den Ebenen, wo sie leichter zu überwachen sind und samt ihren Hirten den Schutz der bewaffneten Macht genießen. Wenn nun Missionare sie auffordern, ihre Wildnisse zu verlassen, um in den Ebenen wie die Christen zu leben, sagen sie: „Wir wollen nicht jene Orte verlassen, wo die Geister unsrer Vorfahren wohnen". Außerdem bekunden sie eine große Scheu vor jenem Platze, wo einer von den Ihrigen gestorben ist. Nachdem sie den Leichnam leicht zugedeckt und die Zugänge zum Begräbnisplatze versperrt haben, verlassen sie diese Gegend und teilen es der ganzen Nachbarschaft mit; wer es wagt, den verpönten Platz zu betreten, den bestrafen sie mit dem Tode. Es ist wohl mehr als nur Zufall, wenn auch bei den auf ähnlich niedriger Stufe stehenden Lubu der Seelenglaube als einziger Rest von Religion erwähnt wird. Diese hören beim Sterben den Geist leise zischend entweichen. Wer ohne diesen Ton starb, ist einfach tot, ihn überlebt kein Geist. Ebenso geht durch alle andern philippinischen Stämme, von welchen wir nähere Kunde haben, die Ahnenverehrung. Hier begegnet man mehrfach der Angabe, daß die Anitos und Nonos (so heißen bei Tagalen und Verwandten die Ahnengeister) aus den Seelen solcher entstünden, die als Großväter stürben. Und während die meisten Anitos harmlos sind, ist der des Gemeindehauptes gefürchtet und empfängt die reichlichsten Opfer.

Es ist vielleicht nicht zu kühn, zu behaupten, daß der Ahnenglaube rückwirkend die ganze verwickelte Seelenlehre der Malayen erzeugt habe. Denn worauf anders als auf dem Bedürfnisse einer Verknüpfung möglichst vieler Dinge und Ereignisse der Welt mit der Seele des Menschen könnte diese Vervielfältigung sich begründen, die dem Menschen selbst sieben (nach Warneck) oder doch drei Seelen (nach Hagen), teils ihm innewohnend, teils außen lebend, aber in inniger Verbindung mit dem innern Seelenleben, zuschreibt? Wenn wir hören, daß böse Seelen nach siebenmaliger Vernichtung der Form, in der sie geboren werden, endlich zur Ruhe kommen, so liegt darin das Mißverständnis der Seelenwanderung, dem diese Vervielfältigung der Seelen zu danken ist, wohl klar genug vor. Man scheut die wandernde Seele des Schlafenden, nicht bloß die frei gewordene des Toten. Über einen Schlafenden wegzuschreiten, ihn schroff zu wecken, gilt als schwere Kränkung, und der ärgste Fluch der Tingianen von Luzon lautet: „Mögest du schlafend sterben".

Die Schädelverehrung mit all den grauenhaften Auswüchsen, welche uns in der Kopfjägerei entgegentraten, hat eine enge Verbindung mit der Ahnenverehrung. Veth hat auf die von Herodot erwähnte Sitte hingewiesen, die Schädel erschlagener Feinde auf die eigne Hütte zum Zwecke des Schutzes zu stecken, und sagt von den Dajaken auf Borneo:

„Der Behandlung der Köpfe, die bei den verschiedenen Stämmen sehr verschieden ist, liegt oft der Gedanke zu Grunde, dem Stamme einen Geist zu gewinnen. Darum widmen die Seedajaken von Bruni den Köpfen monatelang besondere Auszeichnung, sprechen ihnen mit Liebkosungen zu, geben ihnen die besten Bissen bei jeder Mahlzeit, Sirihblätter und Betelnüsse und selbst Zigarren.“ Mannigfaltig sind die Verzierungen (s. Abbildungen, S. 407 u. 409). Sie werden mit weißen und roten Streifen bemalt oder mit Antimon geschwärzt, manchmal auch mit Stanniol überzogen und nicht selten die Augenhöhlen mit Muscheln gefüllt. Bei einigen Stämmen sind diese Siegeszeichen Eigentum des ganzen Dorfes. Ein holländischer Beamter bat einmal im Sambas-Gebiete einen Dajak um einen seiner 23 Köpfe, erhielt aber die Antwort, daß, wie gern er ihn auch verpflichten würde, es ihm in diesem Falle nicht möglich sei, da es sich um das Erbteil seiner Kinder handle, und daß selbst an der notwendigen Zahl noch ein Kopf fehle, welchen er jedoch bald bei den Dajaken von Landak zu erobern hoffe.

Die Verehrung von Tierschädeln verschiedener Art, besonders solcher, die auf der Jagd erbeutet wurden, geht neben dem Kultus der Ahnenschädel und überhaupt der Menschenschädel im ganzen Gebiete her. Sie findet sich bei den mohammedanischen Javanen so gut wie bei den heidnischen Formosanern und reicht bis auf die Nikobaren. In Java findet man Schädel einzeln an Häuser angenagelt und in größerer Zahl bei den Opferstätten der guten Geister (Hiangs). Metzger meint, die Sitte sei hier im Abnehmen; jedenfalls tritt sie daselbst sehr in den Hintergrund. Anders bei den Formosanern, wo nach P. Ibis die Religion der alten Pepo im Gebirge östlich von Taiwanfu trotz der Hülle chinesischer Kultur, welche dieses Volk überzieht, noch immer in der Verehrung uralter Tierschädel und Hirschgeweihe gipfelt, welche in einer besondern Hütte aufbewahrt werden. Die Leute wissen selbst nicht, woher diese Schädel und Geweihe stammen; sie haben sie von ihren Vorfahren geerbt, denen sie schutz- und heilbringend waren. Den Missionaren ist es noch nicht gelungen, ihren Glauben an die Kraft dieser Heiligtümer zu erschüttern. Ibis sah zwei solcher Schädelhütten. In der einen, im Dorfe selbst, waren ein Paar Schädel, ein Hirschgeweih und zwei alte Speere symmetrisch an einer Art Altarwand befestigt und mit bunten Steinchen behangen. Einige Wasserkrüge, Töpfchen mit Samshu und Arekazweige standen und lagen davor, es waren die Opfer, welche die Leute den Heiligtümern in wichtigen Lebensmomenten darbringen. Die andre Hütte, auf dem Felde, war schon in halbverfallenem Zustande. Zweimal monatlich muß jeder Pepo den Schädeln etwas opfern, gewöhnlich Reis, Samshu, Arekanüsse und dergleichen. Beim Eintritte in die Hütte entblößt er das Haupt und bespritzt den Altar mit einem Munde voll Samshu, wobei er sich verbeugt und in die Hände klatscht und dann seine Gaben vor den Altar legt. Auch bei den Negritos Luzons sah A. B. Meyer die Unterkiefer von Schweineschädeln an den Hütten angeschlagen, Hans Meyer sah Schädel von Schweinen, Büffeln, Pferden und Hunden allerwärts an den Außenwänden der Igorrotenhütten in Luzon (s. die Tafel bei S. 415), und Semper brachte einen ganz gebräunten jungen Schweineschädel von den Igorroten Bengets mit, den er zusammen mit Menschen- und Stierschädeln in einem Hause aufgehangen gefunden hatte. In Borneo fand Brooke Schenkelknochen von Vögeln und Rückenschilder von Schildkröten.

Alle Stämme der Dajaken haben eine merkwürdige Vorliebe für alte Gefäße, Blangas oder Gudji Blangas, welche sie in ihren Häusern als den größten und ehrenvollsten Schmuck aufstellen. Dieselbe scheint an die gemeinsame Erschaffung aller Dinge aus der Erde, dem Thone, anzuknüpfen und findet sich, zusammenhängend mit seltsamem Aberglauben, auch bei den Japanern. Michielsen schildert das Haus eines Häuptlinges in Südostborneo, an dessen Wänden etwa 30 Blangas, darunter verschiedene von großem Werte, standen; darüber hingen ungefähr 40 Gongs verschiedener Größe. Die Töpfe und Becken hatten wenigstens einen Wert von 15,000 Gulden, doch die kostbarsten, fügt er hinzu, waren in der

Wildnis an einer nur ihrem Besitzer bekannten Stelle vergraben. Bock erzählt von einzelnen Töpfen, die er als aus China eingeführte grüne, blaue oder braune, glasierte, mit Eidechsen- oder Schlangenfiguren verzierte Gefäße bezeichnet, und welche von 1000 bis 3000 Gulden wert gehalten wurden. Ein neuer Topf wird durch Tanz und Opfer eines Tieres eingeweiht, mit dessen Blute der Topf und die ganze feiernde Gesellschaft bestrichen wird. Jagor hat in alten Gräbern auf Samar und Camarines alte Porzellantöpfe von chinesischer oder japanischer Arbeit gefunden, die der Beschreibung nach mit jenen hochgeschätzten Töpfen übereinstimmen, welche einst von den Japanern mit großem Eifer und um vieles Geld auf den Philippinen gesucht und erworben wurden, wohin vielleicht ihre eignen Vorfahren sie einst gebracht hatten. Aus der Timorgruppe berichtet Teysmann von einer ähnlichen Schätzung, welche dort die Leute von Ombaij metallenen Gefäßen entgegenbringen. Dieselben schätzen ihre kupfernen Gefäße, Mokko genannt, sehr hoch, zwischen 10 und 1000 Gulden und sogar noch höher. Dieser Unterschied wird allein durch besondere, nur den Eingebornen bekannte Formen und Zeichen bestimmt. Die Gefäße haben etwas von einem eigentümlich geformten Ofen und werden bei feierlichen Gelegenheiten als Musikinstrumente gebraucht, wobei mit der Hand auf den festsitzenden Deckel geschlagen wird. Einige verengern sich auf der halben Höhe und haben Henkel; die Höhe beträgt 30—60 cm bei einem Durchmesser von 30 bis 40 cm. Sie bestehen aus mehreren Stücken, in welche Zeichnungen und Figuren getrieben sind. Es heißt, daß sie in früherer Zeit von Java gebracht wurden, aber jetzt nicht mehr gemacht werden können. Teysmann sah einige, die sehr alt zu sein schienen und etwas beschädigt waren; gleichwohl wurden gerade diese am höchsten geschätzt. Ebenso schätzen die Dajaken die ältesten ihrer Blangas am höchsten, weshalb die Chinesen sich längst an die Nachahmung derselben samt allen Rissen und Brüchen gemacht haben.

Jede Blanga hat ihr Alter und ihren Stammbaum, und zwar wird über letztern folgende aus Bandjermassing mitgeteilte Legende erzählt: Ratu Tjampa, der aus dem Himmel gekommen war und sich zu Madjapahit auf Java niedergelassen hatte, machte diese Gefäße aus dem Thone, welcher von der Schöpfung der Sonne, des Mondes und der Sterne übriggeblieben war, und aus dem das höchste Wesen sieben Berge geformt hatte. Ratu Tjampa bewahrte seine mit Kunst bearbeiteten Töpfe und andre von ihm gefertigte Gefäße, Gongs 2c. in der Grotte eines Berges und bewachte sie da sorgfältig. Er trat mit Putih Onak Manjang, einer Tochter des Fürsten von Madjapahit, in die Ehe und bekam einen Sohn von ihr, Radhen Tunjong. Ratu Tjampa hatte viel Unannehmlichkeiten auf der Erde und beschloß, in den Himmel zurückzukehren; ehe er jedoch seinen Entschluß ausführte, teilte er seinem Sohne das Geheimnis der in dem Berge befindlichen Höhle mit, wo die Töpfe und andre Produkte seines Kunstfleißes verborgen waren, und forderte ihn auf, dieselben sorgfältig zu bewachen. Der Sohn war aber gleichgültig und nachlässig, und so kam es, daß Töpfe, Instrumente und Waffen, die man nicht schnell genug festhalten konnte, nach allen Richtungen hin entflohen; einige liefen ins Meer und verwandelten sich da in eine besondere Art von Fischen, die man Tampana nennt; andre flüchteten in die Wälder und wurden Hirsche und Schweine; die Waffen wurden zu Schlangen, die Gongs zu Schildkröten. Auch jetzt noch kann es geschehen, daß ein glücklicher Jäger ein Wild erlegt, welches aus einem solchen Gefäße entstanden ist und welches in den Todeszuckungen seine ursprüngliche Gestalt wieder annimmt. Außer Töpfen hat Ratu Tjampa aus der vom höchsten Wesen übriggelassenen Erde aber auch Hunderte von Gegenständen geformt, welche als Talismane gebraucht werden.

Aus andern Versionen kann man schließen, daß der Schöpfer der heiligen Gefäße in diesen Legenden niemand anders ist als Mahatara, der Allmächtige, der diese Gefäße aus demselben Thone fertigte, aus welchem er Sonne und Mond gemacht hatte. Daher sind diese Gefäße auch heilsam für das Haus, in dem sie bewahrt werden, und für ihre Besitzer.

Letztere schützen sie besonders vor Krankheiten. In diesem Zusammenhange darf man daran erinnern, daß die Töpfe, in denen menschenfresserische Gerichte bereitet wurden, zur Erinnerung in den Häusern aufbewahrt und ebenso auch die Töpfe hoch geehrt werden, welche die Jauche faulender Leichname aufnahmen. Töpfe als Wohnstätten der Seelen Verstorbener kommen auf den Marianen vor, und der Sultan von Bruni bewahrt einen alten Topf, der vor Unglücksfällen heulende Töne von sich gibt.

Neben einer Baumverehrung, welche tiefere Wurzeln in der Mythologie und Kosmogonie der malayischen Völker besitzt, gehen Verehrung und Furcht gegenüber jedem Baume her, der irgend etwas Außergewöhnliches zeigt. Ein riesenhafter Baum, Bäume, die sich vereinigt haben, oder die ineinander verschlungen aufgewachsen sind, vor allen also die oft so phantastischen Gestalten der Ficus-Arten, ja selbst irgend ein Baum, dessen Stamm voll von Nestern weißer Ameisen sitzt, sind nach Ansicht der Eingebornen der Sitz von Geistern, und man kann mit Sicherheit darauf rechnen, bei derartigen Bäumen ein Miniaturhäuschen zu finden, in welchem dem Geiste regelmäßig Opfer gebracht werden. Grabowsky fand bei den Maanjan einen 40 m hohen Waldbaum dem Donnergotte Nanju oder Nanro geweiht, dem jährlich nach der Ernte ein Stammesopfer gebracht wurde. Ist ein Baum verkrüppelt, von niedrigem Wuchse, so glaubt man, daß ein böser Geist in demselben haust. Bei einem solchen Baume bleiben die Vorbeigehenden in einigem Abstande stehen und schleudern einen Stein gegen den Gegenstand ihrer Furcht. Man sieht Bäume, die beinahe bis oben durch die geworfenen Steine bedeckt sind; doch kaum wird es einer der Vorübergehenden unterlassen, noch einen weitern Stein dazu zu werfen. Pflanzen und Blumen werden als Opfer gebracht, einige Pflanzen, wie Hibiscus rosea oder Dracaena terminalis, wie gute Geister verehrt und gegen böse gebraucht. Wurzeln werden von guten Geistern den Zauberern gezeigt, um Macht gegen böse Geister zu verleihen, und die Palme Nirong wird auf Gräber und an die Eckpfosten neugebauter Häuser gepflanzt. In den Reisfeldern bringt man der Fruchtbarkeit verleihenden Göttin Opfer, und dem Reise selbst, von dessen Gedeihen Wohl und Wehe des größten Teiles der malayischen Völker abhängt, begegnet man, als ob er ein beseeltes Wesen sei. Man begleitet die Entwickelung seiner Frucht mit Gebräuchen, welche an jene erinnern, von welchen die Schwangerschaft umgeben wird. Und dem geernteten Reise, wenn er eingebracht wird, ruft man Schmeichelnamen zu und sucht ihn zu ergötzen, damit er sich bei der Aufbewahrung halte und, wenn er zur Aussaat kommen sollte, reiche Frucht bringe. Von andern Gebräuchen, welche mit dem Pflanzen und der Ernte zusammenhängen, ist früher die Rede gewesen.

Ein besonderer Sagenkreis zieht sich um den Durianbaum. Auf Gilolo wohnte ein Mensch, Jo-Durian. Dieser erblickte eines Tages ein Geschöpf, das ein Pferde- und ein Menschenbein trug und von einer schönen Tochter begleitet war. Letztere fing Jo-Durian, als sie eben einen Baum ersteigen wollte, und behielt sie trotz der Klagen ihres Vaters zurück. Er heiratete sie, kehrte zu Choga zurück, und dieser zauberte einen Palast hervor, den zu gewinnen der König von Gilolo zehn Jahre Krieg führte. Jo-Durian wurde zuletzt von zwei Pfeilen verwundet und starb in Sahu, wo ein Durianbaum aus seiner Asche sproß. An derselben Stelle wurde dann ein Grabheiligtum, Kramat, errichtet, das bis auf den heutigen Tag vielen Kranken Heilung bietet und früher den in den Krieg ziehenden Heeren siegreiche Vorbedeutungen gab. Die Sage hängt vielleicht damit zusammen, daß der Durianbaum in einigen Gegenden des Ostens königliches Regal ist, wie auch durch seine Anpflanzung Besitzrechte ausgedrückt werden.

Die Kasuarine ist hier nicht einfach heiliger Baum wie in Polynesien, aber sie ist ein Träger mannigfaltigen Aberglaubens. In Java sagt man: Wenn man einen Tjemarabaum (Casuarina) in der Nähe eines Hauses pflanzt, so ist es ein schlechtes Zeichen, wenn er gut

gedeiht; stirbt der Baum aber später ohne äußere Einwirkung ab, so ist dies ein Beweis, daß die Familie glücklich sein wird. Bei den Negritos von Luzon fand Wallis als höheres Wesen ein Fabeltier mit Pferdekopf, das Bäume bewohnt, unter dem Namen Balendik verehrt.

Die Rolle der Tiere im malayischen Aberglauben ist eine hervortretende. Wir werden derselben in der Mythologie begegnen und möchten hier nun auch einige abergläubische Vorstellungen und Gebräuche hervorheben, die an Tiere anknüpfen. Zunächst wird die Tierwelt eng an die Welt der Menschen gekettet durch den Glauben an den Übergang menschlicher Seelen in Tiere. Hierbei ist indessen nicht an eine eigentliche regelmäßige Seelenwanderung zu denken, sondern an ausnahmsweise stattfindenden Seelentausch. Gewisse Menschen, welche darum sehr gefürchtet werden, vermögen Tiergestalt anzunehmen, und besonders ist es der Tiger, der zu solchem Prozesse mit Vorliebe gewählt wird. Männer und Frauen, welchen das Grübchen unter der Nase in der Oberlippe fehlt, werden solcher Verwandlung besonders für fähig gehalten. Auch Verwandlungen in Vampire und Schweine werden angenommen und den Verwandelten eine Thätigkeit zugetraut, welche an unsre Vampire erinnert. Tigern mit Menschenseelen ist schwerer beizukommen als gewöhnlichen. Daß die Malayen den Tiger als Großväterchen, Älterchen ansprechen, hat man darauf deuten wollen, daß ursprünglich in allen Tigern eine Menschenseele angenommen worden sei. Bei ihnen wie bei den Krokodilen mag die eigentümlich rücksichtsvolle Behandlung, welche man ihnen angedeihen läßt, auf einen früher weitverbreiteten Glauben an ihre Beseelung deuten. Es herrscht jedoch in dieser Beziehung ein fester Gebrauch, welcher sich auf den Grundsatz der bewaffneten Neutralität stützt. Man jagt den Tiger nur ungern, solange er das Eigentum seiner Verehrer in Ruhe läßt; viele Dörfer auf Java besitzen einen sogenannten Dorftiger, einen Matjan kampong, der vom Abfalle der geschlachteten Tiere sich mästet, dabei die Gegend von andern Tigern rein hält und mit irgend einer verstorbenen Person identifiziert wird. Läßt er es sich aber beikommen, einen Angriff auf das dem Dorfe gehörige Vieh zu machen oder gar einen Bewohner zu töten, so wird der Krieg gegen ihn erklärt, und er wird um so unbarmherziger gejagt, weil die in sein Blut getauchte Waffe ein wertvoller Talisman wird. Ebenso verhält man sich gegenüber den Krokodilen. Michielsen frug Dajaken in der Nähe von Tewang Menjangin in Südwestborneo, ob immer noch so viele und so große Krokodile wie früher hier vorkämen, worauf er die Antwort erhielt, daß man erst vor einigen Wochen elf Stück, worunter einige sehr große Exemplare, gefangen habe, um für den Tod einer jungen Frau, welche, als sie sich im Flusse badete, von einem dieser Tiere weggeschnappt worden war, Rache zu nehmen. Auf die Frage, warum diese Jagden nicht regelmäßig wiederholt würden, wurde geantwortet, daß man dies nicht ohne Veranlassung thun dürfe, um den Krokodilen keinen rechtmäßigen Grund zu geben, Rache zu üben. Hätten diese aber einmal die Feindseligkeiten begonnen, so sei die Bevölkerung berechtigt, feindlich aufzutreten. Auf Java hegt man die Krokodile geradezu, man bringt ihnen Opfer, wie denn z. B. die Placenta bekränzt auf einem kleinen Floße ihnen dargebracht wird. Ehe ein Krokodil getötet wird, hält man ihm oft lange Reden, um ihm den Tod mit Schmeicheleien zu versüßen.

Ganz andrer Art sind jene Fälle, in denen, gewöhnlich zur Strafe für im Leben begangene Sünden, die Seele von dem im Grabe ruhenden Körper sich trennt und für eine gewisse Zeit in ein Tier gebannt wird oder die Seele den Körper nur von Zeit zu Zeit verläßt, um in der Form eines wirklichen oder phantastischen Tieres zu spuken. Offenbar greifen auch hier indische Phantasiegebilde herüber, so in dem Bujut ronkeh, der vorn Tiger, hinten Reh ist, so daß der Tiger, sich umsehend, immer das Reh erblickt und es, d. h. seinen eignen Körper, zerfleischt. In dieser Form erscheinen jene, welche im Leben unrecht Gut erwarben. Wer in seinem Leben durch Zaubermittel reich geworden ist, wird nach seinem

Tode ein Djrangkong, d. h. er muß in der Gestalt einer weißen Katze, andre sagen eines weißen Hundes, umgehen. Man sieht, es betreffen diese Verwandlungen besonders solche, die im Erwerbe unrechte Wege beschritten. Auch Geizige und Wucherer müssen in Form klappernder Tiere „umgehen".

Wieder in andrer Richtung werden Tiere und Teile von Tieren für nützlich oder schädlich gehalten. Es gibt Glücks- und Unglückstiere. **Witti** sah, wie auf einer Reise in Borneo die ihn begleitenden Dusun ihre Schritte hemmten, als sie die Stimme eines gewissen Vogels vernahmen, der angeblich nie sichtbar wird: „Was denkst du von dem Vogel?" fragten sie. „Das ist gewiß ein guter", sagte ich. „Bist du ganz ruhig, während du ihn hörst?" fuhren sie in ihrem Verhöre fort. „Gewiß und nun vorwärts." Sie gehorchten, und ich glaubte schon sie überzeugt zu haben. Aber als wir in die Nähe des ersten Dorfes kamen, da erklärten die Dusun, sie wollten nun lieber ihren Lohn zurückgeben, als einen Schritt weiter gehen, alles des Vogels wegen. „Schon gut, wir wollen in dem Dorfe andre Träger nehmen." Doch wirklich brachten uns dieselben Leute, so weit wir wollten, weil ihr guter Vogel sich gleich nachher hatte vernehmen lassen. „Nun wir den hören, sind wir nicht länger furchtsam", sagten sie, als ein Hornvogel mit seinem Krächzen alle die geflügelten Sänger überschrie. Die Tagalen schreiben einem unbekannten Vogel, Tiktik, zu, daß er die bösen Geister aufmerksam mache, wo Kreißende sich befinden, und gerade diese sind ja den Angriffen ersterer am meisten ausgesetzt.

Wie zahllos die **Formen des Tieraberglaubens** sind, zeigen allein die Gebräuche, welche um eine bestimmte Thatsache sich gebildet haben. Unter den Enthaltungen und Beobachtungen bei Schwangern auf Nias, welche wir dem Missionar **Thomas** verdanken, findet sich folgendes mit Tieren Zusammenhängendes: Sie dürfen nicht an solchen Orten vorübergehen, wo früher eine Ermordung eines Menschen oder Schlachtung eines Karabau oder Verbrennung eines Hundes, wie letzteres bei gewissen Verfluchungen geschieht, stattfand, weil sich sonst bei dem zu erwartenden Kinde irgend etwas finden wird von den Krümmungen und Windungen des sterbenden Menschen oder Tieres. Aus demselben Grunde und noch andern stechen sie kein zahmes noch wildes Schwein, noch zerschneiden sie solches, es sei denn, es hätte ein andrer vorgeschnitten; noch schlachten sie ein Huhn. Und wenn sie das Unglück haben, ein Hühnchen totzutreten, so ist das natürlich etwas Böses, und es muß der Fehltritt durch Opfern wieder gutgemacht werden. Sie essen keinen Bujuwu-Vogel, denn sonst spricht das Kind nicht, sondern krächzt gleich diesem Vogel. Sie fassen keinen Affen an, weil sonst das Kind Augen und Stirn bekommt wie ein Affe. Sie essen nichts von dem zu einer Beerdigung geschlachteten Schweine, weil sonst das Kind Krätze bekommt. Sie essen keinen Era-Holzkäfer, weil sonst das Kind brustleidend wird. Sie fassen keinen Baiwa-Fisch an, noch schlagen sie eine Schlange, weil sonst das Kind magenkrank wird. Sie stecken kein Feld in Brand, denn dabei möchten Ratten und Mäuse verbrennen und das Kind krank werden. Sie werfen kein Salz ins Schweinefutter, weil das Kind sonst krank werden wird; aus ebendemselben Grunde essen sie kein Aas.

Tierische Teile werden als Amulette zum Zaubern und zum Loswerfen benutzt. Zähne, Krallen und Fußwurzelknochen sind dabei besonders beliebt. Auf Java sagt man: Wenn man den Kindern eine Schnur mit Tigerkrallen um den Hals hängt, bekommen sie keine Würmer. Von einem besonders geheimnisvollen und wirksamen tierischen Zaubermittel erzählt **Emil Metzger** folgendes: „In den Wäldern des östlichen Java lebt eine geheimnisvolle Affenart mit Menschengesicht. Wer einen solchen Affen fängt, ist glücklich; jeder Teil wird mit Gold aufgewogen, namentlich die Knochen, denn man kann damit allerlei Unglück abhalten und seinen Feinden sehr viel Böses thun. Zu diesem Zwecke steckt man ihn einfach in die Erde, sei es vor der Wohnung desjenigen, dem man schaden will, sei

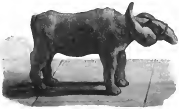
es auf einem Wege, den er oft passiert. Innerhalb vierzig Tagen wird er aus seiner Wohnung weichen und nie mehr zurückkehren, sondern sich in weiter Entfernung niederlassen." Man erzählt von den Affen überhaupt allerlei Märchenhaftes. Sie sollen ganze Staatswesen nach menschlichem Vorbilde haben und dergleichen, was an die Rolle der Affen in den indischen Mythen erinnert. Beim Wahrsagen werden die Eingeweide der Tiere vorwiegend berücksichtigt. Man sucht aus der Form der Leber eines Schweines oder Huhnes zu erfahren, ob man lange leben werde. Die Negritos Luzons bitten sich sogar von einer großen Schlange Anweisung günstiger Wild- und Honigplätze aus, und die Pampango Luzons besitzen Schlangenbeschwörer nach indischem Muster.

Unsre Kenntnis der malayischen **Geisterwelt** geht nicht tief genug, um in die Klassifikation der zahllosen Geister tiefer einzudringen. Wir wissen, daß es Geisterfürsten gibt, wie z. B. in Halmahera der Gwusuong oder Pwusuong, der Herr aller Djins, welcher den Menschen unzugänglich in Wauro wohnt, oder auf Ternate der größte der Wongis oder Geister, Jo-Durian, der Herr der Durianfrucht. Wir vermögen aber nicht zu erkennen, ob überall jene Abstufung Geltung hat, welche **Hagen** bei den Batta nachwies, wo an die Götter sich die großen Geister, Sombaons, anschließen, welche teilweise sogar als Kinder Gottes gelten und dadurch niedrigern Sombaons gegenüber höhern Rang und größere Macht erlangen. Dieser Forscher betont es besonders, daß mit den Seelen der Verstorbenen die Sombaons gar nichts zu thun haben. Er sieht sie als Naturgeister von natürlich beschränktem Wirkungskreise, Berg-, Wald-, Seegeister, an. Andre haben diese Sonderung als keine so scharfe aufgefaßt. Wo mohammedanische Einflüsse hinreichen, hat der weite Begriff „Djin" alle Grade und Arten von Geistern aufgenommen, und hier kommt dann schon ein moralisches Element herein, indem die Djins durch gute Handlungen einem Menschen geneigt werden. Es scheint übrigens, daß sie als „schweifende" Geister den fest wohnenden Seelen Abgeschiedener oder Wongis entgegengesetzt werden, und daß daneben gute und böse bestehen. So wenigstens verstehen wir aus Halmahera stammende Angaben. Thatsache ist es, daß die Völker selbst große Unterschiede in der Behandlung der Geister machen, welche sie verehren. Während z. B. der Batta alle die höhern Geister, vom Nebata bis zu den Sombaons und teilweise zu den Begus herab, durch Opfer sich zu versöhnen und wohlgesinnt zu machen versucht, glaubt er mit dem niedern Gesindel der zahllosen Wald-, Baum-, Berg-, Fluß-, See- und Erdgeister, ja selbst noch mit dem größten Teile der Begus, mit den Kobolden und Neckgeistern, schon allein durch Beschwörungs- und Zauberformeln fertig werden zu können. Da nun diese Geister die weitaus häufigsten sind, so blüht natürlich die Zauberei und Geisterbeschwörung in hohem Grade und nährt eine zahlreiche, in sich abgeschlossene Kaste von Gurus, Hexenmeistern und Zauberdoktoren. Ein großer Zug derselben ist die Befehdung der bösen durch die guten Geister, in Halmahera der Swangs oder Tscha-atas, in Ternate der Tschakkas oder Tschokkos, durch die Omings oder im allgemeinen Djins.

Die **Vielheit und Mannigfaltigkeit der Geister**, an die man glaubt, gibt dem Glauben eine Menge individueller Schattierungen, je nachdem die eine oder die andre der Geistermächte aus der Masse hervor- und in den Vordergrund tritt. Etwas übertrieben hat man gesagt, es könne z. B. der Glaube der Javanen in kein allgemein gültiges System gebracht werden, denn anstatt eines solchen würde man zehn, zwanzig, hundert derselben annehmen müssen und die Zahl doch nicht erschöpfen. Dem ist jedoch nicht so. Im Grunde sind es der Wurzeln dieser Vorstellungen wenige, und die Mannigfaltigkeit liegt nicht im Systeme, sondern in der Ausbildung der Grundgedanken. Von diesen aber sind die höhern nicht der Masse des Volkes zugänglich, welche sogar den Ahnenglauben nur in verstümmelter, unklar gewordener Gestalt hegt und auch selbst die Geister, auf die sie hofft, oder welche sie fürchtet,

nicht in übersinnlicher Höhe, sondern vielmehr in fast vertrauter Nähe erblickt. Die Geister teilen in ihrer Schätzung mit der übrigen Natur das Unvermeidliche, Gesetzmäßige des wirklichen Daseins. Gute und böse Geister, Djins und Genien werden vom Malayen als zu seinem eignen Lebenskreise gehörig betrachtet, da er in dem Erscheinen, in der Thätigkeit derselben auf seinem eignen Wege ein naturgemäßes, gewohntes, längst bekanntes und jeden Augenblick erwartetes Kreuzen seiner Bahn, kein außergewöhnliches und seltenes Hineinragen einer fremden Welt in die seinige erkennt. Man hat ihm sogar die Gespensterfurcht abgesprochen, welche bei ungebildeten Völkern immer eine hohe Entwickelung erreicht.

Will man die Geister nach ihren Wirkungen klassifizieren, so sind die Sanggiang der Dajaken, die Jang der Javanen, die Wong der Molukken insofern als gute Geister zu bezeichnen, als sie entweder von selbst Gutes zufügen, oder durch Opfer zum Widerstande gegen böse Geister bewogen werden können. Dazu gehören alle Schutzgeister, die in den zahllosen Amuletten und heiligen Kleinodien ihren Sitz haben. Dörfer, Häuser, Bäume, Berge haben ihre Schutzgeister. Auf Java besitzt sogar jedes Reisfeld seinen besondern Geist, und nicht leicht wird man es wagen, zu säen oder zu ernten, ehe ein Priester Weihrauch und Speisen als Gabe dargebracht hat, um den Beistand des Geistes zu gewinnen. Heilsame Quellen besitzen ihre Schutzgeister, denen Heilung suchende Pilger Hütten bauen und Opfer bringen. Glücklicherweise fällt es nicht gar zu schwer, einen Schutzgeist zu erwerben. „Jedem Menschen", so erzählt Hagen von den Batta, „begegnet mindestens einmal in seinem Leben ein Schutzgeist, Bagar, sei es in Form kleiner Steinchen, welche in einem Wasserstrudel umeinander wirbeln, oder in Form eines eigentümlich geformten Stückes Holz, einer Wurzel &c. Erkennt nun der Mann dies, oder vermutet er einen Bagar darin, so bemächtigt er sich des Gegenstandes und bringt ihn zum Guru, um von ihm Gewißheit zu erhalten. Nun begibt sich der Guru damit auf den heiligen Platz des Dorfes, wo der Pangulu Balang steht, nimmt eine gehörige Mahlzeit zu sich und macht den Geist in den betreffenden Gegenstand hineinfahren unter mancherlei Zeremonien, wobei das Waschen mit Limonensaft die Hauptrolle spielt." Limonensaft mit Ingwer und Pfeffer ist auch ein wichtiger Bestandteil des Beschwörungssaftes, der, in die Augen geträufelt, Geister sehen macht.



Ein Amulett der Ginanen von Luzon, aus Wachs geformt. (Dr. Hans Meyers Sammlung, Leipzig) ⅓ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 477.

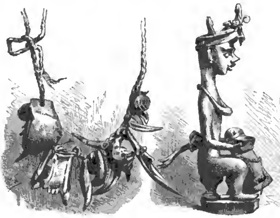
Während die Masse der Seelen Verstorbener zu guten Geistern wird, entwickeln sich die der Unbegrabenen oder in der Ferne Gestorbenen zu bösen. Ihnen gelten die ausgebildetsten Zeremonien, die größten Opfer. Selbst das Dankfest der Ernte dient zugleich der Sühnung böser Geister. Auch den Seelen Ermordeter wird, weil außer der Zeit abgerufen, eine besondere Kraft zugeschrieben. Es ist sehr bezeichnend für den stärkern Halt, welchen die bösen Geister, die Swangi der östlichen Inseln, am Glauben des Menschen haben, daß sie viel schärfer individualisiert sind als die guten. Den vagen Vorstellungen vom Wesen der guten Geister stehen die scharf umrissenen Bilder der bösen mächtiger gegenüber. Die Bewohner Javas kennen einen übeln Geist der Wildnis, den sie Aul nennen. Sieht man ihn nur flüchtig und aus der Ferne, so glaubt man einem Menschen zu begegnen; auf einmal aber bewegt sich das Geschöpf auf allen vieren oder auf den Händen und streckt den Kopf nach unten, die Füße in die Luft, dann wieder legt er die Beine in den Nacken und läuft nun so auf den Händen. Dabei spuckt er wütend um sich und stößt von Zeit zu Zeit einen gellenden Schrei: Ul! Ul! aus, dem er seinen Namen verdankt. Er springt den Menschen

auf den Rücken, zwingt sie, ihn zu tragen, überwältigt Frauen rc. und ist bei Tag und Nacht gleich zu fürchten. In der Nacht gesellen sich zu ihm feurige Schlangen, die man Totennägel nennt. Ein andrer böser Geist von seltsamem, täuschendem Äußern ist der Bilun Samak, ein Wassergeist, der in der Form eines großen Blattes oder einer geflochtenen Matte auf der Oberfläche treibt. Kommt ein Mensch in seine Nähe, so rollt der Geist sich zusammen und sinkt wie ein Bleiklumpen in die Tiefe, wobei er sein Opfer mit sich zieht. Mentak tritt dagegen in der harmlosen Form eines kleinen Kindes auf, in welcher er die Reisfelder durchzieht, um den Pflanzen Krankheit zu bringen. Ferner gibt es einen besonders den schwangern Frauen schädlichen Geist, Kuntianak oder Puntianak, von gräßlich verstümmelter Gestalt. Gegen ihn werden dort, wo eine Frau ihrer Stunde harrt, die Wohnungen sehr sorgfältig gehütet und bewacht, Feuer werden angezündet, und Wächter mit brennenden Fackeln in der Hand machen die Runde, um den Geist zu verjagen. Jagor fand ihn als Patianak bei den Vicol von Camarines, die vor der Niederkunft eines Weibes alle Öffnungen des Hauses verstopften, um ihm den Eingang zu wehren.

Auf den östlichen Inseln scheint die Mehrzahl der bösen Geister als Waldgeister zusammengefaßt zu werden, vielleicht im Gegensatze zu den in den Dörfern wohnenden guten Ahnengeistern. Böse Geister im allgemeinen scheuen das Licht, und darum schießt man mit Wachslichten bewaffnete Pfeile auf ihre Sühnealtäre. Man kennt aber auch den Gebrauch des Weihwassers, schreibt ihm jedoch wohl mehr heilende als reinigende Eigenschaften zu. Einen um so zwingendern Einfluß üben die bösen Geister durch ihre Allgegenwart. Metzger hatte häufig Gelegenheit, zu bemerken, wie seine Arbeiter bei kleinen Unglücksfällen, die bei den fröhlichen Sundanesen gewöhnlich nur ein Lachen hervorriefen, plötzlich zum Nachdenken gestimmt wurden, wenn einer derselben andeutete, daß dies wohl ein Schabernack des einen oder des andern Geistes sein könne. Denn keine Handlung, kein Ort, keine Zeit schließt das Eingreifen von Geistern aus: „Der Eingeborne befindet sich immer einem höhern Einflusse gegenüber". Das Unglück haftet an den Dingen und den Menschen und muß, wenn Zerstörung derselben nicht möglich, wenigstens durch Wechsel in Äußerlichkeiten beschworen werden. Man darf z. B. nicht Material von einem zerstörten Hause in ein neues verbauen. Die hilfesuchende Phantasie heftet sich an tausend Kleinigkeiten, durch scheinbare oder sehr entfernte Analogien angeregt. Sie hält dem Brande einen Spiegel vor, damit er vor sich selber erschrecke. Wenn plötzlich Regen fällt und plötzlich aufhört, glaubt man, es sei ein Mord begangen worden. Bei Unglücksmenschen genügt oft nicht einmal der Namenswechsel, sie müssen einen Pisangstamm an ihrer Stelle alle Begräbniszeremonien durchmachen lassen und bringen so mit diesem das an ihnen haftende Unglück unter die Erde.

Im Gegensatze zu diesen sichtbaren und oft genug fühlbaren Geistern stehen die unsichtbaren Geister, welche gleichsam die Lücken ausfüllen, welche die Körperlichkeit jener zwischen sich läßt, und die durch ihre Unsichtbarkeit doppelt mächtig sind. Zu ihnen gehört das große Geschlecht der Djurig des javanischen Aberglaubens. Wo die andern Geister ein Fleckchen unbesetzt gelassen, kann man sicher sein, die Djurig zu finden. Nur gelegentlich werden sie als Tiger oder feurige Schlangen sichtbar. Sie sind wesentlich böse Geister, die durch häufige und reichliche Opfer begütigt werden müssen; sie schweifen überall umher, halten sich aber am liebsten in Wäldern auf. Öden, Wüsteneien, Steinfelder, Felsstürze und andre Verwüstungen schreibt man ihnen zu. Eine mildere Form sind die ebenfalls auf Java heimischen Ganderuwa und Wewe, neckische männliche und weibliche Kobolde, welche unsichtbar den Menschen quälen; manchmal hilft Gebet und Opfer gegen sie, manchmal sind alle Mittel fruchtlos, und man muß ruhig aushalten, bis sie ausgetobt haben. Die gewöhnlichste Form, in der sie den Menschen belästigen, ist das bekannte Steinwerfen, daneben das Bespeien der Kleider mit dem vom Betelkauen rot gefärbten Speichel. Beiden ähnlich sind die Begu der

Batta, welche in der sonst durchaus verkörperten Geisterwelt dieses Volkes um so eigenartiger hervortreten. Während die Batta sich alle andern Geister und Seelen, selbst Gott, in körperlicher Gestalt denken und ihnen menschliche Formen beilegen, ist ein Begu nach ihrer Aussage nur ein Hauch, Luft ohne Körper. Junghuhn führt 16 verschiedene Begu auf, die zwar die Macht besitzen, entweder zu schaden oder zu nützen, vorwiegend aber schädlich sind. Die unsichtbaren Krankheitsgeister gehören dieser Gruppe an. Sichtbar ist allein der gefürchtete Begu Nalalain, der Geist der Zwietracht und des Mordes, den man abends mit feurigen Augen, langer, roter Zunge und Krallen an den Händen umherschleichen sieht. Ihm ähnlich scheint der in Halmahera gefürchtetste Burung Swangie, der an der Erde schleichende Böse, zu sein. Die Begu umschweben den Menschen noch im Tode und suchen sogar von dem Leichname Besitz zu nehmen. Gegen sie sind die beständigen Schwerthiebe der Ulubalang, Vorfechter, gerichtet, welche beim Leichenbegängnisse eines Radscha den Sarg umgeben und schützen. Dieser Gruppe gehören wohl auch die Niriwa an, denen aller der Spuk zugeschrieben wird, welcher nicht von einer armen Seele ausgeht.



Ein Talisman von Nordborneo und ein Ahnenbild von Nias. (Ethnographisches Museum, Dresden.)

Ein großer Teil der zahlreichen malayischen Feste hat die Versöhnung böser Geister zum Zwecke. Krankenheilung vor allem besteht in der Vertreibung eines bösen Geistes. Um diesen Prozeß zu erleichtern, konstruieren die Batta eine Puppe aus Pisang, die mit Lumpen bekleidet und neben den Kranken gelegt wird, bis der den Zaubersprüchen weichende Geist in dieselbe übergegangen ist, worauf sie rasch fortgebracht und weggeworfen wird. Wo Krankheiten zu erwarten sind, wie beim Übergange von der gesunden Tobah-Hochebene in das fieberschwangere Küstentiefland, werden den Krankheitsgeistern, in diesem Falle dem Geiste des Wechselfiebers, Begu Marung, Opfer gebracht. Hagen beschreibt sie als kleine Stäbchen, mit etwas Baumwolle umwunden, die unter Beten mit ostwärts gekehrtem Antlitze in die Erde gesteckt werden, worauf die Opfernden Sirih kauen und mit der roten Brühe sich Stirn und Wangen bemalen. Dauernde Opferstätten für die bösen Geister in Gestalt von Häuschen, in denen Speisen hingestellt werden, ähnlich den Seelenhäuschen, beschreibt Bastian aus Galela.

Die Amulette erlangen eine höhere religiöse Bedeutung durch die Verbindung mit einer gewissen politischen Rolle, welche ihnen zugeteilt wird. Sie werden im Besitze regierender Familien zu Reichskleinodien, und ihre Verehrung wächst damit ins Ungemessene. Auf Celebes hört man kleinen Dorfhäuptlingen oder den Gliedern längst nicht mehr regierender Familien den Titel Fürst beilegen. Fragt man nach dem Grunde, so erfährt man, daß diese Leute Besitzer von verehrungswürdigen Kleinodien sind, und man hört weiter, daß ihre

Häuser nach den letztern und nicht, wie sonst üblich, nach den Besitzern genannt werden. „Tritt man ein", erzählt Kooreman, „so erblickt man auf dem Gebälke des Hauses ein kleines Häuschen, das mit einer Gardine von buntem Gewebe bekleidet ist. In demselben befinden sich die ‚Reichskleinodien'. Die Bitte um Erlaubnis, dort eintreten zu dürfen, begegnet beinahe immer einer Weigerung. Wird der Eintritt aber erlaubt, so findet er unter einigen Zeremonien statt. Ein paar alte Frauen, Pinatis oder Priesterinnen genannt, gehen vor dem Besucher die Treppe hinauf, indem sie mit scharfer Stimme ein eintöniges Lied singen. Sobald der Besucher oben ist, schlagen sie auf den Gong und den Gangrang (eine Art Trommel) und bestreuen den Eingetretenen und das ganze Gemach mit gebranntem Reise. Er mag sich glücklich schätzen, wenn es dabei bleibt und sie ihm nicht auch die Stirn mit gebranntem Öle einreiben. Auf einer Bale-Bale, einer Art Tisch, steht ein Körbchen oder Kistchen, welches mit Sarongs sorgfältig zugedeckt ist. Neben demselben wird Dupa (Räucherwerk) entzündet und brennen einige Kerzen. Bei dem Lichte derselben entdeckt man Lanzen, Krise, Badiks (eine Art Stichwaffen), manchmal ein Gewehr, einen Schild, ein Badju Rante oder Panzerhemd, einen Sonnenschirm, eine Sirih- (Betel-) Dose mit Spucknapf, allerlei Hausgerät, wie Töpfe, kupferne Bakkaras (Präsentierteller), endlich ein paar kupferne Näpfe, einen mit gekochtem Reise, den andern mit Sirihblättern und dem andern Zubehör, welches zum Sirihkauen nötig ist. Dies alles steht und liegt auf dem Boden durcheinander oder hängt an der Wand. Man sagt dann, daß alle diese Gegenstände Ornamente sind, und der Besucher darf sie besehen, selbst in die Hand nehmen. Wenn er jedoch sich erkundigt, was in dem Körbchen oder dem Kistchen auf dem Bale-Bale ist, und dies auch zu sehen wünscht, wird man ihm sagen, daß schon der bloße Anblick des Inhaltes den Tod veranlassen kann, und ihn sobald wie möglich zu entfernen suchen. Zu andern, regelmäßigen Zeiten gehen die Pinatis (Priesterinnen) zu den Ornamenten, um Reis und Sirih zu bringen, Kandjolis (Kerzen) anzuzünden, Weihrauch zu verbrennen und Lieder zur Verherrlichung der Macht und Größe der Ornamente zu singen."

Zu diesen heiligen Gegenständen nimmt nun das Volk in jeder Fährlichkeit und Not seine Zuflucht. Man opfert ihnen Hühner, Ziegen, Büffel. Man bespritzt sie mit Büffelblut und trägt sie in Prozession umher. Eide, auf diese Kleinodien abgelegt, haben mehr Wert, als wenn sie auf den Koran geschworen sind. Allein diese Heiligtümer fordern auch viel von ihren Verehrern. Wenn sie herumgetragen oder nach einem andern Orte gebracht werden, muß jeder, der das sieht oder aber davon gehört hat, sich dem Zuge anschließen. Wer sich weigert oder sonst die den Kleinodien schuldige Hochachtung verletzt, wird bestraft. Die Strafe aber kommt in solcher Ausdehnung dem Besitzer der Kleinodien zu, daß sie allein ihm nach dem Prinzipe der Toten Hand einen weitreichenden Einfluß verschafft. Die Reisfelder derjenigen, welche ohne Erben versterben, kommen an das Ornament, und wenn die demselben gehörigen Felder einmal besäet sind, dürfen keine Streitigkeiten darüber mehr vorgebracht werden. Jeder Eingeborne, welcher sich dem ihm gegebenen Befehle widersetzt, verliert die Nutznießung seines Eigentumes, welche nun dem Ornamente zur Verfügung gestellt wird. Wenn der Widerstand bis zu Thätlichkeiten gegangen war, wurde der Betreffende vor Einführung der direkten niederländischen Verwaltung, manchmal mit seiner Familie und seinen Verwandten, Sklave des Ornamentes. Eine Sklavin, die durch ihren Besitzer zu seinem Willen gezwungen werden soll, und die sich dem Kleinode unterwirft, d. h. seinen Schutz anruft, wird Eigentum desselben, so daß der frühere Herr alle Rechte verliert.

Und was sind im Wesen diese Kleinodien, die bei näherer Betrachtung nichts weniger als kostbar erscheinen? Nichts andres als Amulette, die aufgehört haben, das Eigentum von Privaten zu sein, und denen dafür zum Nutzen der Herrschenden ein politischer

Charakter beigelegt wurde. Es sind also politisch gestempelte Amulette oder Staatsfetische. Die Sitte ihrer Verehrung stammt aus einer Zeit, als noch eine große Anzahl kleiner unabhängiger Reiche bestand, und die Überlieferung verbindet die Stiftung eines solchen Reiches mit dem Finden eines Ornamentes mit Ausnahme der durch ausgewiesene Prinzen in neuerer Zeit gegründeten Reiche. In verschiedenen Teilen des Archipels kehrt die Sage wieder von Fürsten, die ein goldenes Gerät, auf Ternate z. B. einen Wetzstein, fanden, welches, als Amulett verehrt, ihnen so viele Besucher zuzog, daß sie es weitergaben, um der Last sich zu entledigen, bis es in der Hand eines armen Fürsten dessen Unterthanenstand vervielfältigte. Die Fundstelle eines Gankan-Jhat, sei es ein Stück Holz, ein Stein von besonderer Form, eine Waffe, ein Schild, sah man als die für eine Niederlassung angewiesene Stelle an. Der seltsame Name dieses heiligen Fundes führt wohl darauf zurück, daß nicht sein Finder, sondern er, der Gankan, als der Stifter der ersten Kampongs galt und, indem er Glück und Unglück brachte, auch später alles „that". Man baute ihm ein eignes Häuschen, umgab ihn mit Waffen, Hausrat, Opfern, die alle den Namen Kalompowan, d. h. Zeichen der Größe, führen. Der Finder wurde der Hüter, er hatte im Söller am vordern Giebel dem Gankan seine Stelle anzuweisen und wurde damit der einflußreichste Mann. Indem die Niederlassungen sich ausdehnten, wurden neue Gankans notwendig; man fand sie teilweise mit Hilfe der alten und gab ihnen den Namen Kadjanangan, d. h. Untergeordnete. So behielt auch bei Ausbreitung des Stammes die erste Niederlassung ihre Vorherrschaft, und ihr Reichtum wuchs. Man begnügte sich nicht mehr, dem Gankan Waffen und Geräte als Kalompowan zu widmen, sondern wies ihm Früchte, Felder, Fischweiher zu; ja, in Boni soll sogar eine Stuterei für ihn bestanden haben, und schließlich erhielt er selbst Sklaven. In der Thatsache aber, daß der Gankan gemeinsames Eigentum der Dorfgenossen und ihrer Zweigniederlassungen ist, liegt auch zugleich die Beschränkung der Macht seines Hüters, der von den Dorfhäuptlingen gewählt wird und mit der aus diesen bestehenden Ratsversammlung gemeinsam regiert.

Auch dieser rohere Amulettglaube nimmt unter den fremden Kultureinflüssen im Westen des Archipels eine verfeinerte Gestalt an. Die Wurzeln und Steine werden vernachlässigt zu gunsten von Reliquien, überlieferten Besitztümern und Koransprüchen. Zwar dient auch hier diesem Zwecke alles, „was schon den Beweis seiner Kraft gegeben hat, oder an dessen Wirkung man glaubt". Am besten sind Reliquien. Besonders geachtet sind die Barang Pusakas, Gegenstände verschiedener Art, z. B. Waffen, Kleinodien, besonders auch Edelsteine von besonderer Farbe, wie die von den Voreltern herstammenden, als Diamantenseelen bezeichneten grauen Diamanten von Martapura, besonders wenn sie früher schon einem ähnlichen Zwecke gedient haben. Alte Steinbeile gelten als „Donnerzähne", werden als männliche und weibliche unterschieden und für sehr zauberkräftig gehalten. Koransprüche, auf Papier geschrieben (Tsim), sind sehr gut, nicht nur um gegen Geister zu schützen, sondern auch um glücklich zu machen. Man rollt sie zusammen und trägt sie auf dem Kopfe oder am Körper. Andre Sprüche, Djampe-rapal, dienen einem ganz bestimmten Zwecke, z. B. gegen Feuer oder Wasser zu schützen, schnell Reichtum zu verschaffen 2c. Das Haus schützt man gegen böse Einflüsse durch einen Tumbal, indem man einen Spruch, den Namen Gottes, des Propheten und seiner vier Jünger an ein Haus schreibt; demselben Zwecke dienen auch verschiedene auf vorgeschriebene Weise zubereitete Zaubermittel, welche man über seiner Thür aufhängt. Kleine Modellchen von Häusern, oft mit einer Schlange in der Thür, gelten bei den Dajaken als Medizin; ebenso hölzerne Krokodilbilder, die sich zu gleichem Zwecke neben mancherlei andern Tierbildern (s. Abbildung, S. 473) auch bei den Igorroten und Ginanen Luzons finden. Auf Halmahera ist dem Gotte ein Häuschen mit Stühlchen und Tischchen, eine Prau und andres Gerät oder Mobiliar zur Verfügung gestellt.

Die einfache **Zauberei** malayischer Naturvölker hat einen wissenschaftlichen Charakter in der „Ngilmu" angenommen. Wer bei den Javanen ein Napal besitzt, kann nur einzelne bestimmte Aufgaben der Zauberei lösen, während die Ngilmu ihm eine Waffe unbeschränkten Könnens in die Hand gibt. Ngilmu ist die Sternkunst, die Kunst der Liebestränke, des Reichwerdens 2c. und verhält sich zum Napal wie Wissenschaft zum Handwerk. Ngilmu ist die Theorie, Napal die Anwendung. Treffend sagt Veth, daß kein Volk der Welt die Wissenschaft höher schätze und mit mehr Eifer ihr nachjage als die Javanen. Ngilmu ist im allgemeinen die Kunst, straflos zu stehlen. Napal würde aber z. B. genannt werden, wenn ein gewöhnlicher Dieb in einem bestimmten Falle die Bewohner des Hauses, das er bestehlen will, durch bestimmte magische Handlungen, Worte 2c. einschläferte. Der Ngilmu-Besitzer muß auch diese Kunst verstehen, aber sein Wissen und Können geht weit darüber hinaus. Dabei hat sein Publikum die vortreffliche Eigenschaft, sich durch Mißlingen nicht entmutigen zu lassen. Hilft ein Napal nicht, so ist es Trug, und er wird weggeworfen, die Ngilmu aber bleibt gleich wertvoll. Die Wirkung einer Ngilmu ist oft in ihrer Schärfe fast komisch, wie eine Angabe **Metzgers** beweisen mag: Zwei Leute streiten miteinander, sie scheinen einander gewachsen zu sein, plötzlich wendet sich der eine zur Flucht, ohne daß die Zuschauer einen besondern äußern Grund bemerken können; doch da fällt es ihnen ein: der eine besitzt die Ngilmu bâlâ sewu, hat den Napal ausgesprochen, und der Gegner läuft weg. Die Ngilmu umfaßt auch viele mohammedanische und Hinduwissenschaften, und gerade die höchste von allen ist dem Koran entnommen. Derjenige besitzt sie, welcher sagen kann, warum der Atem Atem heißt, wie er bei Tage und bei Nacht heißt, wie er bei dem Ausatmen und bei dem Einatmen heißt, wohin er bei dem Tode geht, und wo er dann bleibt. Nun heißt es zwar bei den mohammedanischen Priestern, Allah habe dieses Geheimnis dem Propheten mitgeteilt, aber unter dem Verbot, es niederzuschreiben, und man habe es daher immer noch nicht aufspüren können. Aber allgemein wird dies nicht angenommen. Ein gebildeter Eingeborner, Raden Mas Adipati Ario Tjondro Negoro, sagt in seinen Bemerkungen über Veths „Java": Diese Ngilmu wird im Koran in Bildersprache und sinnbildlichen Erzählungen sehr verdeckt in kleinen Abschnitten beschrieben, doch so, daß sie den Profanen sehr unverständlich ist. Die Widersprüche in einzelnen Erzählungen des Korans dienen der Ngilmu nur als Schleier. Der Grund, warum sie nur einzelnen sehr vertrauten Personen gelehrt wird, wird abgeleitet von der Furcht, daß aus derselben, wenn sie allen gelehrt würde, viel Mißverständnisse entstehen und viele Unannehmlichkeiten die Folge sein könnten. Die Tempel würden verfallen, und die Macht der Fürsten sehr geschwächt werden 2c. Wenn ein Guru, ein Lehrer, von seinem Obersten ermächtigt wird, diese Ngilmu einer andern Person zu lehren, so wird gleichzeitig bestimmt, daß diese Mitteilung nur an sehr vertraute Personen geschehen darf, die sie nicht andern, nicht einmal ihren Frauen und Kindern lehren dürfen. Eine solche Erlaubnis darf sich nur über vier sehr vertraute Personen erstrecken und zwar in Nachahmung des Beispieles Mohammeds, welcher seine Lehre nur vier Aposteln mitteilte, denen er die Erlaubnis gab, dieselbe andern zu lehren. Gewöhnlich wird diese Ngilmu nur Personen mitgeteilt, welche das vierzigste Jahr erreicht haben.

Die **Götterlehre** der malayischen Völker ist weder so reich entwickelt, noch tritt sie uns so deutlich entgegen wie ihre Geister- und Gespensterlehre. Es ist eine allgemeine Wahrheit, welche **Warneck** in seinem „Nacht und Morgen auf Sumatra" ausspricht, daß die Obergötter, die Götterdreiheit Bataragura, Soripada und Mangalabulan, nur in der Theorie existieren, daß sie sich zurückgezogen haben, und daß die Batta in der Praxis es nur noch mit den Geistern zu thun haben. Nur dort treten sie deutlicher hervor, wo der Glaube sich veranlaßt sieht, ihnen Funktionen beizulegen, die über diejenigen der Geister hinausgehen,

oder wo die Gedanken noch dann und wann zu den kosmogonischen Problemen sich zurückgelenkt finden, oder endlich in Nöten, denen die ganze Schar der Einzelgeister nicht mehr gewachsen ist. Wir haben das Zeugnis eines Kenners der Batta, wie Schreiber, daß man hier in einzelnen Fällen, namentlich bei besonders wichtigen und das ganze Volk betreffenden Angelegenheiten, sich sogar noch zu einem Gebete zu dem höchsten Gotte, dem Schöpfer des Alls, verstieg, welches selbst die christlichen Missionare durch seine Innigkeit und innere Wahrheit wohlthuend berührte. Auch bei schweren Eiden kommt der Name des Höchsten vor. Der Islam hat diese Verhältnisse nicht sehr tief umgestaltet. Riedel gibt aus der äußerlich dem Islam gewonnenen Landschaft Holontalo eine Schilderung, welche für die Verbreitung der religiösen Ideen in vielen Gebieten des Archipels typisch genannt werden darf: Die herrschende Religion ist die mohammedanische, die nach den alten heidnischen Gebräuchen und Gewohnheiten sich regelt. Dem angeerbten Aberglauben und der Vergöttlichung der Naturkräfte bleibt aber noch stets ein großer Einfluß. Tief im Binnenlande trifft man alte Leute, die im Verborgenen dem Fetischismus anhängen. Einige sind Häupter einer Art von Heliolatrie und sehen in der Sonne und dem Monde das männliche und weibliche Lebensprinzip; andre nennen La (Allah?), was soviel wie Oberherr bedeutet, die höchste Macht; doch scheint dieser Gottesbegriff nicht zu voller Entwickelung gekommen zu sein.

Häufig werden die Schutzgeister einfach zurückgekehrte Seelen von Helden oder sonstigen Ahnen genannt. Wenn nun, wie z. B. von Timorlaut berichtet wird, jedes Dorf seinen Schutzgeist in Form einer Holzfigur menschlicher Gestalt verehrt, die auf dem Dorfplatze aufgerichtet ist, so liegt die Antropotheogonie offen. Übrigens ist in historischen Fällen der Prozeß der Gottwerdung oft deutlich genug zu erkennen. Auf welche Art große Wohlthäter von kindlichen Völkern in Heroen und Halbgötter verwandelt werden, darüber konnte Wallace Belege bei den Dajaken sammeln. Sir James Brooke hatte sie von den Bedrückungen der Malayen erlöst, und für allen Segen begehrte der Radscha nichts für sich. Was konnte ihn zu solchen Handlungen bewegen, wenn er nicht mehr war als ein gemeiner Mensch? Wallace wurde daher in abgelegenen Dörfern, welche nur die Wohlthaten des Herrschers empfunden, nicht ihn selbst gesehen hatten, mit den Fragen bestürmt, ob Brooke so alt sei wie die Berge, und ob er nicht die Toten wieder zum Leben erwecken könne. Die dynastische Sage von Kutei auf Borneo, wie van Dewall sie mitteilt, bietet ein gutes Beispiel fortwirkender Mythenbildung: Panggawa Besur von Kutei hatte zahlreiche Kinder und Enkel und wünschte, daß ein König über sie herrsche. Er bat daher einen der Götter, ihm einen Herrscher als Gatten einer seiner Töchter zu senden, worauf Radscha Dewa Gong Saktieh herabkam und die Dynastie von Kutei gründete. Den Islam brachte dann ein Araber ins Land, der auf einem Fische geritten kam.

Das höchste Wesen ist dem Volke so fern, daß ihm dieses kaum einen Namen zu geben weiß. Man sieht daher, wie leicht ein niedrigerer oder fremder Gott in die fast leere Stelle sich erheben konnte. So ist der Gehilfe und Vollender der Schöpfung, Bataru Guru der Javanen, in diese Lücke getreten, so überall, wo der Islam sich ausgebreitet hat, ein Gott mohammedanischer Färbung. Die Maanjan Borneos nennen das höchste Wesen, von dem sie nur Gutes erwarten, und das sie darum nicht fürchten, Alhatalla; ein Name, in welchem islamitischer Ursprung unverkennbar ist. Der unsichtbare höchste Gott und Weltschöpfer Pirman bei den Benua scheint halb indischen, halb mohammedanischen Ursprunges zu sein. Auf ersteres deutet der Umstand, daß Wischnu im südlichen Indien den Namen Pirmál führt, auf letzteres die Verbindung, in welche das Wort Allah bisweilen von den Benua mit dem Namen ihres Gottes Pirman gebracht wird. Ein großer Teil derselben nennt Gott Tuhan Allah; in einigen Zauberformeln der Mintira wird sogar Mohammed angerufen, und in den beim Landbaue gebräuchlichen Gebetsformeln derselben findet sich, obwohl

sie im wesentlichen nicht malayischen Ursprunges zu sein scheinen, das Wort Smillahi, d. h. Bismillah. Unerklärt ist der Name Lubulangi, den die Niasser, ferner Kabiga, den die Ilamut, und Malyari, den die Zambalen ihrem höchsten Wesen beilegen. Ein Kabigat erscheint bei den Ifugao von Luzon als Sohn des obersten Gottes Kabunian, bei den Igorroten Kabuniang genannt, dessen Töchter Buingan und Dauungen heißen. Aus Zwischenheiraten dieser aller ging die Menschheit hervor. Sehr allgemein sind die Bezeichnungen Johu ma di hutu, Herr dort oben, wie sie in Halmahera, und Jo ma butu, wie sie in Tabello vorkommen. Dem letztern wird, ein Merkmal weiterer Abstraktion, Geschlechtslosigkeit beigelegt, und die Gläubigen heben besonders hervor, daß seine große Entfernung ihn hindere, Gebete zu erhören. Anderseits tritt bei einigen tagalischen Stämmen Luzons eine Göttin Bugan oder Bujan als Tochter des höchsten Götterpaares oder als Gattin des obersten Gottes auf, wie denn auch in andern Angaben der oberste Gott als beweibt erscheint. Die Catalanganen kennen sogar zwei oberste Götterpaare. Der halmaherische Gott wird dagegen in einigen Aufzeichnungen als Einzelwesen angegeben. Er lehrte den Weisen, Gusongs, die seine Gesandten genannt werden, Gesetze; die Gusongs lehrten sie wieder Schülern, Gomatirs, worauf sie verschwanden. Bei den Dajaken kommt ein höchster Gott, Tupa, vor, der im Himmel wohnt, Blitz und Donner regiert, aber nicht angebetet wird, ein andrer, Sangiang Assai, der ein Weib in einen weißen Fels verwandelt.

Auch ein zweiter Gott, Batara Guru, den wir schon erwähnten, tritt ausnahmsweise in hindu-javanischen Inschriften mit allen Attributen eines geistig höchst gedachten Wesens, eines allmächtigen, allwissenden, allgütigen Gottes hervor, als Spender vor allem der vorzüglichsten Gaben des Geistes und Herzens. Dieses Überragen seiner Stellung durchbricht nie den polytheistischen Grundcharakter, doch treten die andern Götter, die Dewas, ganz hinter ihm zurück. Es erscheinen als die wichtigsten Götter Surya, die Sonne, und Kalamerta, Gott oder Göttin der Fruchtbarkeit und zugleich des Todes. Die speziellern Attribute, vor allen die Stellung als Gott der Büßer, die Aussage, daß er im verheerenden Sturme auf der Erde erscheint, daß er mit Feuer kämpft, lassen seine Ähnlichkeit mit dem Siwa des Hinduglaubens hervortreten, und ohne Zweifel ist er dessen javanische Umformung, in welcher aber alle seine zerstörenden und leidenschaftlichen Thaten und Neigungen ausgelöscht oder bis zum Unmerklichen abgeschwächt sind. Er behält daher auch in andern Zeugnissen des javanischen Hinduismus keineswegs diese hohe Stellung, sondern tritt hinter jenem fernen Allgott zurück, aber doch nicht so weit wie das polytheistische Göttergewimmel, sondern in eine neue vermittelnde Stellung, in der seine Hauptfunktion ist, die begonnene Schöpfung zu vollenden, den einzelnen Göttern ihre Stelle anzuweisen und sie sowie die Erde mit allem, was auf ihr ist, zu regieren. In dieser Stellung vereinigt er zwei Funktionen oder Würden in sich: er ist Ahnherr der niederern Götter und der Menschen. Bei einigen Stämmen fallen beide besondern Göttern zu, und so unterscheiden denn die Dajaken Südborneos Mahadara Sangen als Ahnherrn der Götter und Mahadara Singsang als Ahnherrn der Menschen und lassen die Dämonen neben ihnen direkt vom Höchsten abstammen. Unklar wird aber diese Stellung dort, wo die Schöpfung, auch die der Menschen, ganz vom obersten Herrn in die Hand genommen ist, wie in dem bereits erwähnten Falle der Orang Benua, von denen als der Schöpfer und Regierer der Welt Pirman angesehen wird, der unsichtbar oberhalb des Himmels wohnt. Er zerbrach einst die Haut, von welcher die Erde umschlossen war, so daß sich infolge davon aus der Tiefe die mächtigen Berge erhoben, welche nun den Bau der Erde zusammenhalten; darauf setzte er das erste Menschenpaar in eine Prau, die nun längere Zeit auf dem Wasser umherschwimmen mußte. Zwischen Pirman und den Menschen in der Mitte stehen die Djins, als ihr mächtigster der Erdgeist Djin Bumi, welcher die Krankheiten sendet und am Leben der Menschen zehrt. Ihm untergeordnet sind die Geister

(Hantus) der verschiedenen Arten von Bäumen, der Flüsse, Berge u. s. f. Der genealogische Zusammenhang zwischen diesen und Pirman ist indessen nicht näher bezeichnet, während es sonst gerade als ein großes Merkmal der malayischen Abwandlungen hinduischer mythologischer Gestalten bezeichnet wird, daß die genealogischen Beziehungen so vorwaltend betont werden. Wird doch Batara Guru selbst zuletzt Vater der Götter.

Neuere Untersuchungen haben sowohl die siwaitische Grundlage dieser Göttergestalt als auch ihren Anklang an Buddha anerkannt, dabei aber doch an dem malayischen Grundcharakter festgehalten, der in der Stellung als Weltschöpfer und -Erhalter an der Spitze weniger hoher Götter, in der unbestimmten und doch persönlichen Natur sich kundgibt. Zwar ist es nicht leicht, aus dieser Götterumgebung das einheimische Element herauszusondern, denn offenbar hat es erst der brahmanische und dann der buddhistische Glaube mit feinsten Fasern durchsponnen. Aber es nehmen doch immer die importierten Götter einen gewissen nationalen Charakter an, der selbst dort nicht zu übersehen ist, wo die indischen Spuren noch ziemlich klar sind. Auf Sumatra wird neben Batara Guru (Vater des Menschengeschlechtes) der Gott Sorie Pada (in der Luft) und der Gott der Erde verehrt. Die von der Schlange Nagapadoha getragene Erde wurde von dieser bei der Ermüdung abgeworfen und versank ins Wasser. Dann stieg Pouta Orla Boulang, Tochter Batara Gurus (von einem Hunde begleitet), auf einer weißen Eule vom Himmel herab, und damit sie auf dem Wasser einen Ruhepunkt fände, ließ Batara Guru den Berg Bakarra herabfallen, an dem sich die Erde festsetzte, worauf der des Fliegens kundige Layand Mandi, Sohn Batara Gurus, die Hände und Füße Nagapadohas festband, damit die Erde nicht aufs neue abgeschüttelt würde; auf dieser so gefestigten Erde gebar dann erst Pouta Orla Boulang drei Knaben und drei Mädchen als Vorfahren des Menschen.

Unter den Namen Kaloë, Kaluë, Kloä und ähnlichen tritt bei den verschiedensten Stämmen Borneos eine **Göttin** auf, die in der Unterwelt wohnt und bald die Ernten oder überhaupt Pflanzen beschützt, bald für Schwangere und Neugeborne von unheilvoller Bedeutung zu werden vermag, so daß jene ihr Reiskörner zum Opfer auf die Erde streuen. Man hat sie daher bald mit der Proserpina, bald mit der Lucinia des Altertumes verglichen. **Uhle** hat auf eine Inschrift von Surabaja aufmerksam gemacht, in welcher Kalamerta, der Sohn eines Dewata, als der über das Ackergerät gesetzte Gott bezeichnet wird; ihm habe aber Batara Guru zugleich die Macht gegeben, Sünder zu verderben. Derselbe weist darauf hin, daß im Namen und in der Bedeutung eine Beziehung zu der Kali der Hindu zu erkennen sei, welche als Umwandlungsform der Parvati, der Gattin Siwas, der Göttin der Unterwelt und zugleich der Göttin der Fruchtbarkeit, erscheint. Auch mit verändertem Namen behält sie die weibliche Natur. Die Javanen legen der Beschützerin der Reisfelder, Nij Seri, Speise- und Trankopfer in eigens errichteten Opferhäuschen vor und fügen dazu sogar Spiegel, Kamm und wohlriechendes Öl, da die Göttertochter im Geruche der Eitelkeit steht. Endlich veranstalten ihr zu Gefallen die Igorroten eigne Schädeljagden. Die Verbindung der Reinigungs- oder Sühnfeste mit den Erntegebräuchen macht den Eindruck, als sollten die zur Förderung des Wachstumes aus der Tiefe gerufenen Kräfte nun wieder versöhnt in die Unterwelt zurückgesandt werden. Auf Halmahera wird das Reinigungsfest zur Gesundheit, Mufum genannt, am Ende des Erntefestes gefeiert, welches hauptsächlich bestimmt ist, Krankheiten fern zu halten. Wir dürfen hierbei wohl an das S. 317 aus dem polynesischen Mythenkreise Mitgeteilte erinnern.

Auch der **Kriegsgott** wird mit Pflanzen in Verbindung gebracht. In Halmahera begibt sich der Älteste, der Mahimo, in den Wald zu einem Baume, in den ein Loch eingebohrt ist, und fordert den Geist des Baumes auf, sich auf einen vorgehaltenen Tragsessel zu begeben, wo ihm Essen geboten wird, während die Begleiter den Kriegstanz aufführen. Ähnlich

holt in Ceram vor dem Kriege eine Prozession den „Geist des heiligen Baumes" aus dem Walde und trägt nach Beendigung des Krieges ihn feierlich wieder zurück. Auch hierzu fehlt es nicht an polynesischen Parallelen (vgl. S. 317).

Weit ragt über die gewöhnlichen Geister hinaus der weibliche Geist des Ozeanes, in Java als jungfräuliche Fürstin der Südküste Njai oder Natul Loro Kidul genannt. Ihr Ansehen ist sehr groß, und sie beherrscht nicht bloß das Meer, sondern auch das Land weit hinein, die Klippen und Höhlen. Die Legende läßt sie die Tochter eines Herrschers von Padjadjaran sein, der ihr Vater fluchte, weil sie alle Freier zurückwies. Nach der Südküste Javas verbannt und von schmerzlicher Krankheit ergriffen, flehte sie vergebens die Götter um Hilfe an. Sie betete zuletzt zu Siwa, dem Vertilger; die bösen Geister nahmen sie auf, stürzten sich mit ihr ins Meer, und die Dämonen, welche am Meeresgrunde hausen, erwählten sie zur Königin. Am Lande ist ihr Lieblingsaufenthalt eine Höhle am Upakflusse. Ähnlich wie der Göttin der Reisfelder wurden auch ihr Toilettegegenstände, besonders Spiegel, Kamm und Salböl, zum Gebrauche hingestellt. Ihre Schwester erscheint in der Legende als häßlich, Albino und taubstumm und wird von einer wüsten Insel, wohin sie verbannt war, durch Kaufleute entführt. Auch bei den Batta gibt es Sombaons, welche in großen Gewässern, Seen, leben, Sombaon Laut, d. h. Seegeist, oder mit einem speziellen Namen Naga genannt. Sie stehen im Range den höchstens Sombaons gleich, sind also Kinder Gottes, Anak Rebata. Ein Pärchen dieser Nagas bewohnt den Tobahsee und wird von allen Anwohnern desselben hoch verehrt. Sie heißen Saniang Naga Chorsik und Boru Saniang Naga. Der erstere, der männliche Geist, wohnt ganz nahe dem Gestade, der letztere, der weibliche Geist, in einem großen, trocknen steinernen Hause in der Tiefe der Seemitte. Auch ihnen werden Feste gefeiert und Opfer dargebracht.

Sonne und Mond erscheinen selbst in den unklarsten Berichten als große Götter, die übrigen Gestirne als ihre Nachkommen. So bei den Igorroten, von deren Religion, abgesehen vom Seelenkulte, wir sonst so wenig wissen. Die Negritos werfen beim Schlachten eines Tieres, sei es zum Speisen oder Verkaufen, ein Stück gegen den Himmel, indem sie ausrufen: „Dieses auch dir!" und opfern dem Donner Schweine. Von den Bewohnern der Timorlaut-Inseln wird berichtet, daß sie in die Sonne ihren Hauptgott versetzen, der das männliche Prinzip repräsentiere, während seine weibliche Ergänzung, mit der er sich verbindet, in der Erde liege. Für Mondfinsternis hat man in Batjan das Wort: „Die Schlange hat den Mond gefressen". Die Tempel werden bei Mondfinsternissen geschmückt, und junge Mädchen müssen weinen und klagen, daß der Mond sterbe, während die Umstehenden lachen und scherzen. Auch wird wohl Lärm gemacht, um das Ungeheuer zur Wiederhergabe des verschlungenen Mondes zu veranlassen. Im Monde sieht man einen Baum oder ein Scheinbild Allahs oder auch eine vom Engel Gabriel willkürlich hervorgebrachte Trübung, um den Gegensatz zur Sonne zu vergrößern, denn Sonne und Mond waren ursprünglich von gleichem Lichte. Sternschnuppen heißen „vom Bogen geschossen", der Morgenstern „Zahn des Tages". Im Regenbogen sehen die Mohammedaner einen Streifen vom Mantel Satans, und die Negritos bringen ihm Gebete dar, wie sie dem Donner Opfer bringen. In Ternate glaubt man, der Regenbogen vermehre die Fische.

Die Erdbeben rühren entweder vom Schütteln des Riesenochsen her, auf dessen Hörnern die Erde ruht, oder vom Ringeln der Schlange Naga, die in andrer Verbindung die Mondfinsternis verursacht. Unterirdisches Feuer ist in bösen Geistern verkörpert, denen ein wohlthätiger Vogel, auf Ternate Leo genannt, das Feuer raubt, um es den Menschen zu bringen und seine Flügel zu versengen. Vgl. die polynesischen Vogelmythen, S. 294. Als mächtigster unter den bösen Geistern wird auf Tobaru der unter der Erde lebende Meki gefürchtet.

Mythologische Elemente sind reichlich in den Sagen und vor allen den Dynastensagen vertreten, welche die langen vorgeschichtlichen Zeiträume erfüllen, dann auch in den Tiersagen. Die weltweit verbreitete Sage der Schwanenjungfrauen steht am Fuße des Stammbaumes von Ternate. Eine von sieben geflügelten Schwestern, Himmelsjungfrauen, Skarbas, die, aus der Luft gekommen, in Ternate sich zum Bade niederließen, wurde von einem Prinzen des herrschenden Geschlechtes überrascht und gebar ihm Kinder, die dann in Ternate, Tidor und Batjan herrschten. In einer Variation über dieses Thema heißt es bei Valentyn: Die Könige von Ternate, Tidor und Batjan seien aus Dracheneiern geboren worden. Und dieser Sage entsprechend führte der Sultan von Batjan das Bild seines Drachenahnen. Noch weiter geht eine Sage zurück, welche den ersten Fürsten Lolodas in die Existenz treten läßt bei allgemeiner Stille, im Beginne des frühsten Säuselns des Windes. Aus einem Baumstamme, den gute Geister ans Ufer trieben, entstand er und heißt daher „Aus dem Wasser gekommen“, Aki Malutu. Banaler klingt die Stammessage von Batjan, nach welcher eine von Tidor gefreite, aber wegen mangelnder Jungfräulichkeit auf einem Floße ausgesetzte Prinzessin von Ternate Stammmutter des Fürstengeschlechtes wurde.

Die Seelen gehen nach dem Tode in ein Jenseits, das nach Bock als Seelenstadt mit dem Namen Sabyan von den Dajaken, als Geisterhaus, Soroga oder Sorga, von den Alfuren der östlichen Inseln bezeichnet wird. Der Seele den Weg dahin zu erleichtern, ist der erste Zweck der großen Totenfeste, die einige Tage nach dem Tode gefeiert werden. Was wir über Begräbnis und Ahnenglauben gesagt, gibt Einblicke in die Einzelheiten dieses Vorstellungskreises. Vor allem wird deutlich, daß die Seele nicht an jenes Geisterheim gebunden ist. Ja, ihr dortiger Aufenthalt scheint überhaupt nach manchen Anschauungen beschränkt zu sein. So sagen die Maanjan, es kehre die Seele aus der Seelenstadt auf diese Erde nach sieben Geschlechtern zurück. Hat eine schwangere Frau z. B. Appetit auf eine saure Frucht, so glaubt man, eine solche Seele aus dem Jenseits wolle in sie kehren, um wieder als Mensch geboren zu werden. Ferner glauben die Maanjan, daß das Jenseits der irdischen Welt gleicht, daß sich dort wie hier Berge, Thäler, Ströme und Seen finden, die von verschiedenen Geistern beherrscht werden, und daß es dort einen obersten Gott, Epu genannt, gibt, welcher Macht hat über alle Geister. Den Aufenthalt desselben vermögen sie nicht anzugeben, er herrscht unumschränkt in der unsichtbaren Welt. Es gibt einen guten Geist, Balu Adad mit Namen, der als ein schönes Weib beschrieben wird; seiner Sorge werden am Totenfeste alle Seelen anvertraut, die er dann in das Jenseits geleitet. Die Alfuren des östlichen Archipels glauben, daß die Seele erst den Kakiribo frage, ob sie nach Sorga eingehen dürfe. Der Weg ins Jenseits führt über das Meer, und darum sind die Särge so oft in Kahnform gezimmert oder werden so oft Miniaturkähne neben das Grab gestellt. Doch wird von einigen Stämmen, wie z. B. den Milano Borneos, der Gebrauch des Miniaturschiffes in das Jenseits verlegt, wo es zu einem herrlichen Schooner sich vergrößert. Da auf dem Seelenwege ins Jenseits nicht die Gefahren fehlen, welche überall den Eintritt ins Paradies erschweren, werden dem Manne Waffen und, wenn er ein Vornehmer, ein Gefolge von Sklaven mitgegeben oder nachgesandt. Auch darf es nicht an Mitteln zur Bestechung fehlen. Mitten auf dem schmalen dorthin führenden Pfade steht ein großer, wilder Hund, Maweang genannt, und wehe dem, der nicht mit einer kleinen Telak-Perle versehen ist, um ihn damit zu besänftigen! Zu diesem Behufe wird der Leiche eine solche Perle auf den rechten Arm gelegt. Auf Halmahera aber gibt man nur der Leiche des Weibes Zeug mit, um auf dem Wege Nahrung dafür einzutauschen, während man glaubt, daß der Mann sich alles schon selbst verschaffen werde.

Zwei Orte gibt es nach dem Glauben der Igorroten, wohin ihre Seelen nach dem Tode wandern. Für diejenigen, welche eines natürlichen Todes sterben, liegt dieser Ort

auf der Erde selbst und zwar gegen Norden hin; sie nennen ihn Cadungayan. Hier wohnen die Seelen der Verstorbenen vereint in einem Walde von gewissen Bäumen, welche, wenn sie auch bei Tage sich in dieser Gestalt präsentieren, beim Einbruche der Dunkelheit sich in Hütten verwandeln, die jenen der lebenden Igorroten ähnlich sind. Die Igorroten versichern, daß jene Seelen Gärten, bepflanzt mit Camote und andern Vegetabilien, besitzen, und daß sie ihre Nahrung aus den Seelen und andern unsichtbaren Bestandteilen der Tiere, aus Reis und denjenigen Opfergaben ziehen, welche ihnen die überlebenden Verwandten darbieten. Daher fällt man auch in Nordborneo für jeden Toten einige Sagobäume zum Gebrauche im Jenseits. Ebenso dient nach dortigem Glauben diesen Seelen der Wein, den die Lebenden trinken, zu ihrer Labung. Diejenigen, welche ohne irgend einen zwingenden Grund rauben und morden, werden dort gestraft, wenn sie ohne Buße gestorben sind, und zwar besteht ihre Strafe darin, daß sie von irgend einer andern Seele mit der Lanze durchbohrt werden. Die Seelen aber aller derjenigen, welche durch einen Lanzenstich oder sonst auf irgend eine gewaltsame Weise ihr Leben verloren haben, sowie die jener Frauen, welche während oder infolge der Entbindung gestorben sind, gelangen an einen bevorzugten Ort, den sie ihnen am Himmel oder an dem Wohnsitze der Götter anweisen. Diesen Glauben begründen sie mit folgender Erzählung: Der Herr der Sonne, Namens Mananahajut, gebot einst gewissen Igorroten, einen andern zu töten. Später erbarmte sich Mananahajut des Toten und schickte seine Gattin Bugan zu ihm, um ihn mit Geschenken und Angebinden einzuladen, in den Himmel aufzusteigen. Aber die Seele des Getöteten weigerte sich, ihr zu folgen, da ihm das Gewand, womit sie bekleidet war, sehr sonderbar vorkam. Die Gemahlin des Mananahajut legte nun ihre Kleidung ab, so daß sie vollständig nackt vor dem Ermordeten dastand; sie liebkoste den Toten von neuem und versprach, ihm alle erdenklichen Wonnen im Himmel zu gewähren. Dadurch gewonnen, erhob sich der Igorrot und folgte ihr; Mananahajut nahm ihn freundlich auf und gab ihm große Schmausereien, Feste und Tänze.

Die Madagassen lassen ihre Seelen bald in die Luft, bald auf einen Berg im Betsileolande gehen, welcher Ambondrombe genannt wird und mit seinem wolkenverhüllten Gipfel und dem Brausen der Stürme in seinen Thälern längst die Furcht der Umwohner erregt hat. In der Sprache des Volkes sind Anklänge an Vorstellungen eines „bessern" Jenseits vorhanden, so wenn man von Toten sagt, daß sie Noby Mandry, d. h. buchstäblich „zur Ruhe gegangen", sind. Ja, es war bei den Hova sogar für Gestorbensein der Ausdruck üblich Lasanko Andriamanitra, d. h. zum Gott geworden. Wie sie sich aber den Wohnsitz dieser Seelen und Seelengötter einzeln darstellten, ist nicht klar.

Das Zusammentreffen indischer, chinesischer und vor allem mohammedanischer Religionsideen mit der angestammten Religion dieses Volkes hat nicht klärend, sondern bereichernd und dadurch noch verwirrend auf das Übermaß seines Aberglaubens gewirkt. In den Mythologien des Indischen Archipels, die aus Buddhismus und Brahmanismus verschiedene Elemente aufgenommen haben, zeigen sich allerlei Reminiszenzen an phönizisch-babylonische Vorstellungen aus alter Zeit sowohl als Beziehungen zu den neuerdings aus Polynesien bekannt gewordenen. So wie der alte Seelenkult und die daraus hervorgehende unbeschränkte Naturverehrung selbst in dem am meisten fortgeschrittenen Java neben der fanatischsten Form des Islam, neben den Resten des Brahmaglaubens und der Gegenwart von Hunderttausenden von Buddha-Verehrern sich wenig eingeschränkt erhalten hat, so stehen neben dem rohen Aberglauben die verfeinerten Formen der Astrologie und Nekromantie und alle Zwischenstufen. Dadurch erscheinen uns aber gerade diese fortgeschrittenern Malayen von Java, ebenso wie die Bugi und die Atschinesen, als die abergläubischsten aller Menschen. Anscheinend übertreffen sie hierin ihre weniger gebildeten Rassengenossen von Sumatra oder

Borneo. Sie kennen einerseits eine unzählbare Menge von Geistern, welche die verschiedensten Gestalten haben und das mannigfaltigste Unglück anrichten. Sie deuten die Formen der Berge auf Drachen, Gespenster und dergleichen, glauben an Tiger- und Krokodilmenschen, fürchten den Feigenbaum und vieles andre. Sie haben aber auf der andern Seite zahlreiche raffiniertere Beschwörungs- und Zauberformeln, Amulette, namentlich in Form von kleinen Stücken Papier, die mit Koransprüchen beschrieben sind, vielerlei gute und böse Vorzeichen, Glücks- und Unglückstage. Ja, die verschiedenen Stunden jedes Wochentages gelten als glücklich oder unglücklich für bestimmte Geschäfte. Astrologie und Traumdeutung spielen bei ihnen eine große Rolle; sie haben Leute, welche das Wetter bestimmen zu können vorgeben, glauben an Mittel, um sich unverwundbar zu machen, heilen mit Zauber, glauben sogar Seelen durch das Geplapper und Geklapper der Gurus ins Leben zurückrufen zu können. Öffentlich besuchen sie die Moschee, und heimlich opfern sie den Seelen ihrer Vorfahren oder eines totgebornen Kindes bei einer kleinen dolmenartigen Steinsetzung vor dem Dorfe.

Das **Priestertum** bemißt bei Völkern auf niederer Stufe der Erkenntnis seinen Einfluß immer nach dem Maße des Aberglaubens. Wir dürfen also bei den malayischen Stämmen eine hervorragende Stellung der Priester bestimmt voraussehen, wenn auch die besondere Entwickelung des Glaubens der Malayen, die sich in einer endlosen Zersplitterung gefällt, der äußern Stellung der Priester dadurch Abbruch thut, daß sie keinen konzentrierten Kultus und keine einheitlich gegliederte Hierarchie aufkommen läßt. Gewöhnlich war der Eindruck der malayischen Priester, wenigstens der oberflächliche, kein gewinnender. Der philippinische Mönch, dessen wertvolle Beobachtungen über die Igorroten wir **Blumentritt** verdanken, sagt unverblümt von den „Sehern", einer Art Priester: „Es pflegen dies die tapfersten, durchtriebensten und verlottertsten Kerle ihres Stammes zu sein, welche ihren Einfluß, den sie sich errungen, zur Befriedigung ihres Magens ausbeuten. Als einziges Abzeichen, dessen sie sich bei ihren religiösen Kulthandlungen zu bedienen pflegen, dient ihnen eine Halskette aus Kalmanszähnen oder Eberhauern. Vor diesem Halsschmucke haben die Igorroten eine gewaltige Scheu. Die Zeremonien, welche diese Seher bei ihren Kultakten vornehmen, bestehen in Gesichterschneiden, haarsträubenden Gliederverrenkungen und in der Nachahmung dessen, was sie die Missionare bei kirchlichen Akten vornehmen sahen. So beichtete einmal einer dieser Gaukler einem Mönche, daß er sich vorsichtig, um nicht erkannt zu werden, in die Dörfer der Christen herabgeschlichen und die Kirche besucht hätte, um den Priester während des Gottesdienstes zu beobachten." Nicht günstiger läßt sich **Schreiber** über die Blians und Basirs der Dajaken vernehmen, von denen er sagt, daß sie bei den meisten Stämmen immer notorisch unsittliche Personen seien. Diese Urteile werden bekräftigt durch Thatsachen wie die vor einigen Jahren geschehene Verurteilung eines dajakischen Priesters vor den niederländisch-indischen Gerichten wegen Erpressung zu fünfjährigem Zuchthause, wobei sich herausstellte, daß derselbe gegen eine zu fürchtende Pockenepidemie erst Salzwasser und geschriebene Talismane gegen gute Bezahlung verordnet, dann die armen Dajaken von Ketiur mit wirklichem Pockengifte geimpft und endlich, nachdem die Krankheit natürlich in der heftigsten Form ausgebrochen war, sie aller ihrer Kostbarkeiten unter dem Vorgeben beraubt hatte, daß damit der Antu, der böse Geist, gesühnt werden solle. Er wurde erst entlarvt, als er nicht nur sich weigerte, seinen Raub herauszugeben, sondern die mißhandelte Bevölkerung zwangsweise zum Islam bekehren wollte. Eine andre Gattung schlechter Priester sind Leute, die behaupten, vom Himmel herabgestiegen zu sein, Männer oder Frauen, welche bis auf den heutigen Tag zu großem Einflusse gelangt sind. Sie sind immer politisch gefährlich geworden, wenn sie sich als Fürsten oder Fürstenkinder alter Geschlechter ausgaben und an populäre Sympathien appellierten. So hatte im Jahre

1867 der König von Goa auf Celebes eine ansehnliche Macht gegen einen derartigen Betrüger aufzubieten, der sich dann als entflohener javanischer Zuchthäusler entpuppte.

Das Institut der Priesterinnen ist hoch entwickelt bei manchen Stämmen Borneos und der östlichen Inseln, besonders bei den Dajaken, die es den eigentlichen Malayen mitgeteilt haben. Wir haben bei den Maanjan Südostborneos die Wadians, an deren Spitze eine Ober-Wadian steht, deren Würde sich von der Mutter auf die Tochter vererbt. Dies ist eine reinere Form des Priestertumes als die Blians der eigentlichen Dajaken, welche zugleich feile Dirnen sind. Sie steht näher dem Institute der Walians, wie es auf Celebes ausgebildet ist, oder der Kan-kans von Ternate, wo es meist bejahrte Frauen sind, denen die Priesterwürde nach lange Jahre dauernder Übung zugeteilt wird. Allein so wie der Name ist auch das Wesen dieser geweihten Frauen sehr nahe übereinstimmend. Bei den Maanjan, deren Priestertum uns Grabowsky eingehend geschildert hat, steht es jeder Frau und jedem Mädchen frei, Wadian zu werden. Sie muß dann einer fertigen Wadian Lehrgeld zahlen, um von dieser die Sprüche zu lernen. Bei kleinern Opfern fungieren die Wadians in gewöhnlicher Tracht, nur bei großen Festen wird eine besondere Tracht angelegt. Ein etwa drei Finger breites, mit Flittern benähtes Stirnband ziert den Kopf. Ein Sarong, über dem Busen festgeknüpft, wird durch einen Gürtel festgehalten und läßt die Figur bei den tanzenden Bewegungen gut zur Geltung kommen. An Stirn, Wangen, Nacken, Brust, Waden und Schienbein sind runde Flecke, Kreuze und Striche aus Reismehl aufgetragen, an den Armen tragen die Wadians je zwei armbandartige Schellen, Galangs, die rhythmisch zu den tanzartigen Bewegungen um die Opfer geschüttelt werden. Außerdem tragen jüngere Wadians die lanzettförmigen Blätter eines Nirong genannten Palmetto im Haare, von dem man erzählt, er sei aus der Asche einer verstorbenen Wadian entsprossen. Anderwärts ist der Aufzug einfacher. Auf Celebes z. B. sind die Walians durch kreuzweise über die Brust gebundene Sarongs, durch aneinander geknüpfte farbige Tücher, die sie in der Hand halten, und dadurch unterschieden, daß ihr Haar in einen Knoten nicht an der Seite des Kopfes, sondern am Wirbel geschlungen ist. Die Art der Beschwörung gleicht sich in den weit entlegenen Gebieten. Ekstatische Tänze dieser Frauen, dazu ein Opfer, gewöhnlich ein Huhn, bei Krankenheilungen ein Herausholen der Seele, ein Reinigen und Wiedereinführen derselben sind die Elemente ihres Thuns, für welches sie durch Räucherung mit aromatischen Kräutern unter der Schlafstelle vorbereitet werden. Bei allen Opfern der Maanjan wird ein Huhn mit geopfert, das die fungierende Wadian sich auf den Kopf setzt und damit im Hause umhertanzt. Darauf wird es geschlachtet und zubereitet auf eine kleine, bei Opfern als Teller dienende Matte gelegt. Die Wadian führt indessen weitere Tänze auf, bald sich dem Opfer nähernd, bald weichend, fortwährend Zauberformeln singend. Dann nimmt sie einen Napf mit daran befestigtem brennenden Wachslichte, legt ein Ei und eine Pisangfrucht dazu, stellt sich den Napf auf den Kopf und balanciert damit, bis sie weitertanzend in Ekstase gerät, in welcher sie Dinge aussagt, die Bezug auf die Krankheit haben, auch wohl die Ursachen der Krankheit angibt. Der gute Geist ist nun in sie gefahren, der den bösen aus dem Kranken treibt. Unaufhörlich wird der Kranke während der ganzen Prozedur geknetet und gekniffen und die Trommel mit einem Rotang entsetzlich geschlagen.

Um in Krankheitsfällen die Beschwörung zu verstärken, tanzt in Celebes die Walian nicht auf dem bloßen Boden, sondern auf einem schmalen Balken. Ihre Bewegungen, schreibt ein Beobachter aus Bolaong Magondo in Nordcelebes, sind dabei so heftig, daß man sich über ihre Kraft verwundern muß; der Schweiß läuft in großen Tropfen von ihrem Gesichte. Das Gesicht verzerrt sich und verrät nicht nur die körperliche Anstrengung, sondern auch Verzückung; was es auch sein mag, Ehrfurcht, Angst, Glaube an die Sache, es ist mehr in diesem zitternden Körper als bloße Ermüdung. Sie hält einen Augenblick

an, um auszuruhen, sie stöhnt. Sie scheint nicht mehr die Frau zu sein, die sie kurz vorher war; sie hört nicht mehr auf die Worte, die zu ihr gesagt werden, sie spricht vor sich hin, sie zittert und bebt. Einige Frauen nähern sich, welche ihr Speisen bringen. Wenn sie dieselben annimmt, wird dies Segen über das Haus bringen, in welchem sie ihr angeboten werden; sie scheint dieselben zurückzuweisen, stammelt unzusammenhängende Worte, singt, als wenn es ein Grablied wäre. Die andern Frauen, fünf oder sechs an der Zahl, jede mit etwas anderm in der Hand, fordern sie in gesungenen Worten auf, sich der Speisen zu bedienen. Endlich nimmt sie Sirih von den Frauen an; sie kaut, spuckt, wobei sie sich in acht nimmt, den Balken zu berühren. Sie wird ruhiger, scheint sich zu erholen. Eine jüngere Walian hat den Tanz fortgesetzt, ohne jedoch scheinbar zu einem solchen Grade der Erregung wie ihre Genossin zu kommen. Letztere fährt nun wieder in ihren Handlungen fort, die Erregung erreicht den höchsten Grad, der Teufel ist aus dem Kranken in sie gefahren und bleibt bei ihr, solange sie selbst will. Hierbei kommen Selbstverwundungen an Brust und Gliedern vor. Jetzt wird der Kranke neben dem Balken niedergesetzt; ein Tuch wird über ihn ausgebreitet und seine Seele zurückgerufen. Dazu dienen die Geschenke, die aufgehäuft sind, dazu das Singen, das Geschrei eines Huhnes, das gequält wird, das Streuen von Reis; der Platz, den der Teufel eingenommen hatte, ist ja wieder offen. Vielleicht befindet sich die Seele schon bei den Opfergaben. Die Alte nimmt nun einen Stock, an dem einige Tawaanblätter befestigt sind, und fegt damit in der Gegend umher, wo sie die Seele glaubt, wobei sie fortfährt, zu rufen und zu tanzen. Endlich scheint die Seele in die Tawaanblätter gefahren zu sein; die Walian nähert letztere behutsam dem Kopfe des Kranken; auf einmal wirft die jüngere Walian ein Tuch um die Blätter und hält dieselben gut fest, ein Schrei der Walian ertönt, das Tuch fällt über den Kopf des Kranken, eine letzte Beschwörung, und die Seele ist wieder in ihrer alten Wohnung. Der Kranke wird nun untersucht und entweder für gesund erklärt, oder die Beschwörung fortgesetzt, bis die Seele zurückkommt.

Den allerschlimmsten Geistern kann man nicht bei Tage beikommen, sondern muß die Beschwörung in der Nacht vornehmen und, wenn alle Mittel versagen, sogar auf Kreuzwegen, wo man oft einsam in der Nacht einige Lichte neben einem Körbchen mit Reis, Sirih und Backwerk stehen sieht, was vielleicht damit zusammenhängt, daß diesen Weibern eine nahe Beziehung zum Erdgeiste zugeschrieben wird. Gewöhnlich werden Patienten, die leicht unwohl sind, in größerer Anzahl zusammen kuriert. Breitet sich eine Krankheit so aus, daß man sie auf den weithin waltenden Einfluß des Gifthauches eines bösen Geistes zurückführen muß, so werden allgemeine Sühnevorschriften erlassen. Es dürfen dann in einem Bezirke keine Büffel, Pferde, Ziegen und Hühner getötet werden, kein Bambus, kein Baum gefällt, keine Frucht gepflückt oder eingeerntet werden. Wir haben oben erwähnt, wie man endlich sogar zu Leibes- und Lebensstrafen greift für Verbrechen, welche bis dahin leichter beurteilt worden waren.

Kinder spielen eine gewisse Rolle in religiösen Dingen. Sie wachen auf Halmahera bei dem den guten Geistern aus gefärbtem Reise bereiteten Mahle. Und auf den Schiffen von Timorlaut wartet ein eigens hierzu mitgenommener Knabe den schützenden Fetisch.

Schwer ist es, wie überall in der Religionsgeschichte, echte Begeisterung vom Betruge zu trennen und zu wissen, was frommer und was unfrommer Betrug ist. Das Leben ist derart erfüllt, verkettet und durchdrungen mit Geistern, daß Besessensein eine sehr naheliegende Erscheinung ist. Keine große Thatsache, wie Seuche, Krieg oder Mißwachs, vergeht, ohne daß Menschenzungen von Geistern zu Prophezeiungen in Bewegung gesetzt werden. Als im Jahre 1875 die Cholera in Bangkala herrschte, wütete sie am heftigsten zu Palingu und Garasikang. Eines Tages wurde bekannt, daß eine Frau zu Palingu der Bevölkerung kundgethan habe, der Geist des großen Upu, des Regenten von Saleier, sei in sie

gefahren, und eine andre erklärte gar, vom Geiste des großen Opferberges Karebossi besessen zu sein; beide kleideten sich wie Männer, trugen ein Kopftuch, waren mit einem Krise bewaffnet, und beide behaupteten, die Cholera beschwören zu können und zwar durch Umzüge in den Dörfern und das Murmeln von Zaubersprüchen. Die Menge glaubte an die Gewalt dieser Frauen, machte ihnen Besuche und natürlich gleichzeitig Geschenke an Geld, Eßwaren, Sirih ꝛc. und rief ihre Hilfe gegen die Cholera an. Auch die erwähnten „vom Himmel Gekommenen“ zeigen sich bei solchen Gelegenheiten, sind aber in der Regel einfache Betrüger. Am häufigsten sind aber dann die Träume, in denen einem Auserwählten ein Mittel gegen die Krankheit, zur Abhilfe des Mißwachses ꝛc. gezeigt wird.

Die Vielartigkeit malayischer Gottesverehrung hat eine Konzentration auf bestimmte Kultusstätten nicht eintreten lassen, so daß man keine eigentlichen Tempel, wohl aber zahlreiche heilige Stätten findet, die immer auch Opferstätten sind. So haben bei den Makassaren und Bugi die Stammesheiligtümer ein eignes Häuschen neben einem besondern Opferhäuschen. Auf Halmahera, Tidor, Ternate heißt das Häuschen, wo die Speiseopfer gebracht werden, Kakiroba, Häuschen der Geister, und steht neben dem Rathause. Womöglich ist seine Lage so, daß es den Eingang ins Dorf beherrscht und dadurch die bösen Geister gleich abschreckt. In den Dörfern Sahus gibt es vier Geisterhäuschen, für Männergeister, für Weibergeister, ein gemeinsames und ein für den Wahrsageschlaf des Priesters bestimmtes. Bei den Maanjan findet man in jedem Hause ein dem Donnergotte geweihtes kleines Häuschen, Lewu nanju genannt. Die Einzelnen bewahren glaubenerweckende Seltsamkeiten, irgend ein merkwürdig geformtes Objekt, Stein, Wurzel, Aststück, in einem Miniaturhäuschen, haben dem entsprechend auch besondere Schädelhäuschen, welche, wie wir gesehen, bei den Formosanern sich zu Opferstätten erweitern, denen man noch am ehesten den Namen Tempel beilegen könnte. Opferhäuschen werden neben großen Bäumen, Felsen, an Höhleneingängen errichtet. Im Grunde ist auch jedes Grab eine Verehrungsstätte, besonders solange es frisch ist. Und endlich breitet sich die Verehrung auf Örtlichkeiten, ganze Gegenden aus, die von besondern Geistern bewohnt gedacht werden, auf dunkle Wälder, unzugängliche Sümpfe, einzelne dicht bewaldete Berge, Grabstätten ꝛc. Viele Dinge überhaupt sind heilig, dürfen deshalb, wenn sie bösen Geistern heilig sind, nicht gebraucht, wenn sie guten heilig sind, nicht beleidigt werden: sie sind padi oder pali, d. h. unerlaubt.

Durch fremden Einfluß sind im Malayischen Archipel Tempel errichtet worden, deren Großartigkeit die Nachwelt in Erstaunen setzt; aber sie sind schon heute vergessen und verfallen. Der Islam hat es bei weitem nicht zu so großartigen Tempelbauten gebracht. Die Notiz Riedels in seiner Beschreibung von Holontalo: „In den Hauptorten findet man einige ärmliche Moscheen“, gilt für fast alle mohammedanischen Gegenden des Archipels. Die Missigit, wie die Malayen und Javanen die Moscheen nennen, sind im Äußern wie im Innern höchst einfach, in den meisten Fällen sind sie von Holz gezimmert und die Dächer mit Schilf bedeckt. Ihre Dächer sind spitz; hier und da sieht man auch drei, vier und fünf turmartig übereinander. Der Turm, Minaret oder Meinara, von welchem herab durch die Katiebs, die Priester, die Stunde des Gebetes verkündet wird, wird höchst selten angetroffen; eine Art Trommel dient dazu, um die Gläubigen zu mahnen, daß die Zeit nahe ist, um sich entweder in oder außer dem Tempel im Staube niederzuwerfen. Überall findet man beim Eingange zur Missigit große Wassertöpfe oder Eimer, um den Gläubigen Gelegenheit zu geben, die gebräuchlichen Waschungen oder Reinigungen verrichten zu können, und im Innern des Baues fällt eine Nische in der westlichen Ecke auf, welche die Richtung Mekkas und die Gebetsrichtung andeutet.

# IV. Madagassen.

## 22. Lage und Natur Madagaskars[1].

„Die Insel Madagaskar liegt zwar unter einem heißen Himmelsstriche, aber dennoch besitzt sie dieselben Jahreszeiten wie mildere Himmelsgegenden." Freſſange.

Inhalt: Lage der Insel. — Hachland. — Flußarmut. — Klima. — Eigne Nutzpflanzen. — Tierwelt.

Madagaskar, mit gegen 600,000 qkm Oberfläche, 1600 km Länge und 560 km größter Breite eine der größten unter den bewohnbaren Inseln, in glücklichem Klima gelegen, mit Pflanzen und Tieren reich versehen, in Bodengestaltung und Bewässerung mannigfaltig und wohl ausgestattet, hat Raum und Mittel, ein eignes Völkergebiet zu sein, zumal es durch beträchtliche Meeresstrecken von den nächsten Ländern abgesondert und also in jeder Beziehung zu selbständiger Existenz befähigt ist. Madagaskar ist 50 geogr. Meilen von der Küste Ostafrikas und 90 von Bourbon, der nächsten größern Insel, entlegen; 270 geogr. Meilen trennen es von Arabien, etwa ebensoviel von Indien. Die Beschaffenheit des Meeres, das Madagaskar umflutet, vermehrt die Isolierung im Süden und Westen, wo ein südwärts gehender Meeresstrom, der zu den raschest fließenden gehört, seine Wellen vorbeiwälzt. An der Ost- und Nordküste aber ist das Meer das ruhige Wasser des Indischen Ozeanes, über welchem der regelmäßige Wechsel der Monsune von seltenen, aber verheerenden Wirbelstürmen durchbrochen wird. Die besten Häfen liegen im Nordwesten.

Madagaskar ist vorwiegend Hochland, und zwar nehmen Hochebenen und Gebirge den größten Teil des Innern ein. Nicht mit Unrecht haben schon ältere französische Beschreiber die Insel wegen dieser Bodengestalt mit Südafrika verglichen. Die höhern Berge in der zentralen Gebirgsregion dürften die Höhe von 2000 m häufig erreichen. Genaue Messungen liegen nicht vor. Sibree gibt zu „etwas unter 9000 engl. Fuß" die höchsten Gipfel der Insel in den Ankaratrabergen an. Thätige Vulkane fehlen, heiße Quellen und Erdbeben sind ihre Reste. Den vorwaltenden Kern bildet ein welliges bis gebirgiges Plateau aus kristallinischen Gesteinen, welchem nur in beschränkter Ausdehnung längs der Küsten des Ostens und Nordens Tiefländer vorgelagert sind, während Hügel- und Tiefland in größerer Ausdehnung den Westen und den Süden südlich vom 23.° südlicher Breite erfüllt. Den größten Teil der Insel nehmen daher Hochländer und Stufenländer ein, und es springt diese Thatsache nicht nur im wirtschaftlichen, sondern auch im politischen Leben der Insel als die bedeutsamste hervor. Erinnern wir uns, daß Sibree, einer der besten Kenner

[1] Nur die Hava, die sich selbst Malagasi im Gegensatze zu den andern Stämmen der Insel nennen, kennen den Namen Madagaskara. Die Bewohner der umliegenden Inseln nennen Madagaskar Tani-Be, d. h. graßes Land, die Suaheli Bukini. Der Name Madeigascar findet sich zuerst bei Marca Palo, der auch die Handelsbeziehungen der Chinesen mit dieser Insel zu bestätigen scheint, welche man auf eine Stelle bei Edrisi hin angenammen hatte, indem man die Insel Zaledj für Madagaskar nahm.

Madagaskars, meint, es habe das kühlere, stärkende Klima des Hova-Landes viel dazu beigetragen, das Volk zu dem zu machen, was es heute ist.

Die Küstenregion ist im allgemeinen die fruchtbarste, aber auch die ungesundeste. Es ist vor allem die Region des Reisbaues. Nach Durchschreitung des schmalen Waldsaumes, der sich fast allenthalben am flachern Strande hinzieht, gelangt man in das Gebiet der Sümpfe und Moräste. An sie schließen sich langsam ansteigende gewellte Ebenen, welche allmählich zu einem Hügellande anschwellen und so zu dem Stufenlande sich aufbauen, welches vom Plateau von Imerina und seinen Gebirgen gekrönt wird. Dies ist die Wald- und Wiesenregion des Landes, wärmer, fruchtbarer und besser bewässert als das Innere, weniger ungesund als die Küste, der beste und hoffnungsvollste Teil des madagassischen Landes. Auf den Hochebenen waltet in weiter Ausdehnung der Heidecharakter vor. Ungleiche Verteilung der Niederschläge über das Jahr hin mag die Waldarmut dieser Teile in etwas erklären; sicherlich ist aber ein gutes Stück Wald hier dem Feuer zum Opfer gefallen, mit welchem die Madagassen ihren Ackerbau einleiten, wenn sie ein Stück Land ausgesogen haben und neues urbar machen müssen. Die höchsten Teile und damit auch die Wasserscheiden dieses Hochlandes liegen nach Osten, seine 1200—1600 m hohen Ränder sind vielfach höher als das Innere, in dessen Einsenkungen man die Spuren alter Seen erkennen will. Die Drainierung ist daher eine unvollkommene, und weite Stellen der Hochebene sind versumpft.

Madagaskar bietet wenig Raum für die Entwickelung großer Flüsse, denen übrigens fast überall auch das Klima nicht günstig ist. Der größte bekannte Fluß, der Betsiboka, ist höchstens 500 km lang. Die Passatregion, in welcher ein so großer Teil der Insel liegt, macht den Gegensatz zwischen feuchter und trockner Jahreszeit zu einem sehr scharfen und schränkt außerdem die erstere ein. Sowohl im Hochlande als in den Küstentiefländern wechseln Trocknisse mit Überflutungen, und die Bodengestalt bedingt große Ungleichheiten des Gefälles. Einen gewissen Ersatz für die fehlenden Flüsse bieten die Lagunen, welche eine lange Kette vorzüglich an der Ostküste bilden. Bei so unvollkommener Drainierung erscheinen als Folge fortgesetzter Regengüsse großartige Überschwemmungen, die oft so rasch eintreten, daß die Bewohner während des Schlafes mit ihren Hütten fortgerissen werden und in den Wellen umkommen. Große Überschwemmungen sind übrigens auch dem Hochlande eigen.

Der Sommer wandert mit der Sonne, welche Wärme und Feuchtigkeit zugleich bringt. Er beginnt im nördlichen Madagaskar gegen November. Der Winter, die Zeit der Ruhe und Erholung, fällt von Mai bis Ende Oktober. Im südlichen Madagaskar tritt der Wechsel der Jahreszeiten etwa einen Monat später ein. Die Temperatur an der Küste ist natürlich während des ganzen Jahres eine wesentlich höhere als im Innern, dagegen herrscht im Sommer, z. B. in Antñanaka, dieselbe Wärmeentfaltung wie an der Küste, womöglich ist es dort noch heißer. Frost ist zwischen Juni und September in Antananarivo eine nicht seltene Erscheinung, und die Ankaratraberge bedecken sich dann mit Schnee. Auffallenderweise ist hier die Regenzeit die ungesundere.

Die Pflanzenwelt Madagaskars gleicht im wesentlichen der inner- und ostafrikanischen mit Anklängen an die indische. Reich, wie sie ist, hat sie doch dem Menschen weniger für seine Nahrung und Notdurft geboten als manche von viel geringerer Fülle und Mannigfaltigkeit. Die den Menschen als Hauptnahrung dienenden Pflanzen kommen nirgends wild vor. Wohl wird von den Madagassen diese oder jene Frucht oder Wurzel des Landes verspeist, dies geschieht aber mehr aus Leckerei oder aus bitterer Not, wenn die Ernte fehlschlug; eine eigentliche Rolle bei der Ernährung des Menschen spielt die einheimische Pflanzenwelt nicht, eher thut sie es bei seiner Bekleidung und dem Baue seiner Hütten. Den größten Einfluß hat die natürliche Verteilung des Pflanzenwuchses über Madagaskar, welcher sich

in einem Gürtel herrlicher Wälder, der, den Stufenländern Madagaskars entsprechend, sich um den Fuß des Hochlandes zieht, und dann in den Küstensavannen und den Grasflächen des Innern hauptsächlich ausspricht. Die letztern tragen die das ganze Leben der Madagassen durchdringende Viehzucht, die erstern bergen in ihren kostbaren Hölzern einen großen Reichtum und bieten nach dem Niederbrennen des Holzes die fruchtbarsten Äcker. Ebenholz ward schon vor Jahrhunderten unter den Ausfuhren der Insel genannt. Neben Holz bieten diese Wälder auch manche erfrischende Frucht. Das Mark der Frucht von Voavontaka, einer Strychnos-Art, wird als säuerlich-erfrischend genossen, in viel größerer Ausdehnung das der Tamarinde, und von riesigen Arum-Arten werden Frucht und Wurzel gegessen. Den Küsten und dem Stufenlande gemein sind manche Palmen und palmenähnliche Pflanzen, vor allen die dem Anscheine nach entweder einheimische oder sehr früh eingeführte Kokospalme, deren Name Voanio dem ähnlich ist, den manche Völker Polynesiens dieser Pflanze geben. Sie ist zu weit verbreitet, um, wie einige wollen, erst vor 200 Jahren zufällig angeschwemmt worden zu sein. Auf den Küstenebenen ist die Sagopalme häufig, wird aber nicht von den Eingebornen benutzt. Von den Palmen macht sich am nützlichsten die Rafia (Sagus Raphia), welche in ihren bis 6 m langen Blattrippen Baumaterial und in ihren feinen Fiederblättchen eine vortreffliche Webfaser liefert. Nennen wir neben dem häufigen, viel verwendbaren Bambus endlich noch die Lianen, aus denen die Hova ungleiche, aber kräftige Taue machen, und die Borassuspalme (Borassus flabelliformis), so haben wir die bedeutendsten Nutzpflanzen des Tief- und Hügellandes verzeichnet.

Die Vegetation des Hochlandes ist vorwaltend Weide und Heide, welche den Waldwuchs in die tiefern Einschnitte und an die Gebirgshänge zurückdrängt. Zahlreich sind stechende dornige Pflanzen in diesem Hochlande, und alle finden Verwendung bei den Befestigungen, ohne welche kaum ein Hova-Dorf besteht.

Von allen einheimischen Pflanzen der Insel haben aber wohl die Gräser die ausgedehnteste Verwendung gefunden. Sehen wir von der so wichtigen Viehzucht ab, so bildet das Flechten von Matten, Körben und Hüten aus Stroh eine Hauptbeschäftigung der madagassischen Weiber. In einigen Küstengegenden und im Betsileo-Lande tragen die Ärmern Grasmatten als Kleider. Häuser werden mit Gras gedeckt, und aus den leichten dreieckigen Stämmen einer papyrusartigen Binse, Zozoro, werden Flöße nach Art der Ambatsch- und Bambusflöße gemacht. Auf dem baumarmen Hochlande ist Gras für weite Gebiete fast das einzige Brennmaterial. Einige wenige einheimische Nutzpflanzen bleiben nun noch zu nennen. Aus den Früchten der Solanacee Buddleia wird Branntwein gebrannt, während ihre gelben Blüten zum Färben der Rafiagewebe dienen. Als ein Gewürz, welches Nelken, Zimt und Muskatnuß vereinigt, wird die Frucht des Baumes Ravintsara genannt. Spanischer Pfeffer wächst wild, ist aber doch wohl eingeführt. Dasselbe gilt von Ingwer und Kardamom. Aloe gehörte schon im 17. Jahrhundert zu den Ausfuhrgegenständen der Insel. Zahlreich sind die Farbepflanzen. Indigo wird angebaut.

Die Beziehungen der **Tierwelt** zum Menschen sind in wenigen Teilen der Erde so eingeschränkt wie in Madagaskar. Indem die Gruppen der großen Katzen, der Hyänen, Caniden, der Dickhäuter, aller Huftiere, mit Ausnahme eines einzigen Wasserschweines, und der Affen fehlen und die Säugetiere überhaupt ursprünglich nur in kleinen, wilden, meist nächtlichen Formen von Halbaffen, Insektenfressern und Fledermäusen vertreten sind, fand der Mensch hier weder die erbitterten Feinde wie in andern Tropenländern, noch konnte er sich Freunde und Gefährten aus der einheimischen Fauna erwerben; Hund, Rind, Schaf, Ziege und Huhn sind früher hier eingeführt worden, Pferd und Esel erst in der jüngsten Zeit. Unter den Vögeln ist ein Falke, Voramahery, d. h. starker Vogel, als Wappentier von Imerina zum Embleme der Hova-Regierung überall auf der Insel, wo dieselbe herrscht,

geworden. Die Schlangen Madagaskars sind mit wenigen Ausnahmen unschädlich. Krokodile sind häufig und spielen eine nur zu große Rolle im Aberglauben der Madagassen. Die Flüsse und Lagunen sind reich an Fischen, von welchen mehrere Arten von der ärmern Bevölkerung gegessen werden. Ebenso essen die Ärmern auch die oft in Massen auf die Reisfelder sich niederlassenden Heuschrecken in Fett geschmort. Zum Schlusse sei nicht vergessen, daß die Tierwelt Madagaskars dem ebenso rege beobachtenden wie phantastischen Geiste des Volkes zu einer ganzen Anzahl von Sprichwörtern, Fabeln und Mythen das Material geboten hat. Ein großer Teil dessen, was man madagassische Litteratur nennen kann, hängt mit der Tierwelt eng zusammen. Faßt man indessen alles zusammen, so gewinnt man den Eindruck, daß den tiefstgehenden Einfluß auf das Leben der Völker auf dieser Insel nicht ihre angebornen, sondern vielmehr die von außen eingeführten Pflanzen und Tiere üben. Aus diesen allein sind echte Haustiere und echte Kulturpflanzen hervorgegangen.

---

## 23. Ethnographische Stellung und äußeres Leben der Madagassen.

„Mit gutem Grunde darf man behaupten, daß die Bewohner Madagaskars zum großen Teile nicht afrikanischen Ursprunges sind." Sibree.

Inhalt: Das Volk. — Malayische und afrikanische Elemente. — Angebliche Zwerge. — Sanftige Elemente. — Arabische Einflüsse. — Neuerliches Übergewicht der malayischen Bevölkerung (Hava). — Linguistisches Problem. — Die ethnographischen Berührungen. — Theorie der malayischen und afrikanischen Einwanderungen. — Bevölkerungszahl. — Charakter und Geist der Madagassen. — Tracht. Waffen. — Hütten und Dörfer. — Die Hauptstadt der Hava, Antananarivo. — Ackerbau. Viehzucht. — Gewerbe. Handel und Verkehr. Schiffahrt.

Diese Insel, welche durch ihre Lage bei Afrika auf Verknüpfung ihrer historischen Geschicke mit denjenigen dieses Erdteiles hingewiesen erscheint, löst sich in ihrem Völkerleben in hervortretender Weise vom übrigen Afrika los. Ohne Zweifel ist sie asiatischen Einflüssen in großem Maße geöffnet gewesen, und dieselben haben sich nicht nur auf dem Gebiete der materiellen und geistigen Kultur, wie in Ostafrika, geltend gemacht, sondern zweifellose Bereicherungen asiatischen Ursprunges sind der Bevölkerung dieser Insel selbst zugeflossen, so daß wir noch heute einen Teil derselben aussondern und nach bestimmten Ursprungsgebieten des südlichen Asien verfolgen können. Allerdings hat dieses Einströmen asiatischer Bevölkerungen sich über eine Grundlage afrikanischer Volkselemente ergossen, welche nach ihrer Zugehörigkeit ebensowenig zweifelhaft ist, und die Kulturstellung dieser großen und zu Großem berufenen Insel hat mehr afrikanischen als asiatischen Charakter. Wenn es auch vorwiegend ein Stamm asiatischen Ursprunges ist, welcher heute in Madagaskar herrscht, so ist doch der Gang der Geschichte hier wie in Afrika ein sich zersplitternder, zielloser, mit Bezug auf seinen Einfluß auf die Gesamtentwickelung der Menschheit passiver, und Madagaskar hat sowenig wie Ostafrika einen nachweisbaren Anteil an der Geschichte der Völker um den Indischen Ozean genommen, welche nur in Arabien und Indien weltgeschichtliche Bedeutung gewann. Aus dem Gesichtspunkte der Rassenklassifikation betrachtet, läßt die madagassische Bevölkerung eine große Mannigfaltigkeit jener Merkmale erkennen, auf welche bei der Bestimmung der Rassenzugehörigkeit das größte Gewicht gelegt zu werden pflegt. Ihre Hautfarbe schwankt zwischen einem Hellbronzegelb, das an Südeuropäer erinnert, und tiefstem Schwarzbraun. Ebenso variieren ihre Haare von dem afrikanischen Wollkopfe bis zu dem straff- und geradhaarigen Schopfe der Malayen. Und endlich schwanken ihre Physiognomien zwischen dem negroiden und dem malayisch-mongoloiden Typus. Bald stufen

sich alle diese Eigenschaften in Einem Stamme ab, bald verteilen sie sich in ziemlich deutlicher Sonderung auf verschiedene Stämme. Die Zweiteilung der Hauptbestandteile der Bevölkerung in malayische und afrikanische Elemente, die wir einstweilen als Hova und Sakalava[1] bezeichnen wollen, ist ebenso unzweifelhaft, wie die Geschichte des Zusammentreffens dieser ursprünglich weit entlegenen Völker dunkel ist. Trotz zahlreicher durch Mischung entstandener Übergangsformen, und trotzdem auch andre Völker, wie vor allen Inder und Araber, von ihrem Blute in dieses Inselvolk hinein ergossen, hat doch hier ein günstiger Zufall noch genug unvermischte Rasse auf beiden Seiten erhalten, um etwas mehr als ein fertiges ethnographisches Resultat uns erkennen zu lassen.

Ein großer Teil der Bevölkerung von Madagaskar trägt den Negertypus mehr oder weniger ausgeprägt (s. Abbildungen, S. 494, 495). Derselbe tritt uns deutlich selbst aus solchen Beschreibungen entgegen, welche ohne jede anthropologische Absicht entworfen sind. So schildert uns Grandidier seine Begleiter auf einer Reise im Lande der Antenosi mit folgenden Worten: „Die zwölf Antenosi waren schwarz und häßlich wie wahre Madagassen von der Ostküste; ihre buschigen, gekräuselten, nach der Sitte ihres Stammes in einige fünfzig kleine, von Öl glänzende Flechten geteilten Haare ließen ihre dicken, platten Gesichter mit aufgeworfenen Lippen und platter Nase nur noch ungünstiger erscheinen. Im übrigen waren sie ziemlich stark und abgehärtet gegen Mühen, gelehrig und heiter, aber sehr erpicht auf Gewinn, wie alle Einwohner der Insel." Der Vergleich mit den Negern liegt bei diesen so nahe, daß er sich als die kürzeste und treffendste Beschreibung stets von selbst ergibt. Hildebrandt hebt hervor, daß in ihrem physischen Äußern und in vielen ihrer Sitten die Sakalaven der Westküste ebenso wie die Pfeil und Bogen führenden Bärra an der Südspitze der großen Insel den Kaffern Afrikas gleichen. Ch. Hamilton vergleicht die Kissama, einen schönen, dunkelbraunen, angeblich mehr wellen- als wollhaarigen Stamm Angolas, südlich vom Coanza, mit den Madagassen und sagt, hier wie dort finde sich das äthiopische Element in mehr wollhaarigen, mit Negerphysiognomie ausgestatteten, aber hellfarbigern Individuen zerstreut vor. Das Gewicht dieser Eigenschaften erschien einigen Forschern so groß, daß sie den Madagassen eine weitaus größere Verwandtschaft mit den Negern als mit den Malayen zuwiesen und den Einfluß der letztern auf ein Minimum herabzudrücken bemüht waren. Crawfurd ging in dieser Richtung so weit, daß er die ganze malayische Einwanderung in Madagaskar auf die Bemannung einiger zufällig verschlagener Prauen reduzieren möchte, die freilich zufällig die notwendigsten Nutzpflanzen an Bord hatten. Folgerichtig leugnet er fast jede Malayenähnlichkeit der Madagassen und bezeichnet sie als „wahre Neger, aber Neger von besonderer Art". Umgekehrt hat Aurel Schulze die Behauptung ausgesprochen, nur die unter dem Namen „Mokua" zahlreich vorhandenen Sklaven afrikanischer Abstammung trügen die afrikanischen Rassenmerkmale in echter Ausprägung, während die dunkeln Sakalaven und Antenosi des Südens immer nur ‚wellenförmig-krauses" Haar, prominierende Nasen, keinen kaffernartig breiten Mund rc. aufwiesen. Woher nun diese offenbar durch Mischung verdünnten Negermerkmale kommen, weiß er allerdings nicht zu sagen.

Einer unbefangenen Betrachtung treten jedoch die malayischen Anklänge nicht minder deutlich entgegen als die negroiden, wenn auch ihre Verbreitung eine geringere ist. Das malayische Element hat sich allem Anscheine nach sehr rein in dem heute mächtigsten aller Völker Madagaskars, in den Hova, erhalten. Die an ihnen noch neuerdings von Grandidier

---

[1] Der französische Sprachgebrauch bezeichnet die Hova als Malegaschen oder Madagassen und die übrigen Einwohner der Insel, sowohl im Norden als im Süden, als Sakalaven. Sakalava, früher auch Sakleo, ist ein Hova-Wort und bedeutet „lange Wildkatze". Die Sakalaven haben dagegen den Hova den Namen Umbualambo beigelegt, d. h. Hundeschweine.

und Hildebrandt hervorgehobenen Eigenschaften kehren in allen generischen Schilderungen der verschiedensten Beobachter wieder, welche etwa so zusammenzufassen wären: Die hellen, malayenähnlichen Madagassen sind nicht von hohem Wuchse, obwohl ziemlich gut gebildet; ihre Farbe ist olivengelb, und bei einigen ist sie weniger dunkel als bei den Bewohnern des südlichen Europa; ihr Gesicht ist im untern Teile wenig hervortretend; die Haare sind schwarz, straff oder gelockt, die Augen kastanienbraun. Sie sind behend und lebhaft, aber es fehlt ihnen an Kraft. Sie sind mehr zäh als stark (s. Abbildung, S. 496).

So wie man hervorgehoben hat, daß die Sprachvergleichung in dem Falle der madagassischen Idiome wohl hauptsächlich deshalb nicht immer ganz reine Resultate mit Bezug auf die malayo-polynesische Abstammung gab, weil man den Hova-Dialekt und nicht die noch zu wenig bekannten Dialekte der Bewohner der Ostküste zum Ausgangspunkte nahm, so hat man auch mit Recht darauf hingewiesen, daß die Hova, mit denen wir durch ihre politisch hervorragende Stellung am meisten in Berührung gekommen sind, gerade durch ihre vielen Kriege und ihre weite Verbreitung über die Insel hin den Typus ihrer malayischen Voreltern schon heute vielleicht nicht mehr so klar zeigen wie andre Stämme, welche mehr in der Nähe der Küste in Ruhe und Frieden sitzen geblieben sind. Sibree fand z. B. schon unter den Betsimaraka Leute, die heller waren als die Hova, was besonders in den Weibern beider Stämme hervortrat. Dunkelbraune mit lockigem Haare stellen in beiden wahrscheinlich Mischlinge dar. Vergessen wir nicht, die weibliche Hälfte der malayenähnlichen Bevölkerung hinsichtlich ihrer körperlichen Eigenschaften mit in Betracht zu ziehen. Viele Hova-Frauen zeichnen sich im Gegensatze zu den Männern durch wirkliche Schönheit aus. Und fügen wir hinzu, daß diese Frauen, entsprechend ihrer körperlichen Erscheinung, auch an Wille und Geist nicht selten so ausgezeichnet sind, daß sie von jeher eine große Rolle in der Geschichte der Insel gespielt haben.



Ein Madagasse von negraidem Typus. (Nach Photographie aus der Sammlung Pruner Beis.) Vgl. Text, S. 493.

Seit dem ersten Auftreten der Europäer in Madagaskar spielen auch Mulatten, seien es madagassische oder solche von Bourbon oder Mauritius, eine große Rolle auf der Insel. Sie treten besonders hervor in der Geschichte der verschiedenen europäischen Besitzergreifungen und in dem Aufkommen der zwei sakalavischen Reiche des Westens. Neuere Beobachter wollen überhaupt in den Hova, wenigstens der Küsten, einen starken Anteil weißen Blutes annehmen und großenteils diesem die Überlegenheit dieses Volkes zuschreiben.

Noch einige Worte über eine angebliche Zwergrasse auf dieser Insel. Aus Madagaskar sind Berichte über eine Zwergrasse schon im 17. Jahrhundert und bis in die neueste Zeit nach Europa gelangt. 1661 erwähnt E. de Flacourt in seiner „Histoire de la

grande île de Madagascar“ zum erstenmal Zwerge, die er aber an einer Stelle als fabelhaft, an einer andern als bereits ausgestorben bezeichnet. Eingehender bespricht dieselben de Commerson in einem Briefe von 1771, wo er ihren Namen als Kimos oder Quimos angibt, ihnen Wohnsitze in den Gebirgen des Innern von Madagaskar zuweist und als charakteristische Merkmale außer ihrer Kleinheit die hellere Hautfarbe, die längern Arme und die Unentwickeltheit der Brüste bei den Frauen hervorhebt. Nachdem er die naturphilosophische Bemerkung nicht unterdrücken gekonnt: „Man nehme ihnen die Sprache oder gebe sie den großen und kleinen Affen, so wäre das der unmerkliche Übergang vom Menschen zum Vierfüßler“, lobt er ihren Verstand und Mut, nennt letztern „sozusagen doppelt so groß als ihren Wuchs“ und bezeichnet sie als die klügsten, thätigsten und kriegerischsten Völker der Insel; ihre Waffen seien Speer und Pfeil, die sie trefflich zu brauchen verstünden; ihr Leben fristeten sie durch Ackerbau und Viehzucht, und ihr Herdenreichtum sei groß; Handel trieben sie nicht, sondern lebten ganz abgeschlossen, zufrieden mit dem, was ihre Scholle trägt. Bei Fort Dauphin fänden sich Gruppen von Grabhügeln, die als Begräbnisse von dort im Kriege erschlagenen Quimos von Eingebornen bezeichnet würden. Er selbst habe eine weibliche Quimo von etwa 30 Jahren gesehen, die nicht größer als 1,19 m, hellfarbig, mehr europäischer als malayischer Gesichtsbildung, kurzwollig von Haar und brüstelos gewesen sei. Kurz, dieser Berichterstatter zweifelt nicht im geringsten an der Existenz dieser „neuen Degradation der Menschenspezies“ auf Madagaskar. Ungefähr um dieselbe Zeit bestätigte der Gouverneur de Modave diese Angaben und fügte hinzu, daß die Zwerge etwa unter 22° südlicher Breite wohnten, daß die durchschnittliche Höhe der Männer 1,10 m, die der Weiber um einige Zoll geringer sei, daß jene bärtig seien, und daß sie Eisen bearbeiteten. Er teilt auch mit, daß diese Quimos ihren Häuptlingen gehorsamer seien als irgend ein andres Volk von Madagaskar. Nachdem diese Nachrichten lange Zeit kurzweg als unglaubwürdig zurückgewiesen worden, hat sie neuerdings Ellis in einem Briefe an die „Geographischen Mitteilungen“ auf das Volk der Wazimba zu beziehen gesucht, die kleiner als die Hova, wenn auch nicht so klein wie die vermeintlichen Zwerge, hellfarbig und behend seien, und denen die Überlieferung jene großen dolmenartigen Steingräber zuschreibe, die im Innern Madagaskars so häufig sind.



Ein Madagasse von negroidem Typus. (Nach Photographie aus der Sammlung Pruner Beis.) Vgl. Text, S. 493.

Die Zahl der übrigen Elemente in der Bevölkerung Madagaskars ist nicht zu bestimmen, doch sind ihre weite Verbreitung und ihre hohe Bedeutung vor allem im Wirtschaftsleben der Insel außer Zweifel. Allen voran stehen Araber, Suaheli und Indier. Erst erscheinen die thatkräftigen, in ihren Mitteln zum Zwecke wenig skrupulösen Araber und Suaheli, dann die mehr friedlichen, dafür aber auch um so schlauern Indier, die fast den ganzen

Handel vermitteln. Natürlich ist der Einfluß dieser letztern ein sehr bedeutender, und demjenigen der Araber werden wir selbst auf dem geistigen Gebiete als einem Rivalen der christlich-europäischen Einwirkungen begegnen. Am zahlreichsten von allen sind vielleicht die Suaheli-Niederlassungen, welche man an fast jedem günstigen Küstenpunkte Madagaskars findet. Einzelne Spuren deuten auf noch entferntere Teile Asiens hin. So spricht Edrisi von dem chinesischen Verkehre mit Madagaskar, und Wake findet siamesische Anklänge in den Sitten der Hova. Der Verkehr mit den erstern beginnt eben jetzt sich wieder zu beleben. Den ersten Chinesen, natürlich Inhaber eines Kramladens, fand Ellis 1861 in Tamatave. Seitdem hat ihre Zahl nicht unerheblich zugenommen.


Ein Madagasse von malayischem Typus. (Nach Ellis.) Vgl. Text, S. 494.

Der arabische Einfluß auf die Bevölkerung Madagaskars ist direkt von Arabien her und indirekt über Ostafrika ein beträchtlicher und war es vielleicht mehr noch früher. Wir wissen nichts über die Zahl der Araber auf der Insel. Wenn auf die Autorität von arabischen Kaufleuten, die er in Antananarivo traf, Ellis die Zahl der Mohammedaner an der Westküste auf 1000 angibt, so kann dies nur verdeutlichen wollen, daß dieselben zahlreich sind. Was das Alter dieses Einflusses anbetrifft, so gibt es einmal Traditionen, welche ganzen Stämmen auf Madagaskar arabischen Ursprung zuweisen, und dann begegnen wir bei den arabischen Schriftstellern schon früh der Kenntnis Madagaskars. Jene Überlieferungen besagen nun wenig: wo ein Stamm etwa kurzweg behauptet, von Abraham abzustammen, weshalb er den Namen Zafy Ibrahim trägt, wie es bei den Einwohnern der Insel Sainte-Marie der Fall ist. Wir wissen, daß auch die mohammedanischen Araber im tiefsten Sudan von Mekkas oder Medinas ältestem Samen zu stammen vorgeben. Aber wenn die Antaymuren von Matatane, die kupferfarbig und teilweise sogar wollhaarig sind, beim Beten das Gesicht nach Osten wenden, mit Salama grüßen und bei den Umwohnern als arabische Einwanderer besonderer Macht über die Elemente und Krankheiten für fähig gehalten werden, so daß diese Amulette von ihnen kaufen, so liegt hier doch eine entschiedenere arabische Beeinflussung vor. Dieselbe zeigt sich aber auch in andern Spuren.

Im Süden Madagaskars bedienen sich die Schriftkundigen noch heute der arabischen Buchstaben. Im Norden haben die Hova erst unter dem Einflusse der Engländer englische Buchstaben eingeführt. Grandidier fand noch 1870 an der Ostküste arabische Bücher. Es scheint also, als sei vor dem Auftreten des europäischen Einflusses der arabische noch größer gewesen. Seitdem ist das Arabische teilweise auf die Stellung einer Zaubersprache

herabgesunken, was angesichts ähnlicher Vorgänge bei andern Völkern von besonderm Interesse ist. Arabisch geschriebene, für die Träger ganz unverständliche Amulette sind sehr häufig.

Warum übte aber der Islam selbst auf Madagaskar einen verhältnismäßig so viel geringern Einfluß als das Christentum? Die Araber, die in Ostafrika so große und geschickte Propaganda für den Koran machen, warum bleiben sie hier auf die Küstenplätze beschränkt? Es ist kein Zufall, daß die Hova, die gebornen Feinde der Küstenbevölkerung, das Christentum so rasch annahmen, denn sie erblickten darin vor allem den Gegensatz zum Islam. Auch hier scheint in vergangener Zeit ein andres Verhältnis geherrscht zu haben. Die Gebräuche der Madagassen, welche von so vielen Seiten als an jüdische erinnernd bezeichnet wurden, können als semitische und in diesem Falle als arabische Erbschaft gedeutet werden. Es gilt dies von einer langen Reihe von Hova-Gebräuchen, welche mit jüdischen übereinstimmen oder wenigstens an solche anklingen. J. Cameron hat in einer kleinen Monographie dieselben zusammengestellt. Wir heben einige der wichtigern hervor: das Neujahr, welches mit einem Neumonde beginnt, wird durch Verbrennen von Weihrauch an zwei Abenden, durch gemeinsames Schlachten und Verzehren eines Rindes seitens jeder Familie, durch festliches Opfern eines fehlerfreien Stieres durch einen ebenso reinen Jüngling gefeiert; das Heiraten innerhalb des Stammes ist streng geboten; sie suchen Urheber von Verbrechen durch Gottesurteil vermittelst eines giftigen Wassers zu entdecken; die Verehrung von Rindern und Kälbern, welche sie in Silber nachbilden, ist allgemein; dem Herrscher werden die Erstlinge der Feldfrucht dargebracht. Von diesen Übereinstimmungen bis zu der Annahme, daß die Juden mit den Phöniziern auf der Fahrt nach ihrem ostafrikanischen (?) Ophir Madagaskar entdeckt hätten, ist es bei der größern Nähe der Araber, die mit ihren Schiffen den ganzen Indischen Ozean durchsegeln, noch weit; aber sie sind schon interessant, um zu zeigen, wie vielerlei fremde Einflüsse auf diese Insel gewirkt haben.

Wie ordnen sich nun die verschiedenen Elemente der madagassischen Bevölkerung zeitlich an? Welche sind älter auf der Insel und welche jünger?

Fragen wir die geschichtlichen Traditionen, welche auf der Insel selbst bestehen, und die spärlichen Nachrichten, welche bei andern Völkern über Madagaskar vorkommen, so können wir uns bezüglich der erstern leider nur an die Hova halten, welche von allen Stämmen der Insel der einzige sind, der seine Geschichte zu verfolgen unternommen hat. 1873 wurde in Antananarivo eine einheimische Geschichte Madagaskars veröffentlicht, welche eine Liste von 36 angeblich aufeinander folgenden Häuptlingen und Königen der Hova gibt. Dies entspräche, die Wahrheitstreue der Liste vorausgesetzt, im allerbesten Falle etwa 800 Jahren. Sprachforscher haben aber die Einwanderung der Völker malayischer Verwandtschaft viel weiter zurück verfolgen zu können geglaubt und setzten sie wegen der altertümlichen Elemente der madagassischen Dialekte sogar vor die Zeit der Ausbreitung der Malayen über Polynesien. Das linguistische Problem kann, um dies vorauszuschicken, nicht durch die Herbeiziehung der Hova-Sprache allein für ganz Madagaskar gelöst werden. Man kann bei dem heutigen Stande der Wissenschaft überhaupt noch nicht von einer madagassischen Sprache oder Sprachengruppe reden, da nur einige Dialekte genau bekannt sind. Gibt es, vom Arabischen und Kisuaheli abgesehen, überhaupt grundverschiedene Sprachen auf Madagaskar? Einige bejahen diese Frage, indem sie behaupten, daß diejenigen Einwohner der Insel, welche mit den Hova nicht in Berührung kommen, eine ganz andre Sprache sprechen. Nur da, wo die Hova herrschen, und wo sich deren Sprache mit der der übrigen Einwohner vermische, werde aus dieser Paarung ein Dialekt geboren, welcher Anklänge an die malayische Sprache zeige. Unter den neuern Reisenden vertritt Audebert diese Ansicht. Ellis dagegen und mit ihm die meisten Missionare sagen einfach: Die Sprache in entferntern Gegenden ist verschieden von derjenigen der Hova, aber sie verstehen sich doch; mit andern

Worten, es gibt nur Dialekte auf der Insel, und dieselben sind dem der Hova wenigstens so weit ähnlich, daß alle Madagassen einander, wenn auch mit Schwierigkeit, verstehen. Schulze bestätigt, daß Südsakalaven und Antenosi die gleiche Sprache sprechen. Wenn Dinomé sagt: „Auf Madagaskar gibt es zwei Hauptsprachen, die der Sakalaven und Betsimaraka, aber ihr Wörterschatz stimmt zu zwei Dritteln überein", so kommt diese Sonderung doch auf dieselbe Grundanschauung heraus, welche auch wir einstweilen für die richtige halten.

Niemand hat bis heute den wesentlich malayischen Charakter einer Anzahl von madagassischen Dialekten und darunter in erster Linie desjenigen, den die Hova sprechen, ernstlich anzweifeln können. Allein man hat ihn herabzumindern versucht. Diese Stimmen haben sich in derselben Richtung geäußert, wie wir es in betreff der körperlichen und ethnographischen Merkmale oben von Crawfurd und Wake angeführt haben. Dieselben sehen in den malayischen Beimengungen mehr nur zufällige, gleichsam angeschwemmte oder angetriebene Bruchstücke in einer Sprache von wesentlich unmalayischem Charakter. Gegenüber solchen Anzweifelungen der Verwandtschaft der madagassischen mit den malayischen Idiomen ist es schon wichtig, hervorzuheben, daß jene neun Wörter, welche Wallace in seinem „Malay Archipelago" als Typen der weitesten Verbreitung in 59 malayischen Idiomen aufzählt, alle auch madagassisch sind. Übrigens hat schon Dumont d'Urville durch Zählung von Wörtern zu beweisen gesucht, daß auch die Übereinstimmung der polynesischen Sprachen mit den madagassischen eine weitgehende sei. Er fand auf diesem nicht ganz unanzweifelbarem Wege, daß die Übereinstimmung der polynesischen Idiome mit madagassischen und malayischen im allgemeinen ziemlich gleich groß sei, während Malayisch und Madagassisch untereinander ähnlicher wären. Jedenfalls deutet das Madagassische nicht bloß auf das eigentlich malayische Sprachgebiet, sondern die Verwandtschaft erstreckt sich mindestens ebenso stark auf das Polynesische, so daß der jüngste Bearbeiter des Madagassischen, Reverend Cousin, letzteres als eine ältere selbständige Ausbildung derselben Sprachfamilie ansieht, der als jüngere Glieder auch die malayischen und polynesischen Dialekte angehören.

Der Thatbestand ist also das Nebeneinandervorkommen afrikanischer und südasiatischer Bevölkerungselemente auf Madagaskar, welches durch die hier vertretenen körperlichen Merkmale und weniger klar durch die Sprachen, die auf der Insel gesprochen werden, begründet wird. Fragt man nach ethnographischen Merkmalen, die dazu beitragen könnten, dieses Völkergemenge hinsichtlich seiner Entstehung zu beleuchten, so ist die Existenz der Viehzucht, in wesentlich derselben Form und auf die gleiche Rinderrasse gegründet wie in Ostafrika, zunächst von Bedeutung. Der Ackerbau dagegen zeigt beim Vorwiegen der Reis- und Zuckerrohrkultur und des Anbaues von Gewächsen, wie Colocasia esculenta (Taro), mehr südasiatische Anlehnung. Dabei ist es sehr bezeichnend, daß letzterer am stärksten im Osten, ersterer im Westen, jener bei den Hova, dieser bei den Sakalaven vertreten ist. Auffallend ist die geringe Verwendung der Tierhäute zur Bekleidung, die bei den afrikanischen Viehzüchtern so allgemein ist. Der allgemeine Gebrauch der Rafiagewebe erklärt dies nicht. Rindenzeug kommt hier so gut wie in Melanesien und Innerafrika vor. Unter den Waffen fehlt das afrikanische Wurfmesser. Beim Eisenschmelzen bedienen sich die Madagassen des echt südasiatisch-malayischen Federblasbalges. Blutsbrüderschaft kommt hier wie bei Malayen und Afrikanern vor. Die Sitte des Tabu, hier Fadi genannt, erinnert an die Malayen, ist aber weniger auf die Spitze getrieben (vgl. S. 455). Das staatliche Leben ist bis zum Aufkommen der Hova, die mit europäischer Hilfe die Großmacht Madagaskars werden, nach afrikanischem Muster zugeschnitten. In den religiösen Begriffen sind die südasiatischen Spuren mehr hervortretend als die afrikanischen. Und so ist denn der Gesamteindruck des ethnographischen Thatbestandes ähnlich dem des linguistischen: malayisch-afrikanisches Gemisch, in welchem das malayische Element im allgemeinen vorwiegt.

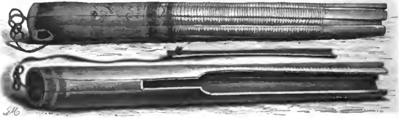
Dieses Resultat ist wohl nicht anders geworden als durch Zusammenfluß der Völker selbst aus den verschiedenen Ländern, die hier in Frage kommen. Dies beweisen die körperlichen Merkmale. Und so, wie die Dinge liegen, haben wir uns dieses Zusammenströmen in der Weise vorzustellen, daß den schon durch die Nähe ihres Kontinentes bevorzugten Afrikanern, als ersten Einwohnern, Malayen und wohl auch andre Völker vom Ost- und Nordrande des Indischen Ozeanes zuflossen, die sich nach und nach mit ihnen mengten, und daß die Hova und Verwandte durch ihre relative Reinheit sich als die spätest Gekommenen ausweisen. Die Hypothese einer einmaligen malayischen Einwanderung ist ebenso ausgeschlossen wie diejenige eines zufälligen Charakters derselben. Es handelt sich hier um ein verlängertes Zufließen, für welches wir auf die Hypothese eines dauernden und innigern Verkehres der Malayen mit den Ländern des Indischen Ozeanes hingewiesen sind. Der alte Hochstand malayischer Kultur in Hinterindien kann sehr wohl einen solchen Verkehr hervorgebracht haben. Ob er quer über den Ozean oder längs der Küsten ging, kann einstweilen unerörtert bleiben.

Der Zustand der Schiffahrt bei den Ostafrikanern von heute steht in der Ansicht der meisten Ethnographen der Annahme der freiwilligen Herüberwanderung dortiger Stämme entgegen. Nun ist aber der Besitz von Schiffahrtsgerät und -Kenntnis nichts Dauerndes bei einem Volke, wie so viele Beispiele in Polynesien und dem asiatischen Wohngebiete der Malayen lehren. Leichter als andrer Kulturbesitz geht dieser verloren, wenn erst das Element verlassen wird, zu dessen Beherrschung er die Völker befähigt. Hat man nicht große Kulturvölker von der Höhe der Seeherrschaft herabsteigen sehen? Man denke an die Syrier und Barbaresken, die einst Phönizier und Karthager hießen! Wir möchten nicht mit Hildebrandt annehmen, um das Problem zu erleichtern, daß „zur frühen Zeit dieser Völkerbesiedelung im trennenden Kanale von Mosambik noch mehr solcher vulkanischer Inseln als Brückenpfeiler vorhanden waren, wie sie jetzt die Komoren zeigen". Warum sollten auch nicht thatkräftige Afrikaner ihren Weg hierher gefunden haben in glücklichern Expeditionen, als die es waren, welche einst die Sakalaven zurück zur Heimat ihrer Urväter versuchten? Die Geschichte lehrt, daß es diesem Volke wenigstens nicht am Mute fehlt, sich dem schwankenden Fahrzeuge anzuvertrauen. Es waren Südsakalaven, welche sich, über 6000 Mann stark, in 250 Booten im Jahre 1816 aufmachten, das 300 Seemeilen entfernte portugiesische Fort Ibo bei Mosambik zu erobern. Zwar wurde diese Flotte unterwegs von einem Sturme fast vollständig vernichtet, so daß nur einige 60 Boote das afrikanische Festland erreichten; aber den Beweis ihres kriegerischen Unternehmungsgeistes haben sie dadurch geliefert. Sie waren es auch, welche die an 50 deutsche Meilen entfernten Komoren auf denselben schwachen Fahrzeugen zu vielen Malen raubend und mordend aufsuchten, und welche Nossi Bé noch unter französischer Herrschaft gefährdeten. Problematisch bleibt dagegen noch immer die Überführung der Rinder aus Afrika nach Madagaskar, für deren Modus wir in der heutigen Schiffahrt dieser Gegenden allerdings keine Erklärung finden können. Denn hier handelt es sich nicht wie bei der persönlichen Einwanderung um eine That des Mutes und der Ausdauer, sondern um einen Stand der Schiffahrtstechnik, wie wir ihn wohl bei Arabern, nicht aber bei den hier zunächst in Frage kommenden Völkern finden.

Madagaskars **Bevölkerungszahl** wird in der Regel auf 4—5 Millionen geschätzt. Jedenfalls ist sie 15—20mal geringer, als sie nach europäischem Maße sein könnte. Von Schätzungen der einzelnen Stämme genüge hervorzuheben, daß den bestgekannten, den Hova, **Ellis** 750,000, **Oliver** 800,000, **Grandidier** „über 1 Million" und **Mullens** 1,200,000 Seelen zuweist. Von allen Zahlenangaben absehend, kann man als besonders dicht bevölkerte Teile von Madagaskar das Hova-Gebiet Imerina auf dem Tafellande des

Innern und zwar vorzüglich in einem Umkreise von etwa 20 km um die Hauptstadt, dann einige Teile der südlich davon gelegenen Provinz Betsileo und der Provinz Bara bezeichnen.

Wenn in der Beurteilung des **Charakters** der Madagassen sehr verschiedene Schätzungen erscheinen, so vergesse man nicht die Verschiedenheit der Rassen, welche hier zusammentreffen, und die geschichtlichen Veränderungen dieser letzten hundert Jahre, welche Herrscher und Beherrschte gleich tief beeinflussen mußten. Der Chronist **Dubois** schildert die Madagassen als „civils et courtois", ohne die Brutalität andrer schwarzer Rassen, er nennt sie sogar „spirituels et fins" und behauptet, sie seien erst durch das üble Benehmen der Europäer grob und aufsässig geworden, nachdem sie früher dieselben fast wie Götter verehrt hätten. **Dubois** hat hier offenbar mehr die dunkeln als die hellen Madagassen im Auge und war noch nicht Zeuge jener mit durch europäische Einflüsse wesentlich geförderten Verderbnis, welche **Audebert** das harte Urteil aussprechen läßt: „Falschheit, Lüge, Verstellung sind Grundzüge im Hova-Charakter. Sie suchen stets zu überlisten und zu betrügen." Ohne Frage ist der Hova gleich allen Malayen ein mehr berechnender als gerader, mehr schmiegsamer als kräftiger, mehr zäher als harter Charakter. Seine Tugenden



Ein Musikinstrument der Sakalaven. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) ⅓ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 501.

und Fehler liegen beide in einer gewissen Weichheit, die ihn dem europäischen Einflusse, selbst dem Christentume mit Empfänglichkeit entgegenkommen ließ, ihn aber doch nicht befähigte, mit Energie sich des darin gebotenen Guten zu bemächtigen. Daß er es vermeidet, in dringenden Fällen eine bestimmte Antwort zu geben, stets Umschweife macht und sich eine Hinterthür offen hält, entspricht ganz dieser Anlage. Wenn Geiz als das vorherrschende Laster dieses Volkes genannt wird, und wenn gesagt wird, bei ihm gelten die Bande der Freundschaft und der Familie nichts, falls es sich darum handelt, seiner unersättlichen Habgier Genüge zu leisten, so ist doch dieser Erwerbssinn nicht im stande, eine kräftige Pflege des wirtschaftlichen Lebens hervorzurufen, aus welcher andre Tugenden ihre Nahrung ziehen könnten. Traurig stimmt hierzu die Thatsache, daß der Genuß geistiger Getränke im Charakter der Madagassen kaum eine Schranke findet. Er ist sogar historisch geworden in Madagaskar, denn ihm verdankte ein gut angelegter König seinen Sturz vom Throne, worauf die Edlen seiner Nachfolgerin unter andern Bedingungen der Thronbesteigung auch die vorlegten und beschwören ließen: Der Herrscher soll keine Spirituosen zu sich nehmen! Als hervortretender Charakterzug erscheint auch die Rachsucht besonders in der politischen Geschichte der Insel. Meuchelmord und Giftmord sind wohlbekannt und erinnern beide an malayische Gebräuche.

Von **politischen Fähigkeiten** läßt sich noch wenig sagen. In den Hova lebt ein starkes Gefühl der Überhebung über die andern Stämme der Insel, die momentan unterworfen sind. Aber die ganze Stellung der Hova unter denselben rechtfertigt diesen Stolz nur wenig. Außerdem hält sie ein kräftiges Heimatsgefühl zusammen, das in den schwierigsten Zeiten keinen Rückgang erfuhr. Sie wanderten nicht gern aus und kehrten gern zurück.

Von der Rede zum Gesange ist bei den Madagassen, die mit Gesang und Tanz Kranken heilen, Tote begraben, Verehrung bezeigen, der Weg nicht weit. Die Madagassen lieben Musik leidenschaftlich. Der König und die Großen der Hova halten sich eigne Musikbanden, die beständig in ihrer Nähe sein müssen. Man findet vorwiegend Instrumente afrikanischen Charakters (s. Abbildung, S. 500, und untenstehende). Auffallend ist nur die hohe Bedeutung, welche der malayisch-polynesischen Antsiva oder Muscheltrompete beigelegt wird. Dieselbe ist eine große Seemuschel, von heiserm Tone, deren Gebrauch die Gesetze von Madagaskar unter Androhung der Todesstrafe nur den Königen gestatten, und welche dazu dient, die Soldaten unter die Waffen zu rufen. Es gibt bei den Madagassen keine religiösen Zeremonien ohne Gesang, ohne Tanz oder ohne Flintenschüsse, und es ist vor allem der Tanz, ganz entsprechend dem Wesen des leicht erregbaren Volkes, der Ausdruck jeder höher gesteigerten Leidenschaft. Nichts ist bezeichnender, als daß große Umwälzungen des Staates, die im politischen Instinkte des Volkes dumpf gären, sich öfters durch eine Art von Tanzkrankheit, angeblich auf dämonischer Besessenheit beruhend, ankündigten, welche in allen Schichten des Volkes ihre Opfer forderte. Tanzend erschienen die Besessenen vor dem Palaste Radamas II., ängstigten ihn und das Volk und bildeten gleichsam die der Regierung opponierende Volksstimme, welche so in seltsamer Weise ihre Meinung zum Ausdrucke brachte. Mit Tanzen und Singen heilen sie Kranke. Das Brettspiel ist auch hier vertreten. Kinder werfen Kreuze, die auf den vier Ecken laufen und mit Schlingen gefangen werden.

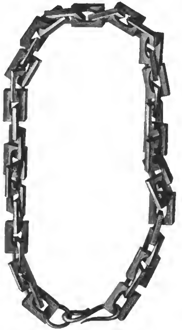

Eine Zither und ein Pulverhorn der Hova. (Ethnographisches Museum, Dresden.)

Aus allen den Mitteilungen, welche uns über die Madagassen geworden sind, entnehmen wir nichts, was uns ein einigermaßen vollständiges Bild ihres Besitzes an Wissen gewähren würde. Nur einige Andeutungen über ihre Chronologie liegen uns aus einer Zeit vor, in welcher der europäische Einfluß noch nicht ihr Wissen wesentlich bereichert hatte. Das Jahr bestand aus 12 Monaten zu 28 Tagen, und 28 weitere Tage wurden in der Weise auf die 12 Monate verteilt, daß das neue Jahr jedesmal mit dem Neumonde begann. Die Monatsnamen der Hova sind arabisch, während die bei den Küstenstämmen gebräuchlichen aus einheimischen Wörtern gebildet sind. Für kleinere Zeiteinteilungen greift man zu sehr empirischen Mitteln, wie z. B. die Wege nach den Zeiträumen bestimmt werden, die man braucht, um einen Topf Reis von bestimmter Größe zu kochen. Von Sternbeobachtungen zu Zwecken der Orientierung oder Zeitbestimmung wird bei der geringen Entwickelung der Seefahrt wenig gesprochen. Aber beim Reispflanzen und wohl auch bei andern wichtigen Unternehmungen beobachtet man den Untergang der Sonne an einer bestimmten Stelle, und in jedem Jahre wiederholt sich das Geschäft, wenn die Sonne dort untergeht.

Die Tracht der Madagassen bestand bei Hova und Sakalaven ursprünglich aus denselben Elementen: Lendentuch und Umschlagetuch, letzteres bei den Männern zu den Knieen, bei den Weibern zu den Füßen reichend. Diese Tracht, die ebenso würdig wie malerisch war, ist leider vielfach von der europäischen verdrängt, am meisten natürlich bei den Hova. Seitdem 1873 die Königin ihren Unterthanen die Erlaubnis gab, in europäischer Tracht bei Hofe erscheinen zu dürfen, tragen sich alle Hova soviel wie möglich europäisch, und die

höhern Beamten lieben es, sich mit den reichsten Uniformen im französischen Geschmacke zu überladen. Bei den Sakalaven herrscht noch die entgegengesetzte Sitte. Hildebrandt erzählt von einem Abgesandten eines südmadagassischen Häuptlinges, der, nach seiner schäbigen Tracht zu urteilen, eine hohe Ratsperson sein mußte. „In diesen Ländern nämlich", fügt der Reisende hinzu, „wie auch in manchen Teilen Afrikas zeichnen sich Personen von Rang und Gelehrsamkeit durch möglichst abgetragene Kleidung und vornehme Schweigsamkeit aus."

Es ist interessant, zu sehen, wie die Haartrachten bei den Woll- und den Straffhaarigen verschieden sind. Bei erstern werden die Haare meistens in großen Puffen getragen. Von diesen Kurzvliesigen gilt, was Mandelslo von den Madagassen sagt, die er 1639 sah: „Sie flechten ihr wie Schafwolle ineinander gelaufenes schwarzes Haar in viele kleine Zöpfe, welche ihnen hinten auf dem Kopfe herunterhängen, gleich Katzenschwänzen; sie lieben sehr das lange Haar, obschon keiner unter ihnen es zeigen kann". Kindern ist gewöhnlich der Kopf rasiert; manchmal läßt man eine oder zwei Linien am Umkreise des Haarwuchses stehen oder eine Ringellocke auf dem Wirbel. Die Hova, Betsileo und Verwandte tragen ihr Haar teilweise kurz, was seit Radama I. für die Krieger und Sklaven sogar Vorschrift ist, oder scheiteln es in der Mitte. Breitrandige Strohhüte werden von den Hova beiderlei Geschlechtes getragen. Außerdem lassen sie nach ostasiatischer Sitte die Nägel an den kleinen Fingern lang wachsen.

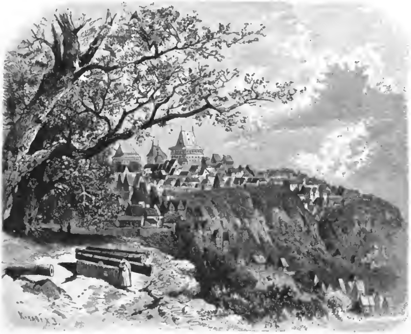


Eine aus Horn geschnittene Halskette der Madagassen. (Museum der Missionary Society, London.)

Schmucksachen, wie Perlen und dergleichen, sind wenig zu sehen, beliebter sind silberne oder messingene Armspangen und Fingerringe, besonders die erstern in den Gegenden, wo der arabische Einfluß vorherrscht, also hauptsächlich an der Westküste. Die Nase bleibt meist unverziert, doch kommen auch Nasenringe nach indischem Muster vor. Während die Sakalava-Männer nicht tättowiert sind, bringen sich viele ihrer Frauen mit einem Dorne oder Nagel einige Male bei. Besonders auf dem Oberarme sieht man Umrisse von Kreuzen, Sternen, Schlangenlinien. Die Hova tättowieren sich gar nicht, aber bei den Frauen der Betsileo sieht man Spuren auf Brust und Nacken. Von weitern „zierenden Verunstaltungen" des Körpers nennen wir bei den Sakalaven der Westküste die barbarisch-afrikanischen ungeheuern Ohrpflöcke. Schwarzfärben der Zähne mit einer Paste, die Sibree Laingo nennt, ohne sie näher zu beschreiben, kommt bei Waldstämmen des Innern vor. Angeblich färben sie abwechselnd einige Zähne, während sie andre weiß lassen.

Die Hova haben hauptsächlich durch frühzeitige Einfuhr europäischer Waffen ihre beherrschende Stellung in einem so großen Teile von Madagaskar errungen und die andern Stämme gezwungen, in dieser Bahn ihnen zu folgen. So sind denn Feuergewehre heute in Madagaskar fast bei jedem Stamme zu finden, und selbst bei entlegener wohnenden, wie den Voilakerta, tragen die Krieger neben zwei Wurfspeeren eine Flinte. So allgemein aber,

um alle andern Waffen zu verdrängen, ist das Feuergewehr noch nirgends geworden. In Antananarivo selbst sieht man noch sehr viele Speere, Schlachtäxte, kurze Dolche, Holzschilde mit Büffelhaut überzogen. Aber für mahay, d. h. geschickt mit Speeren umzugehen, werden doch nur wildere Stämme, vor allen die Sakalaven, gehalten. Neben dem Bogen erscheint als Schießwaffe noch das Blasrohr und zwar in einer an die malayischen und südamerikanischen Vorkommnisse erinnernden Gestalt. Das madagassische Blasrohr ist 2—3 m lang. Die Pfeile dazu bestehen aus einem ca. 0,5 m langen, feinen, zugeschärften



Die Hova-Hauptstadt Antananarivo. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 504.

Bambus- oder Phragmites-Rohrsplitter als Schaft und dem hinten handbreit umgebundenen, aus den Seidenfasern gewisser Asklepiadeensamen oder feinen Federn bestehenden Pfropfen, welcher, vom Hauche getrieben, den Pfeil herausschnellt und zugleich im Fluge stetig hält.

Der Bau der **Häuser**, beziehentlich **Hütten** geschieht bei allen Madagassen, welche man genauer kennt, nach einem ziemlich übereinstimmenden Grundplane, der geringen Veränderungen unterliegt. Es darf hierin ein weiterer Beweis für die fundamentale Übereinstimmung beinahe der ganzen Inselbevölkerung in ethnographischer Beziehung erkannt werden. Das Material ist in der Regel Thon, dessen Vorkommen auf dieser granitischen Insel ein sehr verbreitetes ist. Man baut ihn in Schichten von 1/2 m Höhe und etwas weniger Dicke auf. So entstehen Mauern, die sehr dauerhaft sind und die Räume, welche sie umschließen, warm halten. Es ist das Staunen der Europäer, wie diese Bauten viele

Jahre dauern, trotzdem sie in manchen Gegenden einer regelmäßigen fünfmonatlichen Regenzeit von beträchtlicher Intensität ausgesetzt sind. Das Dach ruht bemerkenswerterweise nicht auf diesem Gemäuer, sondern auf drei Pfosten; es ist meist steil und hoch und mit Rohr oder Binsen gedeckt. Nur die Häuser der Reichsten in Antananarivo sind mit hölzernen gemalten Schindeln oder irdenen Ziegeln einheimischer Manufaktur gedeckt. Einen sehr auffallenden Charakterzug in der Physiognomie dieser Häuser bilden die am Firste sich kreuzenden Dachsparren, deren Enden vielfach eingekerbt sind und oft mit einer kleinen Schnitzerei enden. Bei einigen Stämmen sind sie genaue Nachbildungen eines Ochsengehörnes, bei andern findet man an allen Dachsparren kleine Vögel aus Holz. Man hat in diesen Tieremblemen das Wappen oder Symbol des betreffenden Stammes zu sehen geglaubt. Bei den Hova gehört die verschiedene Höhe der Sparren zu den Zeichen des Ranges, den der Bewohner des Hauses einnimmt (s. Abbildung, S. 505). Das Haus hat mindestens eine Thür und ein Fenster, öfters mehrere. Die Thüren sind etwa $^1/_2$ m über den Boden erhöht, so daß man über ein seitwärts gelegtes Paar Steine zur Schwelle steigt. Den Fußboden bildet entweder gestampfter Lehm, geklopfte Baumrinde oder Streu. Die Häuser sind in der Regel so gestellt, daß die Thür sich nach Westen öffnet. Der östliche oder nordöstliche Teil des Hauses ist vor andern geheiligt: hier steht der Hausfetisch, und hier wird gebetet. Auch wird beim Bauen eines Hauses der nordöstliche Pfeiler mit besondern Feierlichkeiten aufgerichtet.



Umfriedete Bauernhäuser in Imerina auf Madagaskar. (Nach Ellis.) Vgl. Text, S. 505.

Dies ist der Hova-Typus des Hausbaues, der am vollkommensten und teilweise sogar großartig in den Bauten der Hauptstadt ausgeprägt ist (s. Abbildung, S. 503). Die königlichen Gebäude, eigentlich ungeheuer große Hütten mit riesigen, spitzen Dächern, sind in jedem Stockwerke mit einer Veranda umgeben, welcher als stützende Säulen mächtige Baumstämme dienen. Die ganze Stadt erhebt sich terrassenförmig, und die als Wege dienenden schmalen Pfade sind sehr steil und im schlechtesten Zustande. Auch stehen die Häuser durchaus nicht regelmäßig in Reihen, sondern bunt durcheinander. In der Stadt befinden sich auch einige freie Plätze, welche zum Abhalten von Märkten dienen.

Die Sakalaven-Dörfer machen keinen so freundlichen Eindruck wie viele Hova-Dörfer. Die kleinen Hütten, meist im Schatten einiger größerer Bäume unregelmäßig zerstreut, sind mit Rafia- und Ravenala-Laub bekleidet. Zu Pfosten verwendet man auch Mangrovestämme. Die Hütten sind rechteckig, niemals rund, und meistens stehen sie 1—2 m hoch auf Pfählen über dem in der Regenzeit aufgeweichten Boden.

Alle Dörfer sind umwallt, und ebenso sind alle Gebäulichkeiten eines Besitzers mit hohen, dichten Rohr- oder Lehmmauern umschlossen (s. Abbildung, S. 504), welche den Blick Unbefugter ins häusliche Leben der Sakalaven absperren. Man hat hierin einen mohammedanischen Gebrauch sehen wollen, doch liegt die historische Deutung näher. Solange die Hova in eine Menge kleiner Stämme zerfielen, deren jeder mit seinen Nachbarn in endlosen Streiten lag, trug jede Höhe auf dem Hochlande Imerina ein mit drei Ringgräben befestigtes Dorf. Sobald aber eine feste Regierung diesem Faustrechte ein Ende machte, verließ die Bevölkerung diese Bergfesten, um in die Ebene hinabzusteigen, wo ein geräumigeres und besseres Land ihr winkte. Indes gibt es noch heute genug befestigte Dörfer im Hova-Lande. In der Zeit der Erbauung dieser Befestigungen, welche gewöhnlich in die letzte



Haus eines Hova-Häuptlinges. Vgl. Text, S. 504.

Hälfte des vorigen Jahrhunderts gesetzt wird, wurde übrigens der Steinbau bei den Madagassen besser geübt als heute, so daß vermöge dieser Bauten das Land nicht ruinen- und erinnerungslos ist wie so manche Teile Afrikas.

Der **Ackerbau** ist die Hauptquelle für die Ernährung, Kleidung, in geringerm Maße für den Gelderwerb der Bevölkerung Madagaskars. Er ist allgemein verbreitet, und wie es scheint, lebt keiner von allen den Stämmen, welche die Insel bewohnen, ganz ohne ihn. Land findet sich im Überflusse, und landwirtschaftlichen Unternehmungen ist der größte Spielraum gelassen. Man könnte aber nicht behaupten, daß von diesem Reichtume der beste Gebrauch gemacht würde, denn der Ackerbau steht hier im allgemeinen nicht höher als bei den ostafrikanischen Negern. Hier wie dort ist eine leichte Haue so ziemlich das einzige Werkzeug. Die Felder sind oft weit vom Dorfe entfernt in Thaleinschnitten oder den Uferebenen der Gewässer angelegt. Ist in einem Jahre die Ernte schlecht ausgefallen, so wird ein neuer Platz aufgesucht. Leider opfert man, unbesorgt um die Zukunft, den Wald rücksichtslos der Reiskultur, indem man die Bäume einfach umschlägt und anzündet, um Neuland und zugleich Aschendüngung zu gewinnen. Da niemals Wald nachgepflanzt wird, so ist jetzt fast das ganze Hova-Land waldlos und mit Gras bewachsen; nur hier und da erhebt

sich ein vereinsamter ehrwürdiger Baumriese, den Zufall oder Absicht verschonten, als Zeuge vergangener Zeiten.

Indische, arabische und europäische Einflüsse haben an gewissen Stellen bestimmte Kulturen etwas über dieses Niveau gehoben, vor allen die des Reises und Zuckerrohres. Der Reisbau liefert das meiste Getreide für den Bedarf der Madagassen an der Ostküste und im Innern, teils auch an der Westküste. Im allgemeinen leben aber die Bewohner des Westens mehr von Maniok und andern Wurzeln, die des Ostens mehr von Reis. Derselbe ist hier die eigentliche Nahrungsfrucht, so wie er es in Indien, Hinterindien und China ist. Schon im vorigen Jahrhunderte war die Ausfuhr von Reis beträchtlich. Außerhalb des Hova-Landes ist in den tiefern Teilen des Nordsakalaven-Landes der Reisbau beträchtlich, aber in den höhern Teilen, wie z. B. im Innern von Beravi, wird nur wenig Reis gezogen. Die Bewässerung der Reisfelder geschieht häufig auf künstlichem Wege, das Zerstampfen des Bodens besorgen die Rinder, und der Schnitt des Halmes wird mit einer Sichel, die einem leicht gebogenen Sägemesser gleicht, ausgeführt. Darauf wird das Getreide auf einem Dreschsteine ausgeklopft und durch Schwingen gereinigt.



Reismörser und Ruder von Madagaskar. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

Neben Reis bildet Zuckerrohr den Gegenstand eines erheblichen Anbaues, wenigstens im Hova-Lande. Man preßt das Rohr zwischen zwei hartholzigen Cylindern, von welchen der Saft in einen Trog läuft. Von dem unvollkommen kristallisierten, wenig gereinigten Zucker werden auf den einheimischen Märkten große Posten verkauft. Baumwolle wird im Lande wenig gebaut; Maniok, Bataten, im Innern und besonders im westlichen Teile desselben auch Kartoffeln sind die allgemein angebauten Wurzelfrüchte. Von Getreide ist der Mais nur an der Westküste in weiter Verbreitung angebaut, wo er den Reis der Hova ersetzt. Viele Fruchtbäume sind eingeführt, so Pfirsiche, Apfelsinen, Zitronen, Loquat. Der Weinstock wird auf dem Hochlande gezogen, die Ananas gedeiht ebenda sehr leicht. Außerdem hat sich neuerdings der Anbau von Kaffee und Vanille als lohnend erwiesen. Von fortgeschrittenern Hova werden auch europäische Gemüse angebaut, besonders Bohnen. Aus dem Zuckerrohre destillieren sie den berauschenden Trank Toakka. Als weitere Genußmittel werden Hanf und Tabak kultiviert. Der Tabak ist stark und schlecht schmeckend; er wird von den Sakalaven selten geraucht und dann aus Wasserpfeifen (s. Abbildung, S. 507), welche nach südafrikanischer Art aus ochsenhornförmigen Flaschenkürbissen und Thon hergestellt sind, niemals geschnupft, aber desto leidenschaftlicher gekaut, wozu er vorher gepulvert wird.

Ackerfelder und Gärten sind bei den Hova hoch umzäunt. Bald wählen sie dazu Acacia indica, genannt Tsiafaka-Omby, d. h. undurchdringlich für Ochsen, bald eine Euphorbie.

Die Hauptbedeutung der Herden liegt in ihrer Eigenschaft als Kapital, und die Sitte erhebt die Verwendung dieses Kapitales in vielen Fällen zur Notwendigkeit. Mit Rindern wird die Braut bezahlt, und Geburts-, Todes- und Jahresfeiern sind unmöglich ohne das Schlachten, beziehentlich Opfern von Rindern. Der Madagasse ißt außer bei festlichen

Gelegenheiten selten Fleisch und begnügt sich im gewöhnlichen Leben mit vegetabilischer Nahrung. Kälber zu essen, verstößt vollends gegen die Landessitte, nach welcher das Kind nicht von der Mutter getrennt werden soll. Kein andres Produkt Madagaskars ist so marktbar wie Rinder, die heute nebst dem Reis die wichtigste Einnahmequelle der Insel darstellen. Mauritius, Réunion, zum Teile selbst Sansibar und andre ostafrikanische Küstenplätze sind für ihren Fleischkonsum hauptsächlich mit auf Madagaskar angewiesen. „In der Viehzucht bestehet ihr größter Reichtum und Herrlichkeit; wer dessen viel hat, ist bei ihnen reich und fürnehm", schreibt schon Mandelslo von den Madagassen, und dieser Satz könnte noch heute an die Spitze einer Betrachtung des gesamten Wirtschaftslebens der Madagassen gestellt werden. Alles errungene Geld wird in Herden angelegt. Es ist der größte Ehrgeiz der Mittellosen, so weit zu kommen, daß sie wenigstens 2—3 Rinder erwerben können. Im Hochlande ist die Ausnutzung der Herden eine etwas stärkere, und die Milch bildet hier ein Hauptnahrungsmittel. Zwar haben die reichen Hova ihre eignen Viehstationen, wo Herden von 500 bis 800 Stück beisammen gehalten und geweidet werden; aber alle diese Tiere wachsen und vermehren sich ohne die geringste Pflege von menschlicher Seite und suchen sich ihre Nahrung auf den reichen Weidegründen der Insel. Daß einige Tiere von den Hova künstlich in halb unterirdischen Ställen gemästet werden, kommt hier nicht in Betracht. Dieser Zustand erschwert die Milchgewinnung in so hohem Maße, daß das Melken hier eine ebenso schwere Kunst ist wie bei den Hottentotten, Masai oder Dinka. Obgleich die Rinder in Madagaskar unter den öffentlichen Schutz gestellt sind und bei den unabhängigen Stämmen auf dem Diebstahl derselben die Todesstrafe steht, ist doch Viehdiebstahl häufig, und die Wegführung oder Zerstörung der Herden bleibt immer ein Hauptmittel der Kriegführung von Stamm zu Stamm.



Eine madagassische Wasserpfeife, nach afrikanischem Muster. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/5 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 506.

Das madagassische Rind ist ein Zebu und gleicht dem, welches in ganz Ostafrika gehalten wird. Schafe und Ziegen finden sich nur an bestimmten Teilen des Innern, die heute überall verbreiteten Schweine wurden erst von den Engländern unter Radama I. eingeführt und fehlen noch heute bei den Sakalaven. Hühner findet man nicht in jedem Dorfe. Gänse, Enten, Puter, welche in keinem Hova-Dorfe fehlen, haben bei den Südsakalaven noch keinen Eingang gefunden. Die Hunde sind entweder schakalartig und ostafrikanischer Abstammung oder von europäischem Mischblute. Katzen sind allen Madagassen Tiere bösen Omens.

Die Madagassen stehen früh auf und lieben es, ihr Tagewerk so früh wie möglich zu fördern, aber sie sind keine ausdauernden und zähen Arbeiter. Die Arbeit der freien Leute wird in ihrer vollen Entfaltung gehemmt durch diejenige der Sklaven. Wo irgend eine Veranlassung zu größerer Arbeitsleistung vorliegt, wie z. B. in den Reisdistrikten des

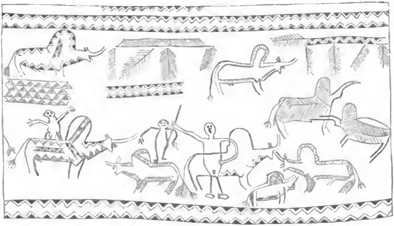
Nordsakalaven-Landes, wo zur Ausfuhr kultiviert wird, und wo die Feldarbeit in der That beträchtlich ist, werden immer auch viele Sklaven gehalten. Wo dies nicht der Fall, ist die Beschäftigung bei der Landbevölkerung nicht groß. In diesen Verhältnissen ist das, was man Gewerbthätigkeit nennen könnte, hauptsächlich in den Händen der Weiber. Ausgenommen ist davon nur die Eisenbereitung und -Bearbeitung, welche überall geübt wird, wo das Rohmaterial vorhanden ist. Nur die fabelhaften Vorläufer der Hova und Betsileo auf dem Hochlande des Innern, die Vazimba, sollen angeblich die Bearbeitung des Eisens nicht gekannt haben, ehe es durch die Hova zu ihnen kam. Die Hova gelten für die geschicktesten Eisenarbeiter, aber Audebert berichtet sogar von den abgeschlossen lebenden Voilakerta, daß sie die in ihren Gebirgen gegrabenen Eisenerze mit Hilfe einer Blasevorrichtung, die auf der Bewegung eines Feder- oder Baumwollstempels in einem ausgehöhlten Baumstamme beruht, wie sie auch die Hova im Gebrauche haben, ausschmelzen und daraus gut gearbeitete Waffen hämmern. Die Hova ahmen in manchem die Europäer und ihre Muster nach, aber alle Beobachter heben hervor, daß ihnen die Gabe, selbst etwas zu erfinden, fehle. Bei jenen Völkern der Insel, welche weniger von fremdem Einflusse berührt wurden, ist eine Lieblingsbeschäftigung der Frauen das Weben von Lambas aus Rafiafaser. In allen Dörfern sieht man große Schattendächer, unter denen die Webstühle tagsüber aufgestellt werden, und es dauert oft monatelang, ehe eins dieser haltbaren Gewebe fertig ist. Auffallend ist die geringe Fertigkeit der Madagassen, vielmehr ihrer Weiber, in der Herstellung größerer Thongeschirre, besonders ihrer Wassergefäße, welche zu einem oder zweien an festen Plätzen in jeder Hütte stehen und durch Form und Brand an ostafrikanische erinnern. Hingegen verfertigen sie gute Töpfe mit Deckel zum Reiskochen und aus feinem roten Thone Platten und Flaschen, welche Sibree sogar an spanische Töpfereien erinnerten. Das Flechten der Matten, Körbe und Taschen, zuweilen in roher Tiergestalt oder von Flaschenform, ist Sache der Frauen. Die Muster der quadratischen, an den Ecken etwas aufgebogenen Getreidewannen und Matten sind recht hübsch.



Bambusbecher der Hova, als Tabaksdosen gebraucht. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) ⅓ wirkl. Größe. Vgl. auch Abbild., S. 509.

Der innere Handel des Landes ist bei dem übeln Zustande der Wege und der Unsicherheit des Verkehres nicht beträchtlich. Der Außenhandel ist aber nach und nach eine große Notwendigkeit für das Hova-Reich geworden, und doch sind alle Mittel für den Betrieb desselben im schlechtesten Stande. So sind denn die Ausfuhren, hauptsächlich aus Rindern und Reis bestehend, gering. Im 17. Jahrhundert schrieb Mandelslo: „Die meisten Wahren, mit denen sie jetzo handeln, seynd Ebenholz, Tamarinden, Drachenblut und Aloe, außerdem

Vieh". Heute sind noch Häute und Reis als wichtig zu nennen. Außerdem lasten hohe Einfuhrzölle, mit denen die Hova den größern Teil ihrer Staatsausgaben bestreiten, auf



Zeichnung einer Rinderherde auf einem Bambusbecher, s. die Abbildung, S. 508. (Museum für Völkerkunde, Berlin.)

dem Handel, gereichen aber der Bevölkerung wohl im übrigen nur zum Vorteile, da nur dadurch die Einfuhr von Branntwein erschwert wird, welcher das Volk demoralisiert.

Der Verkehr zu Wasser ist, den Unterlauf einiger Flüsse ausgenommen, Küstenfahrt. Für diese gibt es nach Hildebrandt heute zwei Arten von Fahrzeugen. Die eine, die



Ein Betelnußtäschchen von Madagaskar. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) ⅓ wirkl. Größe.

gewöhnliche, ist ein „Einbaum" mit rundem Boden ohne Kiel. Je nach der Größe des Baumes, aus dem sie gehauen, ändert sich ihre Tragfähigkeit. Sie sind, wenn sie in See gehen, mit Auslegern versehen (die Hova-Boote kennen dagegen die Ausleger nicht) und führen große viereckige oder lateinische Segel aus Palmstrohmatten oder Zeug. Sonst werden sie,

wenn groß, mit Puddelrudern, wenn klein, mit Handrudern getrieben. Bei der **zweiten Art** von Booten besteht nur der Boden aus einem behauenen Baumstamme. Darauf ist aus kaum zollstarken Brettern der schlanke Körper von elegantester Form gefügt. Der scharfe Schnabel läuft in einen durch eigentümliche Ausschnitte verzierten hochaufstehenden Hals aus, was an venezianische Gondelformen erinnert. Auch der schmal zulaufende Stern ist erhöht und ähnlich ornamentiert. Auch diese Boote sind mit „Ausleger" versehen. Gewöhnlich sind sie 6—8 m lang und dabei kaum 1 m breit. Ihre Schwimmfähigkeit und Schnelligkeit sind sehr groß. Einfacher sind die Einbäume für die Fahrt auf Seen und Flüssen, doch erreichen sie oft eine beträchtliche Größe.

Die Geringfügigkeit des Verkehres prägt sich auch im Mangel eines gesetzlich bestimmten Umlaufsmittels aus. In den Hafenplätzen kursiert verschiedenes Geld, tief im Innern gar keins. Im Norden werden die Geldstücke mit einem Meißel in sechzig Teile zerlegt und so Kleingeld geschaffen, im Süden gelten sie nur ganz. Im allgemeinen ist der Verkehr im Innern der Insel gering. „In Madagaskar weiß man im Norden nichts vom Süden und umgekehrt. Die seltsamsten Fabeln laufen darüber um. Die Madagassen sind keine Freunde vom Reisen." (Audebert.)

---

## 24. Familie, Staat und Religion der Madagassen.

„Die Hova sind durch Krieg groß geworden, und durch Krieg erhalten sie ihre Macht." * * *

Inhalt: Die Familie. Kinder. Namengebung. Die Ehe. Blutsbrüderschaft. — Der Staat. Die Stände. Die Sklaven. Staatenbildungen. Das Hova-Reich. Geschichtlicher Überblick. Das Königtum. Allbesitz der Krone. Hohepriesterliche Stellung des Herrschers. Krönung. Gesetze. Gottesgerichte. Kriegswesen. — Religion. Seelen- und Ahnenkult. Idole. Priesterschaft. Unbegreifliche Natur der Idole und Amulette. Faditra. Fadi. Willkürliche Gedankensprünge. Heilige Steine und Pfosten. Opfer. Tierglaube. Rinderverehrung. Fabeltiere und Tierfabeln. Wasser- und Pflanzenaberglaube.

Die Familienbande der Hova sind keine allzu strengen. Das Christentum mußte mit der Vielweiberei paktieren, welche tiefe Wurzeln in den Sitten des Volkes hat und durch die Raubzüge der Hova immer neue Nahrung erhielt. Diese haben aufgehört, so erfolgreich zu sein wie früher; auch wurde die Vielweiberei durch höhern Befehl abgeschafft, aber nur dem Namen nach. Viele Hova nehmen zum Scheine eine Frau und halten nebenbei zahlreiche Mätressen. Auch da, wo die Vielweiberei anerkannt wird, ist die erste Frau die Herrin des Hauses, die gesetzliche Gattin, deren Kinder bevorrechtet sind. Diese Thatsache prägt sich schon in der Anordnung der Wohnstätten aus. Die Hütten der einzelnen Weiber, Vadi-kely oder Nebenweiber, liegen meist um die größere des Ehegatten gruppiert, welcher im Hauptgebäude mit der sogenannten Vadi-be oder Hauptgattin zusammen wohnt. Die letztere ist selten die schönste der Frauen, wohl aber die reichste und dem Hausherrn ebenbürtigste.

Zum Verlöbnisse wird oft schon im jugendlichsten Alter zwischen den beiderseitigen Eltern geschritten und dasselbe in Gegenwart der Verwandten, deren Zeugnis für bindend gilt, festgesetzt. Die Heirat selbst findet nach gegenseitiger Übereinkunft, ohne besondere Feierlichkeit statt und wird auch ebenso leicht wieder gelöst. Auch noch in der christlichen Zeit war die Lösung des Heiratsbandes sehr leicht. Man sagte sprichwörtlich: Heirat ist kein fester Knoten, sondern ist im Bogen geknüpft. Durch die Geschenke nimmt die Heirat etwas vom Charakter des Weiberkaufes an. Keine Heirat gilt für gesetzlich und rechtlich geschlossen, bei welcher nicht die Eltern der Braut als Ausdruck ihrer Zustimmung zu der

Verbindung das Vody ondry, das Schwanzstück eines Rindes, vom Bräutigam angenommen haben. Im ganzen ist dem Weibe seine Stellung nicht allzu tief unter derjenigen des Mannes angewiesen. Wird eine Frau auf Nebenwegen ertappt, so hat der Mann das Recht, ihr zum Zeichen ihrer Schande die Haare abzuschneiden. Dagegen sind den unvermählten Weibern große Freiheiten gestattet. Bei den heidnischen Stämmen, wo es keine Schande ist, sondern gern gesehen wird, wenn eine junge Frau voreheliche Kinder mitbringt, kann die Moral nicht groß sein. Weniger ist sie es aber im Grunde wohl noch bei vielen halbzivilisiertern christlichen Hova als bei den primitivern heidnischen Madagassen, denn bei jenen spielt die Sittenheuchelei eine große Rolle und wirkt die Halbkultur mit wirtschaftlichem Rückgange, übermäßigem Genusse geistiger Getränke, und was sie sonst im Gefolge hat, zersetzend in allen Richtungen ein.

Die politisch hervorragende Rolle der Frauen, verursacht in erster Linie durch den großen Wert, der auf die direkte Vererbung des Blutes gelegt wird, dann aber auch bei den Hova durch den Gebrauch, daß der erste Minister der Gatte der Königin ist, hat in der Geschichte des eben genannten Volkes durch die drei aufeinander folgenden Königinnen, deren Reihe mit Ranavalona I. beginnt und nur durch die kurze Episode Radamas II. unterbrochen wird, fast schon den Charakter der Gynäkokratie angenommen.

Im allgemeinen sind die Hova stolz auf ihre Nachkommenschaft, besonders auf solche männlichen Geschlechtes. Dies verhindert jedoch nicht die tiefe Einwurzelung der grausamen Sitte des **Kindermordes**, der aus verschiedenen Gründen, hauptsächlich aber wohl aus Aberglauben, in großer Ausdehnung geübt wird. Der Wert, welcher auf den Besitz männlicher Nachkommenschaft gelegt wird, prägt sich in der Sitte der Madagassen aus, den Namen des Neugebornen dem eignen hinzuzunehmen. Der erste Minister Radamas II. hieß ursprünglich Haro, sein Vater Rainiharo, d. h. Haros Vater; als ihm aber ein Enkel geboren wurde, der Voninahitranioni hieß, nannte er sich Rainivoninahitranioni. In der **Namengebung** zeigt sich hier überhaupt manches Eigenartige, und es greift selbst hier der Aberglaube ein. Nach **Audebert** herrscht bei der Wahl der Namen für Personen der seltsame Gebrauch, sich erniedrigende Namen beizulegen. So heißen sehr oft angesehene Personen Rafiringa, d. h. Misthaufen, oder Rabetay, d. h. viel Mist. Diese Sitte rührt angeblich daher, daß die Leute durch das Tragen schöner Namen den Neid des bösen Schicksales herauszufordern fürchten. Sie ist aber nicht ganz allgemein, es erzeugt sich vielmehr geradezu das Gegenteil derselben durch die Neigung der Madagassen, sowohl in Personen- als Ortsnamen zur Hyperbel zu greifen: der erste Palastoffizier Radamas II. hieß z. B. Rainimaharavo, d. h. Vater des Freudeverursachens. Den Eltern ist in Madagaskar die größte Verehrung seitens der Kinder gewiß, schon weil im allgemeinen dem Alter hohe Ehre gezollt wird. Die Schätzung des Alters geht bis ins Absurde, so daß, wenn zwei Sklaven Lasten tragen sollen, von denen der eine etwas jünger ist als der andre, jener, wenn möglich, alles auf sich nimmt, um den ältern frei gehen zu lassen.

Die Worte Vater und Mutter, Ray und Reny, finden auch Anwendung auf Stiefeltern, Onkel und Tante. Entsprechend gilt der Ausdruck Kinder für eigentliche Kinder, Stiefkinder, Neffen und Nichten. In andern Richtungen geht die Unterscheidung der Verwandtschaften weiter als bei uns. Sie haben eigne Bezeichnungen für des Bruders und der Schwester Bruder, des Bruders und der Schwester Schwester. Ein scharfer Unterschied wird gemacht zwischen Schwesterkindern und Bruderkindern. Letztere mögen frei untereinander heiraten, auch Bruder- und Schwesterkinder brauchen nur eine kleine Zeremonie durchzumachen, um das Hindernis der Blutsverwandtschaft aufzuheben, aber die Ehe unter Schwesterkindern ist „fadi" bis zum fünften Grade. So ist auch die Vererbung in der weiblichen Linie die weitaus bevorzugte.

Seltsam sind die aus der Ständebesonderung hervorgehenden Heiratsbeschränkungen. Die drei Klassen der Edlen, Bürger und Sklaven sollen nicht untereinander heiraten, aber es sollen dies auch die Stämme nicht thun, in die sie sich teilen, selbst nicht die drei verschiedenen Arten von Sklaven. Es gibt indessen Ausnahmen. So dürfen die Glieder des ersten Adelsstammes ein Weib aus den Freien nehmen. Ein Freier kann eine Sklavin heiraten, wenn er sie erst loskauft; trennt er sich später von ihr, so bleibt sie frei. In der Familie geborne Sklavenkinder werden oft mit derselben großen Zärtlichkeit behandelt, durch welche im allgemeinen das Familienleben der Madagassen sich auszeichnet.

Die Stellung der Witwen und der geschiedenen Frauen ist, wie überall in der Welt, auch bei den Madagassen keine angenehme und bietet manches Widersprechende. So gibt es in der Hova-Sprache zwar ein Wort für die Stellung eines Weibes, das während der Abwesenheit des Gatten die Erlaubnis erhalten hat, mit andern Männern zu verkehren; aber auf der andern Seite trägt die Frau, solange der Gatte im Kriege abwesend ist, um ihren Hals ein schwarzes Band oder eine Schnur, aus Haaren geflochten, zum Zeichen, daß jener abwesend und ihre Person geheiligt sei. Während bei den Hova die Witwe vom jüngern Bruder ihres Gatten geheiratet werden muß, wird sie bei den Sihanaka ein Jahr lang schlecht behandelt, in Lumpen gekleidet, gewaltsam ihres Schmuckes entledigt, weil ihr Vintana oder Schicksal zäher gewesen als das ihres Gatten. Dann wird sie aus der Familie ihres Gatten geschieden und ihrer eignen zurückgegeben.

Zu den merkwürdigsten Sitten der Madagassen gehört Fatobra oder Tamake, d. h. **Blutsbrüderschaft**, welche sowohl bei Hova als Sakalaven gefunden wird. Sinn und Wirkung sind dieselben wie bei den Afrikanern, wenn auch nicht immer die Methode, und sie scheint hier auffallend häufig zur Anwendung zu kommen. Wir geben eine Schilderung des Vorganges, wie **Grandidier** ihn bei den Antenosi mitgemacht. „An dem bestimmten Tage versammelten sich die Häuptlinge und das Volk in dem östlichen Teile des Königshauses. Zonmaner und ich setzten uns auf eine neue Matte. Ein Rind wird hereingeführt, zu Boden geworfen und an allen vieren gebunden. Ein Fürst aus der Familie des Zafi Raminia erdrosselt das Opfer, sagt einige Gebete dazu her und fängt das erste Blut in einer mit Wasser angefüllten Kalebasse auf; nachdem er dann eine Prise Salz, etwas Rauchschwärze, eine Bleikugel, einen dicken goldenen Armring dazu gefügt hat, stellt er sie vor uns. Ich nehme meinen Ladestock, und Zonmaner ergreift seine Harpune, und wir tauchen die äußersten Enden davon in die geweihte Flüssigkeit. Indem der Oberhäuptling des Dorfes mit einem Messer die Waffen berührt, die jeder von uns in der rechten Hand hält, hält er eine Ansprache, worin er, nach einigen Lobeserhebungen auf die beiden hohen Kontrahenten, die Verpflichtungen aufzählt, welche die Blutsbrüderschaft auferlegt, und großes Unheil auf uns herabruft, wenn wir meineidig werden sollten. Unterdessen begießt mein Diener Aarate unaufhörlich das Eisen der Lanze mit dem flüssigen Blute. Zonmaner füllt dann einen Holzlöffel mit dem geweihten Getränke, hält es mir an den Mund und läßt mich den Inhalt trinken, klopft mir darauf mit dem leeren Löffel auf beide Schultern, auf Rücken und Brust. Ich wiederhole dieselbe Zeremonie, das Famake ist fertig, und wir sind Blutsbrüder. Meine neue Verwandtschaft beglückwünscht mich, und ein Schwarm von Prinzen und Prinzessinnen, wovon die einen mich Sohn, die andern Vater und Bruder nennen, drücken mir die Hand." Häufiger ist die Blutsbrüderschaft nach einfacherer afrikanischer Art, wobei die beiden Kontrahenten sich gegenseitig Blut aus kleinen Wunden am Bauche, unter der linken Schulter 2c. aussaugen. So nahm Graf **Benjowski** den Eid der Blutsbrüderschaft. Dabei schlachteten aber er und seine Kontrahenten Rinder, von deren Blute die andern Häuptlinge einige Tropfen tranken. **Cousin** sah diese Feier bei den Hova, wo noch mehr geheimnisvolle Gebräuche

ins Spiel kamen. Sieben Graswurzeln, eine Heuschrecke mit umgedrehtem Halse, Mist von einem mutterlosen Kalbe, Wasser von einer vertrockneten Quelle, ein alter Knochen, eine Flinte, ein Speereisen wurden zusammen in einen Reismörser gethan, dann den künftigen Brüdern vorgewiesen und an jeden dieser Gegenstände eine Warnung oder Drohung im Falle eines Bruches des Gelöbnisses geknüpft. Der Mörser ward dann umgestürzt und Wasser über die Hände der Kontrahenten gegossen, womit die Brüderschaft geschlossen war.

Gesellschaftlich zerfallen die Hova in drei getrennte Klassen: den Adel (Andrian), den Bürgerstand (Hova) und die Sklaven (Andevo oder Ampory). Der Adel ist nur ein erblicher und kann unter keinen Umständen verliehen werden. Seine Glieder sind vorwiegend Abkömmlinge der frühern Häuptlinge der Hova. Er ist der bevorzugte Stand, doch nicht der reichste; ja, man hört sagen: arm wie ein Andrian. Der Regierung steht die freie Verfügung über alle ihre Unterthanen zu. Fanompoana, d. h. Dienst, wird von reich und arm, alt und jung, am meisten aber von den Geschicktesten verlangt, und es liegt in diesem Fronsysteme eine große Ursache des Zurückbleibens der Hova, da die Freude am Genusse der eignen Arbeit gerade denjenigen am meisten verkümmert wird, welche am meisten können. Die Freien teilen sich in zahlreiche Stämme oder Clans, die in der Regel nicht untereinander heiraten. Außerdem zerfallen sie in die zwei Gruppen der Miaramila, Kriegsdienstpflichtigen, und der Borizano oder Zivilbürger. Mit dieser Stellung der Bürger ist natürlich das System der Nichtbezahlung aller für die Regierung geleisteten Dienste gegeben, und dieses bedeutet bei dem weiten Umsichgreifen der Regierungsmacht und besonders bei dem Umstande, daß die Minister die größten Kaufleute des Landes sind, sehr viel. Die Europäer haben nicht am wenigsten durch die Einführung der Lohnarbeit günstig auf die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Hova-Reiches eingewirkt. Eine zwischen Bürgertum und Geburtsadel stehende Klasse, etwa Verdienstadel, ist seit Radama I. durch Verleihung von Ehren, Voninahitra, an die Diener des Staates geschaffen worden.

Die Sklaverei wurzelt auf Madagaskar in Kriegsgefangenschaft, Strafe für Schulden und Verbrechen oder in Sklavengeburt. Man unterscheidet drei Arten: Zaza-Hova, Andevo und Mosambik. Die erstern sind Sklaven, welche von demselben Blute sind wie die Hova selbst, aber als Strafe für eigne Vergehen oder für große Verbrechen ihrer Väter oder Brüder zu Sklaven gemacht wurden. Die Andevo sind die zweite und zahlreichste Klasse, welche sich hauptsächlich aus Kriegsgefangenen rekrutiert, die Sklaven im engern Sinne. Sie sind in der Regel etwas dunkler als die Hova, im übrigen aber, entsprechend ihrem sehr verschiedenen Ursprunge, von mannigfaltiger Erscheinung. Die dritte Klasse sind endlich die von den Arabern seit langer Zeit eingeführten Afrikaner, meist von der gegenüberliegenden Mosambikküste stammend. Letztere sind seit 1877 nominell in allen den Hova unterworfenen Teilen der Insel frei.

Die Sklaverei hat hier den patriarchalischen Charakter, den sie überall besitzt, wo das Gefühl der individuellen Freiheit und Würde gering ist und ein scharfer Rassengegensatz fehlt. Die Sklaven sind in der Regel etwas niedriger stehende Glieder der Familie, können aber durch ihre Herren ein Leben bereitet erhalten, um welches mancher Freie sie beneiden mag. Die schlechteste Seite der Sklaverei ist daher der üble Einfluß, den sie auf die Arbeit der Gesamtheit übt, da man sich gewöhnt, alle Arbeit, auch die kleinste, durch Sklaven besorgen zu lassen.

Die einheimischen Staatenbildungen Madagaskars sind, soweit sie bekannt geworden, monarchischer und zugleich beschränkter Natur. Darüber darf der Umstand nicht täuschen, daß in den französischen Geschichten Madagaskars ein König des Ostens und ein König des Nordens, freilich nur als gleichberechtigt mit dem „Könige der Umgebungen der Bai von Antongil", vorkommen. Das sind Könige, wie sie in Afrika häufig sind, Herrscher von einigen

Quadratmeilen, deren Machtlosigkeit oft in einem komischen Gegensatze zu den Prätensionen steht, die ihnen von interessierter europäischer Seite aufgedrängt werden. Die Unabhängigkeit dieser Häuptlinge, denn mehr sind sie nicht, voneinander scheint eine vollkommene zu sein. Selten verläßt ein Eingeborner das Gebiet seines Stammes, denn er muß fürchten, jenseit der Grenze vogelfrei zu sein.

Wir haben früher die merkwürdigen Wege betrachtet, auf denen die Hova über diesen niedern politischen Zustand sich erhoben haben. Nur möge man nicht die Entfernung überschätzen, welche sie, wenn sie nun auch als Reichegründer erscheinen, von dem niedrigern Niveau trennt. Es wiederholt sich vielmehr bei ihnen das oben geschilderte Verhältnis im großen. Ist ihr Reich auch größer, so ist es dafür von um so lockererem Zusammenhange; und dadurch ist es eigentlich auch wieder kleiner, als man nach dem Kartenbilde glauben sollte. Der ganze Norden und Westen, mit Ausnahme einiger Handelsplätze an der Küste, sind noch unabhängig, der Süden und Südosten ebenfalls.

Um die ethnographischen Wirkungen der erobernden Ausbreitung der Hova zu verstehen, muß man den durchgreifenden, grausamen und langwierigen Charakter ihrer Kämpfe in Erwägung ziehen. Man sucht dem Gegner so gründlich wie möglich zu schaden. Jedes Mittel gilt für erlaubt und galt dies doppelt in den endlosen Sakalaven-Kriegen. Man ruhte nur zeitweilig vom Töten und Rauben, wenn die Grenzstrecken auf Meilen menschenleer gemacht worden waren. Nimmt man hinzu die Sitte, einen Teil der Unterworfenen, und gerade den jüngsten, lebenskräftigsten, als Sklaven fortzuführen, und endlich die weit zerstreuten Beamten und Besatzungen der Hova: was anders konnte die Wirkung einer solchen expansiven Politik sein als die bunteste Zusammenwürfelung und Mischung der Bewohner? Der Sauerteig aber in dieser gärenden Masse, das ist der Hova. Es ist vielleicht etwas übertrieben, aber im Wesen wohlbegründet, was Audebert von dieser seiner Stellung sagt: „Der Malgasche fühlt sich als Kind seiner Insel, als Herr seines Landes, der Hova betrachtet sich selbst als Eindringling, als Fremdling, die Feindschaft zwischen beiden ist eine unerbittliche, eine Versöhnung unmöglich". Denkt man sich nun solche Gärungserreger des öftern im Schoße der madagassischen Völker ihr durcheinander werfendes, aus- und abgleichendes Wesen treibend, so liegt die Erklärung für die Einheit in der Mannigfaltigkeit, welche das Merkmal dieser Völker bildet, nahe genug.

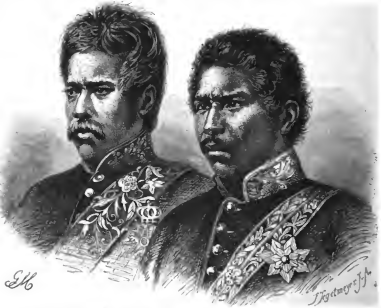
Betrachten wir die Anordnung dieser Völker, absehend von den Rassenunterschieden, auf welche hin bei der vielartigen Mischung des Volkes eine scharfe Sonderung der Madagassen vielleicht nie möglich sein wird, so haben wir außer den bereits betrachteten Hova und Betsileo, die als wesentlich identisch aufzufassen sind, wie sie ja auch heute den Kern des Hova-Reiches im Innern bilden, die Stämme der Ostküste, welche wohl auch unter dem Namen des einst mächtigsten von ihnen, der Betsimaraka, zusammengefaßt werden. Der eben genannte Stamm ebenso wie die mehr landeinwärts wohnenden Betanimena sind hovaähnlich, während sowohl die mehr nördlich als die mehr südlich wohnenden Stämme der Taimoro, Taisasy, Taisaka, Tanosy und Tandroy von dunklerer Haut und nicht straffem Haare sind. Aber auch unter den Betsimaraka finden sich viele Dunkle mit lockigem Haare. Ihnen schließen sich die im Waldgürtel der Ostküste zwischen den Stämmen der Küste und des Innern wohnenden Völkerschaften der Tanala, auch Betsileontanala genannt, die Tankay oder Bezanozano und die Sihanaka an. Alle diese Stämme, mit Ausnahme der eben genannten dunklern Stämme der Ostküste, sind den Hova ähnlicher, sowohl körperlich wie hinsichtlich des Charakters, wie endlich auch in den ethnographischen Merkmalen, als irgend welche andre Stämme der Insel. Sie bilden eine Gruppe, deren Schwerpunkt heute im Innern, in den Gebieten der Hova und Betsileo, zu suchen ist, früher aber offenbar an der Ostküste in dem einst mächtigen Stamme der Betsimaraka lag.

Einst hatten die die Westküste bewohnenden und von dort aus an der Süd- und Nordspitze übergreifenden Sakalaven einen ähnlichen Halt an zwei politischen Gebilden, dem südlichen Königreiche von Menabe und dem nördlichen von Imboina, welche von Gliedern der Häuptlingsfamilien der Sakalava vor etwa 200 Jahren gegründet worden waren. Von ihnen aus wurden sogar die Hova in Unterwerfung gehalten. Heute sind sie es aber, die zum größten Teile nominell Unterthanen der Hova sind. Die von letztern nur zum Teile unterworfenen Bara im zentralen Teile der Insel, südlich von den Betsileo wohnend, sind im Äußern ihnen ähnlicher als ihren nördlichen Nachbarn. Ob mit diesen dunklern Bewohnern die fabelhaften Urbewohner Imerinas, die Vazimba, übereinstimmten, und ob ihre Reste in denselben aufgegangen sind, ist ungewiß.

Sowie das Königtum der Madagassen nirgends ein unbeschränktes ist, so ist am wenigsten der Hova-Fürst der absolute Monarch, als welcher er von Europäern oft fälschlich dargestellt wurde. Ihn umgibt ein hoher Adel, dessen Glieder Menamaso, d. h. rote Augen, genannt werden, und der einen großen Einfluß auf die Regierung einmal dadurch übt, daß aus ihm die Minister genommen werden, dann aber auch dadurch, daß er das macht, was öffentliche Meinung genannt werden könnte. Zum Menamaso gehören Glieder der königlichen Familie und Söhne alter Familien, aus ihm gehen die Gespielen der Prinzen und die Räte der Könige hervor. Eine noch größere Quelle von Beschränkung ist der Adel im allgemeinen, welcher sich vielfach als Vertreter des Volkes und Vollstrecker des Volkswillens aufspielt. Hier mögen wohl jene unbewußten Anregungen des Verkehres mit Europäern hereingespielt haben, welche ebenso mächtig wie in Bezug auf Ursprung und Wirkung schwer berechenbar sind. Auch früher hatten die Großen des Landes dem Könige regieren helfen, aber es hing von dem Wollen des letztern ab, wieviel und wieweit er ihren Rat beachten oder befolgen wollte. In den Versammlungen durften sie mitsprechen, der König aber beschloß und handelte praktisch unbeschränkt und unter seiner alleinigen Verantwortlichkeit. Regiert ein König mit Kraft, und weiß er sich vielleicht außerdem die Herzen seines Volkes zu gewinnen, dann haben Adel und Volksversammlung wenig zu bedeuten; ihre Macht wächst aber in dem Maße, als der Herrscher schwächer oder unbeliebter wird. Er besitzt Machtmittel, welche es ihm leicht machen, seiner Autorität volle Geltung zu verschaffen, denn der König ist nicht nur die Quelle der Gesetze, Strafen und Ehren, sondern der allgemeine Eigentümer; Person, Eigentum, Zeit, Arbeit, Geschick, Erfindung, alles gehört dem Herrscher. Die ganze Verwaltung des Hova-Reiches wird auch noch heute wesentlich aus dem Gesichtspunkte der Privatwirtschaft für Rechnung des Königs betrieben. Daher die unsinnigsten Plackereien und Auflagen. Alle Minerale und alle Produkte des Waldes und Feldes, welche nicht durch Hacke und Spaten gewonnen werden, also Honig, Wachs, Kautschuk, Benzoeharz, sind Regal; so auch die Nutzhölzer. Vor allem entsprach es aber den Anschauungen der Hova von dem Rechte des Königs, daß, so wie es den Kommandanten einer Nova bei Todesstrafe verboten ist, ihren Posten zu verlassen, es den Madagassen überhaupt bei Todes- oder lebenslänglicher Arbeitsstrafe verboten war, ihre Inseln zu verlassen. Und endlich findet eine große Zahl von Verschuldungen gegen den Staat ihre Strafe darin, daß das Eigentumsrecht an der Arbeit zu einem Rechte auf die Person wird, d. h. daß Schuldige Sklaven des Königs werden. Im Wesen besteht die „Staatssklaverei" noch heute. Die pomphaft verkündete Sklavenbefreiung von 1877 bedeutete im Grunde nur, daß die Schwarzen fortan für die Königin oder die Kirche umsonst arbeiten mußten und keine Verpflegung mehr erhielten.

In der Gestalt, welche das Königtum unter eigentümlichen innern und äußern Einflüssen angenommen hat, ist äußerlich wenig von der hohenpriesterlichen Stellung des Herrschers mehr übriggeblieben; ja, es will sogar scheinen, als ob die Priester nicht nur an Rang, sondern auch an innerer Bedeutung tief unter den höhern Dienern des Hofes

und Staates stünden. Aber in der Masse des Volkes leben Reste eines ältern Glaubens, der im Könige den größten Zauberer seines Volkes sieht. Wie Religions- und Staatswesen noch immer tief ineinander greift, zeigen die Gebräuche beim Eidschwure, der sich dadurch an das Gottesurteil anschließt, daß der Schwörende nicht nur von heiligem Wasser, sondern öfters auch von einem Zaubertranke verschlucken muß, welcher beim Königsschwure über einer Bleikugel, einer Dose Erde und einem Flintenpfropfen gestanden hat. Da nach dem Volksglauben beim Meineide dieser Trunk dem falsch Schwörenden Tod bringen würde, ist derselbe offenbar nur eine abgeschwächte Form jenes schrecklichen Gift- und Gottesurteiles,



Rainitnalavan und Rainilaiarivona, die beiden Hauptminister Radamas II. (Nach Ellis.)

welches als Tangena bei den Hova, als Kizumba bei den Westsakalaven eine so verheerende Rolle spielt. Ebenso wie vor den Idolen und ihren Trägern hat das Volk aber auch vor allem auf die Seite zu treten und stillzustehen, was in Berührung mit dem Könige und seinem Hause ist oder war.

Ellis hat uns die Krönung Radamas II. eingehend beschrieben, die auf der Ebene Imahasina bei Antananarivo unter großem Pompe stattfand. In der Mitte dieser Ebene liegt der heilige Stein, ein Granitblock, auf welchem stehend der König die Krone empfing, nachdem er am Morgen vorher die Huldigung der unterworfenen Stämme entgegengenommen hatte. Alle Würdenträger und dem Hofe Nahestehenden waren in Scharlach und Gold gekleidet. Der König, der die englische Generalsuniform trug, ritt auf einem ägyptischen Pferde zur Krönung, die Königin wurde in einem Palankine getragen. Der König setzte sich die Krone, die nach europäischem Muster gearbeitet und ein Geschenk des französischen Kaisers war, selbst auf und hielt dann eine von den Gefühlen patriarchischen Wohlwollens erfüllte Anrede an das versammelte Volk, das mit dem lauten Rufe „Izany“ oder „Izay“

(„So ist es"), wie es gegenüber madagassischen Rednern üblich ist, dem Könige antwortete und mit „Hiobe! Hiobe!" ihn begrüßte. Musik und Gesänge begleiteten das Fest.

Die Gesetze (Kabary) der Hova werden von jedem Könige beim Antritte der Regierung neu verkündigt und dabei alle Änderungen und Zusätze namhaft gemacht, welche er für gut hält. Gegenwärtig sind es über 60 Gesetze, welche nach und nach zu einem Kodex des Hova-Rechtes sich gesammelt haben. Neue Verordnungen und Gesetze werden außerdem auf öffentlichem Markte verkündigt. Für schwere Verbrechen sind verschiedene Todesstrafen, dann lebenslängliche Zwangsarbeit in Ketten und Sklaverei die üblichsten Strafen. Bei großen Verbrechen werden Weiber, Kinder, Sklaven und Herden des Schuldigen konfisziert und verkauft, doch können jene durch Verwandte freigekauft werden.

In frühern Zeiten spielten in der Rechtspflege der Hova eine der ersten Rollen die Gottesgerichte, und zwar wurden nach afrikanischer Sitte zur Entdeckung schwerer Verbrecher, besonders der Zauberer und Landesverräter, Gifte angewandt. Das bekannteste wurde Tangena genannt von der gleichnamigen Pflanze, von der die stark giftige Nuß verabreicht wurde, deren unversehrtes Erbrochenwerden als reinigendes Zeichen galt. Das Volk nahm an, daß in dieser Nuß ein „herzenskündender" Geist wohne, und wenn eine öffentliche Kalamität die Vorstellung erweckte, daß die Gottheiten Versöhnung heischten, nahmen ganze Dörfer das Tangena, und Todesfälle als unmittelbare Folge waren nicht selten. Bei einzelnen Stämmen findet man Gottesurteile mit heißem Wasser, aus dem Steine ohne Schaden genommen werden müssen, mit Flüssen voll Krokodilen, die mehrmals durchschwommen werden müssen, und Ähnliches. Oder es wird Wasser in die Nase gegossen, und wenn der Prüfling niest, ist er schuldig. Ein zu übler Zeit gebornes Kind wird, anstatt einfach getötet zu werden, in den Eingang der Rinderhürde gelegt und die Herde darüber getrieben: verschonen es die Hufe der Tiere, so mag es leben bleiben.

Die Hova sind durch Krieg groß geworden, und durch Krieg erhalten sie ihre Macht. Ihre jetzige Herrscherdynastie hat ohne Zweifel etwas Militärisches, ins Madagassische übersetzt, an sich. Die waffenfähige Bevölkerung ist dienstpflichtig, und aus einem beliebigen Teile derselben werden die Garnisonen gebildet. Da diese Soldaten aber sowenig bezahlt sind wie irgend ein andrer Diener des Staates, so sind ihnen die Kriege doppelt erwünscht, deren erster Zweck stets ist, Beute an Ochsen und jungen Sklaven zu machen. Von gefangen genommenen Soldaten ist keine Rede, sie sind dem Tode verfallen. Auch die Organisation kleinerer Stämme ist hauptsächlich kriegerisch.

Unser Wissen von dem Religionswesen der madagassischen Völker ist im tiefsten Kerne auch heute noch immer in die bescheidenen Worte zu fassen, welche der deutsche Reisende Mandelslo 1639 aus Madagaskar schrieb: „Was dieser Leute Glaube sein mag, habe ich nicht eigentlich erfahren können. Aber so viel habe ich vernommen, daß sie erkennen, daß ein Gott sei, welcher alles erschaffen hat, der das Gute belohne und das Böse strafe." Sicher haben allerdings die Völker Madagaskars ohne allen Unterschied der Abstammung einen Glauben an Überirdisches, und die Art ihrer Verehrung läßt uns zweierlei von vornherein erkennen: sie zollen den Seelen der Abgeschiedenen Verehrung, und außerdem suchen sie durch allerlei Mittel böse Geister zu versöhnen oder sogar sich zu verbünden. Alle Madagassen glauben an die geheime Kraft der Bily oder bösen Geister und schreiben ihnen viele Übel zu, und dieser Glaube ist bei ihnen wohl der unbedingt vorwaltende, das Leben am tiefsten beeinflussende, so daß man sagen kann, der Grundzug ihrer Religion ist der auf die Spitze getriebene Fetischismus. Vielleicht vermischt sich oft mit diesem der Seelenkult, dessen Anzeichen sehr deutlich sind. Die Madagassen legen nicht allein großes Gewicht auf ein gesetzmäßiges Begräbnis, weil sie gleich manchen andern Völkern glauben,

der Geist komme nicht zur Ruhe, ehe seinem Leibe alle Ehren des Begräbnisses erwiesen worden, sondern sie widmen auch dauernde Verehrung den Seelen solcher Abgeschiedenen, welche tiefere Spuren in den Gemütern der Lebenden gelassen. Der Übergang vom Seelenkulte zum Geister- und sogar Götterglauben tritt dabei in anziehender Weise hervor. Dem Geiste Andrianampoines, des Gründers der heutigen Hova-Dynastie, wird ein Walten über die Angelegenheiten speziell von Imerina und die Ankündigung kommender Ereignisse zugeschrieben. Opfer- und Begräbnisstätten scheinen öfters zusammenzufallen. Opfer, die den Geistern dargebracht werden, bestehen zumeist aus Rindern, die dann für besondere Fälle vorgeschriebene Farben und andre Eigenschaften haben müssen. Wohlriechende Harze und Hölzer werden ebenfalls verbrannt, und Besprengung der Opfernden mit Wasser war ein häufiger Gebrauch. Häuptlinge funktionierten als Opferpriester.



Rainitsontsoraka, ein christlicher Märtyrer in Madagaskar. (Nach Ellis.)

In den Hütern und Trägern der Heiligtümer haben wir die Priesterschaft der Madagassen zu erkennen, welche indessen eine bedeutende Stellung und kastenartige Ausbildung, häufig mit Erblichkeit, nur bei den Hova und Verwandten erlangt zu haben scheint, von welchen sie dann zu den unterworfenen Stämmen als Träger der Staatsreligion kamen. In den öffentlichen Aufzügen, auch wenn sie nichts mit Religion zu thun haben, erscheinen die Priester als singende, tanzende, gestikulierende Schar, welche die Staatsidole auf langen Stangen trägt. Die Bedeutung, welche vom Volke und nicht nur von den niedern Klassen desselben diesen Idolen beigelegt wird, zeigt deutlich, daß den Hütern dieser Heiligtümer eine große Rolle im öffentlichen wie im privaten Leben der Madagassen zukommt. Was die erstere anbetrifft, so ist es keine Frage, daß der passive Widerstand der Priester wesentlich zur Entthronung des den Christen geneigten Radama II. beigetragen hat. Die Priester vergaßen es dem Könige nie, daß er ihre Einkünfte beschnitten hatte, indem er an die herkömmlich unverschämten Forderungen ihrer Götzen nicht zu glauben vorgab. Radama II. hatte die Kühnheit gehabt, als er von einem „Götzenwächter“ um einen Ochsen für den Götzen ersucht wurde, zu antworten: „Sage dem Götzen, er möge selbst kommen,

sich seinen Ochsen zu holen". Wenn Hildebrandt einmal sagt, es sei in den vom römischen Christentume angehauchten Gegenden Madagaskars schwierig, zu unterscheiden, ob die Amulette von europäischen Priestern oder von heidnischen Zauberern angefertigt, so sehr sähen sie sich ähnlich, so darf diese Bemerkung nicht darüber täuschen, daß die Missionare in Madagaskar mit Bewußtsein immer zuerst gegen diesen blöden Götzenglauben zu wirken



Ein gefangener christlicher Hova. (Nach Ellis.)

suchten, und daß der widerspruchsreiche Unsinn dieses Glaubens sie in ihrer Propaganda, die im ganzen doch sehr erfolgreich gewesen ist, sehr wesentlich unterstützte. Wie heftig gerade die Götzenhüter gegen das Christentum erregt waren, beweist aber die von Ellis erzählte Geschichte von einem Manne dieser Klasse, welcher seine zum Christentume übergetretene Tochter mit eigner Hand ermordete.

Unbekannte Gedankenverbindungen, welche nur zu ahnen sind, gehen vom religiösen Bewußtsein der Madagassen zu den unscheinbarsten Gegenständen, deren Wahl und Zusammensetzung auf toller Willkür beruht. Man meint oft einen Zug von Selbstironie darin zu sehen, und jedenfalls ruht eine halb unbewußte und halb gesuchte Gegensätzlichkeit in der Zuweisung

so hoher Bedeutung an so unwürdige Gegenstände. Hier einige Beispiele derselben. Eins der berühmtesten Heiligtümer ist Kelimalaza (klein, aber gut antwortend), welches in einer verstöpselten Büchse wohnt, die in der Regel fest verhüllt ist. Soll dieser Geist gefragt werden, so nimmt der Götzenhüter die Büchse aus der Hülle und betet, indem er jenem ein kleines Opfer bringt. Dann versucht er den Stöpsel herauszuziehen. Läßt er sich leicht ziehen, so ist das Unternehmen rätlich, läßt er sich schwer ziehen, so wird das Unternehmen auf Hindernisse stoßen; geht er gar nicht heraus, so muß es überhaupt unterlassen werden, da der Geist es nicht billigt. Solche und ähnliche Fetische hat jedes Haus, einige aber sind für ganze Bezirke und Dörfer bestimmt, und gewisse Völker, wie die Hova, haben ihre Staatsidole. In vielen Dörfern der Hova wie der Sakalaven findet man lange, dünne Stangen aufgerichtet, an denen Schutzidole hängen, z. B. kleine, aus Holz geschnitzte Vogelgestalten, Reiherflügel ꝛc. Bei der feierlichen Zeremonie der Beschneidung laden die Ältesten die Vorhaut der Knaben in ein Gewehr und schießen sie zu diesen Bildern empor. Der Hova-König hat stets seinen besondern Götzen, der in Prozession, von zahlreichen Priestern begleitet, ihm vorgetragen wird. Der Götze der vorigen Königin war z. B. eine schlanke Gerte mit zwei roten Fetzen daran, welche wie Bänder herabhingen; ihre Vorgängerin hatte ihren Götzen Rasantaka in einem stark gebogenen Wildschweinshauer, und im Krönungszuge Radamas II. sah Ellis als die dreizehn großen Idole der Hova schmutzige Stücke von silbernen Ketten, Silberkugeln, Korallenstücke, in Silber gefaßte Knochen und Krokodilszähne, Streifen scharlachroten Tuches und unsichtbare Heiligtümer in Zeug oder Matte gewickelt. Derartigen willkürlichen Zusammenstellungen von absurden Dingen wird häufig eine aggressive Kraft auf einen bestimmten Zweck hin zugeschrieben, und so entsteht Zauberei, welche, wiewohl nach Hova-Gesetzen streng bestraft, in sehr großer Ausdehnung geübt wird. Zauberer gehen, sagt man, des Nachts nackt umher und tanzen auf Gräbern. Hauptsächlich aber verfertigen sie Zaubermittel von oft höchst bunter Zusammensetzung. Wir nennen hier als auffallend wegen seiner weiten Verbreitung nur noch den Glauben an die bösen Wirkungen beschriebenen Papiers. Solche Zaubermittel vermögen, wie sie schaden können, auch zu nützen. Man trägt sie darum als Amulette. Heilsam wirken Zaubermittel ferner, indem sie durch Wegführung von Übeln fühnen. Sie heißen dann Faditra. Man bläst Asche in den Wind, trägt ein Schaf in die fernste Wildnis, und je weiter man diese Dinge entfernt hat, um so weiter hält man auch die Übel von sich fern. Zu den Faditra gehört auch das Begraben eines Menschen in das Fundament eines Hauses.



Ein Rosenkranz von Madagaskar. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/8 wirkl. Gr.

Einige Missionare, welche Ähnlichkeiten zwischen dem Glauben der Juden und gewissen religiösen Vorstellungen der Madagassen, speziell der Hova, herausfanden und an eine Beeinflussung der letztern durch jene dachten, haben unter anderm auch hervorgehoben, daß die Madagassen im ganzen Lande auf Bergen und in der Nähe hervorragender Felspfeiler Altäre haben, wo sie verschiedenen Gottheiten sowohl lebende Wesen als auch leblose Gegenstände opfern. Öfters handelt es sich bei diesem Stein- und Bergdienste wohl um die Verehrung der Grabmäler ihrer Ahnen oder vielmehr der um die Gräber schwebenden abgeschiedenen Seelen. Bei den Hova hatte sich ein eigner Sagenkreis um die Gräber jener Vazimba, der angeblichen Ureinwohner von Imerina, geschlungen, die von den Hova vertrieben worden waren. Man glaubte an gute und böse Vazimba, versetzte sie in Höhlen und in das Wasser der Seen und des Meeres. Einzelne von ihnen waren berühmte Nothelfer und hatten ihren Fadikreis so gut wie die echten Götzen. Man opferte an ihren Gräbern und bei den dieselben überschattenden Bäumen.

Die fundamentale Übereinstimmung des madagassischen Seelenglaubens und der aus demselben hervorgehenden Begräbnisgebräuche mit den entsprechenden Vorstellungen und Gebräuchen der Malayen wurde bei der Betrachtung der letztern betont (s. S. 458, 461).

Die Fadigesetze[1] dehnen sich auf gewisse Tiere aus, unter welchen Schweine den am weitesten verbreiteten Widerwillen auf sich vereinigen. Die Zulassung von Schweinen in Antananarivo wurde daher der Grund, daß die Priester einmal mit ihren Idolen nach benachbarten Orten auszogen. Auffallend ist es, daß bei einigen Stämmen auch die Hunde, die über die ganze Welt hin für treue Gefährten des Menschen gelten, verpönt sind. Daß auch die weitverbreiteten und nützlichen Hühner in gewissen Teilen Westmadagaskars „fadi" sind, wurde schon hervorgehoben. Es ist weniger erstaunlich, wenn dasselbe auch von den Eulen gesagt werden muß, welche für Todesboten und überhaupt für Wesen von übler Vorbedeutung, auch für Gefährten der Zauberer gelten. Daß eine scheue Verehrung von Krokodilen, Schlangen und anderm Ungeziefer sich hieran anschließt, ist bei der bekannten Logik des Gegensatzes im religiösen Glauben der Naturvölker nicht überraschend. Teile von diesen und andern Tieren bilden einen Bestandteil zahlreicher Talismane, Zauberhörner und Götzensubstitute. Die unbedingteste Schätzung aber scheint das Rind weit vor allen andern Tieren zu finden. Seine Opferung besiegelt jede Handlung von höherer Bedeutung, und seine Weihung wird als Dankesbezeigung gegen die Götter vorgenommen. Die Hova verbinden das Rind auch mit ihrer Geschichte, indem sie sagen, daß König Ralambo ihm zum erstenmal den Namen Omby beilegte, indem er ausrief: „Omby, omby" („genug, genug"), als er die Hürden mit Rindern gefüllt sah. Vorher habe es Jamoka, d. h. zahm, mild, geheißen. Manches mag, wie Sibree wahrscheinlich gemacht hat, auf einen frühern Zustand der Heiligkeit dieses Tieres deuten, wovon man auch Spuren in Südasien und Ostafrika findet. Ebendarauf scheint es auch hinzuführen, wenn nur den Häuptlingen bei einigen Stämmen gestattet ist, Rinder zu töten. Ja, Drury erzählt von einem Dorfe Ambotaka im Südwesten, wo nur Abkömmlinge königlichen Blutes Tiere oder Vögel irgend welcher Art töten durften. In der Segnung der zu schlachtenden Rinder durch den Hova-König am Neujahrsfeste liegt wohl auch noch ein Rest solcher Anschauung. Der Büffel, als das stärkste und wildeste aller Säugetiere Madagaskars, wird in der poetischen Sprache und in Beschwörungen häufig als Sinnbild der Kraft gebraucht, und Stiergefechte gehörten einst zu den Lieblingsergötzungen der madagassischen Großen. Die Weissagung aus den Teilen geschlachteter Tiere ist weit verbreitet, doch gibt es bei den Tanala auch Auguren, welche aus dem Vogelfluge, aus Vogelstimmen, aus Hühnereiern und dergleichen wahrsagen.

Zu diesen mit den verschiedensten Kräften ausgestatteten Tieren kommt nun noch eine ganze Schar von Fabeltieren: Raubtiere von Ochsengröße, zweibeinige, äußerst schnellfüßige Tiere, gehörnte Wassertiere und andres Gelichter der Art. Auf der Spitze der Wunderbarkeit steht aber der Fanany oder Fananimpitoloha, d. h. der Fanany mit sieben Köpfen. Er wird in Wurm-, Schlangen- und Eidechsenform gedacht und mit jenem Wurme identifiziert, der in der aus den Leichen Edler fließenden Fäulnislache sich entwickelt. Dieser Wurm, mit dem Leichname begraben, steigt später als Eidechse aus dem Grabe und ist in dieser Gestalt nichts andres als der Geist des Verstorbenen, was sich dadurch erweist, daß er auf Fragen durch Erheben des Kopfes antwortet, und daß er von einem Teller Ochsenblut trinkt. Ans Grab zurückgetragen, wird der Fanany ein riesengroßer Geist, der die Umwohner schützt.

Abergläubische Gebräuche, die mit dem Wasser zusammenhängen, führen zum Teile offenbar auf die das Wasser bewohnenden Krokodile zurück. Wer einen Speer am Wasser schüttelt, war von der Rache der Krokodile bedroht, noch mehr, wer Unreinigkeiten in

[1] Über das madagassische Tabu, das „Fadi", s. den Abschnitt über den malayischen Aberglauben, S. 455.

einen Fluß warf. Die Antankarana in Nordmadagaskar glauben, daß die Seelen ihrer Häuptlinge in Krokodilen weiterleben, während die Seelen Niedriggeborner in andre Tiere fahren. Daher werden die Krokodile sowenig wie möglich belästigt. Verliert ein Mensch sein Leben durch ein Krokodil, so warnt man diese Tiere, es nicht wieder zu thun, oder versöhnt sogar ihren Zorn, den man fürchtet. Vielleicht liegt es daran, daß die Europäer hauptsächlich mit den Binnenstämmen Madagaskars zusammentreffen, wenn in der Menge von Sagen, Traditionen ꝛc. wir sowenig vom Meere hören. Dem Vazimba-Geiste Ranoro ist Salz „fadi". Trotzdem haben diese Geister sich in das Meer zurückgezogen, als die Idole und heiligen Stätten Imerinas zerstört wurden. So zieht auch jener als siebenköpfige Wurmgestalt aus einer Menschenseele entstehende Geist Fenàng oder Fanany sich entweder in den Himmel oder das Meer zurück, wenn er nach seinem Tode bergartig anschwillt und auf der Erde keinen Raum mehr findet, wo er sich bewegen mag.

Ein **Pflanzenaberglaube**, über welchen wir jedenfalls nur sehr lückenhaft unterrichtet sind, spricht verschiedenen Gewächsen einen heiligen Charakter zu. Dazu gehören bei den Sakalaven Tamarinde und Baobab, und zwar werden bestimmte Abschnitte des letztern für gottgeweiht erklärt, schwarz, gelb und weiß gefärbt, mit Matten umwunden und mit Amuletten behangen. Man verehrt auch eine Mimose, Fano, welche besonders bei den Vazimba-Gräbern wächst, und verwendet ihren Samen zur Zauberei. Wer eine gewisse Bignonia pflanzt, dem droht früher Tod. Bei den Sakalaven pflanzt bei der Geburt des ersten Kindes der Vater einen Baum zum Zeichen, daß er letzteres anerkennt. Und wenn in einem Hause früher ein Kind geboren wurde, ging der Vater mit der Wurzel Varikitia vor die Thür, hielt sie zum Heile des Kindes über seinen Kopf und warf sie dann westwärts zu Boden.

Zum Schlusse eine der **Geschichten**, durch welche man den Tieraberglauben zu motivieren sucht:

Man glaubt, daß es ehedem ein Volk gab, welches **Vazimba** hieß, von kleinem Wuchse war, aber große Köpfe hatte; auch jetzt noch sollen einige solcher Vazimba an der Westküste wohnen. Diese Leute machten sich eines Tages auf, um am Ufer zu spielen, und fingen ein Tier, welches Fananimpitoloha (siebenköpfige Hydra) heißt. Dann kamen sie zu der Schlange Tompondrano, und ein Vazimba schickte sie auf eine Botschaft, indem er zu ihr sagte: „Gehe hin zu meinen Eltern und sage: Also spricht euer Sohn Ravazimba: Ich bin unter das Wasser hinuntergegangen und wünsche euch Lebewohl; schicket mir daher das Blut eines lebendigen Geschöpfes mit seinen Füßen, seinem Pelze und seinem Fette; wenn ihr dies thut, so wird Segen über euch kommen!" Hierauf ging die Schlange ihres Weges. Aus dem genannten Grunde heißen jene Schlangen Tompondrano (Herr des Wassers). Man glaubt, daß der Vazimba ihnen Gewalt verliehen, so daß fast niemand so kühn ist, sie zu töten. Einige Zeit darauf schickte der Vazimba den Vintsy (einen kleinen blauen Vogel) zu seinen Eltern und sprach: „Grüße meine Eltern von mir und sage zu ihnen: Also spricht Ravazimba: Schicket mir Geflügel und Schafe". Und als der Vintsy seine Botschaft ausgerichtet, kehrte er zu Ravazimba zurück, und dieser sprach zu ihm: „Weil du hurtig und klug gewesen bist, verleihe ich dir Ehre; ich werde auf deinen Kopf eine Glorienkrone setzen und dich Tag und Nacht in blauen Schmuck kleiden. Wenn du Junge bekommst, will ich sie auferziehen und alle diejenigen in ihrer Jugend erschlagen, die dich zu töten suchen." Dies, glaubt man, ist der Ursprung der Schönheit dieses Vogels, und deshalb auch befindet sich sein Nest stets am Ufer des Wassers. Gleichermaßen findet man bis auf den heutigen Tag nicht viele Leute, die so kühn sind, den Vintsy zu töten oder zu essen. Einige glauben fest an die Wahrheit dieser Erzählung und erweisen dem kleinen Vogel große Ehrerbietung.

# Die Naturvölker Amerikas.

## 1. Die Natur Amerikas.

„Amerika ist mehr als ein Erdteil, es ist für sich allein eine von den beiden Weltinseln" * * *

Inhalt: Lage. — Größe. — Umriß. — Bodengestalt. — Die Kordilleren. — Pampas und Llanos. — Klima. — Steppenbildung. — Nützliche und schädliche Pflanzen und Tiere.

Die beiden großen Kontinentalmassen, die amerikanische auf der westlichen und die altweltliche auf der östlichen Seite der Erde, liegen sich, durch die beiden großen Meere getrennt, wie zwei ungeheure Inseln kompakt, scharf abgegrenzt gegenüber, und nur im hohen Norden, in Regionen, die wir übrigens nur an den Rändern kennen, mag vielleicht auch ihre Begrenzung zweifelhaft werden. Die Entfernungen von den Rändern der östlichen Weltinsel oder der Alten Welt sind am größten im Süden und verringern sich nach Norden zu. Zwischen Cap Roque und der Sierra Leone-Küste beträgt die Entfernung 400 Meilen, die Azoren sind von Neufundland nicht viel über 200 Meilen entfernt, und Neufundland ist durch 450 Meilen von Irland getrennt, und wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, Island zu Europa und Grönland zu Amerika rechnet, so ist hier die Distanz noch kleiner. Im Stillen Meere ist die Trennung im Süden und in der Mitte noch schärfer, indem das trennende Meer erheblich breiter ist; dagegen wird gegen Norden zu die Entfernung allmählich geringer. Am Äquator beträgt sie zwei Fünftel des Erdumfanges, in der Beringsstraße mißt sie nur noch 9 Meilen, und südlich von dieser Straße bilden die Aleuten eine Kette von einem Festlande zum andern. Diese Entfernungen und Annäherungen sind in verschiedenen Richtungen besonders bemerkenswert. Die Frage der ältern Besiedelungen Amerikas wird uns auf dieselben zurückführen.

Amerika steht mit ca. 750,000 deutschen QMeilen an Flächenraum hinter Asien zurück und erreicht nur die Hälfte des Rauminhaltes der Alten Welt. Es ist länger als diese, da seine Nord- und Südspitzen fast um 130 Breitengrade auseinander liegen, dafür ist wiederum Asien allein fast doppelt so breit, wie Nord- und Südamerika an ihren breitesten Stellen sind. Da die Klimagebiete im ganzen zonenförmig angeordnet sind, bedingt dies einen reichen Wechsel des Klimas für Amerika, das mit seinem arktischen Archipel und vorzüglich mit Grönland tiefer in das arktische Gebiet und mit seiner Südspitze in die kalte, gemäßigte Zone des Südens hineinreicht. Mit diesem Unterschiede der Gestalt hängt innigst die Thatsache zusammen, daß die östliche Landmasse im einzelnen reicher gegliedert, viel reicher an Binnenmeeren, Meerbusen, Inseln und Halbinseln ist, während Amerika nur an der Nordost- und Nordküste eine reichere Gliederung zeigt. Für die klimatischen Verhältnisse hat aber diese geringere Gliederung nicht dieselbe Bedeutung, die sie in Afrika gewinnt, denn die von beiden Seiten einander mehr genäherten Meere lassen der Wüstenbildung nicht den Raum, den sie im dunkeln und plumpen Erdteile findet. Gegenüber dem breiten Wüstenlande, das, von der Sahara anfangend, mit geringen oasenhaften Unterbrechungen sich vom Atlantischen bis

zum Stillen Meere durch die Alte Welt zieht, sind die amerikanischen Wüsten von geradezu unbedeutender Ausdehnung und viel reicher an Oasen, überhaupt nie so entschieden wüstenhaft wie z. B. in Nordafrika oder im innersten Mittelasien. Allerdings ist aber dabei nicht zu übersehen, daß ein wesentlicher Faktor der Wüstenbildung, nämlich das Auftreten bedeutender Hochebenen, nirgends in Amerika in der Ausdehnung zu finden ist wie in der östlichen Landmasse. Die Hochebenen und mit ihnen die Hochgebirge sind hier alle stark nach Westen geschoben, während im Osten Tief- und Hügelland überwiegen. Den Winden vom Atlantischen Ozeane wird dadurch ein großer Spielraum geboten, während auf den Hochgebirgen des Westens Schnee und Eis lagern und zahlreiche Quellen ihre Gewässer in jenen großartigen Stromsystemen, welche für Amerika im Norden wie im Süden so charakteristisch wie wichtig sind, gegen Osten hin über das weite Land senden und dasselbe in ausgedehntem Maße bewässern.

An zwei Stellen nur bringt das Meer tief in den amerikanischen Kontinent. Die Hudsonsbai schneidet von Norden her in Nordamerika ein, aber ihre Ausmündung liegt in den eisreichsten Regionen des Nördlichen Eismeeres. Die Eismassen, die sich in ihr in jedem Frühsommer ansammeln, machen nicht nur die Schiffahrt in ihr selbst schwer, sondern tragen zur Erkaltung Nordamerikas und zur Herabdrückung der Waldgrenze wesentlich bei. Dieser Meerbusen hat nie eine Rolle in der Geschichte der amerikanischen Völker gespielt. Seine Gestade sind kaum an einigen wenigen Punkten bewohnt gewesen. Bedeutungsvoller ist der andre Einschnitt, der zwischen Nord- und Südamerika eine weite, nach Osten zu offene Bucht auf einer Erstreckung von 20 Breitengraden so tief eingreifen läßt, daß das Festland sich an verschiedenen Punkten zu schmalen Streifen einengt, welche den kühnen Gedanken nahegelegt haben, die beiden großen Meere durch die Durchstechung einer dieser Landengen in schiffbare Verbindung zu setzen. Bei Panama, wo schon seit bald 20 Jahren ein interozeanischer Schienenweg den Kanal einstweilen ersetzt, ist die Landenge nur 6 Meilen breit. In diesem Einschnitte haben wir einen der bedeutendsten Züge in der äußern Gestaltung Amerikas. (S. beigeheftete „Völker- und Kulturkarte von Amerika".) Durch ihn wird der Zusammenhang der Nord- und Südhälfte des Erdteiles auf einen schmalen Landstrich beschränkt, der dazu einst noch durch seine fast ununterbrochene Bedeckung mit schwer zu durchdringenden Urwäldern den Verkehr zwischen Norden und Süden erschwerte. In der That, man kann sagen, daß eine Meerenge, welche die beiden Kontinentalhälften völlig voneinander trennen würde, von größerm Vorteile für den wechselseitigen Verkehr zwischen denselben zu sein vermöchte als dieser schmale, gebirgige, waldreiche Isthmus. Unüberschreitbar ist derselbe allerdings nicht. Er konnte eine Völkergrenze, aber keine Grenze der Menschheit sein. Und des Hugo Grotius Versuche, den Isthmus von Panama zur amerikanischen Völkerscheide zu machen, setzte sich Laet mit Recht, nicht bloß gestützt auf die Ähnlichkeiten der Völker dies- und jenseits, sondern auch auf den Mangel eines Gebirges, entgegen. Wo Gebirge vorhanden sind, schließen sie nirgends den Isthmus ab. Und so bildet Mittelamerika eine wirkliche Brücke zwischen zwei großen Landmassen. Reichliche Inseln, die ihm vorgelagert sind und sich in einer dichten Kette von der Halbinsel Florida bis zum Nordrande Südamerikas erstrecken, können als eine zweite, wenn auch lückenhafte Brücke betrachtet werden. Und daß auch dieser Weg schon in der alten Zeit Amerikas gewürdigt wurde, scheint vor allem die Verbreitung der Kariben zu lehren. Nicht ohne Grund hat man diesen Meerbusen (den man gewöhnlich in die zwei Abschnitte des Golfes von Mexiko im Norden und des Karibischen Meeres im Süden teilt) das Mittelmeer Amerikas genannt. Man wollte damit ausdrücken, daß die reiche Gliederung, die er gerade in die Mitte dieses Erdteiles bringt, von ähnlicher verkehr- und damit kulturfördernder Wirkung zu werden bestimmt sei, wie es das Mittelmeer als Sitz und Ausgangspunkt der

## VÖLKER- UND KULTU



KARTE VON AMERIKA.



Kultur für Europa, Nordafrika und Westasien gewesen und zum Teile noch ist. In der That ist im ganzen 16. Jahrhundert und im Anfange des 17. Jahrhunderts bis zur dauerhaften Besiedelung Nordamerikas die Kultur von diesem großen, inselreichen Meerbusen aus nach allen Richtungen ins Innere getragen worden.

Zahlreiche kleinere Buchten werden vorzüglich durch ausmündende Flüsse gebildet, so diejenigen des La Plata, Amazonenstromes und St. Lorenz. Dieselben werden von lokaler Wichtigkeit für den Verkehr, indem sie der Seeschiffahrt ein tieferes Eindringen ins Innere der Länder gestatten und ihr manchmal auch gute Häfen bieten. Wir finden oft größere Handelsstädte im Hintergrunde solcher Buchten angelegt, so Pará in der Mündungsbucht des Marañon, so Montevideo und Buenos Ayres in der des La Plata und so endlich auch Panama im Golfe von Darien. Auch der See von Maracaibo mit der gleichnamigen Handelsstadt ist als eine ähnliche Buchtenbildung hervorzuheben.

An derartigen kleinern Meereseinschnitten fehlt es auch in Nordamerika nicht, und sie verfehlen auch hier selten, von ähnlicher Bedeutung für den Verkehr zu sein. So haben wir im Nordosten Nordamerikas die Mündungsbucht des meeresarmartigen St. Lorenz mit Quebec, dann die Mündungsbucht des Hudson mit der Metropole ganz Amerikas, New York, ferner die Delawarebai mit Philadelphia und andre. Im Leben der alten Indianer haben aber diese später so wichtig gewordenen Buchten keine bedeutende Rolle gespielt. Eher ist Halbinseln, wie Florida, Yucatan und Alaska, ein gewisser Einfluß auf die Entwickelung besonderer Völker- und Kulturmittelpunkte zuzuschreiben.

Keine Insel der Neuen Welt wäre ursprünglich an ethnographischer Wichtigkeit mit Ceylon, Java oder Großbritannien zu vergleichen gewesen. San Domingo und Cuba sind erst durch Befruchtung mit Geist und Arbeit der Europäer zu geschichtlicher Größe erwachsen. Inselreich ist auf dieser Seite der Erdkugel überhaupt nur jenes amerikanische „Mittelmeer", dann die Südspitze, der Nordwesten und der Nordosten. Was nördlich vorgelagert ist, fällt bereits in den Bereich der Schnee- und Eisherrschaft der Arktis.

Die Bodengestaltung von Amerika wird in erster Reihe bestimmt durch das Vorhandensein eines großen Gebirgszuges, der von der Südspitze bis zum Eismeere in einer Länge von 2000 Meilen die beiden Kontinente sowie die Landbrücke durchzieht, welche dieselben verbindet; in zweiter Reihe dadurch, daß dieses Gebirge in seiner ganzen Erstreckung nach dem äußersten Westrande des Erdteiles gedrängt ist, wodurch alle übrigen Teile des Landes, welche weniger gebirgig sind, gegen Osten und in Nordamerika auch stark gegen Nordosten hinausliegen; in dritter Reihe dadurch, daß diese ausgedehnten Landesteile, die östlich und nordöstlich von der großen Gebirgskette liegen, vorwiegend als Ebenen, sei es als Hochebenen, sei es als Tiefländer, entwickelt und nur mit einigen minder hervorragenden Mittelgebirgen bedeckt sind.

Das große Gebirgssystem des Westens, die Kordillere, tritt im südlichsten Südamerika so nahe an die Küste, daß das Meer, in ihre Thäler eindringend, eine Fjordlandschaft von Meerbusen, Steilküsten, Landzungen und Inseln schafft, die schon Cook den Vergleich mit Norwegen nahelegte. Es zieht dann als verhältnismäßig schmales Kettengebirge hart am Westrande des gemäßigten Südamerika bis an die Südgrenze Bolivias, wo die erste jener Hochebenenbildungen hervortritt, welche in der Geschichte der amerikanischen Kultur eine große Rolle gespielt haben. Die einzige Gebirgskette spaltet sich, und zwei große Bergketten laufen fast parallel von einem Ende Perus zum andern; unter 11 und 14° südlicher Breite vereinigen sie sich wieder und bilden eine Art Knotenpunkt, von welchem andre untergeordnete Bergketten ausgehen. Die westliche ist die Kordillere oder Sierra im engern Sinne, die östliche, welche die höchsten Erhebungen umschließt, führt den Namen der Andes,

der neuerdings oft den südamerikanischen Hochgebirgen überhaupt beigelegt wird. Im westlichen Kamme liegen die Quellen der größten Ströme Südamerikas, aber ihr Scheitel dehnt sich oft auch zu weiten, welligen Ebenen oder Punas aus, kalten, unfruchtbaren, trostlosen Regionen, wo das Leben nur durch das kühne Vicunna und den riesigen Kondor vertreten wird. Dieses unwirtliche Gebiet ist das Despoblado, ein fast unbewohntes Land. Jenseit des Despoblado steigen wir hinab in das niedrigere, aber immer noch bei 2—3000 m hoch genug gelegene Plateau zwischen den Kordilleren der Küste und den schneeschimmernden Andes des Ostens. Dies Plateau ist überall ein Mikrokosmos von Bergen und Hügeln, Ebenen und Thälern, Seen und Flüssen. In einigen Teilen Südamerikas sind jene Gebirgszüge durch 150—300 km voneinander getrennt, in andern nähern sie sich mehr. Es entstehen so die Hochebenen des Titicaca, von Cuzco, Quito, Bogotá, auf denen einst die Indianer, gestützt auf selbständige Kulturentwickelungen, den eindringenden Europäern am festesten stand hielten und noch heute, wenn auch nun im Gewande des Christentumes und einer unvollkommenen Kultur, das vorherrschende Element sind. Das sind die Campos de los Indios, die Felder und zugleich festen Lager derselben, die von Natur ähnlich und in geschichtlicher Bedeutung vergleichbar durch Mittelamerika und Mexiko hin in kleinerm Maßstabe wiederkehren.

Mittelamerika unterscheidet sich von den beiden großen Hälften, die es verbindet, vorwiegend durch eine geringe Ausbildung der Ebene, welche wie vom Meere weggefressen erscheint, wogegen es an den meisten Punkten dem Westen jener in der starken und ausgebreiteten Gebirgsbildung gleicht. Man kann es kurzweg als eine Fortsetzung der Westränder beider Erdteilhälften bezeichnen, wie es ja auch in der Lage vollständig nach Westen hinübergeschoben erscheint und gleichsam Miniaturbilder der Hochebenen von Peru, Bolivia, Ecuador, Kolumbien und Mexiko in den hoch gelegenen Strichen von Costarica, Nicaragua und Guatemala aufweist. Yucatan, der in vielen Beziehungen rätselhafte und geheimnisvolle Schauplatz der Maya-Kultur, die Halbinsel mit 54 Ruinenstätten, ist ein von der Natur wenig begünstigtes, trocknes, an Wasserläufen armes, vorwiegend hügeliges Land. Den nördlichen Teil dieser Einengung aber bildet Mexiko, welches nach Norden zu breit ausläuft und gleichzeitig die mächtigen Gebirgserhebungen Südamerikas wieder aufnimmt. Auf der Querlinie von Acapulco nach Veracruz liegen mehrere Berge, die über 5000 m emporsteigen. Das südliche Mexiko ist ein von Osten und Westen her aufgedrängter Kamm, in den spätere Störungen tiefe nordsüdliche Klüfte gerissen haben. Auch der pazifische Abhang dieser Hochebene ist viel steiler als der atlantische, und so ist der Verkehr bis heute jenem ab- und diesem zugewandt. Das Hochthal von Anahuac, wo Mexiko inmitten kleiner Salzseen und Sümpfe in 2300 m Meereshöhe liegt, verbreitert sich, in wesentlich gleicher Höhe bleibend, nach Norden zu und nimmt als gebirgsdurchzogene Hochebene dort einen großen Raum ein.

Geht man in Nordamerika von Osten nach Westen, so beginnt am Mississippi schon die Hebung, erst flach und sanft, dann steiler werdend, und am Fuße des Gebirges hat sie schon durchschnittlich 1800 m erreicht. Nun treten einige Gebirgsmauern heran, die ihre Gipfel bis 4000 m und darüber erheben; aber hinter ihnen findet sich wieder eine Massenerhebung von durchschnittlich 1800—2400 m, die nun bis an das Stille Meer fortzieht, wo sie mit einer zweiten Gebirgszinne oder mit Reihen von Gebirgszinnen aufhört, die zum Teile als Inselreihen ins Meer vorgeschoben sind. Verglichen mit dieser Massenerhebung, die den sechsten Teil des Kontinentes ausfüllt, sind die Gebirgszüge, selbst wenn sie sich zu imposanten Gipfeln erheben, unbedeutend. Von der Gila-Depression an, der südlichen Naturgrenze Nordamerikas, steigt umgekehrt diese Gesamterhebung oder Hochebene, welche der nordamerikanischen Kordillere zum Fundamente dient, so rasch zu ihrer mittlern Höhe, daß wir sie schon in Neumexiko, unmittelbar nördlich von der Depression, sich in durchschnittlich 2000 m Meereshöhe nach Norden ziehen und dabei in einer Weise sich verbreitern sehen, welche diesem

ganzen Teile des westlichen Nordamerika einen so entschiedenen Hochebenencharakter aufprägt, wie er in Amerika sich nicht wiederfindet. Diese Verbreiterung fällt aber nur zwischen den 35. und 50.° nördlicher Breite. Nördlich hiervon ziehen sich die beiden Gebirgszinnen, die im Westen und Osten diese Hochebene umgürten, zusammen, und in Britisch-Columbia finden wir wieder den Kettencharakter der Kordillere nicht minder entschieden ausgeprägt als in vielen Teilen Südamerikas.

Die Gebirge des Ostens treten im Norden und Süden zurück hinter mächtigen Bildungen von vorwaltendem Flachlandcharakter. Mittelgebirge, wie die Alleghanies mit 2000 m Gipfelhöhe und Paßdurchschnitten bis zu 43 m, hatten für die Urbevölkerung wesentlich Bedeutung als Jagdgebiete. Sie waren im Innern wenig bewohnt, und der Ackerbau, der allein dichtere Bevölkerung nährte, scheint sich zur Indianerzeit wesentlich an die natürlichen Lichtungen in den Flußthälern gehalten zu haben. Hemmnisse der Völkerverbreitung aber in dem Sinne wie die hohen Westgebirge beider Erdteilhälften und damit zugleich Stützpunkte eigentümlicher Zivilisationen sind die Ostgebirge nie gewesen.

In beiden Erdteilhälften senden nach Westen hin diese Ostgebirge Hochebenen und Hügelländer aus, die, firstförmig abdachend, Quellgebiete großer Ströme sind. Groß ist die Entwickelung derselben in Südamerika. So ist das Innere Brasiliens ein hügelbedecktes Tafelland von 600 bis 800 m mittlerer Höhe, das in Minas Geraës zu 1200 und im Itambe zu 1800 m sich erhebt, nach dem Meere zu von einem Randgebirge, der Serra do Mar, im Norden und Süden von Tiefland umgeben, in welches es sich langsam hinabsenkt. Der atlantische Wasserdampf ist diesem Binnenlande entzogen, während in Nordamerika der Mississippi dasselbe befruchtend durchzieht; wo es nicht von fließendem Wasser durchfurcht ist, ist es Savanne (in Brasilien Campo genannt), zumal die südhemisphärische Zenithregenzeit hier schärfer von der trocknen Südostpassatzeit geschieden ist. Die Ähnlichkeit mit Afrikas Savannenlandschaft fällt auf, aber größere Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen wird bedingt durch die Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung des Bodens. Die Bodenerhebungen nach dem Innern von Britisch-Guayana zu steigen keineswegs in schroffen Übergängen von der Ebene zum Gebirge auf, sondern werden allmählich durch Reihen von Bergen vermittelt, bis sie endlich in den Canucu-, Pacaraima-, Carawaimen- und Acarai-Gebirgen Höhen bis zu 400 m und zuletzt im Roraima von 800 m erreichen.

Auch die Savannen oder Llanos von Venezuela und Guayana entsprechen, wie die Campos und Pampas, einem schroffen Wechsel von Trockenheit und Befeuchtung, dessen Wirkung ebene Bodenformen unterstützen. Die Gebirgsketten und Wälder halten die vom Meere kommende Feuchtigkeit ab. In dem weiten Gebiete zwischen dem Ostfuße der Andes von Neugranada und den atlantischen Küstenwäldern herrscht die größte Trockenheit, solange der Nordost-Passat weht, und Feuchtigkeit kommt erst mit der Annäherung der Sonne an den Zenithstand, wo der Südwest von der südlichen Hemisphäre die feuchte Luft aus den feuchten Äquatorialwäldern heraufführt. Die Südgrenze der Savannen von Venezuela liegt ungefähr unter dem 6.° nördlicher Breite. Diese Llanos sind Grasebenen mit eingestreuten Sträuchern, besonders Mimosen, nie ganz baumleer wie die Steppen, sondern mit Fächerpalmen, auch baumartigen Proteaceen und Malpighiaceen zerstreut besetzt. Die Bäume sind indessen von kleinerm, verzwergtem und gedrücktem Wachstume. Wo, wie in Britisch-Guayana, Waldinseln, aus Urwaldbäumen gebildet, in die Llanos eingestreut sind, da sind diese Bäume nicht so hoch und üppig wie im Urwalde selbst, und die Llanos gleichen in der Trockenzeit einem dünn gesäeten Getreidefelde. Nicht bloß das Klima, auch die Bodenform fördert die Mannigfaltigkeit der Pflanzendecke: wo die wellige Bodengestaltung zahlreiche verschiedene Standorte schafft, wird der Artenreichtum sofort größer. Im untern Amazonenstromgebiete fehlen die Savannen nicht, sind aber von immergrünen Bäumen durchsetzt. Oft ist es nur die

Bodenbeschaffenheit, welche den Baumwuchs zurückdrängt; derselbe breitet sich aber in der Hyläa, dem mächtigsten tropischen Urwaldgebiete, in der größten Mannigfaltigkeit und Üppigkeit aus. Die **Pampas** folgen weiter im Süden vom mittlern Paranágebiete an. Pampas heißen im Lande selbst baumlose Weideplätze; man versteht darunter im weitern Sinne dann die ganze Steppe zwischen den chilenischen Andes und dem Meere. Im Norden tragen sie Strauchvegetation, die dem Chaparral Kaliforniens entspricht, und weiter nach Süden tritt eigentliche Grasflur auf.

Der einfache, große Zug in der Gliederung Amerikas spiegelt sich in der **Bewässerung** dieses Erdteiles wider. Die Kordilleren sind das längste Gebirge, der **Amazonas** ist der größte Strom der Erde. Zusammen mit **La Plata** und **Orinoko** wiegt er reichlich auf, was Südamerika an Gliederung zu wenig hat. Im Amazonas und Orinoko öffnen sich Wasserstraßen, die vom Meere fast bis an die Ausläufer der Kordilleren reichen und der Besiedelung den größten Vorschub leisten. Als Verkehrsmittel eignet sich der Orinoko auch dadurch, daß die Passatwinde bis zur Höhe von San Fernando wehen, so daß also Segelschiffe leicht mit ihrer Hilfe das Gefälle des Flusses zu überwinden vermögen, während im Amazonenstrome die Gezeiten bis 120 Meilen von der Mündung ansteigen und fast auf sechs Achtel des Laufes ein so geringes Gefälle herrscht, daß Tabatinga, 650 Meilen von der Mündung entfernt, nur 80 m Meereshöhe hat. Dazu kommen schiffbare Nebenflüsse, welche besonders auf der Nordseite ein wahres Netz von Verkehrswegen bilden, aus denen unschwer schiffbare Verbindungen mit den Nebenflüssen des Orinoko zu schaffen sein werden. In Nordamerika greift mit dem **Mississippi, Missouri** und **Ohio** die Schiffbarkeit von Süden durch den **St. Lorenzstrom** von Osten, den Columbia und Yukon von Nordwesten, den Saskatschewan und Athabaska von Norden so tief in den Kontinent ein, daß weitaus der größte Teil desselben der Schiffahrt auch mit großen Fahrzeugen zugänglich ist. Wenn mit ihren ärmlichen Fahrzeugen die Indianer diesen Vorteil sehr wenig ausnutzten, so spielten die hydrographischen Verhältnisse eine um so größere Rolle in der Conquista und der Entdeckung. Wenn **Haenke** von einigen Stämmen der Südamerikaner sagt: „Die Namen der Chiquitos, Moxos und Apolobamba würden noch heute im Dunkel sein, wenn nicht die Flüsse Paraguay, Grande und Beni den Weg zu ihnen gezeigt und ihre ersten Entdecker in diese anders unzugänglichen Regionen geführt hätten", so gilt dieses Wort von Tausenden von Stämmen, vor allen des Ostens und des Innern. Die Flüsse sind es, welche den Europäern breite Wege ins Innere wiesen, wie sie so leicht beschreitbar am festen Lande auch nicht in einem Jahrhundert zu entwickeln gewesen wären. Im Norden spielten eine ähnliche, wenn auch durch manche Hindernisse beschränktere Rolle die Wasserbecken Kanadas und der Hudsonsbailänder, welche zusammen ein wahres Meer von Süßwasser, die weitaus größte zusammenhängende Süßwasserfläche bieten, welche die Erde kennt.

Betrachtet man Nordamerikas Bodengestalt aus hoher Perspektive, so findet man, daß seine Gebirge und Hochflächen vorzüglich drei großen Ebenen Raum geben: Die eine fällt gegen Norden: die des Mackenzie, Athabaska und Mississippi; die andre gegen Süden: die des Mississippi; die dritte gegen Nordosten: die der großen Kanadischen Seen und des St. Lorenzstromes. Wo die Gebiete der nördlichen und der südlichen Ebene zusammenstoßen, da schiebt sich der Obere See, das westlichste Glied der Seenkette, ein, und von hier an beginnt die Hochebene des Innern sich zu den **großen Seebecken** abzuflachen. Eine Kette von Senkungen zieht als ein einziger vielgewundener und mit zahlreichen Erweiterungen und Anhängen versehener Kanal vom Austritte des St. Lorenzstromes aus dem Ontariosee bis über den Polarkreis. Die Erweiterungen und Anhänge desselben sind aber vorzüglich die Seen, zwischen denen beträchtlichere Erhebungen nicht mehr vorkommen. Weithin dehnt sich von dieser mächtigen Rinne nach Osten und Norden ein Land, von welchem der kanadische Geolog

Dawson sagt: „Hier hat jeder Fluß, jeder Bach seine Seen. Der Reisende mag eine Richtung einschlagen, welche er will, er darf sicher sein, wenn er über einen Hügel steigt, auf einen See zu treffen. Es gibt deren so viel, daß es schwer ist, zu entscheiden, ob man das Gebiet nicht lieber als einen riesigen, mit Landrücken besäeten See denn als ein von Gewässern durchschnittenes Land beschreiben soll."

Amerikas Klima galt den Ethnographen des vorigen Jahrhunderts als übermäßig kalt und feucht, und lange stand auf der Tagesordnung die verfrühte Frage, inwieweit es dadurch für Amerika in der Entwickelung seines Anteiles an der Menschheit schädlich sei. Eine derart generalisierende Betrachtung und Be- oder Verurteilung ist heute nicht mehr möglich. Amerika umschließt mit die heißesten und trockensten Gebiete der Erde, wenn dieselben auch nie die Ausdehnung der heißen Wüsten im Innern Afrikas und Australiens erlangen. Wenn überhaupt ein allgemeines Merkmal von dem Klima Amerikas ausgesagt werden soll, so kann es nur die Mannigfaltigkeit der klimatischen Verhältnisse sein, die aus Lage und Gestalt dieses Erdteiles sich von selbst ergibt. Im Norden greift das arktische Klima so tief in den Kontinent herein, daß noch in der Breite Englands die Halbinsel Labrador ein unwirtliches, höchst dünn bevölkertes Land darstellt. Kalte Winter und heiße Sommer charakterisieren das Klima des größten Teiles von Nordamerika, wo wir deshalb dem Anbaue der Südfrüchte nur in den südlichen Teilen von Florida und Louisiana begegnen. Kaliforniens Südhälfte ist am pazifischen Rande eine Oase italienischen Klimas, das nach innen zu mit der rasch steigenden Erhebung bald in die dürrsten Teile des Kontinentes, das Gebiet der großen Steppen und Wüsten Nordamerikas, übergeht. Östlich von einer Linie, welche im allgemeinen mit dem 98. Längengrade zusammenfällt, sind die Niederschläge reichlich genug, um das Wachstum der Kulturgewächse und Waldbäume so weit zu fördern, daß der Ackerbau ohne künstliche Bewässerung möglich wird und ein Baumwuchs sich entwickelt, welcher, wenn auch nicht überall dichte Wälder, so doch ausgedehnte Haine zu bilden vermag; westlich davon ist mit Ausnahme kleinerer Gebiete, unter denen die ans Meer grenzenden Teile von Oregon und Washington-Territorium die hervorragendsten sind, der Wassermangel so groß, daß der Ackerbau ohne Anwendung künstlicher Bewässerung nicht möglich ist und ein Waldwuchs sich nur in unmittelbarster Nähe der Gewässer in schmalen Streifen oder auf den Bergen jenseit 2000—2500 m entwickelt. Den großen Unterschied zwischen den beiden Hälften bewirkt die Verschiedenheit der Niederschlagsmengen, doch kommt hinzu, daß der niederschlagsarme Westen außerdem auch durch seine bedeutende Gesamterhebung und seine vorwaltend gebirgige oder hochebenenhafte Bodengestaltung dem Ackerbaue weniger günstige Bedingungen bietet als der mildere Osten. Große Ausnahmen hiervon bilden nur Kalifornien und Oregon. Aber im allgemeinen kann man sagen, daß das Klima des Ostens von Nordamerika dem Ackerbaue und Waldwuchse und mittelbar damit auch der Viehzucht entweder günstig oder wenigstens nicht hinderlich sei, während der Westen eben durch sein Klima für dieselben großenteils unmöglich wird.

Ähnlich liegen die Verhältnisse auch weiter südlich. Der Westen ist der trocknere Teil von Mexiko bis Patagonien, und von den Zuflüssen des La Plata westwärts gehend, kommt man in Gebiete, deren Trockenheit und daraus folgender Steppencharakter ganz an die erinnern, welche man, an den Westzuflüssen des Mississippi aufwärts wandernd, durchmißt. In der sogenannten Pampasregion nehmen die Niederschläge nach dem Innern zu ab, von 1110 mm in Montevideo bis 200 mm in Mendoza. Letzteres liegt in 750 m Meereshöhe. Sie sind in letzterer Gegend massenhaft, da sie als Gewitter auftreten, aber selten. Beim Vorwalten trockner Strömungen von Westen her können die Niederschläge ganze Jahre hindurch ausbleiben. Dafür ist aber die Taubildung reichlich. Zwar ist die Bodenform der Pampas flacher und einförmiger, auch sanfter geneigt als die der Prärien, und die

Baumanpflanzungen sind in großer Ausdehnung möglich; aber immer sind die Pampas mit vollem Rechte die Prärien Südamerikas zu nennen, ebenso wie die Wermutsteppen des Nordens sich hier wiederholen in der Chanarsteppe, die am Fuße der Andes einen Strich von 24 bis 36° südlicher Breite einnimmt. Ihr Boden ist steinig, niedriges Gebüsch und wenig Graswuchs bedecken denselben. Der Ackerbau bedarf der künstlichen Bewässerung. Aber in den Salinas und dem Campo del Arenal wiederholt sich die Wüste von Atacama. Die echten Prärien aber sind jene Grasfluren der eigentlichen Pampas, die zwischen 29 und 40° südlicher Breite, von Cordoba bis Patagonien, einen geröllelosen, zarten Boden bedecken, eine der einförmigsten Grassteppen der Welt. Weiter im Süden folgt dann die Patagonische Steppe. Bei zunehmender Schmalheit des Kontinentes reichen hier die Gerölle bis ans Meer, es herrscht steinige, rauhe Bodenbeschaffenheit, und die Luft ist trocken durch vorwaltende Westwinde. Die Höhepunkte der Trockenheit liegen indessen jenseit der Kordilleren in den schmalen Küstenstrichen, wo zwischen 15 und 25° südlicher Breite an die Stelle der Niederschläge trockne Nebel treten, und wo, wie auch in den bedeutenden Erhebungen der Puna, dem extremen Charakter des Klimas entsprechend, die meisten Niederschläge nur in plötzlichen Gewittern niedergehen

Zwischen diese Gürtel gefaßt, liegt im Raume, den beide Wendekreise einschließen, ein Stück Tropenwelt, das in manchen Beziehungen klimatisch hochbegünstigt ist. Die Wärmemenge steht unter gleichen Bedingungen nicht hinter dem Maße andrer in den Tropen liegender Erdteile zurück, aber die Mannigfaltigkeit der Bodengestaltungen bringt reichen Wechsel, und über dem ewigen Hochsommer der großen Tiefländer im Amazonas- und Orinokogebiete baut sich ein ewiger Frühling in jenen mittlern Stufenländern der Kordillerenabhänge auf, welche zu den fruchtbarsten und schönsten Teilen der Erde gehören. Die Sommer- und Wintertemperaturen unterscheiden sich hier nur durch einen minimalen Betrag, und es nehmen an diesem glücklichen Verhältnisse bezeichnenderweise gerade jene Gebiete noch teil, welche in der alten Kultur Amerikas eine hervorragende Rolle spielten. Mexiko, Bogotá, Quito sind Orte mit ewiger Frühsommertemperatur, in Quito stehen Sommer und Winter nicht mehr als $1^1/_2$° auseinander. In den Umgebungen von Cuzco, die schon bedeutend trockner und rauher sind, ist wenigstens in lieblichen Oasen dieser reizende Charakter noch vertreten.

Pflanzen- und Tierwelt sind in Amerika beide außerordentlich reich entwickelt, aber bis heute haben beide der Welt viel weniger Kulturgewächse und Haustiere geboten als die altweltlichen Erdteile. O. Peschel hat dies Verhältnis in seiner „Völkerkunde" zu zeichnen versucht, indem er Alte und Neue Welt gegenüberstellt:

| **Alte Welt.** | **Neue Welt.** |
| --- | --- |
| *Mehl- und Hülsenfrüchte.* | |
| Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hirse, Negerhirse, Buchweizen, Kafirkorn, Reis, Linsen, Erbsen, Wicken, Bohnen, Igname. | Mais, Mandioka, Kartoffel, Chenopodium Quinoa, Batate, Mezquite, Igname (?). |
| *Obstsorten der gemäßigten Zone.* | |
| Rebstock, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche, Orangenarten, Feigen, Datteln. | Catawbatraube. |
| *Pflanzen mit Faserstoff.* | |
| Baumwolle, Flachs, Hanf, Maulbeerbaum mit dem Seidenwurm. | |
| *Gewürze.* | |
| Pfeffer, Ingwer, Zimt, Muskatnuß, Gewürznellen, Zuckerrohr. | Vanille, Spanischer Pfeffer (Capsicum annuum). |
| *Narkotische Genußmittel.* | |
| Thee, Kaffee, Mohn (Opium), Hanf (Haschisch). | Paraguaythee, Kakao, Tabak, Koka. |

Natürlich ist aber diese Zusammenstellung nicht entscheidend und abschließend, denn manches wertvolle Erzeugnis wird ohne Zweifel von jenen Ländern her noch seinen Weg über die Welt antreten. Einstweilen läßt sich auf eine große Anzahl von Pflanzen hinweisen, die den Indianern und den von diesen lernenden, an sie sich anlehnenden ersten Ansiedlern nützlich und manchmal selbst unentbehrlich geworden sind. Beginnen wir bei Nordamerika, so wurden von Wurzeln diejenigen von **Lewisia rediviva, Apios tuberosa, Lupinus littoralis**, mehrere **Oenothera**-Arten von den Indianern und den ihnen nachahmenden Waldläufern gegessen. Unter den eßbaren Pilzen, von denen viele offenbar den Indianern gar nicht als eßbar bekannt waren, wiewohl deren Zahl sehr groß ist (allein aus Nordcarolina werden 108 eßbare Arten aufgezählt), ist die sogenannte indianische Kartoffel oder das Indianerbrot oder Tuckahk (**Lycoperdon solidum**), ein bis zu 30 Pfund schwer werdender Pilz, hervorzuheben, der in den Südstaaten wächst. Als Salat und Gemüse werden die Blätter von verschiedenen Arten **Leontodon**, von Chenopodien (s. Abbildung, S. 534), **Phytolacca decandria** und **Caltha palustris** gegessen. Der **Chamaerops Palmetto** liefert in seinen Blattknospen einen Palmkohl. Die jungen Blätter von **Agave americana** sollen abgekocht ein schmackhaftes Gericht geben. Eine Lieblingsspeise der Wintun ist Klee, der im blühenden Zustande massenweise vertilgt wird. Man sieht oft ganze Stämme auf den Wiesen nach Klee suchen, dessen Köpfe sie abrupfen und in kleinen Kugeln zusammenrollen, die nach ihrer Ansicht vortrefflich schmecken. Einige Erikaceen liefern in ihren Blättern Thee, der bei den „Voyageurs" und Waldläufern des Nordwestens sehr beliebt ist, so: **Gaultheria procumbens** (Wintergrün), **Arctostaphylus Uva Ursi** (Bärentraube), deren Blätter auch dem Tabak zugemischt werden, und **Ledum latifolium** (Marschthee). Diese Waldläufer haben überhaupt gezeigt, wie man die Gaben der Natur ausnutzen kann; sie haben eine Menge Dinge gegessen oder sonst benutzt, an denen der kulturbeflissene Mensch achtlos vorübergeht. So erzählt z. B. der Prinz von Wied: „Zur Erfrischung brachten die Kanadier eine Menge des Pappelsplintes mit, welchen sie La Sèvre nennen, sehr gern abschaben und aussaugen. Der Saft desselben hat einen etwas angenehm süßlichen Geschmack, etwa wie Wassermelonen, und ist höchst erfrischend." Deckt Schnee die Prärie, dann ist dieser Splint oft die einzige Nahrung der futterlosen Pferde. Nach Cooks Mitteilung aßen die Nutka-Leute sechserlei Wurzeln, darunter die eines Farnkrautes, daneben Fichtensprosse und Seetang, nie aber etwas Scharfes, wie Lauch oder Knoblauch. Die Wintun Kaliforniens füllen sich in den langen harten Wintern den Magen mit der süßen Rinde der Gelbfichte, und wenn am obern Saskatschewan Jagd und Fischfang fehlschlagen und Hungersnot droht, kratzt der Indianer von den Felsen des Gebirges eine Flechte, eine **Gyrophora**, ab und kocht sie zu einer


Batate (Convolvulus Batatas). ¼ natürl. Größe.

nahrhaften Gallerte. Aus dem Gebiete der Yumastämme am untern Colorado zählt Gatschet folgende wild wachsende Nutzpflanzen auf: Agave deserti (Meskal), deren Wurzeln geröstet und wegen ihres süßen Geschmackes gegessen werden; Piñon (Pinus edulis und P. monophylla) liefert ölreiche Nüsse; Opuntie gibt süß schmeckende Früchte in großer Zahl; der Mesquitbaum (Algarobia glandulosa und Strombocarpia pubescens) liefert süße Schoten und in seinen zerstoßenen Bohnen nahrhaftes Mehl; Amole (Yucca baccata) bietet eßbare Früchte und zähe Blattfasern; Pitahaya (Cactus Pitahaya) liefert eine süße Frucht; Cereus giganteus enthält in Mark und Wurzel einige Nahrungsbestandteile.

Diese Region, wie der ganze trockne Westen, westlich von 100° westlicher Länge, ist als Viehzuchtgebiet versprechender, als sie je für den Ackerbau war. Gräser sind an feuchten Stellen in vielen Varietäten vorhanden, und auch auf dem trocknen Sandboden finden sie sich in verwertbarem, wenn auch kümmerlich entwickeltem Zustande. Die Hauptentwickelung findet während der Regenzeit statt. Von Gräsern Nordamerikas nennen wir: Zizania, den Wasserreis (s. Abbildung, S. 535), als körnerliefernd; Digitaria pilosa, die eßbare Körner trägt; Echinochloa colona, in Mexiko als Hirse gebaut; Glyceria fluitans, mit eßbaren Körnern; Agropyrum repens, dessen Wurzel (Quecke) eßbar ist; Tripsacum dactyloides von Mexiko, das eßbare Körner trägt und Futtergras ist. Von Gräsern Südamerikas und Westindiens sind hervorzuheben: der Mais; Paspalum stoloniferum, Milium nigricans, mit hirseartigen eßbaren Körnern, als Futtergräser Perus; P. spectabile, Futtergras Brasiliens; Dactylotenium aegyptiacum, mit eßbaren Körnern; Dactylis caespitosa, Futtergras der Falkland-Inseln; Festuca Coiron, Bromus mollis, Chusquea Quila, alle drei vortreffliche Futtergräser von Chile, und Ch. valdiviensis, 6—8 m hoch; Guada angustifolia, dasselbe in Kolumbien. Unsicher amerikanisch ist Digitaria sanguinalis, Bluthirse, deren Körner als Mannagrütze eßbar sind. Als Gras mit eßbaren Körnern führt Hieronymus in seiner „Flora von Argentinien" auch noch Panicum colonum auf.



Chenopodium Quinoa. ⅓ natürl. Größe. a Fruchtzweig, natürl. Größe — b Frucht, vergrößert. Vgl. Text, S. 533.

In Südamerika stellt man nach Lichtung des Urwaldes durch Abbrennen in den bergigen Strichen eine künstliche Wiese her und zwar mit zwei Gräsern von hohem Nährgehalte, Guinea- (Panicum maximum) und Paragras (P. molle), welche in ganz Südamerika verbreitet sind. In weiter Ausdehnung ersetzt aber auch Luzerne (Alfalfa) den Wiesenwuchs. In fruchtbaren Thalsenken, wie in dem berühmten Thale von Oajaca, bedeckt dies saftige Grün Quadratmeilen, und André fand es in den nördlichen Andes als charakteristisches Element der Kulturlandschaft. Von den steppenhaften Hochebenen Quitos oder Bogotás mit ihren gelben Trockenwiesen herabsteigend, erblickt man tiefer im Thale größere Flächen mit Luzerne, Mais, Weizen, Kartoffeln und noch tiefer an den Rändern der Flüsse oder auf

Thalterrassen die grünen Streifen von Zuckerrohrplantagen. Das wichtigste der amerikanischen Gräser ist aber immer der Mais, der mit größter Wahrscheinlichkeit auf amerikanischen Ursprung zurückzuleiten ist. Allein es ist bis heute weder gelungen, die Urpflanze im wilden Zustande nachzuweisen, noch auch für die schon vor alters angebauten Varietäten einen bestimmten Ursprung anzunehmen. Gerade der Reichtum an Spielarten, deren André allein auf dem Markte von Bogotá 13 zählte, erschwert dies. Es beruht nur auf Vermutung, wenn einige mehr für Peru, andre mehr für Mexiko sprechen. Die Maiskörner aus alten Indianergräbern gehören verschiedenen noch heute angebauten Varietäten an, und nur in Ancon ist eine gefunden, die vielleicht nicht mehr existiert. Ähnlichkeiten finden sich zwischen den Maissorten Perus, Chiles und Mexikos, während alle diese sich mehr oder weniger von den alten nordamerikanischen Formen entfernen. Auffallend ist, daß nach Wittmack der in Ancon, also an der Meeresküste gefundene Mais kurzkolbig ist, wie er heute in Peru nur noch im Gebirge gefunden wird.

Einheimische Früchte birgt der Urwald Süd- und Mittelamerikas in Fülle: Guajava, die der Judenkirsche ähnliche Ochuba, die Curupa und Chulupa, Mammei, Chirimoya, Avogados, Acajou, Ciruela, Ananas, Grenadillas, die Früchte einer Passiflore, Tomaten der verschiedensten Art, von kirschenartiger Größe und Geschmack bis zu den beißenden Chiles, die den sogenannten Spanischen Pfeffer, das unentbehrliche Gewürz aller Indianerspeisen, liefern. Der Nußbaum Kolumbiens (Juglans bogotensis) wetteifert mit europäischen und amerikanischen Juglandeen. Die baumartige Hülsenfrucht Erythrina Corallodendron liefert eßbare Körner. Zwei Maulbeeren sind von André auf dem bogotanischen Plateau nachgewiesen. In den höhern Lagen und in den südlichsten Teilen Südamerikas kommt auch der Reichtum an Beeren, in Kolumbien z. B. schon von Rubus-Arten, hinzu. Und Cook schreibt von Nutka: „Man findet hier, ohne den mindesten Anschein von Anbau, einen Überfluß von Holunder-, Stachelbeer- und Johannisbeersträuchern, deren Früchte die Eingebornen vermutlich essen, da sie sogar die Blätter der letztern und der Lilienarten roh, wie sie abgepflückt wurden, nicht verschmähten". Außer dem Wasserreise sind von Körnern besonders die Samen des Lupinus biennis gegessen worden. Weiter gibt es zwei Kastanienarten, deren Früchte genossen werden: Castanea americana in den mittlern und C. pumila in den Südstaaten. Im Norden tragen zwei Haselnußarten, im Süden einige Hamamelis-Arten eßbare Nüsse. Süße Eicheln werden von Quercus Castanea und Q. alba und von der Lebenseiche geerntet. Die Butternuß und Pekannuß und andre Hickory-Arten vertreten unsre Walnüsse, haben aber dickere Schalen und minder ausgiebige Kerne. Eine eßbare Nuß trägt auch Hamiltonia oleifera. Von Früchten und Beeren nennen wir die erfrischende



Wasserreis (Zizania aquatica). ¼ natürl. Größe. Vgl. Text, S. 534.

Frucht von Podophyllum callicarpum (Mandrake, wilde Zitrone) und die von Diospyros virginiana (Persimon). Der Damaszener Pflaume gleicht die Icacopflaume von Chrysobalanus Icaco. Der wild wachsende Pawpaw oder Melonenbaum (Papaya vulgaris) liefert melonenartige Früchte (s. Abbildung, S. 537). Wilde Pflaumenarten sind in mehrfacher Zahl verbreitet; die Früchte des wilden Apfelbaumes sind dagegen nicht genießbar. Auch sind die Weinreben nicht zu vergessen, von denen verschiedene Arten in den Vereinigten Staaten wild wachsen. Darunter sind sehr fruchtreiche und wohlschmeckende Arten, welche teilweise bereits in erheblicher Ausdehnung angebaut werden.

Auch der ferne Westen ist trotz seiner Steppennatur nicht arm an eßbaren Früchten Von wild wachsenden Früchten in der Felsengebirgsregion und dem Großen Becken werden hervorgehoben die verschiedenen Arten von Pflaumen (besonders Prunus chicasa), vier Arten von Kirschen, dann Himbeeren, Brombeeren, Johannis- und Stachelbeeren. In Kalifornien sind die Früchte des Manzanitastrauches (Artostaphylos glanca), aus welchen Mehl gerieben wird, ein wichtiger Gegenstand im Haushalte der Indianer. In Neumexiko und Westtexas kommen zwei Maulbeerbäume und mehrere Weinreben vor. Die kalifornischen Indianer benutzen unter dem Namen Panoche einen Zucker, der durch Blattläuse an Schilfblättern erzeugt wird, also ein mannaartiges Gebilde; ferner den mehr nach Harz als Zucker schmeckenden, aber immerhin süßlichen Ausfluß aus der Zuckerföhre (Pinus Lambertiana), welcher äußerlich ganz mannaartig ist. Der schmackhafte Zucker des Zuckerrohres (Acer saccharinum) ist bis auf den heutigen Tag für den Haushalt des Ansiedlers im östlichen Nordamerika ein wichtiges Geschenk der Natur. Neben den harzreichen Koniferen ist auch der Wachsbeerenstrauch (Myrica cerifera) zu nennen, aus dessen Beeren durch Abkochung ein wachsartiger Stoff gewonnen wird, während seine Blätter zum Gerben dienen. Zum Schwarzfärben benutzen die Nordamerikaner die Samen der Sonnenblume und die Weidenrinde, zum Rotfärben die Wurzel der sogen. Savoyenne und die Büffelbeeren. Zu ihren Fischleinen gebrauchen die Nordwestamerikaner den Bast vom Ahorne, der Rotzeder oder die fingerdicken Stiele eines Riesentanges, Macrocystis pyriformis. An Arzneipflanzen ist kein Mangel, wiewohl der Ausspruch des Prinzen von Wied: „An offizinellen Pflanzen fehlt es nicht, dagegen an Ärzten, um dieselben anzuwenden", selbst nicht mehr vom fernen Westen gilt, auf den er sich bezieht.

Dem Palmenreichtume Südamerikas entspricht einigermaßen die Fülle von Nahrungsstoffen und andern nützlichen Dingen, die von diesen stolzen Bäumen erzeugt werden. Einige Palmen erweisen sich in jener vielseitigen Weise nützlich, wie es von mehreren Gliedern dieser Familie (Kokos-, Dattelpalme) bekannt ist. Besonders von einigen brasilischen Palmen kann mit etwas Milderung der Ausspruch Humboldts wiederholt werden, daß die Existenz eines ganzen Volksstammes, der Guaraunos, von einer Palme (Mauritia flexuosa) abhänge. Auch die Carnahubapalme (Copernicia cerifera) ist einer der nützlichsten Bäume Brasiliens. „Vielleicht", sagt Wells, „gibt es keine zweite Pflanze in der Welt, den Bambus selbst nicht ausgenommen, welche so vielfachen Nutzen gewährt, und dabei überdauert sie die längste und schlimmste Trockenzeit und bleibt stets grün und saftig. Ihre Wurzel hat dieselben medizinischen Eigenschaften wie die Sassaparille; aus dem Stamme zieht man dünne, feste Fasern, welche einen hohen Grad von Politur annehmen. Ihr Holz wird zu Pfählen, Balken, Latten, Zaunriegeln 2c., zu musikalischen Instrumenten, Röhren und Brunnen verarbeitet. Die innere Rinde der jungen Blätter gibt in frischem Zustande eine hochgeschätzte und sehr nahrhafte Speise ab. Ferner liefert der Baum Wein, Essig, eine Art Zucker und eine große Menge Gummi, das dem Sago an Eigenschaften und Geschmack gleicht und für die Bewohner dieser Gegenden in Zeiten von Hungersnot schon oft die einzige Nahrung gewesen ist. Außerdem wird eine Art Mehl und eine weißliche Flüssigkeit, wie sie die



Melonenbaum (Papaya vulgaris). Vgl. Text, S. 536.

Kokosnüsse enthalten, daraus gewonnen. Die weiche, faserige Substanz im Innern der Blätter und Stiele ist ein Surrogat für Kork. Die Frucht hat ein angenehm schmeckendes Fleisch;

die öligen Kerne derselben werden geröstet, zerstampft und wie Kaffee benutzt. Aus den getrockneten Blättern verfertigt man Matten, Hüte, Körbe und Besen. Aus den Blättern wird schließlich eine Art Wachs gewonnen, und daraus fabriziert man Kerzen, welche in den nördlichen Provinzen Brasiliens vielen Absatz finden." Wachsliefernd ist auch die stolze Ceroxylon andicola, eine der in den nördlichen Andes am höchsten, bis 3000 m, ansteigenden Palmen und mit ihrem Stamme von 60—80 m einer der stolzesten Bäume überhaupt. Ihre schlanken Stämme bieten außerdem Material für Hütten. Die Taguapalme (Phytelephas macrocarpa) gibt das vegetabilische Elfenbein, nebst Kautschuk und Chinarinde eins der wenigen in großem Maßstabe in den Handel kommenden spontanen Erzeugnisse Südamerikas. Die brasilische Königspalme (Cocos butyracea) liefert in ihrer Frucht eine sehr geschätzte Butter, und ihre bis 12 m langen Wedel finden vielfältige Verwendung. Eßbare Früchte gibt zunächst die stolze Maximiliana regia, die Maripapalme, deren saftiges, süßes, die Samen umhüllendes Fleisch dem Indianer eine große Delikatesse ist, und nicht leicht bleibt auf Reisen eine mit reifen Früchten versehene Maximiliana von ihnen verschont. Zwei oder drei Palmen des nördlichen Südamerika liefern ihren Beitrag zu der reichen Auswahl kühlender Getränke, über welche vor allen die Indianer vom Karibenstamme verfügen. Die Macuschi-Indianer benutzen ferner das orangefarbige, breiartige Fleisch der Mauritia, indem sie es zu einem Teige kneten und in die Blätter der Maripapalme fest einschnüren. Zum Gebrauche nehmen sie einen Teil der Teigmasse heraus und mischen ihn mit Wasser. So angenehm kühlend und von so schöner orangegelber Färbung auch dieses Getränk ist, hat es doch den allen Teilen der Mauritia eigentümlichen fauligen Geruch. Auch aus den dunkelvioletten Früchten der Turupalmen (Oenocarpus Batana und Bacaba) kochen die Indianer sowie die Neger Guayanas durch Zusatz von Wasser ein kühlendes Getränk. Bei dem vielfältigen Nutzen auch sonst nicht verwertbarer Palmen zu Bauholz, Deckmaterial 2c. haben intelligentere Indianer längst angefangen, derartige Pflanzen zu schonen oder selbst anzupflanzen. Zu den letztern gehören natürlich in erster Linie die Kokospalme und besonders an der Mosquitoküste die Suparpalme.

Neben der allverbreiteten und allverwendeten Tomate sind an Gewürzen und Genußmitteln vor allen zu nennen Vanille und Kakao. Jene hat erst durch die Europäer ihre Bedeutung erhalten, diese ward schon von den Altamerikanern vielfältig benutzt und entsprechend hochgehalten. Die Koka Perus (Erythroxylon Coca) war als Nayo bis nach Mittelamerika bekannt. Zur Zeit der Ernte wurde jedes Blatt einzeln mit dem Daumennagel vom Stiele gebrochen und in Thongefäßen über dem Feuer gedörrt. Zu den Gewürzen gehört in Bogotá auch die als Safran bezeichnete Wurzel einer Bignoniacee, die an alle Brühen gethan wird.

An Faserstoffen liefern die Yukken und Agaven reichliches Material. In Altmexiko wurde sogar Papier teils aus den Fasern des Maguey, teils aus dem Baste des Gummibaumes (Castiloa elastica) hergestellt, und heute liefert die Sisal-Agave von Yucatan eine der gesuchtesten Fasern. Auf den südamerikanischen Hochländern aber bietet die Faser der Fourcroya longaeva, welche in der gemäßigt warmen Zone in Menge vorkommt, das Material zu Seilerwaren jeder Art. Auch die faserreichen Bromeliaceen liefern ähnliche Stoffe, so z. B. eine Achupalla genannte Art in Pasto. Kautschuk wird aus verschiedenen Bäumen und Schlingpflanzen gewonnen. Den getrockneten Saft des Balata (Mimosops Balata) verwenden die Indianer Guayanas zum Leimen ihrer Pfeile, frisch trinken sie denselben wie Milch, die Früchte munden Menschen und Affen gleich gut, und das Holz ist als „Boteri" eins der beliebtesten Bauhölzer des südlichen Venezuela. Das Harz der Mani (Moronobea coccinea) dient in derselben Gegend zum Steifen der Bogensehnen. Im kolumbischen Tieflande bestehen alle Hütten aus Bambus, der in der Nähe des Cauca in

Menge wächst; es ist die Suribio genannte Art, welche 6—10 m Höhe erreicht und mit nieblichen Büscheln weißer, duftender Blüten sich bedeckt. Von mehreren Kürbisarten wird das Fleisch gegessen, einige liefern Kalebassen; die beliebteste Art der letztern, Totuma genannt, wird indessen aus der ausgehöhlten Frucht der Crescentia Cujete gefertigt. Mit dem Safte des Urukú (Bixa orellana) und der Genipaba (Genipa americana) bemalen sich die Tapuya.

Eingeführte Pflanzen haben eine weite Verbreitung gewonnen, teilweise auch solche, die nicht die weißen Ansiedler im eignen Interesse und zu Handelszwecken anbauten. So wächst auf einigen der westindischen Inseln heute die Brotfrucht wild; der faule und zugleich genügsame Neger braucht, ganz ähnlich dem Polynesier, kaum etwas andres zu seinem Unterhalte als diese. Der Plantagenbau des Zuckers und der Baumwolle hat dem einzelnen Manne der Eingebornen kaum irgendwo Vorteil gebracht, da hierzu Kapital und Übersicht fehlen. Günstiger hat besonders in Mexiko und Mittelamerika der Kaffeebau gewirkt, denn um Kaffee zu pflanzen und zu bearbeiten, braucht der Indianer kein andres Kapital als seine Arbeitskraft, kein andres Werkzeug als eine Hacke. Ähnliches läßt sich vom Baue des Tabakes sagen. An einige eingeführte Kulturen hat sich aber der Indianer nirgends gewöhnt, so an den Weinbau, den Bau der Olive, die beide besonders in den pazifischen Gebieten Nord- und Südamerikas blühen. Auch an den Ackerbau im europäischen Stile, welcher in den gemäßigten Strichen Nordamerikas und in den Tierras frias der mexikanischen und südamerikanischen Hochländer betrieben wird, haben selbst die seit Generationen ansässigen Indianer sich weniger leicht gewöhnt als an die Viehzucht.

Um auch das dem Menschen Schädliche nicht zu vergessen, seien von den Giftpflanzen Nordamerikas die gefährlichsten hervorgehoben: Rhus Toxicodendron (Poison Ivy), R. venenata (Dog-Wood), Cicuta maculata (Water Hemlock), Veratrum viride (Indian Poke), Symplocarpus foetidus (Skunk-Cabbage), Lobelia cardinalis (Indian Tobacco). Unter den eingeführten Pflanzen finden sich unsre wohlbekannten, weitverbreiteten altweltlichen Giftpflanzen: Schierling, Stechapfel, Bilsenkraut, Nachtschatten, Taumellolch. In weiten Gebieten wurden Gifte nicht benutzt, wie Prinz von Wied speziell von den Brasiliern und den Nordamerikanern am obern Missouri hervorhebt. Von den heftig wirkenden Pfeilgiften der Amerikaner, besonders der Bewohner des nördlichen Südamerika, wird weiter unten die Rede sein. Meist gewinnt man sie aus Schlinggewächsen. Eins der eigentümlichsten derselben ist eine Liane, deren Stengel einen Durchmesser von einem Fuß erreicht, das sogenannte Salifali der Nukujenn (Robinia Nicou). Der schwarze Stengel der Pflanze, die mit ihrer ungeheuern Wucht die größten Bäume allmählich erdrückt, liefert beim ersten Anschnitte einen wasserhellen, kühlen Saft, den die Indianer bei ihren Wanderungen durch den Wald erfrischender finden als Quellwasser. Die milchige Flüssigkeit aber, die hiernach dem Stengel entfließt, ist sehr giftig; deshalb werden die Stengel eifrig von den Indianern gesucht. Den Pfeilgiftgewächsen reihen wir auch die Dieffenbachia Parlatorei an, eine herrliche Land-Aroidee mit dicken, schwarzgrünen, leuchtenden, wie gefirnißten Blättern. Sie enthält ein starkes Gift im Safte des Blattstieles.

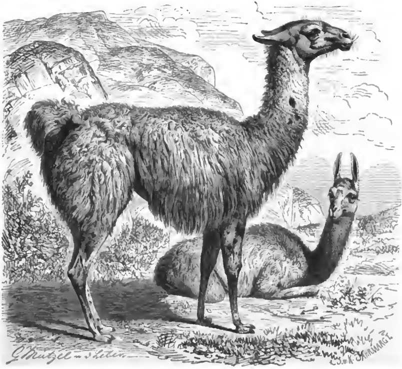
Von Arzneigewächsen ist natürlich in erster Linie der Chinabaum (Cinchona) zu nennen, der allerdings durch rücksichtslose Ausrottung rasch zurückgeht. Die Indianer scheinen die wohlthätige Wirkung dieser Rinde nicht gekannt zu haben; wohl aber kannten sie den Wert des Kopaivabaumes (Copaïfera officinalis), der auch auf den Llanos in ungeheurer Menge vorkommt und den kostbaren Kopaivabalsam liefert, sowie des Tacamajaca, dessen durch Einschneiden der Rinde gewonnenes festes, zitronengelbes, sehr brüchiges Harz in Venezuela als Wundbalsam geschätzt ist. Eine Tecoma chrysantha pflanzen sie um ihre Hütten an und benutzen ihre Blüten zur Blutreinigung.

Den ausgebreitetsten Nutzen gewährte die Tierwelt den Altamerikanern durch die Jagd. Büffel, Edelhirsch (Cervus canadensis) und kleinerer Hirsch (C. virginianus), Hase (Lepus americanus und L. sylvaticus) in Nordamerika, Wildschweine, Agutis oder Cutias, Rehe, Guanakos in Südamerika, dazu Waschbären und Opossums in beiden Gebieten, Ameisenbären, Wickelbären, Affen schafften oft überreichliche Nahrung. Für die Unsicherheit derselben liefert aber das Schwanken in der Häufigkeit des Hasen in Nordamerika einen merkwürdigen Beleg. Die Saulteux der Seenregion sind so sehr auf denselben, der in der Regel sehr zahlreich auftritt, angewiesen, daß Ende der sechziger Jahre sein plötzlicher Rückgang, der sich erst nach einigen Jahren wieder hob, eine große Sterblichkeit hervorrief. Ähnlich kurz und eng war offenbar das Band, das die Steppenstämme mit dem Büffel verknüpfte, der bei seiner Massenhaftigkeit und Größe vom Ohio bis in die Felsengebirge hinein Hauptjagdtier des Nordens war. So ist auch das Guanako vom höchsten Nutzen für die Pampas-Indianer: mit dem Felle der erwachsenen Tiere deckt er sein Toldo, aus jenem der ungebornen oder jungen verfertigt er Mantel und Schuhe; die Sehnen dienen ihm als Faden, aus der besonders zähen Haut am Halse schneidet er Riemen für seine Lassos und Zäume. Das tropische Südamerika war vielleicht im ganzen das ungünstigste Jagdrevier. Von jagdbaren Vögeln sind der südamerikanische Strauß (Rhea americana) und die Hokkohühner der Andesregion zu nennen. Wild ist der Truthahn heute nur noch im südlichen Nordamerika häufig. Im Norden ist er seit Jahren ausgerottet. Er ist dunkler von Farbe und größer als der gezähmte. Die Tetraoninae (Grouse, Auerhahn, Birkhahn, Haselhuhn 2c.) erreichen ihre größte Entwickelung in Nordamerika. Das eigentliche Rebhuhn der Amerikaner, von ihnen Quail genannt (Ortyx virginianus), ist kleiner als das europäische Rebhuhn, größer als unsre Wachtel, von vorzüglichem Fleische. Das Präriehuhn ist ungefähr von derselben Größe und häufig in der Prärieregion. Der ausgiebigste Jagdvogel unter den Landbewohnern ist jedoch die Wandertaube, welche in jedem Frühjahre in großen, wolkenartigen Schwärmen erscheint. An Sumpf- und Wasservögeln ist in einem so wohlbewässerten Lande, wie es der äußerste Süden, der Osten und Norden der Neuen Welt sind, natürlich kein Mangel. In Südamerika ist auch das Fleisch der zahllosen Papageien als Nahrungsmittel beliebt.

Das Fehlen jeglicher größern Haustiere muß den Aufschwung von Ackerbau, Handel und Verkehr bedeutend beeinträchtigt haben. Bei dem Fehlen von Zugvieh mußte die Feldbestellung ganz durch Handarbeit besorgt werden. Es fand denn auch der größte Teil der Bevölkerung beim Ackerbaue Verwendung, und was nicht zu Wasser fortgeschafft werden konnte, mußte der Mensch sich aufladen. Die Lamas (s. Abbildung, S. 541) zeigten sich nicht als sehr leistungsfähig, und für ausgedehntere praktische Verwendung konnte der Tapir nie in Betracht kommen. Ernsthafte Versuche, Büffel, Elentiere, Renntiere, Edelhirsche zu zähmen, sind nicht mit Erfolg gekrönt gewesen. Während die Lamas Südamerikas als Wollträger gelten können und zwar in solchem Grade, daß der größte Teil der chilenischen Bevölkerung bis heute die Guanakodecken den wollenen vorzieht, hat das wilde Schaf der Felsengebirge keine Wolle. Hier im Norden kommen dagegen die Pelztiere: Biber, Zobel, Hermelin, Dachs, Stinktier, Otter und Seeotter, stark in Betracht, deren Felle von den nördlichen Stämmen zu Kleidungsstücken verarbeitet wurden. Auch kleinere Tiere, wie Eichhörnchen und Moschusratte, finden für den gleichen Zweck Verwendung. Sie waren einst ungemein häufig: 1000—1500 Moschusratten wurden noch in den zwanziger Jahren als Winterbeute eines Pelzjägers im mittlern Missourigebiete betrachtet. Daß der Indianerhund aus einer oder mehreren einheimischen Wolfsarten hervorgegangen sei, ist für den Norden kaum zu bezweifeln, währeud im östlichen Südamerika eine der europäischen ganz ähnliche Rasse vorkommt. Er wurde gemästet und gegessen. Auch wird von langhaarigen

Hunden der Haidah gesprochen, die man alljährlich schor, um ihr Haar mit in die Decken zu weben, die aus Zedernbast und den Fasern des wilden Hanfes gemacht waren.

Amerikas Vögel haben im Truthahne, der höchst wahrscheinlich von der Meleagris mexicana abstammt, eins der wenigen von alters her domestizierten Tiere der Neuen Welt aufzuweisen. Der Truthahn muß in bedeutender Menge gehalten worden sein. In seinem Berichte an den Kaiser gibt Cortez die Zahl der auf Montezumas Besitzungen



Das Lama (Auchenia Lama). 1/18 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 540

gehaltenen auf mehrere Tausend an. Auf den Märkten wurde täglich eine bedeutende Anzahl verkauft. Bernal Diaz spricht von zahmen Enten, denen von Zeit zu Zeit die Federn ausgerupft wurden, die einen bedeutenden Handelsartikel abgaben, und (am Golfo Dulce) von gezähmten Galinas de tierra, die wahrscheinlich auch wieder Truthühner waren. Domestiziert waren auch bei den alten Mexikanern bereits die Kochenillelaus und die Biene, welch letztere man offenbar mit Unrecht als erst von den Europäern eingeführt glaubt. Die ältesten Schriftsteller über die Conquista erzählen bereits von der bedeutenden Bienenzucht, die einen reichen Gewinn an Honig und Wachs abwarf. Fliegenlarven sind an den Salzseen Nordamerikas und Mexikos, Käferlarven und Raupen, besonders einige im Bombax und der Maguey-Agave lebend, in Süd- und Mittelamerika gesuchte Delikatessen.

Beide Teile von Amerika sind reich an Amphibien. Wir werden die große Rolle

kennen lernen, die der Frosch in ihrer Mythologie spielt. Tritonähnliche Tiere werden mehrfach gegessen. Der Reichtum an nutzbaren Fischen ist im Osten und Süden ein sehr großer, während er in der Felsengebirgs- und pazifischen Region gering ist. Auf dem Markte von Bogotá findet André nur den Guapucha oder Gründling, der in der Lagune von Fontibon gefangen wird, und den Eremophilus Mutisii, der ähnlich wie Aal oder Lamprete schmeckt. Die Flüsse der Westhälfte Perus kommen für Fischerei kaum in Betracht. Dagegen enthalten die Flüsse und Seen der Osthälfte Nordamerikas wohl nicht weniger Nutzfische als diejenigen von Nord- oder Mitteleuropa, und großenteils gehören sie denselben Familien an. Am reichsten, viel reicher als in Europa, sind die Welse vertreten, welche aber in Südamerika noch massenhafter erscheinen. In den weiten Gebieten vorwaltender Trockenheit kommen die spärlichen Bewohner der Gewässer gar nicht für die Ernährung der Bevölkerung in Betracht. Den größten Fischreichtum weist der Nordwesten auf, und hier war wohl auch schon in voreuropäischer Zeit die Seefischerei am bedeutendsten. Im Jukon, Fraser River, Columbia und kleinern Flüssen des Nordwestens erreicht der Lachsfang eine hohe Wichtigkeit, und die dortigen Stämme gehören zu den am meisten von Fischnahrung abhängigen, die man kennt. Die wichtigsten Fangfische der wesentlich von Fischen lebenden Nordwestamerikaner sind: Lachs, Forelle, Hering, ein Stint (Thaleichthys pacificus), Dorsch und Heilbutte. Wiewohl auch die Westküste Südamerikas sehr fischreich ist, ist doch dort bis heute die Seefischerei der Einheimischen unbedeutend. Nicht die Indianer, sondern die Cholos (Mestizen) und neuerdings Italiener betreiben sie hier.

Die Muscheltiere, an denen die Flüsse und Seen Nordamerikas so reich sind, dienen den Indianern in großer Ausdehnung zur Nahrung, stellenweise auch den Negern. Aber für die Weißen sind sie von keinem Werte. Dafür beuten diese den ungeheuern Austernreichtum vorzüglich der atlantischen Küste aus, die in dieser Beziehung von keiner europäischen erreicht wird. Die Austern sind, in zahllosen Formen zubereitet, durch die ganze Union hin ein sehr wichtiges Volksnahrungsmittel. Zugleich mit andern Muscheln waren sie dies auch schon früher, wie die mächtigen Muschelbänke an allen Küstenstrichen, besonders den atlantischen, zeigen.

Schädliche Tiere treten in Amerika bei weitem nicht in ähnlichem Maße hervor wie in der Alten Welt. Die sogenannten reißenden Tiere Südamerikas sind mit wenig Ausnahmen scheu und feig; nur wenn sie gereizt oder verwundet werden, greifen sie den Menschen an. Die gelbe Unze (Felis concolor) bindet selbst mit Hunden, die sie bellend am Baume, auf den sie sich geflüchtet hat, umstehen, nicht gern an. In Nordamerika geht der Panther bis 55° nördlicher Breite. Luchse kommen in verkleinerter Gestalt vor. Das wuchtigste Tier Südamerikas, der Tapir oder Anta, ist aber geradezu scheu und wird höchstens den Pflanzungen in den tief gelegenen Thälern gefährlich. Der Bär der Andes gehört zu den kleinern seines Geschlechtes. Dagegen gilt der Grisly (Ursus ferox) der Sierra Nevada und des Küstengebirges mit Recht für das stärkste und gefährlichste von den amerikanischen Raubtieren. Verglichen mit ihm ist der schwarze Bär (U. americanus) dem Menschen ungefährlich. Vom Wolfe gibt es den größern, dunkel gefärbten Waldwolf oder Black Wolf (Canis lupus) in der Wald- und den Präriewolf oder Coyote (C. latrans) in der Steppenregion, beide sind den Herden gefährlich. Der Fuchs der östlichen Staaten (Vulpes fulvus) ist dem unsern ähnlich, doch etwas kleiner, aber reichlich ebenso schlau. So gefährlich wie überall und massenhaft vorkommend südwärts vom Kap Hatteras und nördlich vom La Plata sind die Krokodile in verschiedenen Formen, von denen der Alligator charakteristisch amerikanisch ist. Wenig gefürchtet sind die Jacarés Südamerikas. Nordamerika hat vier Arten Klapperschlangen und eine Mokassinschlange, die alle sehr giftig sind. Fünf Arten Giftschlangen führt unter 50 südostamerikanischen Schlangenarten Prinz von Wied an. Die

gefährlichste davon ist jedenfalls die Jararaca (Lachesis rhombeata), während die Stimmen über die Gefährlichkeit der sehr gefürchteten Korallenschlange geteilt sind. Unschädlich, vielmehr Gegenstand der Verehrung ist die Riesenschlange (Boa constrictor und andre Arten). In südamerikanischen Flüssen ist der Sipari oder Stachelrochen gefürchtet, der in Guayana mehreren Gewässern Namen gibt. Die Insektenwelt birgt giftige Skorpione, Vogelspinnen, Tausendfüße, gefräßige Ameisen, die für den gartenartigen Ackerbau der Tropen auch hier geradezu verhängnisvoll werden, ferner Moskitos und andre Stechfliegen, Sandflöhe, Zecken und, als eingeführt, alles Hausungeziefer Europas.

## 2. Körperbeschaffenheit und geistiges Leben der Indianer.

„Die Anthropologie in der Richtung auf den physischen Menschen und der Richtung auf den geistigen Menschen hat in Amerika die wichtigsten Grundlagen für ihre Lehrsätze zu suchen." Virchow.

Inhalt: Einheitlichkeit der Bevölkerung der Neuen Welt in körperlicher Hinsicht. — Keine eigentlichen Rassenverschiedenheiten. — Farbe. — Haar. — Verschiedene Schädelformen. — Andre körperliche Merkmale. — Krankheitsdispositionen. — Körperkraft. — Charakter und geistige Anlagen. — Bildungsfähigkeit.

Die Ethnographie der Neuen Welt muß, richtig verstanden, uns den Schlüssel zu den größten Problemen geben, mit denen wir es überhaupt in der Anthropologie und Ethnographie zu thun haben. Und zwar liegt der Grund dieser ihrer entscheidenden Wichtigkeit in der insularen, wenn auch nicht im strengsten Sinne isolierten Lage der Neuen Welt. Gelingt es, nachzuweisen, daß die Völker Amerikas im Grunde gleich sind den Völkern der Alten Welt und hier selbstverständlich in erster Linie Asiens, so ist die Frage der Einheit oder Vielheit der Stämme des Menschengeschlechtes zu gunsten der Einheit gelöst. Und gelingt es ferner, das, was man Kulturschatz der Amerikaner nennen kann, in Verbindung zu bringen mit den Kulturentwickelungen der Alten Welt, so ist die Frage der Einheit oder Vielheit des Ursprunges der historischen und der heutigen Kulturen ebenfalls in dem Sinne der Einheit gelöst. Damit soll dem Studium andrer isolierter Völker nicht irgend eine Art von Wichtigkeit abgesprochen werden, aber der Grad des Erfolges des Studiums der einen oder der andern steht doch immer auch in einem gewissen Verhältnisse zu der Größe des Gegenstandes. Polynesien, das insularste aller Wohngebiete des Menschen und daher auf den ersten Blick ein sehr günstiger Boden für das Studium isolierter Kulturentwickelungen, ist doch zugleich ein Gebiet reichen Verkehrs und bot der Menschheit nirgends den breiten und fruchtbaren Boden einer großen, dauerhaften Kulturentwickelung. Polynesien liefert interessante Belege für die besondern Richtungen, in denen unter isolierenden Einflüssen einzelne Elemente des Kulturschatzes eines Naturvolkes sich entwickeln; aber es zeigt uns weder die Konstanz eines einzigen Rassentypus unter allen Klimaten beider Hemisphären (ein solches zeigt uns, wenn wir von der heutigen Verbreitung der weißen Rasse absehen, überhaupt nur Amerika) noch alle Abstufungen der Kultur von buschmann- und tasmanierartigem Feuerländertume bis zu den in vielerlei Künsten erfahrenen, arbeitstüchtigen, reichen, einen verklärten Sonnenglauben hegenden hellfarbigen Inka von Peru. Sehen wir aber auch ab von diesen großen Problemen der Völkerwissenschaft, so gewinnen wir nirgends auf Erden einen fesselndern Einblick in das, was rück- und vorschreitend, unter hemmenden und fördernden Einflüssen der Mensch zu werden im stande ist, als hier.

Schon früh wurde die Einheit der amerikanischen Menschheit behauptet. Zahlreiche Versuche liegen anderseits vor, die Amerikaner in eine größere Anzahl von Rassen zu

zerfällen. Man darf heute wohl sagen, daß keiner von beiden Versuchen zu einem allgemein angenommenen Resultate geführt hat. Die alte Anschauung Blumenbachs, daß alle Amerikaner mit Ausnahme der Eskimo eine einzige Rasse bilden, scheint indessen trotz aller jener Anläufe der Punkt zu sein, nach dem die Meinungen immer wieder zurückschwingen. Dieselbe ist seit A. v. Humboldt von einer ganzen Reihe selbständiger Erforscher Amerikas als die richtigste anerkannt worden, wobei aber innerhalb der Einheit zahlreiche Variationen noch zweifeln lassen, ob eine ursprüngliche oder eine durch Mischung gewordene Einheit vorliege. Der äußere Anschein spricht entschieden für die letztere Art von Einheit. Es sei hier an die Worte erinnert, mit denen der erstgenannte große Kenner Amerikas die Ähnlichkeit der Mexikaner mit den übrigen amerikanischen Eingebornen hervorhebt: „Die Indianer Neuspaniens", sagt er, „haben eine allgemeine Ähnlichkeit mit denjenigen von Kanada, Florida, Peru, Brasilien. Wir haben dieselbe dunkle Kupferfarbe, gerades und glattes Haar, geringen Bart, stämmigen Körper, langgeschlitzte Augen mit aufwärts gegen die Schläfen gerichteten Augenwinkeln, vortretende Backenknochen, dicke Lippen, einen gewissen milden Ausdruck im Munde, der stark kontrastiert mit dem strengen und düstern Blicke. Über $1^1/_2$ Millionen Quadrat-Leguas hin, vom Kap Horn bis zum St. Lorenzstrome und zur Beringsstraße, erstaunt uns auf den ersten Blick die allgemeine Ähnlichkeit in den Zügen der Bewohner. Wir glauben ihnen anzusehen, daß sie alle desselben Ursprunges sind ungeachtet der wunderbaren Mannigfaltigkeit ihrer Sprache. In dem Bilde, das Volney von den kanadischen Indianern entworfen, erkennen wir die Stämme, welche über die Savannen am Apure und Carony zerstreut sind. Dieselben Züge kehren in beiden Amerikas wieder." Von ältern Forschern haben Meyer und Prinz von Wied diese Anschauung ausdrücklich bestätigt. Als letzterer die ersten reinen Nordamerikaner, den Saki- und Fuchsindianern angehörig, in St. Louis sah, überzeugte ihn „ihr erster Anblick sogleich von ihrer großen Verwandtschaft mit den Brasiliern", so daß er „sie unbedingt für dieselbe Menschenrasse halten" mußte. Wenn auch die neuere Forschung diese Einheit nicht in allen Merkmalen und vor allem nicht in den Schädelformen, wie Morton es noch thun zu können vermeinte, festhält, so gewähren doch die Versuche einer tiefer gehenden Rassenabsonderung innerhalb der Amerikaner heute nur noch ein historisches Interesse. Wir nennen als die weitestgehende diejenige von Bory Saint-Vincent, der folgende Rassen kennt: 1) die kolumbische, welche das östliche Nord- und Mittelamerika, Westindien und Guayana umfaßt; 2) die amerikanische im östlichen Südamerika, ausgenommen Patagonien; 3) die patagonische; 4) die neptunische, welche alle Bewohner des westlichen Amerika vom Kap Horn bis Kalifornien umschließt. Eine spätere Vereinfachung stellte die Brasilier und Patagonier als amerikanische allen übrigen Indianern als der kolumbischen Rasse gegenüber.

Auch die Lehre von der Zweitypischkeit der amerikanischen Indianer, im Grunde nichts andres als eine schwach motivierte Anwendung der längst als irrtümlich erkannten Retziusschen Hypothese von der Zweitypischkeit des gesamten Menschengeschlechtes mit Bezug auf den Schädelbau, hat hauptsächlich bei den Franzosen Anklang gefunden, gegenüber deren frühern Zergliederungen der Amerikaner in wechselnde Zahlen von Rassen diese mit besonderm Eifer noch neuerdings von Topinard vertretene Idee allerdings einen Fortschritt bedeutet. Hören wir, wie dieser Anthropolog sich diese Hypothese anthropogeographisch zurechtlegt: „In einer entfernten Vergangenheit waren die beiden Amerikas von einer eskimoiden, den heutigen Eskimo ähnlichen Rasse bewohnt. Eine brachykephale Rasse, die, ich weiß nicht woher, wahrscheinlich aus Asien kam, und welche heute das vorherrschende Element der amerikanischen Rasse bildet, verbreitete sich durch jene hin, kreuzte und mischte sich mit ihr an gewissen Stellen, rottete sie an andern aus und hat einen Teil, der mehr oder weniger intakt blieb, nach dem äußersten Norden, einen andern nach dem äußersten Süden zurückgedrängt. Der

eine dieser Reste wäre die Eskimorasse, wie wir sie in Grönland sehen, der andre jenes mehr oder weniger veränderte eskimohafte Element, welches man bei den Tehuelchen (und bei den Feuerländern, setzt er später hinzu) findet." Quatrefages geht noch weiter zurück, um dieses von ihm auch bei den Botokuden nachgewiesene dolichokephale Element zu erklären, indem er in einer Studie über die bei Lagoa Santa mit Resten diluvialer Säugetiere zusammen gefundenen menschlichen Skeletreste einen besondern Lagoa Santa-Typus schafft, welcher sich durch die Vereinigung von Dolichokephalie mit Hypsisthenokephalie auszeichnet. Von diesem nimmt der etwas rasch kombinierende Forscher an, daß er mit diluvialen Säugetieren gleich dem europäischen Höhlenmenschen zusammengelebt, und daß er gleich diesem seine Spuren in den heutigen Bevölkerungen des betreffenden Gebietes und zwar nicht bloß in der botokudischen, sondern auch in der „andoperuvianischen" zurückgelassen habe. Von den später an der Bildung der amerikanischen Völker beteiligten Elementen aber müsse wenigstens eins brachykephal gewesen sein. Später hat derselbe Forscher doch zugeben müssen, daß angesichts der aus den folgenden Betrachtungen zur Genüge erhellenden Mischung der Typen von einer Aussonderung derselben etwa nach geographischen Provinzen, wie in Amerika besonders Moreno und Putnam sie versucht hatten, nicht die Rede sein könne.



Eine Neufundländerin. (Nach Photographie in Pruner Beis Sammlung, München.) Vgl. Text, S. 548.

Auch Virchow hat eskimoähnliche, ausgezeichnete Langschädel bei Patagoniern, aus Gräbern von Bogotá, der Muisca und der alten Peruaner und anderseits ebenso ausgezeichnete Kurzschädel aus sogenannten Sambaquis oder Muschelhügeln der brasilischen Küste, von Pamperos und Calchaquis, dann aus den Mounds Nordamerikas, aus Chile, Mittelbrasilien, den Karibengebieten nachgewiesen, nachdem schon Davis in seinem „Thesaurus" Langschädel aus allen Teilen Amerikas aufgeführt. Er findet Ähnliches in den Verhältnissen des Gesichtsschädels, soweit diese erforscht sind, und kommt zum Schlusse: „Von dem Standpunkte der klassifizierenden Anthropologie aus drängen die Beweise zu dem Schlusse, daß es unter der autochthonen Bevölkerung Amerikas keine Einheit der Rasse

gebe". Im Gräberfelde von Madisonville in Ohio sind Schädel gefunden, welche Raummaße bis 1660 ccm ergaben, so daß man hier von einer ziemlich großköpfigen Rasse sprechen darf. Busk hat dagegen als Mittel der größten aus einer größern Sammlung peruanischer Gräberschädel 1311 ccm gegeben, was einem ziemlich kleinen Gehirnraume entspräche. Zwischen 1324 und 1470 schwankt die Kapazität der 147 Schädel, die Schumacher von den kalifornischen Inseln gebracht hat. Canestrini bestimmte auf 1010—1508 die der Botokuden. Der Versuch von J. B. Davis, den Amerikanern eine eigne Nase, weder von römischem noch jüdischem Typus, sondern durch sichelartige Biegung ausgezeichnet, zu verleihen, ist nur zu erwähnen. So wurde auch als ein Sondermerkmal peruanischer Schädel



Mann und Weib der Araukaner. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 549.

lange das sogenannte Inka-Bein angesehen. Tschudi hielt 1875 an dem fast lückenlosen Vorkommen des Os Incae bei Peruanerschädeln fest, doch hat Virchow nachgewiesen, daß man nur von einer relativen Häufigkeit desselben sprechen könne.

Ebensowenig wie die typische „Rothaut" ist der „amerikanische Schädel" festzuhalten, den Morton, ebensowenig aber der ostamerikanische Langkopf und westamerikanische Kurzkopf, den Retzius aufgestellt hatte. Wir haben uns gewöhnt, die größten Abweichungen auf engem Raume zu beobachten. Kollmann hat nachgewiesen, daß die verschiedenen Schädellängen in allen Graden über Amerika hin zerstreut sind und zwar von der Brachykephalie 95 bis zur Dolichokephalie 63. Schon unter den präkolumbischen Amerikanern findet er Dolichokephale 12,56, Mesokephale 23,09, Brachykephale 22,09, Hyperbrachykephale 20,65. Und diese Formen lebten auf so engem Raume zusammen, daß in der Regel eine und dieselbe größere Gräberstätte alle vertreten sein läßt. Böhr entnahm aus rohen Maßen an drei Feuerländerschädeln Indices von 70, 73 und 77, und Carr fand unter den



[illegible] INDIANERFAMILIE

Gräberschädeln der kalifornischen Inseln sehr dolichokephale von Santa Catalina und mesokephale von Santa Cruz und Santa Barbara. Sechs Odschibwäh, von Virchow gemessen, zeigten mesokephale, an Brachykephalie grenzende Kopfform.

In betreff der Hautfarbe herrscht insoweit Einheit in einer großen Mannigfaltigkeit durch den ganzen Kontinent, als trotz aller Variationen zwischen Dunkel- und Hellbraun die Extreme der dunkelbraunen und scheinbar schwärzlichen Töne der Negerhaut ebenso wie die Hellfarbigkeit des Europäers ausgeschlossen sind und ein helles Braun, oft als hell lohfarben klassifiziert, als die am häufigsten vorkommende Färbung unbestritten bezeichnet werden darf (vgl. die beigeheftete Tafel „Ostbrasilianische Indianerfamilie“). Frühere Beobachter, wie Dobrizhoffer, nehmen daher einen viel tiefern Unterschied zwischen Indianern und Negern als zwischen Indianern und Weißen an, weil sie glauben, die Indianer seien ursprünglich weiß, wie ja auch das Indianerkind hellfarbig geboren wird, nur die Sonne und der Rauch ihrer Hüttenfeuer dunkle sie. Stark pigmentiert wird die Indianerhaut stets gefunden, aber gewöhnlich vorwaltend gelbbraun, so daß das Rot nur in wechselndem Maße zugemischt erscheint und die Skala zwischen Ocker und Kupfer schwankt. In den dunkelsten Tönen bewirkt es jenes fast grelle Schokoladen- oder besser Kakao-Rotbraun, welches z. B. André den Hacha-Indianern bei Baranquilla zuschreibt. Bei angeblichen Odschibwäh fand dagegen Virchow die Haut mehr gelb als rot und meint, man würde kaum auf den Gedanken kommen, sie Rothäute zu nennen, ebenso Baguet bei den Payagua; Hensel spricht von gelben Coroados, und Prinz von Wied fand beinahe weiße Individuen unter den



„Der graue Adler“, ein Apalsche. (Nach Photographie.)

Botokuden. In einer allgemeinern Betrachtung über die innern Verschiedenheiten der Amerikaner findet auch er es schwer, überhaupt zu sagen, was eine Rothaut sei. Saens vergleicht die Farbe der Churruje derjenigen der getrockneten Tabaksblätter.

Je eingehender die Untersuchungen werden, desto mehr lokale und individuelle Variationen kommen zur Erscheinung. Schon A. v. Humboldt fand die Mexikaner dunkler als manche Südamerikaner, und so werden die Stämme an der Südküste Floridas als dunkler und größer gewachsen geschildert denn die des Nordens, die Pichunche der Südwestkordilleren dunkler als ihre araukanischen Nachbarn. Klimatische Einflüsse sind hier nicht zu erkennen, sonst würden nicht die Patagonier dunkler sein als die Indianer des Chaco und von Paraguay. Die Schwankungen gehen ins kleine. Dreising schildert folgendermaßen die Färbung eines Tehuelche-Häuptlinges: Im allgemeinen hellbräunlich, im Gesichte mehr ins Graue gehend, am Körper mit einem Stiche ins Braunrötliche, Iris tief dunkelbraun. Und Corbusier sagt von den Apatsche-Mohave (Yavapai), ihre Farbe sei im Sommer dunkel, im Winter hellbraun. Petitot läßt bei den Tinne die Schattierung von Stamm zu Stamm wechseln. In manchen Fällen spielen wohl auch schon fremde Beimischungen mit, so, wenn einige Nordweststämme, wie die Klamath, heller als die Anwohner des Columbiaflusses und als Kalifornier geschildert werden.



Ein Botokude. (Nach Photographie im Damann-Album.)

Die Haare der Indianer sind dunkelfarbig bis ins Blauschwarze, dick und straff. Sie wachsen am längsten auf dem Scheitel und an den Schläfen und bilden ein so ausgesprochenes Rassenmerkmal, daß kein Anzeichen bei einem Indianer so deutlich auf Rassenmischung deutet als gewelltes oder lockiges Haar (s. Abbildung, S. 545). Daß der Albinismus nicht selten ist, erklärt die häufigen Angaben über das Vorkommen heller Haare. Stevenson schreibt von den Zuñi: Bis auf sieben oder acht Individuen haben sämtliche Bewohner des Pueblo dunkles Haar; diese sieben oder acht Ausnahmen aber sind Albinos, und es ist ein sehr interessantes physiologisches Faktum, daß nicht zwei von ihnen einer und derselben Familie angehören. Sie haben helles, goldblondes Haar und eine ungemein zarte Hautfarbe, aber sämtlich so schwache Augen, daß sie dieselben auch gegen das gewöhnliche Tageslicht schützen müssen. Nicht gar selten sind Augen, die ins Blaue schillern, z. B. bei Galibi und Botokuden. Der Bartwuchs ist von Natur so spärlich, daß man sagt: Ein bärtiger Indianer hat kein reines Blut. Er wird aber dazu von den Jünglingen und Männern nicht nur nicht gepflegt, sondern vielmehr durch Ausreißen entfernt. Auch die Augenbrauen sind von Natur nicht dicht. Die Payagua von Paraguay reißen sie sich sogar aus und beseitigen selbst die Augenlider, teils aus Eitelkeit, teils um besser zu sehen. Etwas Bart trifft man am ehesten bei Greisen. Die auf ältern Karten erscheinenden Stämme der „Barbados“, z. B. in Brasilien, waren nie zu finden.

Was die Körpergröße anbelangt, so kann der Amerikaner im ganzen als mittelgroß bezeichnet werden. Zwischen 1,5 und 1,8 m bewegen sich die Schätzungen größerer Mengen beiderlei Geschlechtes. Die Körperhöhe von sechs Odschibwäh maß Virchow im Durchschnitte auf 1,675, und 1,7 m wird von Männern der Mosquito angegeben. Corbusier gibt den Männern der Apatschen eine mittlere Höhe von 1,73, den Weibern von 1,60 m, jenen ein Gewicht von $157\frac{7}{8}$ Pfd. engl. Als Größe der Botokuden (s. obenstehende Abbildung) wurden Zahlen zwischen 1,45 und 1,70 m genannt. Dies ist eine geringe mittlere Größe, welche in weiten Gebieten so entschieden vorwiegt, daß die meisten Pampa-Stämme, die Guarani- und

Tupi-Stämme, Coroados und Goajiros, die Mexikaner und die meisten Nordamerikaner ihr angehören. Offenbar haben wir im südlichen Südamerika eine Region mit etwas geringern Körpergrößen, die nicht auf den Feuerland-Archipel beschränkt ist. Schon die Huilliche von Chiloe sind kleinen Wuchses; Martin gibt als Durchschnitt von Messungen an sechs Männern 1,57 m, an sieben Weibern 1,50 m an. Und von den Bewohnern des Chaco gibt Wien den Matacos „keine 1,4 m Höhe", während er den Toba 1,5—1,7 m zuspricht. Von den Männern der den Feuerländern verwandten Chonos nennt Coppinger 1,55 m als Durchschnittsgröße. Ebensowenig wie diese Kleinwüchsigkeit, die als Stammesmerkmal übrigens auch bei den Puri und Galibi angegeben wird, bedeutet indessen die so viel übertriebene Länge der Patagonier eine sehr beträchtliche Abweichung vom Mittelmaße, wie es oft geglaubt, aber schon im vorigen Jahrhundert durch Messungen von Wallis und Carteret, Bougainville und Falconer widerlegt ward. Die Messungen von Patagoniern, welche bis 1878 vorhanden waren, ergaben eine Mittelhöhe von 1,772 m; der kleinste Mann maß 1,730, der größte 1,860 m. 1,83 m gibt Dreising für einen Tehuelche-Häuptling an. Auch Musters Messungen legen gar kein Zeugnis für die Reckenhaftigkeit der patagonischen Gestalten ab, denn er gibt als Durchschnittsgröße für die Männer 5 Fuß 10 Zoll engl. an; doch wurden einige gemessen, die 6 Fuß 4 Zoll groß waren. Die Lebensweise mag hier mit im Spiele sein, denn Dobrizhoffer stellt die berittenen, gleich den Patagoniern herumschweifenden Stämme Paraguays mit jenen, was Körpergröße anbelangt, auf eine Stufe. Übrigens fehlen hoch gewachsene Individuen auch in andern Stämmen nicht, wie denn Crevaux bei den Rukujenn, die im ganzen kleiner als die Franzosen, einen Mann von 1,80 m maß. Als reich an imposanten Gestalten werden auch die Jivaros, Sioux und Mohave angegeben. Es ist nicht wunderbar, wenn Stämme in elenden Verhältnissen, wie die Toutos Sonoras, die Tinne, Odschibwäh und dergleichen, eine größere Zahl Kleinwüchsiger ergeben.

Eine große Gedrungenheit des Gesamtbaues tritt als häufiges, wenn auch keineswegs durchgehendes Merkmal hervor. Der ungewöhnlich gewölbte Brustkasten, den d'Orbigny von den Quechua beschrieben, ist nicht auf die Puna von Hochperu beschränkt (s. Abbildung, S. 546). Wenn d'Orbigny bei letztern diese Erscheinung der Luftverdünnung auf ihren hohen Gebirgen zuschreibt, so trifft doch diese Erklärung z. B. für Barranquilla gewiß nicht zu, wo doch alle Frauen, welche André dort gesehen hat, eine stark gewölbte Brust und breite Schultern besaßen. Die Muskeln des Oberarmes sind außerordentlich entwickelt, der Unterarm kurz, Hände und Füße klein. Letztere beiden Merkmale sind sehr allgemein verbreitet und bringen einen starken Zug von Zierlichkeit in den gedrungenen Gesamtbau. Die kräftige Entwickelung des Oberkörpers tritt natürlich noch mehr hervor bei den Völkern Amerikas, die man als kahnbewohnende bezeichnen könnte. Bei einigen Stämmen des Nordwestens, dann den Feuerländern, den Wulwa, ist häufig eine ungewöhnliche Ausbildung des Oberkörpers und der Arme zu bemerken, während die untern Partien gedrungen und fast verkümmert, die Knöchelpartien der Füße verkrümmt sind, was ohne Zweifel dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie ihre meiste Zeit damit verbringen, in ihren engen Booten auf dem Meere und den Flüssen herumzuplätschern. Zierlicher Bau, besonders bei Frauen, wird den Indianern des Felsengebirges, Neumexikos, auch vielen mexikanischen nachgerühmt. Und noch in der Mischung zeichnen kleine Hände und Füße die Mestizin sogar vor der Spanierin, geschweige denn der Germanin aus.

Manche Schilderungen zeigen uns über den Durchschnitt amerikanischer Indianer durch Mischung des Blutes hervorragende Völker. So werden die Jivaros als ziemlich groß, schlank, kräftig gebaut, mit orthognathem oder nicht sehr prognathem Gesichte, dünnen Lippen, kleinen Zähnen, gerade liegenden Augen, meist schwarzen, selten rötlichbraunen Haaren beschrieben. Auch von den Neufundländern wird berichtet, daß sie an Farbe heller als

andre Indianer und besonders als die an den gegenüberliegenden Küsten Kanadas wohnenden Mikmak sind. Auch gibt Lloyd an, ihre Schädelgestalt differiere nicht von derjenigen der Europäer. Und ebenso werden die Haidah als körperlich bevorzugt durch hellere Farbe und etwas feinern Schnitt des Gesichtes bezeichnet. Häufiger als bei andern Küstenstämmen begegnet man hier Männern und Frauen von einnehmendem Aussehen, mit auffallend regelmäßigen Zügen und besonders intelligentem Ausdrucke.

Für die Physiognomie der Indianer ist immer bezeichnend neben der beträchtlichen Größe des Kopfes die Breite des Gesichtes, welche durch stark entwickelte, hervorstehende Backenknochen bewirkt wird und manchmal vollkommene Mongolen- oder Chinesengesichter erzeugt, und die Schmalheit und Niedrigkeit der Stirn. Die Nase ist häufig gekrümmt (s. Abbildungen, S. 573 u. 645) und zwar so stark, daß die Adlernase geradezu eine Stiltradition der mexikanischen und peruanischen Künstler bildet, hat aber dabei leicht erweiterte Nasenlöcher. Es hat einige Berechtigung, daß man die gekrümmte Nase in Nordamerika häufiger östlich als westlich von den Felsengebirgen, wie schon Bonneville annahm, dagegen in Südamerika häufiger westlich als östlich von den Kordilleren finden will. Platte, kleine Nasen werden bei den Churruje Kolumbiens, den Galibi Guayanas, den Chonos, den Odschibwäh und andern erwähnt (s. Abbildungen, S. 545, 546, 548). Die Augen sind an den äußern Winkeln manchmal mehr oder weniger nach oben gezogen, was zusammen mit den breiten Backenknochen dem Indianergesichte öfters jenen mongolischen Typus aufprägt, der so häufig als „Chinesenähnlichkeit" und dergleichen gekennzeichnet wurde, und der längst in Spanisch-Amerika die Indianer als „Chinos" bezeichnen und noch neuerdings die Wintun Kaliforniens neben die dort eingewanderten Chinesen stellen ließ. Das Auge ist dabei eher klein, und das „Weiße" des Auges hat einen Stich ins Gelbliche. Die Oberlippe ist häufig so klein, daß bei Gesichtsbewegungen die Oberzähne sichtbar werden.

Die Sinnesschärfe ist oft betont, vielleicht auch übertrieben worden. Viele rühmen das scharfe Auge der Indianer, und besonders von der Scharfsichtigkeit der Abiponer sagt Dobrizhoffer: „Sie sehen das mit bloßen Augen, was wir mit einem Vergrößerungsglase oder Fernrohre kümmerlich entdecken". Gewiß ist besonders bei den Jagdstämmen die Übung im Orientieren und Ausspähen wirksam. Von den Wanderungen der Tinne über ihre schnee- und eisbedeckten Jagdgefilde schreibt Petitot: „Kein Kompaß leitet sie dabei, sie kennen jeden Baum, jede Tanne, jedes Gebüsch; die Gestirne, die Flechten an den Bäumen, die Richtung der Schneefelder, ein abgebrochener Zweig im Schnee leiten sie". Da mag wohl der raubvogelartige Ausdruck ins Gesicht kommen, von dem derselbe Beobachter spricht.

Von den Krankheitsdispositionen der amerikanischen Völker sind jene von besonderm Interesse, welche einen engern Zusammenhang mit der vielbesprochenen Thatsache des raschen Aussterbens aufweisen. Die Erfahrung lehrt, daß in tropischen Tieflandgegenden die Indianer weniger gut fortkommen als Neger und Negermischlinge. Von Maryland bis Argentinien sind letztere stark in den atlantischen Tiefländern vertreten, auch wo sie im übrigen nicht sehr zahlreich sind. Besonders rasch haben stets Pocken sich ausgebreitet, und ihre Wirkung war verheerend. Daß aber einfache Katarrhe ähnliche Folgen erzielen, ist eine viel erstaunlichere Thatsache, welche indessen nicht zu bezweifeln ist. A. Simson erzählt in einer Studie über die Pioje-Indianer am Putumayo, daß dieselben den Schnupfen wie eine schwere Krankheit fürchten. Gleich den Pioje am Napo, sind auch die Pioje am Putumayo aufgebracht, wenn unter ihnen jemand erscheint, welcher Anzeichen des Schnupfens oder einer Erkältung hat. Sie wissen nämlich ganz genau, daß Katarrhe ungemein schnell ansteckend auf sie wirken und sich zu einem gefährlichen, oft mit dem Tode endigenden Fieber bei ihnen steigern. „Als ich", schreibt Simson, „den Putumayo hinabfuhr, beschuldigten mich die Consacunti-Indianer, daß ich ihnen den Katarrh mitgebracht hätte, was ich leugnete

da niemand von meinen Leuten daran zu leiden schien. Zwei Monate später erzählte mir ein Freund, der dasselbe Dorf besucht hatte, daß fast alle Bewohner desselben an den Folgen von Schnupfen gestorben wären, den sie manchmal durch einfache Berührung mit Weißen erhalten." Hier könnte man wirklich glauben, was besonders früher oft behauptet wurde, daß sie infolge eines gewissen allgemeinen Mangels ihrer Organisation die Keime frühen Unterganges in sich trügen. Aber diesen Glauben haben die günstigen Geschicke solcher Indianergruppen, welche früher unter die Leitung von Weißen kamen, die ihnen wohlgesinnt waren, glänzend widerlegt (s. S. 562). Vielleicht hat übrigens der Weiße nicht so viel Krankheiten herübergeführt, wie man sonst annahm, und was die verheerende Syphilis anbetrifft, so glaubte man mehrfach in präeuropäischen Gräbern, z. B. denen von Madisonville, Knochen mit Syphilisspuren gefunden zu haben. Ein in Nord- wie Südamerika weitverbreitetes Übel ist die ungleiche Verteilung des Farbstoffes in der Haut, wodurch die scheckige Färbung (in Spanisch-Amerika „Carate" genannt) der sogenannten Indios Pintos entsteht. Oft sind ganze Stämme gescheckt. In der leichtesten Form der Krankheit ist die Haut bloß mit dunkeln oder schwarzen Flecken bedeckt; in schwereren jedoch ist das Epithelium schwarz und die Epidermis trocken, schuppig und mit hornigen Plättchen besetzt, die fortwährend abgestoßen werden. Es entwickeln sich dann hellere Stellen von zum Teile weiter Ausdehnung, auch kommen wohl bläuliche, violette, gelbliche Töne zum Vorscheine, und der seltsame Eindruck ist zuletzt derselbe, welchen das Bild des scheckigen Negers im I. Bande unsrer „Völkerkunde" (S. 138) zeigt. Auf diese Erscheinung, welche übrigens besonders häufig auch bei Negern, Mulatten und Quarteronen auftritt, sind offenbar die Nachrichten von „weißen Völkern" zurückzuführen, denen man so häufig in den Schilderungen Amerikas begegnet.

Der Charakter keines Naturvolkes ist so viel besprochen worden wie der der Indianer. Viele Thatsachen rechtfertigen den Satz O. Löws, „daß gerade diejenigen, welche sich abfällig und negierend über den Indianer äußern und ihm jede Befähigung für Zivilisation, jede Neigung zu edlem Handeln absprechen, meistens nicht zu den bessern Gliedern der weißen Gesellschaft zählen". Zahllose scholastische Abhandlungen und obendrein noch einige päpstliche Bullen hatten den Zweck, nachzuweisen, daß sie überhaupt eine Seele hätten, was freilich die Spanier in Amerika nicht abhielt, sich als Leute von Vernunft, gente de razon, den Indianern gegenüberzustellen und einen eignen Ehrenkodex für sich zu beanspruchen, wie das oft gehörte Wort: Eso es indigne de un ombre de cara blanca anzeigt. Clavijero mußte daher vermeinen, daß zu den Grundlagen einer mexikanischen Geschichte der Nachweis gehöre, die Seelen der Indianer seien „radicalmente" dieselben wie die Seelen andrer Adamssöhne. In unsrer gelehrten Zeit ging man gründlicher vor und hat die Unfähigkeit der Eingebornen zu höherer Kultur aus dem Charakter der amerikanischen Sprachen und dem Mangel abstrakter Wörter in denselben ableiten wollen. Dieser Grund wird, außer durch die linguistischen, noch durch viele andre Thatsachen und durch das Beispiel Mexikos und Perus faktisch widerlegt und zwar nicht bloß der alten, sondern auch der neuesten Geschichte dieser Länder. Wir erinnern nur an eine Gestalt wie die des Juarez, deren hervorragende geschichtliche Stellung ohne geistige Bedeutung nicht möglich war, wenn auch im Vergleiche zu Maximilian seine Überlegenheit vorzüglich auf seiten der Willenskraft lag. A. v. Humboldt, dessen Urteil Pimentel unterschreibt, sagt von der Begabung der mexikanischen Indianer, daß eine große Leichtigkeit des Lernens, ein richtiges Urteil, eine natürliche Logik, eine besondere Neigung zu den subtilsten Unterscheidungen ihnen eigen sind, daß sie ruhig und ordnungsmäßig schließen, daß sie aber nicht jene lebhafte Einbildungskraft, jenes Kolorit der Leidenschaft, jene fruchtbare Schöpferkraft beweisen, welche Völkern Südeuropas und auch einigen afrikanischen Stämmen eigen sind.

Der Indianer neigt körperlich zur Trägheit. Selten sieht man ihn laufen oder sehr rasch etwas vollbringen, wenn es nicht eben das Äußerste gilt. Die Schnelligkeit, mit der die amerikanischen Kulturen dahinsanken, entspricht dieser Sucht nach Ruhe; denn Kultur ist Arbeit. Eine gewisse Trägheit des Geistes liegt auch jener vielbesprochenen Indolenz der Indianer, dem „nil admirari" zu Grunde, das sie neuen Erscheinungen gegenüber bethätigen, und das besonders in ihrer ablehnenden Stellung gegenüber der höhern Kultur sich zeigt. „Wenige äußerten irgend einen Wunsch", erzählt Cook von Nordwestamerikanern, „Dinge, die ihnen unbekannt waren, und die dem wahrhaft Neugierigen so sehr aufgefallen sein würden, zu sehen und zu untersuchen. Es genügte ihnen, sich diejenigen Waren, die sie schon kannten, und deren Wert sie schätzten, zu verschaffen; alles übrige aber betrachteten sie mit der äußersten Gleichgültigkeit. Unser persönlicher Unterschied, unsre Kleidung und Sitten, die von den ihrigen so weit abwichen, die ungewohnte Größe und Zusammenfügung unsrer Schiffe, nichts erregte ihre Bewunderung, ja nicht einmal ihre Aufmerksamkeit." Haben sie die Vorzüge gewisser Kulturerrungenschaften erkannt, so streben sie doch nicht, mehr als das Notwendigste von denselben sich zu eigen zu machen. Die große Schwierigkeit, welche sich der Zivilisierung der südamerikanischen Eingebornen entgegenstellt, ist der Mangel jeglichen Strebens bei denselben: ein Indianer, welcher einmal ein Messer besitzt, gäbe nichts in der Welt für ein zweites. Mit dieser Fähigkeit scheint ihre Unempfindlichkeit gegen Schmerzen Hand in Hand zu gehen, von welcher weiterhin manche Beispiele zu geben sein werden. Man hat sie auch als in der Liebe matt und kalt geschildert, wahrscheinlich nicht mit vollem Rechte. Doch mag es sein, daß das Feuer dieser Leidenschaft früher in ihnen verlischt. Im allgemeinen spielt das Weib keine große Rolle in ihrem Denken und Fühlen.

Es ist eigentümlich, daß, so phlegmatisch der Indianer in der Liebe sein soll, so leidenschaftlich er im Hasse ist, obgleich er dieses Gefühl die längste Zeit vor den Augen seiner Nebenmenschen verborgen halten kann. „Um sich zu rächen", sagt Appun, „überklimmt er Gebirge, durchbricht fast undurchdringliche Wälder und erduldet mit Freudigkeit Hunger und Durst wie alle andern Beschwerden, die sich ihm entgegenstellen; nie vergißt er die Beleidigung, die man ihm zugefügt, und für diese kommt bei ihm nach Jahren die Stunde der Vergeltung nicht zu spät." Traurigkeit schließt diese Indolenz nicht notwendig ein. Geräuschvolle Lustigkeit bricht aus dieser Eisdecke mit Naturkraft hervor. Von den Indianern der südlichen Rocky Mountains sagt O. Löw: „Sie stehen mit Singen auf und legen sich mit Singen nieder". Zwar führt Löw diese Fröhlichkeit auf die helle, sonnige Luft zurück; aber auch in den dunkeln Tropenurwäldern Guayanas bricht natürliche Heiterkeit sich Bahn. Appun erklärt es für entschieden unrichtig, daß der Indianer Guayanas schweigsam sei; nur in gewissen Fällen sei er es und zwar in Gegenwart von Fremden, weil er stolz sei, und weil sein Stolz den äußern Eindruck jeden Gefühles zu beherrschen wisse. Ist der Indianer allein mit seinen Stammesgenossen, dann zeigt er sich in seiner ganzen Lebhaftigkeit. Oft bringt er die Hälfte des Tages mit dem Besprechen seiner Abenteuer auf der Jagd und andrer Gegenstände hin, wobei er einen ausgezeichneten Humor und glänzende Mimik entfaltet. Erscheint ein Fremder, so mustert er mit sicherm Auge dessen Mienen, lauscht den Worten desselben und wirft dann und wann einen sprechenden Seitenblick auf die ihn umstehenden Freunde; nichts entgeht ihm, nichts verrät auch den Triumph, den er bereits im Innern feiert. Mit seinen Freunden nach seiner Hütte zurückgekommen, wird das Porträt des Fremden entworfen und mit beißender Satire das Urteil über denselben gesprochen.

Man gewinnt den Eindruck, daß die Äußerungen des Indianercharakters sich in engen Grenzen bewegen, ebensowohl Großmut wie die am andern Pole liegenden Eigenschaften oder Neigungen. Gegen Fremde wird zwar Gastfreundschaft geübt, aber sie werden zugleich durch

Betteleien und Forderungen jeder Gattung ausgebeutet. Europäer, die jahrelang unter ihnen lebten, hatten nie ein Geschenk erhalten, für jedes angebliche Geschenk war kurze Zeit, nachdem es gegeben, Zahlung gefordert worden; Dankbarkeit scheint den meisten fern zu liegen. Sie sind aber ehrlich in vielen Dingen und wissen sich zu beherrschen. Es kann nur auf einer tiefen Ehrfurcht vor dem ungeschriebenen Gesetze beruhen, wenn das Eigentumsrecht schon durch Symbole genug geschützt ist, wie Gomara und später Martius berichten, daß bei Südamerikanern die Sitte herrsche, durch einen ringsum gezogenen Baumwollfaden Felder und Hütten vor unbefugtem Eindringen zu schützen. Es erinnert dies übrigens auch an den Tabufaden der Polynesier und das Fadi-Rotang der Malayen. Wenn die Hütten meist ganz offen stehen bleiben, so erklärt sich dies nicht durch die Ärmlichkeit des in denselben aufbewahrten Besitzes, denn dessen Schätzung dürfte bei andern Reichtumsbegriffen auch andre Maßstäbe anlegen. Lügenhaftigkeit und Prahlerei werden häufig als Fehler dieser Völker gekennzeichnet. Doch sind anderseits in häufigem Verkehre mit Weißen besonders die indianischen Pfadfinder der nordamerikanischen Armee, die sogenannten Scouts, wegen ihrer Zuverlässigkeit gerühmt worden.

Der Vorwurf der Grausamkeit lastet auf den Indianern aller Gegenden und aller Kulturstufen. Grausam gegen sich selbst, wie ihre Peinigungen und Prüfungen es zeigen, sind sie noch grausamer gegen andre. Die blutigen Menschenopfer der Azteken entspringen derselben Gesinnung wie die Behandlung der Kriegsgefangenen der Pampas-Indianer, von welcher Dobrizhoffer sagt: „Diejenigen, welche sie auf einen Streich totschlagen, haben von einer sanften und gelinden Behandlungsart zu sprechen". Verstümmelung der Gefangenen, um sie einem langsamen, schmerzlichen Tode zu überlassen, war einst allgemeine Sitte von den Apatschen bis zu den Tehuelchen, und daß Sterbende lebend in die Mumiengestalt gebracht wurden, wird nur zu häufig berichtet. Das Skalpieren übten selbst die in vielen Hinsichten fortgeschrittenen, friedlichen Arbeiten hingegebenen Zuñi. Liebloses Benehmen gegen Kranke wird vielfach gerügt, und zwar trifft diese Vernachlässigung der Leidenden Eltern und nahe Verwandte ebenso wie fern stehende Stammesgenossen. Dagegen werden die Blödsinnigen mit besonderer ehrfurchtsvoller Scheu behandelt, da es allgemeine Überzeugung ist, daß diese Armen in inniger Verbindung mit dem guten Geiste stehen, weshalb auch ihre Worte und Handlungen für Aussprüche der Gottheit gehalten werden. Und dabei können soziale Tugenden von hoher Entwickelung, vor allen Vermeidung offenen Widerspruches, beleidigender Äußerungen, kluges, zurückhaltendes Benehmen, Achtung der Sitten der Vorfahren, vorhanden sein. Man hat die Wald-Indianer finsterer als die Ackerbauer der ebenen Länder genannt und in diesem Sinne die Guarani mit den offenäugigen Payagua kontrastiert. Man möchte von einem Dualismus des Indianercharakters sprechen, wenn man sieht, wie ein ähnlicher Unterschied häufig wiederkehrt. In jedem größern Gebiete gibt es irgend einen wegen seines schlechten Charakters verschrieenen Stamm, wie die Omaha unter den Stämmen des Missouri, die Botokuden unter den Ostbrasiliern.

Die Erziehungsfähigkeit der Indianer ist nach den Ergebnissen der Missionen, der Ackerbaureservationen der Vereinigten Staaten, der politischen Entwickelung indianerreicher Staaten und dergleichen nicht zu leugnen; aber sie hat für die Masse ihre Grenzen, die zum Teile natürlich bestimmte sind. Es ist weder das schwache Gedächtnis, wie einige wollen, welches die in der Kultur erworbenen Fertigkeiten und Kenntnisse alsbald in ihrem Bewußtsein zu ungreifbarer Schattenhaftigkeit zusammenschwinden läßt, wenn sie nicht mehr unter dem unmittelbaren Eindrucke derselben leben, noch ist es bloß die Unmöglichkeit, sich die Werkzeuge, Genüsse 2c. der Kultur in ihrer armen Heimat zu erwerben; sondern es sind die zwei mächtigen Faktoren: der Reiz der Ungebundenheit des Lebens, den man Instinkt des Nomadismus genannt hat, und die Macht der Gewohnheit, die alle

ihr ganzes Leben hindurch gepflogen haben. Mit Zähigkeit hielten die Indianer an ihrem Glauben, und bei Getauften laufen noch heute zahlreiche heidnische Gebräuche mit unter. So beten die christlichen Coroados Südbrasiliens noch immer ihre Sternbilder (tupá) an, und der im stillen fortlebende „Teufelsdienst" kostete Tausenden das Leben, die in der ersten Zeit der spanischen Herrschaft demselben nicht entsagen wollten. Wo die Missionen aufgehoben wurden, bleiben, wie Reiß es vom Ucayali schildert, „anfangs diese Indianer noch Christen, ja sie nehmen sogar die Heiligen aus den Kirchen mit; aber nach wenigen Jahren senden sie diese Holzfiguren, als für ihre fernere Glückseligkeit unnütz, wieder zurück". Sind indessen die Indianer einmal zum Christentume bekehrt, und gelingt es, sie in demselben festzuhalten, dann liefern sie ein prächtiges Material von stillen oder lauten Fanatikern, die z. B. in dem Jesuitenstaate von Paraguay, in Ecuador und unter Führung ihrer Seelenhirten in den Armeen der Unabhängigkeitskriege sowie den darauf folgenden bürgerlichen Wirren ihre Glaubenstreue blutig besiegelt haben.

Wenn man die geistigen Äußerungen des Indianerlebens betrachtete, zeigte man sich oft geneigt, zu viel Gewicht auf die Beredsamkeit zu legen. Es ist etwas verdächtig, daß die nordamerikanischen Indianer viel häufiger als die südamerikanischen wegen dieser Gabe gerühmt werden. Entweder zeigt sich darin Übertreibung der Schilderer oder Einfluß der Europäer. Letzteres scheint Dodge sagen zu wollen, wenn er den „eigentümlichen und unnatürlichen Stil der Rede" der Indianer als eine Nachahmung der aufgebauschten Quäker- und Missionarsberedsamkeit bezeichnet, die, mit der Unkenntnis der Indianersprache kämpfend, sich immer nur um einige wenige Worte und Wendungen dreht. Das erstere aber scheinen nicht bloß manche negative Stimmen, sondern auch eine Schilderung zu beweisen, wie Cook sie von Nordwestamerikanern entwirft: „Wenn sie miteinander in Streit geraten, oder bei andern öffentlichen Veranlassungen bestehen ihre Reden aus kurzen Sätzen oder vielmehr aus einzelnen abgesonderten Worten, die mit Nachdruck mehrmals wiederholt werden, und wobei sie eine einzige Gebärde machen. Diese besteht darin, daß sie den ganzen Körper etwas vorwärts werfen, die Kniee beugen und zu gleicher Zeit die Arme gerade herunterhangen lassen." Nichts von dem Pomphaften der Beredsamkeit der Großen Wolke oder des Gefleckten Schwanzes und andrer Lieblinge der sensationslustigen Journalisten Nordamerikas, sondern eher das Ruhige, Maßvolle der Redner in den Volksversammlungen hebt auch Martius von den Miranha und andern Brasiliern hervor.

Reich ist das Mienen- und Gebärdenspiel als symbolischer Ausdruck von Verhältnissen und Beziehungen. Fast allgemein menschlich sind Bewegungen, wie Coppinger sie von den Chonos beschreibt: „Große Freude bezeugen sie durch das Zeigen der geschlossenen Zahnreihe, gluckfende Töne und Auf- und Abbewegung des Körpers. In der Heftigkeit wird ein gluckfender Ton ausgestoßen und schäumender Speichel zwischen den Lippen gezeigt; beim Kummer oder Verdrusse wird die Oberlippe straff gezogen, die obern Schneidezähne werden etwas gezeigt und der Unterkiefer vorgeschoben." Die Hand über den Kopf gehalten dient vielfach als Bekräftigung, für die der Schwur fehlt. Martius sah durch Berührung der Waffen oder des Halsgeschmeides bei Südamerikanern Beteuerung ausgedrückt, aber Handschlag und Handgelübde fehlen. Auch der Kuß ist unbekannt; an seine Stelle tritt jedoch bei Südamerikanern Nasen- oder Gesichtreiben. Ein lautes, lang gehaltenes Blasen ist Ausdruck der Trauer bei kalifornischen Stämmen. Zur würdevollen Repräsentation, die der Amerikaner vielfach mit starkem Bewußtsein hervorkehrt, gehört besonders die Begrüßung mit langen Reden und dann jener südamerikanische Gebrauch, in welchem Martius die Wahrung des Hausrechtes betont sieht, daß der Herr der Hütte, in der Hängematte liegend, seinen Gast empfängt.

Wir sind nicht völlig im klaren über die Zeitrechnung dieser Völker. Das Sonnenjahr ist wenigstens im Wirkungskreise der mexikanischen und peruanischen Kultur bekannt, selbst die Zuñi Neumexikos wissen, daß ihr Jahr fünf Tage nach der Zeit beginnt, wo der Schatten in einem bestimmten Winkel gegen die Mesa fällt. Man darf Spuren hiervon noch weiter hinaus vermuten, wenn auch bei vielen Nordamerikanern nicht nach Jahren, sondern Wintern gerechnet und eine Zweiteilung in kalte und warme Monate vorgenommen wird. Von den Nutka sagt Sproat, daß sie 13 Monate zählen und die Zählung ungefähr mit unserm November anfangen. Dagegen gibt Sutil die Zahl von 14 Monaten an, deren jeder in 20 Tage und einige Schalttage geteilt werde, und sagt, die Zählung beginne mit dem Juli. Die Monatsnamen sind vom Fischfange, Laichen der Fische, Reifen der Beeren ꝛc. hergenommen. Die Mandan haben folgende zwölf Monatsnamen, von unserm Januar an beginnend: Monat der kalten Tage, der Ranzzeit des Wolfes, der kranken Augen, des Jagdwildes, der Maissaat oder der Blumen, der Beerenreife, der Kirschenreife, der Pflaumenreife, der Maisreife, der fallenden Blätter, der gefrornen Flüsse, des kleinen Frostes. Diese Benennungen sind oft mehrfach für einen Monat vorhanden und wechseln um so leichter von Stamm zu Stamm. Im gemäßigten Südamerika, an der Westküste, wo die Jahreszeiten in insularem Klima nicht scharf gesondert erscheinen, dürften die Springfluten der Nachtgleichen als die Sonderer zwischen Sommer- und Winterhälfte am tiefsten einschneidend sich geltend gemacht haben. In den tropischen Gegenden werden mehr die Sterne zur Unterscheidung der Jahreszeiten herbeigezogen. So werden in Guayana die Plejaden, die dort den Namen Ciu führen, als Verkündiger der Trockenzeit mit Freude begrüßt, und es geht die Sage, daß mit ihrem Kommen sogar die Schlangen ihr Gift einbüßen. Indianer von Laguna in Neumexiko bewahrten die Überlieferung von einem „Lichtjahre", das indessen vielleicht nur auf den Ausbruch eines der benachbarten Vulkane deutet.

Die Möglichkeit des Zählens geht bei den Indianern weit über zehn hinaus, doch liegt das Dezimalsystem den Zahlwörtern zu Grunde. J. B. White gibt sogar Zahlwörter für 1—10,000 in der Tontosprache an. Die Spanne ist das Grundmaß, und ihre verschiedenen größern und kleinern Einheiten sind von den Armlängen, Fingern ꝛc. hergenommen. Als kleinstes Maß gilt gewöhnlich die Dicke des platt aufgelegten Daumens, als größtes die Entfernung zwischen Daumenende und Oberende des Biceps. Bei den Nordwestamerikanern kommt es vor, daß ein Maßstab auf den als Elle zu gebrauchenden Arm tättowiert wird.

In den Aufzählungen der amerikanischen Sprachen erregte immer ihre große Zahl Erstaunen. Vater hat die Zahl der amerikanischen Sprachen auf 500, Balbi auf 413 (wovon 211 nord-, 44 mittel-, 158 südamerikanisch) geschätzt. In neuerer Zeit ging man bescheidener vor, hat aber noch immer ca. 100 Sprachen und Sprachgruppen unterscheiden zu müssen geglaubt, zwischen denen keine andern Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten zu beobachten sind als solche, welche zufällige Berührung noch zu erklären vermöchte. Der bisherige Gang der Forschungen läßt nun wohl eher noch weitere Vereinigungen als Trennungen voraussehen; immerhin ist der Reichtum Amerikas an Sprachen erstaunlich, und ihre Zahl wird derjenigen der Sprachen Asiens und Europas zusammengenommen wohl gleichkommen. Dabei ist die Verbreitungsweise sehr eigentümlich. Im Osten und Innern Nord- und Südamerikas haben wir vorwiegend große, im Westen kleine Verbreitungsgebiete. Zahlreiche Sprachstämme nahmen einst besonders den Rand des heutigen Texas und das oregonisch-kolumbische Gebiet sowie Kolumbien ein. In Südamerika haben nur das Quichua, wesentlich im Gebiete des peruanischen Reiches, dann das Moxo, Guarani und die Karibensprache eine weitere Verbreitung gefunden, und vielleicht zeigt einst auch der Süden Südamerikas uns eine Sprachgruppe von größerer Ausbreitung. Zentralamerika scheint eine reiche Anzahl von Sprachstämmen zu bergen. Fragen wir nach den Gründen dieser Vielsprachigkeit, so antwortet Whitney:

„Die dialektische Differenzierung ist in ihnen auf die Spitze getrieben; die isolierenden und differenzierenden Wirkungen haben freien Lauf gehabt und sind nur in geringem Grade durch die Gegenwirkung der konservierenden, assimilierenden Kräfte gehemmt worden. Stets scheint der Kontinent von einer Menge kleiner Völker bewohnt gewesen zu sein, die unaufhörlich in Fehde oder durch eifersüchtige und argwöhnische Abschließung voneinander getrennt waren." Er meint weiter, daß, wenn auch in Mexiko, Mittelamerika und Peru die Conquistadoren große Kulturreiche angetroffen hätten und selbst in Nordamerika die künstlichen Hügel, die Kupferminen und andres auf eine alte, untergegangene Kultur hinwiesen, doch hier nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel vorlägen, und daß ebenso, wie die alte Kultur des Mississippithales zerstört worden, auch die der südlichern Kulturvölker schon vom Untergange bedroht war, als die Europäer die Neue Welt fanden und eroberten. Whitney nimmt also an, daß ein besonders hoher Grad von Veränderlichkeit zu den Merkmalen der amerikanischen Sprachen gehöre. Er hält es für bewiesen, daß Stammesgruppen, deren Trennung in eine sehr junge Zeit fällt, Sprachen sprechen, in welchen das Gemeinsame fast ganz überwuchert ist von dem Trennenden. Daß die Bücher, welche Missionare für ihre eingebornen Schüler verfaßten, oft schon nach drei bis vier Generationen nicht mehr ganz verständlich waren, wird gleichfalls behauptet. Die Zweisprachigkeit gewisser Karibenstämme, bei welchen die Weiber z. B. Arawak, die Männer Karibisch sprechen, kann ebenfalls nur umändernd auf die Gesamtsprache wirken. Sprachmischungen kommen hinzu, wenn dieselben auch sicherlich nur zum kleinsten Teile bis heute erforscht sind. Die Zahlwörter über fünf sollen in der Jivarosprache dem Quichua entnommen sein, und auch sonst sollen Quichuaspuren in derselben vorkommen. Darum ist es aber doch nicht wahrscheinlich, daß die Jivaros einst den Inka unterworfen waren. Unerklärt sind Zusammenhänge beschränkter Natur, wie sie im Takilmo Nordwestamerikas vorkommen, dessen Bezeichnungen für Teile des menschlichen Körpers an die Kalapuya-Dialekte erinnern, oder die Verbreitung des Wortes tschi für Wasser über die meisten oregonisch-kolumbischen Sprachen oder der Wurzeln für Wasser, Hand, Vogel durch mehrere sonst tief getrennte Sprachen Arizonas. Dennoch bestehen manche Forscher auf der fundamentalen Übereinstimmung des Planes.

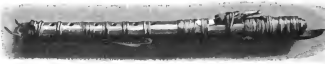
Whitney hält es für möglich, daß alle die amerikanischen Sprachen aus einer einzigen Grundsprache hervor- und auseinander gegangen seien, wie das auch schon Waitz mit den Worten ausgesprochen hat: „Die Sprachen der Eingebornen von Amerika besitzen trotz ihrer Verschiedenheit und ungeheuern Menge nach dem Urteile der Forscher eine Reihe von eigentümlichen Charakteren, die sie in Rücksicht ihres Baues ebenso bestimmt als zusammengehörig zu einem großen Ganzen wie wesentlich geschieden von den Sprachen andrer Erdteile erkennen lassen". Fragt man nun näher nach diesen gemeinsamen Merkmalen, so erhält man die Antwort, daß ihnen allen der Grundplan der Einverleibung oder des Polysynthetismus zu Grunde liege, welcher darin besteht, daß Pronomina, Adverbien und selbst Substantive in das Zeitwort aufgenommen und mit demselben konjugiert werden, so daß gar kein Ende der Umsetzung desselben abzusehen ist und Wortungeheuer, aus mehr als einem Dutzend verschiedener Elemente zusammengeschmolzen, sich von der Zunge wälzen. Bei mangelnder Differenzierung, die besonders in diesem Überwuchern des Verbalbegriffes, in der Verschmelzung des Pronomens mit dem Nomen ꝛc. sich kundgibt, zeichnen sich die Indianersprachen durch Reichtum der Ausdrücke für bestimmte Verhältnisse aus, während die grammatikalischen Formen, Numerus und Genus, fast überall vernachlässigt erscheinen. Das komplizierte Verwandtschaftssystem der Muttersippe und die mannigfaltige Stammesgliederung schaffen entsprechende Sprachformen. In den meisten Dialekten gibt es auch wechselnde Ausdrücke für Sohn und Tochter, je nachdem diese vom Vater oder der Mutter angeredet werden.

In den Farbenbezeichnungen stehen die Amerikaner nicht hinter den Europäern zurück, sofern man deren Bezeichnungen für künstliche Farben abzieht. Dafür besitzen jene Ausdrücke für Mischfarben, z. B. am Vogelgefieder, an Erde und Felsen, welche uns fremd sind Bei den Maklak fand Gatschet fünf Bezeichnungen für Grau, vier für Blau 2c. Die Bekanntschaft mit der Natur, durch das Bedürfnis erzwungen, begünstigt in andrer Richtung den Reichtum an Wörtern. „Es gibt", fügt Powers hinzu, „nicht das kleinste Moos oder die ärmlichste Flechte, keinen blühenden Strauch oder Baum, kein Rankengewächs, keine Schmarotzerpflanze, keinen Pilz, kein kleines Wasserkraut, keine Alge, für die sie nicht einen spezifischen Namen hätten." Zu dem lexikalischen Reichtume, gleichzeitig aber wohl zu der verwirrenden Veränderlichkeit trägt der Gebrauch bei, den Zahlwörtern über zehn klassifizierende Beisätze zu geben, welche anzeigen, welcher Gestalt die gezählten Gegenstände sind, ob rund, lang, flach 2c., ob dieselben erst gezählt werden oder schon gezählt sind. Ähnlich wirken Präfixe am Nomen und Verbum, die in äußerst mannigfaltiger Weise nicht bloß das Reflexivum, Reciprokum und Medium des Zeitwortes gestalten, sondern zur Angabe der äußern Gestalt des Objektes dienen, an dem die Handlung vollzogen wird. Reduplikationen, die bis auf die Partikeln herabgehen, sprechen Handlungen, Zustände 2c. von jeder einzelnen Sache aus, welche die einfache Form im allgemeinen aussagt. Im Maklak zählt Gatschet an hundert Präfixe, die bald allein, bald in Kombination von zwei bis vier als Iterativa, Usitativa, Durativa, Kausativa und dergleichen Verwendung finden.

Amerika hat nicht bloß in seinen Kulturländern eine Hieroglyphenschrift entwickelt, welche befähigt war, ein ausreichendes, wenn auch vielleicht noch sprödes Werkzeug der Gedankenmitteilung zu bilden, sondern auch seine Naturvölker sind weiter gegangen in der Ausgestaltung eines primitiven Systemes der Schrift als die Neger oder Polynesier. Bei aller notwendigen Vorsicht gegen vielgeübte Fälschungen ist es heute unzweifelhaft, daß ein System von Bilderschrift durch ganz Nord- und Südamerika verbreitet ist. In manchen Fällen ist dasselbe so hoch entwickelt, daß der Schritt zur Hieroglyphenschrift nicht mehr weit scheint (vgl. die Tafel „Indianische Bilderschrift" in Bd. I, Einleitung, bei S. 29). Für Guayana nahm Humboldt einst eine „Zone der Inschriften" an, die sechs Längengrade in ostwestlicher Richtung vom Gebirge Pacaraima bis Urnana durchgeht, gibt aber zu, daß die Zeichen verschiedenen Zeiten und Nationen angehören mögen. Seitdem sind nun ähnliche Zeichen vom Yupura, Madeira, aus Columbia, Venezuela abgebildet, und wie viele noch nachzuweisen sein möchten, lehren die Ergebnisse der Nordamerikaner, welche lange Reihen derselben bei den verschiedensten Stämmen gesammelt haben. Die Beziehung zwischen diesen Schriften und den eigentlichen Hieroglyphen der Kulturvölker liegen im Dunkeln. Einzelne Anklänge, so wenn die auf einer piedra pintada aus Venezuela eingegrabenen Zeichen teilweise an die rechteckigen Hieroglyphengruppen der Maja erinnern, haben bisher nicht zu der Möglichkeit geführt, historischen Boden zu gewinnen. Professor Ernst in Caracas glaubt auch in den Eigentumszeichen, die den Herden in Venezuela eingebrannt werden, Anklänge an indianische Bilderschrift zu erkennen. Die Knotenschrift, die im alten Peru eine so merkwürdige Entfaltung erlangt hatte, hat sich zum Zwecke schwierigerer Botschaften, wo z. B. auf längere Frist hinaus eingeladen wird, im Norden und Süden erhalten.

Die Zeichensprache, deren Notwendigkeit kaum irgendwo auf der Erde größer sein mag als hier im Lande der zahlreichen Sprachverschiedenheiten, und welche wohl dem zu Förmlichkeiten des Verkehres neigenden Charakter der Indianer sowie dem Bedürfnisse nach stiller Verständigung auf Kriegs- und Jagdzügen noch entgegenkommt, ist ungemein ausgebildet. Sie ist keineswegs einheitlich, sondern von Stamm zu Stamm verschieden. Mallery hat sieben Zeichen für „Häuptling" gesammelt; zwei der einfachern, schon länger bekannten sind folgende: Nach Long wird der Zeigefinger der rechten Hand ausgestreckt, senkrecht

niedergeführt und dann in einer geraden Linie bis zur Höhe des Kopfes wieder emporgeschnellt. Es soll das bedeuten: erhaben über andre. Nach Prinz Max von Wied dagegen hebt man den Zeigefinger der rechten hoch gehaltenen Hand empor, dreht ihn im Kreise und bringt ihn dann zur Erde herab. Dies soll denjenigen bedeuten, welcher im Mittelpunkte der ihn umgebenden Untergeordneten steht. Eigentümlich sind ferner zwei Gebärden, welche den Tod ausdrücken sollen. Im einen Falle wird die rechte Hand in der Höhe des Magens gehalten, dann mit einem Sprunge umgeworfen, so daß der Handteller nach oben liegt und die Finger etwas nach rechts deuten; Bedeutung: er ist gekentert, umgeworfen wie ein Boot. Im andern Falle wird die linke Hand flach gegen das Gesicht mit dem Rücken nach auswärts gehalten, dann die rechte, in derselben Weise gehaltene Hand unter die linke geschoben; und die Idee, die dieser Pantomime zu Grunde liegt, ist die des Begräbnisses. Hierher kann man auch das eigentümliche Signalsystem rechnen, welches die Jivaros an der Pastassa besitzen. Wie einige afrikanische Völker, vermitteln sich nämlich auch die Jivaros Nachrichten durch ihre „Tunduli" oder großen Trommeln, die von Haus zu Haus, von Berg zu Berg gehört werden. Ihre Hütten sind zu diesem Zwecke in passenden Entfernungen über ihr Land zerstreut, und durch bestimmten Trommelschlag



Eine Flöte kanadischer Indianer. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) ¼ wirkl. Größe.

werden sehr verschiedenartige Mitteilungen in kürzester Frist an alle Familien und Horden, die über ein weites Gebiet hin wohnen, gemacht. Sehr ausgebildet ist das Botensystem, welches Nachrichten durch bestimmte Läufer, die in jedem Dorfe sich ablösen, in unglaublich kurzer Zeit befördert.

Wir werden von der bildenden Kunst in spätern Abschnitten zu sprechen haben. Hier sei so viel erwähnt, daß bei kultiviertern und rohern Stämmen eine Stilisierung der Formen Platz greift, wie sie phantastischer bei keinem andern Teile der Menschheit zu finden. Es ist nicht erstaunlich, wenn nach einer Zusammenstellung R. Hartmanns sich im allgemeinen die Indianer, sowohl die zivilisierten Mexikos und Perus als die rohen Nord- und Südamerikas, nicht gerade durch große Kunstfertigkeit und Bildtreue in der Darstellung von Tierkörpern auszeichnen. Sie kontrastieren darin besonders stark mit den sonst so nahestehenden Hyperboreern.

Musik und Tanz haben beide eine nahe Beziehung zum religiösen und politischen Leben der Indianer. Beweis dafür ist, daß die Anordnung von Tänzen häufig Sache des Häuptlinges ist, und daß öfters der Musiker des Stammes eine hervorragende Stelle einnimmt. So ist bei den Karibenstämmen der dritte Würdenträger der Musiker oder Kamotura, welcher bei Festen auf dem Kamo, einer Rohrflöte von ziemlich unangenehmem Tone, spielt. Die meisten Gesänge haben einen einförmigen, schleppenden Charakter, den höchstens laute Ausrufe und „Juchzer" unterbrechen. Bei den Zuñi sind die Haupttänzer bei den religiösen Aufführungen auch zugleich allgemein einflußreiche Leute. Der Lieblingstanz der Oyampi ist der Guavacan, wobei Männer und Frauen einen großen Kreis um den in der Mitte sitzenden Kamotura bilden. Alle stampfen zweimal heftig auf, machen zwei Schritte vorwärts, lassen sich los, dann umschlingen sich die einzelnen Paare und drehen sich schnell nach dem Tempo des Kamo. Bei den der Maraké-Marter (s. S. 624) vorangehenden

Tänzen, welche Männer und Weiber beim Scheine großer Feuer und unter Liebesgeschichten und Kriegsthaten verherrlichenden Gesängen ausführen, stehen die jungen Leute rund um ein mit einem großen Stücke Rinde bedecktes Loch, stampfen alle im Takte mit dem rechten Beine darauf und entlocken bei jedem Tritte einer kleinen Bambus-Trompete einen kurzen Ton. Besondere Instrumente laden zu den Ratsversammlungen ein, bei den Coroados ein Kuhhorn, bei den Botokuden eine Trompete aus der abgestreiften Haut des Schwanzes vom Armadill, bei den Cran Kürbistrompeten, bei den Mundrucú Rohrschalmeien, bei den Miranha und andern Stämmen nordöstlich des Amazonas Holzpauken, deren mancherlei Schläge „wie Tontelegraphen jede Nachricht verbreiten" (Martius), und die schon Oviedo von den Kariben erwähnt. Im übrigen sind die musikalischen Instrumente der Indianer ursprünglich äußerst einfach und ihre musikalischen Leistungen höchstens denen der Chinesen an die Seite zu stellen. Bei den Nordwest-Amerikanern gibt es nur ausgehöhlte Holzblöcke, die als Trommeln benutzt werden, Muscheln als Kastagnetten, eine Pfeife mit einem Loche, Rasseln in Gestalt von Vögeln oder Seehunden. Das Orchester der Goajiros setzt sich ebenfalls nur aus Trommel, Rohrpfeife und der fagottähnlichen, mit Schallstück aus einer Kalebasse versehenen Maraka zusammen. Bei den Neumexikanern fand auch O. Löw nur Flöte und Pfeife. Die Araukaner sollen sich früher Flöten aus den Schienbeinen erschlagener Feinde gemacht haben. Als Sprachrohre der Botokuden bezeichnet Prinz von Wied Instrumente aus der Schwanzhaut des großen Gürteltieres, die als Signalhörner benutzt werden; und ähnliche aus Ochsenhörnern hat v. Eschwege bei den Coroados von Minas Geraës



Musikinstrumente der Juri von Brasilien. (Ethnographisches Museum, München.)

gesehen. Eine wohl irgendwie importierte Gattung von musikalischen Instrumenten ist ein marimba-artiges Holzklavier, das mit Stricken an einem Dachbalken befestigt ist und aus zwanzig Bambusstücken besteht, die unter ebenso vielen Holztäfelchen von der Chontaduro-Palme (Astrocaryum) aufgehängt sind. Die Cualqueres-Indianer, sagt Eduard André, und ebenso die Mischlinge dieser Gegend sind wie vernarrt in die Töne dieses Instrumentes, das sie mit großer Geschicklichkeit spielen. André beschreibt aus der Gegend von Pasto ein indianisches Orchester von sechs Musikern, bestehend aus dem Tiplé, d. h. einer kleinen Guitarre von der halben Größe einer länglichen Melone, und dem Maraco, d. h. zwei an Stöcken befestigten Flaschenkürbissen, die mit schwarzen Samenkernen gefüllt werden. Die Stelle der zweiten Geige und des Cello nehmen zwei Guitarren ein von derselben Gestalt, aber vierfacher Größe. Der unsrer großen Trommel entsprechende Tambor liegt horizontal auf dem Boden und wird mittels eines Stockes geschlagen. Der Cuno endlich gleicht einem riesigen Einmachetopfe, über den Papier gespannt ist; man bearbeitet ihn mit Fingern, Fäusten, Ellbogen und Knieen.



Ein Tanzstab mit Ringen aus Nordwestamerika. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Unter dem Getöse dieser Instrumente wird der Bambuco getanzt, der nichts andres ist als eine beständige Verfolgung der Tänzerin durch ihren Gegenpart: sie weicht zurück, dreht sich um sich selbst, schlägt dabei die Augen bescheiden nieder, läßt die Arme schlaff niederhangen, hebt die Füße kaum vom Boden, entweicht beständig dem Anstürmen ihres Tänzers, bis sie endlich matt sich ergibt und im Triumphe davongetragen wird. Wenn nicht dem importierten Fandango entsprungen, beweist dieser Tanz nur, daß über die ganze Welt die alte Geschichte von Suchen und Gewinnen der mit Vorliebe behandelte Gegenstand der Tänze ist. Übrigens tanzen auch die von spanischem und portugiesischem Einflusse unberührten Indianer Guayanas am liebsten Liebesgeschichten. Masken, eigner Kopfputz und Körperschmuck werden beim Tanzen getragen (s. die Tafeln bei S. 573 u. 639). So erzählt Krause von den Thlinkit: „Die tanzenden Personen sind mit einem bunten Feststaate ausgeputzt, zum Teile mit grotesken Masken vor dem Gesichte, das Haupthaar mit Daunenfedern geschmückt, gleichsam gepudert, und halten in den Händen hölzerne Klappern oder Stäbe oder die blendend weißen Schwänze des weißköpfigen Adlers“. Am verbreitetsten ist wohl der Gebrauch der Masken hier in Nordwestamerika. Sie reichten einst weiter ins Innere und waren auch den Tinne bekannt; jetzt sucht man vergeblich nach einer Maske im ganzen Mackenziethale, während sie in Alaska und Britisch-Columbia noch häufig sind. Sehr seltsame Aufzüge kommen auch in Südamerika vor. So tragen bei den Maraké-Tänzen die Rukujenn ein Kleid von Fell- und Baumwollstreifen, das Brust und Bauch bedeckt. Einige tragen auf dem Rücken einen höchst wunderlichen Schmuck, einen hölzernen Fisch mit Löchern, in welchen große, wie Vogelschwänze herabfallende Federbüsche stecken.

Leidenschaftlich spielen diese Völker. Die Haidah spielen besonders gern „Gerade oder Ungerade“ mit kleinen Stäbchen. Wer dem Gegner das ganze Bündel von 40 oder 50 Stäbchen abgewinnt, ist der Gewinner beträchtlicher Werte, angeblich öfters selbst der Freiheit seines Spielgenossen. Auch eine Art Würfel sind im Gebrauche. Ein Würfelspiel der Wintun, Ha genannt, beschreibt Powers: Die Würfel werden aus zwei Eicheln hergestellt, die der Länge nach in zwei Teile gespalten und auf der Außenseite mit roten und schwarzen Farben betupft werden. Diese markierten Eichelstücke werden in der Hand geschüttelt und in einen breiten, flachen Korb geworfen, der, ein

Musterwerk der Flechtkunst, oft einen Wert von 25 Dollars repräsentiert. Der Reingewinn in diesem Spiele überschreitet aber selten 10 Cents an Geld oder Geldeswert. Die Hasenindianer haben ein Ubzi genanntes Spiel, das der italienischen Morra gleicht. Es besteht darin, daß erraten werden muß, in welcher Hand der Spielende einen Gegenstand verborgen hält; auch die Algonkin kennen dies Spiel. Ein andres Spiel wird mit Stäbchen gespielt, die mit roten Ringen bemalt sind; sie werden in Gras gewickelt, und nun kommt es darauf an, die Zahl der Ringe zu erraten. Bei einem dritten Spiele wird eine Holzkugel zwischen zwei Kegeln hindurch in eine Grube geschoben. Ein Spiel, in welchem geworfene Ringe mit Stäben aufgefangen werden, spielen die Yávapai, Kutschán, Pahni, Mandan und andre. Die Yávapai allein haben aber ein Hatvenúna genanntes Spiel von 40 Karten, die aus dem Bauchfelle des Pferdes verfertigt werden. **Poole** sagt von den Bewohnern der Königin Charlotte-Inseln: „An Spielwut übertreffen sie jedes Volk, das ich kenne. Kraftübungen im Ringen und Fingerhaken sind gebräuchlich, und die Kinder üben sich im Schießen mit Bogen auf Tiere und Fische aus Stroh. Bei den Tschinuk ist ein Ballspiel üblich, wobei der Ball mit Stöcken geschlagen wird, an deren Enden Ringe angebracht sind. Frauen nehmen selten oder nie an den Spielen der Männer teil, aber sie spielen unter sich, und so haben sie bei dem eben genannten Stamme sogar ein besonderes Spiel, das mit würfelartig gezeichneten Biberzähnen gespielt wird."

Die **Heilkunst** dieser Völker ist so eng mit ihrem Glauben und Aberglauben verbunden, daß es natürlich erscheint, dieselbe bei den Funktionen der Priester zu betrachten, mit welchen sie eng verknüpft ist. Hier möchten wir nur hervorheben, daß Bäder verschiedener Art eine Rolle in der Therapie der Indianer spielen. Bei den Thlinkit ist kein Haus ohne eine zum Dampfbade bestimmte Hütte, bei andern Stämmen steht inmitten des Dorfes ein gemeinsames Badehaus. Die Nutka gebrauchen keine Dampfbäder, baden aber viel im Freien. Auch da, wo das Innere der Wohnungen sowie die Kleidungsstücke kein Übermaß von Reinlichkeit zeigen, ist kaltes Baden am Morgen üblich, besonders bei westlichen Stämmen Nordamerikas. Aderlaß, Kneten, Saugen der kranken Stellen sind allgemein gebräuchlich. Gegenseitiges Bearbeiten des Bauches mit den Füßen bei Magenüberladung wird von Arowaken und Botokuden erzählt. Eigentümlich ist auch die Sitte der am Pintuc wohnenden Jivaros, fast jeden Morgen sich künstlich zu erbrechen. Sie gebrauchen dazu eine Feder, mit welcher sie sich den Gaumen so lange kitzeln, bis die gewünschte Wirkung eintritt, wobei sie von der Ansicht ausgehen, daß Speisen, die über Nacht im Magen zurückblieben und nicht verdaut wurden, für den Körper ungesund seien und entfernt werden müßten.

*

Die Bevölkerung keines andern Erdteiles hat so tiefgreifende und mannigfache **Veränderungen durch** das Einbringen der Europäer und zwar in vorwiegend ungünstigem Sinne erfahren wie die Indianer. Man könnte darin ein vernichtendes Zeugnis für die Seelen- und Geistesanlagen der Indianer sehen. Denn zweifellos sind sie heute die Besiegten in weitaus dem größten Teile der weiten westlichen Welt. Aber dieses Zeugnis ist nicht entscheidend und genügt keineswegs für sich allein. Nicht die armen und furchtsamen Stämme sind am raschesten hingeschmolzen. Es haben sich im Gegenteile z. B. in Kalifornien die Wintun, der ärmste der dortigen Stämme, erhalten, während stolzere und reichere untergegangen sind. Mit der Lebensunverwüstlichkeit, welche charakteristisch ist für so manche niedrige Ordnung der Tierwelt, haben jene den Wandel der Verhältnisse überlebt und konnten nicht an Zahl vermindert, noch von ihren alten, ererbten Wohnstätten verdrängt werden, während tapferere, bessere Stämme, die in den wildreichen Thälern und Bergen Kaliforniens jagten, schon längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Sie beugten sich vor dem Sturme und wurden nicht entwurzelt. Niemand vermag heute zu berechnen, wie

viele Millionen Indianer der Kultur zum Opfer gefallen sind. Zur Genüge ist es bekannt, welche Blutspuren auch dort das Vordringen der Weißen hinterließ, wo die Indianer ihnen im Anfange freundlich entgegengekommen waren. Da die indianische Bevölkerung niemals außerhalb der Kulturländer sehr dicht gewesen ist, so war die Zahl der Opfer zwar keine so große, wie man oft geglaubt hat; aber es bedeutet schon einen gewaltigen Verlust, wenn in den letzten 300 Jahren die indianische Bevölkerung Nordamerikas auch nur stabil geblieben sein sollte. Die Thatsache, daß in dem östlichen Teile der Vereinigten Staaten von Amerika, welcher vorwiegend durch germanische Einwanderer der Kultur gewonnen worden war, die Indianer bei der ersten genauen Zählung ungefähr zehnmal weniger zahlreich waren als in dem westlichen Teile (als Grenze beider 100° westlicher Länge von Greenwich angenommen), den die Spanier kolonisiert haben, und daß gleichzeitig dort 23 Millionen, hier $^1/_2$ Million Weiße gezählt wurden, zeigt, wie der Indianer vor der höhern Kultur gewichen ist. Nicht nur in Nordamerika ging dieser Prozeß vor sich. Wenn wir hören, daß in Minas Geraës, dem einstigen Schauplatze der Tapuya und Tupi, nur noch kleine Stämme, meist aus wenigen Familien bestehend, übrig sind, daß besonders die zuletzt siegreichen Tupi auf einige Familien reduziert sind, so daß für die freien Indianer dieser Provinz höchstens 8000 als Bevölkerungszahl anzunehmen bleiben, so können wir auch hier an einem Rückgange nicht zweifeln. Auch an andern Punkten Südamerikas hat, besonders seitdem die Missionen nach dem Unabhängigkeitskriege eingegangen sind, die Zahl der Indianer sich nach fast einstimmigen Berichten vermindert. Die Kultur solcher Gegenden wie des venezuelanischen Guayana oder der Amazonas-Tiefländer ist durch diesen Menschenverlust entschieden in Rückgang geraten.

Wer das Aussterben besonders des nordamerikanischen Indianers vor dem Vordringen des Weißen beobachtet, dem mag es scheinen, als ob der Weiße gewissermaßen die Luft verpeste, welche die Rothaut atmen muß, als ob er Ansteckungsstoffe verbreite, die schon allein bei der Annäherung den Eingebornen verderblich würden. Man hat sich nicht gescheut vor dem Mystizismus, ein solches Miasma anzunehmen. Allein einige der Elemente dieses unfaßbaren Ansteckungsstoffes sind doch gerade in Amerika nicht so schwer nachzuweisen. Man braucht kein Mikroskop, um die Branntweinflaschen, die Pockennarben und Aussatzgeschwüre zu erkennen, an denen alljährlich Tausende hinsiechen, und die erbarmungslose Jagd auf vogelfreie Stämme, deren Männer mit den Namen von Jagdtieren (in Kalifornien „buck") belegt wurden, gehört der Geschichte an, welche einzelnen Gruppen der Weißen, wie z. B. den „Paulisten" Südbrasiliens, den traurigen Ruhm läßt, sich in der Vertilgung der Indianer hervorragend ausgezeichnet zu haben. Sehen wir aber näher zu, so finden wir, daß selbst mit Branntwein und Pockengift der Europäer dem Indianer nicht unbedingt und allgemein schadet. Wir haben hierfür Beispiele in Mexiko, Mittel- und Südamerika und, was sehr bemerkenswert ist, in Kanada. Hier ist keine Rede von auch nur entfernt so raschem Aussterben der Indianer wie in dem größten Teile des Gebietes der Vereinigten Staaten. Der Vergleich der verschiedenen Fälle ergibt, daß demselben auch wirtschaftliche Ursachen zu Grunde liegen. Es entstehen andre Verhältnisse, wo der einwandernde Europäer Indianern begegnet, die als Jäger oder Fischer umherziehen, und andre, wo er auf Ansässige, Ackerbauende trifft. Im erstern Falle müssen sogleich Konflikte entstehen. Jeder, der in seinem Jagdreviere sich niederläßt, stört den Erwerb der Naturmenschen. Er wird ihr Feind, aber sie sind auch seine Feinde. Was er, der Ackerbauer oder Viehzüchter, im Schweiße seines Angesichtes sich erringt und erschafft, das ist diesen Nomaden vogelfrei. Die Zahl der herumziehenden Indianer im Grenzgebiete von Texas und Mexiko, die ausschließlich nur vom Raube leben, ist auf Tausende zu schätzen. Kein Wunder, wenn sogar in den ärmlichen Ackerbau-Oasen des westlichen Felsengebirges der wilde Indianer vogelfrei war.

Mit diesen Verhältnissen hat nicht die Rasse in erster Linie zu thun, sondern der Gegensatz zweier Erwerbsweisen, die sich gegenseitig ausschließen. Der regelmäßige und der regellose Erwerb treffen hier aufeinander. In Mexiko, Süd- und Mittelamerika finden wir ackerbauende Indianer. Dieselben stehen ganz anders zu den Europäern. In den ersten Jahrzehnten nach der Entdeckung und Eroberung mochte es vorkommen, daß jene ihnen das Land wegnahmen und sie zu Sklaven machten. Das hörte indessen bald auf. In Mexiko gibt es Indianerdörfer, die ganz so blühend sind, wie die Dörfer von Weißen dort je nur hätten sein können. Der weiße Einwanderer kann hier nichts andres thun, als dem Indianer erstens Land abkaufen und zweitens ihn durch Fleiß übertreffen; er zieht es aber meistens vor, als Handelsmann sich bei ihm einzunisten, und wie jedes polnische Dorf seinen Juden hat, welcher Wirt, Kaufmann, Bankier und Wucherer in Einer Person ist, so findet man selten ein mexikanisches Dorf, wo nicht ein Spanier diese selbe Rolle spielt. Wollte man sagen: hier ist das Klima günstig und die europäische Einwanderung gering, der Indianer hat bessere Chancen, so kann darauf verwiesen werden, daß der indio bravo, der wilde Indianer, dort in demselben Konflikte mit den allerdings weniger energischen Ansiedlern lebt wie in den Vereinigten Staaten. Auch hier gibt es raubende, schweifende, verarmende, verfolgte und aussterbende Stämme; aber in Kanada sind die Indianer und ihre Mischlinge, die bois brulés, die unentbehrliche Stütze bei der Ausbeutung des weiten Hudsonbaigebietes, das an Reichtum pelztragender Tiere fast mit Sibirien wetteifert. Als Jäger und Fallensteller ziehen die dortigen Indianer und Indianermischlinge zu Tausenden durchs Land, besoldet, gekleidet und genährt von Weißen, in deren Diensten sie stehen. Hier fehlt nicht bloß der wirtschaftliche Gegensatz, sondern die beiden Rassen brauchen einander. Die Folge ist, daß man von einem Aussterben der Indianer in Kanada unter höchst ungünstigen klimatischen Verhältnissen nicht reden kann. Vielmehr hat in den beiden Kanadas das Aussterben einer Zunahme Platz gemacht: 1861 wurden offiziell gegen 13,000, 1875 gegen 20,000 Indianer in Ober- und Unterkanada angegeben. In den Hudsonbailändern geschah in viel milderer Weise als weiter südlich die allmähliche Herüberführung des Indianers in ein geordnetes Leben dadurch, daß der Weiße ihn in der Sphäre beschäftigt, welche ihm die kongenialste ist, also als Jäger; ferner dadurch, daß er sich ihm selber gesellt. Der Indianer würde auf andre Weise sich in diesen Regionen nicht so lange erhalten haben. Mithelfend trat der wohlthätige Einfluß der Kompanie auf, welche Schonung des Wildes und Ausschluß des Branntweinverkaufes bewirkte, während dem Einflusse der Kanadier der ihrer Missionare sich gesellte, die viel mehr als in den Vereinigten Staaten dem roten Manne näher traten, sich mit ihm gleichsam auf eine Linie stellten.

Der soziale Unterschied prägt sich aber auch da aus, wo eine mildere Auffassung des Rassenunterschiedes gewaltet hat. Oft ist der unvermittelte Gegensatz geschildert, der zwischen dem „unberechtigten Luxus“ südamerikanischer Hauptstädte und dem vegetativen, elenden Dasein der untern Volksschichten existiert. Auch hier haben der Weiße und seine Mischlinge den Indianer in die rauhen, unfruchtbaren Gegenden zurückgedrängt, und in Peru wie in Mexiko „droht“ von der gesündern, aber ärmlichen Höhe das Indianerdorf mit rascher sich mehrender Bevölkerung in die fruchtbaren, aber ungesunden Ebenen hinab, die der Weiße für seinen Plantagenbau dem Indianer abgenommen hat. Ganze Stämme, wie die Botokuden, wurden wohl erst zu Waldläufern, als der Weiße ihnen das gelichtete Ackerland genommen hatte. Den sozialen Gegensatz erweitert die Thatsache, daß der Abschaum der Bevölkerung, einerlei welcher Rasse oder Mischung, sich der tiefern Schicht des Indianertumes mit Vorliebe gesellt. Die Geistlichkeit ist den Indianern gegenüber in der Regel die einzige Vertreterin der bessern Klassen der Weißen, und diese wird im romanischen Amerika zunehmend indianischer. Mit der Verdrängung geht die Aufsaugung durch

Mischung Hand in Hand. Es ereignet sich in Amerika in großem Maßstabe das, was man überall in dem Kampfe der schwachen gegen die starken Rassen beobachtet: Kampf, Verlust, Verschmelzung, Aufsaugung. Amerika scheint vorzugsweise die Bestimmung zu haben, der Schmelztiegel zu sein, in dem sämtliche Menschenrassen sich miteinander vermischen werden. Die Rückschläge dürfen hierüber nicht täuschen und noch weniger die häufig zu beobachtende Thatsache, daß die Kulturstufe unberührt bleibt, während das Blut der höher zivilisierten dennoch seinen Weg in die Adern der niedriger stehenden Rasse findet. In den meisten süd- und mittelamerikanischen Staaten sind die **Mischlinge** zahlreicher als die Angehörigen der reinen Rassen. Man kann unter 25 Millionen wohl 12 Millionen gemischtes Blut (Mestizen, Mulatten, Zambos, Chinos 2c.) annehmen, und von den Negern, die in Amerika sich befinden, kann wohl nur ein Viertel als reinen Blutes bezeichnet werden. Bei der Mehrheit angelangt, haben diese Bastardvölker einen großen Vorsprung über die reinen Rassen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie in den meisten Teilen Mittel- und Südamerikas die Rasse der Zukunft sind.

Die Stellung der **Neger** in Amerika ist, da sie mit geringen Ausnahmen als Sklaven gehalten wurden und zum Teile noch werden und als solche mehr in der Nähe der Weißen, deren Arbeiter sie waren, als in derjenigen der Indianer ihren Aufenthalt hatten, meist der Mischung nicht günstig gewesen, und Mischlinge von Indianern und Negern (Zambos) treten daher weniger in den Vordergrund als Mulatten; aber sie sind doch dort vielfach vertreten, wo flüchtige Negersklaven sich mit Indianern verbanden und gemeinsam mit diesen ihre Freiheit zu wahren wußten, wie es von den Buschnegern Guayanas geschichtlich nachzuweisen ist, die sich 1760 sogar Anerkennung als selbständiges Volk von der Kolonie Surinam zu erwerben wußten. „Kraft der ausgesprochenen Eigentümlichkeiten der Neger ist der Unterschied zwischen den Zambos und den Indianern", sagt Young, „sehr auffallend. Die erstern haben alle Schattierungen der Farbe, von dem Kupfer des Indianers bis zum Schwarz des Negers, und ihr Haar wird mehr oder weniger wollig, je näher sie dem letztern stehen." Wie sie unter günstigen Umständen sogar ethnographische Eigentümlichkeiten zu wahren verstanden, wird die Einzelbetrachtung mehrfach hervorzuheben haben.

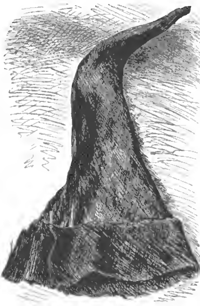
## 3. Tracht, Waffen und sonstiger Besitz der Indianer.

„Bei aller Weile der Verbreitung spielt Metall eine geringe Rolle im Vergleich zum Steine."

Inhalt. Tracht: Haarschmuck. Tättowierung. Bemalung. Verunstaltung des Körpers. Kleidung. — Waffen. — Handwerk: Bearbeitung des Steines. Amerikanische und europäische Steinzeit. Obsidianarbeiten. Muschelgeräte. Metallarbeit. Kein Eisen. Töpferei. Weberei. Flechten. Bearbeitung des Leders. Federschmuck. Arbeitsteilung. — Handel und Verkehr: Tauschmittel. Indianer im Dienste der Weißen. Schiffahrt. Fischerei. Jagd. Zähmung wilder Tiere. Die berittenen Indianer. — Ackerbau: Ackerbau in Nord- und Südamerika. Ackergeräte. Nahrung. Genußmittel. — Hüttenbau: Die Einzelhütten. Die Gesellschaftshütten. Das irakesische Langhaus. Lage und Größe der Ansiedelungen. Befestigungen. Die Maunds.

Die **Haartrachten** der Indianer sind in der Regel sehr einfach, wie bei allen straffhaarigen Völkern. Es wird mehr zu Kopfbedeckungen und Perücken als zu eigentlichen Frisuren gegriffen, wo nicht das Ideal im schwarzen Spiegelglanze der straffen Strähnen gesucht wird. Wulst- und Turmfrisuren sowie hohe Kämme sind bezeichnendermaßen den Boni und andern aus Negersklaven zusammengelaufenen Stämmen vorbehalten. In frühern

Inka-Gebieten, wie z. B. am Lago de San Pablo, lassen die Weiber ihr Haar zu beiden Seiten des Kopfes frei herabfallen und drehen es am Hinterhaupte zu einem langen, festen Chinesenzopfe zusammen. Zöpfe werden vom Missouri bis zum Paraguay da und dort wahrscheinlich in Nachahmung europäischer Tracht getragen. Die gewöhnlichste Art, das Haar zu tragen, ist die naturgebotene, es quer über die Stirn abzuschneiden und im übrigen wachsen zu lassen. So tragen es meistens die Weiber, während die Männer öfters den Zopf oder eine Art Haarbeutel tragen, wie bei den Trio, die ihr Haar zu einer großen Locke zusammendrehen, in eine aus Lianen geflochtene spitze Tüte stecken und in dieser lang auf den Rücken hinabhängen lassen; in andern Stämmen, wie z. B. den Abiponern und Toba, schoren sich einst die Männer Tonsuren. Bei Stämmen des nordamerikanischen Westens, wie den Wintun, findet man zeitweilig das Haar durch einen Teig von Thon und Mezquitegummi in eine einzige Masse vereinigt, und es ist möglich, daß diese Prozedur auch den Zweck gründlicherer Reinigung verfolgt. Die peruanische Sitte, die Haare des Vorderhauptes zu scheren, nahm, verbunden mit dem religiösen Charakter, den die Sitte in Peru hatte, bei den Chaco-Bewohnern größere Dimensionen an. Beide Geschlechter rauften sich hier die Haare am Vorderscheitel aus, und diese von ihnen Nalemra genannte Kahlheit hielten sie „für das edelste und beinahe gottesdienstliche Ehrenzeichen ihrer Nation" (Dobrizhoffer). Rasieren des Schädels bis auf eine Skalplocke war vielfach Kriegern geboten. Andre flochten das Haar in Zöpfe, und die Mandan verbanden durch Harz fremdes Haar mit dem eignen zu langen Haarbeuteln. Im allgemeinen galt aber langes, frei hängendes Haar als Zierde. Darum wurde es zum Zeichen der Trauer und des Sklavenstandes abgeschoren.



Eine Mütze aus einer Palmscheide, Brasilien. (Ethnographisches Museum, München.)

Die gewöhnlichen Indianer tragen nicht regelmäßig eine Kopfbedeckung. Es kommt wohl vor, daß sie die Blütenscheide einer Palme, die ganz einer Zipfelmütze gleicht (s. obenstehende Abbildung), auf den Kopf setzen. Ercilla schildert bei Chiloten „einen spitzen Hut, dessen Ende hinten herabhing, aus gekräuselter Wolle mit bunten Streifen". Aber besondere Kopfbedeckungen sind meist Häuptlingen und festlichen Gelegenheiten vorbehalten. Unter den erstern erinnern Hüte aus Alligatorschuppen auffallend an die aus Manisschuppen gefertigten Hüte von Halbinsel-Malayen. Zu ihnen gehören die merkwürdigsten Phantasiegebilde, wie Crevaux eins von den Rukujenn als Gebäude von nicht weniger als $1^1/_2$ m Größe schildert. Gekrönt wird dieses von einem Bogen, der sich von vorn nach hinten zieht und eine Masse roter und blauer Federn trägt, die mit metallisch glänzenden Flügeldecken von Käfern verziert sind, und der Hut selber verschwindet ganz unter etwa 20 übereinander liegenden Binden oder Kronen von roter, gelber, schwarzer, grüner, weißer und blauer Farbe. Hinten fällt eine Art Schild herab mit einem Mosaik aus Federn, das einen Menschen mit ausgespreizten

Armen und Beinen, fast einem Frosche gleich, darstellt. Die Herstellung eines solchen Tanzschmuckes erfordert mehr als ein Jahr Arbeit. Der kammartige Adlerfederschmuck nordamerikanischer Indianer (s. Abbildung, S. 573), welcher einer Hermelinhaube aufgesetzt ist, gehört in dieselbe Klasse. Durch Federn von Adlern, Eulen, Raben unterscheiden sich die Jäger- und Kriegerbanden von gleichem Stamme in Nordamerika. Bei den Mandan sah man sogar hölzerne Messer im Haare, welche bedeuten, daß der Träger einen Feind mit dem Messer erstochen hatte, und Stäbchen mit ebensoviel Messingnägeln, als er Kugelwunden empfangen. Wo der Einfluß europäischer oder amerikanischer Trachten die altherkömmliche Weise verdrängt hat, bewahrt oft allein die Kopfbedeckung noch einen nationalen Charakter. Wyse begegnete am Tuyru Kautschuk sammelnden Indianern, deren Männer von ihrer alten malerischen Tracht aus bunten Vogelfedern nur noch einen Kopfputz aus Lianenfasern und Urupendulos- und Arasfedern trugen. Trotzdem der breitrandige Hut in diesem Klima so praktisch ist, gebrauchen ihn doch die Männer nur sehr wenig zur Kopfbedeckung. Selten trifft man einen damit versehenen Indianer (s. die Tafel bei S. 547), häufig aber trägt das Stammoberhaupt einen für ihn besonders aus Palmblättern oder einer andern Masse angefertigten Hut mit sehr kleinem Kopfe und sehr breiter Krempe. In den Gebieten alten spanischen Einflusses, wie Mexiko, ist der kastilische breitkrempige Filzhut durchaus üblich bei den wohlhabendern Indianern.

Die Tättowierung wurde ursprünglich vielleicht durch den ganzen Kontinent geübt und zwar hauptsächlich in Form von Punkttättowierung, welche durch spitze Knochen, Gräten, Dornen oder ein Bündel Nadeln hervorgebracht und mit Ruß eingerieben ward. Wie überall, hatte sie aber längst eine Neigung gezeigt, zu verschwinden. Tierfiguren werden ausdrücklich von den Pomo Kaliforniens, neuerlich auch ein den ganzen Leib bedeckender Baum, federartige Zeichnungen auf den Wangen bei den Karok und Patawat Kaliforniens erwähnt. In manchen Fällen bedeckt die Zeichnung den halben Körper und mehr, wie bei den Mohave, die mit ihrer reichen Tättowierung unter bloß bemalenden Nachbarn allein stehen, und in der Regel scheinen die auf Gesicht und Körper tättowierten Zeichen nur persönliches Interesse oder Bedeutung zu haben. Bei vielen Stämmen Nordkaliforniens jedoch tättowierten nur die Frauen das Gesicht, und die auf Kinn oder Wangen gemalten Linien oder Punkte hatten eine Bedeutung als Stammeszeichen oder Auszeichnung. Angeblich sollten diese charakteristischen Zeichen, an so hervortretender Stelle getragen, die Erkennung der Angehörigen eines Stammes und besonders den Loskauf kriegsgefangener Weiber durch ihren Stamm erleichtern. Wenige Zeichen genügten zu diesem Zwecke, und es ist auffallend, daß unter Vermeidung von ornamentalen Linien, zu denen die Tättowierung gern verführt, am einfachen Stammeszeichen festgehalten wird. So besteht der allgemeine Typus von Tättowierung in Kalifornien aus Linien, die von der Unterlippe abwärts zu dem Kinne laufen. Mitunter läuft eine einzige Linie von der Mitte der Lippe dem Kinne zu, bei andern sind Linien aus den Mundwinkeln seitlich oder abwärts gezogen. Letzteres ist auch die Art der Tättowierung der Tinne-Weiber. Der einzige in Kalifornien bekannte Stamm, bei welchem die Männer sich tättowieren, sind die Mattoal. Ihr Stammeszeichen ist ein runder blauer Fleck in der Mitte der Stirn. Einer mehrfach beschriebenen Tättowierung, wie sie z. B. die Hidatsa in Dakota tragen, aus breiten Querstreifen der rechten Körperseite, des rechten Armes und Beines bestehend, hat man religiöse oder geheimbündlerische Bedeutung zugeschrieben. Tättowierung als Maßstab kommt bei den Männern der Hupa-Indianer vor, welche sich zehn Linien kreuzweise auf die innere Seite des linken Vorderarmes einzeichnen und diese Zeichen bei dem Messen der Schnüre von Muschelgeld gebrauchen, indem sie das eine Ende der Schnur mit dem rechten Daumennagel halten, während sie das andre den Arm hinauf über die Querlinien ziehen.

Der nordamerikanischen ähnliche Tättowierung ist sehr verbreitet bei den südamerikanischen Waldstämmen, wo sie als Punkttättowierung mit Dornen oder einer spitzen Palmettorippe ausgeführt wird. Die frischen Wunden werden mit einem Pflanzensafte oder einfach mit Asche eingerieben und nehmen alsdann eine violette Farbe an. So fand sie in den siebziger Jahren Baguet noch bei den Payagua von Asuncion in Paraguay, obgleich auch hier dieser Brauch schon selten wird. Die Tättowierung hat bei den Frauen dieses Volkes und einiger Nachbarn eine ganz besondere Bedeutung. Im Alter der Mannbarkeit, also zwischen dem achten und neunten Jahre, werden nämlich den Mädchen Streifen im Gesichte von den Schläfen bis zur Nase eingeritzt. Verheiraten sie sich, was oft schon mit zehn Jahren der Fall, dann schneidet man ihnen die Haare auf der Stirn gerade wie bei den Männern und tättowiert das Kinn mit einigen Linien. Und wie schon Dobrizhoffer von den Abiponern sagt: die am meisten Gezeichnete und Zerstochene ist die Vornehmste. Neben allerlei Arabesken kommen Kreuze, Parallel- und Gitterlinien am häufigsten vor. Da großer Wert darauf gelegt wird, daß die Operation kaltblütig ertragen werde, reiht sie sich auch den Proben an, denen in denselben kritischen Perioden die Jugend der Indianerstämme unterworfen wird. Im Norden Südamerikas ist sie weniger verbreitet, findet sich aber zur Kennzeichnung des Stammes noch da und dort. Unverkennbare Spuren von Tättowierung durch Vertikalstriche kommen auf den Wangen von thönernen Gesichtsurnen aus Gräbern Argentiniens vor.

Freilich ist das, was man als Tättowierung auffaßt, mitunter weiter nichts als Narben von Aderlässen, die allerdings manchmal auf denselben abergläubischen Grund zurückführen, dem die Tättowierung entspringt. Bei Rheumatismus und Kongestionen helfen die Indianer sich mit dergleichen Blutentziehungen und ritzen auf das grausamste den ganzen Körper. Sie thun dasselbe indessen auch, um Kraft und Ausdauer zu vermehren. So schaffte auch die Menge der bei den Kampfspielen und Selbsttorturen empfangenen Narben bei kriegerischen Stämmen, wie Mandan und Genossen, eine Art ungeordneter Narbentättowierung. Die Rukujenn tättowieren sich im allgemeinen gar nicht, unterlassen aber nie, bevor sie eine Ruderfahrt antreten, sich einige Einschnitte in die Haut des Oberarmes zu machen, vor einer Fußwanderung aber die Waden in einer bestimmten Weise aufzuritzen, um ihre Glieder dadurch ausdauernder und kräftiger zu machen. Allgemein herrscht auch die Sitte unter ihnen, bevor sie auf die Jagd gehen, eine Blutentziehung am Arme vorzunehmen, um die Hand gegen ein etwaiges Zittern beim Zielen mit dem Bogen zu schützen. Appun schildert den Anblick von Indianern in Guayana, deren Gesicht und Körper durch Blutlassen gräßlich entstellt waren. Vom Kinne nach beiden Ohren zu waren tiefe Ritze mit einer Pfeilspitze ins Fleisch geschnitten und außerdem in der Haut von den Hüften bis nach den Füßen sehr lange Einschnitte hinabgezogen, die von geronnenem Blute bedeckt waren.

Die Bemalung hat wohl in vielen Fällen die Tättowierung ersetzt. Und wahrscheinlich kommt das Aufhören jener Sitte zum Teile daher, daß die jetzige Methode der örtlichen Anwendung von Farben weniger schmerzlich und weniger lästig ist. Übrigens geht bei den Tinne beides zusammen. Beschmiert man sich mit dem Blute der getöteten Jagdtiere, wie das die Hualpai Arizonas thun, die durch den halbgetrockneten Überzug mit den Fingern Streifen ziehen, so ist die Bemalung zudem sehr leicht und bequem. Zum Bemalen des Gesichtes ist roter und gelber Ocker, weiße Infusorienerde oder Kreide sowie Graphit am gebräuchlichsten. Auch viele andre Substanzen werden angewandt, darunter Tinten und Farben, die jetzt sogar in den Läden gekauft werden. Pflanzensäfte kommen in Nordamerika seltener als in Südamerika zur Anwendung. Bemalung dient den verschiedensten Affekten zum Ausdrucke; beim Tanze ist sie allgemein (s. die Tafel „Sioux beim Kriegstanz" bei S. 639). Für den Krieg bemalen sich die Dakota das Gesicht von den Augen an bis

zum Kinne. Die Absaroka oder Krähen-Indianer dagegen bemalen nur die Stirn. Diese Bilder oder Zeichen werden von den Indianern in ihren Bilderschriften oder auf den mit solcher Schrift bemalten Kleidern und Decken oft auf das getreueste wiedergegeben und sprechen selbst eine beredte Sprache. So sah Prinz von Wied einen Mandan-Häuptling, der durch 17 gelbe Streifen an den Armen ebenso viele Kriegsthaten und durch eine gelbe Hand auf der Brust eine Gefangennahme kundgab. Trauer wird durch schwarze Bemalung des Gesichtes mit Kohle angedeutet. Manche Indianermädchen in Südkalifornien sowie die Sioux des nördlichen Dakota bemalen ihr Gesicht rot, wenn sie verliebt sind. Die Bemalung wird indessen wohl bei keinem Volke der Erde in so ausgedehntem Maße betrieben wie bei den Indianern des nördlichen Südamerika. Die Churruje Kolumbiens z. B. bemalen sich alle Tage nach dem Aufstehen das Gesicht, gleich nachdem sie sich gewaschen, mit Chica, ebenso die Arme und Beine. Ihre Bemalung besteht aus Punkten oder Strichen von wenig Symmetrie oder Regelmäßigkeit. Manchmal färben sie sich vollständig den obern Teil des Gesichtes und punktieren bloß die übrigen Teile. Die Männer bemalen sich weniger als die Frauen, und die letztern geben bei ihrer Ausschmückung den schrauben- oder spiralförmigen Figuren, die sie auf der Nase und auf den Wangen anbringen, den Vorzug. Bei den Oyampi kommt Rotfärbung des ganzen Körpers vor, gemischt mit schwarzen Tupfen, die an die Zeichnung des Jaguarfelles erinnern. Die Weiber ziehen drei oder vier feine schwarze Linien auf dem roten Grunde über Nase und Backen unter den Augen hin. Diese Indianer bedienen sich, wie auch viele Brasilier, zum Bemalen des Fruchtsaftes der Lana (Genipa Caruto), desselben, mit welchem die Indianer des Amazonas die Bilder der Sonne, des Mondes und der Sterne auf ihre Zeuge malten. Die noch unreife Frucht wird zu diesem Zwecke gekaut und ihr Saft in eine Kalebasse gespuckt. Vermittelst eines Bäuschchens aus Baumwolle wird die Malerei mit dem anfänglich grünen Safte auf dem nackten Körper ausgeführt, auf dem sie nach 10—12 Stunden in dunkelvioletter Färbung deutlich hervortritt; der Saft beizt dermaßen in die Haut ein, daß die damit ausgeführten Zeichnungen trotz des sorgfältigsten Waschens mit Seife sich erst nach 8—10 Tagen wieder verlieren. Die Mütter malen, nachdem sie den eignen Körper geschmückt, ihre Kinder an. Ebenso werden Hunde und zahme Affen bemalt. Besonders beliebt ist auch die Bemalung mit goldgelbem Ocker oder grell rotgelbem Bixasafte (Urukú). Die Konvenienz hat jedem Teile dieses Schmuckes eine große Wichtigkeit verliehen. Der Indianer wird bei seinen Besuchen fremder Niederlassungen nie dieselben betreten, ohne kurz zuvor an einem Wasser oder in einem Gebüsche seine Toilette gemacht, d. h., wenn irgend möglich, sich gebadet, stets aber Gesicht und Körper bemalt zu haben; dann erst dünkt er sich trotz all seiner Nacktheit gekleidet. Er zeigt sich dabei ungemein eitel:

Wie der Tättowierung, kommt auch der Bemalung eine Nebenbedeutung medizinischer, religiöser, sozialer Art zu. Die Rukujenn und Carijona treten nie eine Reise an, ohne sich von ihren Weibern mit Urukú oder Genipa bemalen zu lassen. Als Crevaux einen Indianer nach dem Grunde der Bemalung fragte, antwortete ihm dieser, es geschehe, um sich warm zu halten. Um so sicherer liegt ein Nebenzweck vor. Bemalung gilt aber auch als Ehrenbezeigung. In Crevaux' Gefolge befand sich bei der Reise auf dem Yari der älteste Sohn eines Häuptlinges, ein sogenannter Tamuschi-Erbe, der in jedem Dorfe von der Frau des Häuptlinges vom Kopfe bis zu den Füßen festlich mit dem orangegelben Farbstoffe aus den Früchten von Bixa orellana bemalt wurde. Bestreichung mit dem moschusduftenden Aufgusse des Abelmoschusstrauches gilt für Tiere und Menschen als Schutz gegen Jaguarbiß. Sowohl die Indianer als die Indianerinnen beschmieren sich auch gern mit Tierfett oder Palmöl, um die Einwirkung der Sonnenhitze auf den Körper etwas zu mildern.

Die früher erwähnte Unsitte der **Schädeldeformation** war in ganz Amerika weit verbreitet. Dieselbe scheint besonders stark im Nordwesten Nordamerikas und von den Moundbuilders geübt worden zu sein, welch letztere wahrscheinlich auch die Zähne abfeilten. Denn die angebliche Abnutzung der Zähne bis auf die Zahnfleischränder, welche Sozinsky bei Schädeln aus Mounds in Missouri nachgewiesen hat, dürfte auf Verstümmelung zurückzuführen sein. Für die Schädelmißbildung wurden schon kurz nach der Geburt Anstalten getroffen. Das gewöhnliche Verfahren bestand darin, daß man das Kind in einen Trog legte, an welchem durch Stricke ein Stück Baumrinde mit einem Polster befestigt war, das quer über die Stirn hinweg festgeschnürt wurde. Wiegenartige Tröge dieser Art, bei den Stämmen des Ucayale im Gebrauche, erinnern an entsprechende Apparate der Malayen. Nach einer andern Art befestigte man das Kind auf einem Brette, an welchem ein kleineres in einer Angel ging, und verwendete dieses zur Kompression der Stirn. Bei einigen Stämmen, wie Tschoktah und Tschinuk, erstreckte sich die Schädeldeformation nur auf das männliche Geschlecht, bei andern auf beide. Auch die Athabaska-Tinne pressen, angeblich nur aus Schmuckgründen, um sie abzurunden, die Köpfe ihrer Kinder. Vielleicht deutet auf ähnliche Behandlung der alte Name Têtes de boule eines Stammes am St. Lorenz. Bei manchen Stämmen, wie den Wulwa-Indianern Mittelamerikas, wurde die Abplattung nur mäßig geübt; ihr dickes Haar, welches sie bis zu den Augenbrauen herunterhängen lassen, ist die Ursache, daß ein oberflächlicher Beobachter kaum eine außergewöhnliche Plattheit des Schädels bemerken würde. Künstliche Zurückdrängung der Stirn scheint bei den alten Cubanern Brauch gewesen zu sein. Gosse beschreibt dagegen eine Art von Verbildung, die er als die dreilappige bezeichnet, und welche besonders durch eine tiefe Querrinne über den Schädel ausgezeichnet ist. Höchst wahrscheinlich führt diese auf das Tragen schwerer Lasten an einem um die Stirn gelegten Bande zurück. Sie war einst häufig in Mexiko, wo gerade diese Art des Tragens üblich ist. In den letzten Jahren sind schließlich mehrfach Schädel mit durchbohrtem Scheitel in nordamerikanischen Gräbern gefunden worden, ohne daß man indessen bestimmen könnte, ob es sich dabei um Trepanation handelt, wie sie in Europa an Schädeln der neolithischen Periode vorkommt, oder um Durchbohrung nach dem Tode zum Zwecke der Entleerung des Gehirnes oder der Aufhängung als Amulett, oder endlich um eine Spur von Skalpierung.

Eine Anzahl von **Verunstaltungen** führt auf den Glauben zurück, daß bestimmte Körperteile zur Kräftigung zusammengequetscht werden müßten. So schnüren sich bei den Galibi die Frauen die Waden ein, damit dieselben mehr hervorstehen, während bei den Emerillons die Männer Baumwollschnüre nicht nur um die Beine, sondern auch um die Handgelenke und den Oberarm tragen und bei den Botokuden die Mänmner diese Schnüre mit roten Arasfedern aufputzen. Die festen Einschnürungen am Arme, wie sie bei fast allen südamerikanischen Eingebornen vorkommen, haben den Zweck, die Muskeln während des Bogenspannens gleichsam hineinzudrücken. Die Indianer Dariens tragen, auch wenn sie als Kautschuksammler oder Träger europäische Tracht angenommen, eine Schnur eng um den Leib, die Wyse als das wichtigste Stück in der Kleidung eines Bewohners von Darien bezeichnet. „Den Knaben vom fünften bis zum zehnten Jahre ersetzt sie die Hose und härtet die Taille ab, gerbt sie gewissermaßen, so daß sie später Schurz, Feuerzeug, Messer, Tabaksbeutel, kurz alle die Dinge, die wir Europäer in die Taschen stecken, tragen kann. Häufig indessen schneidet die Schnur in die Haut ein, und viele Männer haben an den Hüften zahlreiche Narben, ähnlich den im Geschirre ergrauten Karrengäulen.“ Diese Sitte tritt verstärkt bei den Rukujenn Guayanas auf, welche ihr Ideal in einem hervorstehenden Bauche erblicken und den Unterleib, um ihn größer erscheinen zu lassen, mit zahlreichen Gürteln bedecken. Die Carijona tragen statt derselben hölzerne Reifen, die mit Lianen

zusammengebunden sind und bis an das untere Ende der Brust hinaufreichen, und außerdem vorn eine kleine Schürze aus Rindenzeug. Diese unbequeme Tracht wird weder bei Tage noch bei Nacht abgelegt, bis sie vollständig aufgebraucht ist. Es hielt für Crevaux sehr schwer, sich ein solches Kleidungsstück zu verschaffen, da es fast unmöglich ist, dasselbe abzulegen, ohne es zu zerschneiden. Endlich bot ein junger Mann, durch einen ihm angebotenen roten Gürtel gereizt, alles mögliche auf, um aus dieser Schale herauszukommen, und nach langwierigen Verdrehungen, welche an die einer Languste, die aus ihrer Kalkschale herausschlüpfen will, erinnerten, gelang es ihm schließlich, seinen Panzer abzustreifen. Hierher gehört auch die Sitte, welche Baguet eingehender von den Payagua von Paraguay schildert, daß die Weiber durch Druck nach unten von Jugend auf ihre Brüste zu verlängern und, wenn sie Mutter geworden sind, durch Pressen und Binden mit einem Riemen die Verlängerung noch größer zu machen suchen. Durchbohrung des Penis mit Einführung von Stäbchen und dergleichen, ähnlich wie bei den Dajaken, werden auch, z. B. schon bei Pigafetta, von Amerikanern beschrieben.



Eine Botokudin mit Lippen- und Ohrenscheiben. (Nach Photographie im Damann-Album.) Vgl. Text, S. 571.

Die Schmucksachen der Indianer haben wenig Eigenartiges, und für gewöhnlich sind sie auch nicht zahlreich oder glänzend. Es ist bezeichnend, daß besonders schmuckreich die von Negern stammenden Boni Guayanas sind. Die Frauen der Orinoko-Stämme schmücken sich mit Halsbändern von Zähnen, Glasperlen, kleinen Wurzelstückchen von Ipekakuanha ꝛc., und die Männer tragen als Schmuck, angehängt an einem Stricke vom Cumare, die Fangzähne und Krallen von Jaguaren, auch Kaimanzähne oder Glasperlen. Am Pará und in andern Teilen Brasiliens und Guayanas sind vorwaltender Schmuck Ketten aus harten Pflanzenkernen und ein Halsband aus kleinen auf eine Schnur gereihten Kürbissen, in welche die Frauen allerhand Figuren von Menschen und Tieren gezeichnet haben. Der ganze Schmuck der Galibi besteht aus einem solchen Halsbande und zwei Beinringen, einem über und einem unter der Wade. Zahlreiche Arm- und Fußringe übereinander kommen wohl bei den Boni afrikanischen Blutes, nicht aber bei eigentlichen Indianern vor. Dagegen sind Fingerringe aus Kupfer in nordamerikanischen Gräbern gefunden worden, und solche aus Palmfrüchten finden sich bei den Goajiros des nördlichen Südamerika. Carajones und Rukujenn tragen silberne Ohrgehänge von dreieckiger Gestalt und einen ebensolchen zungenförmigen Stift in der Unterlippe. Diese Schmucksachen werden bei den erstern aus Geldstücken hergestellt, während die Rukujenn dazu Stücke von Weißblech verwenden. So wurden die Sardinenbüchsen, welche Crevaux an den obern Maroni gebracht hatte, in solche Ohrgehänge verwandelt und fanden bei den Eingebornen von Guayana weite Verbreitung, ähnlich wie die Indianer von Tucuman silberne Löffel zu diesem Zwecke zu erwerben suchen, aber in Formen verarbeiten, welche ganz an die der Gräber erinnern. Die Orejones durchbohren Ohrenränder, Ohrläppchen, Nasenflügel und Unterlippe. Sie machen sich ein Loch ins Ohrläppchen und stecken runde Rindenstückchen hinein, deren Dimensionen sie nach und nach bis zu 16—20 mm vergrößern. Die weitverbreiteten runden Holzpflöcke in den Ohren kommen besonders stark entwickelt bei südamerikanischen Stämmen, z. B. den Botokuden, die bei Nachbarstämmen „die Großohren" heißen, vor. Besonders große Öffnungen im Ohrenrande, in welche Perlschnüre eingehängt wurden, trugen in Nordamerika unter andern die

Saki und Fuchsindianer. Durchbohrung der Unterlippe unter Einführung eines Pflockes charakterisiert die nördlichen Botokuden (s. Abbildung, S. 570), während die ihnen verwandten Stämme vom Rio Grande den Schlitz ohne Pflock haben. Die Botokuden, deren eigentlicher Name Endgerekmung lautet, werden nur von den Portugiesen wegen dieser Lippenscheiben (botoques) so genannt, die bei ihnen Prinz von Wied bis zu mehr als 10 cm Durchmesser sah. Der Holzklotz in der Unterlippe, aus korkleichtem Bombaxholze bestehend, wurde und wird zum Teile auch noch von den Payagua bei Asuncion, den Abiponern, den Toba getragen. Durchbohrung des Nasenknorpels kommt oft vor, und zwar tragen dann die Südamerikaner Federn, die Makkak eine Dentaliumschale in derselben.

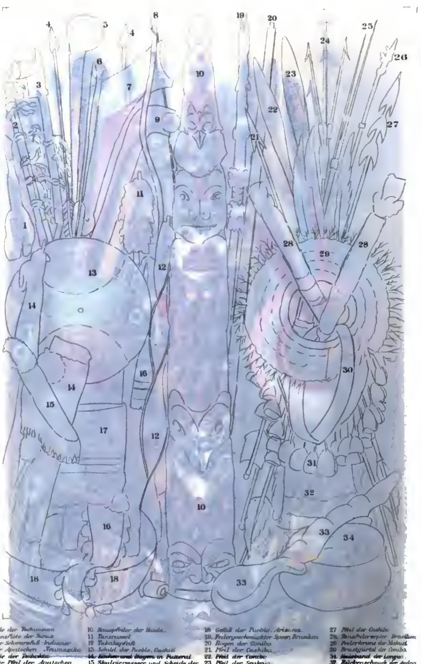
Perlen, natürliche wie künstliche, sind als Schmuck üblich (s. Abbildung, S. 546), aus welchem sie sich indessen durch ihre Benutzung als Geld und Wampum zu höherer Bedeutung erheben. Perlen, deren Größe auf marine Herkunft deutet, sind oft zu Hunderten in den Mounds und auf deren Altären gefunden worden, und die Eroberer Floridas sprechen von großartigen Mengen von Perlen, die von den dortigen Indianern als Schmuck benutzt wurden. Kleinere Meermuscheln, wie Marginella, Natica, Oliva, dienten durchbohrt als Schmuck und wahrscheinlich zugleich als Geld; Davis fand im Grave Creek Mound in Ohio 500 solcher Marginellen neben einem einzigen Skelete. Häufig wurden auch fossile Muscheln und Schneckenschalen, am meisten aber durchbohrte Scheibchen von Schalen getragen, für welche die Flußmuscheln vielfach das Material lieferten. Die wertvollsten Perlen wurden aus der Columella großer Schneckengehäuse, besonders von Strombus, gefertigt. Auch wurden scheibenförmige Muschelfragmente von Kreisumriß angehängt, auf denen die verschiedensten Zeichnungen eingeritzt oder durchbrochen waren. Auch unveränderte Seeschneckenhäuser sind in Gräbern gefunden worden, am meisten von Pyrula und Cassis. In den kalifornischen Gräbern bestehen die hauptsächlichsten Fundstücke gleichfalls aus Perlen, deren Grundstoff fast durchaus Muscheln und zwar gewöhnlich Venus mercenaria sind. In solchen Gräbern sind schon die Stäbchenperlen aus Muschelschale zu finden, deren Bohrung ohne Metall noch nicht erklärt ist, und in kalifornischen Gräbern sind regelmäßig durchbohrte Perlen, wahrscheinlich aus der Schale von Olivella biplicata, kleiner als Stecknadelköpfe, gefunden worden, deren Herstellung mit Steinwerkzeugen ebenfalls kaum denkbar ist. Da ferner viele Stämme Nordamerikas Flußmuscheln aßen, deren Schalen in großen Haufen noch zu finden sind, und auch Flußmuscheln als Grabmitgaben Verwendung fanden, so wurden zweifellos auch Flußperlen verwendet. Den tief begründeten Zusammenhang zwischen Schmuck und Geld wahrten auch die modernen Indianer Kaliforniens, indem sie nichts von dem Kulturbesitze der Weißen rascher annahmen als deren Münzen, die sie im Werte bis zu 40, 50 Dollars auf Schnüre reihten. Email- und Glasperlen, wo immer sie in Indianergräbern sich finden mögen, werden als europäischen Ursprunges von den amerikanischen Archäologen betrachtet. Ob das nicht von zu engen Gesichtspunkten aus geschieht, muß angesichts der entsprechenden Dinge bei Basuto, Palau-Insulanern u. a. (vgl. Bd. I, S. 286, Bd. II, S. 179) dahingestellt bleiben. Jedenfalls fand ein großer Verkehr mit allen Gegenständen statt, die zum Schmucke dienen konnten. Der Beweis dafür sind nicht nur die Seeperlen im Binnenlande. Bleiglanz ist in den Mounds oft und in nicht unbeträchtlicher Menge gefunden worden. Sein Vorkommen auf den Altären der Opferhügel deutet an, daß ihm besonderer Wert beigelegt ward; aber allem Anscheine nach wurde die Herstellung des metallischen Bleies nicht geübt. Glimmer, der im östlichen Nordamerika in großen Stücken und vortrefflicher Reinheit vorkommt, ist in Mounds und an alten Lagerstätten der Indianer häufig. Er wurde zu Schmuckgegenständen verarbeitet und in großen Stücken angeblich zu Spiegeln benutzt. In Gräbern Ohios hat man Scheiben von Meterlänge gefunden und Skelete waren hier ganz mit Glimmerplatten zugedeckt.

Die **Kleidung** ist bei den südamerikanischen Stämmen bis zum La Plata, dem milden Himmel entsprechend, unter dem sie leben, auf ein Minimum reduziert. Ebensowenig wie sonst in der Welt gibt es aber hier Stämme, die gewohnheitsmäßig ganz nackt gehen. Eine Schambedeckung in Form eines schmalen Baumwollenstreifens (Cusma der Telembi) oder eines futteralartigen Kleidungsstückes (Guayuco bei neugranadinischen Stämmen und den Guarauno des Orinokodelta, Giucanu bei den Botokuden genannt, die es, gleich den Otomaken, aus Blattflechtwerk tragen) findet sich auch bei solchen Stämmen, die keinen großen Wert darauf legen, bekleidet zu gehen, und bei denen das Schamgefühl abgestumpft ist. Bei den Orejones Guayanas ersetzt ein Weidengürtel dieses „Kleidungsstück". Fast nackt und gelegentlich ganz nackt gehen Stämme der Andes von Ecuador, wie die Cayapa, Telembi; in den Kampf gehen die Mataco des Chaco stets ganz nackt. Als Regel läßt sich bei den nördlichen Stämmen bezeichnen, daß die Frauen mehr bekleidet gehen als die Männer; aber bei den Mataco und Toba des Chaco sind immer umgekehrt die



Ein Fellmantel der Dakota. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 573.

Männer wenigstens mit einem Schamgürtel bekleidet, während die Weiber häufig nur ihre rotgelbe Bemalung aufweisen. Es tritt dies besonders dort deutlich hervor, wo ein Mangel an Kleidungsstoffen nicht besteht, wie bei den Stämmen Kolumbiens, die es verstehen, Rindenstoff zu bereiten, der übrigens auch bei den Guarauno des Orinokodelta und bei den Moskito vorkommt. Bei letztern scheint er den einheimischen selbstgewobenen Baumwollenstoff verdrängt zu haben, dessen Bereitung schwieriger und zeitraubender ist. Das Rindenzeug wird wie in Polynesien durch Schlagen mit gerieftem Schlägel hergestellt, und die Moskito machen ganze Tücher davon, in die sie sich des Nachts einwickeln. Die Bekleidung der Frauen (Furquina genannt) ist etwas vollständiger, indem sie den ganzen Körper wie etwa eine Tunika vom Halse bis zu den Knieen bedeckt. Die zubereitete Baumrinde ist von schmutzig weißer Farbe und wird manchmal mit Chica gefärbt, einer rot färbenden



*...ekeule der Tschumaan*
*...gstanzflöte der Sioux*
*...il der Schwarzfuß-Indianer*
*...il der Apatschen, Neumexiko*
*...itkeule der Tschakta...*
*...mpfer Pfeil der Apatschen*
*...nerner Tomahawk.*
*...gen der Apatschen*
*...lzerne Keule*

10. *Hauspfeiler der Haida.*
11. *Tanzrassel*
12. *Tabakspfeife*
13. *Schild der Pueblo, Cochiti*
14. *Köcher und Bogen in Futteral*
15. *Skalpiermesser und Scheide der Schwarzfuß-Indianer*
16. *Fischotter-Medizin.*
17. *Jagdtasche der Tscherokesen*
18. *Gefäß der Pueblo, Arizona.*
19. *Federgeschmückter Speer, Brasilien*
20. *Bogen der Conibo*
21. *Pfeil der Cashibo*
22. *Pfeil der Conibo*
23. *Pfeil der Sraloya*
24. *Fischpfeil der Sraloja, Orinoko.*
25. *Fischgabel der Cano*
26. *Harpune der Cano*
27. *Pfeil der Cashibo*
28. *Tanzfederszepter, Brasilien*
29. *Federkrone der Mahué*
30. *Brustgürtel der Conibo.*
31. *Halsband der Lengua.*
32. *Rückenschmuck der Andoa*
33. *Geschnitzter Löffel der Peba*
34. *Schüssel der Cocama*

*⅙ der wirkl. Größe. — Alle Gegenstände aus dem Museum für Völkerkunde Berlin.*
*Die Gegenstände, welchen keine nähere Ursprungsbezeichnung beigefügt ist, entbehren derselben auch im Katalog des Museums, es sind alte gute Stücke der ehemaligen königl. Kunstkammer.*

Masse, die vielfältige Anwendung findet und aus einer Bignonia-Art gewonnen wird. In Kalifornien wird Pappelbast ähnlich verarbeitet und benutzt. Im gemäßigten Südamerika sind Fellmäntel allgemein. „Die reichliche und ansehnliche Kleidung ließ ein Land von kaltem Klima vermuten“, schreibt Ercilla von den Chiloten. Der Poncho, d. h. ein viereckiges Tuch mit einem Schlitze für den Kopf, ist in Brasilien häufig rund und aus blauer Wolle gefertigt, in Peru viereckig und weiß, in Chile viereckig und dunkel. Die peruanischen Gräberfunde machen es zweifellos, daß er schon vor der europäischen Zeit getragen wurde. Außerordentlich glänzend sind die Federkleider in Südamerika, die allerdings nicht täglich getragen werden (s. die beigeheftete Tafel „Indianische Waffen und Geräte“); Appun beschreibt aus Guayana kurze Federmäntel, von denen einige aus den schwarzen, glänzenden Federn des Pauhi, andre aus den rot und blauen Schwanzfedern der hier sehr häufigen Arara-Arten, des Macrocercus, Aracanga und Ararauna, gefertigt werden. Auch in Nordamerika waren einst Federmäntel, vorwiegend aus den Federn des wilden Truthahnes, im Gebrauche. Wir werden sie uns vielleicht in derselben Weise gearbeitet denken dürfen wie entsprechende Mäntel der Maori. In Kalifornien waren die roten Schopffedern des Baumspechtes zugleich Schmuck an Mänteln und wertvollster Tauschgegenstand (s. oben, S. 141). Das Klima bedingt in ganz Nordamerika eine ziemlich vollständige Kleidung, welche meistens aus Fellen bereitet ward. Bisonfelle gaben die bequemsten Mäntel ab (s. Abbildung, S. 572) und dienten, wenn von weißen Tieren stammend, zugleich als Würdezeichen. Sie waren aber schon vor 60 Jahren bei den Osagen des mittlern Missouri durch wollene Decken verdrängt, die in Masse von der Regierung der Vereinigten Staaten den friedlichen Indianern geliefert wurden. Das wollene „blanket“ ist daher heute ein Stück indianischen Nationalkostümes. Manchmal mutet uns die nordamerikanische Kleidung durch das



Ein Häuptling des Dakota-Stammes Cul-head, Nordamerika. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 566.

Fellmaterial und durch das Vorkommen von Beinkleidern und Stiefeln oder Halbstiefeln wie eine Abschwächung der hyperboreischen Kleidung an. Die Tinne, Mann und Weib, tragen Beinkleider, die unten in Stiefel übergehen, wie die der Eskimo. Aus Fellen, ungegerbten, aber geschmeidig gemachten, wurden Mäntel um die Schultern, auch Wams, Beinkleider, Gamaschen und Mokassins am meisten gefertigt; die letztern waren Schuhe aus frischem, an den Füßen getrocknetem Wildleder. Bei einigen Stämmen waren die Mokassins spitziger, bei andern breiter; auch die Lage der Naht war verschieden, so daß aus der Fußspur oft auf das Volk geschlossen werden konnte, welchem das Individuum angehörte, von dem die Spur herrührte. Im allgemeinen dürfte die



Ein Indianer von einem Missouri-Stamme. (Nach Photographie.)



Eine Frau vom Stamme der Keiowäh. (Nach Photographie.)

Kleidung im Osten und Süden vollständiger gewesen sein als im fernen Westen. Hier erscheinen z. B. bei den Wintun Kaliforniens die alten Weiber oft nur mit einem Grasseile bekleidet, das sie zwei- bis dreimal um die Hüfte geschlungen haben. Die jungen Frauen und Mädchen bagegen fertigen sich ein recht hübsches Kleid, das aber nur aus einem breiten Gürtel aus Rehfellen besteht. Der untere Rand ist in Fransen geschnitten und mit polierten Fichtennüssen an dem Ende jeder Trobbel befestt, während der obere Rand mit hell glänzenden Muscheln besäumt ist. Zerschneidung der Ränder der Lederkleider in Fransen, die durch Besatz mit Perlen, Bleistückchen und dergleichen rasselnd gemacht werden, ist echt nordindianischer Geschmack. Ein Fächer aus einem Adler- oder Schwanenflügel oder einem Eulenschwanze gehörte einst notwendig zur Toilette eines nordamerikanischen Kriegers.

Wo die zivilisierte Tracht Eingang gefunden hat, tragen auf der untersten Stufe

bie Männer Wolldecke, Hemd und Hose, so daß nur der breitrandige Hut aus Filz oder Stroh einen eigentümlichen Charakter bewahrt. Die Frauen tragen in diesem Falle nichts als ein häßliches blaues Hemd, das bis zu den Knieen herabreicht und mit gelben und roten Mustern gesäumt ist, dazu viele Halsketten aus Glasperlen und breite Bänder derselben Art um Arme und Beine. Wo aber, wie in Spanisch-Amerika, Wohlstand eingezogen ist, da kommt bei den Frauen das aus dem andalusischen abgeleitete Kreolenkostüm zur Geltung, das, weil billig, leicht und kleidsam, bei den Weißen bis in die ganz europäisierten höhern Stände hinauf üblich ist.

Die **Bewaffnung** der nordamerikanischen Indianer ist ausgezeichnet durch das **Vorwalten des Steines** in Form von Pfeil- und Speerspitzen, Beilen und Messern. Holzkeulen und Holzspeere treten zurück. Früher mochte es mehr von dieser Art gegeben haben als später. Wir hören von Holzschwertern aus Virginia und von den Punka, und ein „großes Messer aus Holz" finden wir im Kataloge der argentinischen Ausstellung zu Paris (1867) mit dem Beisatze „aus einem alten Tumulus von Inkahuasi". Die Moqui bedienen sich bei der Kaninchenjagd einer Waffe, die in Größe, Form und Material dem australischen Bumerang sehr ähnlich ist. Die Dingeños Südkaliforniens gebrauchen dagegen einen gebogenen Wurfstock, der schmäler und länger als der Bumerang ist. Auch aus Stein gab es einst mannigfaltigere Waffen als zur Zeit der Ankunft der Europäer. Gelegentliche Funde zeigten unvermutete Anklänge an Waffen andrer Völker. So war in Philadelphia 1876 eine steinerne Keule, lang-oval und platt, ausgestellt, die mit dem Patu-patu der Neuseeländer große Ähnlichkeit hatte; sie war ca. 4 Dezimeter lang, aus Steatit gefertigt und am Ende mit einem Knopfe zur Befestigung einer Handgelenkschnur versehen. Eine ähnliche Waffe aus braunem Jaspis hat **Tylor** aus Peru beschrieben, und häufiger kommt sie im Nordwesten des Erdteiles vor. Dolchartige Messer mit einem Griffe aus Bärenkiefer samt Zähnen waren in Nordamerika beliebt und kamen später auch mit Eisenklingen vor. Im allgemeinen gingen die Steinmesser rasch zurück. **Powers** glaubt, daß die großen Obsidian- und Jaspismesser der Gräber von Oregon und Kalifornien schon vor der Ankunft der Europäer als Waffen außer Gebrauch gekommen seien, und ähnlich bezeichnet Abbé **Petitot** die Skalpiermesser der Tinne, Sioux, Krih mit rückwärts gekrümmter Klinge als obsolet. Es



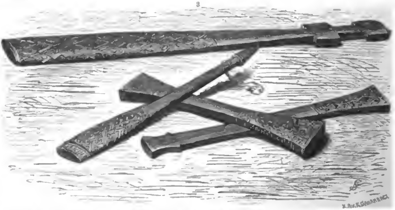
**Hölzerne Keulen von Brasilien.** (Martiussche Sammlung, ethnographisches Museum, München.) 1/10 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 576.

gehört ebenso der Vergangenheit an, daß die Karok am Columbia Zweikämpfe mit scharfen Steinen ausfochten, die sie in der Hand zu tödlichen Schlägen schwangen.



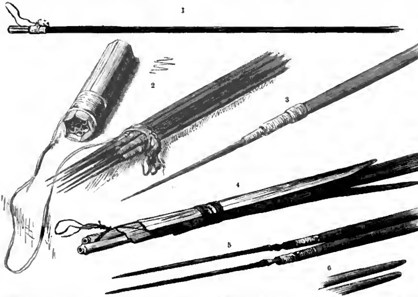
Die Keule kommt in einer ausgezeichneten charakteristischen Form im nördlichen Südamerika vor, nämlich vierkantig, abgeplattet und an beiden Schmalseiten ausgeschweift (s. Abbildungen, S. 575 und nebenstehende). Der reichgeschnitzte Griff eines Exemplares im Münchener Museum und die feinen Verzierungen der Fläche, die sonst in diesen Gebieten nicht häufig vorkommen, lassen an die Verwendung als Häuptlingszeichen denken. Ähnliche Käulen gehörten zur Ausrüstung der Araukaner. Die Pima schnitzen sie aus dem harten Mezquiteholze in einer mehr an den afrikanischen Kiri (s. Abbildung, Bd. I, S. 95) erinnernden Form.





Indianische Keulen: 1. Von Guayana. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) — 2. Aus Demerara. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M. — 3. Aus Brasilien. (Martiussche Sammlung, ethnographisches Museum, München.)

Der Speer ist allgemein verbreitet. Seine Spitze besteht aus Holz, Knochen oder Stein. In der Herstellung von steinernen Speerspitzen durch Schlagen und Absprengen des Feuersteines haben die Indianer eine hohe Stufe erreicht. Die Spitzen sind oft von Messern nicht zu unterscheiden. Wo das Pferd zur Einführung gekommen ist, hat der Speer in der leichtern Form der Lanze den Vorzug vor allen andern Waffen, ausgenommen die Schleuderkugel oder Bola und den Lasso, gewonnen. Letztern benutzten schon die alten Araukaner, die ihn aus Schlingpflanzen herstellten. Ob steinerne Kugeln mit Ringen, die man in Nordkalifornien gefunden hat, nach Art der südamerikanischen Bolas geworfen




Wurfspeere der Indianer von Brasilien. 1. Bündel von Speeren zu 20 cm Länge. — 2. Dieselben aus dem Stiefel genommen. — 3. Einzelner Speer. — 4. Bündel von Speeren im Schafte. — 5. Dieselben aus dem Schafte genommen. — 6. Spitzen. (Martiussche Sammlung, ethnographisches Museum, München.)

wurden oder bloß Netzsenker sind, ist nicht klar. Fonck erhielt dergleichen in Chile und ist geneigt, ihnen eine Stelle im Zauberschatze der Priester anzuweisen. An die Bola mag auch der eiförmige, in Leder gefaßte Schlagstein erinnern, den die Mandan und Genossen führten. Die Frage ist offen, wann die Pampas-Indianer und Patagonier Pfeil und Bogen, die sie früher ohne Zweifel benutzten, gegen Speer, Lasso und Bola vertauschten. Allem Anscheine nach hängt diese Änderung mit der Einführung des Pferdes zusammen. Ein Mittelding von Messer und Säbel, einigermaßen einem längern Faschinenmesser zu vergleichen, die Macheta, ist überall, wohin der spanische Einfluß drang, die üblichste Waffe und das gebräuchlichste Werkzeug geworden. Vorzüglich ist es in den Waldgebieten als Buschmesser im Gebrauche.

In keinem Gebiete, das Naturvölker bewohnen, gewinnt die Bewaffnung mit Bogen und Pfeil eine so große Ausdehnung wie in Amerika, besonders aber in Südamerika. Diese Waffen fehlen auch dort nicht ganz, wo an die Stelle des Bogens ein dem bajakischen auffallend ähnliches Blasrohr tritt, aus welchem vergiftete Pfeile geschossen werden. Oft sind diese Waffen fast ausschließlich im Gebrauche. Bogen, Pfeil und Bodoquera werden

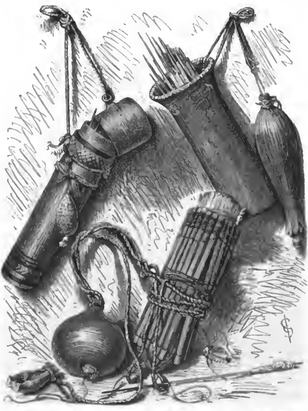
von E. André zusammen als einzige Waffen der Telembi in den Andes von Ecuador genannt. Der Typus des südamerikanischen Bogens ist vorwaltend der melanesische, d. h. er ist sehr lang, bei den Rukujenn und den Oyampi bis zu 1,75—2 m, gut gearbeitet, fein geglättet, von flach-ovalem Querschnitte. Einige, wie die gewisser Stämme Guayanas am obern Inini, weichen nur darin von jenen ab, daß eine der Flächen, anstatt eben, leicht ausgehöhlt ist. Alle Indianer verfertigen die Bogen mit Vorliebe aus dem Kernholze gewisser Bäume, besonders der Airi-Palme und einer Bignonia, in Guayana aus dem des Letre, das von schön bräunlicher, oft gelb gefleckter Färbung ist. Ein sehr dicker Splint umgibt dieses Kernholz; die Indianer aber nehmen sich nicht die Mühe, denselben zu entfernen, sondern suchen sich vor Alter umgefallene Bäume aus, deren Splint bereits von Termiten zerstört ist. Dieses Holz ist ungewöhnlich hart und schwer, wie afrikanisches Eisenholz, läßt sich aber leicht der Länge nach spalten. Ist dies mittels Axthiebe geschehen, so gibt der Indianer dem Bogen mit den Hauern des Pakira, welches unserm europäischen Wildschweine ähnelt, rasch die Vollendung. Unterkiefer dieser Tiere findet man in den Hütten aller Indianer, welche dieselben als Hobel bei der Bogenfabrikation benutzen. Mit diesem Werkzeuge gelingt ihnen auch die sehr regelmäßige Aushöhlung ihrer Bogen. Eine Rinne an der Vorderseite, in welcher ein Pfeil in Reserve liegt (s. S. 159), tragen die durch den Handel einst weithin verbreiteten Bogen der Machacari des Belmonte. Die Sehne besteht gewöhnlich aus tierischer Faser. Durchbohrte Steinplatten wurden, wie S. S. Lyon bei den Pah-Ute beobachtet hat, benutzt, um die Bogensehnen hindurchzuziehen und ihnen damit gleiche Dicke zu geben. Dadurch erklären sich die meist zweimal durchbohrten Schieferplättchen, die man so oft in Indianergräbern gefunden und vergebens als Schmucksachen angesprochen hat. Pfeil und Bogen sind auch die Hauptwaffen der Nordamerikaner (s. obenstehende Abbildung). Sie wurden vor der Zeit des Feuergewehres am meisten benutzt und mit der größten Sorgfalt gehalten. Im pazifischen Gebiete Nordamerikas wurden die Bogen mit Vorliebe aus dem zähen Holze des Taxus gebogen oder mit Sehnen verstärkt, die mit dem ausgezeichneten Leime befestigt waren, welchen Powers bei den Mattoal Kaliforniens fand und allen derartigen Erzeugnissen der Zivilisation überlegen erklärt. Im letztern Falle kommt auch Zusammensetzung der Bogen aus mehreren durch Leim und Sehnen verbundenen Stücken vor, wie bei den Hyperboreern. Mit Muscheln eingelegte Bogen erwähnt Powers von den Karok. Der Köcher aus Tierhaut nahm in Nordwestamerika phantastische Gestalten an durch Verwendung ganzer Felle vom Waschbären oder Marder, die künstlich ausgestopft wurden; am Köcher war auch oft eine Lederscheide für den Bogen befestigt.



Bogen und Pfeile von Alaska. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

Durch die Gebiete aller nordamerikanischen Stämme findet man steinerne Pfeilspitzen zerstreut, ebenso wie Werkstätten für Steinwaffen häufig sind. Wie die ganze Industrie des behauenen Steines, war auch dieser wichtige Zweig derselben bei manchen Stämmen durch Arbeitsteilung hoch entwickelt. Häufig war es, wie noch jüngst Powers von den Yurok erzählte, ein geschickter Alter, der die Pfeilspitzen schlug. Auch bei den Chippeway gab es in alter Zeit Leute, die sich ausschließlich mit der Verfertigung steinerner Pfeilspitzen beschäftigten. Anderwärts pflegten ganze Stämme die Kunst der Waffenverfertigung. So galten die Kaddu für sehr geschickt im Bogenmachen und handelten mit den Erzeugnissen ihrer Kunst. Auch mit Holz zu Pfeilen wurde Handel getrieben. Pfeilspitzen wurden aus allen möglichen

kieselreichen Steinen, wie Hornstein, Jaspis, Chalcedon, selbst Quarz und Bergkristall, verfertigt, da eigentlicher Feuerstein auf weiten Strecken fehlte. Daneben waren aber auch andre Materialien im Gebrauche. In Neuengland fand man um 1620 außer Pfeilspitzen von Hirschhorn, Knochen, Adlerklauen und dergleichen auch solche von Messing im Gebrauche, deren Ursprung unbekannt blieb. Stein blieb indessen das weitaus beliebteste Material, und wo er häufig ist, kommen die Pfeilspitzen zu Tausenden vor. Auch war der Bedarf kein kleiner. Sollen doch, wie z. B. von den Yuki angegeben wird, 300 Pfeile zur Ausrüstung eines Kriegers für einen Kriegszug gehören. Im einfachsten Falle bestehen indes die Pfeile ganz aus Holz, in Südamerika aus Bambus. Gerade die Spitze ist hier oft aus Bambus geschnitzt. Gewöhnlich ist aber zwischen dem Schafte und der Spitze noch ein Holzstückchen eingesetzt. Der Stamm der Rukujenn schneidet sich Pfeile aus Schilf; Rinnen im Holzschafte, um der Fiederung Wind zuzuführen, kommen bei Nord-Amerikanern vor. Von Knochen-



Köcher mit vergifteten Blasrohr-Pfeilen, Brasilien. (Martiusſche Sammlung, ethnographisches Museum, München.)

pfeilspitzen hören wir seltener. Hensel nennt sie bei den Coroados vom Rio Grande, wo sie mit Kunst so aus dem Humerus eines Affen oder Rehes geschnitten werden, daß ein natürlicher Widerhaken entsteht. Stacheln der Flußrochen, die angeblich giftig wirken sollen, sind im nördlichen Südamerika im Gebrauche. Heute gebrauchen auch entlegenere Indianerstämme oft nur noch Eisen für ihre Pfeilspitzen, so vor allen die Churruje Neugranadas, die für den Krieg und die kleine Jagd Pfeile mit einer eisernen, 15 cm langen Spitze und einem Haken an der Basis benutzen. Daneben kommen bei diesem selben Stamme Harpunenpfeile zur Verwendung, wie wir sie ganz ähnlich von den Malayen Luzons kennen. Diesen gleichen Bogen und Pfeil zur Fischjagd „aus Westindien", die im Braunschweiger Museum

liegen. Die „vier Fuß langen Pfeile“ der Chimila am untern Magdalenenstrome und ähnliche der Payagua, Botokuden u. a. werden ohne Köcher in der Hand getragen. Kriegspfeile sind länger als Jagdpfeile. Eigentümlich sind schwache Pfeile mit zugehörigem kleinen Bogen, mit denen die Zauberärzte der Rukujenn angeblich die feindlichen Zauberer, die Verursacher von Krankheit und andern Unheile ihrer Klienten töten, vielleicht auch zur Ader lassen.



Conjana vom Amazonas mit Blasrohr und Giftpfeilen. (Nach Photographie im Domann-Album.) Vgl. Text, S. 582.

Das Feuergewehr auf der einen, Lasso und Bola auf der andern Seite haben in weiten Gebieten Bogen und Pfeil ganz verdrängt. Es gilt dies von Westindien u. dem größten Teile Nordamerikas. Selbst von Dominica schreibt F. von Langegg, daß die dortigen Kariben sich nicht mehr der Bogen und Pfeile, sondern der Flinten mit Steinschloß bedienen. In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts waren bis zu den östlichern Osagen die Feuergewehre schon vorgedrungen, während damals die Mandan noch fast ausschließlich Bogen und Pfeil benutzten. Heute nun haben sogar die vielleicht am meisten vom Verkehre entlegenen Tulu-Indianer Neugranadas Bogen und Pfeil fast aufgegeben, und nach Weyenbergh kennen selbst die Indianer in der Sierra de Cordova seit langem keine Pfeile mehr.

An Pfeilgiften pflanzlichen wie tierischen Ursprunges weist Südamerika eine ganze Anzahl und darunter einige der unzweifelhaft wirksamsten auf. Hauptbestandteile pflanzlicher Pfeilgifte sind am obern Amazonenstrome ein Auszug der Rinde von Strychnos Castelnana, in Guayana ein Auszug der Wurzeln von Strychnos Crevauxi, der vielgenannten Liane Urari, gemischt mit dem Safte andrer Pflanzen, welche wahrscheinlich unschädlicher sind. Am Amazonenstrome wird das gefürchtete Gift von den Stämmen bereitet, welche die Quellengebiete der nördlichen Nebenflüsse zwischen dem Rio Negro und Sapura bewohnen. Die Indianer des Napoflusses holen aber das Urari von den Tecuna und brauchen zur Rückkehr in ihre Heimat mit den Kähnen nicht weniger als drei Monate. Das Gift wird freilich in ihrer Heimat mit Silber

aufgewogen. Die Indianer Neugranadas bereiten hingegen ein Pfeilgift aus der milchigen Ausschwitzung der Rückenwarzen von Phyllobates melanorhinus, wie Escobar zuerst berichtet. Sie reizen das Tier durch einen in seinen Hals gesteckten Holzspan und tauchen ihre Pfeile in die Sekretion. Auch E. André beschreibt dieses Gift speziell von den Anwohnern des Telembi. Die Guajiro stecken, wie A. Ernst erzählt, die Giftdrüse einer grünen Baumschlange in eine Kalebassenfrucht, deren Inneres in kurzem sich in eine dunkle, schleimige Masse verwandelt, mit der man die Pfeile vergiftet. Ramon Paez erzählt dagegen, daß man verschiedene giftige Tiere verwesen läßt und in diesen faulenden Brei die Pfeile taucht. A. Ernst und Cuello machten Versuche mit Giftpfeilen der Guajiro, sahen aber keinen Erfolg. Die Thatsache, daß am Magdalenenstrome Wasser als Gegengift gegen das Pfeilgift der Chimila gilt, deutet auch bei diesen auf kein sehr starkes Gift. Die Pah-Ute bereiten ein Pfeilgift aus Mischung des Herzblutes eines Rehes oder einer Antilope mit einem zerstoßenen Hornfrosche, angeblich auch mit zerstoßenen Klapperschlangenköpfen. Es wird getrocknet und beim Gebrauche angefeuchtet. Dies ist jedoch nicht der einzige Fall des Vorkommens von Pfeilgift in Nordamerika, denn auch von den Pima wird erzählt, daß sie die Klapperschlange in Ochsenleber beißen ließen und aus der darauf rasch faulenden Leber ihr Pfeilgift gewannen. Im Vergleiche zu dem Pflanzengifte der Guayana-Stämme sind dies alles problematische Gifte. Crevaux schildert folgendermaßen die Gewinnung und Zubereitung jenes Pfeilgiftes, wie er sie von einem Rukujenn sah, der sie seinerseits von einem Trio-Häuptlinge gelernt hatte. „Vor einer Urari-Liane im Walde machte der Führer Halt und gab jedem Anwesenden ein Pfefferkorn, das er zerbeißen und hinunterschlucken mußte, und dann erst grub er die Wurzeln frei. Gleich darauf faßte er einen großen schwarzen Skorpion beim Schwanze und rief, ohne Furcht oder Schrecken zu zeigen, aus: ‚Yolok‘ (Teufel). Er hütete sich, das Tier zu töten, welches er offenbar für den Wächter des Giftes ansah, und bald hatte er einige lange Wurzeln bloßgelegt. Am folgenden Morgen wurden andre zur Bereitung des Giftes nötige Pflanzen gesammelt, zunächst ‚Potpeu‘, eine Pflanze, nahe verwandt dem falschen Jaborandi, dann vier Spezies von der Familie der Piperiteen sowie Blätter von der Parasapalme; dann wurden die Urariwurzeln, welche 24 Stunden im Wasser gelegen hatten, geschabt. Am dritten Tage wurden in der Hütte des Tamuschi die Geschirre zum Filtrieren und Auffangen der Flüssigkeiten hergerichtet. Um einen Trichter herzustellen, wurde ein Palmenblatt in Tütenform gerollt, mit großen Dornen zusammengesteckt und an einem Henkel, der aus einer gebogenen Rute bestand, befestigt. Als Rezipienten dienten Blätter von der Pineaupalme, deren beide Enden umgebogen waren, so daß sie einen kleinen Trog bildeten. Zuerst reinigte der Indianer die gesammelten Piperiteen, tauchte sie dann einige Minuten lang in kaltes Wasser und fuhr damit so lange fort, bis sie ihren charakteristischen scharfen Geschmack ganz verloren hatten. Dabei wurde stets dasselbe Wasser



Brasilische Blasrohre für vergiftete Pfeile. (Martiussche Sammlung, ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 562

beibehalten und von der Potpeupflanze viel mehr genommen als von den übrigen Spezies. Dann schritt man zu der Gewinnung des Urarisaftes. Der Indianer benetzte eine reichliche Hand voll Urari mit der alkalischen Parasaflüssigkeit und drückte sie dann mit aller Kraft, daß eine dem Tabaksafte ähnliche Flüssigkeit heraustrat, mischte die Piperiteenlösung dazu und filtrierte das Ganze durch Blätter, welche in den Trichter gelegt waren. Das Produkt, etwa 1/2 Liter, wurde in einem irdenen Topfe aufgefangen, mit einer Hand voll trocknem zerstoßenen Pfeffer gemischt und über Feuer gesetzt." Crevaux beaufsichtigte den Topf, wurde aber bald durch Niesen gezwungen, seinen Posten aufzugeben. Nach etwa 10 Minuten wurde der Topf vom Feuer genommen, Holzpfeile hineingetaucht und an der Sonne trocknen gelassen. Ein kleiner Affe, der in der Nähe herumkletterte, wurde mit einem solchen Pfeile an der Schulter getroffen und war 7 Minuten nach der Verwundung tot.



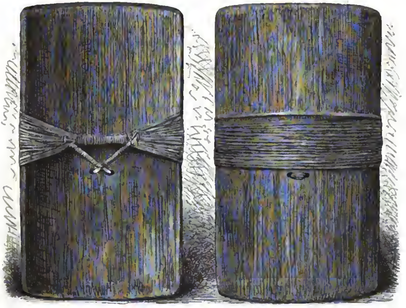
1. Zierbeil — 2. Kriegsbeil der Gaveve-Indianer von Brasilien. (Britisches Museum, London.) 1/10 wirkl. Größe.

Das Blasrohr, sehr ähnlich dem malayischen, aus welchem ebenfalls feine, zugespitzte und an der Spitze vergiftete Hölzchen vermittelst eines Baumwollpfropfens geblasen werden, ist wesentlich südamerikanisch (s. Abbildungen, S. 580, 581). In Nordamerika wird es erwähnt, macht aber mehr den Eindruck, ein Kinderspielzeug zu sein. In andrer Verwendung finden wir das Blasrohr bei den Rinderhirten oder Vaqueros des nördlichen Südamerika, bei denen es z. B. im östlichen Ecuador einen unerläßlichen Teil der Ausrüstung bildet und meist nicht nur die Peitsche, sondern auch den die Herde zusammentreibenden Hund ersetzen muß. Es besteht aus einem starken, etwa $1^1/_2$ m langen Rohre der sogenannten Caña brava (Gynerium saccharoides), an dessen einem Ende ein kurzes, dünneres Rohr als Mundstück befestigt ist. Aus ihm werden Lehmkugeln auf beträchtliche Entfernung hingetrieben. Die Makusi am obern Essequibo gebrauchen dasselbe Blasrohr wie die Indianer am obern Amazonas. Von der Ostküste Brasiliens beschreibt v. Langsdorf kleine Bogen, von deren Sehne schleuderartig Thonkugeln oder runde Steine geworfen wurden.

Das Schlachtbeil (Tomahawk der Nordamerikaner) fällt mit dem gewöhnlichen Beile zusammen, mit dem wir es bei den Steingeräten betrachten werden. Es ist vom polynesischen Typus, geschliffen, mit Rinne zum Festbinden an dem Holzgriffe versehen. Große Steinbeile von schöner Arbeit und mit kurzem, quastenverziertem Stiele galten in Südamerika als Häuptlingszeichen (s. obenstehende Abbildung). Schutzwaffen sind nicht häufig. Der Schild kommt zerstreut vor (s. Abbildung, S. 583), vorwiegend in runder Form aus Fell oder Leder gearbeitet. Die Pima führen runde Schilde von 2/3 m Durchmesser aus Ochsenhaut, die Dakota überzogen ihre runden Schilde aus dickem Leder mit einem dünnern Leder oder Felle, die Juri von Yupura verfertigen Schilde aus Tapirhaut, die Virginier besaßen welche aus Holz, die Wailakki Kaliforniens schützen sich zu zweien und selbst dreien hinter Schilden aus Hirschhaut, und manche ihrer Krieger tragen einen breiten Hirschhautgürtel als partiellen Panzer. Vielleicht führen auch die baumwollwattierten

Panzerröcke, durch welche sich die brasilischen Soldaten noch zu Prinz von Wieds Zeit gegen die Pfeile der Indianer schützten, auf ähnliche Gewänder der südamerikanischen Hochebenen-Indianer zurück.

Die Werkzeuge sind außer Verhältnis zu den Arbeiten, welche damit ausgeführt werden, einfach. Das Fällen der Riesenbäume zu ihren Kähnen besorgten die Nordwestamerikaner mit einer Art Meißel aus Feuerstein oder Hirschhorn, der mit einem Steinhammer eingeschlagen ward. Zimmerleute spalteten Holz mit Keilen, benutzten Stein- und Muschelärte und Bohrer aus Vogelknochen. Vom Feuer wurde beim Aushöhlen der

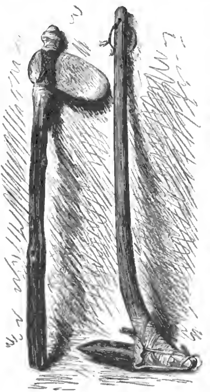


Holzschilde der Ummano. (Martiussche Sammlung, ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 582.

Kähne und ähnlichen Arbeiten ausgiebiger Gebrauch gemacht. Die Flechtkunst lieferte wasserdichte Gefäße aus Binsen- und Bastfäden. Cook erzählt vom Nutkasunde, wie fast in jedem Hause die Weiber beschäftigt waren, Kleidungsstücke aus Pflanzenfasern oder -Rinde zu verfertigen. „Sie verfuhren dabei genau wie die Neuseeländer, wenn sie aus den Fasern der Flachspflanze (Phormium) Zeuge wirken.“ Die Vorrichtung zum Weben wird mit dem altägyptischen Webstuhle verglichen. Die südlichen Stämme am Columbia und Pugetsunde scheinen es nicht verstanden zu haben. Man verwandte viel Zeit auf eine Arbeit, und der Arbeiter war bestimmten Vorschriften unterworfen, von denen vielleicht eine der weisesten war, daß niemand sein Werk ansehen durfte, ehe dasselbe fertig war. Die Stämme eines bestimmten Gebietes sind von sehr verschiedener Geschicklichkeit. An der Spitze aller dürften im Nordwesten z. B. die Haidah stehen, welche auch noch den Vorteil haben, die Schieferbrüche zu besitzen, aus welchen das Material ihrer wunderbaren Steinbildhauereien, besonders der phantastischen Tabakspfeifen, genommen wird. Auch die Thlinkit sind sehr

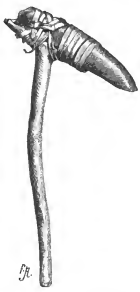
geschickt in der Bildschnitzerei, weniger im Malen. Am wenigsten leisten hierin wie in den andern Industrien die südlichsten Stämme am Columbia und Umpqua. Die alten Steinskulpturen von Puerto Rico zeigen eine in Westindien sonst nicht zu findende, ganz besonders entwickelte Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Steines.

Amerika war in allen seinen Teilen, auch in denen, wo Bronze gemischt und Silber geschmolzen wurde, vom **Steine** abhängig für die Herstellung von stechenden und schneidenden Klingen, von schweren Schlagwaffen und -Werkzeugen, von Schabern und dergleichen. Spuren in den Sprachen der Indianer deuten vielleicht auf einen frühern Zustand. **Gatschet** hat die Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß die Namen für Messer in mehreren Indianersprachen von dem für Dorn, in einem Falle auch für Eichhörnchenzahn verwendeten Worte herstammen; Eichhörnchennagezähne wurden wegen ihrer Länge und Schärfe als Bohrer angewandt. Es ist doch zweifelhaft, ob man mit **Virchow** Bronze als „das Höchste, was zur Zeit, als Kolumbus landete, die amerikanische Kultur hervorgebracht hatte", betrachten darf. Die Verarbeitung des mannigfaltigsten Steinmateriales zu den verschiedensten Waffen und Geräten war eine große Industrie, die regen Handel nährte und auf Arbeitsteilung beruhte. Jedes verwertbare Steinlager rief eine bodenständige Industrie oder wenigstens Handel mit dem Rohstoffe hervor. Nach **Hildreth** scheinen die nordamerikanischen Indianer gewußt zu haben, daß frisch ausgegrabene Kiesel leichter zu schlagen sind als trockne. Daher die Menge der ausgegrabenen Steine an einzelnen Lokalitäten. Früher war die Existenz von Nephrit in Amerika verneint worden; was man dafür gehalten, hatte sich als Jadeit herausgestellt. **Arzruni** hat aber nun ein Nephritbeil aus Venezuela nachgewiesen. Nur nephritähnlich sind harte, grüne Beile aus dem Orinokogebiete, Brasilien, Alaska und vom Mackenzie. Obsidian wurde dagegen überall, wo er vorkommt, zu Pfeilspitzen und Messern verwandt; so im Yellowstonegebiete, wo **Holmes** neuerlich ein Obsidianlager entdeckte, am Snake oder Lewis River, in Neumexiko, vor allem aber in Mexiko. In Mexiko wurde Obsidian in kleinen Schächten und Stollen gewonnen. Außerdem verbreitete sich dieser kostbare Stoff über das ganze Land, so daß er selbst in den künstlichen Hügeln von Ohio und Tennessee gefunden wird. Der Obsidian, den man in Ohio und Tennessee findet, muß vom Snake River oder aus Mexiko einen Weg von fast 3000 km gemacht haben. Ein weicher Schiefer, aus dem Gegenstände vielfach in der Mississippiregion gefunden sind, kommt in den Gebirgen des atlantischen Randes von



Steinäxte der Commaner von Brasilien.
(Martiussche Sammlung, ethnographisches Museum, München.)

Rhode-Island bis Kanada vor. Für Pfeil- und Speerspitzen passender Feuerstein war selten in den Vereinigten Staaten zu finden, aber ein vielbesuchtes Lager von Kieselgesteinen, die für diesen Zweck passen, bot die Flint Ridge Ohios. Rau glaubt, daß Stücke oberflächlich bearbeiteten Kieselgesteines ein häufiger Tauschartikel der Indianer waren. Daß auch fertige Geräte gehandelt wurden, scheint aus Funden eines und desselben Gerätes, in fünfzig und mehr Exemplaren bei einander liegend, hervorzugehen, wie man sie öfters gemacht hat. Das Material zu den roten Steinpfeifen, die man vom Felsengebirge bis zur atlantischen Küste findet, kommt von einer einzigen Stelle am Coteau des Prairies. Der Grünstein chilenischer Steinwaffen ist nach Philippis Angabe nirgends in der Nachbarschaft der Fundstätten bekannt. Auch Seemuscheln jeder Art fanden ihren Weg ins Innere, und noch Kohl sah, wie größere Exemplare von den Odschibwäh mit hohen Preisen bezahlt wurden.



Ein Steinbeil von den Aleuten. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Bei alledem ist hervorzuheben, daß Steingeräte von geschlagener und von geschliffener Arbeit, zwischen welchen beiden in Europa ein so großer und jedenfalls zu großer Unterschied gemacht wird, in Amerika in bunter Mischung sich finden. In Nordamerika hat man ganz ebenso wie in Europa Steingeräte in Verbindung mit den Resten ausgestorbener Säugetiere gefunden, aber während sie hier immer nur mit mehr oder weniger Kunst durch Schlagen hergestellt sind, haben sie dort ganz denselben Charakter wie die Steingeräte, welche man dann in den Resten jüngern und selbst schon historischen Alters findet. Umgekehrt sind die Steingeräte in den brasilischen Sambaquis so roh bearbeitet, daß man häufig im Zweifel ist, ob überhaupt eine Bearbeitung stattgefunden hat. Deutlichere Spuren als Zuschlagung zu ovaler Form und schneidenden Kanten finden sich wesentlich nur in schrägen, eingeschliffenen Linien, welche wohl die Schnüre festhalten sollten, mit denen die Waffe an dem Stocke befestigt ward. Die europäische Periode der geschlagenen Steinwaffen bietet übrigens kein einziges Beispiel einer Waffe oder eines Gerätes aus Stein, das nicht in Funden der nordamerikanischen Mounds, Gräber ꝛc. sein genaues Gegenstück besäße. Man findet besonders die großen geschlagenen Feuersteinwaffen in mandel- oder eiförmiger Blattform, welche auffallend an die Äxte erinnern, welche Boucher de Perthes und Rigollot in den diluvialen Kieselbänken des Sommethales gefunden haben. Die Deutung, welche Rau hinsichtlich des Gebrauches dieser in Europa dunkel gebliebenen Stücke gibt, hat etwas für sich. Er fand nämlich Spuren der Abnutzung oder Abschleifung an denselben und meint daher, daß sie zur Glättung von rauher Holzarbeit, z. B. im Innern ausgehöhlter Kähne und dergleichen, vielleicht auch zum Lederglätten, gedient hätten. Ähnlich roh geschliffene, wiewohl nicht polierte Steingeräte (Beschwerstein, Lanze, Netzsenker) kommen aus chilenischen Muschelhügeln.

Die Methode der Arbeit in Stein scheint ähnlich wie in Europa gewesen zu sein. Feinere Feuerstein- und Jaspispfeilspitzen, -Messer und dergleichen wurden durch splitternden Druck mit einem Knochen- oder Holzstabe, seltener mit einer Holzzange, wie Powers von den Yuki Kaliforniens erzählt, hergestellt; Durchbohrungen wurden mit Knochen- oder

Holzröhren ꝛc. ausgeführt. In seiner Arbeit über die alten Waffen und Geräte, welche man in den Pampas der Provinz Buenos Ayres erhoben hat, bezeichnet Ameghino die in der oberflächlichen Schwarzerdeschicht gefundenen Steingeräte als wesentlich den europäischen ähnlich, wenn sie auch alle kleiner, immer nur auf einer Seite bearbeitet und am Rande mit kleinen Stößen geebnet und geschärft sind. Die sogenannten paläolithischen Funde, im Terreno pampeano zusammen mit großen ausgestorbenen Säugetieren gefunden, sollen sich aber wesentlich von den europäischen unterscheiden. Wir sehen an ihnen nur das starke Vorwiegen der Knochenwerkzeuge, die gewöhnlich roher bearbeitet sind als in Europa, so daß in vielen Fällen das einheimische Material, z. B. Toxodonzähne, bearbeitet wurde, als ob es Stein sei, daß ferner neben Schlag an demselben Stücke auch Schliff mitgearbeitet hat, und daß im Gegensatze zu dem europäischen Vorkommen nach den jüngern Lagen hin der Stein häufiger wird.



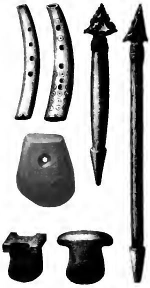
Karibische Steinäxte aus Westindien. (Britisches Museum, London.) ¼ wirkl. Größe.

Polierte Steinsachen kommen in der vortrefflichsten Arbeit vor. Selbst in mehrhundertjährigen Ablagerungen in tropischen Gebieten, z. B. auf Puerto Rico, finden wir sehr harte Steine, fein und scharf poliert, welche nicht im geringsten durch Gebrauch oder jahrhundertelange Exposition der Witterung oder Feuchtigkeit der Erde gelitten haben und so aussehen, als seien sie eben vollendet worden. Die allerdings seltenen Durchbohrungen sind vortrefflich ausgeführt. Die Beile haben meist oben und unten tiefe Einschnitte, um sie am Stiele gehörig befestigen zu können (s. nebenstehende Abbildung). Von südamerikanischen, in den Llanos vorkommenden Steinbeilen sagt Appun: „An Form sind sie fast alle sich gleich und ähneln den nordamerikanischen Äxten, weniger aber in der Wahl des Materiales. Die Macuschi haben hierzu feinkörnigen Granit, die Wapischianna und Atorai roten Sandstein gewählt; die Äxte der erstern sind fast poliert zu nennen, größer und mit scharfer Schneide versehen, die der letztern rauh, kleiner und ziemlich stumpf." (S. auch Abbildung, S. 584.)

Teilweise begünstigt durch treffliches Material, war die Herstellung von Steingeräten in Amerika mancherorts eine mannigfaltigere oder, wie man vielleicht heute sagen würde, leistungsfähigere Industrie als in Europa. Sie erging sich z. B. in Hohlformen, die in Europa in dieser Ausbildung gar nicht vorkommen. Mörser aus Sandstein oder Basalt nebst Stößeln sind die häufigste Mitgabe in kalifornischen Gräbern. Vierfüßig kommen dieselben auf den westindischen Inseln vor. An der kalifornischen Küste befanden sich auf der Insel Catalina Brüche von Speck- oder Topfstein, aus welchem Töpfe und Schalen gefertigt wurden, die in den Gräbern des Festlandes häufiger als in denen dieser Insel selbst sind. Die Töpfe wurden, die Unterseite oben, aus der Masse herausgearbeitet, dann abgesprengt und ausgehöhlt. Seifensteinlager mit Spuren alter Bearbeitung sind in Rhode-Island, New Jersey, Pennsylvanien und andern Orten gefunden worden. Die reichen Petroleumlager Amerikas scheinen ebenso wie die dortigen Anthracite und Steinkohlen keine Verwendung bei den Indianern gefunden zu haben. Doch verwendeten die Kalifornier Asphalt zur Befestigung der Pfeilspitzen und Speerklingen im Schafte sowie der Angelhaken. Kleine Kunstwerke in Hornstein und Feuerstein, wie dreizackige, wahrhaft schwungvoll gestaltete Lanzenspitzen, Speerspitzen, welche die menschliche Gestalt nachahmen, Dolche mit Griff aus Einem Stücke, mondsichelförmige, fein gearbeitete Schmucksachen, sind in Yucatan

gefunden worden. Auch hier kommen die oben (S. 572) erwähnten gerippten Steinhämmer für Rindenzeug vor.

Rasch verfielen aber diese Künste. Nach Einführung der Feuerwaffen gingen Bogen und Pfeil vielfach in die Hände der Kinder über, und die schönsten Pfeilspitzen wanderten in den Schmuckschatz, aus dem sie nur noch bei festlichen Tänzen und dergleichen hervorkamen. Nicht anders erging es den schönen Obsidian- und Jaspismessern, die man so häufig in den Gräbern des südwestlichen Oregon findet. Steingerät ist im pazifischen Gebiete sogar in den Geruch der Heiligkeit gelangt. So vermeiden die Yurok den Gebrauch des Eisens beim Ausweiden der ersten Lachse und behaupten, dasselbe mache das Fleisch giftig. Dieselben sind aber dabei treffliche Schmiede geworden und stellen aus dem Eisen des Handels meterlange Schwerter dar, deren Muster wohl Spanier ihnen geboten haben mögen.



Knochenflöten, Pfeile und Steinbeile von Kolumbien. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

Wo Stein in hinreichender Güte oder Menge nicht zu finden war, wurden gewisse Meermuscheln als schneidende Werkzeuge benutzt. Davis fand eine von der Columella und innern Windungen befreite Cassis, die offenbar als Gefäß gedient hatte. Moyne de Morgues spricht von Muschelgefäßen, aus welchen Indianer in Florida tranken, und Virchow hat mit Ausdrücken des Erstaunens über ihre sorgfältige Bearbeitung Beil und Schaber aus Barbados beschrieben, wo die Kariben kein andres Material für Waffen und schneidende Werkzeuge fanden und verarbeiten konnten als die Schalen des Strombus gigas. Ihre Reste sind massenhaft entdeckt worden.

Wiewohl Amerika der ausgedehnten Benutzung des Kupfers durch einige sehr reiche Vorkommnisse gediegenen Kupfers die besten Bedingungen bietet, ist das Kupfer doch niemals bei den nordamerikanischen Indianern zu einer eigentlich wirtschaftlichen Bedeutung gelangt. Kupfersachen sind zwar weit verbreitet, aber überall selten, denn Kupfer wurde seltener zu brauchbaren Geräten als zu Schmuck verarbeitet. Ja, Verazzano berichtet sogar, daß die atlantischen Stämme das Kupfer höher schätzten als das Gold. Und Rau meint, daß auf Tausende von steinernen Geräten und Waffen immer nur einige kupferne kämen. Nach einer Mitteilung Butlers in der „State History Society“ von Wisconsin befanden sich 1876 in deren Sammlungen aus Kupfer 109 Speere, Messer und Beile, in Milwaukee 14, im Smithsonian 30, in verschiedenen Sammlungen 30 Stück. Das sind verschwindende Zahlen gegenüber den Hunderttausenden von Steingeräten. Übrigens ist die Zahl der Kupferfunde noch im Zunehmen, und erst 1883 machte F. W. Putnam am Kleinen Miamiflusse einen sehr reichlichen Fund, der auch Kupferschmuck mit eingehämmerten Silber- und Goldplättchen enthielt. Auch in Südamerika dehnen neue Funde das Gebiet alten Kupfervorkommens aus. Weyenbergh beschreibt ein etwas über 1 kg schweres Beil aus Bronze ohne Durchbohrung aus dem Gebirge von La Rioja an der Costa de Arauco, ein handförmig-fünffingeriges, langgestieltes Kupferblech von 22 cm unbekannten Zweckes aus derselben Gegend, ein spatenartiges Werkzeug aus Kupfer aus der Sierra de los Llanos in Argentinien. Kupfer wurde großenteils am Lake

Superior gewonnen, kommt aber zerstreut auch im Trifte, den westlichen Staaten, im Connecticut-Thale und in New Jersey vor, ferner am Coppermine River im polaren Nordamerika und in Chile. Es wurde durch Hämmern in die gewünschten Formen gebracht; nur ein einziges Beil aus gegossenem Kupfer ist in Ohio gefunden, steht aber völlig allein. Kupferne Fingerringe, wie F. W. Putnam sie bei Madisonville in Ohio gefunden, könnten ebenfalls auf Gußarbeit deuten. Nach H. Berendt wurden ebenso die feinen, filigranartig durchbrochenen Gold- und Silberarbeiten Mexikos durch Guß hergestellt. Und hier wäre vielleicht auch an eine Deutung Herreras zu erinnern, der in den schon früh verdrängten, angeblich untergegangenen Tayrona von Santa Marta in Neugranada ein „Volk der Schmiede" sieht. Sollten aber nicht aus den Kulturländern Hochamerikas wandernde Schmiede ihre Kunst in die Tiefländer im Norden und Süden ebensogut haben tragen können wie in Afrika? Eigentümlich ist es, daß die Araukaner in der Nachbarschaft des kupferreichen Chile den Gebrauch des Kupfers nicht kannten.

Goldsachen sind bei den nordamerikanischen Indianern äußerst selten. Gold ist nur in Florida unter menschlichen Resten und zwar in Körnern, vereinzelt in Form von Pfeilspitzen und dergleichen, entdeckt worden. Ein eigentliches goldenes Gerät im übrigen Nordamerika ist noch nicht gefunden, und, was am allererstaunlichsten berührt, die gewaltigen, vor der großen Ausbeutung gewissermaßen an der Oberfläche liegenden Goldmassen Kaliforniens und andrer Staaten des Westens fanden gar keine Nutzung. Anders in Mexiko und Mittelamerika, von wo an bis nach Peru der Reichtum verarbeiteten Goldes immer zunimmt. Dieses Gold scheint aber auch nur in Wäschen gewonnen worden zu sein. Goldwäschereien, meist in schwachem Maße, treiben die Indianer an vielen Zuflüssen des Orinoko und Amazonas auch noch heute, so besonders am Iça. Es gibt zwei Regionen reicher Goldfunde in Amerika, die eine in Mittelamerika und Mexiko, welche östlich bis Florida, nördlich bis Neumexiko reicht, und eine andre, die das nördliche Südamerika, Westindien, Peru, Chile und einen Teil von Patagonien und den Pampasländern umfaßt. Gold und Silber scheinen wenigstens bei den Peruanern eine größere Rolle gespielt zu haben als Kupfer. Silber ist in Peru, Mittelamerika, Mexiko, Neumexiko, Florida vorhanden. Mit Kupfer kommt es am Obern See stellenweise so vor, daß jenes wie weiß gefleckt erscheint. Es wurde gehämmert und geschmolzen. Ohne Gold findet es sich in Nordamerika, besonders in den Mounds. Zinn wird als solches, d. h. ohne Kupfermischung, nur erwähnt von den Chiquitos in Südamerika, die es in den Lippen trugen. Es bleiben so als Gebiete, die den ersten Entdeckern ganz ohne Metall erschienen: Nordostamerika, das südlichste Südamerika, Yucatan, Chiapas und Tabasco.

Der Mangel des Eisens ist weiter eine auffallende Thatsache, welche uns entgegentritt. Die Völker Amerikas sind vollständig ohne Kenntnis der Verarbeitung des Eisens in dem Augenblicke, wo sie mit den Europäern in Berührung treten. Einige von ihnen, wie Peruaner, Neukalifornier, graben Eisenoxydhydrat zum Behufe des Färbens, aber keins schmilzt Eisen. Wie die Eskimo, scheinen die Araukaner Meteoreisen benutzt zu haben, während die Tinne aus Hämatit Pfeilspitzen machten und in den Handel brachten. Nur von Kariben Westindiens führt Kolumbus an, daß sie einige eiserne Geräte besessen hätten. Letztere dürften indessen bereits auf europäische Mitteilung zurückführen. Unklar bleibt die Herkunft des Metalles, das, wenn auch in geringer Menge, die ersten Europäer bei den Nordwestamerikanern vorfanden. Außer Glaskorallen und kleinen, wie Hufeisen gestalteten Zieraten von dünnem Messing- und Eisenbleche führt Cook auch verschiedene in hölzerne Griffe eingelassene eiserne Meißel bei den Nutka-Insulanern als Zeugnis dafür an, daß entweder irgend eine gesittete Nation diese Völker früher besucht habe, oder daß sie auf dem festen Lande mit einheimischen Familien oder Stämmen in Verkehr

ständen, die eine solche Nation kennen müßten. Es läßt sich heute schwer bestimmen, ob Hudsonbai und Kanada die Quellen sind, woher die dortigen Eingebornen vermittelst der zwischen ihnen wohnenden Stämme diese Metalle erhalten konnten, oder ob sie ihnen auf eine ähnliche Art von den nordwestlichen Teilen Neuspaniens zugeführt wurden. Aber der spätere Gang ihres Handels, so wie wir ihn kennen, macht den nördlichen Ursprung wahrscheinlich, denn bis auf den heutigen Tag bilden die von Norden kommenden ca. ½ m langen Kupferplatten Handelsartikel und selbst Tauschmittel der südlichern Stämme.

Überblickt man diese Verhältnisse im allgemeinen, so legen sich folgende Schlüsse nahe: Bei aller Weite der Verbreitung spielt Metall eine geringe Rolle im Vergleiche zum Steine; Amerika hatte kein Metallzeitalter. Mit dem Metalle tritt auch das Holz vor dem Steine als Rohmaterial in den Hintergrund. Am allgemeinsten verbreitet von allen Metallen ist Gold, dann folgt Kupfer, darauf Bronze, endlich Silber; in ganz beschränktem Maße kommen Zinn und Quecksilber vor. Nur die alten Kulturvölker Mexikos und Perus waren weit vorgeschritten in der Metallbenutzung, die Kulturvölker von Chiapas u. Yucatan standen dagegen weit zurück. Im allgemeinen ist wohl der Westen von Amerika, das Gebirge, fortgeschrittener in der Metallbenutzung als der Osten, sowohl in Nord- als in Südamerika. Auch in Nordwestamerika war die Benutzung des Kupfers weit vorgeschritten, entsprechend der allgemeinen höhern industriellen Entfaltung jener Völker, die vielleicht schon von europäischem Einflusse berührt waren. Aber hart daneben liegen goldreiche Länder, deren Bewohner das Gold nicht ausnutzen, wie vor allen Kalifornien. Metallurgische Prozesse kommen nur bei den Kulturvölkern vor und sind auch bei diesen höchst einfach. Jedenfalls haben wir hier das Beispiel einer Benutzung der Metalle, die spontan im Raume eines ganzen Erdteiles auf das Eisen verzichtet, um Gold, Kupfer und Erz zu bearbeiten und zu benutzen. Und es ist besonders zu betonen, daß kein Grund vorhanden ist, anzunehmen, daß von den beiden Metallen, Kupfer und Gold, eins oder das andre früher oder später sei. Die Metalle ersetzten nirgends den Stein, das Holz, die Knochen und überhaupt die Materialien der Steinzeit; sie blieben immer nur Schmuck und Luxus, und von einer Kupfer- oder Bronzezeit im europäischen prähistorisch-anthropologischen Sinne kann in Amerika überhaupt keine Rede sein.



Thongefäße von Guayana. (Britisches Museum, London.) ⅙ wirkl. Größe.

Das vorgeschichtliche Amerika kann als das große Land der Töpferei betrachtet werden. Peru in erster Linie, dann aber eine ganze Anzahl weiterer süd- und zentralamerikanischer Gebiete haben eine Fülle und einen Formenreichtum in Erzeugnissen dieser

Kunst entdecken lassen, welche auf der ganzen Welt einzig dastehen. Imposant ist zunächst die Masse dieser Fabrikate, die in Peru ebenso erstaunlich wie am obern Mississippi und in Araukanien ist, wo Fonck sie nur durch plötzliches Verlassen der Wohnsitze deuten zu können vermeinte. Klar ist von vornherein, daß, wie so viele andre einheimische Gewerbe oder Künste, auch die Töpferei von der Höhe, die sie erreicht hatte, in dem Augenblicke herabstieg, in welchem die Europäer als Händler mit metallenen Gefäßen in diesem Lande erschienen. Schon im vorigen Jahrhundert hatte die Töpferei unter einigen Stämmen des Ostens überhaupt aufgehört. Daß einst eine Masse von Thongefäßen geschaffen ward, lehrt am besten das Studium solcher Gegenden, die eine anerkannt dichte indianische Bevölkerung besaßen, wie z. B. des American Bottom in Illinois, jener 200 km langen, fruchtbaren Niederung, die längs des Mississippi sich in Illinois hinzieht und an vielen Stellen, die meist wohl als Boden alter, verlassener Dörfer zu deuten sind, mit



Gefirnißte Thongefäße von Brasilien. (Martiussche Sammlung, ethnographisches Museum, München.)
1/5 wirkl. Größe.

Thonscherben buchstäblich bedeckt erscheint. In diesem Gebiete hat Rau am Cahokia Creek bei St. Louis eine Stelle entdeckt, die möglicherweise als eine Thon- oder Lettengrube eingeborner Töpfer und gleichzeitig als der Ort gedeutet werden kann, wo dieselben Unioschalen zur Beimischung in ihren Thon suchten und zerkleinerten. In Neumexiko erweckte die Masse von Thonscherben bei O. Löw die vielleicht begründete Vermutung, daß hier Gefäße aus religiösen Gründen an einzelnen Stellen massenhaft zerschlagen worden seien. Ein Gebiet, reich an Thonscherben, ist auch das Land der heutigen Tschoktah und Natchez in gewissen Teilen des Staates Mississippi, von denen Adair sagt: „Sie machten eine erstaunliche Menge von Thongefäßen, deren Formen so mannigfaltig, daß es zu langwierig wäre, sie zu beschreiben, und unmöglich, alle zu benennen". Hier hat man häufig die Öfen aufgedeckt, in welchen unter anderm halbgebrannte Töpfe sowie solche gefunden wurden, in denen noch die Kürbisschale stak, über welche sie einst geformt worden waren. Auch verglaste Ziegel sind darin gefunden worden. Das Material zu den Thonwaren der Indianer ist in der Regel nicht übermäßig fein geschlämmt oder auch nur gereinigt, sondern gewöhnlich mit kleinen Muschelfragmenten und Steinchen gemengt. In der Yávapai-Sprache ist das Wort für einfache Erde dasselbe wie für Krug und Topf. Man

findet, was die Grundformen anbelangt, rund- und flachbödige, mit ausgebogenem Rande und mit Henkel versehene. Letztere sind aber in der Regel massiv und haben oft nur kleine Öffnungen. Glasur wurde nicht geübt, wohl aber findet man Farben, immer nur eine an einem Gefäße aufgetragen, welche durch die Zumischung eines harz- oder terpentinartigen Körpers glänzen. Adair beschreibt eine Art von Glasur, die durch Aussetzung im Rauche der Pechföhre erzeugt ward, und Du Pratz spricht bei den Natchez von einer Ockerfarbe, die nach dem Brande den Töpfen eine rote Oberfläche gab. Als Rest der Töpferei der alten Südamerikaner besteht die Herstellung lackierter Thongefäße bei den Galibi und andern Stämmen Guayanas. Doch mochte auch vielfach die Glättung des noch ungebrannten Gefäßes vermittelst eines glatten Steines genügen. Ausgezeichnet ist die Politur der mexikanischen Gefäße. Die Zierate wurden eingeritzt und beschränkten sich gewöhnlich auf geometrische Linien; mit Vorliebe wurde Zickzack angewendet. Breite Vasenformen von großer Schönheit mit originellen eingeritzten Zickzacklinien findet man bei den Orejones. Auch vom Rio Grande do Sul werden durch Jhering bemalte und elegant geformte Thongefäße erwähnt. Außer der Formung der Gefäße mit freier Hand aus aufeinander gelegten Thonrollen wurden Formen aus Kürbissen oder auch geflochtene Körbe angewandt, über welche der Thon gelegt wurde. Es wurden Töpfe bis zu 40 Liter Inhalt verfertigt. Graburnen, in denen ganze unverbrannte Leichen beigesetzt wurden, kommen bei den Guarani vor. Gelegentlich finden sich auch im Norden Phantasiegebilde, wie Vögel, kleine Kähne, wohl Kinderspielzeuge; und Thonfiguren, teils freihändig geformt, teils in Formen gepreßt, bald kostümierte, bald nackte, aber tättowierte Menschen darstellend, zu Rasseln, Flöten und Gliederpuppen dienend, und ähnlich gestaltete Tiere kennt man aus Yucatan. Gesichtsurnen, deren Individualisierung oft geradezu „Porträturnen" in ihnen vermuten läßt, sind nicht selten; Hart fand auf der Insel Marajó in denselben Knochen beigesetzt. Bei den Natchez tritt uns eine größere Mannigfaltigkeit der Formen und Reinheit der Arbeit entgegen, die wir schon bei De Sotos Chronist, dem Ritter von Elvas, gepriesen finden, welcher die Thonwaren von Nagnatex den berühmten Erzeugnissen von Montemor und Estremoz in Portugal gleichstellt. Unter den westlichen Stämmen waren die Mandan besonders gute Töpfer, und bis auf den heutigen Tag fertigen noch die Gauchos ihre Töpfe nach indianischer Art.

Interessant ist auch hier das Vorkommen von Völkern ohne alle Ausübung, wenn auch wohl nicht ohne alle Kenntnis dieser Kunst. Die Assiniboin heißen wörtlich „Steinkocher" und erhielten diesen Namen von ihrer Sitte, mit glühenden Steinen Flüssigkeit in Häuten zu erhitzen. Besonders auffallend ist dieser Brauch, wenn man sich erinnert, daß die Assiniboin ein Zweig der mit Töpferei wohlbekannten Sioux, und daß sie Nachbarn der in dieser Kunst so hoch stehenden Mandan waren. Auch den kalifornischen Indianern war die Töpferei fremd; erst in jüngern Gräbern fand Schuhmacher Versuche, zu denen das spanische Muster angeeifert haben mochte, und auch da in fünfjährigen Ausgrabungen nur eine rohe Schale und eine mißgestalte Urne sowie einige Fragmente von Thonpfeifen. Ebenso wurde die Töpferei nicht geübt bei den sonst so kunstreichen Nordwestamerikanern, deren ganze Kunst- und Industriethätigkeit durch die vorwaltende Verwendung des Holzes, in dessen Bildnerei sie so Großes leisteten, und Steines in andrer Richtung sich bewegt. Ferner fehlt die Töpferei im südlichen Südamerika den Feuerländern, den Chonos, den Patagoniern. Häufig mag die Ursache dieses Mangels im Überflusse der allnützlichen Kürbisschalen liegen, welche Krug, Glas, Teller, Schüssel, Tasse und Flasche zugleich darzustellen fähig sind. Dagegen kommen im südlichen und mittlern La Plata-Gebiete die über ½ m hohen und breiten Totenurnen vor, die bestimmt waren, ganze Leichname aufzunehmen.

Nach W. Mathews betrieben die Mönitarri oder Hidatsa selbständig die Glasfabrikation. Dieser Forscher ist geneigt, überhaupt der Glasfabrikation der Indianer ein hohes Alter beizumessen; jetzt aber findet man bei den Mönitarri zweierlei Glasprodukte: große, runde oder elliptische Perlen und flache, unregelmäßig dreieckige Platten oder Anhängsel, die nur an einer Seite glasiert und an einer Spitze durchbohrt sind. Schon im Jahre 1804, als die Arickarri und Mandan zuerst auftauchten, berichten Lewis und Clarke, daß jene Glasperlen fabrizierten, wobei aber das Glas nicht aus den Rohstoffen, sondern erst wiederum aus zerstoßenen Glasperlen hergestellt ward, die der Handel mit den Weißen gebracht. „Jetzt", sagt Mathews, „wird diese Kunst nur noch gelegentlich ausgeführt und ist meist auf die dreieckigen Platten beschränkt, die aus Thon bestehen, welcher mit Glasfluß überzogen ist." Diese dreieckigen Platten werden als Verlobungszeichen getragen, und ein Mädchen, das schon in frühster Kindheit von ihren Eltern einem Manne versprochen wird, trägt auf der Stirn eine solche Platte. Auch Catlin war über die blauen Glasperlen, die er bei den Mandan fand, erstaunt.

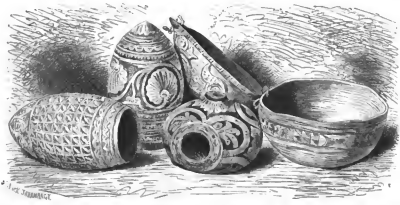

Ein Thongefäß von Peru. (Britisches Museum.) Vgl. Text, S. 589.

Bei der Betrachtung der Kleidung haben wir schon gesehen, daß in der Weberei in manchen Teilen Hervorragendes geleistet wurde. Spinnwirtel aus Stein oder Thon gehören zu den häufigsten Funden in Mittel- und Südamerika, während sie in Nordamerika auf die Hochländer des Westens beschränkt zu sein scheinen. Das Weben ist in der Regel Sache der Weiber, geteilt finden wir es aber bei einigen Guayana-Stämmen. Während bei diesen die Baumwollfäden, aus denen die Hängematten gewebt werden, von den Frauen mit einer einfachen, aus einem harten Holzstabe und einem runden Knochenstücke hergestellten Spindel gesponnen werden, liegt die Verfertigung der Schnüre für die Halsketten sowie aller sonst nötigen Fäden und Schnüre den Männern ob. Als vorzügliche Weberinnen wurden auch die Weiber der Galchaqué von Tucuman bezeichnet. Die Webkunst der Peruaner hatte ihre Ausläufer in Chile, ebenso wie die mexikanische in Neumexiko und Arizona eine entlegene Blüte trieb. Auch in dieser Industrie standen aber vielleicht die Nordwestamerikaner am höchsten. Cook erwähnt als vorzüglichste Gegenstände ihrer Arbeit ein Zeug, aus der Rinde einer Fichtenart bereitet, welche vorher zu einer hanfähnlichen Substanz geschlagen worden war. Diese Substanz wurde dann geknüpft, indem die Arbeiterin vermittelst geflochtener Zwirnfäden Knoten durch den Hanf schlang und mit diesen ungefähr $^1/_2$ Zoll weit voneinander laufenden Fäden ein zwar nicht völlig festes, aber um so weicheres und biegsameres Zeug bildete. Auch Haare des Fuchses und braunen Luchses wurden versponnen und verwebt und zwar nicht einfach, sondern mit mannigfaltigen Ornamenten. Die Zeuge selbst waren von verschiedener Feinheit. „Einige", sagt Forster, „sind unserm gröbsten Friese ähnlich, andre kommen den feinern Sorten unsrer Flanelle näher, ja sie sind sogar weicher und unstreitig wärmer." Auch diese Kunst ist rasch verloren gegangen, doppelt rasch an dieser so häufig von Pelzhändlern und Fischern besuchten Küste.

Als Pflanzen, welche Bastzeug lieferten, werden Maulbeerbaum, Pappel, Linde, Taxodium, eine Ulmenart (Slippery Elm der Nordamerikaner) und Asimina genannt. In Südamerika kamen die Ficus-Arten hinzu. Lloyd gibt in seiner Beschreibung der Landenge von Darien an, daß die Eingebornen mit dem Safte des Kautschukbaumes wasserdichtes Zeug verfertigen „nach denselben Grundsätzen wie in England". Und nach Adair bemalten die Muskoki ihre pflanzlichen Webstoffe mit Tieren und Kampfszenen in verschiedenen

Farben. An der Nordwestküste von Amerika kommen als Material für die so hochwichtigen Schnüre nichts als Tiersehnen, Bast und Weiden zur Verwendung, und zwar sind die vierkantig geflochtenen, ungemein dichten und zähen Sehnenschnüre, an denen sie ihre Harpunenangeln befestigen, die denkbar besten.

Die **Flechtkunst** wird bis hinunter nach Feuerland von indianischen Weibern geübt (s. Abbildung, S. 594). Die Herstellung wasserdichter Körbe ist vielen Stämmen geläufig. Solche geflochtene tellerartige Körbchen der Moqui sind es wohl, welche **Virchow** den geflochtenen Tellern aus dem Sudan zum Verwechseln ähnlich findet. Die Pima-Weiber verstehen ähnliche Körbe aus Weiden oder Bast zu flechten und mit Mustern in Schwarz oder Rot zu versehen, die etwas an ihre Topfmuster erinnern. In Kalifornien sind auch die feinern Wurzelfasern der Nadelhölzer unter den Rohstoffen der Flechterei, die hier Hervor-



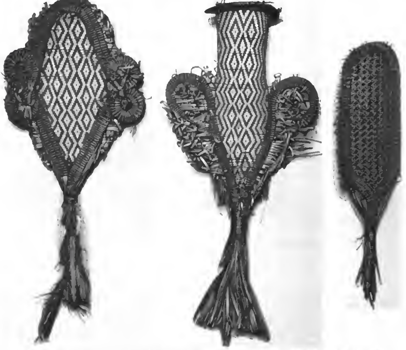
Geschnitzte Trinkgefäße brasilischer Indianer. (Martiussche Sammlung, ethnographisches Museum, München.)

ragendes in wasserdichten Gefäßen und in gemusterten halbrunden Mützen leistet. Geflochtene Körbe und Taschen gehören ganz wie bei den Dajaken und andern Malayen zur Ausrüstung des waffentragenden Mannes.

Die indianische **Zubereitung des Leders** erinnert an hyperboreische Methoden. Die Nordamerikaner verstanden Felle geschmeidig zu machen, ohne sie zu enthaaren. Sie spannten dieselben zunächst im Schatten auf, rieben sie mit einer Mischung von frischem Büffelharne und Thon ein und erhielten sie mehrere Tage feucht; dann wurden sie mit Gehirn eingerieben, endlich getrocknet und abgekratzt oder durch Hin- und Herziehen über ein Stück Holz geschmeidigt und im Rauche aufgehängt. Ein löffelförmiger Kratzer mit zähnebesetzter Vorderseite kommt übereinstimmend am Missouri und bei den Anca Südamerikas vor. Die Gauchos Südamerikas gerben noch heute die Felle zu ihren mannigfaltigen Benutzungen nicht, sondern verfahren ganz in indianischer Art. Sie tragen auch immer noch die alten Mokassins aus Tierhaut, die man formt, indem man sie am Fuße trocknen läßt. **Schoolcrafts** Mitteilung, daß die Dakota mit Eichenrinde gerben, wurde wohl mit Recht auf Anregung seitens der Weißen gedeutet.

Ein Blick auf die Erzeugnisse indianischen Kunstfleißes lehrt, daß ein gewisser Grad von **Arbeitsteilung** bereits Eingang gefunden hatte. **Karl Rau** hat darauf aufmerksam gemacht, daß unter den geschlagenen Steinwaffen, vor allen den Pfeil- und Speerspitzen,

einige von einer Vollendung sind, welche sie, was Wirkung betrifft, auf die gleiche Linie mit eisernen Waffen stellt und welche offenbar von ganz andrer Hand erzielt ist als die Durchschnittsarbeit. In der That werden uns vom Obern See und vom Savannahflusse Überlieferungen gemeldet, die besagen, daß geschickte Männer sich mit der Herstellung von Pfeil- und Speerspitzen für andre abgaben, und aus Georgia wird sogar gemeldet, daß die Pfeilspitzenmacher, die dort im Gebirge wohnten, mit ihren Erzeugnissen bis zur Küste Tauschhandel trieben. C. Lyon erzählt von den Shasta, daß bei ihnen die Verfertigung

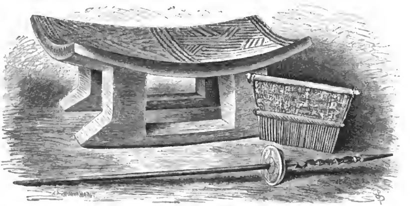


Flechtarbeiten von Guayana-Indianern, bei Festen gebraucht. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 593 und 624.

von Obsidian-Pfeilspitzen ein Handwerk sei, das viele versuchen, in welchem aber nur wenige zur Vollkommenheit gelangen. Bei den Apatschen hatte jeder Stamm eine Art Werkstätte für diese Arbeiten. Und aus dem 17. Jahrhundert schreibt Roger Williams von Rhode-Island: „Einige von ihnen legen sich bloß auf Anfertigung von Bogen, andre von Pfeilen, andre von irdenen Platten". Auch liegt eine ganze Anzahl von Zeugnissen vor, daß die kunstreichen Pfeifen der alten Indianer bestimmte Kunsthandwerker zu Verfertigern hatten. So sagt Swan von den Makah von Kap Flattery, daß einige von ihnen, die besonders geschickt seien, Stab und Kopf der Walharpune anfertigen, andre Taue drehen &c. „Wiewohl sie keine regelrechten Gewerbe haben, so beschränken sich doch jeweils die Gewandtesten auf bestimmte Gebiete. Einige bearbeiten besser Kupfer oder Eisen, andre schnitzen besser, wieder andre sind geschickter im Fisch- oder Walfange." Auffallenderweise tritt uns

ganz in der Nähe dieses Gebietes, in Kalifornien, eine viel tiefere Stufe der Entwickelung entgegen. Das zeigen schon allein die Tabakspfeifen, zu denen der Südkalifornier einfach einen hohlen Zweig wählt, während der Hupo ein schönes Stück Manzanilla- oder Lorbeerholz glättet, als ob es gedreht sei, und es mit Verzierungen ausstattet, die allerdings im Vergleiche zu den Steinpfeifen der Charlotte-Indianer immer noch etwas sehr Einfaches haben. Der Töpferthon wurde in Chiloe nur bei Quetralmahue gegraben und nur bei Caullin verarbeitet, gewisse Matten nur an dem abgelegenen Landsee von Cuaco gewebt. So waren auch die verschiedenen Arten von Fischerei an verschiedene Inselküsten und überhaupt manche Thätigkeiten an bestimmte Orte oder Familien gebunden.

Manches, besonders in der Ornamentik, erinnert an fremde Muster, zumeist an Peruanisches und Mexikanisches. Mäanderartiges Ornament kommt auf Scherben von den Zuñi vor. An die Wunderwerke peruanischer Thonplastik erinnern viele Grundmotive. Edwin



Schemel, Spindel und Kamm der Juri. (Martiussche Sammlung, ethnographisches Museum, München.)

Barber hat in Pueblo-Töpfereien altgriechische und altägyptische Anklänge entdeckt, die er jedoch mit der hier vielleicht nicht ganz angebrachten Ansicht abfertigt, daß an verschiedenen Orten der Menschengeist Gleichartiges erzeugen könne. Mit Recht hat man die Seltenheit geschwungener oder gerundeter Motive in den Flecht- und Webarbeiten als charakteristisch bezeichnet. Sehr bemerkenswert sind die weniger im Detail als im allgemeinen Ausdrucke ungemein getreuen Tierbilder in Stein und Thon, die so oft in den Mounds gefunden werden. Meist dienten sie als Pfeifenköpfe. Mit Vorliebe stellt der Kopf der Tabakspfeife ein Tier vor, und unter andern wurden in diesen manchmal auffallend treuen Darstellungen Biber, Otter, Hirsch, Bär, Wolf, Hund, Panther, Luchs, Waschbär, Opossum, Eichhörnchen und Seekuh erkannt. Vögel, wie Adler, Weih, Falke, Bussard, Eisvogel, verschiedene Eulenarten, Rabe, Schwalbe, Papagei, Ente, verschiedene Wasservögel, sind noch häufiger. Nachbildungen von Kröten sind so täuschend, daß Squier und Davis in ihren „Denkmalen des Mississippithales“ sagen, ein unbefangener Beobachter, wenn er auf sie im Grase stoße, werde diese Steinbilder für Natur halten! In Südamerika sind diese Köpfe selten, doch wurde jüngst eine Pfeife in Gestalt eines Indianerkopfes in Rio Grande do Sul gefunden. Überhaupt ist in der Osthälfte Südamerikas der Kunstsinn vielfach auf tieferer Stufe als in der westlichen oder in Nordamerika Nur die Amazonas-Stämme

mit ihren schönen Federarbeiten heben sich in dieser Beziehung glänzend von ihren Nachbarn ab. Viele der genannten Skulpturen sind aus Porphyr, andre aus einem Materiale gearbeitet, das dem „berühmten roten Pfeifensteine“ vom Côteau des Prairies im Westen des St. Peter's River sehr ähnlich ist. Einen prachtvollen Schiefer für seine Steinschnitzereien besitzen auch die Nordwestamerikaner im Haidahgebiete, und sie benutzen ihn zu Arbeiten, die zu den grellphantastischsten gehören.

Es ist unzweifelhaft, daß ein gewisser Verfall der einheimischen Künste von der Zeit an Platz griff, als die Europäer die Küsten der Neuen Welt betraten. Am deutlichsten war dies im Nordwesten zu erkennen, wo die Künste höher standen als im größten Teile des übrigen Amerika, und wo die Europäer später eintrafen. Aber auch in den Pueblos von Neumexiko und Arizona wurden einst bessere Thonwaren gefertigt, in edlern Formen und geschickter bemalt als heute. Schon Schoolcraft hat auf den schnellen Verfall hingewiesen, von welchem alle einheimische industrielle Thätigkeit infolge der Einführung zweckmäßigerer Werkzeuge, Geschirre, Kleider 2c. durch die Weißen betroffen werden mußte. Als sie durch den europäischen Handel leicht mit allem versorgt wurden, was sie selbst nur durch lange fortgesetzte mühselige Arbeit und gleichwohl oft nur in unvollkommenerer Weise bisher herzustellen vermocht hatten, nahm ihre Thätigkeit nicht nur auf dem Felde ab, wo sie bisher Bedeutenderes geleistet hatten, sondern sah sich überhaupt geschwächt, verlor das Gefühl der Notwendigkeit, Vertrauen zu sich selbst, und mit der Zeit ging so die Kunst selbst verloren. Vergleicht man aber mit der Lage, wie sie zur Zeit der Ankunft der Europäer war, die Erzeugnisse früherer Kunstfertigkeit, so findet man in vielen Gebieten Zeichen eines Rückganges, der lange vor diesem großen Ereignisse stattgefunden hatte. Und es läßt sich aus demselben wohl die Zunahme und Vollendung, nicht aber der Beginn des Verfalles erklären, der bei Ankunft der Europäer, vielleicht infolge lange fortgesetzter verheerender Kriege, ohne Zweifel schon sehr weit fortgeschritten war. Schoolcraft denkt daher an eine große Völkerbewegung, welche durch Einwanderung der aztekischen Völker nach Mexiko im 12. und 13. Jahrhundert veranlaßt worden sein möge, während wir uns mehr der Ansicht zuneigen möchten, daß Stufen der materiellen Kultur, wie sie in Amerika da und dort erstiegen wurden, in der Höhe der allgemeinen Kultur dieses Erdteiles immer nur eine geringe Gewähr der Dauer besitzen konnten.

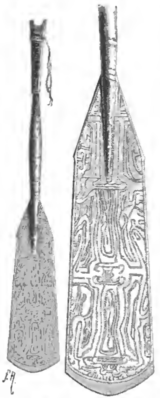
Die weite Verbreitung einzelner Gegenstände bezeugt das Vorhandensein eines alten Handels. Keine Kulturstufe schließt den Handelsverkehr aus. An Unternehmungsgeist und Geneigtheit zum Handel hat es den Indianern nicht gemangelt. So zeichneten sich namentlich die Narraganset vor andern Völkern durch Fleiß und Handelsthätigkeit aus, lieferten ihren Nachbarn Wampum, Schmuck aller Art, Pfeifen und Irdengeschirr und tauschten dafür von ihnen Biber- und andre Felle für die Engländer ein. Solange die ärmlichen Wintun in Frieden mit den Indianern leben, die höher im Gebirge wohnen, treiben sie mit diesen einen lebhaften Handel in getrockneten Lachsen, Krebsen und Muscheln, welche sie gegen Bogen, Eicheln und Manzanitabeeren austauschen. Obgleich sich die Wintun auch selber Bogen anfertigen, ziehen sie doch solche vor, die aus Gebirgsholz geschnitzt sind. In neuerer Zeit verfertigen sie mit unglaublicher Beharrlichkeit Pfeilspitzen aus dicken, braunen Whiskeyflaschen. Sie dienen ihnen als Tauschmittel und nebenbei als Spielmarken. Die Huronen, auch die nördlich vom St. Lorenz und den Seen wohnenden, tauschten mit den weiter nördlich wohnenden Jägervölkern den Überfluß an Mais aus, von dem sie unter den Dächern ihrer Wohnungen oft Vorräte für 3—4 Jahre aufstapelten. Andre Stämme begruben ihr Getreide in der Erde, und öfters sind noch in unsrer Zeit derartige Behälter aufgedeckt worden. Auch von Rhode-Island aus fand solcher Handel statt. Neben

den Perlen, die wir als Tauschmittel genannt haben, kamen die wegen ihrer feuerroten Federn geschätzten Köpfe der kalifornischen Spechte an der pazifischen Küste als Tauschmittel in den Verkehr. Das Hauptverkehrsmittel waren aber hier die Muschelschnüre aus Dentalien, Allikotschik, deren Wert mit der Länge der einzelnen Muschel rasch von 25 Cents auf 2 Dollars steigt. Eine originelle Form des Handels beschreibt Im Thurn von den Kariben des Essequibogebietes. „Man hat", sagt derselbe, „aus dem häufigen Vorkommen zahmer Tiere in den Niederlassungen südamerikanischer Indianer geschlossen, daß dieselben eine gewisse Liebe zu Tieren haben. In Wirklichkeit aber betrachtet ein solcher Indianer seine gezähmten Tiere als ebenso viele Münzen, für die er seine Bedürfnisse von andern Indianern eintauschen kann. Unter diesen Stämmen besteht nämlich ein rohes System der Arbeitsteilung: der eine spinnt Baumwolle, der zweite verarbeitet dieselbe zu Hängematten, der dritte macht Töpferwaren, der vierte stellt die Reibeisen her, auf denen die Kassawawurzeln zu Brei gerieben werden; kurz, jeder Stamm hat seine eigne Manufaktur, deren Erzeugnisse er gegen diejenigen der andern Stämme austauscht. In diesem Verkehre nun bezahlt der Indianer, anstatt mit seinen Fabrikaten, oft mit zahmen Tieren, die wie Münze betrachtet werden." Werthmann fand in den verlassenen Hütten der Chunchos am Paraná eiserne Äxte und Fischangeln, wodurch ein mit dem Amazonenstrome bestehender Verkehr selbst dieses anscheinend so sehr abgeschlossenen Stammes erwiesen zu sein scheint. Sehr unbedeutend ist der Handel der Churruje. Sie treiben ihn mit den Weißen, indem sie Cumare, Moriche, Netze, Waffen und Curare gegen Stoffe, Messer, Nadeln, Salz ꝛc. umtauschen, und dieselben Artikel empfangen sie als Zahlung für ihre Arbeit, wenn sie für Lohn in den Haciendas beschäftigt werden. Mit den benachbarten Stämmen treiben besonders die Camunigua etwas Handel, indem sie von denselben Curare in Tausch gegen einen Teil dessen empfangen, was sie von den Weißen erhalten haben. Die Rukujenn sind weiter vorgeschritten, denn ihnen ist ein Tauschhandel geläufig, bei welchem der Käufer stets im voraus bezahlen muß. Die Boni z. B., welche des Handels halber in das Land der Rukujenn kommen, müssen sofort für die Hängematten bezahlen, welche sie erst im nächsten Sommer geliefert erhalten. Der Indianer neigt zu Geiz, sobald er überhaupt den Erwerb schätzt. Wo, wie im Nordwesten, ein anerkannter Wertmesser vorhanden war, zeigten sich unverkennbare Ansätze zur Plutokratie.

Als Träger und Läufer sind die Indianer von je berühmt gewesen. Früher, als die Wege in Südamerika noch schlechter waren als heute, trugen die Indianer tagelang Menschen auf ihrem Rücken über die Anden und zwar auf der vielleicht schon in Inkazeiten beliebten silleta. Früher glich dieselbe einem mit einem Fußtritte versehenen Stuhle, auf welchem der Reisende Platz nahm; jetzt ist es eine Art Packsattel. Getragen wurde die Silleta mittels Achselbänder aus der Rinde der Cecropia und eines über die Stirn gelegten Tragriemens. Langsam, aber sicher legten die Leute mit ihrer lebenden Last in 8—10 Tagen z. B. den oft an schauerlichen Abgründen entlang führenden Weg von Ibagué nach Cartago zurück. Es ist ganz besonders auch diese Eigenschaft der Ausdauer im Laufen und Tragen, durch welche die Indianer unter günstigen Bedingungen sich wirtschaftlich an den weißen Mann anzulehnen verstanden haben. Als Holzfäller finden sie in denselben Gebieten reichliche Verwendung, mehr aber noch im hohen Norden und dann dort, wo der Mahagonibaum wächst, zwischen 10° nördlicher Breite und dem Wendekreise des Krebses. Die Arbeit ist hier wie gemacht für den zähen, wenn auch langsamen Indianer: Wo die Mahagonibäume dichter beisammenstehen, wird um die Bäume herum mit Buschmessern und Äxten der Grund von Unterholz gesäubert, der Baum hierauf gefällt, die Äste abgeworfen und der Stamm zu einem viereckigen Balken behauen, der von Ochsengespannen nach dem nächsten Wasserlaufe geschleift wird. Dazu müssen aber zuvor Wege gebahnt werden, eine Arbeit, welche

selbstverständlich weitaus mehr Mühe erfordert als das Fällen und Zuhauen der Stämme. In Südamerika sind die Huilliches von Chiloe ebenso fleißige wie geschickte Holzschläger und tragen in dem weglosen Land auf ihren Schultern die Balken und Bretter zur Küste hinab.

Wir übergehen hier die mancherlei Arten der Ausnutzung der Naturschätze der Wälder, die Gewinnung der Chinarinde in den Gebirgswäldern von Peru, Ecuador und Kolumbien,



Ruder von Surinam. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

des Ahornzuckers in Nordamerika, des Palmenwachses (von Ceroxylon andicola), die allzu oft noch in der barbarischen, zerstörenden Weise des Niederschlagens und endlichen Ausrottens betrieben werden. Eine eigne, besonders wichtige Klasse indianischer Arbeiter im Dienste des europäischen Handels sind die Uleros Mittelamerikas, die Sammler des Federharzes. Das Federharz, von den Kreolen „Ule“ genannt, wird dort von der Castiloa elastica gewonnen und ist im Werte stark gestiegen, seit es bei den unterseeischen Telegraphenleitungen zur Verwendung gelangte. Die Uleros oder Gummisammler werden von einem Unternehmer gedungen und begeben sich, wenn sie ihr Handgeld verjubelt haben, nach dem entfernten Gummireviere, wo sie wochenlang den Baumsaft sammeln. Diese Uleros sind als Räuber und Schlimmeres in Mittelamerika gefürchtet, und leider sind gerade sie es, welche die Kultur in oft abschreckender Form in kaum gekannte Indianerdörfer tragen. Einige andre Harze, so der Saft der Kopaiva, dann Cumare, Moriche und andre, bilden Handelsartikel der ärmlichen Wanderstämme Kolumbiens. Seitdem die sinnlose Verwüstung der Kautschukpflanzen viele Cartagener gezwungen hat, die viel weniger wertvolle Elfenbeinnuß zu sammeln, findet eine regelmäßige Ausfuhr auch dieser statt.

Auffallend gering ist im Vergleiche zur Ausdehnung des Landes die Schiffahrt entwickelt, in welcher nur ganz vereinzelte und weit auseinander wohnende Völker Bedeutendes leisten. Ganze Stämme, wie die Botokuden, hatten ursprünglich keine Kähne. Die Werkzeuge der Schiffahrt sind teilweise außerordentlich einfach und erinnern dann um so mehr an die entsprechenden Vehikel andrer Völker. Die Seri der Küste von Sonora und der Tiburon-Insel haben floßartige Kähne aus Schilfrohr, aus drei Bündeln zusammengebunden, hinten und vorn aufgebogen, 1—2 Personen tragend. Das Wasser dringt bei der Fahrt so tief ein, als es außen steht. Das ist also wieder das Ambatsch-Boot der Nil-Anwohner, wie es auch in Mikronesien wiederkehrt. Ähnlich ist das Tule-Floß kalifornischer Stämme. Nur wenig festere Fahrzeuge beschreibt Clavijero von den Indianern in Niederkalifornien, indem er erzählt, daß sie 4—5 Millas von der Küste mit Flößen fischten, die aus 3—6 Baumstämmen bestanden „sin temor a las elevadas olas del Pacifico“. Ähnliche Fahrzeuge hat Leutnant R. W. Hardy noch 1826 im Golfe von Kalifornien gesehen. Weiter nördlich kommen an dieser Küste aber dann gleich größere Kähne und geschickte Schiffer vor. Das

Material der nordwestamerikanischen Fahrzeuge ist ganz vorwiegend Holz; die Eskimo-Fahrzeuge hören bei den Thlinkit auf, die bereits Holzkähne benutzen. Im Osten klingen sie aber in eigentümlichen Birkenkähnen an, die aus Neufundland beschrieben werden, und am Missouri in runden, nur zum Übersetzen zu benutzenden Kähnen aus Bisonhaut. Auch die Feuerländer bauen mit Holz, und wo von ihnen Haut zum Überziehen angewandt wird, ist das Gerüst aus Holz zusammengefügt. Im Nordwesten wurden zum Kahnbaue bestimmte Baumstämme mit Feuer ausgehöhlt und dann mit Muschelschalen bearbeitet; Nägel von Holz oder Metall wurden dabei gar nicht verwendet, sondern alles nur genäht und mit Zedernbast gebunden, während man zum Kalfatern vorzüglich Harz brauchte. So stellten z. B. die Modok Kähne her, mit denen sie Lasten von 1800 Pfund auf dem untern Klamath fuhren. Um aus Baumstämmen ohne alles Eisen Kähne herzustellen, brauchte man Monate, und ein guter Kahn repräsentierte einen der größten Werte, über welche diese Völker verfügten. Von komplizierteren Bauten finden wir in einer Tinne-Sage über die Unterwelt Erwähnung, nämlich von verbundenen Kähnen, die Petitot auf Doppelkähne nach polynesischem Muster deutet. Völker, die über gutes Holz verfügten, wie es das Redwood im Gebiete der Yurok am Klamath war, handelten mit dem Überflusse der Kähne, die sie erzeugten.



Ein Boot von der Vancouver-Insel. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

Im übrigen Nordamerika begegnet man ähnlicher Entwickelung der Schiffahrt nur an den Grenzen des Wohngebietes der Kariben, die zu Kolumbus' Zeit die Seenomaden des Antillenmeeres waren, und zwar zunächst in Florida. So schwach ihre Fahrzeuge auch waren, fuhren doch die Seminolen von Westflorida bis nach den Bahama-Inseln und Cuba, um Handel zu treiben, und die Indianer von Südcarolina sollen einst sogar eine Flotte gebaut haben, um direkt nach England zu handeln, natürlich mit dem unglücklichsten Erfolge. Mit hoher Bewunderung spricht der britische Seemann Kapitän Pym von den bis zu 15 m langen, aus Zedern- oder Mahagonistämmen ausgehöhlten Kähnen der Eingebornen der Moskitoküste und der nautischen Geschicklichkeit ihrer Erbauer. An den Zuflüssen des Amazonas und Orinoko sind vielfach Rindenkähne im Gebrauche. Reich an Kähnen, die oft aus Riesenbäumen gehöhlt sind, aber für tieferes Wasser zu flach gehen, sind die Guarauno des Orinoko-Delta, während weiter im Süden die zur Schiffahrt wie wenige Gewässer einladenden Lagunen der brasilischen Küste fast keinen Kahn sehen. Auf jene Kähne bezieht sich wohl, was Haenke 1799 in einem Berichte über die Möglichkeit, den Madeira und seine Nebenflüsse für den Transport zu benutzen, sagt: „Die Indianer sind auf ihren eignen Flüssen treffliche Schiffer, sie lenken mit großem Geschicke ihre Boote, die oft 50—60 Fuß lang sind, unermüdlich reisen sie monatelang, sie brauchen wenig Hände und keine Provision, da sie von Fischen leben, die sie fangen, von Wurzeln und Früchten, die sie sammeln, und von Affen und andern Tieren, die sie mit Pfeil und Bogen schießen". Colon begegnete den ersten größern Fahrzeugen der Indianer in dem Meere zwischen der Halbinsel Yucatan und Honduras, und Las Casas beschreibt diese Fahrzeuge „so lang wie eine Galeere und 8 Fuß breit". Sie trafen sie ca. 30 Leguas von der yucatekischen Küste und fanden sie mit Matten aus Palmbast bedeckt, unter welchen die Waren, Weiber und Kinder

geschützt waren; außerdem waren ca. 25 Mann in dem Schiffe. Die zweite Erwähnung eines größern Schiffes ist die der „Balsa peruana“, welche Pizarro in Tumbez nahm; dieselbe hatte sowohl Segel als auch eine Art von Steuerruder, durch welches die Wirkung der Segel geregelt werden konnte. Aber dieses ist nicht, wie Prescott glaubt, das einzige Beispiel eines Segelschiffes bei amerikanischen Eingebornen, sondern Bernal Diaz de Castillo spricht deutlich von „cinco canoas grandes, llenas de Indios y venian a remo y vela“, wie auch Gonzalo de Sandoval einem „canoa a remo y a la vela“ begegnete. Ferner wird von Segelbooten an der yucatekischen Küste gesprochen von Oviedo, aber allerdings zu einer Zeit, wo die Europäer schon ein Menschenalter das Antillenmeer befuhren. Man darf vermuten, daß die Huasteken oder Cuasteken das Segel kannten, da sie als ein schiffahrendes Volk genannt werden, welches seine Fahrten vielleicht bis zu den Antillen ausdehnte. Die Gestalt ihrer Schiffe scheint dieselbe gewesen zu sein wie die der yucatekischen, welche von Bernal Diaz als „artesas“ bezeichnet werden, und wie die des in Chichen Itzà gefundenen, welches Stephens abgebildet hat. Grijalva wurde bei seiner Forschungsreise nach Yucatan von Huasteken mutig zu Schiffe angegriffen; ja, dieselben zerstörten sogar mit Ausnahme eines einzigen Schiffes im Tampicoflusse eine Flotte, welche Garay zur Eroberung von Pamico ausgesandt hatte. Die Azteken und andre Bewohner von Anahuac hatten dagegen keine Beziehungen zu überseeischen Völkern, ihre Schiffahrtskunst war so unvollkommen, daß sie mit ihren Booten nur die der Küste nächstgelegenen Eilande besuchen konnten. Ihre Fahrzeuge waren Baumflöße oder Einbäume, so daß natürlich des Cortez Segel auf ihrer Lagune sie in Schrecken setzten.



Angelruten von Nordwestamerika. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

In Südamerika ist die Schiffahrt wesentliche Stütze des Lebens in jenen vielgegliederten Regionen des Südwestens südlich von Araukanien. Land und Wasser sind hier aufs innigste ineinander verflochten, und so wirft auch das Meer seinen Schimmer glänzender in die Seele. Die Bewohner des Archipels von Chiloe sind tüchtige Seefahrer; schon jung geht der Knabe mit dem Vater im einmastigen Boote zur See, und seine Auswanderungslust führt auf Seegewohntheit zurück. Bei den Chiloten greift das Meer so tief in alle Sitten und Gebräuche ein, daß, nach Martins Berichte, ein Sterbender glaubt, er werde leben bleiben, solange das Meer mit der Flut steigt, und werde mit der Ebbe sterben. Doch hat wohl erst die Berührung mit den Europäern die höhere Entwickelung der Schiffahrt gebracht. Höchst notwendig fürs Leben, aber technisch ebenso primitiv finden wir dieselbe bei den Feuerländern, deren Mut im Kampfe mit dem gefürchteten Meere der Südspitze Amerikas um so mehr in Erstaunen setzt. Böhr sah z. B. in der Magelhaensstraße ein feuerländisches Boot aus einer hinten und vorn aufgekrümmten Bodenplanke und zwei Seitenplanken, die durch Schnüre verbunden waren, etwa 30 Seemeilen westlich vom Kap Froward entfernt.

Die Fischerei wurde in Amerika schon vor der Zeit des europäischen Einflusses in allen jenen Formen und Richtungen betrieben, welche in der Alten Welt bekannt sind. Die amerikanischen Angeln aus Knochen oder Stein haben nichts Eigentümliches, wenn man nicht eine gewisse Roheit der Arbeit als bezeichnend betrachten will. An der kalifornischen Küste und überhaupt im Nordwesten scheinen die besten (s. obenstehende Abbildung), vielfach an melanesische sich anschließenden Formen vorzukommen. Angelhaken, aus Kupfer oder Gold

gehämmert, letztere, nach Raus Angabe, mehrfach in den Goldlagern von Cáuca gefunden, oder aus Kaktusstacheln, wie sie im Colorado- und Gilagebiete benutzt werden, gehören zu den Besonderheiten der amerikanischen Ethnographie. Fische wurden auch betäubt, um leichter gefangen zu werden. Die Anwendung von Netzen geschah in großer Ausdehnung, und Reusen, Wehre, letztere mitunter aus Stein gebaut, Kanäle kamen bei der Fischerei zur Anwendung. In weiten Gebieten des Westens und zwar vom Colorado bis nach Chile hinunter verhinderte offenbar die Fischarmut der fließenden Gewässer eine kräftigere Entwickelung der Fischerei. Die Küstenfischerei wurde mit Ausnahme von Nordwest- und Südwestamerika wenig gepflegt; in Peru ist sie selbst heute vorwiegend in den Händen von Fremden und zwar Italienern. Fischereigeräte gehören zu den hervorragendsten und häufigsten Funden in den vorgeschichtlichen Lagerstätten Amerikas; Netzsenker von Kugel- oder Ellipsenform sind sehr häufig (s. S. 664 ff.). Der erstern Form ähnlich, aber weit größer sind Ankersteine. Doppelt zugespitzte, lanzettförmige Feuersteine, gleichsam Doppelpfeilspitzen, deutet Rau als „Köderhalter"; Knochenharpunen sind nicht selten. Das Schießen der Fische ist vielfach bei den Südamerikanern üblich (s. nebenstehende Abbildung). So sieht man bei den Churruje Reihen von Männern dicht hintereinander am Wasser harren, so daß kaum ein Fisch ihrem Pfeile entgeht. Auch das Speeren der Fische wird geübt, und bei nordamerikanischen Stämmen, z. B. den Wintun Kaliforniens, ist dies die fast ausschließlich geübte Methode des Fischfanges. Der Wintun legt auf eingerammten Balken ein Brett über tiefes Wasser und wartet, auf diesem stehend, die Fische ab, um seinen nach dem Prinzipe der Harpune konstruierten Fischspeer mit einer Kraft niedersausen zu lassen, die ihn oft zwei Fische auf einmal erlangen läßt. Powers beobachtete zwei Wintun, die in einer einzigen Nacht 500 Lachse spießten. Ausnehmen und Trocknen der Fische ist hier Männerarbeit. Die Indianer des obern Amazonas ziehen dagegen allen andern Fangmethoden die mit den betäubenden Blättern einer Paullinia und einer Jacquinia vor, wie sie schon Condamine beschrieben hat. Getrocknete Fische bildeten ehemals einen Handelsartikel. Am untern La Plata finden wir von frühen Besuchern, wie U. Schmiedel, „Fischmehl und Fischschmalz" als Vorräte angeführt, die in den Indianerhütten gefunden wurden. Von Wasserreptilien werden Alligatoren und Schildkröten gejagt. Manche Stämme, vor allen die Botokuden, verzehren jene ohne Scheu.



Muras auf der Fischjagd. (Nach Photographie im Damann-Album.)

Amerika hat wie Afrika auch seine Fischnomaden, die von Fluß zu Fluß ziehen oder in regelmäßigen Zwischenräumen, gleichsam zur Ernte, bestimmte Flußstrecken besuchen. Ein derartiger Stamm in Honduras verweilt in den Ansiedelungen einen großen Teil des Jahres, aber in den Monaten Dezember, Januar und Februar besteigen fast alle Stammesglieder ihre Curiaras, Canoes, und fahren damit den Fluß Meta abwärts, um Schildkröteneier zu suchen, welche sich im Sande, in einer Tiefe von etwa 1 m, an den Flußmündungen in ganz enormer Menge vorfinden. Mit diesen Eiern treiben sie einen regelmäßigen Handel. Muscheln bilden in großer Anzahl die Nahrung der Küstenbewohner, und sogenannte Kjökkenmöddinger sind an allen zugänglichen Küsten zu finden. Besonders häufig sind wahre Muschelberge, bis 25 und 30 m ansteigend, im flachen Küstenlande der südbrasilischen Provinzen. In Santa Catharina bestehen sie großenteils aus zwei Austernarten und einer Herzmuschel, welche beide noch heute in diesen Gewässern häufig sind und gegessen werden. In Durchschnitten findet man gelegentlich Erdschichten, die auf Feuerstellen hindeuten. In größerer Zahl sind wenig bearbeitete Steingeräte durch diese Reste zerstreut, daneben ein paar Farbsteine. Menschliche Knochen sind spärlich, zerschlagene Knochen von Säugetieren selten in denselben.

Eine große Anzahl amerikanischer Stämme lebt vorwiegend von der Jagd, die häufig als Angelegenheit des Stammes behandelt, vom Häuptlinge angeordnet und geregelt wird. Jetzt wird sie meist mit Flinten ausgeübt, selten noch mit Pfeil und Bogen, wie in abgelegenen Teilen des nordwestlichen Nord- und des nordöstlichen Südamerika, besonders auf Hokkohühner, Tapire, Affen und Meerschweine, in Nordamerika auf Büffel, Hirsche und Elche, auf Hasen und im höhern Norden auf Pelztiere. Die Einführung des Pferdes erleichterte die Jagd in den wildreichen Steppen, hat aber nicht soviel, wie man glaubt, zur Ausrottung des Bisons und andrer Steppentiere beigetragen. Diese bewirkten die rastlosen Weißen, im Vergleiche zu denen die besten Jäger der Indianer immer träge auch in der Jagd waren. In einigen Jagdarten wird viel Geschicklichkeit entfaltet. So steigt bei der Jagd auf Faultiere der Jäger, mit einer Stange bewaffnet, an deren Ende eine Schleife angebracht ist, auf einen benachbarten Baum, zieht die Schleife dem Faultiere über den Hals und dreht sie einigemal herum, um ihm die Kehle zuzuschnüren. Ist das Tier halb erstickt, so genügt eine geringe Anstrengung, um es herunterzuziehen. Durch den Fall schwer betäubt, wird es schließlich mit Stöcken erschlagen. Ähnlich sollen die Indianer von Rio Grande do Sul die Papageien fangen, wenn diese in Masse auf ihren Nistbäumen sitzen. Daneben gebrauchen dieselben für Vogeljagd Pfeile mit abgeplatteten Spitzen. Die nördlichen Indianer, die, wie die Saulteux, noch gerade auf der Grenze des Ackerbaues leben und etwas Mais auf ihren Inseln im Wäldersee ziehen, hängen so sehr von der Jagd ab, daß der Hauptgegenstand derselben, der Hase, wie einst früher und weiter im Westen der Büffel, wenn er fast verschwindet, wie im Winter 1870/71, schwere Hungersnot veranlaßt. Einzelne Völker jagen für andre, wie wir das von den Zwergvölkern in Afrika kennen. Die Sage bringt sogar die Algonkin in ein derartiges Verhältnis zu den Irokesen in deren einst nördlichern Wohnsitzen. Gemeinsame Rehtreibjagden mit Netzen werden von den Wintun berichtet, ebensolche Renntierjagden von den Tinne, die beim herbstlichen Landeinwärtswandern der Renntierherden dieselben auch beim Übersetzen der Flüsse überfallen. Das Argali, den Biber, das Elen schießen diese auf dem Anstande. Das Heimschaffen und Zerlegen des Wildes ist Sache der Weiber und Kinder, die auch Löcher in das Eis der Ströme hacken müssen, um Angelschnüre darin aufzuhängen, und Fallen für Hasen und Schneehühner stellen. Marder, Vielfraße, Füchse werden gleichfalls in Fallen gefangen und deren Felle bei den Händlern der Hudsonbaigesellschaft gegen Waffen, Schießbedarf, Fangnetze, Kleider ꝛc. umgetauscht. Schon vor Ankunft der Europäer kannte man Schonzeiten; ja, einzelne Gebiete waren der Jagd gleichsam tabuiert. Tierfang mit Fallgruben ward bei weitem nicht so allgemein geübt

wie z. B. in Afrika. Die Häufigkeit derartiger Vorkehrungen am Pit River gab diesem Flusse den Namen, sie wird aber als große Ausnahme hingestellt.

Die Indianer lieben es sehr, wilde Tiere zu zähmen, und man wird selten durch ein Dorf kommen, ohne Papageien und Affen, gezähmte Waray und Bisamschweine zu sehen. Einmal sah Appun einen kleinen Knaben sogar mit einem gezähmten Fischotter umherlaufen. Größere Vögel, wie Hokkos, Agumis, Marayes, Harpyien, deren Federn für die Pfeile Verwendung finden, trifft man besonders häufig. In dem Karibendorfe Aputeri an der Mündung des Rupununi in den Essequibo fand Im Thurn zwei Dutzend Papageien verschiedener Arten, zwei Makaos, zwei Trompetenvögel, zwei Trupialen, drei Affen, einen Tukan, einige Hokkohühner und einen Sonnenvogel als Haustiere. Über die Verwendung dieser Tiere als Tauschmittel s. S. 597. Die Waldindianer züchten auch heute nur Hunde, Katzen und Schweine sowie Hühner und Enten; unbekannt ist ihnen die Zucht von Pferden, Maultieren, Eseln, Rindern, Ziegen oder Schafen. Der Truthahn ist nach Bairds Untersuchung zuerst in Mexiko gezüchtet worden, doch hatten auch die Indianer an der Mündung des Arkansas Herden von Truthühnern. Erst auf den natürlichen Grasebenen Venezuelas und Guayanas, den Llanos, und auf ähnlichen Flächen der südlichen Andenabhänge zum La Plata hin hat aber die Großviehzucht eine bedeutende Ausbreitung gewonnen und geradezu eine Bevölkerung eigenartigsten Stempels geschaffen, die ganz besonders ausgesprochen in den Apureños Venezuelas uns entgegentritt, wo in landschaftlicher, sozialer und wirtschaftlicher Absonderung die sogenannten Llaneros, eine eigne Klasse farbiger Menschen, durch Mischung der verschiedenen Rassen des Landes entstanden sind, ein echtes Reitervolk, das in engerm Rahmen auch hier eine historische Rolle, welche an die der Reitervölker Osteuropas erinnert, gespielt hat. Die Llaneros bewohnen das freie Land, zum Teile in eignen kleinen Niederlassungen, meist aber auf den Hatos oder Meierhöfen einzelner reicher Herdenbesitzer, der Hateros, die, trotzdem ihr Besitz oft den Raum eines deutschen Fürstentumes ausfüllen würde, häufig ganz ebenso naturwüchsig wie ihre Hirten leben. Ein solcher Hato, dessen Bewohnern nicht selten die Aufsicht über Tausende wild umherschweifender Rinder anvertraut ist, besteht aus ein paar Hütten, welche in rohester Weise aus den Stämmen und Wedeln von Palmen errichtet werden. Die Bewohner derselben führen, auf die einfachsten Bedürfnisse beschränkt, ein sorgloses, ungebundenes Leben. Der Llanero plagt sich nicht mit Schule oder Kirche; er kennt und verehrt die Namen einiger Heiligen, weiter erstreckt sich seine Religion nicht. Seine eigentliche Wohnung ist der Sattel, in dem er buchstäblich den größern Teil seines Lebens zubringt. Wie ihr Gegenbild, die Gauchos in den argentinischen Pampas, so sind die Llaneros ausgezeichnete Reiter. Für sein Roß empfindet der Llanero eine zärtliche Zuneigung; wenn er nach anstrengendem Marsche vom Sattel steigt, rastet er nicht eher, als bis er sein Tier reichlich mit Nahrung und Trank versehen hat; in der Not wird er sich lieber seinen letzten Vorrat entziehen, als seinen treuen Gefährten hungern lassen. Sattel und Pferdegeschirr der Indianer ist im Norden und Süden spanischem Muster nachgeahmt. Im Gegensatze zu den Gauchos und auch teilweise Patagoniern, die große Sporen tragen, reitet der nordamerikanische Steppenindianer meist sporenlos, doch mit langer Peitsche, deren Stiel mit Vorliebe aus Elkhorn verfertigt wird.

Hunde, die bei der Jagd Verwendung finden, gehen durch den ganzen Erdteil. Doch gab es gute Jagdhunde bis zur Einführung europäischer wohl nirgends in der Neuen Welt. Bis zu den Mandan des mittlern Missouri erstreckte sich von Norden herab ihre Verwendung als Zugtiere vor Schlitten und schlittenartigen Schleifen. So wohlgenährt ihre Herren sind, so mager sind in der Regel diese armen Tiere, die äußerst selten etwas Fleisch von der Jagdbeute, welche der Indianer selbst bis auf die puren Knochen genießt, erhalten, sondern mit ein wenig harter Kassawa oder Maiskuchen zufrieden sein und irgend welchen

andern Fraß sich selbst suchen müssen. Größere europäische Hunde waren immer eine erwünschte Beute indianischer Jäger.

Der Ackerbau wurde von der größten Zahl der Indianer südlich des St. Lorenzstromes und östlich des Mississippi vor der europäischen Zeit geübt, und zwar war durchgängig der Hauptgegenstand desselben Mais. Die Behauptung, daß nur die sogenannten Moundbuilders Ackerbauer gewesen seien, ist unbegründet; nur ist es wahrscheinlich, daß einst der Ackerbau in ihrem Gebiete intensiver gewesen ist, als er zur Zeit der Ankunft der Europäer sich zeigte. Dahin deuten z. B. die hochäckerartigen sogenannten Gartenbeete Michigans und Indianas. Noch in der historischen Zeit sind mit Abnahme der Bisonherden Teile von Stämmen Ackerbauer geworden, die früher bloß jagten, wie z. B. die Mönitarri, deren Nächstverwandte, die Kräheninidianer, Jäger geblieben sind. Nach Gallatins Untersuchungen bauten Mais im Osten des Mississippi alle Völker vom Mexikanischen Meerbusen bis zu den Großen Seen. Landbau fehlte nur im Norden von Wisconsin und im Norden des Kennebec, in Maine, Neubraunschweig und Neuschottland, während ihn einige Völker von Neu-England, die Irokesen und unter allen namentlich die südlichen Stämme in der größten Ausdehnung trieben; im Westen des Mississippi verbreitete er sich nur über die in festen Dörfern angesiedelten Arickarrii, Mandan und Mönitarri, die Osagen und drei Stämme der südlichen Sioux, die Pahni, Caddo und einige Indianer am Red River. Hier herrschte sogar insofern eine intensive religiöse Verehrung des Maises, als seine Auspflanzung und Ernte Anlaß zu Opferfesten gab, bei welchen Mais, die Lieblingsnahrung „der Alten, die nie stirbt“, dargebracht wurde. Brackenridge fügt zu diesen Ackerbauern noch die Omaha und Punca und die sämtlichen Völker am südwestlichen Ufer des Missouri, von wo Prinz zu Wied nicht weniger als 9 Abarten des Mais neben 6 Kürbis- und 4 Bohnenvarietäten beschreibt. Alle Äcker lagen hier in den fruchtbaren Flußniederungen. Spuren von Ackerbau begegnet man ferner in Kalifornien, wo Powers die Feldarbeit der Indianer des Coyote Valley, die ohne Grabstock von den Weibern so besorgt wird, daß jedes Saatloch 15 Minuten braucht, mit Recht als eine tiefe Stufe bezeichnet, und unzweifelhaft bildete er die Hauptnahrungsquelle der in den Hochländern von Neumexiko und Arizona wohnenden Stämme. Große Unterschiede bestanden sicherlich bezüglich der Intensität dieses Ackerbaues, und wir dürfen glauben, daß im allgemeinen der Süden auch hierin weiter voran war als der Norden. Dafür sprechen vor allem die Zeugnisse der Genossen de Sotos, die ihr drei- bis vierjähriges Umherziehen im südlichen Nordamerika ohne die Ernten der Indianer, über die sie beständig herfielen, nicht hätten durchführen können. Ein Offizier de Sotos entdeckte in einem einzigen Hause 500 „measures“ gemahlenen Mais und daneben eine große Menge Maiskörner. Garcilaso de la Vega spricht mehrfach von ausgedehnten Maispflanzungen, durch welche de Soto auf seiner unglücklichen Mississippi-Expedition zog. Nach gleichzeitigen Berichten sollen auf einem Zuge unter Marquis de Nonville gegen die Seneca 1,200,000 Bushels Mais verbrannt worden sein, und auch General Sullivan soll 1779 den Irokesen 160,000 Bushels zerstört haben.

Daß die ersten Ansiedler von den Indianern Mais eintauschten, wird häufig erwähnt. Charlevoix gibt den Indianern von Louisiana, Kapitän Smith denen von Virginia, andre denen von Massachusetts und Connecticut das Zeugnis, daß sie die ersten Ansiedler mit dem Ertrage ihres Ackerbaues unterstützten, und Smith macht in einem seiner Briefe über Virginia kein Hehl daraus, daß die virginischen Ansiedler umgekommen wären, wenn nicht die Indianer ihnen Nahrung dargeboten hätten. Die Art und Weise des Anbaues und der Ernte und Besorgung des Maises lehrten in Neu-England die Indianer den ersten Einwanderern, und auch anderswo mag es ähnlich gewesen sein. Es gibt einige Berichte des

17. Jahrhunderts, die von Düngung der Maisfelder mit Fischen und Muscheln sprechen; auch Bradford sagt deutlich, daß den Pilgervätern von Plymouth die Indianer die Düngung mit Fischen gelehrt hätten. In Kanada lernten die Ansiedler von den Huronen die Maiskörner vor dem Säen in Wasser erweichen. Das Klären des Waldbodens durch Ausästen und Anbrennen der Bäume, die dann von selbst abstarben, übten die Indianer, ehe weiße Ansiedler ins Land kamen. An dieser Arbeit nahmen alle Nachbarn, Männer wie Weiber, teil. Neben Mais kamen mehrere Kürbisarten, im Süden Bataten und wohl erst seit der europäischen Zeit Bohnen und Erbsen vor; im Missourigebiete wurde auch die Sonnenblume angebaut. In den Leichenmitgaben alter Gräber hat man aber immer nur Mais gefunden, der überhaupt nicht allein seiner Nährkraft wegen, sondern auch zum Zwecke der Verwendung bei religiösen Zeremonien angebaut ward. Fruchtbäume wurden wohl erst in Nachahmung der Europäer angebaut; doch fand schon Bartram in Alabama und Georgia auf der Stelle alter Indianerdörfer verschiedene Fruchtbäume, wie Persimon, Chickasawpflaume, Schwarzwalnuß, Maulbeere und Hickory, von welchen allen er annahm, daß sie angepflanzt worden seien. Bei einem Streifzuge im westlichen New York soll General Sullivan 1779 in einem einzigen Haine 1600 Apfelbäume niedergeschlagen haben, welche Indianern gehörten. Zahlreiche Früchte und Beeren des Waldes wurden eingesammelt und oft auch für den Winter aufbewahrt. Von Tabak wurden mehrere Arten angebaut, in Nordamerika unter andern Nicotiana quadrivalvis bei den Mandan.

Der Ackerbau ist heute in Südamerika vielfach ein sehr mannigfaltiger, wenn man die Zahl seiner Produkte in Betracht zieht; allein mit großem Eifer wird er von Indianern nirgends im tropischen Gebiete gepflegt. In dieser Beziehung ist der Ackerbau kolumbischer Stämme, welcher Bananen, Maniok, Yukka, Yams, Charque, Tabena, süße Kartoffeln, Kokosnüsse, Orangen, Mangos, Limonen, Mispeln, Butterfrüchte, Mammei und Hornpalmen sowie Zuckerrohr, Mais, Kakao, Tabak, Reis, Kaffee und Baumwolle, kurz fast alles umfaßt, was an nützlichen Gewächsen die einheimischen oder fremden Naturen dargeboten haben, auf keiner höhern Stufe als derjenige der Eingebornen von Guayana, deren ganzer Ackerbau in der Kultur der Maniokwurzeln aufgeht. In diesen Gebieten wurden vor der Zeit europäischen Einflusses sicher nur Maniok, Batate und Kürbis, vielleicht auch Tabak, gebaut; Mais wurde in Südamerika weniger kultiviert als in Nordamerika. Im gemäßigten Südamerika ward Ackerbau einst in größerer Ausdehnung betrieben als heute. Das lehren die hochäckerartigen Furchen auf jetzt bewaldetem Lande Araukaniens. Er machte am Steppengebiete des untern Paraguay Halt, und nach Burmeister fehlte er auch schon am untern Parana de las Palmas.

Die Methode des Ackerbaues ist auch in den indianischen Gebieten eine sehr einfache, und ihr Hauptfehler liegt wohl im Mangel künstlicher Befruchtung des Bodens, welcher zu häufigem Wechsel des letztern zwingt. Die Indianer pflanzen selbst nicht Maniok gern zweimal hintereinander auf dieselbe Stelle, sondern bebauen lieber ein andres Stück Land; mitunter aber kehren sie doch nach Verlauf einiger Jahre nach einer frühern Pflanzung zurück, wo sie dann nur das Gestrüpp zu entfernen brauchen, damit die Maniokpflanzen wieder emporsprießen. Es ist demnach nicht zu erstaunen, wenn die Pflanzungen keine große Sorgfalt erfahren, denn dieselbe ist einfach nicht notwendig, wo die Natur so freigebig wie hier ist. Und doch läßt der einzige Maniok die größtmögliche Beschränkung in Raum, Zeit und Gegenstand des Anbaues zu. Man kann ihn die Brotfrucht Südamerikas nennen. Und ähnlich wie die aus Polynesien eingeführte echte Brotfrucht in Westindien wirkt diese Brotpflanze hier Trägheit erzeugend auf ihre Anbauer, weil sie nahezu alle Bedürfnisse befriedigt und gleichzeitig Brot und Branntwein liefert. Wenn der Mann alle acht Tage einen Tag Arbeit darauf verwendet, so genügt die Ernte zur Ernährung einer Familie, zu welcher zwei oder drei Frauen

und fünf bis sechs Kinder gehören. Der Maniok übt aber ebendadurch einen lähmenden Einfluß auf Arbeit und Unternehmung, und dieser Nachteil wird nicht aufgewogen dadurch, daß eine leicht hergestellte Maniokpflanzung rasch einen Kristallisationskern für Niederlassungen bildet und als solcher besonders auch dem Vordringen der Pioniere weißer oder gemischter Rasse zu Hilfe kam. Die Maniokpflanze trägt in sechs Monaten nach ihrer Anpflanzung ein Jahr lang viel und gut. In dieser Beziehung macht ihr nur der Mais Konkurrenz, der nach drei Monaten trägt und den Boden weniger erschöpft, so daß er noch lieber bei Urbarmachung für spätere Kakao-, Kaffee-, Bananen- und andre Pflanzungen verwandt wird. Die Erfolge der Maiskultur werden jedoch in hohem Grade beeinträchtigt durch die sorglose Art des Anbaues, die dazu führt, die Körner einfach auszustreuen, statt sie zu stecken, wodurch die Pflanzen zu sehr von einander gedrückt werden und hinsiechen und die Maiskörner zwar zahlreich, aber klein und von schlechter Qualität werden. Die Bananen nehmen die erste Stelle unter den Ackerfrüchten nur in beschränkten Gebieten ein, so bei den Guatuso von Costarica.

Die Ackerbauwerkzeuge waren ursprünglich die einfachsten. Manchmal genügte ein einfacher Stab, mit dem der Boden umgebrochen ward. Wenn die Rede von „hölzernen Hauen" ist, hat man teils an solche Grabstöcke, teils an Stäbe mit hervorstehenden Aststücken oder rechtwinkelig umgebogenen Enden zu denken, welche die Erde nur in geringer Tiefe und Masse bewegen konnten. Nicht viel wirksamer mochten die Hauen aus Knochen, sei es Schulterblatt des Rehes, Schildkrötenrippe oder Fischrippe, sein. De Bry spricht von Hauen aus Fischknochen mit hölzernen Stielen bei Florida-Indianern, die also ähnlich den entsprechenden Werkzeugen mikronesischer Herkunft gewesen sein werden. Der Grabstock der Digger-Indianer war ganz ebenso wie derjenige der Buschmänner mit einem durchbohrten Steine beschwert. Hierher gehören offenbar auch die „Steinringe" kalifornischer Gräber, wo sie nicht Netzsenker sind. Rau beschreibt Ackerbauwerkzeuge aus Nordamerika, die aus einem dichtern Feuersteine geschlagen sind als die Pfeil- und Speerspitzen von denselben Fundstätten. Er deutet eine $^1/_3$ m lange und $^1/_7$ m breite geschlagene Feuersteinplatte von ausgezeichnet feiner Arbeit und lang-eiförmiger Gestalt als Schaufel und Stücke aus demselben Steine und von ähnlicher Arbeit, am einen Ende quer abschneidend und unterhalb der dadurch gebildeten beiden Ecken eingekerbt, als Hauen. Von beiden sind mehrfache Exemplare in Illinois gefunden. An den scharfen Kanten, wo sie, wenn sie zur Bearbeitung des Bodens dienten, in die Erde gestoßen wurden, sind sie geglättet und mit feinen Riefen versehen. Im Jahre 1868 wurde ein Lager von mehreren Dutzenden beider Werkzeuge in Ost-St. Louis entdeckt, die, von ähnlich großen Dimensionen, zu den größten Erzeugnissen der Steinindustrie zählen, aber durchaus unbenutzt waren. In den Beschreibungen der frühern Amerikareisenden finden sich ebenfalls mehrfach Andeutungen steinerner Ackerwerkzeuge. Allein wie mannigfaltig auch das enge Thema des Grabstockes und der Haue in Holz, Knochen und Stein variiert wurde, es blieb immer nur ein sehr wenig wirksames Werkzeug, und von einem intensiven Ackerbaue kann nicht die Rede sein, solange nicht die Hand des Arbeitenden mit in die Tiefe und nach der Breite hin besser wirkenden Werkzeugen ausgerüstet war. In der That wurde der Boden nur oberflächlich aufgebrochen, etwa so weit, als nötig war, um das Unkraut mit den Wurzeln auszunehmen. Dazu kommt, daß die Feldarbeit wesentlich den Frauen, Greisen und Kindern und den weiblichen Sklaven oblag, wenn auch die Männer sich nicht so ganz fern von derselben hielten, wie öfters angegeben wird, und besonders an der Lichtung teilnahmen.

Wo kein Speiseverbot in Frage kommt, geben die Indianer keiner animalischen Nahrung einen besondern Vorzug und steigen oft genug auch in tiefere Schichten des Tierreiches hinab. Die Rukujenn schätzen sehr die Larven eines großen Wespennestes, Okano

genannt, die sie mit Kassawa verzehren. Termiten läßt man in Pflanzenblätter sich einbeißen und ißt sie dann bis auf die mit den Kiefern festsitzenden Köpfe ab. Alle Indianer beißen das Fleisch nicht mit ihren prächtigen Zähnen ab, sondern zerreißen es mit den Fingern und führen es in kleinen Stückchen zum Munde. Die linke Hand dient ihnen als Teller, und zwischen dem vierten und dem kleinen Finger der rechten halten sie wohl ein Stückchen Kassawa oder Tortilla (Maisfladen), welches das Brot ersetzt, zwischen Zeigefinger und Daumen einen kleinen Bissen Fleisch, so daß sie nur die eine Hand beim Essen zu bewegen brauchen. Fleisch, das sie nicht sofort aufessen, dörren sie bei kleinem Feuer, räuchern es und haben damit Nahrung für viele Tage. Die Tinne handelten mit getrocknetem Fleische nach den Posten der Hudsonbai. Dasselbe ist noch heute als „carne secco" gebräuchlicher Reiseproviant in Mexiko, Argentinien und andern Staaten. Die Bewohner der nordatlantischen Küste pflegten sogar das Tier von Venus mercenaria zu trocknen, um es als Proviant für den Winter und für Reisen aufheben zu können. Die nordindianischen Büffeljäger stellten eine Fleischkonserve her, die heute sich unbestrittene Geltung für die Proviantierung in kalten Ländern erworben hat, den Pemmikan. Es ist hauptsächlich das Fleisch des Büffels, welches dazu verarbeitet zu werden pflegt, und nach Belcourts Berichte geschah die Bereitung ursprünglich so, daß Büffelfleisch in schmale Streifen geschnitten und getrocknet, dann zerstoßen und mit gleichen Teilen geschmolzenen Büffelfettes, vorzüglich Talges, zu einer gleichartigen Masse verarbeitet wurde.

Die Fleisch- und Fischverbote hingen großenteils mit dem Totemsysteme zusammen. Kein Stamm aß von dem Tiere oder der Pflanze seines Totem. Die Mohave aber enthalten sich des Fischgenusses, weil sie glauben, in jedem Fische stecke die Seele eines Indianers. Hygieinische Gründe kommen hinzu. Als Crevaux bei den Oyampi und Rukujenn fragte, warum sie keine Hühner und Eier äßen, sagte ihm sein Wirt, daß er trotz seines hohen Alters noch Kinder haben wollte. Die Hühner sind also hier zu nichts weiter da, als die Federn für den bei Festen üblichen Federschmuck zu liefern. Eier jeglicher Art sind aber bei andern Stämmen für Greise und Greisinnen reserviert. Bebrütete Iguanen-Eier gelten sogar als Leckerbissen.

Eine bekannte Eigentümlichkeit südamerikanischer Stämme, der Botokuden, Rukujenn und andrer, ist das Erde-Essen, d. h. das Essen von Thon, der von in Rauch gehängten Thonkugeln abgeschabt wird. Solche Kugeln dürfen besonders im Reiseproviante nicht fehlen. Ähnlich tragen Yuma-Stämme zu künftigem Gebrauche Ringe aus geknetetem Thone am Gürtel, mit dem sie sich, nachdem sie ihn mit Speichel befeuchtet, angeblich bemalen. Dies möchte doch wohl auch auf Erde-Essen hinweisen.

Hauptnahrung der nordatlantischen und Mississippi-Stämme von den Huronen bis zu den Floridanern bleibt aber immer der Mais. Er bildete Winter- und Reisevorrat und Handelsartikel. Auch das religiöse Leben eines Indianers im Maisgebiete war ohne Mais nicht zu denken, denn ihn opferte er dem Hausgotte täglich. Im Westen wurde er ähnlich wie noch heute mit einem Reibsteine auf einer Platte zerrieben. Dort gefundene zolldicke Platten aus Stein oder Thon entsprechen weiter den Comales der heutigen Mexikaner, worauf Tortillas gebacken werden. Auch in den Häusern der Zuñi ist eine Reihe derartiger Steine in bestimmtem Winkel in den Boden eingelassen. Im Missourigebiete wurde der Mais jedoch zerstoßen. Oft dienten Aushöhlungen in Felsen zum Zerkleinern des Maises, und nach einer solchen natürlichen „Mühle" scheint die Lage manches Dorfes sich bestimmt zu haben. Schalensteine, ganz wie wir sie prähistorisch kennen, hat Strobel auch aus Argentinien beschrieben; sie dienten zum Zerquetschen von Nüssen und Körnern, vielleicht auch von Salz oder selbst von getrockneten Fischen. Wo sie auf einzelnen Felsplatten zu mehr als 100 auftreten, mögen aber auch abergläubische Zwecke mit ins Spiel kommen.

Die **Kartoffel** ist neben Quinoa im Südwesten Südamerikas des chilenischen Indianers Haupt- und Nationalspeise; auch die einheimische Erdbeere, welche in so weiter Ausdehnung vorkommt, daß sie meilenweite Strecken mit ihren Ranken überzieht, ist hier ein wichtiges Nahrungsmittel. Im Nordwesten, wo heute besonders bei den Haidah die Kartoffel ebenfalls eine sehr große Rolle spielt, dürfte sie doch erst durch europäischen Einfluß verbreitet worden sein. Diese Völker lebten wohl ursprünglich wesentlich vom Fischfange und von wilden Erzeugnissen des Pflanzenreiches, dessen eindringende Ausbeutung oben geschildert ward. Sie mögen dann eine ähnliche Speisekarte zur Verfügung gehabt haben, wie sie **Powers** von den Wintun Kaliforniens beschreibt: Im Winter zuerst als Vorspeise Fichtenrinde, dann der sehnsüchtig erwartete Klee, dem Wurzeln und wilde Kartoffeln folgen. Im Juni und Juli sind Lachse an der Tagesordnung, dann kommt wilder Hafer und Grassame, Manzanitabeeren und Fichtennüsse schließen sich an, und zuletzt können Eicheln gegessen werden, während Wild und Ungeziefer die ganze Saison hindurch als wünschenswerte Beigabe gelten.

Von **Maniok** hat man zwei Arten, die auch in verschiedener Weise bereitet werden: eine mit giftigem Safte, aus welcher Couac (Mehl in Klümpchen) gemacht wird, und eine zweite, Yukka genannt, welche geschnitten und mit Fleisch zusammen wie Kartoffel gekocht wird. Die erstere liefert die eigentliche Kassawa oder Cassade, als Nahrungsmittel wie als der Aufbewahrung fähiger Proviant gleich wichtig, deren Zubereitung von besonderm Interesse ist. Die Orinoko-Stämme bereiten sie, indem sie die Wurzel mahlen oder zerreiben, auswaschen und im „Zebucan" entwässern. Diese Vorrichtung zum Pressen besteht aus einem Rohre von starkem Strohgeflechte und hat an ihren Enden zwei Ringe. Gefüllt hat der Zebucan die Form eines kurzen und dicken Cylinders. Man hängt ihn mit dem obern Ringe in der Höhe an und zieht mit großer Kraft an dem untern, wodurch der Apparat sich verlängert, verengert und das Wasser heraustreten läßt, den Teig aber zurückbehält. Bei Fortsetzung dieses Verfahrens wird derart auch der letzte Tropfen Flüssigkeit herausgedrückt, dann wird der beinahe trockne Teig herausgenommen, in dünnen Schichten auf Schiefer oder irdenen Scherben, die erwärmt werden, vollständig getrocknet oder auch vorher auf einem sogenannten Reibsieb zerrieben. So zubereitet, hat die Kassawa keinen Geschmack mehr und besitzt das Aussehen eines Brotes von Sägespänen. **Crevaux** spricht von einem Siebe für Maniokmehl bei den Rukujenn, das einem entsprechenden afrikanischen Geräte ganz ähnlich zu sein scheint. Zahlreiche Stämme scheinen ihre Speisen nicht mit Salz gewürzt zu haben, denn in den östlichen Teilen von Ecuador unterscheidet man noch heute Salzesser und Nichtsalzesser; letztere sind heidnische, erstere halbzivilisierte christliche Indianer.

Wichtig ist ferner die Herstellung **geistiger Getränke**, und auch darin spielt die Kassawa eine Rolle. Die Indianerstämme kannten schon vor der Entdeckung Amerikas berauschende Getränke, die sie, außer aus Kassawabrot, auch aus Palmenfrüchten, Mais und Bananen herstellten. Aus dem erstern bereiten sie mehrere und jedenfalls die beliebtesten von diesen Getränken. Det in Guayana allverbreitete Mischla oder Paiwari wird folgendermaßen hergestellt. Die Kassawa wird zunächst dicker und schärfer als gewöhnlich gebacken, so daß die äußere Kruste fast ganz verkohlt. Darauf wirft man die Stücke in ein großes Gefäß und gießt kochendes Wasser darüber. Sobald die Masse sich abgekühlt hat, beginnen die Weiber dieselbe mit den Händen umzurühren und bringen sie sodann unter ihre Kauwerkzeuge, wo sie zu förmlichem Breie zermalmt werden, um endlich in einen langen, aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehenden, kahnförmigen Trog gespuckt und mit warmem Wasser übergossen zu werden. Diese ekelhafte Prozedur wird von den Indianern als unerläßlich behufs der Gärung des Getränkes erachtet. Nach einer andern Methode werden die zwischen Bretter gepreßten Kassawabrote einer breiigen Gärung überlassen und erst dann gekaut und

verdünnt. In beiden Fällen wird die Flüssigkeit durch ein aus Rohr geflochtenes Sieb geseiht und das fertige Getränk in gewaltige, mehrere Gallons haltende Flaschenkürbisse gefüllt. Im Geschmacke ähnelt der Paiwari saurem Biere und ist ein ungemein kühlendes, dabei nahrhaftes Getränk von braungelber Farbe, in welchem kleine Stückchen der gekauten Kassawa umherschwimmen. In großen Quantitäten genossen, wie es nur der Indianer thun kann, wirkt das Getränk berauschend, und das Ende eines Paiwarifestes bildet stets die Trunkenheit. Der Paiwari ist für den Indianer nächst dem Kassawabrote das Unentbehrlichste. Appun erzählt, welche Schwierigkeit gerade darin lag, für seine Reisen aus dem Innern Britisch-Guayanas nach der Meeresküste, die mit der Hin- und Rückfahrt drei Monate Zeit erforderten, indianische Ruderer zu erhalten, da während der langen Reise nur drei Indianerniederlassungen, in denen Paiwari zu haben war, berührt wurden. Ungegorner Paiwari, der täglich bereitet wird, bildet in manchen Dörfern das tägliche Getränk.

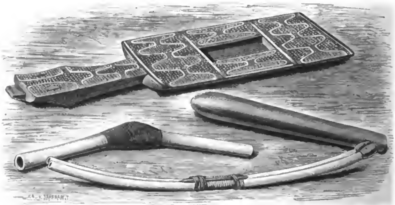
Andre berauschende Getränke bereitet man aus Mais, bei den Arawak Kassiri genannt, oder Bataten, denen man Zuckerrohrsaft zusetzt, und in denen die Gärung durch gekaute Maiskörner hervorgerufen wird. Die schnelle Akklimatisation des Apfelbaumes im gemäßigten Südamerika hat dort ferner den Apfelwein, besonders in Chile, sich rasch und weit ausbreiten lassen, und wo einst die Chiloten Aloja oder Quinoabier aus Muscheln tranken, schlürfen sie heute Tschitscha von Äpfeln aus dem „Cacho", dem Kuhhorne. Eine Anzahl von Palmweinen wird in dem palmenreichen Südamerika und Westindien bereitet. Besonders gewinnt man aus den unreifen Blütenkolben der Mauritia flexuosa ein weinähnliches Getränk, indem man dieselben in der Mitte durchschneidet und den der Schnittwunde reichlich entströmenden Saft in untergehängten Kalebassen auffängt.

Möglicherweise spielt bei der Paiwari- oder Mischlabereitung, ähnlich wie bei der der Kawa der Melanesier, ein religiöses Motiv mit hinein. Man vermutet es deshalb, weil bei diesem Geschäfte nicht die Lustigkeit herrscht wie bei ihren Gelagen mit den aus Bananen und Zuckerrohr bereiteten Getränken. Bei den Coroados waren die Weiber von den Gelagen ausgeschlossen, hatten aber die Betrunkenen in Sicherheit zu bringen, um Streit zu verhüten.

Im Andengebiete Kolumbiens und Ecuadors, wo die Kassawa nicht wächst, tritt an die Stelle der Mischla der Guarapo, aus rohem Rohrzucker bereitet, den man in einem großen Thongefäße voll Wasser gären läßt. In 2—3 Tagen erhält man so eine süßlich-säuerliche, erfrischende Flüssigkeit, welche nach Zusatz des Saftes einiger kleiner aromatischer Zitronen mit dünner, grüner Schale eine köstliche Limonade abgibt. Ist der Guarapo fertig, so wie man ihn gewöhnlich trinkt, so ist er „regular"; bei vorgeschrittener alkoholischer Gärung heißt er „bravo" (schlimm, bösartig), und so lieben ihn die Maultiertreiber. Der gleiche Unterschied wird bei dem aus dem zuckerreichen Safte einer Agave bereiteten Pulque der Mexikaner gemacht. Ein ähnliches Getränk gewinnt man auch dadurch, daß man abgeschnittene Zuckerrohrstücke kaut, den Saft dann in eine Kalebasse spuckt und damit einen Flaschenkürbis füllt, in welchem der Saft der Gärung überlassen und dann getrunken wird. Er hat im spätern Stadium einen scharfen, alkoholartigen Geschmack und wirkt ungemein berauschend. Kakao war längst im Gebrauche, ehe die Europäer aus Amerika die Schokolade nach Europa brachten. Eine merkwürdige Variation bildet bei den Orinoko-Stämmen das siedend heiße Dekokt von Kakao, ohne Milch oder Zucker, stark gewürzt mit spanischem Pfeffer, letzterer frisch von den Stauden gepflückt. „Ein einziger Löffel dieses Getränkes reicht hin, Mund und Schlund eines Europäers in ein Fegfeuer zu verwandeln."

Manche nördliche Stämme der Nordamerikaner scheinen berauschende Getränke gar nicht genossen zu haben. Die Pima brauen heute zwar ein Weizenbier, trinken es aber ungegoren. Da diese Völker indessen den Zucker des Ahorns und der Birke, ähnlich wie die Kalifornier

den der Zuckersöhre, kannten und genossen, so liegt es doch nahe, zu glauben, daß der kleine Schritt vom Zuckerwasser zu gärenden Getränken nicht selten gemacht ward. Ebenso soll der sonst allgemein verbreitete **Tabak** ursprünglich bei den Tschippewäh im Norden und den Dakota im Westen nicht bekannt gewesen sein. Angebaut wurde er aber, wenn auch nicht von allen Stämmen, vom Missouri bis zum La Plata. Das Rauchen des Tabakes nicht bloß, sondern die bestimmte Form dieses Genusses, das Rauchen der Zigarre, gehörte zu den ersten Merkwürdigkeiten, die Europa von dem neuentdeckten Westlande erfuhr. Die Mandan mischten mit ihrem selbstgebauten Tabake Blätter der Bärentraube, die auch angebaut wird, und der Rinde mehrerer Cornus- und Elaeagnus-Arten. Überhaupt war das Rauchen keineswegs auf den Tabak beschränkt. Die Hupa z. B. rauchten selbst die Mistel des Eichbaumes. Die Zigarren der Indianer haben oft nicht weniger als 4 cm Durchmesser und enthalten etwas Tabak, um welchen Blätter von andern Pflanzen gewickelt sind. Charakteristisch



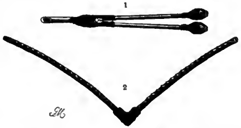
Geräte der Brasilier zum Reiben und Schnupfen des Tabakes.

ist, daß manche Stämme, wie die Churruje von Kolumbien, zwar Tabak leidenschaftlich rauchen, aber trotz des günstigen Klimas nicht anbauen. Für das Schnupfen haben die Südamerikaner eine Anzahl von Vorrichtungen. Bei Stämmen Guayanas besteht die Dose aus einer großen Vielfraßschnecke, deren Basis mit einem mittels Balata oder Guttapercha befestigten Fledermausflügel verschlossen ist; sie enthält ein wohlriechendes Pulver von unbekannter Zusammensetzung, das sich aus der in einen hohlen Knochen endigenden Spitze der Muschel herausschütteln läßt. Um dasselbe nun in die Nasenlöcher zu bringen, bedient sich der Indianer eines Instrumentes aus zwei hohlen Vogelknochen, die mittels Balata verbunden sind (s. obenstehende Abbildung und die auf S. 611); den einen steckt er in den Mund, den andern in ein Nasenloch und braucht dann nur zu blasen, um den Staub den entferntesten Teilen der Schleimhaut zuzuführen. Einer solchen Schnupfmaschine bedient sich aber nur der Egoist; verträgliche Leute haben ein Instrument, das aus zwei in Gestalt eines X gekreuzten Knochen besteht, und mittels dessen sich Freunde das Pulver wechselseitig einblasen.

Die Koka der Peruaner reicht im nördlichen Südamerika bis zu den westlichen Goajiros, die sich derselben in gleicher Weise wie die Peruaner wahrscheinlich zur Anregung des Nervensystemes durch Kauen bedienen, und im Osten zum Huallaga, wo **Pöppigs** Ruderer vom Cholanen-Stamme 5—6 Stationen des Tages machten, um mit Muße zu kauen. Nach

einer Notiz in Julians „Perla de la America“ kauten sie Koka mit Kalk, den sie in einer Büchse mittrugen: das genaue Gegenstück zum Betelkauen.

Die große Wohlthat einer regelmäßigern Beschäftigung, als Jagd und Fischfang sie gewähren würden, bringt der Ackerbau diesen Völkern auch da, wo der Betrieb kein so intensiver ist wie in den mexikanischen und peruanischen Gebieten. Er teilt das Jahr in bestimmte Arbeitszeiten, wie es Bandelier vom Pueblo Akoma schildert: „Jede Jahreszeit hat ihre vorzüglichsten Beschäftigungen. Im Frühlinge wird gesäet und gepflanzt, die Familien ziehen deshalb hinaus auf das Land in die Sommerwohnungen; während des Sommers dauert die Pflege der Felder, die fortgesetzte Bewässerung, fort; im Herbste wird eingeheimst, vorerst die Ernten der Medizinleute, besonders des Kaziken, sodann diejenigen des Stammes, d. h. der einzelnen Familien. Im Winter vergeht die Zeit mit emsigem Nichtsthun und Tanzen. Ein feierlicher Tanz folgt dem andern. Dazwischen wird Holz gesammelt, gejagt, die Männer bereiten ihre Felle, nähen und stricken. Abends ist gewöhnlich Märchenzeit, und die Volkssagen werden dann im Gedächtnisse der Jungen aufgefrischt.“ Bei verhältnismäßig fortgeschrittenen Ackerbauern, wie den Pima von Arizona, greift der Ackerbau selbst in die politische Organisation gestaltend mit ein, indem jedes Dorf einige Älteste zur Verteilung des Wassers und Beaufsichtigung der Bewässerung wählt. Der Ackerbau hindert dagegen auf tiefern Stufen die Indianer nicht, ihrem Wandertriebe frei zu folgen. Da sie denselben großenteils den Weibern überlassen, ziehen sie fort, um zu jagen, zu fischen, Schildkröteneier zu suchen, an wilden Früchten sich zu ergötzen.



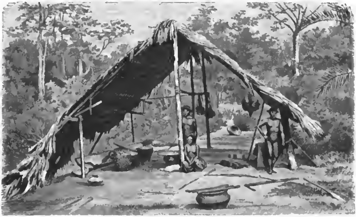
Schnupfröhren: 1. der Guahibo-Indianer (Amazonas) — 2. der Konibo-Indioner. (Christy Collection, London.) 1/6 wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 610.

Wie echt nomadisches Leben Hand in Hand gehen kann mit einem niedrigen Grade von Ackerbaubetrieb, lehrt eine Gruppe der Paya-Indianer. Dieselben wandern gleich den Arabern, wie es ihnen gelüstet, bald dahin, bald dorthin und legen Pflanzungen an, welche sie nach einigen Monaten wieder besuchen, um die Früchte einzuheimsen. Sie sammeln Honig, Pflanzenfarben, Sassaparille &c., die sie an ihre gesittetern Brüder gegen Angelhaken, Harpunen, Lanzenspitzen, Messer und andre Gegenstände verkaufen. Sie haben keinen Verkehr mit den Zambo an der Küste und besuchen die Paya-Dörfer bloß, weil sie die oben aufgezählten Gegenstände nicht entbehren können. Wo etwas Industrie Platz gegriffen hat, sei es Kautschuk- oder Chinarindensammeln oder Strohflechten, wird auch in einem so erstaunlich fruchtbaren Lande wie an den Ostabhängen der Anden von Ecuador der Ackerbau verlassen. Das Wanderleben der Churruje Kolumbiens schildert Saens folgendermaßen: „Sie marschieren den größten Teil des Tages und ruhen nur etwas in den Wäldern am Flußufer. Während der Nacht schlafen sie im Dickichte, wenn auch Hütten in der Nähe sind, wobei sie in ihren an die Bäume gehängten Netzen liegen. Da es dort immer viele Stechfliegen und Mücken gibt, so zünden sie in der Runde flackernde Feuer an, deren Rauch dazu dient, diese Plage zu verscheuchen, und deren Wärme ihnen gewissermaßen als Decke dient, da sie sonst nichts haben, um sich während der Nacht zu bedecken. Bei der Morgendämmerung schüren sie das Feuer, denn zu dieser Zeit findet ein sehr jäher Temperaturwechsel statt. Am folgenden Tage ganz früh brechen sie das Lager ab, essen etwas und verfolgen ihren Weg. Gleich nach dem Aufstehen baden und bemalen sie sich.“

In der Bauweise der mehr nomadischen Stämme sowohl der südamerikanischen Tropenländer als der gemäßigten Striche beider Erdteilhälften prägt sich außer der Betonung des rechteckigen oder quadratischen Grundplanes wenig Typisches aus. Am ehesten möchte man eine allgemeine Lockerheit und Vergänglichkeit des Haus- oder Hüttenbaues für durchgehend halten. Einige Stämme sind als nahezu hüttenlos zu bezeichnen, wie die Mohave oder die Botokuden. Von den letztern sagt Prinz von Wied, daß vertrocknete Palmenblätter die einzige Spur seien, die ihre Hütten zurückließen, wenn sie letztere aus einer ausgejagten in eine wildreichere Gegend verlegten. Vier Pfähle, vier Bambuswände, ein Laubdach aus Helikonien, so wie André es vom Ufer des Magdalenenstromes schildert, kehren als Elemente und Hauptbestandteile der Hütten vielfach wieder. Was aber das Innere dieser einfachen Bauten anbetrifft, so bilden drei Steine, um den Kochtopf darauf zu stellen, und eine oder zwei Hängematten das gesamte Mobiliar der Behausung. Einfacher noch sind die Wohnstätten der auf den zahlreichen Kanälen des Orinoko und Amazonas halb nomadisch lebenden Stämme (s. Abbildung, S. 613), wie z. B. der Oyampi, die ihre Hängematten unter einem täglich von neuem improvisierten Gerüste aus jungen Bäumen aufhängen. Auch die Toba bewohnen Schuppen, welche nur auf drei Seiten mit Wänden versehen sind, und die argentinischen Gauchos haben oft nicht viel bessere Hütten. Weiter gab es in Neu-England sehr einfache Häuser von halbrundem Grundrisse, während in Kalifornien vollkommene Bienenkorbbauten vorkommen. Bis in den kalifornischen Hüttenbau griff aber von Norden die hyperboreïsche Sitte der Aushöhlung des Bodens über, wodurch halb unterirdische Wohnstätten entstanden. Im Kreise wurden Zweige oder Stangen in die Erde gesteckt, die man oben zusammenbog, aneinander befestigte und außen wie innen mit Matten bekleidete oder auch mit Baumrinde bedeckte. Diese Bauart, bei welcher nur ein Loch an der Seite zum Hineinkriechen und eins in der Höhe zum Abzuge des Rauches blieb, bot den Vorteil dar, daß die Hütte leicht abgebrochen und beim Umzuge mit allen Geräten leicht transportiert werden konnte. Die Zelte der Tinne, aus Elen- oder Renntierhaut, die konisch oder halbkugelig über ein Stangengestell gespannt sind, nähern sich am meisten den hyperboreïschen Sommerwohnstätten. Auch die Missouri-Stämme der Mandan, Mönitari und Genossen bewohnten im Winter Erdhütten im Walde, im Sommer ähnliche, etwas größere Hütten in der Prärie. Bei den Irokesen, welche besser bauten als die meisten andern Nordostamerikaner, bestanden die Wände aus fest miteinander verbundenen Balken, das Dach aus Sparrwerk; das Ganze war außen mit Rinde gedeckt, im Innern standen rund herum Bänke, die mit Matten belegt waren, und unter dem Dache befand sich der Speicher für die Vorräte. Allein bei diesen waren es schon keine Einzelhäuser mehr, sondern Sippenhäuser. Auch die Häuser der Bewohner des gemäßigten Südamerika an der Westküste bestehen aus Holz und sind mit vorspringendem Dache aus Stroh der Hierochloe versehen. Hier erlaubt der Holzreichtum eine bessere Ausstattung. Aus Holz sind die erhöhten Lagerstätten, die Haken zum Aufhängen der Geräte, die Schemel und andres Gerät; und alles ist, weil für Frauen und Kinder bestimmt, denn Männer halten sich kaum bei Tage im Hause auf, nur in kleinem Maßstabe angefertigt.

Gemeinsame Häuser, deren eins oft ein ganzes Dorf umfaßt, treten im engen Zusammenhange mit der Gliederung des Stammes überall in Amerika in verschiedenen Formen auf. Das Langhaus der Irokesen ist ihr ausgesprochenster Typus. Wir hören von 40, ja von 150 m langen Häusern im heutigen New York, die also wohl den Irokesen angehörten. Swan erzählt 1791, daß die Dörfer der Krihk zu seiner Zeit aus 20—30 Häusern bestanden, deren größte 150—200 Menschen faßten. Ein Längsgang führte mitten hindurch, zu dessen beiden Seiten die Familien um je eine Herdstelle wohnten, und den Eingang schützte ein Vordach, unter welchem Vorräte bewahrt wurden. Gemeinsames Bewohnen eines einzigen großen Hauses durch eine ganze Dorfgemeinschaft kam auch bei den Timucua in

Florida vor. Bei den Pahni war dieses Gemeindehaus kreisrund. In den trocknen Steppenhochländern Nordamerikas nimmt das Sippenhaus sogar einen monumentalen Charakter an, indem es aus Adobes, d. h. an der Sonne getrockneten Lehmziegeln, oder einem Gemische von Stein, Erdmörtel und Sand so fest gebaut wird, daß es mehrere Stockwerke übereinander tragen kann. Aus den Schilderungen der Casa grande der Pima geht hervor, daß dieses Haus, von dem noch drei Stockwerke stehen, deren vier besaß. Das Haus war im Vierecke gebaut; jeder Stock hatte fünf Zimmer, je ein großes auf der Vorder- und Rückseite und drei kleinere in der Mitte. Das angewandte Material war Lehm, Stein und Sand. Die Mauern waren sehr gut gearbeitet, denn heute noch ist der Bewurf an den meisten Stellen zu sehen, ja sogar noch die Striche der Finger, welche die Maurerkelle bei der Arbeit ersetzten. Die Zimmer waren ungefähr 2 m hoch, die Thüren sehr eng, wenig



Indianische Hütte am Amazonenstrome. (Nach Photographie im Damann-Album.) Vgl. Text, S. 612.

über 1 m hoch, während runde Löcher von 25 cm Durchmesser als Fenster dienten. Da von außen bloß ein Eingang zuführt, auch keine Spur von Treppen entdeckt werden kann, so ist zu vermuten, daß die Bewohner dieses kolossalen Hauses, wie noch heute die Zuñi-Indianer es thun, vermittelst Leitern sich Zutritt zu ihren Wohnungen durch das Dach verschafften. Es ist auch die Rede von Balkenwerk und zwar aus Tannenholz, was um so erstaunlicher ist, als heute in der weitern Umgebung von Pima kein Tannenbaum wächst. Bei manchen von diesen Häusern springen die obern Stockwerke zurück, so daß ein mehrstöckiger Terrassenbau entsteht, wie in Zuñi, das die größte Ansammlung derartiger Häuser darstellt. In ihrer Nähe befinden sich Wohnstätten, die in die Felsen hinein gearbeitet und oft nur auf gefährlichen Steilpfaden zu ersteigen sind, sogenannte Cliff Cities, die vielleicht von den Bewohnern einer Casa grande zur Winterzeit benutzt wurden, oft aber, wie in Akoma, ein selbständiges Dorf für sich bildeten. Eine derartige Stadt, welche J. Stevenson vor einigen Jahren in dem San Francisco-Gebiete entdeckte, besteht aus lauter unterirdischen Gruppen von Räumen, die durch Schächte zu erreichen, aber ohne unterirdische Verbindung miteinander sind. Die Mündungen der Schächte werden in einzelnen Fällen von Mauern umgeben. Von diesen Lehm- und Felsdörfern sind viele zur Zeit der ersten Europäer bewohnt gewesen, und manche sind es noch bis auf den heutigen Tag. Die Moqui behaupten, auch sie

hätten die Höhlen und Cliffhäuser im Rio Verde-Thal erbaut und bewohnt und nur wegen einer Seuche dieselben „vor fünf alten Männern“ (Menschenaltern) verlassen.

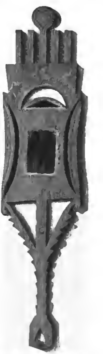
Im nördlichen Südamerika sind die großen gemeinsamen Häuser selten. Indessen wird doch sehr häufig eine Hütte meist von drei oder vier Familien bewohnt, deren jede in einer der Ecken ihr Feuer für sich hat, um welches sie sich kochend und plaudernd schart. Folgendermaßen beschreibt Saens das Innere eines solchen Hauses bei den Churruje Kolumbiens: „Die großen Häuser enthalten gewöhnlich drei Abteilungen; die vierte ist ganz offen und bildet den großen Eingang des Hauses. Einige Abteilungen haben noch ihre besondern kleinen Thüren, die nach außen führen. In der Mitte befindet sich ein großer, viereckiger Raum zur gemeinsamen Benutzung, wo die Indianer zur Unterhaltung zusammenkommen und ihre kleinen Feste feiern. Dieser Raum ist von Balken in verschiedener Anzahl umgeben, welche das Dach tragen, das sehr tief nach unten, bis nahe an die Erde herabgeht. Der Raum zwischen der Balkenreihe und dem Dache ist der bewohnte Teil, und jede Familie richtet sich in dem zwischen zwei oder drei Balken liegenden Raume ein. Diese Abteilungen sind durch horizontal ausgespannte



Indianerhütten auf der Landenge von Darien. (Nach Wyse.)

Stricke voneinander geschieden, die als Barriere gelten und von niemand ohne Erlaubnis überschritten werden, da der Respekt für das Domizil und Eigentum des Nachbars sehr groß ist.“ Bei den Orejones Guayanas findet man wohl 30 Personen in einer der palmbedeckten, Maloca genannten Hütten. Die ausgeprägtesten Phalansterien hat aber Mittelamerika in den Dörfern der Paya- oder Payer-Indianer aufzuweisen, deren jedes aus einem großen Hause von eirunder Gestalt, etwa 25 m lang und 10 m breit, besteht, in welchem sämtliche Eingeborne in wahrhaft patriarchalischer Weise nebeneinander wohnen. Nicht ganz so ausgedehnt ist dieses System bei den eben genannten Churruje Kolumbiens, wo jede Ansiedelung aus sehr wenigen Häusern besteht, die aber ziemlich geräumig und mit Palmenblättern gedeckt sind. Einige sind viereckig, andre von runder Form. In einem und demselben Hause wohnen gewöhnlich viele Familien, wovon eine jede eine besondere Abteilung innehat. Auch bei den Puri Ostbrasiliens und den Guarani Südbrasiliens werden einzelne Hütten von 70 Menschen bewohnt, so daß ein ganzer Stamm wohl nur drei Hütten zählt. Dazwischen kommt dann schon am Rio Pardo wieder das Einzelwohnen jeder Familie der Mangojos vor.

Die Ausstattung der nordamerikanischen Indianerwohnungen ist nach unsern Begriffen ärmlich. Die Räume sind selbst in den monumentalen Lehmhäusern Neumexikos meist zu niedrig, um das Aufrechtstehen zu gestatten. Die Wände werden von den Weibern mit rotem oder weißem Thone getüncht. Irdene Töpfe von verschiedener Größe und Form, rohe Bänke und einige Teller und Schüsseln von Holz, geflochtene Körbe und Matten, Beutel von Leder und Tierfelle sind meist der ganze Hausrat. Den Mittelpunkt bildet bei denen, welche Ackerbau treiben, neben dem Herde der Mahl- und Reibstein. Gestelle, im Süden aus gespaltenem Bambus, dienen zur Aufbewahrung getrockneten Maises; Bogen und Pfeile sind in das Geflecht der Decke gesteckt, und als Schmuck findet man Schädel von Tieren, Unterkiefer, Federn, bei Kriegern wohl auch Skalpe aufgehängt. Wo die in Süd- und Mittelamerika allgemein verbreiteten Hängematten fehlen, nehmen auch hölzerne Kopfschemel ihre Stelle im Hausrate ein, wie sie Powers von den Hupa beschreibt.



Ein Spiegel texanischer Indianer. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.)

Vorratshütten stehen in der Nähe der Wohnhütten. Man erhöht sie ähnlich wie in Afrika auch in Argentinien, um sie den Angriffen der gefräßigen Vizcacha zu entziehen. Pfahlbauten kamen früher besonders an der Nordküste Südamerikas vor. Als A. de Hojeda 1499 den Meerbusen von Maracaibo entdeckte, sah er ein Dorf aus zwanzig großen, glockenförmigen Hütten, die auf Pfählen standen; jede Hütte hatte eine Zugbrücke, und der Verkehr geschah in Booten. Heute noch wohnen ebendort Fischervölker in Pfahlhütten. Im Süden Nordamerikas waren die Dorfanlagen durch Regelmäßigkeit ausgezeichnet. Bei den Völkern von Florida, Louisiana, den Tschoktah, Tscheroki, Natchez, hatte jedes Dorf einen öffentlichen Platz mit einem Vierecke in der Mitte, an dessen Seiten die größten Häuser standen. In der Nähe desselben stand das „warme“ Haus, eine vollständige Pyramide von ungefähr 8 m Höhe bei gleichgroßem Durchmesser der Grundfläche, mit Mauern von Thon, im Innern eine breite, runde Bank von Rohr; in der Mitte befand sich das Feuer. Im Südwesten lag der sogenannte Tschunkplatz, der Platz für Versammlungen, Spiele und andre Feierlichkeiten.

Befestigungen, welche meist eng an Dorfanlagen sich anschließen, sind in der einfachsten Form Ringwälle, die ganze Berge umzirkeln, viereckige Umschließungen, Bastionen zur Verteidigung von einzelnen Teilen höher gelegener Wohnstätten, Wälle, sehr selten Mauern zur Absperrung von Wegen, im Flachlande Dämme. Die Höhe dieser Werke erhebt sich bis nahe an 10 m über den Boden des Grabens, der in der Regel solche Erdwerke begleitet, ist aber in weitaus den meisten Fällen geringer. Ausgedehnte Gruppen solcher Werke liegen oft beisammen und bedecken z. B. bei Newark in Ohio nicht weniger als 12 qkm. Beschreibungen von Augenzeugen lassen keinen Zweifel, daß mit den Erdwerken auch Palissadenreihen verbunden waren. Und wo es möglich war, Wasser herbeizuleiten, wurden die Gräben um die Wälle gefüllt und selbst im Innern der Umfassungen Teiche für den Wasservorrat angelegt. In den Urwäldern Südamerikas führen schmale, kaum zu findende Pfade in die Indianerdörfer, die im schützenden Dickichte angelegt sind. Schutzbedürfnis ist das Hauptmotiv bei Bestimmung der Lage einer Indianeransiedelung, Nähe des Wassers kommt in zweiter Linie in Betracht. In wasserarmen Ländern,

wie Nevada und Kalifornien, lagen die Ansiedelungen dicht am Wasser, wie die der Modok, denen man außerdem einen besonders feinen Geschmack für gutes Wasser zuschreibt; im Ohiogebiete wurden Inseln und Landzungen mit Vorliebe bebaut, weshalb auch alte Karten, z. B. bei Ortelius, so viele Orte Nordamerikas von Wasser umflossen zeichnen. Dies erklärt den Anschein dichter Bevölkerung, der kalifornische Ethnographen zu der irrtümlichen Annahme geführt hat, es sei überall über das Land hin ähnlich gewesen. Die Wege führten an den Flüssen und Seerändern hin und ließen in die unbewohntern Höhen erst später vordringen. Einzelne Stämme bauten aber schon früh lieber auf beherrschenden Höhen sich an, und heute werden für die Ansiedelungen mit Vorliebe abgelegene Stellen gewählt. Selbst der Indianer vom obern Amazonenstrome, wie in Guayana, flüchtete nach dem Zerfalle der ihn schützenden Missionen sich an die kleinen Zuflüsse, wo ihm die Weißen wenig anhaben können und Jagd und Fischfang leichter sind. Seit dem Eindringen der Europäer sind selbst die Paiute in ihren ohnehin wasserarmen Öden von Nevada auf die Höhen gezogen, wohin ihnen ihre Weiber das Wasser in weidengeflochtenen, dichten Schläuchen tragen müssen.

Über die Größe der einzelnen Dörfer oder Städte, wie sie meist ohne alles Recht genannt werden, schwanken die Angaben ganz außerordentlich. Sicher ist ganz unbegründet die durch Volney in Kurs gesetzte Nachricht, daß die Indianer in zerstreuten Einzelhäusern oder Einödhöfen wohnten, wie viele europäische Völker. Diese Wohnweise, die dem Schutzbedürfnisse und Clansysteme der Indianer widerspricht, kam nur ganz vereinzelt erst in Nachahmung der europäischen Ansiedler auf. In der vielgerühmten Stadt Appalache fand Cabeza de Vaca nur ein schlechtes Dorf mit Strohhütten, wogegen sie fast nur zehn Jahre später 250 Häuser gehabt haben soll. Die Berichte über de Sotos Zug erzählen von hölzernen Brücken im nördlichen Teile des Landes, geben der Stadt Ocali 600, der Stadt Mobile 80 sehr große Häuser, unter denen immer Sippenhäuser mit zahlreichen Familien verstanden sind, während Coza deren 500 gehabt haben soll. Powers, der so eindringlich für die Annahme einer einst viel dichtern Bevölkerung Kaliforniens plaidiert, hat doch immer nur von kleinen Hüttengruppen zu sprechen, und Prinz von Wied gibt in der Blütezeit der Mandan deren drei Dörfer zu etwa 140 Hütten mit 2100—2200 Köpfen an. Und wo, wie an den lachsreichen Gewässern von Nordkalifornien und Oregon, die Menschen wirklich sich zusammendrängten, sind es doch nur schmale Streifen mit aller Wahrscheinlichkeit nach menschenarmem Hinterlande, auf denen dieser Beobachter 60—70 Seelen pro englische QMeile leben läßt. Ähnlich ist es wohl zu deuten, wenn der siegreiche General Wayne 1794 nach der Schlacht von Maumi schrieb: „Die Ufer dieser schönen Flüsse, des Miami und des Au Glaize, erscheinen meilenweit wie ein einziges zusammenhängendes Dorf, und nie sah ich in irgend einem Teile von Amerika zwischen Florida und Kanada so ausgedehnte Kornfelder wie hier". Wie groß auch ähnliche Angaben so vieler Beobachter klingen, es ist doch daran festzuhalten, daß alle nüchternen Beobachtungen das gleiche Resultat geben, welches die Gegenwart der Indianer uns lehrt: die Wald- und Steppenindianer bauten vor der europäischen Zeit nichts, was wir Stadt nennen würden, sie wohnten in Sippenhäusern oder kleinen Dörfern.

Mit den Dorfanlagen hängen viele von den Erdhügeln, den Mounds, denen eine allzu phantasiereiche Forschung einst eine übertriebene Bedeutung beilegte, aufs innigste zusammen. Dörfer wurden nicht bloß in Niederungen, die den Überschwemmungen ausgesetzt waren, auf künstlichen Erdhügeln erbaut, sondern auch in hoch gelegenenen Prärieländern. Besonders oft wurde die Hütte des Häuptlinges in dieser Weise ausgezeichnet, und viel seltener war die Höhe eines solchen Hügels zum Opferplatze bestimmt. Durch Natur oder Kunst geschützte Lage, Wälle, Mauern, Gräben zeigen, daß am allerhäufigsten der Schutz gegen Angriffe Zweck solcher Anlagen war. Daß sie dauernd bewohnt waren,

beweist der Reichtum an Spuren des täglichen Daseins der Menschen, die viele von ihnen bergen; oft ist das Mauerwerk von Hütten noch erhalten. Flache Kuppen haben die Indianer überall mit Vorliebe mit Hütten oder Grabstätten besetzt. In Mexiko gibt es keinen Gipfel von einigen Quadratmetern, der nicht Spuren häufiger oder ständiger Anwesenheit der Menschen bärge. Kaum wahrscheinlich ist es, daß, wie Evans will, Hügel oft nur zum Ausspähen aufgeworfen worden sein sollen. Eine große Fundstätte von Altertümern bei Tucuman liegt auf einer abgeflachten Bergkuppe, welche mit mörtellosem Mauerwerke wie von Wohnungen und mit Gräbern bedeckt ist, welche durch eine ovale Setzung kleinerer Steine mit einem zentralen Blocke in der Mitte bezeichnet sind. Man spricht auch von solchen Hügeln in Guayana. Die größten Dimensionen hat aber die Errichtung von künstlichen Hügeln dieser Art in Nordamerika angenommen. Gewöhnlich wird das untere und mittlere Ohiothal als das Gebiet bezeichnet, wo sie am häufigsten und großartigsten auftreten; jedoch sind sie auch in Tennessee, dann südlich von der Vereinigung des Missisippi mit dem Missouri und in Wisconsin stark vertreten. Die größten erreichen 30 m Höhe und bedecken Flächen von 12 Acres. Das Material besteht in Nord- und Südamerika, ebenso wie das der Befestigungen, fast ausschließlich aus Erde, die kunstlos aufgeworfen ist. Erst von Mexiko an kommen auch Adobes, d. h. an der Sonne getrocknete Lehmziegel, zur Verwendung. Die Form des abgeflachten Hügels wird in manchen Fällen durch Treppenaufgänge an vier entgegengesetzten Seiten oder gar durch Terrassierung des ganzen Hügels belebt, die ein vom Teocalli nicht zu unterscheidendes Bild gibt. Runde oder ovale Hügel von Kegelform (Tumuli) kommen bis zu mehr als 20 m Höhe vor. Endlich sind nach der äußern Form auch die Animal Mounds zu unterscheiden, die in Wisconsin, Georgia und Ohio vorkommen. Tiergestalten von mehr als 100 m Ausdehnung sind in ihnen durch Erdaufschüttung zu kolossaler Erscheinung gebracht, doch ist allerdings nicht jedes derartige Werk, von welchem die amerikanischen Archäologen erzählen, ohne allen Zweifel als dieser Gruppe angehörig zu bezeichnen, denn die Formen sind nicht immer sehr deutlich ausgesprochen.

Über den Ursprung dieser Werke ist außerordentlich viel geschrieben worden; die Frage der Moundbuilders bewegt seit 100 Jahren die amerikanische Archäologie unaufhörlich. Am nächsten schien die Annahme einer besondern Rasse zu liegen, welche, mit andern Tendenzen und Fähigkeiten ausgerüstet als die Indianer der letzten Jahrhunderte, im stande war, solche Werke zu bauen. Nun ist es zweifellos, daß, wenn man bis auf die Quellen des 16. Jahrhunderts zurückgeht, die Errichtung von künstlichen Hügeln, auf denen Dörfer oder wenigstens bevorzugte Häuser eines Dorfes erbaut wurden, die Aufwerfung von größern Grabhügeln und von hügelartigen Steinmälern zur Erinnerung geschichtlicher Ereignisse noch üblich waren. Ebenso sind für die Errichtung aller Arten von Befestigungen Augenzeugen vorhanden. Es bleiben nur die allergrößten Stufenhügel oder Teocallis übrig, für welche man indessen nur eine dichtere Bevölkerung anzunehmen braucht, als sie in den letzten Jahrhunderten bestand, um ihre Errichtung erklärlich zu finden; und für diese sprechen auch andre Anzeichen. Die Thatsache, daß die meisten Indianerstämme keine Tradition über die Entstehung dieser künstlichen Hügel hatten, bedeutet angesichts der allgemeinen Zerrissenheit der Tradition dieser Völker nichts. Indessen schrieben z. B. doch die Tscheroki sie deutlich ihren eignen Vorfahren zu.

## 4. Familie und Gesellschaft der Indianer.

„Die altamerikanische Gesellschaft war viel mehr eine auf Verwandtschaft beruhende als eine politische Verbindung."
Lewis H. Morgan.

Inhalt: Familie. — Die Ehe. — Exogamie. — Hochzeit. — Geburt. — Reinigungen. — Einführung ins Leben. — Prüfungen der Knaben und Mädchen. — Geschlechtliche Sittlichkeit. — Gesellschaft. — Stellung der Frau. — Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau. — Mutterrecht. — Eigentum. — Das Totem-System. — Sklaverei. — Aufnahme der Kriegsgefangenen in den Stamm. — Ständegliederung. — Der Staat. — Stellung des Häuptlinges. — Die Ältesten und die Ratsversammlung. — Die Gruppe der Krieger und Jäger. — Gynäkokratie. — Kleinstaaterei. — Kriegführung. — Räuberstämme. — Grenzen. — Besitzstand. — Völkernamen. — Friedlicher Verkehr. — Gastfreundschaft. — Feste.

Die Ehe ist bei den Indianern eine innere Angelegenheit der Sippe oder Familiengemeinschaft, sie ruht auf den Grundlagen des Brautkaufes und, wenn möglich, der Polygamie. Aber die geringe Zahl der Weiber und die Schwierigkeit der Ernährung lassen bei den ärmern Naturvölkern die Monogamie vorherrschen und die Mehrweiberei hauptsächlich nur bei den Häuptlingen bestehen. Martius meint, daß unter den Südamerikanern die Polygamie vorwalte bei den kräftigern Stämmen, wie den Botokuden, und den im heißern Klima lebenden Nordstämmen. Das Beispiel der Wintun Kaliforniens scheint aber zu lehren, daß in armen Verhältnissen die vermehrte Arbeitslast dem Weibe auch größere Rechte gibt, denn hier erzwingt es sich die Monogamie. Diese wie die Tinne und andre Völker in Lagen, welche Anstrengungen auferlegen, suchen nicht schöne, sondern kräftige, arbeitsame Weiber. Auch die Irokesen waren früher monogam; bei ihnen dürfte das Sippensystem einschränkend gewirkt haben. Mehr als zwei Weiber sind bei den Nordwestamerikanern sehr selten in einer Ehe. Erzählungen wie diejenige Gomaras von einem Kaziken in Esmeralda, der 500 Weiber hatte, enthalten vielleicht Übertreibung und lassen an weibliche Dienerschaft oder an Leibgarden denken.

Der Weiberkauf ist ganz allgemein, und vielfach erschweren hohe Preise die Heirat, so daß z. B. bei den Abiponern die Jünglinge in der Regel nicht vor dem 25., die Mädchen nicht vor dem 19.—20. Jahre zur Ehe schreiten können. Selten dürfte es vorkommen, daß die Verheiratung auf so einfache Weise geschieht wie bei den Churruje, wo ein Jüngling, sobald er sich zur Heirat entschlossen hat und in seiner Neigung Erwiderung findet, seine Absicht den Eltern des Mädchens mitteilt, welche nun das junge Paar zusammenstellen und ihm unter Vorhaltung der gegenseitigen Pflichten die Frage vorlegen, ob beide geneigt seien, sich miteinander zu verheiraten. Damit ist die Sache abgeschlossen. Bei den Pima ist der Vorgang ähnlich einfach, doch kommt hier ein Brautwerber hinzu, und bei den Mandan bereichert sich der einfache Vorgang durch stummen Austausch von Geschenken, deren Wert auf beiden Seiten ganz gleich sein muß. Auch der Weiberraub in der Form, daß der Bräutigam nicht im geringsten nach der Einwilligung seiner Braut fragt, sondern einfach, nachdem er zuvor den verabredeten Kaufpreis den Eltern überbracht hat, das Mädchen gewaltsam hinaus in den Busch entführt, von wo er nach einem erzwungenen zweitägigen Honigmonde mit ihr zurückkehrt, um nunmehr als Mann und Frau zu leben, scheint selten noch vorzukommen. Formen der Zurückhaltung, der Weigerung, des Zauderns der Braut, die bei den Abiponern zuletzt sogar in einem Sacke ihrem Gatten gebracht werden mußte, haben sich dagegen hier und da erhalten. Im Gegensatze dazu gründen sich, nach Musters' Zeugnis, die Ehen der Tehuelchen stets auf gegenseitige Zuneigung, und niemals zwingen die Eltern ein Mädchen zur Ehe mit einem ihr nicht zusagenden Bräutigam, möchte ihnen im übrigen

die Verbindung noch so begehrenswert erscheinen. Hat sich der Brautwerber aber der Einwilligung des Mädchens versichert, so pflegt er einfach seinen Bruder oder sonst einen ergebenen Freund zu den Eltern der Geliebten zu senden und für dieselbe so und so viel Pferde oder Silberzierate zu bieten. Das Mädchen kann aber noch immer ablehnen und im äußersten Falle in den Wald fliehen.

Der Unterhändler scheint bei der Werbung nahezu unentbehrlich zu sein. Begehrt ein Thlinkit ein Mädchen zur Frau, so unterhandelt er zunächst durch Zwischenhändler mit den Eltern über den Kaufpreis; an einem bestimmten Tage werden dann von dem Vater die Verwandten eingeladen, in deren Beisein der Bräutigam seine Geschenke vorbringt und dafür die Braut erhält. Als Zwischenhändler dienen Verwandte, mit Vorliebe ältere Weiber, bei den Odschibwäh die Mütter des Paares. Oft verheiraten Eltern ihre Kinder schon in früher Jugend, wo dann als Garantie dieses Eheversprechens Felle, Teppiche oder sonstige Werte hinterlegt werden. Bei vielen Nordamerikanern dauerte dieser Übergang, bis aus der jungen Ehe ein Sproß geboren worden war. Bei den Guaykuru bleibt der Schwiegersohn für immer im Hause der Schwiegereltern. Der Kaufpreis kann auch durch Arbeit abgetragen werden, und Verhältnisse, die an Jakobs Stellung bei Laban erinnern, sind nicht selten. Die Preise steigen mit dem Range. So wie ein Häuptling Sorge trägt, womöglich nicht unter seinem Range zu heiraten, nimmt auch der Niedrigerstehende ein Mädchen seines Ranges oder seiner Kaste. Heiraten dienen aber auch zur Förderung politischer Zwecke. Nicht nur bei den Inka Perus war es Sitte, wie Garcilaso berichtet, daß die Fürsten ihre weiblichen Verwandten an Männer gaben, welche um den Staat verdient waren, sondern auch anderwärts versagt mächtigen Häuptlingen nicht leicht ein Nachbarstamm eine Tochter oder mehrere. Erwerbung der Braut durch Wettkampf im Blockwerfen schildert Martius von den Chavantes Brasiliens. Zur Ausgleichung der sich widerstrebenden Ansprüche erhielt der junge Mann von 25 Jahren oft eine ältere Frau zugeteilt, als er selbst war; der alte Witwer dagegen wählte sich ein junges Mädchen, wenn ihm genügender Einfluß oder Reichtum zur Seite stand. Die Sippen hatten ein Interesse, ihre jungen Männer zahlreich in Nachbarsippen heiraten zu lassen, um an ihnen Alliierte zu gewinnen, oder, wenn Verluste durch Krieg oder Krankheit eingetreten waren, junge Männer, seien es auch Kriegsgefangene, an ihren eignen Kreis durch Heirat zu fesseln. Denn wo die Sippe herrschte, wie bei allen Irokesenstämmen, da trat natürlich mit der Heirat der Mann in die Sippe seines Weibes ein.

Bei vielen Völkern Amerikas verbietet ein naher Verwandtschaftsgrad die Verehelichung, und manche verabscheuen, wie die Guarani, jedwede Vermischung von Verwandten, in welchem Grade es auch sei. Aber kein andres Gesetz zeigt mehr Übertretungen, die Martius ihrerseits wieder der Regel unterworfen sein läßt, daß kleine Stämme, die isoliert wohnen, in dieser Beziehung einer laxern Übung huldigen, während die Sitten um so reiner werden, je zahlreicher die Stammesglieder sind. Als ganz locker nennt Martius die Coeruna und Rainumá, welche beide zu seiner Zeit am Erlöschen waren, während die Maconi wieder als ein Stamm strengerer Observanz geschildert werden. Crevaux sagt: „Ehen zwischen Verwandten ersten Grades gehören unter den Indianern Guayanas nicht zu den Seltenheiten", und erzählt von der schönen Tochter eines Apalai-Häuptlinges in Guayana, die zugleich dessen Gattin war. Derartige Verhältnisse entwickeln sich schon dadurch, daß dem, der eine Mutter zur Frau nimmt, auch deren Töchter in derselben Eigenschaft zufallen können. Bestimmt wird dies von den Nayma Guayanas versichert, und da Ähnliches von den Kariben der Antillen berichtet wird, von welchen z. B. du Tertre erzählt, daß ein Mann mit Mutter und Tochter oder mit zwei Schwestern gleichzeitig verbunden sein durfte, so liegt vielleicht ein karibischer Einfluß hier vor.

Eine weitere Beschränkung schafft das Totem-System, das ursprünglich offenbar auch in Blutsverwandtschaft wurzelt. Man liest oft, daß bei amerikanischen Völkern in alter Zeit jene feste Sitte bestand, immer nur in einen fremden Stamm zu heiraten, die man heute als Exogamie bezeichnet. Sie taucht da und dort in der ganzen Neuen Welt empor. So herrscht sie auch bei den Kenai Atnah und Koloschen, welche sich in verschiedene Stämme oder Geschlechter teilen, deren jedes nur in das andre heiraten darf, während die Kinder stets zum Stamme der Mutter gezählt werden und eines jeden nächste Erben seine Schwesterkinder sind. Crevaux erzählt von Indianern Guayanas, bei welchen der Mann der Frau folgt, so daß also der Bräutigam in den Stamm der Braut übertritt. Sehr klar tritt uns aber dieses Gesetz sowohl nach Ursprung als Umbildung bei den alten Irokesen entgegen. Jedes Irokesenvolk war nämlich in acht Geschlechter geteilt, welche durch die Symbole (Totem bei den Algonkin) Wolf, Bär, Biber, Schildkröte, Reh, Schnepfe, Reiher, Falke unterschieden wurden. Die gleichnamigen Geschlechter der einzelnen Völker betrachteten sich als Brüder, waren wirklich blutsverwandt, und hierauf hauptsächlich beruhte die Festigkeit dieses Völkerbundes. In alter Zeit konnten nun die ersten vier Geschlechter nur in die letzten vier heiraten und umgekehrt; später mußten Mann und Frau wenigstens immer verschiedenen Geschlechtern angehören, die Kinder wurden immer zu dem Geschlechte der Mutter gerechnet, und demgemäß ward alles Eigentum und alle Würden und Rechte nur in weiblicher Linie vererbt. In Südamerika war das Totem-System überhaupt weniger entwickelt als im Norden, aber was die dortigen Beobachter Zünfte nennen, die auf Wechselheirat oder Exogamie angewiesen sind, ist im Grunde dasselbe. Bei den Yameo am Amazonenstrome bestanden z. B. diese Zünfte unter der angegebenen Beschränkung. Weiteres über die Totem-Systeme s. S. 629.

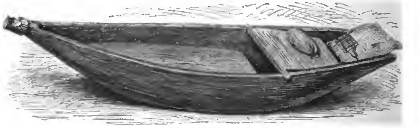
Die Hochzeitsfeier ist in weitaus den meisten Fällen ein einfaches Trinkgelage, bei welchem vielleicht zum Überflusse die Brautleute ihren Willen erklären. Bei Nordwestamerikanern fällt sie mit der Übergabe der Geschenke oder vielmehr des Kaufwertes an die Eltern der Braut zusammen, mit welcher lange zeremoniöse Reden verbunden sind, und mit symbolischer Gegengabe der Braut, z. B. Mais- oder Bananenähren, die dafür bei den Odschibwäh ein Stück Fleisch erhält. Die Braut des Abiponers trug in feierlichem Zuge ihren Hausrat, besonders auch den Webstuhl, in ihr neues Haus, wobei sie unter einem von Gespielinnen ausgespannten Kleide wie unter einem Baldachine ging. Bei Orinoko-Stämmen fastet die Braut vier Tage vor dem Eheschlusse. Im Millbank-Sunde geschieht die Brautgabe auf einer Plattform, die auf Kähnen ruht. Reiche geben bei dieser Gelegenheit große Feste. Von den Makah wird eine Hochzeitszeremonie geschildert, welche die Bemannung eines Bootes ausführt, indem sie die Jagd auf den Walfisch und das Werfen von Harpunen in die Umfriedigung des neuen Hauses darstellt. An der Grenze von Kanada pflegten die Brautleute einen 1 m langen Stock an den Enden zu fassen, so daß sie durch ihn zuerst noch voneinander getrennt waren; ein älterer Mann hielt dann eine Rede und zerbrach den Stock in so viele Stücke, wie Zeugen gegenwärtig waren, welche diese Stücke sorgfältig aufzubewahren hatten. Auf den Beweis der Fähigkeit, eine Familie zu ernähren, laufen viele Gebräuche hinaus. So hatte bei den Muskotschi ein Mann, der heiraten wollte, ein Haus zu bauen, eine Ernte zu machen und ein Wild von der Jagd zu bringen, und die Frau galt, wie der Ausdruck lautete, erst dann für gebunden, wenn dies alles ihr übergeben war. Auch bei den Jagdvölkern Nordamerikas strebte, wer um ein Mädchen werben wollte, sich auszuzeichnen, und schickte seine beste Jagdbeute dem Mädchen, das ihm, wenn es ihm wohlwollte, ein Stück davon gekocht mit kleinen Liebesgaben zurücksandte; um den berühmten Krieger warben dagegen die Mädchen, ohne sich dadurch etwas zu vergeben, sie thaten dies bei den Osagen durch das Symbol der Darbietung einer Maisähre.

Liebesgeschichten zwischen verheirateten Angehörigen verschiedener Stämme gehören zu den häufigsten Ursachen von intertribalen Zwisten, und Liebestränke zu bereiten, ist eine Hauptkunst der Zauberkundigen. Es bedarf häufig keiner schweren Gründe zur Lösung der Ehe. Crevaux fand am Parou ein kleines Dörfchen, das nur von Weibern bewohnt war; es waren aber nicht Orellanas Amazonen, welche ihm entgegentraten, sondern alte, von ihren Männern weggejagte Weiber, die sich dort zusammengefunden hatten und ein jämmerliches Leben führten. Die eine hatte die Hütte ihres Mannes verlassen müssen, weil sie zu viel schwatzte, die andre, weil sie sich mit einer jüngern Genossin nicht vertragen konnte, 2c. Beweis dafür, wie schwer beim Indianer der strengere Ehebegriff unsrer Kultur Eingang findet, ist die Thatsache, daß sebst die Mehrzahl der Llaneros Venezuelas in wilder Ehe lebt. Jeden Augenblick kann eine solche wilde Ehe gelöst werden, und beide Teile „verheiraten" sich aufs neue, ohne daß man darin etwas Anstößiges findet; in die etwa vorhandenen Kinder teilt man sich dann nach gütlicher Übereinkunft. Nahezu derselbe Zustand wird von den Pima Arizonas geschildert. In primitiven Zeiten und Verhältnissen waren die Sitten strenger. Den Ehebrecherinnen schnitten die Krihk Haar und Ohren, die Comanche und Mexikaner Nase und Ohren ab. Auch in Mittelamerika bestand dieser Gebrauch, der übrigens ähnlich in Ägypten wiederkehrt. Tod für Ehebruch wird von den Tschinuk erwähnt. Immer fiel auf das ehebrechende Weib eine größere Strafe als auf den ehebrechenden Mann. Der Nordwestamerikaner verlangt Treue von seiner Frau, findet es aber in der Ordnung, dieselbe behufs Prostitution auszuleihen; Gleiches gilt vom Brasilianer, und in ganz Amerika kam das Anbieten der eignen Weiber oder Töchter als Zeichen der Gastfreundschaft vor.

Die Zahl der Kinder ist in der Regel gering. In monogamischen Ehen wird dies schon dadurch bedingt, daß die Zeit des Säugens leicht 3—4 Jahre währt. Aber auch in polygamischen Verbindungen scheuen die Weiber die Entfremdung des Mannes durch ihre Schwangerschaft und Entbindung, und die verschiedensten Mittel behufs Abtreibung der Leibesfrucht sind weit verbreitet. Nach Azara gebären die Weiber der Guaná am Paraguay erst vom 30. Jahre an. Aussetzung und Ermordung der Neugebornen ist ebenfalls nicht selten. Daß eine verlassene Gattin ihr Kind mordet, betrachten die Wintun Kaliforniens, die ein vaterloses Kind „des Teufels Eigentum" nennen, als gerechtfertigt. Die Natur selbst erschwert die Geburten besonders bei den Weibern der Reitervölker, deren gefahrvolles Gebären schon Dobrizhoffer betont. Ist der Verlauf des Wochenbettes in der Regel ein so ungestörter, daß das Weib sehr bald nach der Geburt seinen häuslichen Arbeiten nachgeht, so zwingt dafür oft der Aberglaube den Vater des Neugebornen ins Wochenbett. Sobald die Frau sich erhebt, legt der Mann sich nieder und heuchelt ein Ansehen, als ob er wirklich krank sei. Ist die Sitte streng, so muß er einen ganzen Monat lang liegen bleiben und kein mit dem Pfeile erlegtes Wild essen, sondern nur Kassawa und kleine mit der Nicou-Pflanze erbeutete Fischchen; jeder Verstoß gegen diese Diät würde sich durch den Tod oder die Lasterhaftigkeit des Neugebornen rächen. Am meisten achten die Weiber selbst auf genaue Beobachtung dieser „Couvade", von der Simson erzählt, daß sie sogar in einigen „zivilisierten" Ortschaften am Amazonenstrome vorkomme und dort auch von Weißen angenommen sei. Auch diese glauben, das Kind würde nicht gedeihen, wenn der Vater nicht mehrere Tage nach der Geburt desselben unthätig in der Hängematte verharre. Der eben genannte Beobachter erklärt den seltsamen Brauch einfacher, wenn er sagt: Der Jivaro stärkt sich durch dieses Couvade-Halten für die vermehrten Pflichten, welche ihm die Geburt eines neuen Kindes auferlegt. Das Weib gilt von dem Beginne der Schwangerschaft an als unrein und erhält einen besondern Raum, womöglich eine besondere Hütte, angewiesen. Selbst bei den fest wohnenden Pima Arizonas wird die Frau noch immer genötigt, beim Eintritte der Wehen eine Hütte in der Abgelegenheit zu beziehen, wo sie abwechselnd von

Frauen mit Nahrung versehen und gepflegt wird. Kein Mann darf sich ihr nähern oder ihre Speisen berühren. Dieselbe Sitte findet man bei den Wintun Kaliforniens, an der Moskitoküste, in Nordwestamerika, bei den Tinne. Nach der Entbindung wird häufig sogleich ein Baden der Wöchnerin in Dampf vorgenommen. Die Frau der Thlinkit erwartet ihre Niederkunft im Winter sogar in einer Schneehütte hinter dem Hause. Als Roheit wird diese Isolierung nicht empfunden, sie ist viel eher eine Vergünstigung im Vergleiche zu dem Leben in den geräuschvollen und dunstigen Familienhütten. Das neugeborne Kind wird, sowie es nur wenige Wochen alt ist, täglich im kalten Meer- oder Flußwasser gebadet, worin nicht bloß körperliche Reinigung, sondern eine an die Taufe erinnernde Sühnezeremonie zu sehen ist.

Obschon bei der Weihe des neugebornen Kindes letzterm ein Name beigelegt wird oder erst bei der Pubertätserklärung, ist nicht genau bekannt. Besonders häufig werden Tiernamen genannt. Der Stier, die Schlange, besonders aber der Adler sind in allen Abwandlungen bei nordamerikanischen Stämmen üblich; auch Pflanzennamen kommen bei denselben vor. Von den Oyampi wird der Männername „Yami" (Schildkröte) erwähnt, ferner „Kinoro" (der gelbflügelige Ara) für einen Häuptling, bei den Apalai „Popula" (Sonne).



Eine Wiege brasilischer Indianer mit Vorrichtung zur Abplattung des Kopfes. (Ethnographisches Museum, München.)

Wechsel des Namens bei Verheiratung nahmen bei den Kariben beide Teile vor, und ähnliche Gebräuche kommen in Brasilien vor. Vielfach fungiert als Namengeber der Medizinmann. Bei den Tinne erhalten die Kinder den Namen nicht nach ihren Eltern, sondern Mutter und Vater ändern ihren Namen nach der Geburt des ältesten Sohnes und nehmen dessen Namen an. So heißt nun z. B. der Vater des Tchele Tchele-t'a und die Mutter Tchele-mon.

Die **Behandlung der Kinder** seitens der Eltern ist eine liebevolle, und körperliche Züchtigungen sind äußerst selten. Die kleinen Kinder werden meist auf einem Brette oder einer Art von Wiege befestigt (s. obenstehende Abbildung), welche oft hübsch verziert, mit Spielsachen und Amuletten behängt ist und von der Mutter auf allen ihren Wegen und bei allen ihren Geschäften mit herumgetragen wird. Bei den Natchez pflegte man, nach **Adairs** Angabe, Knaben auf Pantherfelle, Mädchen auf Häute von Büffelkälbern zu legen, damit sie die Gemütsart dieser Tiere sich aneignen möchten. Vereinzelt stehen Angaben vom Verkaufe der Kinder, wie z. B. **Vancouver** von den Bewohnern um Port Discovery, **Prinz von Wied** von den Puri unter besonderer Betonung des von diesen dabei gezeigten Gleichmutes sie macht.

Knaben wie Mädchen werden durch Zeremonien und Feste in die Periode der **Mannbarkeit** übergeführt. Hierbei werden die **Mädchen** längere Zeit in einer kleinen Hütte eingeschlossen, bei den Thlinkit früher bis zur Dauer von einem Jahre, jetzt selten mehr als drei Monate lang. In diesem Käfige erhalten sie zuerst keine Nahrung, sondern nur Wasser und müssen vor allem vor dem Anblicke des Feuers und der Sonne bewahrt werden, denn eins

oder das andre in dieser Zeit zu sehen, würde als ewige Schande gelten. Bei dem ersten Zeichen, daß das Mädchen aus der Kindheit in das reife Alter tritt, wird dasselbe bei den Makuschi von allem Umgange mit den Bewohnern der Hütte abgesondert und ist während dieser Übergangsperiode unrein. Die angehende Jungfrau wird zuerst mit ihrer Hängematte in die äußerste Kuppelspitze der Hütte verwiesen, die sie nur des Nachts verlassen darf; gleichzeitig muß sie fasten. Nach einiger Zeit darf sie aus der Höhe herabsteigen und einen kleinen Verschlag beziehen, der zu diesem Zwecke in dem dunkelsten Winkel der Hütte für sie gemacht ist. Am Morgen muß sie sich in einem eignen Topfe, an einem besondern Feuer, ihre einzige in dieser Zeit gestattete Nahrung, Maniokbrei, kochen. Erst wenn der Piai sie entzaubert hat, darf sie die Hütte verlassen, um zum erstenmal wieder ein Bad zu nehmen. Die letzte Probe besteht darin, daß das Mädchen nach der Rückkehr von seinem ersten Bade sich während der Nacht auf einen Schemel oder Stein stellen muß, wo es von der Mutter mit dünnen Ruten bis aufs Blut gegeißelt wird, ohne einen Schmerzensschrei dabei ausstoßen zu dürfen, welcher die schlafenden Bewohner der Hütte aufwecken könnte. Bei den Kariben kommen noch kräftigere Prüfungen zur Anwendung. Bei ihnen werden dem Mädchen zuerst die Haare abgebrannt, dann wird es auf einen Stein geführt, wo ihm der Piai mit den Nagezähnen des Aguti zwei tiefe Einschnitte längs des Rückens und von Schulter zu Schulter macht, die mit spanischem Pfeffer eingerieben werden, ohne daß die Gequälte einen Schmerzenslaut ausstoßen darf. Nach dieser Operation wird sie mit an den Körper gebundenen Armen in die Hängematte gelegt und ihr ein Amulett von Zähnen umgehängt. Nach dreitägigem Fasten wird sie abermals auf die Platte getragen, wobei die Füße die Erde nicht berühren dürfen, und nachdem ihr dort die Arme losgebunden worden, wird sie wieder nach der Hängematte gebracht, in der sie einen Monat, ohne etwas andres als ungekochte Wurzeln, Kassawabrot und Wasser zu sich zu nehmen, bleiben muß. Bei der zweiten Reinigung werden die Prüfungen der ersten noch einmal wiederholt, und nun erst ist das Mädchen unter die Frauen aufgenommen. Unklar ist, ob mit diesen Prüfungen die zweijährige Abgeschlossenheit zusammenhängt, in welcher nach Herrera die vornehmen Mädchen venezuelanischer Stämme vor ihrer Hochzeit leben mußten. „Heilige Hütten", in welchen menstruierende Frauen sich von der Gemeinschaft absondern, gibt es in vielen Dörfern. Bei den Tschinuk folgt auf den Eintritt der Mannbarkeit eine Zeit, in der die Mädchen täglich baden, den Körper mit Hanf reiben und keine Fische noch Beeren essen dürfen. Gehen sie zu dieser Zeit bei Südwind aus der Hütte, so erscheint der Donnervogel und bringt Gewitter. Alle Gewitter werden auf solche Übertretungen zurückgeführt. Auch bei den Südamerikanern gilt der Glaube, daß das Mädchen, welches in der ersten Reinigungszeit seine Hütte verläßt, von Kropf und Geschwüren befallen wird, und daß Frauen, die in dieser Zeit in den Wald gehen, von Schlangen angegriffen werden. Selbst die ärmlichen Wintun feiern diese Zeit mit Tänzen und Gesängen, denen ein dreitägiges Fasten des Mädchens vorhergeht. Am Tage der Feier erhält dasselbe eine mit heißen Steinen in einem Erdloche gekochte Suppe. Als äußerliches Merkmal tragen die jungen Juri- und Tupi-Mädchen, solange sie Jungfrauen sind, Baumwollfäden um Arme und Lenden.

Auch die Aufnahme der Knaben unter die Männer ist an Prüfungen verschiedenster Art gebunden, welche alle darauf hinausgehen, durch die Ertragung von Schmerzen und Entbehrungen sich des Heraustretens aus dem Kindheitsalter würdig zu erweisen. Bei einigen Orinoko-Stämmen müssen die Knaben sich schmerzhaften Wunden unterwerfen, die mit den Hauern des wilden Schweines oder der Schnabelspitze des Tukans auf Brust und Armen beigebracht werden. Erträgt der Knabe dieses, ohne eine Miene zu verziehen oder den Schmerz durch irgend ein äußeres Zeichen zu verraten, so darf er sich fortan unter die Männer reihen; im entgegengesetzten Falle muß er noch einmal in die Reihen der Knaben

zurücktreten. In merkwürdig raffinierter Weise kommt eine ähnliche Marter bei Makuschi und Wapischiana zur Anwendung. Hier bringt der Piai ein viereckiges, aus den Stengeln der Calathea netzartig ineinander geflochtenes, etwa $^1/_3$ m im Durchmesser haltendes Instrument heran (s. Abbildung, S. 594), in dessen enge Maschen wohl an 60—80 große, aufs heftigste beißende Ameisen eingezwängt sind, so daß ihre mit langen Zangen bewaffneten Köpfe auf der einen Seite sich befinden, während auf der andern ihre Leiber herabhängen. Dieser Apparat, der oft die Form eines geschwänzten Tieres und dergleichen zeigt, wird den Jünglingen und Mädchen in der Weise auf nackte Körperteile gepreßt, daß sie den heftigsten Bissen dieser Tiere ausgesetzt sind. Bei den Apalaí und Rukujenn ist dieses Marterwerkzeug ebenfalls im Gebrauche, dient aber hier seltsamerweise zugleich auch zur Bewillkommnung der Fremden. Das ameisenbesetzte Gitter wurde bei ihnen Crevaux überreicht, und dieser mochte wollen oder nicht, er mußte dem Drängen der Leute nachgeben und ihnen die Ameisen ansetzen; wollte er bei dem einen oder andern glimpflich verfahren, so kamen sie immer wieder, um die nackten Gliedmaßen zu neuen Stichen hinzuhalten. Die meisten ruhten nicht eher, als bis ihr ganzer Körper mit kleinen schmerzhaften Beulen wie besäet erschien. Diese Völker nennen diese Ameisenprobe, die übrigens auch mit Wespen ausgeführt werden soll, Maraké. Bei ihnen muß ferner, wer das Maraké glücklich bestanden hat, noch seine Geschicklichkeit im Werfen beweisen; gelingt es ihm nicht, eine hinter feinem Rücken aufgestellte Scheibe dreimal hintereinander mit kleinen, über die Schulter geschleuderten Kassawakugeln zu treffen, so muß er sich der Qual des Maraké von neuem unterziehen. Crevaux faßt wohl nur aus Mißverständnis diese Proben als Vorbereitungen zur Heirat auf; in Wirklichkeit sind sie offenbar auch hier die Pforten zum Eintritte in die Männergesellschaft des Stammes. Dieselbe Sitte findet sich auch bei den Guarauno des Orinoko-Delta. Simson erzählt ferner von den Gualaquiza-Jivaro, daß eine der größten Festlichkeiten bei ihnen die Einführung eines drei- bis vierjährigen Kindes in die Kunst des Rauchens ist. Die ganze Familie versammelt sich, das Haupt derselben hält eine Rede und preist die Tugenden und Thaten der Vorfahren des Kindes, indem er der Hoffnung Ausdruck gibt, das letztere möge jenen nacheifern. Darauf wird die brennende Pfeife dem Kinde gereicht, welches nun die ersten Züge thut und fortan ein Raucher wird. Alle Anwesenden lassen die Pfeife im Kreise umhergehen und halten alsdann ein Chicha-Gelage ab.

Daß die Mädchen weniger bekleidet gehen als die Frauen, oft selbst bis zum Eintritte der Mannbarkeit jeder Hülle entbehren, hängt mit dem geringern Werte zusammen, den man ihrer Keuschheit beilegt. Noch jüngst beschrieb André von den Cuaiqueres die nackten Mädchen, die sich zum erstenmal kleiden, wenn sie sich verheiraten und Mutter werden.

In Bezug auf geschlechtliche **Sittlichkeit** herrschen die allerverschiedensten Zustände. Bei einigen Stämmen haben die unverheirateten jungen Männer fast gar keinen Verkehr mit den Mädchen und dürfen öffentlich nicht einmal mit ihnen reden; sie wohnen, wie bei den Mundruku, in eignen Jünglingshütten und werden, wie bei den Chavante, streng mit dem besondern Zwecke bewacht, die Jungfrauen vor ihnen zu schützen. Die meisten brasilischen Stämme legen aber keinen Wert auf die Jungfräulichkeit der Mädchen, sowenig wie bei den alten Peruanern Jungfrauen zur Ehelichung den Vorzug hatten. Ja, bei manchen Stämmen, wie bei den Juri und Passe, lag sogar dem Zauberer die Aufgabe ob, das in die Ehe tretende Mädchen zu deflorieren. Und die bei den Nordamerikanern ungemein einflußreichen, bei Südamerikanern mindestens in Spuren vorhandenen Zünfte oder Banden rufen durch die Sitte, daß der von einer niedern in eine höhere Bande sich Einkaufende sein Weib den Verkäufern überlassen muß, sogar einen Zustand hervor, der bei den Mandan und Mönnitari sich mit **Weibergemeinschaft** deckt.

Die Stellung der Frauen ist nicht überall eine so gedrückte, wie sie gewöhnlich obenhin von den Reisenden dargestellt ward. In den normalen Verhältnissen ist vor allem die Teilung der Arbeit eine sehr strenge und ganz genau festgesetzte. Dem Reisenden, der in Unkenntnis davon eine Frauenarbeit von einem Manne oder die Arbeit eines Mannes von einer Frau verlangt, wird es nur zu oft widerfahren, daß seine Wünsche unerfüllt bleiben oder überhaupt nicht verstanden werden. Weit entfernt, sich nur mit der Jagd und dem Fischfange und den Vorbereitungen für dieselben zu beschäftigen, den Frauen aber die ganze Arbeit des Hauses und Feldes zu überlassen, sind die Männer, z. B. der Rukujenn, es hauptsächlich, denen die Kultur des Maniok und der Bananen obliegt. Die Weiber tragen die Früchte, welche die Männer geerntet haben, nach dem Dorfe, ebenso holen sie die Jagdbeute der Männer am Saume des Waldes ab. Wohl sieht man die Weiber beim Rudern der Boote helfen, nie aber bei dem Baue der Hütten. Auch bei den Haidah u. andern Stämmen des Nordwestens ist in praktischen Dingen des Lebens die Stellung der Frau keineswegs eine untergeordnete; nicht selten übt sie sogar einen wesentlichen Einfluß, besonders in Handelsangelegenheiten, auf die Entschließungen des Mannes aus. Die Arbeitsteilung ist auch hier nicht so ganz zu ungunsten des schwächern Geschlechtes ausgefallen wie bei manchen Indianerstämmen des Innern, und das Muttererbrecht hat hieran wohl den größten Anteil. Sorgt das Weib für Kleidung und Bereitung der Speisen, sammelt Muscheln und Beeren, so nehmen bei den Reichen oder bei siegreichen Stämmen Sklaven ihr auch diese Arbeit ab. Dieses Verhältnis ist in der Regel am ungerechtesten entwickelt bei den halbzivilisierten Stämmen, wo der Mann durchaus träger als die Frau ist, so wie es André von den Indianern des Sebonoy-Stammes bei Pasto schildert: „Ganze Tage lang schlendern sie, in ihre herkömmliche Cusma gekleidet, phlegmatisch umher, spielen mit einer Gerte oder auf einer Rohrflöte oder schauen verächtlich einer armen Frau beim Weben der Cobija zu, von deren Erlös sie doch leben“. Doch wird auch von den barbarischen



Araukaner-Familie. (Nach Photographie.)

Makuschi ein ungünstiges Bild entworfen, indem gesagt wird, daß die ganze Feldarbeit, vom Pflanzen der Kassawa, der Bananen, Yams und andrer Früchte bis zu deren Ernte, die Zubereitung des Brotes und Getränkes, das Herbeischaffen des Wassers und Brennholzes, das sie zum Backen, Kochen und des Nachts zum Feuern unter den Hängematten gebrauchen, den Frauen allein zukommen, wobei sie noch mit der Pflege und Wartung ihrer Kinder und mit dem Spinnen von Baumwolle zur Fertigung der Hängematten sich beschäftigen müssen. Stets essen die Weiber allein und müssen mit dem vorlieb nehmen, was die Männer übriglassen. Am schwersten lastet wohl die Arbeit auf den Frauen der wandernden Indianer, denn meist nehmen diese auf ihre Reisen die Frau mit, die das oft sehr schwere Gepäck, die Jagdbeute ꝛc. tragen und außerdem das Kochen und alle übrigen den Weibern zukommenden Geschäfte verrichten muß.

Im allgemeinen war bei den nordamerikanischen Indianern die Arbeit zwischen Mann und Frau in der naturgemäßen Weise geteilt, daß Krieg, Jagd, Bau von Häusern und Schiffen, Herstellung von Waffen und mancherlei Geräten jenem und fast alle übrige Arbeit dieser zufiel. In geringem Maße halfen die Knaben und schwächsten Greise bei den Weiberarbeiten, zu denen die Bestellung des Feldes, die Einsammlung wilder Früchte und Wurzeln, die Zubereitung der Häute und die Töpferei in erster Linie gehörten. Unterwegs hatten die Weiber alles Gerät fast allein zu tragen. Bei manchen Stämmen, wie den Irokesen, wurde Feld- oder Hausarbeit für den Mann entehrend angesehen, und wer sie verrichtete, wurde als Weib bezeichnet. Nur für hilflose Witwen arbeiteten, wenigstens bei den Katawba nach Adairs Berichte, die jungen Männer. Aber bei südlichen und westlichen Stämmen, wie Tschoktah, Muskatschi und den Ohio-Stämmen, halfen die Männer bei der Feldarbeit. Das Feld, dessen Frucht für das Erntefest bestimmt war, bearbeiteten indes bei den Natchez nur die Krieger. Daß die Jagd, die zur Erlangung der täglichen Nahrung betrieben wird, kein Vergnügen, sondern eine harte Arbeit ist, wissen wir zur Genüge. Adair sagt: „Ihre Streiferei in den Wäldern, um Wild aufzusuchen, ist eine sehr mühselige Arbeit, denn sie machen häufig 40 oder 50 km auf rauhen und ebenen Wegen und fasten, bis sie mit Beute beladen ins Lager zurückkehren", und Heckewelder spricht von dieser Art Arbeit als einer, die viel aufreibender sei als die Arbeit der Hände. Doch heißt es das natürliche Verhältnis der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern verkennen, wenn man, wie indianophile Schriftsteller in Amerika es in letzter Zeit öfters versuchten, den Mann als den schwerer Belasteten der beiden hinstellen will. Allerdings dauerte die Feldarbeit nur einen Teil des Jahres und war, wie besonders das Pflanzen des Maises, eine leichte und fröhliche Arbeit. Heckewelder sagt wörtlich: „Die Feldarbeit beschäftigt die Frauen sechs Wochen im Jahre, während der Mann das ganze Jahr arbeitet, um seine Familie zu erhalten". Da aber mehr als dies auf den Schultern des Weibes lag, werden wir wohl glauben dürfen, daß es nicht eben leicht belastet überall da war, wo die allerdings nicht seltenen Sklaven sein Los nicht erleichterten.

Dies hellere Bild bezieht sich auf Zustände, die nun der Vergangenheit angehören. Wenn ein Volk sinkt, wächst die Last auf den Schultern des Weibes. So wird denn die Schilderung nicht minder wahr sein, welche Mrs. Eastman von der Arbeit der Dakota-Frau entwarf: „Ihre Arbeit hört nie auf, sie macht das Sommer- und das Winterhaus. Für jenes schält sie im Frühlinge die Rinde von den Bäumen, für dieses näht sie die Rehfelle zusammen. Sie gerbt die Häute, aus denen sie Röcke, Schuhe und Gamaschen für ihre Familie zu machen hat, während noch andre Sorgen auf ihr lasten. Wenn ihr Kind geboren ist, kann sie sich nicht ausruhen und pflegen. Sie muß für ihren Mann das Rudern des Kahnes übernehmen; Schmerz und Schwäche wollen dabei vergessen sein." Doch ist wohl dabei zu erwägen, daß diese ganze Thätigkeit einem in der Regel viel kräftigern

und abgehärtetern Organismus zugemutet wird, als der einer durchschnittlichen Europäerin es sein würde. Manches Bauern- und Tagelöhnerweib hat mehr zu leisten als eine Indianerin, bei welcher ausgiebige Ruhepausen die Arbeitszeiten unterbrechen. Bei Wanderstämmen wird die Last des Weibes auch dadurch gemildert, daß es ganz ebenso mitreitet wie der Mann. Sind es der Pferde nicht viele, dann allerdings reitet nur der Mann, und die Frau geht hinterdrein, wobei es jenem selten einfällt, einen kürzern Schritt anzuschlagen. So wird es selbst von den Pima erzählt.

Abgesehen von dieser Art der Arbeitsteilung, die zum Teile wenigstens als ein Ausfluß der Billigkeit erscheint, liegt ohne Frage in dem Geschlechtersysteme oder der Gentilverfassung der Hauptgrund einer oft geradezu hervorragenden Stellung des Weibes unter den Indianern. Wenn die Blutsverwandtschaft, welche nur von der Frau getragen ward, ausschlaggebend war in allen Fragen der Nachfolge und Erbfolge, so hielt die weibliche Hälfte des Geschlechtes oder der Gens allein diese Vereinigung zusammen. Es erklärt sich dann das Übergewicht, welches ihr innerhalb derselben zukam und welches naturgemäß am deutlichsten sich aussprach, wenn von außen her ein Geschlechtsfremder einzutreten begehrte, indem er ein Mädchen aus dieser Gemeinschaft zum Weibe begehrte. Es wurde ihm der Zwang auferlegt, in den Geschlechtsverband einzutreten, er mußte oft längere Zeit für denselben arbeiten, ohne daß er sich dadurch Eigentum schuf, und konnte erst nach einer Frist, die häufig mit der Geburt des ersten Kindes ablief, sich selbständig machen, d. h. eine eigne Hütte bauen. Daß in dieser Stellung die Hand des schwächern Geschlechtes hart auf ihm liegen konnte, bedarf keiner Erklärung. Schon Lafiteau hat den Zusammenhang zwischen diesem Systeme und den zahlreichen Spuren von Gynäkokratie im alten Amerika deutlich erkannt, und in der That erhob sich kraft desselben Rechtes, mit dem die Matrone die Herrschaft über die gemeinsame Hütte der Gens führte, auch ihre Stimme am Beratungsfeuer. Es scheint dies besonders in Angelegenheiten geschehen zu sein, welche mit Landabtretung zusammenhingen, da ohne Zweifel ihr Anspruch auf den Besitz des Landes mehrfache Stützen hatte (s. S. 628). Aber bei den Irokesen und andern Stämmen mit ausgesprochener Gentilverfassung war dieselbe Matrone mit der Macht bekleidet, den Sachem oder Friedenshäuptling zu ernennen. Und von den Waiandott schildert uns Powell ein direkt zu vier Fünfteilen gynäkokratisches System, welches eine Regierung von vier Weibern voraussetzt, die aus ihren Söhnen oder Brüdern den Häuptling wählen. Die Absetzung dieses Häuptlinges war wiederum eine Sache der Weiber oder doch einer Gentilversammlung, in welcher die Weiber mit den Männern gleich stimmberechtigt waren. Weiber fanden sich auch unter den Ordnern der Feste, „Erhaltern des Glaubens", wie Morgan es übersetzt, denen zugleich eine Art von Aufsicht über die Sitten und religiösen Übungen der Gens zustand. Auch in den Räten, die äußere und besonders Kriegsangelegenheiten behandelten, fehlten die Weiber nicht; entweder sprachen sie selbst, oder sie hatten einen besondern Sprecher. In dringenden Fällen hielten sie aber auch unabhängig Rat und sandten von sich aus Boten mit Wampums.

Die Eigentumsbegriffe dieser Völker sind ausgebildeter, als man wähnt. Es wird dies schon durch den Wert ausgesprochen, den sie überhaupt auf Besitz legen, und durch die allgemeine Verbreitung gewisser Wertmesser, welche die Kapitalbildung gestatten. Die Geschichte der Kolonisation in Amerika lehrt durch viele Beispiele, wie die Eingebornen ihr Land zu schätzen wußten, und wie sie trotz des flüchtigen Ackerbaues den Wert bessern Landes heraussanden. In dieser Richtung haben sie sich oft, wie noch jüngst die Geschichte der deutschen Kolonie San Bernardino in Paraguay zeigte, den Kolonisten überlegen erwiesen. Thatsächlich gibt auch hier Reichtum Einfluß, und wir hören z. B. von den Haidah, daß sie sich mit Geld die Gunst der oft über den größten Einfluß gebietenden Medizinmänner erkaufen.

Geld ist notwendig, um Strafen abzukaufen. Sehen wir nicht ganz genau, wie das Eigentum innerhalb des Stammes zwischen Häuptlingen, Rangklassen und Kasten verteilt ist, so wissen wir doch schon aus Cooks Beobachtungen, wie streng Fremden gegenüber am Eigentumsrechte festgehalten wird: Cooks Leuten wurde durch Nutka-Eingeborne verboten, Gras zu mähen; sie verlangten erst die Zahlung von „Makuk", ehe das Mähen erlaubt werden könne. Offenbar handelte es sich dabei um Gemeineigentum, d. h. Eigentum des Stammes, auf dessen Nutzung indessen jedes Glied des Stammes einen Anspruch erhebt. Es geht dies deutlich aus der Erzählung Cooks hervor, welcher, als er von der Forderung hörte, hinaus auf das Feld ging und ein Dutzend Eingeborne fand, von denen jeder vorgab, er habe Anteil an dem Eigentume des Grases. Er wurde mit ihnen handelseinig und glaubte, nunmehr sei es ihm erlaubt, zu schneiden, wo er wolle. Doch fanden sich immer mehr Besitzer ein, so daß gleichsam jedes Hälmchen einem andern gehörte. Cook leerte in kurzer Zeit alle Taschen aus, um sie nur zu befriedigen, und erst als sie endlich sahen, daß wirklich nichts mehr zu geben blieb, ließen sie ihn Gras mähen, wo und so viel er wollte. „In der That", setzt er hinzu, „verdient es wohl bemerkt zu werden, daß ich auf meinen verschiedenen Reisen nirgends ein unzivilisiertes Volk angetroffen habe, welches so strenge Begriffe von seinem ausschließenden Eigentumsrechte auf alle Produkte seines Landes gehabt hätte als die hiesigen Eingebornen." Ähnliches berichtet Dawson von den Haidah und hält die Art, wie diese den ganzen Charlotte-Archipel unter sich geteilt und unter entwickelten Erb- und Zessionsgesetzen als Eigentum an die Familien gegeben haben, für eine der größten Schwierigkeiten der friedlichen Ausbreitung der Kultur über ihre Wohnsitze.

Offenbar war bei Nord- und Südamerikanern alles ungelichtete und unbearbeitete Land insofern gemeinsames Eigentum, daß auf ihm jeder pflanzen und säen durfte. Aber für Jagdzwecke verteilte doch wieder jeder Stamm sein Land an seine Familien, und von den Jägern schlug jeder seine Hütte im Mittelpunkte des ihm zugewiesenen Landes auf. Das bearbeitete Land aber, die Felder, lag meist in einer Erstreckung, denn wir hören vom „Dorfacker" reden, der bei den Irokesen oft mehrere Hundert Acres umfaßte. An dieses Land schuf die Feldarbeit ein Anrecht, das entweder einer gemeinsam arbeitenden Familiengruppe, einer Familie oder einem Einzelnen zugehörte. Wo das Weib, wie in Nordamerika, fast allein die Schöpferin des Landbesitzes durch Ackerbau genannt werden konnte, nahm sie ihm gegenüber auch eine bevorzugte Stellung ein. Das Land, das sie bebaute, blieb ihr Eigentum und ging auf ihre Kinder über, und in den Verhandlungen nordamerikanischer Stämme mit den Kolonialregierungen wurde dieses Weiberrecht am Lande öfters als ein die Männer geradezu ausschließendes bezeichnet, und viele Zessionsurkunden tragen weibliche Unterschriften. Auch dies hing wieder eng mit dem exogamischen Systeme und dem Muttererbrechte zusammen. Wenn aber auch durch Benutzung ein Besitztitel auf irgend welches Land erworben werden konnte, so war derselbe nicht absolut, sondern hing von fortdauernder Benutzung dieses Eigentumes ab, das übrigens auch verkauft und vererbt werden konnte. Gomara hebt speziell von den Nicaraguanern hervor, daß bei ihnen derjenige, welcher seinen Grundbesitz verließ, nicht frei, sondern zunächst nur zu gunsten seiner nächsten Familienmitglieder über denselben verfügen konnte. Ähnlich sind auch Einzelwohnungen Privateigentum, während in den gemeinsamen Hütten, die allen Bewohnern zusammen gehören, nur Pfosten in der Wand die Grenzen der Feuerstellen markieren. Jede Familie hat hier ihre besondere Feuerstelle, und nach der Zahl der Feuerstellen schätzt man die Zahl der Bewohner einer solchen Hütte.

Öfters begegnen wir den Spuren einer Art von Armenpflege, die mehr mit der Fürsorge für künftige Not der Gesamtheit als mit Mitleid zusammenhing, von dem im allgemeinen, wie die Unempfindlichkeit gegen kranke Familienglieder beweist, wenig Rühmliches

zu berichten ist. Einzelne Stämme hatten Vorratshäuser für diesen Zweck. Bartram erzählt von den Tscheroki, daß, ehe sie ihre Früchte vom Felde wegthaten, sie eine große Scheune, Häuptlingsscheune genannt, errichteten, in welche nun jeder so viel brachte, wie er konnte oder wollte. Was auf diese Weise freiwillig gesammelt wird, stellt einen Notvorrat dar, zu welchem jeder Zutritt hat, dessen eigner Vorrat erschöpft ist; zugleich dient er aber zur Beköstigung der Fremden und der auf Kriegszüge sich Begebenden, endlich zur Unterstützung notleidender Nachbarstämme. Einen öffentlichen Schatz aus Mais, getrocknetem Fleische, Wampums besaßen auch die Irokesen. Man kann mit dieser bemerkenswerten Einrichtung vielleicht die Strafe in Zusammenhang bringen, welche bei den Tscheroki den im Feldbaue Lässigen traf, da dieser damit die Allgemeinheit zu schädigen drohte. Für die Aufspeicherung der Vorräte im allgemeinen dienten verschiedene Vorrichtungen; am häufigsten wurde der Überfluß an Getreide vergraben, die Huronen bewahrten ihn unter den Dächern ihrer Hütten, die Tensa in geflochtenen Körben oder Riesenkürbissen. Lafiteau erzählt von besondern Beamten bei den Irokesen, Agoyander, denen die Aufsicht über den gemeinsamen „öffentlichen Schatz" anvertraut war. Wie in allen Besitzfragen, waren aber auch hierin die Weiber ausschlaggebend, denn sie wählten diese Beamten, die oft auch Weiber waren.

Die Vererbung geht in der Regel streng in der weiblichen Linie, und dieses System erstreckt sich bis auf die Erbfolge der Häuptlinge, so daß dem Vater nicht der Sohn, sondern der Schwestersohn ꝛc. folgt. Im ganzen östlichen Nordamerika, in einem großen Teile des Nordwestens und in vielen Gegenden Südamerikas herrschte dieses System. Einer der wenigen Stämme mit ausgesprochenem Männererbrechte sind die Odschibwäh. In strenger Konsequenz der Gentilverfassung besaß der einzelne Mann überhaupt kein andres Eigentum als seine Kleider und Waffen. Nicht er erbte, sondern das Geschlecht, dem seine Mutter angehörte, und ihn beerbten die Kinder des Weibes, das er aus einem andern Geschlechte genommen, oder mit andern Worten dieses Geschlecht. Es gibt also eigentlich fast nur Eigentum der Geschlechter, und das Privateigentum verschwindet.

Auch bei den Amerikanern ruht, wie erwähnt, die Gesellschaft auf dem Systeme der Totems, Geschlechter, Gentes oder Clans, die sich durch Tier- und Pflanzensymbole unterscheiden. Allgemein gültig ist das Beispiel, welches Aurel Krause von den Thlinkit in dieser Beziehung anführt, wo ebenfalls verschiedene befreundete Familien zu einem Geschlechte vereinigt sind. Die beiden vornehmsten Geschlechter sind dort das Wolfs- und das Rabengeschlecht; diesen schließen sich die andern, wie das Bären-, Walfisch-, Lachs- und Froschgeschlecht, als untergeordnete an. Der Mann aus dem Rabengeschlechte darf nur ein Mädchen aus dem Wolfsgeschlechte heiraten; die Kinder aber folgen der Mutter, beerben auch den Oheim von mütterlicher Seite. Auf diese Weise wird das Familienvermögen immer in einem und demselben Geschlechte erhalten. Gleiche Bedeutung hat auch die Sitte, daß der Neffe die Witwe seines Oheimes heiraten muß, selbst wenn er bereits eine Frau besitzt. Dawson führt als Totem der Bewohner der Königin Charlotte-Inseln Adler, Wolf, Rabe, Braunbär und Finnwal an. Doch hebt er als gelegentliche Ausnahme des exogamischen Gesetzes hervor, daß ein neugebornes Kind auch der Schwester des Vaters zum Aufbringen übergeben werden könne, wenn es nämlich nötig erscheine, den Stamm des Vaters zu stärken. Exogamisch verbundene Stämme umschließen die Wintun Kaliforniens. Aus Südamerika hat schon Martius bezeichnende Namen für „Horden" angeführt, die offenbar auf denselben Grund zurückgehen, wie z. B. die Armadille, Brüllaffen, Onzen, Inambu (nach einem Vogel genannt), Mucuim (nach einem Insekte genannt) als Teile des Volkes der Mauké am gleichnamigen Flusse. Als solche Horden der Juri nennt er: Kakao-, Holz-, Assai-, Tukan-, Sonnen-,

Großvogel-, Rohrpalmen-, Wind-, Mundzapfenleute. Drei Horden der Uainumao werden nach drei Palmenarten genannt. Diesen Benennungen sind oft patronymische Endungen angehängt, welche Sohn oder Großvater bedeuten. So werden als Geschlechtsnamen der Goajiro vom Maracaibosee angeführt: Großvater des Aasgeiers, Großvater des Aasgeierkönigs, Großvater der Klapperschlange, Sohn des Kaninchens, Sohn des Jaguars. Jedes Dorf wird hier von einem einzigen Geschlechte bewohnt. Diese Totembezeichnungen, meist Tiernamen, ersetzen völlig unsre Familiennamen, aber jedes Individuum hat nebenbei noch einen andern Namen oder mehrere ihm successive zugeteilte, die Männer zum Teile Kriegertitel 2c. Durch Spaltung der zwei ersten Geschlechter oder Gentes entstehen immer weitere Untergeschlechter, von denen mit der Zeit eins, beziehungsweise ein durch Exogamie verbundenes Paar, zur Wurzel einer neuen Gruppe werden kann. Nach Gatschet ist dasjenige nordamerikanische Volk, das wohl die größte Zahl von totemschen Gentes aufzuweisen hat, nämlich 20, das der Krihk oder Muskoki, früher in Alabama und Georgia angesiedelt, jetzt im sogenannten Indianer-Territorium. Nach Petitot würden aber die Tinne sogar in 28 Horden zerfallen, doch ist es nicht sicher, ob sie alle Totem-Stämme sind; Namen wie Hundsrippen-, Hasenfell-, Renutier-, Biber-Indianer deuten darauf. Auch in Florida griff die Totemteilung und -Benennung der Stämme des Volkes durch und war wohl noch mehr ins einzelne durchgebildet als im nördlichen Nordamerika, aber sie hatte neben sich eine Kastensonderung entwickelt, welche auf strengen endogamischen Prinzipien beruhte. Wo dieses System nicht so ausgeprägt besteht, läßt es sich wohl noch aus der Zwei-, Vier- und Achtteilung der Stämme schließen, da immer zwei Sippen paarweise zusammengehören, oder auch aus entsprechenden Traditionen. Tupi, Guarani, Muysca, Nahua, Sak leiteten sich von vier, die Otoe, Pahni und andre von acht Ahnen ab. Dadurch gab es bei vielen Völkern keinen Unterschied zwischen Seitenverwandten und Verwandten in auf- und absteigender Linie, die Schwestern und Brüder der Mutter hießen Mütter und Väter, die Söhne und Töchter der Mutterschwester hießen Geschwister 2c., wodurch das Zerfallen der Familie in kollaterale Zweige verhindert und ein weit engerer Zusammenhalt der kleinern Kreise zu einer großen Familie begründet wurde, als dies bei uns der Fall ist.

Die Sklaverei war überall bei diesen Völkern üblich. Aber nur Reiche besaßen Sklaven, vielleicht waren dieselben sogar nur den Edlen vorbehalten. Die Sklaven waren der großen Mehrzahl nach Kriegsgefangene, doch kam es z. B. bei den Tschinuk vor, daß Männer ihre Freiheit verspielten. Da die schwächern Stämme im Süden wohnten, richtete sich der Handel mit Sklaven von Süden nach Norden. Die Sklaven hatten das Haar geschoren, durften ihren Kindern nicht den Kopf abplatten, wurden zu Menschenopfern benutzt und nach ihrem Tode ins Meer oder in den Wald geworfen. Grausame Behandlung war gewöhnlich, aber die Arbeit war nicht erdrückend, und unter Umständen konnte ein Sklave frei werden. Sklavinnen wurden, besonders in der Nähe der Niederlassungen der Weißen, als Prostituierte vermietet. Als Preis eines Haidah-Sklaven gab Dawson noch 1878 etwa 200 Decken an. Kriegsgefangene wurden, wo Mangel an Männern herrschte, einfach in die Stämme, Sippen, Dörfer eingestellt, beweibt und als Zugehörige betrachtet. Sie galten aber gewiß nicht als vollberechtigt, wenn solches auch nicht immer besonders betont wird. Wissen wir doch, daß allein das Muttererbrecht ihnen eine tiefere Stellung als ihren Kindern anwies, da sie keiner Sippe erblich angehörten. Sie waren also einerseits nicht Sklaven, anderseits nahmen sie auch nicht an den Privilegien der herrschenden Klassen teil, die häufig vielfach abgestuft waren. So erzählt Sproat von einem Stamme der Aht, in dem von 200 Köpfen 50 erblichen Ranges sind. Pareja schildert uns von den Timucua Floridas folgende Kastengliederung: Von den obersten Kaziken leiten sich die Inihame, Ratgeber ab, die einzigen, welche jenen die Hand geben dürfen; auch die nächstfolgenden Anacotima sind noch Ratgeber; dann folgen die Afetoma, auf diese die Ibitano, deren Beruf

es ist, die Inihame zu begleiten, und endlich noch fünf Kasten, die vom Paracussi abstammen. Alle diese Kasten sind streng endogamisch. Neben dieser Gliederung geht aber noch die in Sippen her, welche sich nach Tieren nennen; doch nahm auch diese Totemgliederung den Charakter eines Kastensystemes an, denn ihr im tiefsten Kerne exogamischer Charakter konnte neben jenen Kasten nicht aufrecht erhalten werden.

Eine eigentümliche Stellung nehmen **Männer in Weibertracht** in vielen Stämmen ein. In Nordamerika scheinen sie kaum Einem Stamme gefehlt zu haben. Nach **Marquettes** Angabe durften diese verweibten Männer bei den Illinois und Nadowessi zwar mit in den Krieg gehen, nicht aber mit Bogen und Pfeil, sondern nur mit Keulen. Bei den Mandan und Mönitari verrichteten sie alle Hausarbeiten der Weiber. Bei den Spielen und Tänzen zu Ehren des Kalumet waren sie anwesend, durften aber nicht singen. Auch wurde im Rate ihre Stimme wie jede andre gehört. Ja, sie galten wohl durch das Ungewöhnliche ihres Lebens selbst für Manitu oder Heilige. Bei den Guaycuru Brasiliens wurden sie Cudinas, d. h. Verschnittene, genannt, standen aber hier in geringer Achtung, so daß **Martius** sie nur im Zusammenhange mit unnatürlichen Lastern betrachtet. Ebenso kommen sie bei den Nordwestamerikanern vor, stehen aber hier den Priestern nahe.

Ganze Sippen und Stämme standen zu einander im Verhältnisse der Herren und Diener. So sagt **Dobrizhoffer** von den einst zu beiden Seiten des Paraguay wohnenden Chanas, daß das große und fleißige Volk der Mbayas sie als ihre Herren anerkenne und ihnen als Knechte, sowohl auf der Reise als auch im Feldbaue, Dienste leiste. Von den drei Stämmen der Maracaibo-Halbinseln ist der der Goajiro der mächtigere und reichere, er nimmt Glieder eines andern Stammes, der Cocina, in seine Dienste und nennt sie, da sie von Jagd und Fischfang leben, Hund und Fuchs. Ähnliche Verhältnisse haben vielleicht in noch größerm Maßstabe in Nordamerika geherrscht. Es gab sicherlich auch im Norden Völker mit entwickelterm Ackerbaue, nur mußte jedes Beschreiten des Kriegspfades für längere Zeit die Übung dieser Thätigkeit zurückdrängen. Im 17. und 18. Jahrhundert, wo der Krieg zwischen Stamm und Stamm und der Indianer mit den Europäern dieses ganze Gebiet mit kurzen Unterbrechungen erfüllte, dürfte mancher Rückgang in dieser Hinsicht stattgefunden haben. Mit Recht ist die Überlieferung der Irokesen, daß sie vor ihrer Ankunft in New York in der Gegend des heutigen Montreal ansässig waren, dort aber ausschließlich den Boden bebauten und von ihren Ernten Abgaben an die Algonkin leisteten, während diese sie an ihrer Jagdbeute teilnehmen ließen, aller Beachtung wert gehalten worden. Sie zeigten im 17. Jahrhundert noch Landstrecken, die sie angebaut hatten. Zwischen den Kämpfen mit Franzosen und Huronen im Norden, Miami und Illinois im Westen, Tscheroki und Katawba im Süden und den englischen Ansiedlern im Osten mochte gerade diesem Stamme mehr als andern die Ruhe zu friedlichen Geschäften abgehen. Vielleicht waren die Delawaren, noch als Penn den berühmten Vertrag von 1682 mit ihnen abschloß, in einer ähnlichen Stellung den Irokesen gegenüber; denn es wird versichert, daß sie als Volk nicht den Kriegspfad betreten durften, daß sie über ihr Land nicht verfügen konnten, und daß sie sich weit mehr mit Acker- und Hausarbeit abgaben als ihre Nachbarn.

Man darf es den Kennern indianischer Verhältnisse um so eher glauben, daß nichts schwerer zu verstehen sei als die **Regierung** eines Indianerstammes, weil dasselbe von jedem einzelnen Naturvolke mit dem gleichen Rechte gesagt werden dürfte. Denn das Gemisch von Despotismus, Oligarchie und Demokratie und zuletzt auch noch Gynäkokratie, in dem diese Schwierigkeit wurzelt, ist auf dieser Stufe allgemein menschlich. Das Eigenartige der Indianerregierung findet man aber in der Behandlung der kriegerischen Angelegenheiten und in der starken Ausprägung des Totemsystemes. In sehr vielen Fällen ist das Amt

des Häuptlinges erblich; ursprünglich war es dies vielleicht allgemeiner, wie im nördlichen Südamerika, wo die Vererbung an den ältesten Sohn, wenn Söhne überhaupt vorhanden waren, so sicher angenommen wird, daß dieser als Erbsohn schon im Knabenalter Häuptlingsehre genießt. Er darf bei den Mahlzeiten auf dem Kololo sitzen, statt auf den Fersen kauern zu müssen. Auch durch Heirat mit einer Häuptlingstochter wird diese Würde erreicht. Heute kann man aber meist nur von einer Tendenz dieses Amtes sprechen, erblich zu sein. Gegen eine durchgängige Erblichkeit, wie sie von manchen angenommen ward, wiewohl z. B. Dobrizhoffer und Martius sie entschieden für einen großen Teil der Südamerikaner leugneten, möchte schon die Thatsache sprechen, daß die Stellung des obersten Häuptlinges, wie sie von den Indianern aufgefaßt wird, eine wirklich hervorragende ist, welche einen ganzen Mann zu ihrer Ausfüllung verlangt. Die Geschichte der Indianerstämme zeigt Fälle genug, wo ein Häuptling bloß durch seine Tüchtigkeit an die Spitze gelangte. Der „gefleckte Schwanz“ der Brulés-Sioux tötete als junger Krieger seinen Häuptling in einem Messerzweikampfe um ein Mädchen, dessen Herausgabe dieser unrechtmäßig verlangte. Als einige Jahre darauf der Oberhäuptling starb, wurde der „gefleckte Schwanz“ gegen die Erbfolge an seine Stelle gewählt. Vielleicht sind darum auch Nachrichten nicht ganz mythisch, wie sie z. B. von den Araukanern gegeben werden, daß sie zum Kriegshauptmann den wählen, der einen Balken von bestimmter Länge am längsten auf der Schulter zu tragen vermag.



Indios Cadicéos, Kazik mit Sohn und zwei Frauen, Südamerika.
(Nach Photographie im Besitze des Reisenden Herrn R. Rohde.)

Revolutionen sind gar nicht selten. Sie sind besonders häufig geworden, seitdem der Einfluß der Weißen die früher einheitlichere Gesinnung der Stämme zersetzt hat. Durch kühne Politik schuf sich im Gegensatze zu erblichen Häuptlingen die „rote Wolke“ ihre Stellung unter den Sioux, als ein Teil von jenen den Vereinigten Staaten das Recht eingeräumt

hatte, eine Straße nach Montana durch die Jagdgründe dieses Volkes zu legen. Er stellte sich an die Spitze der Opposition gegen die Häuptlinge und des Krieges gegen die Weißen, in welchem er durch treffliche Führung sich die Oberhäuptlingschaft verdiente, während frühere Häuptlinge froh waren, unter ihm zu dienen. Außerdem sind unter dem Häuptlinge über kleinere Gruppen von Familien Unterhäuptlinge gesetzt, welche soviel Herdfeuer wie möglich unter ihren Befehl zu bringen streben und mit zunehmender Zahl ihrer Anhänger nicht selten in Wettbewerbung mit ihrem Häuptlinge um den Einfluß im Stamme treten. Häuptling und Unterhäuptling sind beide der Möglichkeit des Abfalles im Kreise ihrer Unterthanen ausgesetzt, denn wie groß auch ihre Macht über letztere sein mag, solange diese in ihrer Hand sind, so unerreichbar wird jeder Stammesangehörige für seinen Häuptling von dem Augenblicke an, wo er den Hüttenkreis eines andern Stammes oder einer andern Stammesgruppe mit der Absicht erreicht, demselben anzugehören. Erlangt der Befehl des Häuptlinges im Stamme keinen Beifall, so finden nicht selten vollständige Desertionen aus der Mitte des letztern statt. Dodge erzählt, daß 1867 ein Teil der Brulés-Bande der Sioux den lebhaftesten Wunsch trug, den Cheyenne-Indianern beizustehen, die damals im Kriege mit den Vereinigten Staaten sich befanden; allein der Häuptling der Brulés, der „gefleckte Schwanz", war ernsthaft dagegen. Da entfernten sich in einer Nacht 20 oder mehr Familien aus dem Lager, um den gewünschten Hilfszug anzutreten. Der Häuptling aber verfolgte sie mit seiner Leibwache, holte sie ein, und nun wurde jeder Krieger samt vielen Weibern zur Strafe durchgeprügelt, ihre Pferde getötet, ihre Waffen und alle fahrende Habe zerbrochen und zerstört, so daß sie als Bettler und Wehrlose ins Dorf zurückkamen. Wäre es, setzt der Berichterstatter hinzu, gelungen, das Lager der Cheyennes zu erreichen, so würden sie jeden Tadels und jeder Gefahr überhoben gewesen sein. Sie würden dann einfach aus der Jurisdiktion ihres Häuptlinges herausgetreten sein. Vielleicht war hier die Strafe eine stärkere, als sie sonst gewesen wäre, weil die Gefahr eines verderblichen Krieges des gesamten Stammes mit den Vereinigten Staaten nahelag. Indessen wird der Häuptling immer den Abfall vom Stamme als eine der größten Gefahren, die seiner Machtfülle drohen können, auffassen und demgemäß demselben entgegenzuwirken suchen. Milder pflegt der Abfall von den Unterhäuptlingen aufgefaßt zu werden, sofern der Abgefallene innerhalb des Stammes bleibt, da er ja in diesem Falle der Machtfülle des letztern keinen Schaden zufügt. Immerhin beobachtet man auch bei den Unterhäuptlingen die Tendenz, ihre Stammesabteilung möglichst gesondert zu halten und eine gewisse Selbständigkeit zu markieren.

Die „Gewohnheit des Herrschens" läßt die Häuptlinge oft sehr kurzen Prozeß mit der Opposition ihrer Unterhäuptlinge machen. Dodge erzählt folgende kurze und wirksame Staatsaktion aus dem Leben der Cheyennes. Als der „gefleckte Schwanz", der Häuptling der Brulés-Sioux, seinen Frieden mit den Weißen machte und von seinem Besuche in Washington, New York &c. zurückkehrte, widerfuhr es ihm, wie manchem andern Indianerhäuptlinge, daß man im Kreise seiner Krieger seine veränderten, maßvollern Ansichten von Indianerpolitik verdächtigte, seinen Verstand und mehr noch seine Ehrlichkeit in Zweifel zog. Das Haupt der Opposition war der in den Kriegen mit den Weißen groß gewordene Häuptling „Großmaul". Als der „gefleckte Schwanz" seine Stellung allzusehr sich erschüttern fühlte, ließ er diesen Hauptgegner eines Tages aus seiner Hütte rufen, von zwei Leuten festhalten und schoß ihm die Pistole durch die Brust. Über diesen Mord wurde nicht weiter gesprochen oder verhandelt, und die Autorität war über jeden Zweifel hergestellt. Schlimmer ging es dem Komantschenhäuptlinge Santana, dem Schrecken der Weißen in Texas in den Anfängen der nordamerikanischen Besiedelung. Man bewog ihn zur Reise nach dem Osten, er schloß in Washington Frieden, vermochte aber, zurückgekehrt, so wenig seine Leute mit seinem Sinne zu durchbringen, daß er erniedrigt und verlassen starb.

Je kriegerischer ein Stamm, desto höher steht bei ihm in der Regel die Autorität des Häuptlinges, welche bei Tehuelchen und Sioux die höchste Entwickelung findet. Unkriegerische Stämme haben entweder gar keinen Häuptling, oder es steht, um das Wort Martius' von den brasilischen Stämmen zu gebrauchen, bei ihnen „die Würde und Gewalt der Häuptlinge auf einer niedrigen, durch vorübergehende, vorwiegend persönliche Verhältnisse begründeten Stufe". Prinz von Wied stimmt hierin ganz mit Martius überein und verwirft mit Recht die Anwendung des angeblich einer höhern staatlichen Ordnung entnommenen Ausdruckes Kazike für Indianerhäuptling, denn dieses karibische Wort wendet schon Gomara auf westindische „Könige" an, deren Macht kaum weiter reichte als die eines Botokuden-Häuptlinges. Zu den Motiven größern Einflusses zählen einige wirtschaftliche, welche aus dem Bedürfnisse einer Oberleitung für Hüttenbau, Jagd, Fischfang, Dammbau, manchmal auch Ackerbau und dergleichen erwachsen. Intelligenz in wirtschaftlichen Dingen ist in der That häufig wichtiger für das Gedeihen eines Indianervolkes als kriegerische Tüchtigkeit. Besonders gilt dies von Nordwestamerikanern und Südamerikanern. Wer diese Seite der staatlichen Organisation der Indianer kennt, wird nicht erstaunt sein, daß sie große Werke zu schaffen vermochten, wie zum Beispiel die Mounds, und wird in der Thatsache, daß dort keine eigentlichen Despotien existieren, keinen Grund erblicken, die Indianer des heutigen Moundbuilders-Gebietes als die unmittelbaren Abkömmlinge der Moundbuilders anzusehen. Die große Hütte, die ausgedehnten Felder, die reiche Nahrung, die Gastfreundschaft und die Feste, welche der Häuptling bot, sein Familienschatz, der seiner Entstehung nach halb Staatsschatz war, trugen gleichfalls zur Erhöhung seines Einflusses bei.

Wesentlich stützt den Häuptling auch das Richteramt, welches ihm übertragen ist. Der Häuptling straft Vergehen und Verbrechen, und es wird erwartet, daß er es rasch thue, wenn er dabei nur die stillschweigende Einwilligung der Ratsversammlung sich zur Seite weiß. Auch kann er nicht wohl die Hilfe einer besondern Organisation entbehren, welche die schweren Urteile, wie Tod und Zerstörung des Eigentumes, zu vollstrecken hat. Außerdem durchkreuzen Rache und Abmachung der Parteien untereinander die Jurisdiktion des Häuptlinges. Diese findet bei wichtigen Fällen in offener Ratsversammlung statt. So erzählt Oviedo von Häuptlingen am Flusse Zenu, die über Tod und Leben in Versammlungen richteten. Für Leibesverbrechen galt wohl überall Blutrache, sie konnte indessen abgekauft werden, wenn die Bluträcher entferntere Verwandte des Verletzten waren und demselben Stamme angehörten. War das Verbrechen von Gliedern eines andern Stammes verübt worden, so führte es fast notwendig zu Krieg, und dann traten die Bluträcher mit geschornem Haare, mit schwarzen Flecken bemalt und dergleichen auf und richteten ihr Streben besonders dahin, den Beleidiger samt seiner Familie und seiner Habe zu vernichten. Manche Fälle von Hinmetzelung der Kriegsgefangenen mögen darauf zurückzuführen sein, daß die betreffenden Kriege aus Blutrache entstanden waren. Diebstahl, der allerdings selten innerhalb des Stammes vorkommt, wird häufiger durch den Häuptling geahndet. Nach dem Beispiele der Juka, die ihn mit dem Tode bestraften, verfuhren Kariben, Araukaner, Stämme von Darien. Sklaverei des Diebes bis zum Ersatze des Geraubten trat in Nicaragua ein. Von einer anders gearteten Bestrafung erzählt André bei seinem Besuche eines Indianerdörfchens bei Icononzo. Dort hing auf der Mitte des Platzes von einem großen Ficus-Baume ein Mensch herab, dessen Hände an einen Ast gebunden waren. Eine Schar Weiber umstand ihn, gestikulierte heftig und schimpfte in wenig gewählten Ausdrücken auf den Unglücklichen, dessen bleiches Gesicht das Nahen einer Ohnmacht verkündete. Auf Andrés Frage hieß es einfach, der Mensch habe gestohlen und werde so lange dort hängen, bis er gestehe, wo er das geraubte Vieh gelassen habe.

Viel seltener als in Afrika und Polynesien trägt ein engeres Verhältnis des Häuptlinges zu den religiösen Dingen bei, denselben in den Augen seines Volkes zu heben. Der von James und Long beschriebene Omaha-Chef „schwarzer Vogel", der durch starke Arsenikdosen seinen Ruf als Zauberer und zugleich seine Macht stützte, ist keine gewöhnliche Erscheinung. Man hat viel eher daran zu denken, daß der durch das ganze Leben dieser Menschen sich ziehende Glaube und Aberglaube sich mit jeder höhern Stufe des Daseins steigerte und von selbst den Häuptlingen leichter dienstbar wurde als den Gemeinen. Die Häuptlinge der Calo genossen göttliche Verehrung und pflogen in Person mit den Göttern Rat, und die Häuptlinge der Timucua von Florida waren durch eine starke Leibwache gegen die Zudringlichkeit der Bevölkerung geschützt; ihre Speisen unterschieden sich von denen des Volkes. Dem amerikanischen Geiste gefällt es, die so rasch zerfallenen Monarchien Mexikos und Perus und überhaupt die Kulturen des westlichen Hochlandes als exotische Pflanzen in einem gleichsam von Natur demokratischen Boden zu betrachten. Aber gegenüber diesen Entwickelungen des monarchischen Systemes läßt sich die Theorie nicht halten.

Als de Soto in Florida einbrach, trat er despotisch regierten Völkern gegenüber, deren Fürsten sich vor ihm erniedrigten und ihm Hunderte ihres Volkes in die Sklaverei mitgaben. Dies hörte indessen auf, als er an den Mississippi kam, wo energischere und freiere Völker ihm entschlossen entgegentraten. Ein Häuptling der Timucua herrschte über dreißig Unterhäuptlinge von der Mündung des St. John's bis zum Savannahflusse und führte den Namen König der Unterhäuptlinge. Weiter nach Westen hin nahm die Macht dieser Unterhäuptlinge zu, während die der Oberhäuptlinge abnahm. Diese Unterhäuptlinge bilden eine Art Adel, der im Stamme sich eine hervorragende Stellung zu wahren sucht; sie liefern dem Stamme die Häuptlinge und sprechen sogar einen besondern Dialekt. Musters meinte bei den Pehuenche sogar eine feinere körperliche Organisation den „Unterkaziken" zuschreiben zu können, während ihm die Tehuelchen den Eindruck demokratischer Gleichartigkeit machten. Bei den einen Stämmen, wie den Abiponern, wurden ausgezeichnete Krieger in diese Kaste aufgenommen, andre, wie die Guaykuru, besaßen zu diesen Edlen noch einen besondern Kriegerstamm.

Bei nordamerikanischen Völkern erinnert an diese gesellschaftliche Gliederung eine halb als Arbeitsteilung, halb als Kastensonderung zu verstehende Zerfällung in eine friedliche und eine kriegerische Hälfte. Die friedlichen Clans dürfen kein Tier selbst töten, sondern sind auf vegetabilische Nahrung angewiesen, bis sie sich mit den Kriegern über den Eintausch von Fleisch gegen Vegetabilien verständigt haben. In den Zeremonien, die einen Kriegszug einleiten, ist es maßgebend, daß die friedliche Partei des Stammes in all ihren kriegerischen Angelegenheiten nicht aktiv sein kann, sondern sich durch Leute von der Kriegspartei vertreten lassen muß. Wird von den Osage, welche ihre friedliche Partei Tschisu, die kriegerische Hanka nennen, ein Feind erlegt, so wird sein Skalp dem Anführer der Hanka überreicht, und dieser gibt ihn dem Chef der Tschisu-Leute mit den Worten: „Hier ist das, wofür du mich in Anspruch genommen hast!" Die Tschisu tragen ihre rote Kriegsbemalung auf der linken Seite des Gesichtes, die Hanka auf der rechten, und entsprechend werden auch die Kriegspferde bemalt. Dieselben Osage-Indianer stellen auf ihren sommerlichen Büffeljagden ihre Zelte stets in einer bestimmten Ordnung gemäß der Reihenfolge der Clans oder Gentes, woraus der Stamm besteht, auf. Auf einem Situationsplane würden so sieben Clans die linke, sieben die rechte Seite des Kreises einnehmen. Beide Lager sind durch eine gemeinsame Straße, welche den Durchmesser des kreisförmigen Gesamtlagers bildet, geschieden. Zur Linken lagern die Tschisu-Gentes, welche das Friedenselement des Stammes bilden, zur Rechten die Hanka-Gentes, in denen das kriegführende Element seinen Ausdruck findet. Ausdrücklich sei betont, daß die Claneinteilung oder das

Totemsystem sich unberührt von diesen politischen Gliederungen als rein gesellschaftliche Einteilung durch den Stamm zieht.

Diese eigentümliche Organisation erscheint wie eine Weiterbildung der bevorrechteten Stellung, welche die oft wieder in Abteilungen oder Banden zerspaltenen Zünfte der Krieger und Jäger bei vielen nordamerikanischen Stämmen einnehmen. Bei Missouri-Stämmen gab es bis zu sechs Banden, die alle Männer des Stammes in bestimmten Altersklassen umfaßten, dabei aber durch Tiernamen und äußere Abzeichen, Tiermasken und andre, unterschieden waren, welche an ein Herübergreifen des Totem-Systemes denken lassen. Jede Bande hatte besondere Tänze und Gesänge, jeder war bei allgemeinen Tänzen Stelle und Rolle angewiesen, zu einigen gehörten auch Weiber, welche bedienten. Ähnlich waren auch die Weiber des Stammes in Banden geteilt. Indem man durch Hingabe wertvoller Dinge sich von einer niedern in eine höhere Bande hinaufkaufen konnte, trugen diese Einrichtungen zur Zirkulation und Ausgleichung des Besitzes bei. Es mag dann wohl auch vorkommen, daß ein solcher friedlicher Stamm sich loslöst, und so läßt sich die Existenz der durch Exogamie verbundenen Wintun-Stämme Tien-Tien und Hupa erklären, die keine Skalpe nehmen. Sie veranstalten zwar Schießübungen mit Bogen und Pfeil, ihre ernsthafte Waffe ist aber nur noch die Schleuder für die Jagd.

Ganz ohne Häuptling sind nur heruntergekommene, versprengte Stämme oder solche, die bereits gelernt haben, an die Europäer sich anzulehnen. So schienen die Wulwa vor einigen Jahren keinen eignen Häuptling zu haben. Auch hatten sie keine Dörfer, sondern lebten zerstreut in Gruppen von zwei oder drei Hütten zusammen. Auf den nordamerikanischen Reservationen haben aber die Häuptlinge sich vielfach als Lehrer, Missionsgehilfen und Musterackerbauer oder -Viehzüchter an der Spitze ihres Stammes gehalten.

Außer den natürlichen **Insignien der Herrschaft**: Stärke, Größe, womöglich auch Wohlbeleibtheit (bei Südamerikanern ist es ein wohlgefälliger Gruß, dem Häuptlinge zu sagen: „Deine Leute sind fett"), zeichnet den Häuptling oft sehr wenig vor seinen Mitratern und Mitkriegern aus. Was ihn vor andern hervorhob, waren in Nordamerika bei kriegerischen Stämmen die Federn und andrer Schmuck im Haare, welche siegreiche Kämpfe, getötete Feinde 2c. bezeichneten, und die verzierten Insignien der Kriegerkaste, an deren Spitze er stand, wie z. B. bei den Schwarzfüßen eine mit Bisonhufen behangene flache Holzkeule. Federkronen gehörten zum Kriegsschmucke. In Südamerika scheinen, noch ehe dort die Europäer Ehrenstäbe einführten, zepterartige, geschnitzte Stäbe oder Keulen, ferner Federzepter (bei den Mundruku), kurzgestielte Äxte (bei den Cran) getragen worden zu sein. Dazu kommt als häufigster Schmuck eine Stirnrosette aus bunten Federn, wohl auch ein Diadem aus Alligatorschuppen. **Vasconcellos** erzählt von krallenartigen Nägeln als Würdezeichen. Mondsichelförmige Brustplatten aus der Schale großer Muscheln, aus Nephrit und anderm Materiale, öfters so dünn gearbeitet, daß beim Anschlagen ein feiner Ton entsteht (Klangplatten), gleichen in der Form den entsprechenden Würdezeichen der Polynesier.

Die **Ratsversammlung** scheint alle freien und mündigen Waffenträger des Stammes zu umschließen; auch **Martius** will Jünglinge nie dabei bemerkt haben. Bei den Nordamerikanern wird in ihrer Mitte ein Feuer unterhalten, das aus rein zeremoniellem Grunde als unentbehrlich bezeichnet wird. Auch die Südamerikaner halten ihre Versammlungen gern bei einbrechender Nacht und bei Fackelschein. Genuß von Tabak oder berauschenden Getränken pflegt die Beratungen zu begleiten, ja bei den Abiponern waren die Ratsversammlungen geradezu Trinkgelage, und die Beschlüsse wurden in der Trunkenheit gefaßt, nichtsdestoweniger aber getreu ausgeführt. Manches Mysteriöse umgibt diese Versammlungen, von denen z. B. ein Indianerfreund wie **Dodge** bekennt, auch durch die intelligentesten Indianer sehr wenig Genaues über dieselben vernommen zu haben. Indem er

einfach das gibt, was er Thatsächliches erfahren, bezeichnet er die Bedeutung der Ratsversammlung im öffentlichen Leben der Indianer als eine überragende, sowohl den innern als den äußern Angelegenheiten gegenüber. Für die letztern scheint diese bedeutsame Stellung auch selbst bei den sonst locker zusammenhängenden Stämmen zuzutreffen. Bei jedem Anlasse wird die Ratsversammlung in die Beratungshütte berufen, wenn die Stammesgruppe eine solche besitzt. Die Teilnehmer stehen, kauern am Boden oder liegen in den Hängematten. Der Häuptling spricht zuerst, die andern folgen in Ruhe, ohne sich zu unterbrechen, und es scheint das berühmte blumenreiche, in seiner Bedeutung oft übertriebene Reden nur den ältern Männern zuzustehen, welche die vordern Plätze einnehmen, während die jüngern Krieger sich im Hintergrunde halten. Abstimmung ist unbekannt, Beschluß erfolgt durch Zuruf, was den großen Einfluß der Redner wohl mit erklären mag.

Neben Häuptling und Ratsversammlung übt eine dritte Organisation einen mächtigen Einfluß auf das ganze Leben und Thun des Stammes; es ist dies die Vereinigung der Jäger des Stammes, eine Art von Zunft, die in ihren eignen Angelegenheiten ohne Appellation richtet und schaltet. Dodge hat diesen Bund, der besondere Namen, bei den Cheyennes z. B. den der „Krieger des Hundes“, führt, als den Magen des Indianerstammes bezeichnet, dessen Kopf und Herz im Häuptlinge und der Ratsversammlung zu erblicken sein würden. In demselben Maße nun, wie die Anforderungen des Magens dauernder sind als diejenigen des Herzens oder Gehirnes, ist auch der Einfluß dieses Bundes oft ein tiefer gehender als derjenige des Häuptlinges und der Ratsversammlung. Dieser Bund umschließt die jüngern Häuptlinge, die Jäger und Krieger und alle Jünglinge, welche bereits mitthätig sind, ohne doch die Weihen des fertigen Kriegers erhalten zu haben, d. h. also die ganze männliche Arbeitskraft des Stammes, welche Nahrung erwirbt und Schutz gewährt. Unter ihrer Aufsicht steht das Dorf oder Lager, sie bestimmen den Ort, wo es aufzuschlagen ist, und die Wachen, suchen oder bestimmen die Jagdgründe und organisieren die Jagd; für eine ihrer wichtigsten Aufgaben halten sie es seit der Verminderung des Wildstandes, für die Schonung des letztern zu sorgen. Die Häupter dieses Bundes sind die geschicktesten und berühmtesten Jäger, sie erledigen ihre Angelegenheiten in besondern Ratsversammlungen und strafen, wie es scheint vorwiegend mit Prügeln, die Verletzung ihrer Satzungen. Bei so entschieden von Jagd lebenden Völkern wie den Tinne reduziert das Übergewicht der Jäger den Häuptling zum Anordner der Jagden und Handelsreisen. Allerdings setzt ihn die Hudsonbai-Kompanie ein. Mehrtägige Jagden unter Leitung des Häuptlinges kommen auch unter Brasiliern vor. Bei andern gehört wenigstens die Bestimmung der Jagdzeit zu den Aufgaben des Häuptlinges.

Wir wissen bei den Amerikanern außerhalb der großen Kulturländer nichts von großen, beherrschenden Staatenbildungen. Konföderationen bildeten sich höchstens zeitweilig zum Zwecke von Kriegs- oder Raubzügen, oder es schlossen sich schwächere Stämme zum Schutze gegen stärkere zusammen, wie Anfang dieses Jahrhunderts die vereinigten Patucho vorübergehend den Botokuden die Stirn boten. In großen Gruppen, wie z. B. derjenigen der Tschinuk, gab es nur Dorfstaaten. Der geringe Einfluß ihrer Häuptlinge fiel schon frühern Beobachtern auf. Cook bemerkte zwar, daß es auch unter ihnen „eine Art von Oberhäuptern oder Befehlshabern gibt, welche in ihrer Sprache Akuihk heißen, und denen die übrigen gewissermaßen untergeordnet sind“, meinte aber, es erstrecke sich die Autorität eines jeden vielleicht nur über seine Familie, welche ihn für ihren Vornehmsten erkennt. So wird auch von den Thlinkit in erster Linie hervorgehoben, daß ihr Gemeinwesen ein patriarchalisches sei, das durch Übereinkunft und strikte Beobachtung des Herkommens in bestimmten Formen gehalten werde, während die Häuptlinge nur einen geringen Einfluß in Anspruch nehmen, der durch Reichtum, manchmal auch durch körperliche oder geistige

Überlegenheit gestützt werden muß. Bei den Nutka wird dem Häuptlinge nur eine formal führende Stellung zugegeben.

Die Zersplitterung dieser Völker in eine Masse von kleinen Völkchen bringt eine Menge kleiner Feindseligkeiten mit sich. Gerade die Teile eines und desselben Volkes, besonders wenn es weit verbreitet ist, befehden sich am heftigsten. Die vielen Stämme der Tinne z. B. lagen alle in Fehden miteinander, als die Europäer sie trafen. Die einzelnen Dörfer sogar versperren ihre Zugangswege mit spitzen Pfählen, die sie verborgen in die Erde setzen. Prinz von Wied schildert die keineswegs starken Stämme der Botokuden alle im Streite mit ihren Nachbarn und zwar meist in einem Streite, der so sehr Vertilgungskampf war, daß einzelne Nachbarstämme, wie die Malali und Maroni, sich nur zu erhalten vermochten, indem sie sich unter den Schutz der christlichen Priester und Behörden stellten. Auf den Flüssen Guayanas hemmen diese Gegensätze den Verkehr in empfindlicher Weise. Jeder Stamm hindert die übrigen, sein Gebiet stromauf- oder abwärts zu passieren: die Yuca lassen nicht die Trio-Indianer auf dem Tabanahoni herabfahren, die Poligudu versperren den Boni den Maroni, die Boni lassen kein Boot der Yuca und Poligudu den Aua hinauf, keins der Rukujenn, Emerillon oder Oyaculet den Aua hinunter.

Dieser beständige Fehdezustand prägt sich auch in den Sagen der Indianer aus. Brown hörte am obern Essequibo bei den Taruma von einem Stamme, der in seinen Booten auf umzäunten Teichen schlafe, und auch Crevaux wurde von den Uyana gewarnt, bis zu den blutdürstigen Trio vorzudringen, welche die Nächte immer im Flusse zubrächten. Neben der Furcht vor wilden Tieren ist wesentlich die vor menschlichen Feinden der Grund, warum ganze Indianervölker in der That mehr auf dem Wasser in ihren Kähnen als am Lande in ihren Häusern leben. Noch heute besteht eine der größten Erschwerungen des Verkehrs im untern Amazonenstromgebiete darin, daß bei Annäherung von Fremden sich die Indianer stets sofort in ihre „Sitios", d. h. abgelegene Waldverstecke, zurückziehen oder dorthin wenigstens ihre Nahrungsmittel in Sicherheit bringen.

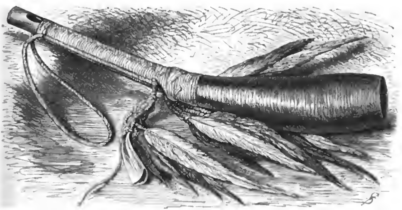
So häufig nun Kriege sind, so sorgsam werden sie vorbereitet; doch wird allerdings diese Vorbereitung durch die innere Organisation dieser Stämme unterstützt, unter denen die größern, stärkern immer ihre eigne Kriegerkaste besitzen. Kundschafter werden ausgesandt, und diese entfalten bei ihrem Werke jenen hohen Grad von Findigkeit, Anpassungs- und Verstellungskunst, welcher besonders die Nordamerikaner als Meister in diesem Teile des kleinen Krieges erscheinen ließ. Nach ihrer Rückkehr wird im Rate bei Trunk und Tabak über den Krieg beschlossen, der nur dann unternommen wird, wenn die Aussichten günstig liegen. „Wenn sie den Sieg nicht sozusagen in Händen haben, so ergreifen sie die Waffen niemals", sagt Dobrizhoffer. Die Kriegserklärung wird, wo überhaupt mehr als ein Raubzug beabsichtigt ist, durch bestimmte Symbole oder durch eigentliche Boten verkündet. Die häufigsten Symbole bestehen darin, daß Pfeile oder Speere auf das feindliche Gebiet geworfen oder an der Grenze desselben in die Erde gesteckt werden. Als Martius von den Juri zu den Miranha reiste, beruhigte ihn der Häuptling jener über Kriegsgerüchte, welche umliefen, indem er versicherte, die letztern hätten den in die Erde gesteckten Speer wieder herausgenommen. Zum Kriege wird durch bestimmte Signale der Trompeten (s. Abbildung, S. 639) oder Trommeln gerufen, welche manchmal ganze Begriffsreihen in bestimmten Tonfolgen ausdrücken. Wir haben von einer derartigen „Trommeltelegraphie" der Jivaros schon oben gesprochen. In Nord- und Südamerika, besonders bei Mundruku und Irokesen, wird ein Stab von einem Krieger zum andern getragen, und jeder Unterhäuptling verpflichtet sich zur Heeresfolge, indem er eine Kerbe in denselben schneidet. Nordamerikanisch ist der symbolische Gebrauch, das mit Erinnerungshieroglyphen bedeckte Kriegsbeil auszugraben und tanzend umherzutragen. Wahrscheinlich ist es indessen,



SIOUX BEIM KRIEGSTANZ

gleich dem kurzstieligen brasilischen Beile, Tamarana, dem Butu der Kariben, vielmehr als Kriegsfahne und damit gleichzeitig als Würdezeichen des Kriegshäuptlinges aufzufassen. Beim kriegerischen Marsche sind Kundschafter beständig in Thätigkeit. Die Lager werden mit Sorgfalt an geschützten Plätzen aufgeschlagen und durch Vorposten bewacht. In ihnen findet je nach der Gliederung des Volkes die Absonderung in Geschlechter statt, von der oben gesprochen wurde. Oft wird nur des Nachts marschiert. Die Herdfeuer werden vervielfältigt, um den Feind über die Zahl der Anrückenden zu täuschen.

Die Feldzüge sind je nach dem Zwecke verschieden. Mit den geringsten Förmlichkeiten und in sehr wechselnder Zahl der Teilnehmer werden einfache Raubzüge unternommen. Bei großen Feldzügen des ganzen Kriegsvolkes, die in Nordamerika immer nur im Sommer stattfinden, werden mehrere Tage vor dem Ausmarsche mit Tänzen (s. die beigeheftete Tafel „Sioux



Eine Kriegstrompete brasilischer Indianer. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 638.

beim Kriegstanz") und Zeremonien zugebracht. Bei den Tänzen des ersten und dritten Tages führen die Hanka-Leute, bei denen des zweiten und vierten Tages die Tschisuh-Leute den Reigen an. Zauberer sind bei den Vorbereitungen wie beim Zuge selbst unentbehrlich. Am vierten Tage wird dann unter weitern Zeremonien der erste Schritt auf dem Kriegspfade gethan, indem die Krieger in zwei Kolonnen geordnet ausziehen. Eine ganz besondere Art des Feldzuges ist bei den Osage Nordamerikas diejenige des heiligen Sackes, woran nur wenige Leute teilnehmen. Eine solche Expedition geht von einem Trauernden aus; derselbe beschmiert sein Gesicht mit Erde, kommt ins Dorf und wählt sich einen ersten Diener, der für ihn in der Nähe des Dorfes eine kleine Hütte baut, in welche sich der Trauernde zurückzieht und, sich der Weiber enthaltend, lebt. Bald darauf sendet er seinen Diener aus, um zwei Leute, einen von der Hanka-, einen von der Tschisuh-Partei, als Bannerträger für die Expedition zu suchen, und nachdem diese gefunden, geht er mit ihnen aus, um die Krieger einzuladen. Jeder, der Lust hat, kann teilnehmen, und der Kriegszug beginnt. Wird ein Feind getötet, so kommt die Ehre, ihn getötet zu haben, dem Trauernden zu, gleichviel, ob er der wirkliche Erleger ist oder nicht, und der Skalp gehört ihm. Der Rückweg wird in Eile gemacht. Bevor aber die Krieger nach Hause kommen, werden die Trophäen und der Skalp an einen Pfosten gebunden und viermal darauf geschossen. Anderwärts wurden Schlägereien mit

Stangen und Knüppeln zum Austrage kleinerer Konflikte zwischen den Sippen eines und desselben Stammes ausgeführt, wobei aber die Waffen sorgfältig beiseite gehalten wurden.

Wenn die **Kriegsgefangenen** nicht zu Sklaven gemacht wurden, opferte man sie einer Blutrache oder irgend einem Aberglauben. Dabei behandelten die nordamerikanischen Haseninbianer ihre Gefangenen ganz wie die Mexikaner: man legte sie auf den Rücken,



Umaua oder Kröten-Indianer von Südamerika. (Nach Photographie in Damanns anthropologischem Album.)

stieß ihnen einen spitzen Pfahl durch den Nabel, öffnete die Brust mit einem Messer aus Feuerstein, riß ihnen das Herz heraus und gab dies den Weibern, die es verzehrten. Zeichen der Unterwerfung ist Sichniederwerfen vor dem Sieger, der seinen Fuß auf das Haupt des Besiegten setzt, wie **Martius** es bei den Juri sah. Doch gab es auch mildere Friedensbedingungen. **Charlevoix** erzählt einen Fall von Friedensschluß der Utagami, in welchem diese ihren bisherigen Feinden versprachen, ihnen ebenso viele Sklaven, die sie zusammenrauben würden, zu übergeben, als sie ihnen Krieger erschlagen hatten. Wenn ein Indianerstamm einen andern unterworfen hatte, wurde dies im indianisch-politischen Jargon mit den Worten ausgedrückt: Er hat ihm den Unterrock angezogen. Solche unterworfene Völker

wurden als Weiber und besonders als alte Weiber bezeichnet und scheinen nicht über ihr Land haben verfügen zu dürfen. Unterworfene Stämme gaben ihre niedrigere Stellung durch einen Tribut an zierlich geschnitzten Waffen, besonders Bogen und Pfeilen, kund, wie solche auch an die Portugiesen von brasilischen Völkern gesandt worden sind. Die Friedenspfeife galt nicht nur als Besiegelung des Friedensschlusses, sondern auch als Symbol der Unterwerfung. In der Tradition der Omaha kommt mehrmals eine Stelle vor, wo es heißt: Der Feind wäre vernichtet worden, hätte er nicht seine Friedenspfeife herausgebracht oder gezeigt.



Ein Dakota von Nordamerika. (Nach Photographie.)

Die Kriege führen oft über weite Gebiete hin, und wenn sie verwüsteten, so trugen sie doch etwas bei, die Völker durcheinander zu rütteln und in Berührungen zu bringen, die sich später nützlich erweisen konnten. Mit großem Rechte bezeichnet Karl Rau in seiner großen Arbeit über den Handel der nordamerikanischen Indianer deren ausgedehnte Kriegszüge als einen Faktor in der Verbreitung von Geräten ꝛc. über das Land. Die Irokesen New Yorks verfolgten ihre Kriegspfade bis an den Mississippi, die Mandan kriegten zwischen Pembina und dem Felsengebirge. Als La Salle 1680 bei den Illinois weilte, wurden diese von 600 Kriegern der Seneca angegriffen, und Carver erzählten die Winnebago, daß sie Monate dauernde Züge nach Neumexiko unternahmen. Kriegerische Verdrängungen waren an der Tagesordnung. Innerhalb einiger Generationen wanderten die Omaha, oder vielmehr wurden geschoben, vom heutigen St. Louis nach Bellevue (Nebraska), nach den Pfeifensteinbrüchen, nach der Poncas Reservation, nach Ponca, nach dem heute Homer genannten Orte, nach dem Elkhornflusse, nach dem Republicanflusse und

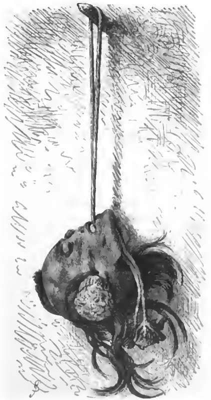
endlich auf die Reservation. Soweit man sehen kann, war die Ursache der Wanderungen fast stets der Anstoß eines andern Stammes.

Das Andenken großer Krieger wird lange in Ehren gehalten. Man sagt, daß die Campa sich noch heute alljährlich in einer der Ortschaften des Pajonals versammeln, um das Andenken Atahualpas zu feiern, wobei dessen Degen umhergetragen wird. Stämme, die sich weit voneinander entfernt haben, behalten einen Vereinigungspunkt in Erinnerungen dieser Art, so die friedlichen Pima und der von diesen abgefallene kriegerische Stamm. Viele Stämme haben bestimmte Vereinigungsplätze, die in ähnlicher oder andrer Weise mit dem dunkeln Erinnern an ihre Geschichte zusammenhängen mögen. „Das reiche, breite Thal von Cottonwood", erzählt Powers, „das natürliche Zentrum eines weit ausgedehnten, sterilen, hügeligen Gebietes, betrachten die weit zerstreuten Stämme der Wintun als einen Vereinigungspunkt ihres Volkes, als ein Stelldichein, ja, im wintunischen Sinne genommen, als ein Mekka. Bis auf den heutigen Tag lieben sie es, sich dort zu versammeln, obgleich sie nicht mehr wie in den Tagen ihrer Glorie und ihrer Größe, bevor das Blaßgesicht ins Land kam, große Volksversammlungen abhalten, in welchen mit feierlichem Pompe wichtige Staatsgeschäfte beraten wurden." O. Löw spricht von einer jährlich stattfindenden Zusammenkunft aller neumexikanischen Stämme auf dem fast 4000 m hohen Gipfel des Mount Taylor, zu der neuerdings auch die Navajos zugelassen werden. Derartige Gebiete sind häufig die Ausgangspunkte der Wanderung eines Volkes, dessen zerstreute Glieder dann gleichsam an der Wiege wieder zusammentreffen. Aber auch ohne diese Vereinigungen bleiben Stämme über auffallend weite Strecken miteinander verbunden, wie dies Prinz von Wied von den Puri des Espiritu Santo und von Minas berichtet.

Von der Sitte des Skalpierens wurde mehrmals gesprochen; wir haben in ihr eine Abart der Schädelverehrung vor uns. Der Schädel oder die Schädelhaut wurde durch Trocknen konserviert, letztere auf einen Reifen gespannt, und bildeten beide in dieser Form den Hauptschmuck der Hütte oder des Vorplatzes eines Kriegers und noch mehr des Vereinigungsplatzes einer Anzahl von Kriegern. Die Sitte des „Köpfeschnellens", ganz im bajakischen Stile geübt, ging einst durch einen großen Teil von Nord- und Südamerika. Es entspricht ihr so ziemlich das, was die Kanadier später „faire coup" nannten, und auch hier ging Fasten, Beten, Rauchen der heiligen Pfeife und dergleichen dem Zuge voran. Spanische Chronisten beschreiben diesen Brauch aus Nordperu wie aus Catamarca, und die Präparationsweise der Schädel glich der heute bei den Jivaros noch üblichen, d. h. es wurden Gehirn und Knochen entfernt und die Schädel- und Gesichtshaut mit heißen Steinen gefüllt, bis durch Schrumpfung ein Gebilde von der Größe eines kleinen Affenkopfes erzeugt war. Aus dem Caucathale und Darien hören wir von der Aufbewahrung getrockneter Menschenhäute, bei den Tschibtscha wurden die Skelette der Kriegerfürsten dem Heere vorangetragen, und die Panche hingen die Köpfe erschlagener Feinde an ihren Thüren auf. In gleicher Hinsicht erzählt Martius, indem er es als eine ganz allgemeine Eigenschaft brasilischer Indianer bezeichnet, in forterbender Feindschaft mit ihren Nachbarn zu leben, daß der Mundruku es als eine heilige Pflicht gegen sein Volk auffasse, dem armen schwachen Parentinin überall, wo er ihn findet, den Kopf abzuschneiden, um daraus durch Mumifizierung eine Trophäe zu machen (s. Abbildung, S. 643), welche freilich billig genug ist.

Professionelle Krieger, gleichsam die von allem Verbande losgelöste Kriegerkaste eines Stammes, „Indios bravos", ruhe- und gesetzlose Stämme, immer an der selbstgeschaffenen Isolation kenntlich, in der sie leben, sind durch alle Länder Amerikas zerstreut. Auf ihren Ursprung wirft jene Episode der Pima-Geschichte ein helles Licht, welche uns einen Teil des Stammes aus dynastischen Gründen in Sezession zeigt, der von dem größern Reste sich trennt und nun gezwungen ist, ein Räuberleben zu führen, das die Freiheit vom Zwange

der Stammesorganisation begünstigt. In Nordamerika sind die Komantschen und Apatschen solche professionelle Krieger und Räuber, die besonders mit den altansässigen Stämmen Arizonas und Neumexikos in so beständiger Fehde leben, daß sie wie Tiere niedergeschossen werden. So nehmen die Pima nie einen Apatsche-Krieger gefangen; sie halten diese Feinde für unrein, und ein Pima, der einen Apatsche getötet, sondert sich von seinen Gesellen ab und begibt sich in die Nähe seines Dorfes, wo er aber nur durch Zeichen seine Anwesenheit kundgibt. An einer abgelegenen Stelle muß er mehrere Wochen durch Enthalten von Fleisch und Salz, durch Baden, Beschmieren der Haare und dergleichen sich reinigen, wobei nur ein altes Weib ihn bedient. Dann empfängt ihn ein alter Mann des Stammes, schmiert Speichel aus seinem Munde in den des wie büßend vor ihm Liegenden und nimmt ihn so wieder in die Gemeinschaft der Sippe auf. Es ist übrigens sehr bezeichnend, daß besonders die Aneignung europäischer Pferde und Waffen die Entstehung derartiger Völker begünstigt hat. Mag es auch übertrieben sein, was die spanischen Chronisten angeben, daß die Araukaner ihren berühmten Verwüstungszug von 1599, der das südliche Chile um ein Jahrhundert zurückwarf, mit 3000 Berittenen, 70 Gepanzerten und 100 Flinten unternahmen, so zeigen doch gerade diese Südweststämme, wie rasch sich einzelne Stämme ein politisches Gewicht auf diesem Wege verschafften. Interessant ist in dieser Hinsicht auch ein Bericht Crevaux', der mit eingebornen Sklavenfängern in der brasilisch-kolumbischen Grenzregion zusammentraf. Mit europäischen Waffen versehen, unternehmen diese Indianer Raubzüge auf den benachbarten Strömen, greifen die dortigen, nur mit Bogen bewaffneten Stämme an, töten die, welche Widerstand leisten, nehmen die andern gefangen und führen sie den Seelenverkäufern auf der brasilischen Seite zu. Auch die Apatschen Nordamerikas und die Pampas-Indianer Südamerikas verkaufen den Überfluß an Kriegsgefangenen, und in den Territorien Neumexiko und Arizona der Vereinigten Staaten hat lange nach Aufhebung der Negersklaverei der Südstaaten noch der Handel besonders mit gefangenen Kindern der den Apatschen benachbarten Stämme stattgefunden. Weiße Ansiedler haben auf diese Art noch in den letzten Jahren ihren Bedarf an Dienstboten gedeckt. Als halb europäische Abwandlung des Indio bravo ist der Gaucho malo der Pampas zu betrachten, ein vom Pferde- oder Stierbändiger zum Räuber und Mörder aus Übermut oder Selbsthilfe fortschreitender Artverwandter des rohesten Steppenkosaken oder ungarischen Roßhirten.



Eine Trophäe brasilischer Indianer. (Ethnographisches Museum, München.) Vgl. Text, S. 642

Wir hoben bereits hervor, wie die Individuen eines Stammes und einer Horde meist ein gemeinsames Abzeichen, in einem charakteristischen Zierate bestehend, wie Federn auf dem Kopfe, Gürtel, Holzscheiben, Rohrstengel, Steine, Harzcylinder, Muscheln an verschiedenen Teilen des Kopfes, und ganz besonders gewisse Arten von Tättowierungen besitzen, die sie schon von früher Jugend an nach Anweisung der Verwandten am Körper oder auch bloß im Gesichte anbringen. Diese Abzeichen werden besonders im Kriege zur Kenntlichmachung der Parteien benutzt, und daher schreibt sich die Rolle, welche der „war-paint“ in der Geschichte der Indianerkriege spielt.

Das im engern Horizonte der Einzel- und Familienangelegenheiten scharfe Auge des Indianers scheint an Schärfe zu verlieren, wenn es den weitern Umfang der Stammesinteressen umfassen will, soweit diese durch eine bestimmte Grenze räumlich festgelegt erscheinen. Alle Beobachter stimmen überein, wenn sie die Verwirrung der Begriffe der Indianer über Grenzen und Ausdehnung ihres Landes schildern, trotzdem womöglich Flußläufe zur Fixierung herangezogen wurden. Auch die praktischen Politiker haben die Wirkungen dieses Zustandes zu empfinden gehabt. So haben die Vereinigten Staaten den Boden des heutigen Staates Illinois doppelt erwerben müssen, zum Teile sogar dreifach, in vierzehn Verträgen mit den Indianern, deren Besitztitel bunt über- und durcheinander griffen. Es liegt der Hauptgrund hierfür wohl darin, daß für die Ausdehnung des Stammesgebietes über das unmittelbar durch Arbeit zu eigen gemachte Land und dessen Umgebung hinaus nur die Erstreckung der Jagdgründe praktisch maßgebend sein kann. Gibt es auch Traditionen und, wie Martius uns schildert, Verträge über solche Grenzen, die unter Mitwirkung des Zauberers festgesetzt und durch aufgehängte Lappen, Fetzen, Baumrinden, Körbe markiert werden können oder sich an natürliche Merkmale, wie Berge, Flüsse, große Bäume, anlehnen, so gilt es doch anderseits als Regel, daß, wenn ein Volk seine Jagdgründe nicht ausnutzt, ein andres sich derselben bemächtigt. Dies gibt häufig Anlaß zu Fehden, wie denn die Streitigkeiten über die Grenzen der Jagdgebiete als Hauptursache der Kriege zwischen den Botokudensippen angegeben werden, vollzieht sich aber bei temporären Wanderungen auch stillschweigend.

Wenn auch die Besitzergreifung und nachfolgende Kolonisation Amerikas durch die europäischen Mächte eine thatsächliche deutliche Leugnung jedes indianischen Besitztitels in sich schloß, so daß z. B. auch bei kolossalen Besitzänderungen, wie sie der Friede zwischen England und den jungen Vereinigten Staaten nach dem Unabhängigkeitskriege mit sich brachte, kein Zweifel an dem alleinigen Verfügungsrechte der weißen Eroberer und Entdecker selbst über noch unbetretene, unbekannte Gebiete laut ward, so mußte doch eine gerechte Würdigung der Verhältnisse endlich zur Erkenntnis führen, daß den Indianern als den frühern Bewohnern irgend ein Recht auf den Boden zukomme, das auf andre nur durch freie Übertragung übergehen könne. Infolge dieser veränderten Anschauungen entstanden seit 1789 unter der Präsidentschaft Washingtons die Verträge der Vereinigten Staaten mit den verschiedensten Stämmen oder Konföderationen der Indianer, und das indianische Besitzrecht ist seitdem über allen Zweifel anerkannt. In einem Streite zwischen den Tscheroki und dem Staate Georgia hat der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten entschieden, daß dieser Indianerstamm ein Staat sei, mit dem die Vereinigten Staaten Verträge abgeschlossen hätten, die deutlich zeigten, daß er als ein Volk anerkannt werde, welches fähig sei, in Krieg und Frieden andern Völkern gegenüberzutreten. Gleichzeitig wurden aber die Beziehungen der innerhalb der Grenzen der Vereinigten Staaten wohnenden Stämme in einer eigentümlichen Weise dahin bestimmt, daß sie in keiner Weise als fremde Völker, sondern als „domestic dependent nations“ anzusehen seien. Spanier und Portugiesen verfuhren in den weiten ihnen zugefallenen Gebieten konsequenter und endgültig, doch auch menschlicher, indem sie die Indianer als unmündig, als „gente sin razon“, auffaßten.



Ein Pahni-Indianer Nordamerikas im Kriegsschmucke. (Nach Photographie.)

Völkernamen sind die verschiedensten Motive untergelegt. Die Tehuelchen heißen Südländer, die Pehuenchen Ost-, die Hilluichen Westländer. Patronymika kommen ebenfalls häufig vor. Die Tupi-Stämme Amoipira und Potyndra sollen ihre Namen sogar unverändert von gleichnamigen Anführern erhalten haben. Andre Namen, wie Cajapo und Cran, sind von körperlichen Merkmalen, wie verlängerten Ohren oder eingeschnürten Gliedmaßen, hergenommen; Coroados heißen die Geschornen, Loucheur die Schielenden 2c. Gewisse Zusätze sollen Auszeichnungen andeuten, wie das Cre und Ere, d. h. Echte, das die Manao des Rio Negro ihrem Namen vorsetzen. Eine ähnliche Bedeutung hat der Name Wintun, der ein ehrendes Kollektiv für die als Thalvolk, Westliche Sprecher, Ost-, West-, Süd- und Nordvolk unterschiedenen Zweige ist und Indianer oder Volk mit dem Sinne „Volk der Völker“ bedeutet. Die sogenannten Guarani hatten keinen Gesamtnamen, sondern nur ihrer Sprache gaben die Spanier diesen Namen, der „Unterworfene“ bedeutet.

Den friedlichen Verkehr verschönert eine große Zahl von Zeremonien. Die Oyampi gebrauchen unter sich das Wort banaré, d. h. Freund, so oft, daß sie bei ihren Nachbarn geradezu den Namen davon führen. So heißt z. B. der Ort, wo der Oyapok aufhört, schiffbar zu sein, „Landungsplatz der Freunde“. Ein Zweig der Wintun Kaliforniens trägt den Namen Tien-Tien, der ebenfalls Freunde bedeuten soll. Powers meint, es möge dieser furchtsame, friedliche Stamm sich solche Benennung wohl in der Absicht beigelegt haben, dadurch die mächtigen kriegerischen Hupa, in deren Bereiche er lebt, abzuwehren. Bei den Oyampi wie den Rukujenn hat der Häuptling dem Gastfreunde einen Ehrentrunk zu reichen, und bei den mit den letztern sehr nahe verwandten Apalaî tritt der Tabak an seine Stelle. Crevaux erzählt, wie wenig angenehm ihm die Bewillkommnung war, die ihm in den Apalaî-Dörfern zu teil wurde, wo die größte Ehre, die man dem Gaste erweisen kann, darin besteht, daß man ihn einige Züge aus der angerauchten Zigarre, einem in ein Tauariblatt eingewickelten Tabaksblatte, thun läßt. In den geselligen Zusammenkünften läßt die lebhafte Unterhaltung nichts von der angeblichen Dumpfheit des indianischen Charakters erkennen. Die Neugier ist groß; es passiert so selten Neues im einförmigen Indianerleben, daß selbst der geringste Vorfall für diese Leute von höchstem Interesse ist und sie sich beeilen, diesen sogleich nach andern Niederlassungen zu melden; der Besuch eines Weißen ist für sie ein Ereignis. „Ich konnte oft bemerken“, erzählt Appun, „wie sofort nach meiner Ankunft in einer Niederlassung einige von deren Bewohnern Bogen und Pfeile, ohne die sie nie ausgehen, ergriffen und sich entfernten, um die Neuigkeit in der nächsten Niederlassung zu verbreiten.“ Gastfreundschaft wird hoch gehalten, und den Gastfreunden zuliebe feiert man Feste. Selbstverständlich ruht sie auf der Grundlage der Gegenseitigkeit, denn die reichliche Bewirtung, die besonders bei den Festen geübt wird, ist Fremden gegenüber nicht üblich und erfolgt nur da, wo man der Erwiderung sicher ist. Einladungen zum Mitessen dürfen nicht abgeschlagen werden. Nordweststämme und Chiloten erheben bei der Annäherung an eine befreundete Küste Gesänge, welche mit Gesang erwidert werden.

Zahlreich und höchst mannigfaltig sind die Feste, durch welche zu wiederkehrenden Zeiten wichtige Abschnitte im Leben oder der Arbeit oder in der Natur gefeiert werden. Von den Indianern Neumexikos, speziell Akomas, schreibt Bandelier: „Man freut sich, wenn zur Zeit der Wintersonnenwende das Tagesgestirn seinen niedrigsten Stand erreicht und die Scheibe über bestimmten Felsen in längst durch empirische Beobachtung ermittelter Stellung ruht. Man freut sich der Sommersonnenwende, man freut sich jedes Mondwechsels; ist der Mais gepflanzt, der Weizen bestellt, sind die Ernten eingebracht, so freut man sich und tanzt. Man freut sich jeder Geburt, jeder Heirat. Im Winter tanzt man jede Woche, oft mehrere Tage. Hat aber die gelb gefärbte Wintersonne aufgehört, zu

herrschen und wird die grüne Sommersonne das regierende Gestirn, dann hören die Tänze auf, die Märchenerzähler verstummen, denn die Klapperschlange ist hervorgebrochen aus ihrem Loche, und wehe dem, der eine Lüge spricht." Viele von diesen Festen haben einen ganz vorwiegend religiösen Charakter, andre sind mehr bürgerlicher Natur, aber auch durch die letztern zieht sich wohl fast immer ein Faden von abergläubischen Gebräuchen, und sollten dieselben auch nur in der Beschenkung des Priesters bestehen, der ja bei keiner Gelegenheit leer ausgeht. Die eigentliche Festzeit ist aber die Zeit, in der die Arbeiten und meist auch die Fehden ruhen. Die gewöhnlichen Feste bestehen dann in einer Bewirtung und Beschenkung der Gäste, die sich dafür durch Aufführung von Tänzen erkenntlich erweisen. Eigne Ordner achten auf die richtige Abhaltung der Feste, Herolde laden feierlich dazu ein, unter Umständen die Einladung mehrmals wiederholend. Die Bewirtung geschieht gewöhnlich mit Fleisch und geistigen Getränken. Die Speisen werden den um das Feuer herumgelagerten Gästen von den Freunden des Gastgebers direkt in den Mund gesteckt, und das nicht Genossene muß mit nach Hause genommen werden. Im Nordwesten wird von den Haidah ein Fest nach dem Schlusse der Lachsfischerei gefeiert, nachdem ihr Häuptling, der zugleich Zauberer ist, in Bärenfell und Rinde gekleidet, im Walde mit den Geistern Umgang gepflogen hat. Bei den Nutka erweitern sich die überall üblichen Tänze sogar zu szenischen Darstellungen, in denen ganze Jagden, Kämpfe, die Bewegungen von Seehunden und andern Tieren nachgeahmt werden. An seltsamen Zeremonien fehlt es auch hier nicht. Bei den Thlinkit zum Beispiel hält am Schlusse des Festtanzes einer der Tänzer eine Ansprache, die ein Zuschauer von außen beantwortet. Bei den weniger reichen, daher auch sozial weniger entwickelten Stämmen des Südens, wie den Tschinuk, verlaufen die Feste einfacher, das heißt ohne Herolde, feierliche Einladungen, Festspiele. Hier soll auch die schöne Sitte des Nordens, daß der Festgeber seinen Gästen Geschenke darbietet, unbekannt sein. Aurel Krause schildert anziehend die Art, wie die Geschenke unter Gesängen und mit sorgfältig eingehaltener Rangabstufung überreicht werden. Indem für diese Geschenke Mitarbeit am Hausbaue, Bildschnitzen und dergleichen gewährt oder dieselben mit Zins nach bestimmter Zeit zurückgegeben werden, gewinnen sie bei den Haidah unter dem Namen Potlatsch die Bedeutung einer wirtschaftlichen Grundinstitution von großer Bedeutung. Oft wird das ganze bewegliche und entbehrliche Eigentum in dieser Weise weggegeben und eingetauscht.

Zu den Tänzen gehört außer Bemalung und klapperndem Zierate gerade hier ein reicher Apparat von den verschiedensten kunstreich geschnitzten Masken, welche vor dem Gesichte oder nur vor dem obern Teile des Kopfes und der Stirn befestigt werden. Einige sind Menschengesichter, mit Haaren, Bärten und Augenbrauen, andre Köpfe von Vögeln, hauptsächlich von Adlern und Sturmvögeln; viele stellen Köpfe von allerlei Land- und Seetieren vor, wie von Wölfen, Hirschen, Delphinen, und gewöhnlich gehen sie alle weit über die natürliche Größe der Originale hinaus. Vielfach sind die Masken auch bemalt und mit Glimmerblättchen bestreut, durch deren Glanz der Eindruck dieser Mißgestalten noch erhöht wird. Oft geht es mit dem Hange zu diesen Verzierungen so weit, daß man ungeheuer große Stücke Schnitzwerk, zum Beispiel die Vorderteile eines Canoe, auf dem Kopfe trägt, die ebenso bemalt sind und weit hervorstehen. „Einer, dem es an einer Maske fehlte", erzählt Cook, „setzte sich einen blechernen Kessel, den er von uns erhandelt hatte, auf den Kopf, um diesen Lieblingsschmuck nicht gänzlich entbehren zu müssen." Die Masken aus weichem Holze, welche man vom Nutka-Sunde in unsern Sammlungen bewahrt, sind mit großer Schärfe und Sicherheit geschnitten und schön geglättet. Die menschlichen Masken sind ausgezeichnet durch ihren Rassencharakter, der deutlich hervortritt und für die genaue Naturnachahmung spricht.

Ähnlich dem erwähnten Feste des Lachses war im übrigen Nordamerika das Fest der ersten Früchte oder des grünenden Kornes, welches von den Golf-Indianern, Huronen, Algonkin und den Stämmen westlich des Mississippi gefeiert wurde. Ihm gingen zweitägige Fasten, Enthaltung vom Weibe und der „schwarze Trank“ voraus, der aus Ilex Cassine gebraut ward. Am dritten Tage wurde morgens gegessen, und gegen Sonnenuntergang begann unter allgemeiner feierlicher Stille der Priester das Feuer zu reiben, welches von allen Vergehen außer dem Morde die Anwesenden entsühnte und darum mit Freude begrüßt ward. Alle Übelthäter mochten nun straflos zu ihren Dörfern zurückkehren. Das Feuer wurde in einem irdenen Topfe auf einen mitten in dem Versammlungsplatze errichteten Altar gestellt. In dieses Feuer goß der Priester etwas vom „schwarzen Tranke“ und bot neue Feldfrüchte, mit Bärenfett beschmiert, dem Geiste des Feuers dar. Nun erhielt jede Hausfrau neues Feuer für die Zubereitung ihrer Speisen, an denen die Männer auf dem Versammlungsplatze, die Weiber und Kinder in ihren Hütten sich ergötzten, worauf Gesänge und Tänze folgten, bei welchen alle die ähnlich entsühnten Dörfer einander Besuche abstatteten.

Bei den Südamerikanern spielt das Trinken eine große Rolle bei den Festen und läßt dieselben nur zu oft auf Trinkgelage hinauslaufen. Der in den großen Holztrögen hergestellte Paiwari der Orinoko-Stämme findet seine schnelle Verwendung bei solchen Festlichkeiten, die fast allwöchentlich in jeder Niederlassung stattfinden. Außerdem aber feiert man jeden Monat, zur Zeit des Vollmondes, ein großes Trinkgelage, und erklärlicherweise endigen diese Feste in der Regel mit Berauschung der Beteiligten, da diese in unausgesetztem Tanzen, verbunden mit einem entsetzlichen Lärme, Tage hinbringen, bis sämtliche in der Festhütte befindliche Paiwaritröge völlig geleert sind. Anekelnd ist das Bild, welches Pöppig von chilenischen Indianern entwirft, die eine große Menge Wein liegend aus einem mit Schaffell ausgekleideten Erdloche schlürfen. Auch bei den kriegerischen Stämmen des Südens, den Abiponern und Genossen, ward keine öffentliche Angelegenheit, die ja in der Regel mit Krieg oder Frieden zusammenhängt, anders als beim Trunke entschieden. Welche verhängnisvolle Bedeutung diese nicht erst von den Europäern, wie man sieht, hereingebrachte, von ihnen aber später sehr geförderte Neigung zum Trunke in der Geschichte des Niederganges der amerikanischen Völker, besonders im Norden, gespielt hat, ist schon berührt worden. In keinem Lande der Welt, Neuseeland vielleicht ausgenommen, sind die geistigen Getränke in solchem Maße eine historische Macht von tief verderblicher Wirkung geworden, und der Rückgang ganzer Stämme nordamerikanischer Indianer hat erst von dem Momente an nachgelassen, wo der Branntweinhandel unter Kontrolle gestellt ward. Von den Toba bis zu den Churruje und wohl noch weiter nach Norden geht auch die Sitte, daß man bei diesen Festen kämpft und zwar oft in einer sehr ernsthaften Weise, wobei von den Waffen Gebrauch gemacht wird.

## 5. Die nordwestamerikanischen Indianer[1].

„Ethnologisch handelt es sich hier um eins der bedeutungsvollsten Areale auf der Erde, indem zu der Annäherung zweier Kontinente in der Beringsstraße noch eine dritte aus dem zwischenliegenden Inselreiche hinzutritt, und die eigentümliche Physiognomie, die somit hier an dieser Küste gerade schillert einerseits im polynesischen Reflexe und anderseits mit den Verzweigungen in den Nahuatl-Wanderungen, hat deshalb auch schon häufig die Aufmerksamkeit der Beobachter gefesselt."

Adolf Bastian.

Inhalt: Allgemeines. Tracht. Schmuck. Der Lippenpflock. Tättawierung. Masken. Waffen. Jagd. Fischfang. Kähne. Hütten. Handel. Spiele und Feste. Tanz und Musik. — Die Familie. Kindererziehung. Ehe. Stellung der Frau. Tatem. Eigentumsbegriffe. — Der Staat. Beschränkung der Häuptlingsmacht. Stände. Sklaverei.

Die Bewohner des Striches zwischen der Grenze der südlichsten Ausläufer der Eskimo-Völker und Kalifornien und zwischen dem Kaskadengebirge samt dessen Nordausläufern und dem Stillen Ozeane bilden einen in vielen Beziehungen eigenartigen Zweig der großen amerikanischen Völkerfamilie. In den Grundzügen mit dieser übereinstimmend, entfernen sie sich in Einzelheiten des äußern Lebens in einer Richtung, welche auf nähere Verwandtschaft mit Hyperboreern auf der einen, Polynesiern auf der andern Seite hindeutet. Nicht erst seit den Besuchen der Spanier, Engländer und Russen, die zusammen mit hawaischen Schiffsmannschaften und französischen Kanadiern an der Umbildung der Rasse und Sprache dieser Völker so wirksam gearbeitet haben, daß heute ganze Stämme aus Mischlingen bestehen und eine lingua franca aus Tschinuk, Englisch, Chinesisch, Hawaisch und Französisch an der Küste von Britisch-Columbia Verkehrssprache geworden ist, sind diese Völker tiefern fremden Einflüssen ausgesetzt worden. Wir wollen hier wesentlich die eigenartigen äußern Seiten ihres Lebens ins Auge fassen und besonders ihre merkwürdigen Kunsterzeugnisse betrachten; ihre gesellschaftlichen und religiösen Anschauungen und Einrichtungen konnten mit denjenigen der übrigen Amerikaner zusammengefaßt werden.

Die gewöhnliche Tracht beider Geschlechter besteht aus einem Kittel oder Mantel, dessen oberer Rand mit einem schmalen Pelzstreifen besetzt, der untere hingegen mit Fransen oder Quasten verziert ist. Der Stoff ist die Rinde einer vielseitig nützlichen Konifere, von Mackenzie einfach als Cedar, von andern als Red Cedar bezeichnet. Dieser Mantel geht unter dem linken Arme weg über die rechte Schulter, wo er mit zwei Schnüren zusammengebunden wird. Beide Arme bleiben folglich frei, und das Kleid hängt bis an die Kniee gerade hinab, so daß die linke Seite bedeckt ist, die rechte aber offen bleibt oder höchstens von den Rändern berührt wird. Ein Gürtel, gemeiniglich von grober geflochtener Arbeit oder von Wollenzeug, zieht den Mantel fest an den Leib. Über ihm trägt man einen Poncho, früher aus Haaren der Gebirgsziege oder aus Hundshaaren gewoben, welcher unten ebenfalls rundum mit Fransen besetzt ist und die Arme bis zu dem Ellbogen sowie den Leib bis zur Mitte bedeckt. An seine Stelle ist heute die nivellierende Wolldecke, das blanket, getreten, die so gesucht ist, daß sie sich bis zur Bedeutung eines Wertmessers erhoben hat, von welchem einzelne Häuptlinge Tausende aufstapeln. Auf dem Kopfe tragen die Nordwestamerikaner eine Mütze in der Gestalt eines abgestumpften Kegels oder eines umgekehrten

[1] Unter diesem Namen begreifen wir die Nutka-Indianer Caoks und Vancouvers und die Nutka-Columbianer späterer Ethnographen. Der Nutka-Sund, eine kleine Meerenge an der Westküste der Vancouver-Insel, von Coak für einen Sund der Festlandküste gehalten, gab allen ethnagraphischen Gegenständen seinen Namen, die van Coaks Zeit an aus Nordwestamerika in die Museen gelangten, auch selbst salchen hyperbarëischen Ursprunges.

Blumentopfes, die wie eine feine Matte aus Gras geflochten, verschiedenartig bemalt und manchmal mit einem Knopfe oder mit ledernen Quasten verziert ist und unter dem Kinne mit einer Schnur festgebunden wird (s. untenstehende Abbildung). Die Männer werfen über diese Kleidung oft noch eine Bären-, Wolfs- oder Meerotterhaut, deren rauhe Seite auswärts gekehrt ist, und binden sie oben wie einen Mantel und zwar so, daß sie bald vorn, bald hinten getragen wird. Wenn es regnet, schlagen sie eine grobe Matte über die Schultern. Das Haar hängt gewöhnlich frei herunter; doch binden es einige, zumal wenn sie keine Mütze tragen, auf dem Scheitel in einen Schopf zusammen. Im ganzen, meint Cook, ist also ihre Kleidung bequem genug, und sie würde auch nicht ganz übel stehen, wenn sie nur reinlich gehalten würde. Allein da der ganze Körper beständig mit einer roten Farbe aus Ocker und Öl eingerieben wird, so bekommt auch der Anzug seinen



Ein geflochtener Hut der Nutka-Indianer. (Ethnographisches Museum, Stockholm.)

reichlichen Anteil von fettem Schmutze und ranzigem Geruche. Überhaupt gehört die Reinlichkeit nicht zu den Tugenden dieser Völker.

Außer dieser Alltagstracht gibt es andre, die bei Festen, oder wenn sie sich Fremden zeigen und einen feierlichen Besuch abstatten, oder wenn sie in den Krieg ziehen wollen, getragen werden. Zuerst gehören hierher die Wolfs- oder Bärenfelle, welche zwar auf die gewöhnliche Art angegürtet werden, aber am Rande mit breiten Streifen von anderm Pelzwerke verbrämt oder mit geblümtem wollenen Zeuge besetzt werden, das die Eingebornen selbst verfertigen. Ferner gehören hierzu die Decken aus Ziegenhaar, in welche Figuren von mythologischer Bedeutung eingewebt sind. Sie tragen dergleichen Kleider entweder allein, oder ziehen sie auch nur über ihre andern Kleider an. Der Kopfputz besteht alsdann aus einer Menge Bast oder halbgeschlagener Baumrinde, welche sie um den Kopf wickeln, ähnlich wie die Polynesier ihre Tapastreifen, und mit einer Menge großer Federn, besonders Adlerfedern, umstecken oder auch über und über mit kleinen weißen Daunen gleichsam bepudern. Zugleich bemalen sie die obere und die untere Hälfte des Gesichtes jede mit einer verschiedenen Farbe und zwar so, daß die Pinselstriche oft wie frische Wunden aussehen, oder sie überziehen es mit gefärbtem Talge und bilden dann auf diesem Grunde eine Menge regelmäßiger Figuren, welche gleichsam wie Schnitzwerk erscheinen.

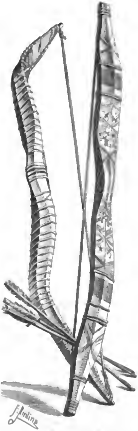
Bisweilen teilen einige das Haar in kleine Zöpfe, deren jeder mit Zwirn unterbunden wird; andre binden das Haar im Nacken und stecken Cypressenzweige hinein. Aber bei den Haidah kommt es auch vor, daß das Haar kurz geschoren wird, was bei den

Nutka-Sundbewohnern für eine Schande gelten würde, die nur den Sklaven vorbehalten ist. Junge Männer reißen bei den Nutka die Barthaare aus. Abschleifung der Zähne bis auf das Fleisch wird auf das Essen sandiger Fische zurückgeführt, beruht aber wohl eher auf bewußter Verunstaltung. Tättowierung kommt selten vor, sie war früher häufiger, z. B. bei den Tschinuk; wohl aber wird als Zeichen der Trauer, gegen die Wirkung des blendenden Schnees und des glühenden Herdfeuers und endlich am meisten wohl zur Erhöhung der Reize das Gesicht und oft noch andre Teile des Körpers mit schwarzer Farbe gefärbt. Bei Festen, Jagd und Krieg wird rote Bemalung, gelegentlich aber auch weiße angewandt, von welch letzterer Cook sagt, daß sie ihnen ein scheußliches, ekelhaftes Ansehen gebe.

Zu weiterm Schmucke machen diese Stämme nicht nur in dem Ohrläppchen eine ziemlich große Öffnung, sondern auch etwas höher hinauf, am äußern Rande des Ohres, noch zwei oder mehrere andre und hängen geschnitzte Stückchen Knochen oder Zähne oder auch auf einen ledernen Riemen genähte Federspulen, kleine Schnecken, Haifischzähne, wollene Quasten oder dünne Kupferbleche hinein. Später trugen die Tschinuk ganze Glaskorallenschnüre im Ohre. Bei vielen ist auch der Nasenknorpel durchbohrt und entweder eine weiche Schnur durchgezogen, oder dünnes Eisen-, Kupfer- oder Messingblech in Gestalt eines Hufeisens hineingehängt. „Sie kauften uns“, sagt Cook, „unsre Messingknöpfe sehr begierig ab, um sie zu diesem Gebrauche einzurichten.“ Seitdem ist durch den Handel das Silber hier häufig und zum beliebtesten Schmuckmetalle geworden, es wird höher als Gold geschätzt und in Arm- und Fingerringen einheimischer Arbeit oft mehrfach an einem Arme und an allen Fingern getragen. An den Händen trugen die Nordwestamerikaner früher nur Armbänder von weißen Perlen, die aus einer muschelartigen Substanz geschnitten wurden; ingleichen Büschel von Riemen mit Quasten oder ein breites, schwarzes, glänzendes, hornartiges Armband aus Einem Stücke. Auch die Knöchel an den Füßen wurden mit gekräuselten ledernen Riemen oder dicken, gedrehten Sehnen von Tieren verziert. Bei einigen Stämmen ist auch ein Pflock in der Unterlippe üblich, der früher von Holz und so groß wie ein Eßlöffel, breit und flach war, heute aber, mit wenigen bei alten Weibern zu beobachtenden Ausnahmen, auf einen Silberstift beschränkt ist. Dies ist offenbar eine Eskimo-Erbschaft, denn auch bei den Thlinkit wird dieser Pflock oder Stift nur den Mädchen beim Eintritte in die Zeit der Mannbarkeit appliziert, ist nur den Freien gestattet, den Sklavinnen verboten und wird endlich mit einem gegen das Zahnfleisch drückenden Knopfe, ganz wie bei den Eskimo vom King William-Sunde, angebracht. Bei den Haidah aber wurde dieser Schmuck einst größer und allgemeiner getragen, er wurde gewöhnlich aus Holz gemacht und scheint allen Frauen eigen gewesen zu sein. An seine Stelle trat später ein silbernes Röhrchen, und heute ist auch dieses verlassen. Die südlichen Stämme besitzen aber den Lippenpflock nicht; Simpson beobachtete ihn bis zum Millbank-Sunde, wo noch jüngst Jacobsen bei einem Weibe des Bella-Bella-Stammes ihn in 9 cm Breite sah. Neben dieser Verunstaltung kommt die von der Geburt an geübte Verunstaltung des Kopfes, bei einigen zum Plattkopfe, bei andern zum Kegel- oder Zuckerhutkopfe, weitverbreitet vor. Beide Geschlechter wurden ihr unterworfen, die Weiber vielleicht noch mehr als die Männer. Sie ist allgemein bei den Tschinuk, häufig bei den Nutka, selten bei den Haidah, nimmt also von Süden nach Norden ab. Einige Stämme, wie die Aht, haben diese Sitte seit Berührung mit den Weißen ganz aufgegeben.

Die Waffen der nordwestamerikanischen Indianer waren einst Bogen und Pfeile und zwar diese sehr vorwiegend, Schleudern, kurze und lange Spieße, von 1 bis 5 m, kurze knöcherne Keulen, ähnlich dem Meri der Neuseeländer, und eine kleine Axt, dem Tomahawk nicht unähnlich. Die Spieße waren gewöhnlich mit einer langen knöchernen Spitze versehen, die Pfeile mit Spitzen von Knochen mit Widerhaken; doch fand schon Cook auch

einige mit eisernen Spitzen. Heute findet man Bogen und Pfeil nur noch in den Händen von Kindern. Russische und englische Gewehre (die Amerikaner verbieten die Ausfuhr, wenigstens von Hinterladern, nach diesen Gebieten) findet man fast in jeder Hütte. Die Taawisch oder Tsuskiah genannte Art war eine besonders auffallende Waffe. Man sieht sie versehen mit einem 20—25 cm langen Steine, der an einem Ende zugespitzt und am andern in einen hölzernen Griff eingelassen ist, welcher den Kopf und Hals eines Menschen vorstellen soll, so daß der Stein in dem Munde befestigt ist und gleichsam eine ungeheuer große Zunge bildet. Außerdem ist das Instrument mit Menschenhaaren verziert. Die beträchtliche Anzahl ihrer steinernen Waffen schien frühern Beobachtern zu beweisen, daß sie im Gefechte gewöhnlich handgemein werden. Darauf könnte auch das Dolchmesser hindeuten (s. untenstehende Abbildung, rechts), welches heute jeder bei sich trägt; aber Lust am Kampfe wird zwar von den Thlinkit, die auch den Zweikampf lieben, nicht jedoch von den Haidah berichtet. Letztern wird im Gegenteile eine besondere Hinneigung zu heimtückischer Kriegführung zugeschrieben. Isoliert steht die Angabe Pooles, daß die Königin Charlotte-Insulaner keine andre Waffe als die Keule besessen hätten. Bei den Anwohnern des Columbiaflusses wird eine schwertartige, fast meterlange Keule beschrieben. Der Bogen der Nutka wird als besonders sorgfältig gearbeitet bezeichnet. Sproat schildert ihn als aus Taxus- oder Crab-Apple-Holz verfertigt, über 1 m lang, an beiden Enden vom Sehnenansatze zierlich aufgebogen. Derjenige der Tschinuk ist zur Verstärkung der Elastizität mit einem Sehnengeflechte überzogen und verbreitert sich aus der verschmälerten Mitte gegen die Enden zu. Er gleicht stark dem hyperboreischen (s. nebenstehende Abbildung, links). Die Pfeile sind sehr lang, oft über 1 m, mit gesägten Knochenspitzen oder auch mit Steinspitzen versehen, während der Schaft in der Regel aus einem kurzen Stücke schwerern und einem langen leichtern Holzes besteht. Bei den mehr zivilisierten Gruppen der Nutka waren aber schon vor dreißig Jahren Bogen und Pfeile vollständig verschwunden.



Bogen und Pfeile der Nordwest-Indianer. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)



Ein eiserner Dolch von Nordwestamerika. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) 1/5 wirkl. Größe

Schutzwaffen sind im Süden seltener als im Norden. Das einzige Kleidungsstück, welches Cook bei den Einwohnern von Nutka als ein Stück des kriegerischen Anzuges bemerkte, ist ein Mantel von dickem Leder mit ledernem Unterfutter, aus gegerbter Büffel- oder Elenhaut. Sie hängen ihn auf die gewöhnliche Art um und bedecken sich damit die Brust vorn bis an die Kehle, wobei er zugleich hinten bis beinahe zur Erde herunterhängt.

Bisweilen ist dieser Mantel in verschiedenen Abteilungen zierlich bemalt. Wegen seiner Dicke und Festigkeit widerstand er nicht nur den Pfeilen, sondern angeblich auch den Speeren und ersetzt also ein Panzerhemd. Im Kriege trugen sie damals noch einen andern ledernen Mantel, der in wagerechten Reihen mit getrockneten Hirschklauen besetzt war, so daß jede Klaue an einem ledernen, mit Federspulen besetzten Riemen hing. „Es scheint indes zweifelhaft", sagt Cook, „ob dieser Zierat dazu dienen soll, in der Schlacht den Feinden Schrecken einzujagen, oder ob man sich nur überhaupt bei Feierlichkeiten dessen bedient; denn einst sahen wir bei einem ihrer musikalischen Feste, daß der Leiter desselben einen solchen Mantel trug, eine Maske vor dem Gesicht hatte und seine Klapper schwang." Die Tschinuk hatten pfeildichte Lederkoller sowie Panzer aus zusammengereihten Stäben, ferner Helme aus Birkenrinde. Vereinzelt steht die Angabe Roß', daß sie kreisförmige Schilde aus Elchhaut besitzen. Viel reicher sind in dieser Beziehung die Thlinkit ausgestattet, denn sie haben, ähnlich den Hyperboreern, Harnische aus Holzstäben (s. nebenstehende Abbildung) und holzgeschnitzte Helme mit gräßlichen Fratzen als Visier. Indes stehen speziell ihre Harnische noch hinter denjenigen ihrer nördlichen Nachbarn zurück.



Ein Panzer aus Holzplatten und -Stäbchen, angeblich vom Nutka-Sunde, wahrscheinlich von den Thlinkit. (Britisches Museum, London.) 1/16 wirkl. Größe.

Die Wohnstätten der Nordwestamerikaner sind nach der Lebensweise der Bewohner verschieden. Wo das schweifende Leben der Jäger und Fischer herrscht, da gibt es nur flüchtige Obdächer aus Stangen und Rindenmatten, zunächst den Jagd- und Fischereigründen aufgeschlagen, und ähnlich wie im Innern Nordamerikas werden dann Winter- und Sommerwohnstätten unterschieden. Letztere liegen häufig auf kleinen Inseln. Diese Stämme bewohnen aber fast alle daneben doch ständige Häuser, die am Rande des Meeres oder eines Flusses, wenn möglich in von Natur fester Lage, wie Vancouver im Desolation River fand, auf senkrechten, von Natur unersteiglichen Klippen aufgerichtet sind, und von denen jedes einer Reihe von Familien gleichzeitig zur Wohnung dient. Viereckiger Grundriß dominiert. Poole sah auf den Königin Charlotte-Inseln ein Haus, das 15 m im Quadrate hatte und 700 Bewohner beherbergte, und Lewis und Clarke sprechen sogar von einem 70 m langen Hause im Thale des Willamette, das durch einen langen Gang in zwei Reihen Wohnstätten geteilt war. Jene sind wenig mehr als rechteckige Bretterhütten mit etwa 2 m hohen Wänden und Giebeldach. Heute wohnen in der Regel 4—6 Familien zu 6—18 Personen in einem Hause. Bei den Haidah, welche auch jetzt noch die größten Häuser bewohnen, fand Jacobsen doch keine über 20 m langen Häuser mehr. Die Giebelfronte ist in der Regel dem Wasser zugewandt und enthält die früher runde oder ovale, jetzt viereckige Thüröffnung. Im nördlichen Teile des Gebietes, vereinzelt selbst noch am Columbiaflusse, kommen Häuser vor, deren untere Hälfte unterirdisch ist. Im Dache aus Rinden ist eine viereckige Rauchöffnung gelassen, und innerhalb des Gebäudes sieht man ungehindert von einem Ende zum andern. Zwar bemerkt man auf beiden Seiten an den Wänden die Spuren von Abteilung für jede besondere Familie, die im Hause wohnt, und für Warenräume; allein diese Abteilungen versperren keineswegs die Aussicht, denn sie bestehen oftmals nur aus Stückchen von Planken, welche von der Wand gegen die Mitte des Hauses zu laufen. Wären die Verschläge etwas vollständiger, so könnte man ein solches Haus füglich mit einem langen Stalle

vergleichen, in dem an beiden Seiten Abteilungen und in der Mitte ein breiter Gang angebracht sind. Man findet nur bei reichen Besitzern einen hölzernen Fußboden. In der Mitte desselben ist ein quadratischer Feuerplatz gelassen, der in den Haidah-Häusern in der Weise vertieft ist, daß er wie die Bühne eines Amphitheaters bei den Versammlungen und Tänzen benutzt werden kann. Außerdem erhebt sich über ihm auf Pfählen ein Gestell zum Räuchern der Fische, Trocknen 2c. Da nur mit abgestorbenem Holze oder höchstens mit gefallenen Stämmen geheizt wird, deren Rauch unerträglich ist, und da die Heizung fast ununterbrochen stattfindet, ist die Luft in diesen Hütten schlecht und erklärt mit die Häufigkeit der Augenleiden. Geschnitzte Totempfosten zwischen und vor den Häusern, Schnitzereien im Innern der letztern, bunte Schamanengräber vertreten das künstlerische Element. In Cooks dritter Reise wird folgendes Bild eines Dorfes am Nutka-Sunde entworfen: „Das Dorf steht auf einer Anhöhe, welche von dem Strande bis an den Rand des Waldes ziemlich steil hinanläuft. In diesem Zwischenraume stehen die Häuser drei Reihen tief hinter- und übereinander, das größte vorn und die kleinern hinter demselben. Außerdem sieht man an beiden Enden des Dorfes noch einige zerstreute Wohnungen. Zwischen den Häusern einer Reihe laufen enge Fußpfade oder Gäßchen, in ungleichen Entfernungen voneinander, den Hügel hinan; die Gassen zwischen den Reihen von Häusern sind aber ungleich breiter. Diese Einrichtung hat zwar einigen Anschein von Regelmäßigkeit, allein die Häuser selbst sind unregelmäßig gebaut, so daß die Masse von Gebäuden, welche durch zwei Fußsteige abgeschnitten wird, bald aus einem, bald aus mehreren Häusern bestehen kann, wie man es nehmen will; denn weder von außen noch von innen sieht man Abteilungen, nach denen man sie unterscheiden könnte. Sie sind aus sehr langen, breiten Planken erbaut, die auf ihren Kanten übereinander liegen und hin und wieder mit Bändern von Fichtenrinde gebunden sind. Außerhalb stehen in ziemlichen Entfernungen voneinander Pfähle oder dünne Pfosten, an welchen ebenfalls die Planken befestigt sind. Inwendig sieht man andre größere Pfähle oder Streben in schiefer Richtung. Die vordere Wand des Hauses ist ca. 2 m hoch, die hintere Wand aber etwas höher, so daß die Planken, welche das Dach ausmachen, nach vorn zu einigen Abschluß bekommen. Befestigt sind diese Dachplanken übrigens nicht, damit man sie beim Regenwetter dicht aneinander, beim schönen Wetter hingegen auseinander rücken kann, um das Tageslicht hinein- und den Rauch hinauszulassen. Auch gibt es keine eigentliche Thür, sondern man geht entweder durch ein Loch aus und ein, das zufälligerweise, weil eine Planke zu kurz war, entstanden ist, oder weil die Planken an einer Stelle breiter voneinander gerückt stehen, so daß ein Eingang dazwischen bleibt. In den Wänden sind Löcher oder Fenster ausgeschnitten, vor welchen Stückchen von Matten hängen, um das Hineinregnen zu verhüten; sie sind aber sowohl ihrer Form als ihrer Lage nach unregelmäßig." Häuser, die auf Pfählen 8—9 m hoch vom Boden errichtet sind, kommen im südlichen Teile des Haidah-Gebietes vor. Vancouver sah ein solches Haus, das 35 Ellen lang und 15 Ellen breit war und in drei Abteilungen zerfiel, deren jede einen besondern Eingang, bestehend in einem mit Kerben versehenen Baumstamme, hatte.

Bei den Nutka und Haidah ist oft die Außenseite der Häuser mit Tier- und Menschenfiguren in phantastischen Dimensionen und Stellungen bemalt, während bis zu 20 m hohe geschnitzte Pfähle, deren Spitze ein Totembild krönt, als Wappenzeichen vor denselben stehen (vgl. die Tafel bei S. 573). Es gibt Eingangsthüren, die den Rachen eines Ungeheuers und dergleichen darstellen. Zu den hyperboreischen Verwandtschaftszeichen gehörte die echt boreale Unreinlichkeit der Wohnstätten; „so groß in diesen Häusern die Unordnung, ebenso groß ist auch der Unflat und der Gestank in denselben", sagt Cook. Die Einwohner pflegen die Fische innerhalb des Hauses nicht nur zu trocknen, sondern sie auch daselbst auszunehmen und die Eingeweide auf dem Boden liegen zu lassen. Hier häusen sie sich mit den Gräten

und Brocken ihrer Mahlzeiten an und werden vermutlich nicht eher weggeschafft, als bis der Berg zu groß geworden ist, um darüber weggehen zu können. „Mit Einem Worte, die Wohnungen dieser Leute sind völlig so schmutzig wie Schweineställe."

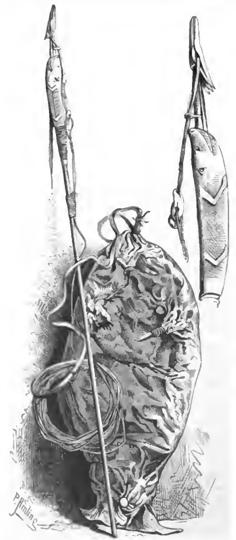
Der **Hausrat** besteht hauptsächlich in einer Menge Kisten und Kasten von allerlei Größe, welche an den Wänden der Wohnung übereinander aufgetürmt werden und den ganzen Vorrat von Kleidern, Pelzwerk, Masken und allem, was in ihren Augen einigen Wert hat, enthalten. Oft sind diese Kasten schwarz bemalt, mit den Zähnen von allerlei Tieren besetzt oder mit einem geschnitzten Friese versehen und mit Darstellungen von Tieren und Vögeln verziert. Hiernächst findet man in den Häusern viereckige oder auch längliche Wassereimer, runde hölzerne Schalen und Schüsseln, kleine, flache hölzerne, $^1/_2$ m lange Tröge, aus welchen gegessen wird, und endlich aus Reisern geflochtene Körbe und Beutel von Mattenarbeit. Ihre Fischereigerätschaften liegen ebenfalls, doch ohne alle Ordnung, im Hause umher; überhaupt sind nur die Schlafbänke von der allgemeinen Unordnung ausgenommen, denn auf ihnen sieht man nichts als Matten und zwar von feinerer Arbeit als die in den Booten; auch werden sie reinlicher gehalten.

Die **Kähne** sind überaus einfach gebaut. Von Norden kommend, trifft man bei den Thlinkit überhaupt zum erstenmal auf hölzerne Kähne. Die größten, worin 20 und mehr Menschen Raum haben, sind bis auf die Ansätze aus einem einzigen Baume ausgehöhlt. Es gibt dergleichen Canoes, die 12 m lang sind. Die meisten derselben sind ohne Zierat, doch ist an einigen etwas Schnitzwerk angebracht. Das Vorderteil hat zuweilen einen Aufsatz wie einen großen Schnabel, der mit der Figur eines Tieres bemalt ist. Der ganze Kahn ist leicht und schwimmt sehr sicher ohne jeden Ausleger, weil er breit und flach, mehr für seichte Flüsse als tiefes Meer, gebaut ist. Ebendeshalb taugt er nicht für lange Fahrt. Dieser Mangel des Auslegers zeichnet diese Fahrzeuge hinlänglich von den Fahrzeugen der Südsee-Insulaner und Malayen aus. Die Ruder sind klein und leicht, am Ende zugespitzt, in der Mitte am breitesten. Segel waren sowohl den Thlinkit als den Haidah vor der Zeit der Europäer ganz unbekannt, aber durch beständige Übung haben sie eine große Fertigkeit erlangt, sich vermittelst ihrer Ruder fortzuhelfen; erzählt doch Bendel von einem Haidah-Boote, welches im Wettrudern das beste Boot des amerikanischen Kriegsschiffes Saranak schlug.

Eine lebhafte **Handelsthätigkeit** entfalteten die Tschinuk, begünstigt durch ihre Wohnsitze am Columbiaflusse, in dessen Thale sie alljährlich aufwärts zogen bis zu den Dalles, um dort mit den Binnenstämmen ihre Fische, Öl, Muscheln und die Wurzel Wapato auszutauschen. Unter den Thlinkit sind die Tschilkat die lebhaftesten Händler, die heute bis in das Yukongebiet ihre Verbindungen ausdehnen. Die Haidah waren aber wohl die produktivsten von diesen Völkern. Sie hatten einen großen Reichtum an zwei sehr begehrten Artikeln: Otterfellen und Bildschnitzereien in einem weichen, feinen, schwarzen Schiefersteine (s. Abbildung, S. 657). Kähne gehen von ihnen aus auch nach Norden. Auch haben die Bewohner der Königin Charlotte-Inseln schon früh den Kartoffelbau so gepflegt, daß sie von ihrem Überflusse den Stämmen des Festlandes abgeben konnten. In 40—50 Kähnen fuhren sie noch vor 30 Jahren auf den Handel. Als Tauschmittel dienten früher Otterfelle, während heute Decken und Kupferplatten aus Alaska deren Stelle eingenommen haben. Lasten werden meist von den Weibern und zwar gewöhnlich an einem quer über die Stirn gelegten Bande getragen.

Die nordwestlichen Stämme leben ganz vorwiegend vom **Fischfange**. Wenn auch auffallenderweise gerade bei den Thlinkit, mit der einzigen Ausnahme der Jakutat, eine unüberwindliche Scheu von offenbar religiösem Charakter vor dem größten Seetiere, dem Walfische, besteht und auch die Tschinuk denselben nicht angreifen, während bei den Nutka der Walfang mit muschelgeschärften Harpunen und aufgeblasenen Seehundsfellen (s. umstehende

Abbildung) der beliebteste den besten Männern eines Stammes vorbehaltene Sport ist, so bleiben ihnen doch noch zahlreiche Seetiere übrig, so daß sie in das Pflanzenreich des Landes nur greifen, um, wie Holmberg sagt, sich „einige Wurzeln, Gräser und Beeren als Leckerbissen des Sommers“ zu suchen. Der Fischfang liefert bei ihnen ausschließlich den Wintervorrat. Der Fang ist Sache der Männer, während die Zubereitung zur Aufbewahrung der Beute den Frauen anheimfällt. Der großen Bedeutung der Fischerei gemäß sind die Werkzeuge derselben mannigfaltig, zahlreich und gut gearbeitet. Außer den bekannten Formen der Netze, den aus Holz und Knochen zusammengesetzten Angeln, Harpunen, Wurfspießen haben sie ein Instrument, welches fast wie ein Ruder aussieht, ungefähr 6 m lang, 10—15 cm breit und 1 cm dick ist. Zwei Dritteile von den Kanten der beiden Seiten sind mit scharf gezahnten Knochen besetzt, welche 5 cm breit hervorragen; das übrige dient als Stiel oder Handhabe. Mit diesem Instrumente werden Heringe, Sardinen und andre kleine, zugweise ankommende Fische angegriffen; man schlägt es mitten in den Zug, und die Fische bleiben entweder auf oder zwischen den Zähnen stecken.



Harpune mit Schwimmer aus Seehundsfell, Nordwestamerika. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) Vgl. Text, S. 655.

Bast, Tang und Sehnen sind das Material für die Angelschnüre; Nessel und wilder Flachs, angeblich am Fraser River gefunden, für die Netze. Seehunde, denen einige sogar unter besondern Seehundsmasken nachstellen sollen, werden meist mit Pfeilen geschossen. Die Fische werden nicht nur frisch gegessen, wenn es die Jahreszeit mit sich bringt, sondern sie dienen auch getrocknet oder geräuchert und mit Matten zu Ballen gepackt als Vorrat. Außerdem liefern die Heringe den Nutka noch einen Nahrungsartikel in der ungeheuern Menge Rogen; sie bereiten denselben auf die eigne Art zu, daß sie ihn um kleine Zweige der kanadischen Fichte streuen oder ihn daraufkleben. Dieser Kaviar wird in Körben oder Beuteln von Matte aufbewahrt und zuvor, ehe er gebraucht wird,

in Wasser getaucht. Aus den nicht getrocknet aufbewahrten Fischen, besonders aus einer Stintart, wird das Fett ausgeschmolzen. Zum Auskochen dienen bei den Thlinkit Kähne, die im Sande halb vergraben sind, und in denen das Wasser durch heiße Steine erhitzt wird.

Ackerbau ist hier ursprünglich nicht bekannt gewesen. Erst bei Dunn (1844) finden wir die Angabe, daß an die Häuser der Haidah sich gewöhnlich ein Kartoffelfeld anschließe, und aus neuester Zeit macht Krause eine ähnliche Mitteilung von den Thlinkit. In beiden Fällen scheint es sich aber um wenig beträchtlichen Anbau zu handeln.

Die Zubereitung der Speisen geschah früher vorwiegend durch Erhitzen vermittelst heißer Steine in hölzernen Gefäßen oder Erdlöchern, durch Dämpfen auf einer Unterlage von heißen Steinen unter Übergießung mit Wasser und dichtes Bedecken des Ganzen mit Matten. Ja, in Knight's Inlet auf Vancouver Island sah Jacobsen sogar die große hölzerne Festtrommel als Kochkessel benutzt. Eiserne Kessel findet man aber jetzt weitverbreitet, und damit hat das Kochen über Feuer überhandgenommen. Geschmort werden kleinere Fische und Muscheln, und roh werden endlich Fischlaich, den man übrigens auch dicht in Körbe gepackt gären läßt, sowie je nach den Umständen die verschiedensten Seetiere gegessen. Mit großer Vorliebe wird Walfisch- und Seehundsspeck, und besonders im Zustande beginnender Fäulnis, verzehrt. Einige Wurzeln werden vor der Zubereitung von den Weibern gekaut. Feuer wurde durch Drehen eines Zedernholzstabes in einer kleinen Höhlung eines weichen Holzes erzeugt. Dem Tabaksrauchen aus den zum Teile eigentümlich verzierten Pfeifen (s. obenstehende Abbildung) soll, nach Sproat, das Rauchen eines betäubendern Krautes, bei den Tschinuk des Bear-berry-Krautes, vorangegangen sein. Das Kauen von Fichtenharz gilt allgemein als angenehmer Zeitvertreib.


Eine aus Schiefer geschnittene Tabakspfeife von den Königin Charlotte-Inseln. (Museum für Völkerkunde, Berlin.) Vgl. auch Text, S. 655 und 660.

Eine geradezu wuchernde Ornamentik umschlingt alles, was als Gegenstand von mehr als ganz gemeinem Gebrauche aus den kunstfertigen und fleißigen Händen dieser Menschen hervorgeht. Bewundernswert ist zunächst ihr Fleiß, ohne den sie mit unvollkommenen Werkzeugen, besonders in früherer Zeit, nie im stande gewesen sein würden, so Bedeutendes zu leisten. Krause sagt von den Weibern der Thlinkit: „Beim kümmerlichen Scheine der Thranlampe nähen sie mit Tiersehnen zierliche Mokassins, verfertigen sie sehr dauerhafte Fischnetze aus Schnüren, die ebenfalls aus Tiersehnen zusammengedreht sind, flechten sie Körbe und Hüte aus Stroh oder Wurzelfasern und Matten aus dem Baste der Zeder". Die Frauen der Haidah spinnen und weben sogar Zedernbast und wilden Flachs. Aber nicht minder sind die Männer geschickt in der Anfertigung von phantastisch verziertem, reichem Schnitzwerke in Holz und Stein und wenden Jahre an die Vollendung einer Waffe, einer Schale, eines der mit besonderm Stolze betrachteten bunt bemalten Wappenpfähle vor den Häusern, welche groteske Tier- und Menschengestalten, die Clanzeichen einzelner Familien, tragen (s. die Tafel bei S. 573). So groß ist der Reichtum dieser

symbolisierenden Werke primitiver Kunst, daß ein keineswegs zu Übertreibungen neigender Beobachter wie Saint John auf den Charlotte-Inseln bei den Haidah den Eindruck eines urtümlichen Ninive und Babylon gewann. Das Wunderbarste aber ist, daß, trotzdem schon die Verfasser des zweiten Bandes von Cooks Dritter Reise entzückt waren von dem, was sie hier sahen, ein Jahrhundert verging, bis die Wissenschaft anfing, mit diesem Reichtume an Formen und Sinnbildern eingehender sich zu beschäftigen. Adolf Bastian gebührt das große Verdienst, aufs nachdrücklichste auf diese der Hebung so bedürftigen Schätze hin-



Indianische Schnitzereien aus Nordwestamerika: Hornlöffel, Körbe, Kamm, Thranschüsseln, Schöpfer, Rindenklopfer (Museum für Völkerkunde, Berlin.) 1/3 wirkl. Größe.

gewiesen zu haben, und wir verdanken es ihm, daß die schönste Sammlung nordwestamerikanischer Werke im Museum für Völkerkunde zu Berlin liegt.

Wir heben nur einige der merkwürdigsten dieser Leistungen hervor (s. obenstehende Abbildung und S. 659). Bezeugen die Schnitzereien in Horn die Bewältigung auch des schwierigsten Materiales, so sind die Holzschnitzarbeiten natürlich viel mannigfaltiger und zeigen den seltsamen Kunststil deutlicher. Gleichzeitig kommt bei ihnen häufig Bemalung vor, die den barocken Effekt dieser Fratzenkomplexe noch verstärkt. Eßschalen, aus Holz in Kahnform mit Tierköpfen geschnitzt, sind häufig. Alle Eigentümlichkeiten der Skulptur des Nordwestens bringen wohl am glänzendsten die Hauspfeiler zur Geltung, die immer aus übereinander kauernden Figuren halb menschlicher, halb tierischer Bildung bestehen. Bei diesen Werken kommt es auch nicht darauf an, daß eine Figur dazwischen auf dem Kopfe steht, und daß die Grenze zwischen Mensch und Tier und überhaupt zwischen Wirklichkeit und Phantasiegebilde eingehalten wird. Diese Verzierungen bleiben aber auch nicht vor den Thüren der

Hütten, unter den Vordächern stehen, welche von diesen Hauspfeilern getragen werden, sondern durchdringen alles ihnen Zugängliche. Überall muß eine Art Fries geschnitzt oder die Figur eines Tieres abgebildet werden; am häufigsten aber sieht man Vorstellungen des menschlichen Gesichtes mit stark hervortretenden Augen. Die Verfasser von Cooks Dritter Reise meinen, die Zeichnung der Abbildungen in diesem Werke sei zwar so beschaffen, daß man das Urbild leicht darin erkenne; übrigens nehme man aber weiter keine Geschicklichkeit des Künstlers darin wahr. „Hiervon", sagen sie, „sind indes die Masken und viele Vor-



Indianische Geräte von Nordwestamerika: Klappern, Larven, Angeln, Klopfholz, Keulen und Beil. (Cooks Sammlung, ethnographisches Museum, Wien.) Vgl. Text, S. 658.

stellungen von Menschenköpfen ausgenommen, worin der Charakter ihrer Nationalbildung genau beobachtet wird, und deren kleinste Teile sogar das richtige Ebenmaß und einige Zierlichkeit in der Ausführung haben." Hat man in der großen Mehrzahl dieser Kunstwerke zweifellose Originale vor sich, so ist man versucht, in andern Dingen wegen des darin hervortretenden realistischen Bestrebens und der sorgfältig naturähnlichen Durchbildung an Nachbildungen europäischer Muster zu denken. Aber die Naturtreue ist diesen Völkern ganz und gar nicht an sich fern liegend, wie ihre merkwürdigen Tierbilder zeigen, die als Spielsachen dienen, und deren Treue oft bis zum Wissenschaftlichen geht.

Es ist wunderbar, in Nordwestamerika einen Reichtum und eine allgemeine Richtung der Ornamente zu finden, welche an die neuseeländische anklingt. Ob nun diese Ähnlichkeit die Vermutung wachrufe, daß man hier die Ergebnisse einer alten Verbindung geographisch entgegengesetzter Teile der pazifischen Bevölkerung vor sich habe, oder ob man nur ähnliche Wirkungen ähnlicher Ursachen in derselben sehen wolle, immer bleibt die Erscheinung

eine hochinteressante. Über die Thatsache einer so auffallend reichen und mannigfaltigen Entwickelung der Ornamentik im allgemeinen kann man weggehen, da solche uns an so vielen Orten der Erde als etwas anscheinend Spontanes entgegentritt. Übrigens liegen, wenn man nach Vorbildern suchen will, für die überladene und verzerrte Ornamentik der aus Stein geschnittenen Pfeifen (s. Abbildung, S. 657) und der bemalten Idole die Urbilder in Mexiko und Mittelamerika in erreichbarer Entfernung, und es fehlt nicht an Etappen, welche von den einen zu den andern hinüberführen. Was aber sehr auffallend, das ist das Vorkommen von echten Knochenschlägeln mit Griff in Gestalt eines Vogelkopfes, welche in der Form mit denen von Neuseeland vollkommen übereinstimmen, und deren ornamentierter Griff, wenn auch ein ganz andres Motiv variierend, seinerseits diesen Anklang noch verstärkt. Das andre Auffällige ist die Verwendung der Perlmutterschalen zum Einsetzen von Augen in fratzenhafte Holz- oder Beinfiguren. Sie sind zwar nicht so künstlich ringförmig eingesetzt wie bei den Maori, machen aber zusammen mit ihrer Grundlage einen ganz ähnlichen Eindruck. Man möchte andre Hindeutungen in derselben Richtung in dem Vorkommen von hölzernen geschnitzten Gefäßen in verschiedener Tiergestalt, vorwiegend in der von Schildkröten und Vögeln, und in der bunten Bemalung derselben sehen. Im Einzelnen der Ornamente tritt als sehr bemerkenswert vor allem das weitverbreitete Auge auf, welches wir mehrmals als ausgezeichneten Bestandteil der Ornamentierung nannten und welches man geradezu allgegenwärtig nennen kann; an Gewändern und auf Waffen, an Geräten und an den Hüttenornamenten blickt uns das Auge in typisch verzogener Form an, als ob eine Scheu vor allzu großer Realität von treuer Nachbildung zurückhalte. Die durch die ganze Menschheit gehende Sage vom bösen Blicke scheint hier, ähnlich wie bei den Peruanern und Polynesiern, in der Nachbildung desselben Organes sich einen Schutz schaffen zu wollen.

## 6. Die Patagonier[1].

„Sie irren in den weiten Ebenen des südlichen Amerika herum, mit Weib und Kindern beständig zu Pferde und folgen dem Wilde... und hinter ihnen ist nichts übrig als der arme kalte Rand der Erde."
Commerson.

Inhalt: Alte und neue Steppenvölker Südamerikas. — Die eigentlichen Patagonier. — Körperliche Merkmale. — Schmuck und Kleidung. — Waffen. — Bagen und Bolas. — Nahrung. — Die Herden. — Die Jagd. — Hütten und Zelte. — Handwerk. — Politische und militärische Organisation.

Südamerika hegte vor dem Eindringen der Europäer in den Ländern südlich vom Wendekreise eine Bevölkerung, die in vielen Beziehungen übereinstimmend geartet war und das ganze Gebiet, mit Ausnahme der gebirgigen Teile des heutigen Paraguay und Südbrasilien einnahm, im Stromgebiete des Paraguay und Pilcomayo aber über dasselbe hinausgriff. Sie wohnten in demselben meist sehr dünn verteilt, so daß die Jesuitenpatres Strobl und Cardiel 1746 viele Wochen in dem Lande südlich vom Rio Negro

[1] Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Bezeichnung Patagonier eine den Indianern selbst völlig unbekannte, fremde ist; von den großen Fußspuren, welche die Spanier zuerst von ihnen sahen, haben diese sie Patagones genannt. Wie alle größern Völkergruppen, besitzen sie keinen Gesamtnamen; sehr verbreitete Gruppennamen sind indes Tehuelchen oder Tsonecas. Ein vor einigen Jahren in Deutschland gezeigter Pataganier wußte nichts oon Tehuelchen, sondern nur van Tsoneeas und Patagoniern. Das Wort Tehuelchen leitet Musters von einem Warte her, mit welchem die Pamperos, die in ihren nordwestlichen Abteilungen auch den Namen Pehuenchen tragen, die Tehuelchen bezeichnen.

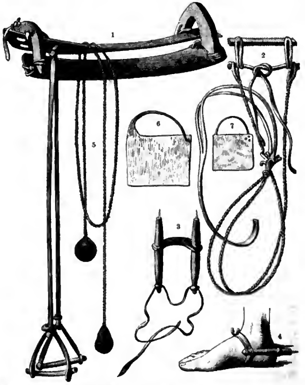
umherzogen, ohne überhaupt Menschen zu finden. Schon damals scheinen diese Stämme also hochgradig nomadische Gewohnheiten besessen zu haben, so daß ständige Wohnsitze ihnen überhaupt nicht zugewiesen werden konnten. Die durch eigenartige Lebensweise und Lebensbedingungen ausgezeichneten Insulaner des Feuerlandes, der Chonos und andrer Inseln an der Südküste Amerikas, gewöhnlich kurzweg Feuerländer genannt, bilden eine geographisch gesonderte Gruppe, die wohl früher an der Südwestküste bis Chiloe hinaufreichte (s. S. 667). Die übrigen aber, die man als **Patagonier** im weitern Sinne bezeichnen könnte, bestehen aus zwei Stämmen, welche sich in Sprache und Körperbau, weniger wohl auch in Religion und Sitten, unterscheiden, nämlich aus den eigentlichen Patagoniern und den gegen die Anden hin sitzenden Manzaneros, Abkömmlingen der Araukaner Chiles. Als Ackerbauer, die sogar künstliche Bewässerung üben, und damit zusammenhängend als Christen und Halbzivilisierte stehen diese letztern den andern wieder gegenüber, den Nomaden, die wir nun zunächst als eine besondere ethnographische Erscheinung betrachten wollen.



Ein Häuptlingssohn vom Stamme der Tehuelchen, Rio Negro, Argentinien. (Nach Photographie.)

Innerhalb der Nomadenstämme der Pampas und Patagoniens sind wiederum außer den Stämmen der Tehuelchen (s. nebenstehende Abbildung) Pehuenchen, Puelchen und andern einige Abstufungen zu unterscheiden. Die eigentlichen Patagonier, mit Ausschluß der ihnen nahe verwandten Fußindianer des östlichen Feuerlandes, des Stammes der Ona, zerfallen in zwei große Stämme, den nördlichen und den südlichen. Sie reden die nämliche Sprache, wenn auch mit etwas verschiedenen Accenten, und die südlichen scheinen im Durchschnitte größer und besser gebaut, auch sind sie gewandtere Bolajäger. Bogen und Pfeile sind bei ihnen ganz unbekannt. Sie repräsentieren den reinern Typus der vor der Einführung des Pferdes hier von Jagd, Fischfang und den wilden Früchten der Steppe lebenden Indianer und sind auch bis heute nur in geringer Zahl beritten. Diese südlichen Tehuelchen, die sich in dem Gebiete südlich vom Rio Santa Cruz aufhalten und mitunter bis Punta Arenas herabkommen, sind es, denen die sogenannten patagonischen Riesen (s. S. 549) angehören. Vom Rio Negro bis zum Chupat begegnet man einem andern Stamme, der auch ein verschiedenes Idiom spricht und sein Hauptquartier um Salinas, im Norden vom Rio Negro, hat. Sie streifen hier und da bis zum Rio Santa Cruz, berühren sich also mit dem eben genannten Südstamme, und ein alter Zusammenhang scheint beiden selbst im Bewußtsein geblieben. Beide Stämme heiraten untereinander, wobei sie jedoch ihre clanartige Einteilung nicht aufgeben. Zu diesen gehören wohl auch die Pehuenchen der Andenabhänge. Die dritte Gruppe würden die nördlichsten Reiterstämme bilden, die bis weit über den Wendekreis in den Gran Chaco hinein wohnen. Dieselben hängen großenteils nicht genetisch,

sondern nur durch Erwerbung derselben Kulturmittel mit den beiden südlichen Gruppen zusammen. Es sind Indianer andrer Stämme, großenteils Verwandte der Guarani, welche sich zu Reiternomaden erst später ausgebildet haben und erst durch den Besitz des Pferdes in die Lage kamen, über die Pampas sich auszubreiten, um dann wohl auch wieder von diesen aus, nach immer einseitigerer Ausprägung nomadischer Gewohnheiten, nordwärts zurückzuschwellen. Ihr Typus sind die Abiponer, die vom Flusse Juate im Gran Chaco vor den von Salta und Tucuman ausgehenden Angriffen erst südwärts nach Paraguay wanderten und später sich wieder nordwärts zogen. Ähnlich wie diese erst durch äußere Umstände in die Steppen Südamerikas hereingezogen und mit den von Norden gekommenen wohl häufig vermischt, weisen die Pampas-Indianer gleich den Manzaneros auf araukanisch-chilenischen Ursprung hin, haben aber einen guten Teil der Pehuenchen älterer Reisenden in sich aufgenommen. Sie teilen mit den eben Genannten den normalen, mittelgroßen Indianertypus und haben sich in den Kämpfen mit den Argentiniern zum ausgesprochensten Räubervolke dieser Gebiete entwickelt, dessen Einfällen in die argentinischen Grenzbezirke erst seit einigen Jahren ein entschiedenes Ziel durch die Vorschiebung einer Militärgrenze über den Rio Negro gesetzt ward. Ihre ursprüngliche Nordgrenze scheint beim La Plata gelegen zu haben. Die meisten von ihnen fristen seitdem ein elendes Leben vom Ertrage der Jagd, von Wurzeln und Beeren.



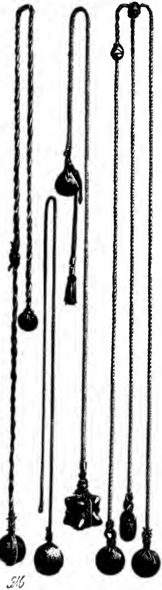
Patagonisches Schmuck- und Reitzeug: 1. Sattel — 2. Pferdegebiß — 3, 4. Sporen — 5. Bola — 6, 7. Ohrschmuck. (Nach Wood.)

In der körperlichen Erscheinung der eigentlichen südamerikanischen Steppenvölker ist als bemerkenswert nur das hervorzuheben, daß unter ihnen eine Anzahl besonders großwüchsiger Stämme auftritt, die aber allerdings die früher angenommene ungewöhnliche Größe bei weitem nicht erreichen. Zu ihnen gehören die Tehuelchen im Süden, die Toba, die Abiponer Dobrizhoffers und andre im Norden. Einige Maße sind S. 549 angegeben.

Häufig sind ja überhaupt die Nomaden im gleichen Gebiete größer und stärker als die Ackerbauer. Die südlichern Stämme sind auch oft dunkler als die nördlichen, was möglicherweise mit ihrer noch mehr als bei diesen der Sonne und Luft sie aussetzenden Lebensweise zusammenhängt, zumal die Weiber in der Regel heller erscheinen als die Männer, die wiederum auf ihre dunkle Farbe und ihre Narben stolz sind. Selten kommen verkrüppelte, nicht selten sehr wohlgewachsene Leute vor. Am wenigsten von den letztern umschließen die Pampas-Indianer. Die Muskelkraft ihrer Arme ist aber oft gewaltig und vermag die schwere Straußenbola auf eine Entfernung von 70 Ellen zu schleudern. Musters spricht auch von der ungeheuern Marschierfähigkeit der Tehuelchen, von welcher er selbst staunenswerte Proben erlebte; dabei entbehren sie lange der Nahrung ohne sonderliche Beschwerde.

Bart, Brauen, Lider und womöglich alle Körperhaare werden ausgerissen. Früher waren Tonsuren und bei Weibern kammartige Frisuren unter Kahlscheren des ganzen übrigen Schädels üblich. Die Haare ließ man nur zum Zeichen der Trauer frei. Heute sind die Männer auf ihr schönes Haupthaar sehr achtsam und lassen es sich durch ihre Weiber täglich sorgfältig mit einer Bürste aus Schweinsborsten oder Haaren des Ameisenbären ausbürsten. Beide Geschlechter tättowieren sich Zeichen, die je nach dem Volke verschiedene Figuren, bei den Abiponern z. B. ein Kreuz an der Stirn und je drei Querlinien vom Auge zum Ohre, darstellen, indem sie Asche oder blaue Erde in die vorher aufgeritzte Haut einreiben. Früher war besonders bei den Frauen die Tättowierung auf Gesicht, Arm und Brust, die beim Eintritte der Mannbarkeit vorgenommen ward, um so reichlicher, je höher die Lebensstellung war; aber heute wird bei den Patagoniern in der Regel nur noch der Vorderarm tättowiert. Beide Geschlechter bemalen sich bei den südlichen Stämmen das Antlitz und gelegentlich auch den übrigen Körper mit einem Gemische aus rotem Ocker oder schwarzer Erde mit Fett. Die Bemalung mit Pflanzensäften, die bei den tropischen Indianern Südamerikas so sehr üblich ist, hat sich dagegen bis zu diesen Stämmen nicht verbreitet. Eigentliche Mißgestaltung des Kopfes scheint jetzt nicht mehr vorzukommen, doch beobachtete man sie an den Schädeln von Gräbern in der Nähe von Buenos Ayres. Sie werden indessen dort nicht bestimmter Absicht, sondern der Gewohnheit zugeschrieben, den Kopf von früh an mit einer Binde zu umwinden, um das Haar zurückzuhalten und an der Binde selbst Lasten zu tragen.

Die **Kleidung** der Männer hat seit den letzten 100 Jahren viel Europäisches angenommen. Sie besteht aus einer Chiripa, d. h. einem um die Lenden befestigten Unterbeinkleide, welches unter allen Umständen getragen wird, denn der Tehuelche hält viel auf Anstand und läßt selbst kleine Kinder von wenigen Monaten nicht gern nackt sehen. Die anstößige Nacktheit andrer Südamerikaner tritt dem Beobachter, der Südamerika von Süden her durchwandert, erst etwa bei den Payagua von Paraguay entgegen. An Stelle aller sonstigen Garderobe erscheint der Mantel aus Guanakofell oder Pferdehaut, warm und weit, mit der haarigen Seite nach innen getragen, von außen in verschiedenen Farben, vorzugsweise in Rot, Gelb, Blau, Schwarz oder Weiß, bemalt. Früher waren zwei Tücher aus Wolle oder Baumwolle, eins als Unterkleid über den linken Arm gebunden, das andre als Mantel darüber um den Hals geknüpft, die einzige Kleidung beider Geschlechter, welche indessen den Körper bis zu den Füßen völlig bedeckte. Als Beschuhung dienen jetzt hohe, über die Kniee reichende Stiefel, aus Pferdeleder oder gelegentlich auch aus dem Felle eines großen Pumafußes gefertigt. Die Kopfbedeckung beschränkt sich gewöhnlich auf ein farbiges Netz, um die Fülle des Haares zusammenzufassen; aber wenn man ihn haben kann, wird ein Hut gern getragen. Die Kleidung der Weiber ist dem alten Muster treuer geblieben. Sie tragen einen Mantel, der um den Hals durch eine große silberne Brosche oder Nadel geschlossen wird, und unter dem Mantel ein sackartig geschnittenes Kleidungsstück, von den Schultern bis zu den Hüften reichend. Die Kinder haben ebenfalls kleine Mäntel. Zum


Bolas (Wurfkugeln) der Patagonier. (Britisches Museum und Christy Collection, London.) ⅛ wirkl. Größe.

Nähen der Kleider werden feine Dornen und Sehnenfäden verwandt. Die Botokudensitte der Durchbohrung der Unterlippen zum Zwecke des Durchsteckens eines Stäbchens oder Röhrchens aus Stein, Knochen oder Messing sowie die unmäßige Ausdehnung der Ohrläppchen durch hineingesteckte Rollen dicker Blätter und Pflöcke waren einst bei den nördlichen Zweigen dieser Gruppe, wie z. B. den Abiponern, üblich; infolge der Christianisierung entsagten sie aber diesen Sitten.

Seitdem durch den Handel Silber zu ihnen gelangt, tragen die Patagonier beiderlei Geschlechts Schmucksachen aus diesem Metalle. Große, viereckige Ohrgehänge (s. Abbildung, S. 662, Fig. 6 u. 7) und silberne Halsschnüre tragen die Frauen mit Vorliebe, und auch Männer verschmähen sie nicht; überhaupt lieben sie das Anbringen von Silberzieraten, wo immer nur zulässig. Sie verfertigen dieselben sehr geschickt aus den im Handel erhaltenen Dollarstücken, die sie mittels einfacher, oft nur steinerner Werkzeuge bearbeiten.

Die **Waffen** dieser Nomaden sind auffallenderweise nicht Pfeil und Bogen, die sonst bei Reiter- und Hirtenvölkern so weitverbreitet sind, sondern **Lanze**, **Wurfkugeln** oder **Bolas** (s. nebenstehende Abbildung) und **Lasso**. **Pigafetta** schildert zwar die Patagonier als mit Bogen und Pfeil bewaffnet, während **Olivier van Noort** bei den Feuerländern außer langen Wurfpfeilen „große, schwere Kolben an ein lang Seyl gebunden, mit welchen sie schlagen", erwähnt; **Musters** aber ist der Ansicht, daß sich jene Behauptung nur auf die Feuerländer oder die Pamperos am Rio Negro beziehen könne, denn nirgends südlich von diesem Strome seien je Bogen aufgefunden worden. Auch **Dobrizhoffer** spricht bei den Pampas-Indianern von Bogen neben Lanzen und Bolas, gibt aber den Abiponern den Bogen und Speer, und jedenfalls war bis zu den Guarani des Uruguay der Bogen Hauptwaffe. Doch ist eins hierbei zu beachten und besonders auch bei etwaigen Schlüssen auf die Gründe der eigenartigen Bewaffnung dieser Völker zu berücksichtigen, daß nämlich prähistorische Pfeilspitzen in Menge in den Pampas gefunden werden. Und prähistorisch kann hier vergleichsweise sehr jung sein. Bei Buenos Ayres wurde vor einigen Jahren ein großer Fund dieser Art gemacht. Die heute dort wohnenden Indianer sagten, daß, als ihre Voreltern sich 1781 an diesen

Orten niederließen, sie die Gegend so fanden, wie sie heute ist, und daß die Indianer, welche sie bewohnten, keine andern Schießwaffen hatten als die gewöhnlichen Bolas, die Bolas Perdidas und den Lasso, daß sie ritten, und daß man bei ihnen niemals weder Pfeile noch Wurfspieße mit steinerner Spitze gesehen habe, wie die, welche man in vorhistorischen Lagern findet. Damit fällt eine Ansicht hin, wie sie bezüglich der Erfindung dieser Wurfwaffen von Peschel geäußert wurde, daß nämlich die Steinarmut der Pampas dieselbe hervorgerufen habe. Da es nämlich dort hin und wieder an Steinen fehlte, so mußten nach seiner Ansicht die patagonischen Stämme, als sie von den Anden herabgestiegen waren, auf ein Mittel sinnen, daß nicht bei jedem Wurfe der Schleuder ein Stein verloren gehe, sondern vielmehr haushälterisch immer wieder neu verwendet werden könne. So entstand die Wurfleine mit den Kugeln oder Bolas. Ja, mit der Zeit verwendete man sogar die Wurfleine ohne jeden Stein. Noch jetzt schwingen die Gauchos oder halbblütigen Hirten der Argentina ihren Lasso so meisterhaft, daß sie ihn zur Bewältigung eines Gegners sogar dem Feuerrohre vorziehen. Von den Bolas oder Wurfkugeln gibt es kleinere für Vögel und größere für Menschen und großes Wild. Kräftige Pamperos werfen sie 70 Ellen weit, und die spanischen Soldaten fürchteten diese Waffe mehr als Flinten in den Händen der Indianer. Die Bolas Perdidas sind riemenlose, roher gearbeitete Wurfkugeln. Die eigentümlichen Lanzen der Araukaner sind bis über 5 m lang und sehr leicht, da der Schaft aus einem in der Kordillere gedeihenden, dem Bambus nicht unähnlichen Grase, Chusque Colen, einem hochschäftigen Rohre, besteht. Schließlich sei noch bemerkt, daß die Abiponer hirschlederne Panzer trugen.

Fleisch ist die **Hauptnahrung** dieser Völker, und Pferdefleisch scheint mit Vorliebe wenigstens von den Pehuenchen gegessen zu werden. Wenn Dobrizhoffer von Spaniern im La Plata-Gebiete spricht, die ihr Lebtag kein Getreide gekostet hatten, wieviel näher muß es den Indianern liegen, sich auf die Herden und das Wild zu verlassen. Die wenigen vegetabilischen Bestandteile ihrer Kost suchen die Weiber in Wald und Feld zusammen, besonders Araukariensamen zum Essen und Berberitzenbeeren zur Bereitung eines berauschenden Getränkes. Musters findet die Patagonier durchaus nicht so gefräßig, wie sie oft geschildert werden; sie essen nie zu regelmäßigen Tageszeiten, sondern stets nur, wenn der Appetit sie daran mahnt. Allein wenn sie viel haben, verzehren sie viel. Die im halbtropischen Überflusse lebenden Indianer des Chacogebietes mögen wohl üppiger leben als die Patagonier, denn Dobrizhoffer fand es für nötig, zu bezeugen, daß das Fleisch der dortigen Rinder sehr wenig nahrhaft sei, um begreiflich zu machen, daß Einzelne ein kleines Kalb allein aufzuessen vermögen. Bei den pferdereichen Pampas-Indianern werden alte und kranke Pferde verzehrt, und wenn Pferde in großer Zahl erbeutet worden waren, bildeten sie Monate hindurch die Hauptnahrung. Gewöhnlich werden Fische nicht in der Nahrung der Steppenindianer mit aufgeführt, während doch die ihnen verwandten, nördlicher am Jujuy lebenden Mataguaye hauptsächlich von Fischen lebten. Musters erzählt aber, daß die Tehuelchen von ihm fischen gelernt hätten, und da er eine genügende Anzahl Haken ohne Schnüre besaß, so machten sich die kunstfertigen Tehuelchen gar bald die dazu gehörigen Angelschnüre aus zusammengedrehten Straußensehnen, und er zweifelt nicht, daß sie heute noch dem Fischfange obliegen. Die Thatsache aber, daß vor diesem Ereignisse kein Tehuelche Fischfleisch angerührt hatte, jeder sogar einen gewissen Abscheu vor dem bloßen Gedanken kundgab, als Musters denselben aussprach, wird auch hier bestätigt. Zahlreiche Muschelhügel entlang den Küsten zeigen die Bedeutung, welche einst Seetiere verschiedenster Art in der Ernährung dieser Völker hatten. Muschelbänke mit Steinwaffen begleiten in großer Ausdehnung die Küste des südlichen Chile, der südwestamerikanischen Inseln und, in vielleicht geringerer Zahl, Patagoniens. Sehr häufig werden dieselben dann wieder am La Plata und nördlich von demselben.

Ackerbau wurde in diesem Gebiete wohl immer nur höchst vereinzelt betrieben. Er erhielt sich bei den Toba und Verwandten im Gran Chaco, galt aber schon bei den Pehuenchen von Antuco, wie Pöppig berichtet, für entehrend. Daß die Einführung des Pferdes denselben noch weiter zurückdrängte, ist klar, denn diese erleichterte die Jagd zugleich mit dem Raube. Die Pferde selbst, als höchst bewegliches Eigentum, trugen dazu bei, die Ansässigkeit, wo sie vorhanden gewesen, wieder zurückzudrängen. Dobrizhoffer kannte einige Abiponer, die 400 Pferde besaßen. Bei einzelnen Einfällen trieben sie den Spaniern 3—4000 Stück weg, so daß sie geradezu unter einem Überflusse dieses nützlichen Tieres litten. Einzelne Stämme eigneten sich zeitweilig auch Schaf- und Rinderherden an, gelangten aber nie dazu, eigentliche Viehzüchter zu werden, da sie diesen Besitz nicht aufmerksam genug bewahrten. Die großen Mengen von Rindern, die in den Grenzkriegen der letzten zwei Jahrzehnte die Pampas-Indianer den Argentiniern abnahmen, wurden stets in kurzer Zeit getötet oder verdarben in den Händen der Räuber. Ein bedeutender Handel mit Steppensalz wurde zu Pöppigs Zeit von einem Pehuenchenstamm nach Antuco betrieben, ist aber längst den Händen desselben entschlüpft.

Technische Fertigkeiten zeigen sich bei diesen Völkern hauptsächlich in der Verarbeitung der Felle zu Kleidern, wie denn die großen, karoßartigen Mäntel, aus Guanako- oder Pferdefellen zusammengenäht, ihr ansehnlichstes Erzeugnis sind. „Mit Meisterfertigkeit genäht" nennt Pöppig die aus Kuhhaut gefertigten Packsäcke der Pehuenchen. Metall war ihnen vor der europäischen Zeit offenbar ganz unbekannt. Schon im südlichen Chile wurde Kupfer nicht mehr gebraucht, und die zahlreichen Pfeilspitzen und andern Steinwaffen, welche heute prähistorisch, zeigen sie auf keiner gerade sehr hohen Stufe der Steinbearbeitung. Von den Erzeugnissen der Töpferei in ihrem Gebiete haben wir früher gesprochen. Bei den nördlichen Stämmen: Toba, Abiponer und dergleichen, wurden dagegen einst Spinnerei und Weberei als Arbeit der Weiber allgemein geübt und aus der Rinde eines Baumes, Pino, Faser zum Spinnen gewonnen.

Die Wohnstätten der südamerikanischen Steppennomaden sind heute Lederzelte mit Stangengerüsten aus Rohrstengeln oder Reisighütten, beide Toldos genannt. Langhäuser, von ganzen Sippen bewohnt, nach Art derjenigen der Irokesen, gab es früher bei ihren nördlichern Stämmen.

Trotz des kriegerischen Charakters, welcher der Mehrzahl dieser Völker eigen ist und in häufigen Fehden sich ausspricht, welche sie untereinander ausfechten, ist ihre politische Organisation nicht immer sehr straff. Die kleinen Hordenhäuptlinge handeln und fechten gewöhnlich auf eigne Faust. Selten trifft die Schilderung zu, welche Musters von dem bei Manzanas residierenden Häuptlinge der Manzaneros entwirft: „Auf seinen leisesten Wink verlassen sie Toldo, Weib und Kinder, um bewaffnet und beritten sich zu seiner Verfügung zu stellen". Hier ist der Oberhäuptling im Besitze sehr ansehnlicher Reichtümer, was wenigstens zum Teile diesen Grad von Autorität erklärt. In den meisten Fällen ist hingegen offenbar die Volksversammlung die entscheidende Macht im Staate. In ihr geht es sehr turbulent zu, und geistige Getränke sowie starker Tabak erhitzen die Köpfe so, daß nach Dobrizhoffers Schilderung selten eine Versammlung der Abiponer ohne blutigen Streit verlief. Ganz ähnliche Zustände herrschen noch heute bei den Pehuenchen. Weiße Überläufer oder Mestizen haben einen höhern Grad von militärischer Organisation erzeugt, die in gleichmäßigerer Bewaffnung mit dem langen Speere und den Bolas, in der Wahl von geübten Führern und Unterführern und in einer gewissen Ordnung der Bewegungen sich kundgibt. Nur eine solche Ordnung, verbunden mit der auf seiten der Ansiedler früher herrschenden Schwäche und Zersplitterung, konnte Raubzüge ermöglichen, die alles Bewegliche von Hunderten von Quadratmeilen wegfegten. Die Annalen von Buenos

Ayres erwähnen noch aus dem zweiten Jahrzehnte unsers Jahrhunderts Raubzüge, bei denen 40,000 Rinder weggetrieben wurden, und die Pehuenches-Pamperos plünderten oft in wenigen Monaten die ganze Breite von Buenos Ayres bis Yumbel leer. Von dem militärisch zu nennenden Zeremonielle beim Friedensschlusse zwischen zwei verwandten Stämmen der nördlichen Tehuelchen entwirft Musters folgende Schilderung: „Beide Teile in ihrem vollen und besten Waffenschmucke, auf ihren besten Rennern beritten, stellten sich wie in Schlachtordnung gegenüber. Die Anführer ritten unter verschiedenen Ansprachen ihre Reihen ab, welche als Antwort ein weithin vernehmliches ‚Wap, Wap, Wap!‘ hören ließen. Sendboten oder vielleicht auch Geiseln, wozu man stets einen Sohn oder Bruder des obersten Anführers zu wählen pflegte, wurden nunmehr beiderseits abgeschickt; die neuen Ankömmlinge rückten dann in einer Kolonne, je drei in einer Reihe, heran und umritten die Schar, wobei sie ihre Flinten und Revolver abschossen und unter lautem Geschreie die Schwerter und die Bolas schwangen. Dann traten die Kaziken vor, schüttelten sich die Hände und hielten sich lange zeremoniöse Anreden, die mehrmals wiederholt werden mußten, denn die Etikette verlangt erst nach dem dritten Male, ‚Ahon‘ oder ‚Ja‘ zu antworten. Hierauf geriet das Gespräch erst in allgemeinen Fluß.“ Bündel von Schnüren, an die Quipu der Peruaner erinnernd, rot, wenn sie mit rascher Rache drohen sollen, verkünden die Sühne, die ein gekränkter Stamm vom andern fordert. Die einzelnen Stämme halten ihre Gebiete streng gesondert, und ohne vorherige Erlaubnis soll ein Fremder das Gebiet eines andern Stammes nicht betreten. Falkner erzählt, der Fremde habe auf fremdem Boden sich erst durch Rauchsignale bemerklich machen müssen. Unter den Kriegern ist das System des Lacu, der innig und bis zum Tode verbundenen Kampfbrüderpaare, genau wie in Fidschi ausgebildet. Das in Nordamerika so streng durchgeführte Sippensystem mit seinen tiefgehenden und merkwürdigen Folgen, wie Exogamie, Mutterrecht, Gynäkokratie, scheint hingegen hier nur noch in Spuren erhalten zu sein.

---

## 7. Die Feuerländer[1].

„Die Feuerländer sind die antarktischen oder magellanischen Wassermänner.“ Pickering.

Inhalt: Der Südamerikanische Archipel. — Natur. — Nutzbare Pflanzen und Tiere. — Bewohnte und unbewohnte Gebiete. — Rassenzugehörigkeit. — Kleidung, Schmuck, Waffen, Geräte. — Ernährung. — Anthropophagie. — Tauschhandel. — Familie. — Gesellschaft. — Staat. — Spuren geistiger Mächte.

Das Feuerland läßt sich mit Darwin als ein Bergland beschreiben, welches zum Teile in das Meer versenkt ist, so daß tiefe Buchten mit Meerbusen die Stellen einnehmen, wo Thäler existieren sollten. Die bergigen Strecken sind, mit Ausnahme der exponierten westlichen Küste vom Wasserrande aufwärts, mit einem großen Walde bedeckt, der an den Bergen 300—500 m hoch emporsteigt; zwischen dieser Höhe und der bei durchschnittlich

[1] Die Namen Feuerland und Feuerländer werden auf zwei Arten erklärt. Die einen bringen dieselben in Verbindung mit der bei vielen Fischervölkern üblichen Sitte, stets Feuer in ihren Kähnen zu führen. Wie Kapitän Martial es ausdrückt: „Gegen die Kälte gewähren ihnen begreiflicherweise ihre Felle keinen genügenden Schutz. Sie führen daher beständig Feuer mit sich, und dieser Gewohnheit ist der Name zuzuschreiben, den man dem Lande und seinen Bewohnern gegeben hat.“ Eine andre Ableitung läßt zahlreiche Feuer am Lande flammen. So will Fitzroy, als er den Beagle-Kanal hinauffuhr, den alten Namen Tierra del Fuego neuerdings bewährt gefunden haben, denn auf allen Höhen ließen die erschrockenen oder erstaunten Eingebornen Feuer aufflammen, sei es, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, oder um die Neuigkeit weiter zu verkünden. Das letztere würde, beiläufig gesagt, doch einen höhern Grad von Zusammenhang der Stämme bezeugen, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt.

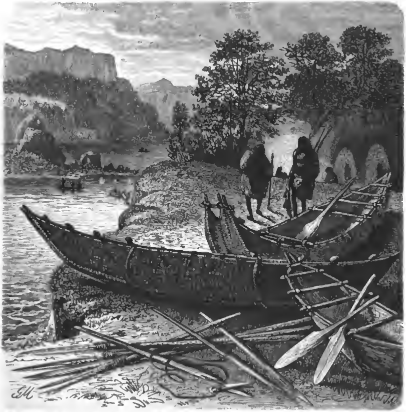
1000 m liegenden Grenze des ewigen Schnees erstreckt sich ein Mittelding von Torfwiese und Bergheide mit zwerghaften alpinen Pflanzen. Auch in den tiefern Teilen des Landes tritt diese Vegetationsform überall auf, wo flache Stellen vorkommen; aber der gebirgige Charakter ist so entschieden ausgeprägt, daß die ebenen Stellen selbst in nächster Nähe der Küsten selten und von beschränkter Größe sind. Wo sie aber auftreten, macht ihr mooriger Charakter sie wenig fruchtbar und schlecht passierbar. Das Eindringen in das Innere des Landes ist unter diesen Verhältnissen immer sehr schwierig, und es ist erklärlich, daß die isolierten Familien der Feuerländer sich fast nur an der Küste halten und kaum Verkehr untereinander haben. Innerhalb der Wälder, die den größten Teil des Landes bedecken, wird der Boden durch eine Masse langsam faulender Pflanzenstoffe verborgen, die eine dicke, elastische Decke bilden.

Der Wald Feuerlands besteht ganz vorwiegend aus einer einzigen Buchenart, Fagus betuloïdes, welche ihre Blätter das ganze Jahr hindurch behält. Sie hat kleine Blätter, deren Färbung ein eigentümliches Bräunlichgrün mit einem Stiche ins Gelbe ist. Diese Färbung übt bei der großen Ausdehnung der Wälder einen großen Einfluß auf den Gesamtcharakter der Landschaft, indem sie ihr ein trübes, düsteres Ansehen verleiht. Auch wird die Landschaft nicht oft durch Sonnenstrahlen belebt. Durch Wind und Wetter sind die Bäume in höhern, ausgesetzten Lagen verkümmert und verkrümmt und bilden mit nur 1—1½ m hohen Stämmen kompakte Massen, deren Ansehen die Reisenden mit dem beschnittener Buchshecken vergleichen. Diese Waldbedeckung ist übrigens keineswegs allgemein. Nicht bloß Felsstrecken und Gletscher unterbrechen dieselbe, sondern auch natürliche Wiesen, so daß schon Narborough sagt: „Bestünde ein Verlangen nach Kultur, so würde die Waldbedeckung des Landes dem nicht entgegenstehen, denn an vielen Stellen kommen freie, begraste Stellen vor, welche sogar häufig von den Schiffern für Reste spanischer Ackerbauversuche ausgegeben wurden“.

Das Klima des Feuerlandes ist ein abnorm kühles, feuchtes und windiges. Von ungefähr 50° südlicher Breite südwärts waltet dieser Charakter entschieden vor. Die mittlere Jahrestemperatur ist in Ushuaia 5,4°. Darwin hat die mittlere Temperatur des Feuerlandes unter 53° 37′ auf 5, die des Sommers auf 10, des Winters auf nicht viel über 0° angegeben, was auch so ziemlich mit den neuern Beobachtungen stimmt. Der Winter entspricht dem unsrigen, der Sommer ist der des nördlichen Norwegen. Die Regenmengen sind nicht groß, aber sehr gleichmäßig über das Jahr hin verteilt. Der äußerlich jedenfalls am unangenehmsten sich geltend machende Charakterzug ist die auf sehr niederm mittlern Luftdrucke beruhende Stürmischkeit der Atmosphäre, die bis auf den heutigen Tag die Umgebungen der Magelhaensstraße und des Kap Horn zu den von den Schiffern stets und in hohem Grade gefürchteten Gewässern stempeln.

Das Land ist an Nutzpflanzen arm. Von Pflanzen mit eßbaren, meist unschmackhaften Beeren kommen im Unterholze der feuerländischen Wälder vor: Johannisbeere (Ribes magellanica), Berberitze (Berberis dulcis), eine Bärentraube (Empetrum rubrum), ferner der schlingende Rubus geoides und die vielleicht wohlschmeckendste, Myrtus memmolaria. Auch die Beeren einer Pernettia werden gegessen. Darwin nennt ferner unter den nützlichen Pflanzen des Feuerlandes die wilde Sellerie und das Löffelkraut, fügt aber hinzu, daß deren Nutzen von den Eingebornen noch nicht entdeckt worden sei. Keins von den zahlreichen Gräsern wird benutzt. Giftpflanzen scheinen vollkommen unbekannt zu sein. Die Holzarten, welche von den Feuerländern zu Waffen und Geräten verwandt werden, sind im eigentlichen Feuerlande Buche und Magnolie (Drimys), auf den Chonos kommt auch Libocedrus dazu. Aus Schilfrohr (Rostkovia) werden Körbe geflochten, und Berberis ilicifolia sowie Maytenus magellanica geben schlanke Stäbe zu Pfeilschäften.

Bei keinem andern Volke der Erde spielen Schwämme als Nahrung eine so große Rolle wie hier. Es sind mehrere Erdschwämme, die gegessen werden und zwar alle in rohem Zustande, ferner zwei Baumschwämme. Einer von den letztern, Cyttaria Darwinii, ist unter den wenigen vegetabilischen Nahrungsmitteln der Feuerländer eins der wichtigsten. Es ist ein kugeliger Pilz von heller gelber Farbe, welcher in großer Menge an den



Feuerländische Landschaft mit Booten, Rudern, Harpunen, Fischspeeren. (Hagenbecksche Sammlung, Hamburg.) Vgl. Text, S. 673.

Buchenstämmen wächst. Solange er jung ist, ist er elastisch und aufgetrieben, schrumpft aber im Alter zusammen und wird zäh, wobei die ganze Oberfläche sich mit tiefen Gruben wie eine Honigwabe bedeckt. Dieser Pilz wird in reifem, d. h. zähem, Zustande von Frauen und Kindern in großer Menge roh gegessen. Wenn man Neuseeland ausnimmt, wo noch immer die Knollen eines Farnkrautes von den Eingebornen gegessen werden, dürfte nirgends mehr auf der Erde ein Erzeugnis der niedersten Pflanzenklassen in so ausgedehntem Maße zur Nahrung dienen wie hier.

Die Fauna des Feuerlandes ist arm an Landtieren, reich an Seetieren. Von Säugetieren des Landes finden sich nur das Guanako, eine Hirschart, zwei Füchse, eine Fledermaus

nebst einigen Mäusen und andern kleinen Nagetieren; aber diese Tiere alle bewohnen nur den trocknen östlichen Teil des Landes. Viel reicher ist die Seefauna; in der die wichtigsten Jagdtiere der Feuerländer, welche die Hauptbestandteile ihrer Kleidung bilden, der Seehund, die Seeotter und das Walroß sind, während für die Ernährung die Muscheln und Krebse in erster Linie stehen und zwar vielleicht heute mehr als ehedem. Die Seehunde sind aber in den feuerländischen Kanälen durch allzu häufige Nachstellungen immer seltener geworden, und besonders der Arctocephalus kommt nur noch auf unzugänglichen Klippen vor.

Diese armen Gestade sind von einer dünnen **Bevölkerung** bewohnt, deren Gesamtbetrag wohl auf nicht über 15,000 geschätzt werden kann, und deren größter Teil von Fischen und Muscheln, kurz von den Früchten des Meeres lebt, daher an den Küsten sitzt. Nur im östlichen Feuerlande greift ein Zweig der patagonischen Jägernomaden herüber, die Ona, welche dem Guanako nachstellen. Diese lassen wir hier um so mehr außer Betracht, als die Zusammenwerfung derselben mit den Küstennomaden oder echten Feuerländern immer nur dazu diente, das Bild zu verdunkeln, welches wir uns von den letztern zu machen haben. Aus der angegebenen Bevölkerungszahl ergibt sich schon, daß weite Gebiete in diesem Striche unbewohnt sind; wenn aber von einigen der ganze Archipel zwischen Chiloe und Feuerland als unbewohnt angegeben wird und zwar von C. Martin speziell die Archipele der Chonos und Guaytecas, so ist das wohl ein Irrtum. Bei der geringen und an Zahl häufig wechselnden Bevölkerung mag an stärkeres Ebben und Fluten auch der Menschen hier gedacht werden. Die Chonos-Insulaner wenigstens wohnten bald auf den Inseln und bald am festen Lande. Auch wird angegeben, daß der Jesuit Garcia Familien von einer der Magelhaensstraße zu liegenden Insel nach Chiloe gebracht und hier angesiedelt habe. Höhlen mit Mumien, ferner Steinwaffen sind auf den Guaytecas-Inseln gefunden worden, und im Jahre 1872 fand Kapitän **Simpson** auf einer der Guaytecas eine Familie, deren Äußeres an das der Indianer von Chiloe erinnerte. Über die allerdings spärlichen Bewohner der Chonos hat neuerdings **Coppinger** Mitteilungen gemacht, so daß jedenfalls dieser Archipel zu den heute bewohnten gerechnet werden muß.

Seit langem werden die Feuerländer als die niedrigste Rasse dargestellt. Wir wollen nicht daran erinnern, daß ältere Seekarten diese Gegend mit geschwänzten Menschen zu bevölkern pflegten; aber von **Malthus** bis auf **Darwin** haben nur wenige Ethnographen an der Richtigkeit des Urteiles gezweifelt, daß man hier eine „zwar friedliche, aber äußerst tierische Rasse“ vor sich habe. Erst in neuester Zeit überzeugte man sich, daß, rein körperlich betrachtet, die Feuerländer **keine niedrigere Rasse darstellen als irgend eine andre Gruppe der Mongoloiden.** Ihre wiederholten Besuche in Europa haben wesentlich zu dieser Klärung beigetragen. Daß sie ohne die äußerlichen Unterschiede der Hautfarbe und vielleicht der Haarbeschaffenheit, in europäischer Kleidung, mitten unter uns auftreten könnten, ohne große Aufmerksamkeit zu erregen, ist sicher. Festzustellen, was in ihrem geistigen Wesen vielleicht dazu berechtige, ihnen eine so niedere Stufe anzuweisen, wie es die meisten Beobachter gethan hatten, welche in ihrer eignen Heimat mit ihnen in Berührung gekommen waren, zeigte sich aber bei der Kürze der Zeit, die zum nähern Umgange mit ihnen zur Verfügung stand, und bei der Abnormität der Umstände, unter denen man mit ihnen in Berührung kam, allen vorsichtigen Beobachtern unmöglich. Man darf indes ganz allgemein behaupten, daß, je nähere Kenntnis man von ihren gemütlichen und geistigen Fähigkeiten im nähern Umgange gewann, desto höher die Schätzung derselben stieg. Seit **Darwin** und **Fitzroy** sind in dieser Beziehung Fortschritte gemacht worden, die nicht bloß wissenschaftlich, sondern auch menschlich erfreulich sind. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an das Bekenntnis eines kritischen Beobachters wie **Topinards**, welcher seine Erfahrungen

folgendermaßen zusammenfaßte: „Der erste Morgen, den ich mit ihnen verbrachte, hinterließ mir im ganzen einen schlechten Eindruck. Es schien das Nonplusultra der Vertierung und Stumpfheit zu sein. Wohl hatte ich einen sich aufregen und in Zorn geraten sehen, weil ich denselben scharf betrachtete, ohne zu sprechen, indem ich mir Notizen machte. Mein Schluß war derselbe wie Darwins, als er seine sechs nackten Feuerländer bei der Wollaston-Insel gesehen hatte. Aber bei meinem zweiten Besuche stellte ich mich ihnen anders gegenüber, ich spielte mit ihnen, und sie erschienen mir in etwas anderm Lichte, d. h. als Unglückliche, Schüchterne, die sich unbehaglich fühlten, so zur Schau zu stehen, die aber eigent-

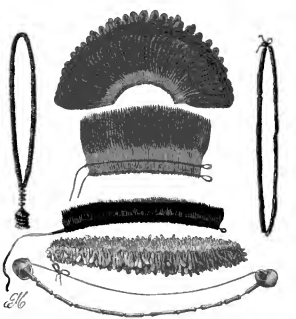


Eine Feuerländer-Familie. (Nach Photographie.)

lich sanft und heiter waren, und die im Keime jede Art von Fähigkeiten und Gefühlen offenbaren, sobald man sie nicht erschreckt, sondern vertraulich mit ihnen wird." Diese Erfahrung ist typisch. In der That sind die Feuerländer, wenn auch durch das Elend ihrer Lage gedrückt, im Kerne Indianer wie alle andern und als solche durchaus nach den allgemeinen Grundsätzen zu beurteilen, die wir im zweiten Abschnitte niedergelegt.

Die Bekleidung wird nach Süden hin mit zunehmend rauherm Klima nicht reichlicher, sondern ärmer und ungenügender; nicht besser, sondern schlechter. Die Männer und Kinder gehen sogar oft völlig nackt. Bisweilen nur tragen sie ein viereckiges, über die eine Schulter fallendes Stück Seehundsfell, das zum Schutze gegen Unwetter von Seite zu Seite gerückt werden kann, trennen sich aber sonderbarerweise, wenn sie in Tauschhandel treten, von ihm am ersten. Die ersten Besucher fanden sehr schön gearbeitete Mäntel aus Pinguinfell, die aber mit diesen Tieren längst verschwunden sind. Der Fellmantel der Patagonier geht hier wenigstens noch auf die Frau über, aber bei den noch mehr Unbilden

ausgesetzten Jagahn der feuerländischen Küste ist auch dieser sehr selten, und die Weiber tragen hier außer dem kleinen Fellmäntelchen nur noch ein Stück Zeug um die Hüften. Bove sah bei den Alakulus überhaupt kein Guanakofell. Die **Schmucksachen** sind sehr einfach. Männer wie Frauen schmücken sich mit Schnüren von Muschelschalen oder Dentalien, mit Federzierat, mit Hals- und Armbändern von Seehundsfell und hängen an die Halsbänder die sonderbarsten Dinge, wie Stücke Glas, Eisen, Schlüssel, große Muscheln und dergleichen (s. untenstehende Abbildung); sie und die Männer färben zuweilen ihr Gesicht mit schwarzer Kohle oder einer Paste aus weißer Holzasche. Bei den Chonos fehlt den Männern so regelmäßig ein Zahn, daß man nur annehmen kann, er werde aus irgend einem Grunde ausgeschlagen.



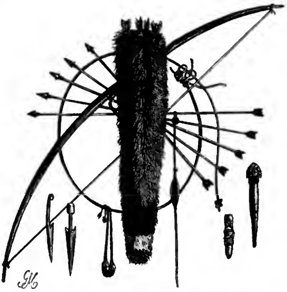
Federkronen und aus Knochen, Zähnen und Muscheln gefertigte Halsbänder der Feuerländer. (Hagenbecksche Sammlung, Hamburg.)

Die **Hütten**, welche Fitzroy bei Port Saint Mary traf, waren keineswegs so ärmlich, wie die meisten Beschreibungen vermuten lassen würden. Sie bestanden aus im Kreise oder Ovale in den Boden gesteckten schlanken Pfählen, die, oben zusammengebogen, ein kegelförmiges Gerüst bildeten, das dann mit Zweigen und Laub oder mit Fellen so weit bedeckt wurde, daß zwei Öffnungen blieben, eine gegen den See, die andre gegen den Wald. In der Mitte ward das Feuer angezündet. Ähnlich beschreibt Coppinger die Hütten der Chonos, die er mit etwas verlängerten Heuschobern vergleicht. Was von in der Erde ausgehöhlten Schlaflöchern und dergleichen erzählt wird (vgl. Band I, Einleitung, S. 74), betrifft jedenfalls nur Ausnahmezustände. Bove nennt außer den Wohnhütten bei den Jagahn auch noch kleinere Hütten für abergläubische Zwecke und solche für zärtliche Paare.

Sehr treffend nennt **Pickering** die Feuerländer die **antarktischen** oder **magellanischen Wassermänner**. Ihre knöchernen Speer- und Pfeilspitzen und ihre schmalen Ruder erinnerten ihn stark an jene Nordwestamerikaner, die er als nordwestliche oder aleutische Wassermänner bezeichnet. Allerdings sind für die Feuerländer die **Kähne** fast wichtiger als die Hütten, denn sie bringen in der Regel den größten Teil des Tages, oft genug manche Tage und Nächte ohne Unterbrechung in denselben zu. Es wurde bereits hervorgehoben, daß dies andauernde Kauern in den engen Booten sich in gewissen Abnormitäten des Körperbaues der Feuerländer kundgebe. Die Kähne sind stets einfache Bauten

(s. Abbildung S. 669); bei den Jagahn bestehen sie aus Buchenrinden, die kunstlos mit Binsenschnüren untereinander verbunden sind. Da sie nicht wasserdicht sind, so hat einer der Insassen stets das eindringende Wasser auszuschöpfen. Abends wird das Boot ans Land gezogen. Auch das Chonos-Boot ist noch roh gearbeitet. Es besteht aus fünf Brettern, von denen das eine, gegen 6 m lang und $^2/_3$ m breit, den Boden bildet und an beiden Enden aufwärts gekrümmt ist, während die vier andern, $^1/_2$ m breiten die Seiten bilden. Sie werden untereinander durch Stricke aus Campsidium chilense verbunden, und das Kalfatern geschieht durch Ausfüllen der Ritzen mit Rinde. Zwei Ruder mit breiten Blättern bewegen das stets leeke Canoe, eine junge Frau steuert, eine alte schöpft das eindringende Wasser aus. Ein aus Thon gebauter Herd in der Mitte, der das vielgenannte Herdfeuer dieser Wassernomaden trägt, fehlt fast in keinem der Fahrzeuge.

Die **Waffen** der Feuerländer sind großenteils zur Jagd auf Seehunde und große Fische bestimmt (s. nebenstehende Abbildung und die auf S. 669 u. 675). Eine Harpune nimmt die erste Stelle ein: ein Schaft von $2^1/_2$ bis 3 m aus Buchen- oder Magnoliaholz, bei den Chonos auch aus Libocedrus, eckig geschnitzt, trägt im dickern Vorderende eine Spitze aus Walknochen, an welcher eine 20 m lange Leine aus Seehundsknochen befestigt ist. Dem ungefähr ebenso langen, aus demselben Stoffe gefertigten Fischspeere ist an der Spitze ein langer, scharf



Jagdwaffen der Feuerländer: Bogen, Pfeile, Köcher, Messer, Schleudern. (Hagenbecksche Sammlung, Hamburg.) $^1/_8$ wirkl. Größe.

ausgezahnter Knochen fest eingesetzt. Zur Vogeljagd dient die Schleuder, mit welcher kleine Vögel auf 25—30 m getötet werden. Das Messer besteht aus einer Muschelschale, welche die Schneide, und einem runden Steine, welcher den Griff bildet; beide sind durch einen Fellstreifen miteinander verbunden. Seit den häufigern Besuchen europäischer und amerikanischer Schiffe sind aber auch eiserne Messer und Äxte in Gebrauch gekommen. Coppinger erzählt von den Chonos, daß jeder Trupp von etwa zwölf Personen eine eiserne Axt mit sich führt, die man entweder aus einem Schiffbruche oder durch Tauschhandel erlangte; nur in selteneren Fällen wird ein dreieckiges Stück Eisen in einen etwas gespaltenen Holzstiel geklemmt und befestigt. Ein einziges Mal fand Coppinger ein Steinbeil und zwar in einem sehr alten Abfallhaufen. Am meisten Eisen findet man bei den Alakuluf, die am häufigsten in Berührung mit den Schiffen kommen. Bogen und Pfeil sind neben dem Messer die einzige Waffe der Ona, während die Jagahn und Chonos entweder keinen oder nur sehr beschränkten Gebrauch von denselben machen. Pfeilspitzen werden jetzt meist aus Flaschenglas

hergestellt, passende Steine zur Herstellung derselben scheinen auf Feuerland nicht vorzukommen und werden vielleicht durch Tausch aus Patagonien bezogen. Die Pfeilspitzen der Feuerländer sind fest im Schafte, nicht, wie Lubbock will, locker eingesetzt, um in der Wunde zurückzubleiben. In ihrer Form scheint ein Unterschied zwischen Jagd- und Kriegspfeilen nicht gemacht zu werden. Der Bogen ist ganz einfach aus der Buche oder Magnolie zusammengebogen, die Sehne vom Seehunde genommen, die Pfeilschäfte sind meist aus Zweigen der feuerländischen Berberitze oder des Strauches Maytenus, dessen Name zugleich der des Pfeilschaftes bei den Jagahn ist, in der Weise hergestellt, daß der geglättete Stab in der Mitte dicker ist als an beiden Enden. Die Alakuluf, die auch Pfeile und Bogen benutzen, machen die erstern in jeder Beziehung nachlässiger, die Pfeilspitzen kleiner, die Schäfte roher, die Befestigung jener an diesen minder sicher. Köcher aus Seehundsfell haben sowohl die Ona als die Alakuluf im Gebrauche. Von spätern Beobachtern nicht erwähnte bolaähnliche Waffen nennt O. van Noort.



Feuerländische Körbe und Gefäße, aus Holz, Rinde, Leder, Binsen und Darm. (Hagenbecksche Sammlung, Hamburg.) 1/6 wirkl. Größe.

Auch im übrigen steht die Kunstfertigkeit hier auf einer sehr niedern Stufe. Sie hat es nicht weiter als zur Anfertigung geflochtener Körbe und von Muschelhalsbändern gebracht. Töpferei und die Kunst, das Eisen zu bearbeiten, sind unbekannt, wiewohl Eisen längst ein außerordentlich gesuchter Gegenstand bei allen Feuerländern ist. Unter den Geräten sind noch zu nennen zur Aufbewahrung des Wassers dienende cylindrische, aus der Rinde von Drimys Winteri verfertigte Gefäße (s. obenstehende Abbildung).

Darwin erzählt von den im übrigen auf der tiefsten Stufe stehenden Feuerländern des Beagle-Kanales verschiedenes, was darauf hinweist, daß sie einen bestimmten Begriff von Tausch hatten. Er gab z. B. einem derselben einen großen Nagel, ohne im geringsten anzudeuten, daß er eine Gegengabe erwarte; dieser aber suchte sofort zwei Fische aus und reichte sie ihm an der Spitze seines Speeres. Fiel irgend ein Gegenstand, der vom Schiffe aus in eins der Canoes geworfen wurde, bei einem andern nieder, so wurde er ohne Widerrede dem übergeben, für den er bestimmt war. Die Waren, die ihnen am allermeisten imponierten, waren Eisen, rotes Tuch und blaue Perlen. Aber die beiden letztern,

welche nur dem Schmucke dienten, schienen sehr oft dem erstern vorgezogen zu werden. In neuerer Zeit sind blaue und weiße Perlen zum Lieblingstauschmittel geworden, wie wir aus Boves und Lovisatos Berichten entnehmen.

Die Hauptnahrungsquelle der Feuerländer ist das Meer, und in erster Linie liefert ihnen dieses Muscheln. Den größten Teil des Jahres leben sie von Mollusken, und nur gelegentlich fangen sie eine Robbe, die kleine Otter Lutra felina und den Myopotamus Coypu. Die Chonos besuchen die sogenannten rookeries, wo Arctocephalus und Otaria zur Paarungszeit sich sammeln, und machen dann oft gute Beute. Höchst selten töten die Jagahn ein Guanako, häufiger den Wolf, von welchem sie aber nie das Fleisch essen, sondern nur das Fell benutzen. Von den Weichtieren sind es die Geschlechter Mytilus und Patella, die ihnen Nahrung geben. Daß sie vorwiegend diese Tiere verspeisen, lehrte Coppinger auf den Chonos-Inseln eine genaue Durchsuchung der Abfallhaufen in der Nähe ihrer Hütten, welche fast nur aus Muschelschalen bestehen; auch Vogelknochen, z. B. vom Kormorane, finden sich ausnahmsweise darin. Tintenfische, Krebse und Fische mancher Art werden nicht verachtet; Muscheln werden roh gegessen, Fische selten roh, meist geschmort oder auch in einer Muschelschale mit Fett oder Thran gebraten. Lovisato erzählt, daß die Weiber der Jagahn jedem Fische, den sie fangen, einen Biß hinter den Kiemen versetzen; ob aus Aberglaube oder sonst einem Grunde, weiß er nicht zu sagen. Auch die wenigen vegetabilischen Nahrungsmittel werden alle roh gegessen. Geistige Getränke und Tabak werden nur da genossen, wo sie von Schiffen bezogen werden können. Nach Boves und Lovisatos Urteile scheinen aber erstere nicht einmal sehr eifrig gesucht zu werden.



Feuerländische Werkzeuge und Waffen aus Knochen. (Hagenbecksche Sammlung, Hamburg.) Vgl. Text, S. 673.

Bemerkenswerterweise verschaffen sich die Feuerländer Feuer, indem sie zwei eisenhaltige Kiesel gegeneinander schlagen. Der abspringende Funke wird in Vogelflaum aufgefangen, angeblasen und die Flamme kleinen, dürren Reisern mitgeteilt. Die Kiesel kommen von der Insel Clarence, ein Beweis, daß zwischen den Eingebornen der verschiedenen Inseln ein lebhafterer Verkehr besteht. Diese Notiz gibt Kapitän Martial, während andre Beobachter vom Feuermachen nichts angeben oder, wie Lovisato, überhaupt keine Kenntnis davon besitzen. Ob jene Methode von den Europäern eingeführt ist, oder welcher Ursprung sonst ihr zuzuschreiben, ist nicht bekannt.

An der Gewinnung der Nahrungsmittel beteiligen sich die Weiber in ausgiebigster Weise. Byron bedeutete einige Feuerländerinnen, daß er hungrig sei, worauf sie, wir wiederholen seine offenbar treue Beschreibung, aufstanden und mit ein paar von den Hunden hinausgingen, welche sie auf den Fischfang dressieren. „Nach einer Stunde kamen sie, zitternd vor Kälte, das Wasser aus ihren Haaren strömend, und brachten zwei Fische, von denen sie mir, nachdem sie dieselben gebraten hatten, den größern Teil gaben. Diese Weiber ruderten

so weit, als nötig war, um die richtige Tiefe zu gewinnen, etwa 8—10 Faden, und nun sprang die jüngste von ihnen, die einen Korb in den Mund genommen hatte, über Bord, tauchte unter und blieb eine erstaunliche Zeit unter dem Wasser; als sie den Korb mit Muscheln gefüllt hatte, kam sie zur Seite des Bootes, gab denselben der andern, die ihn ausleerte, und tauchte, nachdem sie kurze Zeit ausgeschnauft hatte, wiederholt in Zeit einer halben Stunde. Es ist, als ob die Vorsehung diese Menschen mit einer Art von Amphibiennatur ausgestattet habe, da das Meer die einzige Quelle ihrer Ernährung ist. Da aber dieses Element hier sehr stürmisch ist und mit schwerer Brandung an eine zerrissene Küste schlägt, so gewinnen sie wenig an der Oberfläche; fast alles müssen sie aus den stillern Wassern der Tiefe heraufholen." Man muß zu dieser Erwägung kommen, wenn man selbst Kinder von drei Jahren auf Händen und Knieen unter den Felsen umherkriechen sieht, von welchen sie sich ungeachtet der Kälte, die oft stark ist, und ohne Furcht vor dem Lärme der Brandung ins Meer hinabrollen ließen. Ohne Schaden bleibt diese Lebensweise jedenfalls nicht, und unser Gewährsmann betont besonders die Häufigkeit der Elefantiasis, von der er glaubt, daß sie durch die Gewohnheit der Taucher verursacht sein könnte, wenn sie halberfroren aus der Tiefe heraufkommen und in möglichst großer Nähe ihrer Herdfeuer erst die eine, dann die andre Seite ihres Körpers ebensosehr der Hitze wie vorher der Kälte aussetzen.

Hat auch das Meer an den Küsten Feuerlands ein nicht viel minder reiches Tierleben aufzuweisen als an vielen andern, so erspart doch selbst dieses ihnen nicht die häufige Wiederkehr gräßlicher Notstände. Man hat eine Erzählung von der Westküste, wie ein Stamm von etwa 150 Köpfen durch lange dauernde Stürme verhindert war, aufs Meer hinauszufahren, um Robben zu fangen, während seine Weiber ebensowenig im stande waren, von den Felsen die Muscheln abzulösen, die einen so großen Teil ihrer Nahrung ausmachen. Endlich entdeckten sie einen gestrandeten Walfisch, der vier Tagereisen entfernt war; einige machten sich nun auf und holten große Stücke seines halbfauligen Speckes, in den sie Löcher hineingruben, um wie durch Ponchos ihre Köpfe durchzustecken und so die Last zu tragen. Vielleicht waren dies aber auch Stücke, die sie im Sande für Notzeiten vergraben hatten, denn daß sie letzteres thun, steht außer Zweifel und ist als einer von den wenigen Fällen, in denen sie Voraussicht üben, besonders hervorzuheben.

Der **Kannibalismus** ist unter solchen Verhältnissen gewiß nicht fern liegend, und man ist von vornherein geneigt, ihn als einen nicht wenig hervortretenden Charakterzug im Leben der Feuerländer zu erwarten. In der That liegen einige Zeugnisse für denselben vor, aber gerechterweise ist zu betonen, daß einige ihrer genauesten Beschreiber die Feuerländer nicht mit dem Vorwurfe des Kannibalismus beladen. Nur ist das Gewicht der apriorischen Wahrscheinlichkeit sehr groß. Sind doch selbst im Schoße der höchstzivilisierten Völker Fälle von Menschenfresserei als Folge großer Notstände vorgekommen! Was nun die Gestalt dieser Sitte bei den Feuerländern anbelangt, so erzählte ein eingeborner Knabe einem Gewährsmanne Darwins, daß in Zeiten der Not die alten Weiber gefressen würden, und schilderte genau die Art und Weise, in welcher sie durch Festhalten über Rauch erstickt würden, und welche Teile ihres Körpers am schmackhaftesten seien. Es wurde erzählt, daß dieselben manchmal versuchten, sich durch Flucht in die Berge zu retten, daß sie aber dann von den Männern verfolgt und zum Schlachthause an ihrem eignen Herde zurückgebracht würden. Befragt, warum sie gerade die alten Weiber wählten und nicht lieber die Hunde, sagte dieser Knabe: „Hunde fangen Ottern, alte Weiber nicht". Ähnlich sollen die Auskünfte gelautet haben, welche der von Fitzroy nach England gebrachte Feuerländer Jemmy über diesen Gegenstand gab. Neuere Beobachter haben sich, wie erwähnt, meist verneinend in dieser Frage geäußert. Jedenfalls sind die Feuerländer keine gewohnheitsmäßigen Kannibalen, wie man sie unter Negern und Malayen trifft. Was besonders die vorstehende, von Darwin

wiederholte Erzählung anbetrifft, so ist es sicher, daß Greise und Greisinnen nicht bloß in den feuerländischen Familien leben, sondern mit besonderer Rücksicht behandelt werden.

Die Feuerländerinnen gebären leicht und häufig, doch ist die Sterblichkeit der Kinder groß. Neugeborne scheinen immer sofort nach der Geburt in das Meer getaucht zu werden. Namen erhalten sie vom Orte, an dem sie geboren sind. Die Kinder werden in einer Tasche aus Fell am Rücken getragen, und die Liebe der Mütter zu ihren Kindern heben die Beobachter als das einzige edlere Gefühl hervor, dessen die Feuerländer sich fähig zeigen. Auch diese Liebe schwindet aber mit dem Heranwachsen der Kinder. Alle Beobachter sind erstaunt über die Leichtigkeit, mit der Familienglieder sich trennen. Lovisato berichtet verschiedene Fälle der Art, und Coppinger erzählt von den Chonos: „Ein Knabe, den wir im Trinidad-Kanale an Bord nahmen, zeigte nicht die geringste Trauer über die Trennung, und die Eltern freuten sich, daß sie für ihn einige Halsbänder und etwas Biskuit erhielten". Ähnliches wird vom Verhalten der Ehegatten untereinander erzählt und besonders die Hartherzigkeit betont, mit welcher Männer den Weibern, Väter den Kindern, die hungerten, Speise zu verweigern im stande waren, wenn sie selbst sich an derselben zu ergötzen dachten. Bove konnte von einem jungen Feuerländer mit Leichtigkeit um weniges das Skelett von dessen Vater erlangen.

Die Ehe ist bei den Feuerländern, wo die Möglichkeit dazu gegeben ist, polygamisch. Aus manchen Angaben möchte hervorgehen, daß die Zahl der Männer geringer ist als die der Weiber, außerdem erwerben letztere einen großen Teil der Nahrung, erhalten aber selbst weniger davon als die Männer; zu gewissen Zeiten ist den Weibern nur Fisch zu essen gestattet. Die Ehe scheint ohne weitere Zeremonie geschlossen zu werden, als daß die Braut Kahn, Harpune und Lanze dem Bräutigam überreicht, während dieser jene mit einigen Fellen beschenkt. Beide behalten ihre Namen.

Bei der weiten Zerstreuung, die das nomadische Leben unter diesen ungünstigen Verhältnissen bedingt, scheint die Notwendigkeit staatlicher Organisation fast ganz wegzufallen. Von Geschlechtern mit unterscheidenden Namen und bestimmten Wohnplätzen, also wohl Clans, wird dagegen von mehreren Beobachtern gesprochen. Bove nennt als größte Zahl von Feuerländern, die er sah, einige Hundert, diese aber sammelten sich um die Mission, weil ihnen hier Nahrung und Kleidung gegeben ward. Sonst reisen sie stets nur in Gruppen von ungefähr 12 Personen, nächtigen auch in einer und derselben Hütte. Daß irgend eine engere Verwandtschaft in diesen Gruppen herrscht, ist sehr wahrscheinlich; sie bestehen am häufigsten aus 3 Männern, 5 Frauen und 4 Kindern und dürften die natürlichste Zusammenschließung, die Familie, darstellen. Nur von den Ona (an deren Namen der von van Noort schon 1599 angegebene Stammesname Enu erinnert), dem Jagdstamme, wird bezeichnenderweise gesagt, daß in ihm der Stärkste die Führung habe. Die Jakomusch der Jagahn, in denen Fitzroy irrtümlich Häuptlinge sah, sind Zauberärzte, die mehr Verachtung als Verehrung trotz des Aberglaubens finden, der sie umgibt.

Wie kaum ein zweites Volk sind die Feuerländer in Bezug auf ihre geistigen Äußerungen unterschätzt worden. Ihr ganzes Leben ist so elend, daß von einem Funken höhern Ahnens anscheinend gar nicht gesprochen werden konnte. Die meisten Beobachter haben es sich daher hier ganz besonders bequem gemacht; sie haben ein paar Stichproben auf religiösen Sinn, Gottesidee &c. angestellt und, da diese negativ ausfielen, den Feuerländern überhaupt jeden Gedanken abgesprochen, der über das alltäglich Notwendige hinausgehe. Es macht den Eindruck, als solle ihre seelische Anlage geflissentlich herabgedrückt werden, wenn noch neuerlich Lovisato in seinen sonst so trefflichen Mitteilungen über die Feuerländer sagt: „Es gibt keinen Schmerz um die Verstorbenen, das Färben des Gesichtes, das

Schreien, die Schläge, die Wunden, die sie sich beim Tode eines Verwandten beibringen, die Zerstörung der Todeshütte &c. sind mehr nur Gewohnheiten". Und doch schiene es viel gerechter und den Thatsachen entsprechender, zu betonen, daß trotz der Armut und des Elendes die Totengebräuche bei diesen Völkern im ganzen ebenso ausführlich und getreu beobachtet werden wie bei Nationen, die im Überflusse leben. Wir werden in der Allgemeinschilderung der indianischen Religionen besonders zu betonen haben, wie auffallend die feuerländischen Totengebräuche mit denen der übrigen Amerikaner stimmen (s. S. 703). Selbst die Einhüllung der mumienartig kauernd zusammengerollten Leichname fehlt nicht, so daß der Körper oft besser gekleidet zur Erde gebracht wird, als er jemals im Leben es gewesen. Fand der Tod im Meere statt, so bemalen sich die Hinterbliebenen das Gesicht mit wechselnden schwarzen und weißen Wellenlinien. Als Begräbnisplätze werden aber kleine Inseln vorgezogen. Namen Verstorbener werden nicht gern genannt. Die Seelen Verstorbener wandern in den Wäldern; ein Vogelschrei, ein Krach im Gletschereise, jeder unerklärliche Ton ist den Feuerländern Geisterruf. Es ist schwer zu entscheiden, wie weit ihr Denken sich darüber hinaus mit einer Gottheit und einem zukünftigen Leben beschäftigt. Idole, Amulette und dergleichen besitzen sie angeblich nicht, aber sie unterscheiden gute und böse Geister, wenn sie auch aus den Offenbarungen dieser Geister weder Belohnung noch Bestrafung abzuleiten wissen. Es wird bei den Jagahn von einem bösen, mit Sturm, Schnee, Regen geißelnden Geiste als vom Kurspik, was Lovisato mit Teufel übersetzt, gesprochen. Manche Gebräuche deuten auf die Furcht vor strafendem Eingreifen höherer Mächte, so gewisse Speise- und Enthaltsamkeitsregeln, deren wir oben einige angeführt haben. Zu den gefürchtetsten Erscheinungen gehört der Strudel, und zwar geht diese Furcht über das Natürliche hinaus. Lovisato erzählt von einem Feuerländer, der, nachdem er ausdauernd ihn drei Stunden durch metertiefen Schnee begleitet, plötzlich erschrak und nicht mehr weiterging, als er in einem Bergbache einen Strudel gesehen hatte.

---

## 8. Religion und Priestertum der Indianer.

„Überall in Amerika besaß der Eingeborne ein Gefühl des Überirdischen. Er wußte unsichtbare, aber mächtige Kräfte rings um ihn her an der Arbeit, die ihm, wie sie wollten, helfen oder schaden konnten. In jeder Brust stand ein Altar des ‚unbekannten Gottes'."
D. G. Brinton.

Inhalt: Religiöses. Die Frage nach Einem Gotte. Der ursprüngliche Schöpfergott. Sonnenverehrung. Mond. Der Schöpfergehilfe. Der Feuerbringer. Menabuscho. Die Schöpfung. Jälch. Sintflutsagen. Winde und Weltgegenden. Hervorgehen der Völker aus der Erde. Wandersagen. Tierverehrung. Riesenvögel. Adler. Totenverehrung. Bärendienst. Schlangenglaube. Muscheln. Tiersagen. Der Weltbaum. Berg- und Steinverehrung. Seelen- und Geisterglaube. Das Jenseits und die Unterwelt. Idole. Tempel. — Priester und Ärzte. Heilmittel. Tierischer Magnetismus. Wasser als Reinigungsmittel. — Grab und Leiche. Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit der Leichengebräuche. Ober- und unterirdische Beisetzung. Mumifizierung. Totenmasken. Vorläufige Beisetzung. Tragbare Form der Beisetzung. Gräber und Grüfte. Grabdenkmale. Leichenmitgaben. Totenfeste.

Kein amerikanisches Volk ist ohne Religion. Diese Religion setzt sich zusammen aus dem Glauben an ein oder mehrere höchste Wesen, eine Menge niederer Geister, aus Schöpfungssagen, die von den erstern erzählt werden, und aus der Vorstellung von einem Jenseits, das in der Regel in eine über- und unterirdische Welt zerfällt, in welchen die Seelen ihren Wohnsitz haben, von wo sie aber auf die Erde als Geister oder auch als Seelen Wiedergeborner zurückkehren können. Der Gedanke eines einzigen Gottes schwebt unklar über

der Verehrung, welche dem Himmel oder der Sonne dargebracht wurde. Jener Gedanke, den Balboa dem Inka Yupanki in den Mund legte: „Unser Herr und Vater, die Sonne, muß selbst einen Herrn und Meister über sich haben, der mächtiger als sie und der sie zwingt, ihren täglichen Weg ohne Rast zu wandern", kam auch den Geistern der Nahua von Tezcoco; Ausdrücke wie unendlich, allmächtig, Seele der Welt, Schöpfer des Alls rc. bezeugen mindestens Ahnungen, die nach Ausdruck in ungewöhnlichen Bildern suchen. Aber die Masse erhob sich nicht zu dieser Höhe, sondern sie zog vielmehr die großen Schöpfungs- und Weltordnungsgeister auf eine Stufe herab, wo ihre Funktionen nur noch in tollen Tiermaskeraden und unedlen Anthropomorphismen durchschimmerten. Mit Recht weist daher die neuere Forschung die Frage nach Einem Gotte, der das Glaubensgebäude der Indianer krönte, von vornherein als unwesentlich zurück. Denn auch hier kann der ausgedehnte historische Prozeß, dessen Ergebnis der in jeder Beziehung höchste und darum notwendig einzige Gott, ein Jehovah oder Allah, ist, nicht durch das lauterste Denken eines einzelnen Stammes oder einer Priestergruppe ersetzt werden.

Ganz wie bei Hottentoten und Malayen, hat den Missionaren die Umkleidung unsers hohen Begriffes „Gott" mit einem entsprechenden Worte der Indianerglossare die größten Schwierigkeiten gemacht. Denn wo ein hinreichend abstrakter Begriff hier sich findet, deckt er sich doch nur mit „Seele" oder „Geist" oder vielleicht selbst nur „Schatten", oder er bedeutet einfach „wunderbar". Alle diese Ausdrücke können keine persönliche Einheit bezeichnen, sie decken den umfassenden Begriff „übernatürlich". Das Manitu der Algonkin ist ganz und gar nicht, wie man wohl sagen hört, das Wort für „großer Geist", sondern es bezeichnet etwas Geheimnisvolles, Unbegreifliches. Daher nannten die Algonkin den Stahl Manitu-biwabik, d. h. wunderbarer Stein, und die Missionare konnten frühere Mißverständnisse nur gutmachen, indem sie Kitschi, „groß", vor Manitu setzten, um Gott zu bezeichnen. Ebenso ist Wakan die Bezeichnung des Dakota für etwas Unbegreifliches und wakankan ein Zeitwort, welches zaubern bedeutet. Er nennt ein Dampfschiff wakan und bezeichnet zugleich mit Wakan-tanka den großen Geist. Brinton erinnert daran, daß wakan als Adverb oben bedeutet.

Der indianische Gottesbegriff rückt uns erst da aus der Sphäre des Allgemeinen oder, besser gesagt, Verschwommenen näher, wo er kosmogonische Beziehungen erhält, er verdichtet sich dann in die einzige Vorstellung des persönlich gedachten Weltschöpfers. Oft bleibt die Frage offen: Ist der Schöpfer in diesem oder jenem indianischen Mythus die letzte schöpferische Kraft, die letzte Ursache des Werdens; oder ist er als einer der Göttergehilfen zu verstehen, die fast in jeder Mythologie die Schöpfung und vor allem die des Menschen vollenden helfen; oder endlich ist er, wie der Name der Hidatsa für Gott, Itaktutas, ausspricht, nur „der Erstgeschaffene", der dann die weitere Schöpfung besorgte? Man sagt sich endlich, daß so wie im religiösen Denken, auch in der kosmogonischen Vorstellung diesen Völkern das, was uns der höchste Gott ist, so fern steht, oft daher so unklar, wenn nicht unbewußt geworden ist, daß unser Gottesbegriff, um verstanden zu werden, vollständig neu gepflanzt werden müßte. Der höchste Gott hatte von den andern Göttern Sonne, Mond und Sterne geschaffen. Speziell die Sonne wird als das ihm nächststehende der göttlichen Geschöpfe genannt. Beider Wirkungen: Licht, Leben und Geist, wurden nicht streng auseinander gehalten. Als Zweck dieser Schöpfung wurde die Inslebenrufung von Gehilfen für die Ordnung der Welt bezeichnet, deren lebende Wesen dann aus dem Wasser oder aus Höhlen in der Erde hervorgingen. Es liegt nahe, in diesem primitiven Schöpfergotte den Himmel zu erblicken. Der Glaube, daß einst die Männer des Lichtes kommen würden, um ihr Recht auf das Land, das der Lichtgott vor seiner Rückkehr in den Himmel geschaffen und besessen, geltend zu machen, hat dazu beigetragen, die Macht der weißen Eroberer des 16. Jahrhunderts so rasch auszubreiten.

Bei fast allen Amerikanern, von deren religiösem Leben wir eingehendern Bericht haben, finden wir Sonnenverehrung in mehr oder weniger ausgeprägter Form. Sie fehlt nur entschieden, so wie den Eskimo, auch den nördlichen Athapasken. Waitz hat als das einzige Volk eingestandener Sonnenanbeter in Nordamerika die Natchez bezeichnet, welche dieses Gestirn als wah fil, d. h. großes Feuer, verehrten und dem Feuer die Priorität vindizierten. Allein diese Beschränkung ist nur einer von den Schatten, welche die besonders äußerlich so eindrucksvolle Kulturhöhe Mexikos und Perus über das Leben jener Indianer wirft, die kein so glänzender Apparat umgab wie die Unterthanen Montezumas oder der Inkas. Sie ist auch von den besten Kennern nicht anerkannt, und wir erinnern hier nur an Schoolcrafts Worte: „Die Indianer der Vereinigten Staaten erblickten in der Sonne das Sinnbild von Licht, Leben, Macht und Geist und hielten sie für die Verkörperung des Großen Geistes". Sie sangen ihr Hymnen und verehrten sie mit Kniebeugungen. Allerdings wurde dieser Dienst nicht überall genau in demselben Sinne aufgefaßt. Nur in Peru war die Heliolatrie aus politischen Rücksichten durch die Inkas in einer Weise organisiert, die einzig dasteht in der Geschichte der amerikanischen Religionen. Man muß Brinton zustimmen, den hierin Tylor stützt, wenn er sagt, die Sonne sei bald als eine der Gottheiten, bald als ein Symbol oder eine Form derselben, bald aber als die höchste Gottheit selber angesehen worden. Als Schöpfer und Erhalter alles Irdischen wurde die Sonne von Stämmen am untern Mississippi verehrt, doch ist dabei wohl zu beachten, daß in manchen Sprachen das Wort für Himmel und Sonne gleich lautet. Der Sonne wurden die Erstlinge des Ackerbaues und der Jagd- und Kriegsbeute in der Häuptlingshütte geopfert. Ihr sandte man Gebete, wenn sie aufgegangen war, bei ihr geschworne Eide waren den heiligsten. Für Reisen, Krieg und Jagd erbat man ihren Segen; ihr opferte man den ersten Rauch aus den Tabakspfeifen, worauf nach den drei andern Himmelsgegenden weitere Rauchwolken geblasen wurden. Bei den Natchez lag dieses Opfer dem Häuptlinge ob, der zugleich der Priester war, selber als „große Sonne" bezeichnet ward, niemand als die Sonne über sich erkannte und von ihr abzustammen vorgab. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts schrieb Nuttall von den Osage: „Sie rauchen zu Gott oder der Sonne und begleiten dies mit einer kurzen Anrede". In Virginia ging der allmorgendlichen Sonnenverehrung eine allgemeine Waschung voran. Selbst bei den Sioux, sonst in manchen Beziehungen weit abweichend, und andern Stämmen westlich des Mississippi waren die Opfer an die Sonne, auch das Anrauchen derselben gebräuchlich. Sonne, Mond und Sterne erhalten bei den Pueblos, Navajos, Zuñi und Verwandten Verehrung, nicht zwar als Götter, denn sie selbst sind die Schöpfung eines dunkel von ihnen geahnten unsichtbaren höchsten Gottes, aber als Bringer von Fruchtbarkeit und allerlei Segen; und nach Whipple soll bei den Pueblos die Sonne sich mit der Idee von der Wiederkehr Montezumas verschmolzen haben, der im Osten erwartet wird. Erscheint die Sonne auch nur als „Geist des Ostens", dem zu Ehren der Priester sein heiliges Gewand anzieht und sich gegen Auf- und Untergang wendet, so hat doch auch dieser die gleichen Symbole wie die Sonne selbst.

Sonne und Mond werden als Mann und Weib betrachtet. Wenn Crevaux glaubt, man habe ihm bei den wilden Stämmen Guayanas darum kein Verbrechen aus seinen Himmelsbeobachtungen gemacht, weil man die Sterne nicht als Gottheiten ansehe, so liegt darin kein abschließender Beweis. Der in Peru so hoch entwickelte Sonnenkult leuchtet bis in diese Urwaldschatten hinein. Die Indianer in Darien betrachteten die Sonne als Schöpfer der Welt, und bei dem Chibcha-Volke war es der Sonnengott allein, dem Menschenopfer dargebracht wurden. Der Mond als Wasser- und Regengöttin und davon abgeleitet als Göttin der Fruchtbarkeit des Ackers und des Weibes, Beschützerin der Kreißenden und Neugebornen fand auch hier Verehrung. Wenn aber die Tupi-Mutter ihr

Kind vor Übles bringenden Mondstrahlen schützt, erscheint uns die allübliche Vereinigung gegensätzlicher Eigenschaften in einem einzigen Wesen, denn der Mond ist auch Göttin der Nacht, die nichts Gutes bringt, Erzeugerin der Gifte, der Krankheiten, der übeln Träume. Wo von einem übeln Geiste als Gegensatz des guten gesprochen wird, liegt der Gegensatz des Mondes zur Sonne wohl am häufigsten zu Grunde. Es ist die alte Vereinigung der Göttin der Fruchtbarkeit mit einem dunkeln Geiste der Unterwelt. Daher auch hier die Warnung, zur Zeit der Reife der Ernte sich nicht im Felde umzusehen und dieses gefährliche Doppelwesen nicht aufzuwecken. Damit hängt auch vielleicht die Notwendigkeit der Isolierung der Wöchnerinnen, dieser unter Umständen so traurige, grausame Brauch, zusammen und überhaupt die Konzentration von einer ganzen Anzahl abergläubischer Gebräuche gerade auf die Zeit der Geburt und die dabei Beteiligten. Verlangen doch die Nukujenn sogar, daß die Wöchnerin mehrere Tage nach der Entbindung ganz nackt umhergehe! Das Neugeborne stirbt, wenn es gewisse Dinge, unter andern auch einen Weißen oder Neger, zu Gesichte bekommt, und wer in das Haus geht, wo eine Wöchnerin liegt, wird krank. Indem nun der Mond Göttin der Krankheiten war, konnten ihre berufensten Priester auch wieder nur Kranke sein; daher finden wir im aztekischen Gottesdienste Aussätzige als Priester der Mondgöttin.

Auch die Rolle des **Wassers** in der Schöpfung wird endlich in ungünstigem Sinne gedeutet, unwillig entläßt es die Erde aus ihrem Schoße, und es verschlingt täglich wieder die Sonne und die andern Lichter des Himmels. Als Schlange dargestellt, widersetzt es sich dem Wirken der schaffenden Gewalt des Feuers, der Sonne. Endlich erscheint die Nachtgöttin als großer Hund, der bei Finsternissen die Sonne verschluckt. Von den Eskimo bis zu den Tupi wurden bei Sonnenfinsternissen Hunde geschlagen, damit sie durch ihr Winseln diesen großen Hund schreckten. Stürmischer See wurden Hunde geopfert, und bei einzelnen Völkern wurden Bilder von Hunden göttlich verehrt. In den trocknern Regionen des fernen Westens, wo Feuchtigkeit zum Gedeihen der Feldfrüchte notwendiger war als Wärme, besonders in Mexiko, ward der Mond als Wassergöttin bei den Säe- und Erntefesten besonders berücksichtigt. Und **Gumilla** erzählt von einem Stamme am Orinoko, der bei einer Mondfinsternis fleißiger als jemals mit der Haue arbeitete, weil er meinte, die Mondgöttin verberge ihr Gesicht aus Zorn über die Trägheit der Menschen im Landbaue.

Im **Gewitter-** und **Donnersturme** erkannte man das Rauschen eines mächtigen Flügelschlages, die Stimme des Großen Geistes, den Heroldruf des kommenden Sommers, die Verheißung der Fruchtbarkeit, den Trommelschlag, welchen ein gehörnter Riese, Haokah, vermittelst des Sturmwindes ausführt. Blitzfeuer war heilig, und von rot bemalten Donnersteinen, in denen auch die Peruaner die Kinder des Donnergottes verehrten, leiteten die Dakota ihren Ursprung her. Die Tupi Brasiliens sahen im Blitze das Aufleuchten der Augen und im Donner den Ton der Stimme des Vogels, der einst höchster Gott und Schöpfer war, in Menschengestalt Feuer und Feldfrüchte brachte und nun am Himmel schwebt, von wo er Fruchtbarkeit sendet. Die Peruaner sahen im Donnergotte, Apocatequil, den Schöpfer, der die Menschen ins Leben rief, indem er die Erde mit goldenem Spaten umwandte. Er war von dem vom Himmel gekommenen Guamansuri mit der Schwester eines dunkeln, lichtlosen Wesens, damaligen Besitzers der Erde, gezeugt, die aus zwei Eiern den Donnergott und seinen Bruder gebar; darum waren Zwillinge in Peru dem Donner heilig. Der Donnergott wurde von drei Gehilfen: Blitz, Blitzspur, Blitzschlag, umgeben oder mit drei Waffen: Blitz, Donnerkeil und Donnergerolle, ausgestattet. Ist er kein Vogel, so reitet er auf den Wolken, wie der Heno der Irokesen, welcher Donnergott und zugleich Gott der Fruchtbarkeit und Schützer der Saatfelder ist.

Garcilaso de la Vega hat uns folgende Hymne an den Donner aufbewahrt:

„Schöne Herrin,
Sieh, dein Bruder
Bricht die Schale
Nun in Trümmer.
Seine Schläge
Zeugen Blitze,
Dumpfe Donner.
Und du, Fürstin,
Schöpfest Wasser,
Sendest Regen,
Schnee und Hagel.
Viracocha,
Weltengründer,
Weltbeleber,
Solchem Amte
Dich bestimmte,
Dich erschuf."

Gewalt und Vielartigkeit des Gewitters verfehlten nicht ihre Wirkung auf den Geist dieser Völker; endlos sind die Donnermythen. Wir heben hier nur die von Mrs. Eastman mitgeteilte Vorstellung der Dakota hervor, die den Donnergott als Riesen Haokah darstellt, dem kalt heiß und heiß kalt ist, der traurig lacht und froh weint, dessen Augen und Angesicht mehrfarbig und von verschiedenem Ausdrucke sind. Er ist gehörnt und hat viererlei Erscheinungsweisen. In der Betonung der Rolle der Winde in den Schöpfungsvorgängen, deren letzter Grund wohl in der Übereinstimmung von Hauch (Seele) und Wind zu suchen ist, welche bei den Araukanern die „Seelen des Himmels", die Götter, mit Winden vergleicht und bei den Krihk Gott als „Herr des Atems" bezeichnen ließ, tritt zugleich die die ganze indianische Mythologie durchziehende **Heiligkeit der Vierzahl** der Weltgegenden und überhaupt die Verstärkung des schon überall vorhandenen astronomisch-meteorologischen Elementes hervor. Die Winnebago erzählen von ihrem Großen Geiste, daß er vier Männer und ein Weib, jene die vier Winde, dieses die Erde geschaffen habe. Überall dienen die Winde dazu, die Erde bewohnbar zu machen, sie gehören zu den wohlthätigen Schöpfungsgeistern und gehen sogar der Sonne, dem Monde und den Sternen im Schöpfungsalter voraus. Die Indianer Nordamerikas mögen nicht, wie es von den Azteken berichtet wird, den vier Winden Blutopfer gebracht haben, wenigstens finden wir nichts in den glaubwürdigen Berichten darüber; allein sie senden, so wie der Sonne, auch den vier Weltgegenden ihren Tabaksopferrauch aus der heiligen Pfeife. Denn nicht nur der Tabak galt als ein heiliges, den Göttern wohlgefälliges Kraut, sondern auch von der Pfeife, dem Calumet, sagten Indianer zu **Charlevoix**, sie hätten es von den Pani, diese aber von der Sonne erhalten. Und wenn die Sonne als der oberste Geber von Früchten und sonstigen guten Gaben geschätzt wird, so haben die Winde als ihre Boten, die Regen, Wachstum, Kühlung bringen, ihren Anteil an dieser Schätzung neben dem Monde, dem eine besondere Beziehung zur Feuchtigkeit zugewiesen, ja in dem geradezu an manchen Stellen eine Göttin des Wassers verehrt ward, so daß in der aztekischen Mythologie überhaupt Mond und Wasser nicht zu trennen sind. Wir begegnen weiter der Vierzahl in den vier Dienern Quetzalkoatls, des mexikanischen Gottes der Luft und der Sonne, in den vier Trägern der Erde, welche die Sintflut überlebten, in den vier Ecken der Welt, nach denen die Sioux die Ratspfeife halten, ehe sie dieselbe herumgehen lassen, in den vier Brüdern der Arawaken-Sage, welche die Sintflut erzeugten, indem sie den Kürbis des Hauptgottes zerbrachen, und noch in einer großen Zahl andrer „vierzähliger" Mythen und Vorstellungen. Daraus entwickelte sich dann die allgemeine Verbreitung der Vorstellung von der Heiligkeit der Vierzahl, welche uns das so viel angestaunte Vorkommen des Kreuzes auf den amerikanischen Denkmälern aufs einfachste erklärt. Am wenigsten erstaunt man, gerade in der Hand und auf dem Kleide Quetzalkoatls das Kreuz zu finden. Viertägige Feste, vier reinigende Schwitzbäder, vier Amulette in dem aus viererlei Fell genähten Medizinsacke der Dakota, vier Männer zur Herrichtung der Zauberhütte der Mandan, vier Seelen im Körper, die bei den Hidatsa vier Wochen, bei den Algonkin vier Tage in der Nähe der Leiche verweilen, Pfeile in die vier Windrichtungen geschossen bei der Geburt eines Kindes der Nahua &c. sind weitere Belege der merkwürdigen Herrschaft, welche diese Zahl im Leben der Indianer gewonnen hatte. In manchen Gebräuchen sind aus vier auch vierzig geworden.

Die Prometheische Rolle des **Schöpfungsgehilfen**, der die besondere Sorge für das Menschengeschlecht auf sich nimmt, wird bald der Sonne selbst, bald einem Sohne oder Enkel des Mondes (vielleicht der Morgenstern) zugewiesen, und es scheint eine nähere Verbindung zwischen gewissen Sternen und dem Menschengeschlechte angenommen worden zu sein. Darauf deutet folgende Sage der Tinne: Das erste Menschenpaar bestand aus zwei Brüdern, die sich, als sie noch klein waren, trennten. „Wir wollen sehen, welcher von uns der Schnellste ist", sagten sie, und rannten in entgegengesetzten Richtungen um den Himmel, um so um die Erde herumzukommen. Als sie sich wieder trafen, waren sie Greise geworden, die auf Krücken gingen. „Erinnerst du dich des Tages, mein älterer Bruder, an dem wir ausgingen?" sagte der eine. „Ach ja", entgegnete dieser, „ich wollte alles wissen, alles in Ordnung bringen, Tiere jagen, Fische fangen, ich umkreiste die ganze Erde und bin dabei elend geworden." „Mit mir ging es gerade so", antwortete der zweite. „Doch passe auf; da erhebt sich plötzlich ein Gebirge — gehen wir hinein." Der jüngere that dies und kam verjüngt zurück. „Ich will das auch thun", sagte der ältere. Er ging hinein, und das Gebirge wuchs mehr und mehr, bis es die ganze Erde erfüllte; er aber kam auch neuverjüngt aus demselben zurück. Diese Brüder treten uns als die Zwillinge Joskeha und Tawiskara der Huronen-Sage entgegen, „der Helle" und „der Dunkle", deren Großmutter der Mond war, hier Ataensik genannt, und deren Mutter starb, als sie ihnen das Leben gab. Beide stritten sich, wobei der eine das Geweih des Hirsches, der andre die wilde Rose als Waffe benutzte. Letzterer wurde schwer verwundet, und um sein Leben fliehend, verlor er bei jedem Schritte einen Blutstrom, der sich in Feuersteine verwandelte. Der Sieger aber kehrte zu seiner Großmutter zurück und schlug seine Hütte im Sonnenaufgange am Rande des Meeres auf. Er wurde mit der Zeit der Vater der Menschen und der besondere Patron der Huronen. Die wüste Erde machte er bewohnbar, indem er den Riesenfrosch tötete, der alles Wasser verschlungen hatte; er leitete dann das Wasser über die Erde hin, schuf Wild und Ackerfrüchte und brachte das Feuer den Menschen. Dem Joskeha galten daher die Opfer, die als der Sonne gebracht geschildert werden, und oft wird er einfach als Sonne bezeichnet, wiewohl er nur ein „Sonnenkind" gewesen zu sein scheint.

Das **Feuerbringen** hat bei diesen Völkern eine viel lockerere Personifikation gefunden als z. B. bei den Polynesiern. Es scheint mehr im Westen und Nordwesten als im Osten und Süden personifiziert worden zu sein, wo es hinter der innig damit verbundenen Sonne zurücktritt, und zwar spann zuerst das Spinnengeschlecht ein Netz oder einen Strick, um zum Monde zu fliegen, wurde aber dort zurückbehalten und mußte dem Schlangengeschlechte den Vorrang lassen, welches nun an diesem Stricke zum Monde kletterte und einen Feuerbrand holte. Die Vorfahren der Tolowa, die mit der Wärme ihrer Achselhöhlen ihre Speisen gekocht hatten, sollen das Feuer vom Monde geholt haben, die Miskwalli dagegen danken ihrem Gotte Hunne oder Hobbe, daß er das Feuer brachte. Dieser Prometheus ist bei den Schastika zu einem Wolfe geworden, der einen glänzenden Feuerstein im Osten holt und den Indianern schenkt, während die Mendocino-Indianer die unpersönliche Anschauung haben, Gott habe das Feuer als Blitz in ein Holz gesandt, aus dessen Reibung es nun wiedergewonnen werden könne. Einer merkwürdigen Modifikation, die der Maui-Sage näherkommt, begegnen wir aber im Südwesten. Der feuerreibende Höhlengott der Chiloten (s. S. 689) hat dort einen Hofstaat von „Jounches", die nicht bloß selbst auf einem Beine hüpfen, sondern auch schönen Knäblein, die sie fangen, ein Bein ausrenken.

Die Prometheischen Funktionen verbergen sich auch in den indianischen Sagen von Lieblingshelden, welche offenbar im Übergange vom Himmel zur Erde sich befinden. Dieselben treten in Kleinigkeiten hervor, wie z. B. darin, daß Menabuscho, der Heros der Algonkin, dem Spechte, der ihm den Rat gibt, dem unverwundbaren Häuptlinge Perlfeder seinen Pfeil

in den Kopfwirbel zu senden, zum Danke den Kopf rot färbt. Dieser Menabuscho ist auf der einen Seite ein Indianer wie jeder andre, leidet bald Mangel, hat bald Überfluß, hat Freunde und Feinde, heiratet, jagt und fischt, und auf der andern Seite kann er sich in jedes Tier verwandeln, gebietet über mächtige Zaubermittel, durch welche es ihm möglich wird, sich aus allen Gefahren zu ziehen und die große Arbeit zu vollbringen, die Erde von Riesen und Schlangen zu säubern. Als Menabuscho seine Großmutter nach seiner Herkunft frug, sagte ihm diese, der Westwind sei sein Vater, seine Brüder der Nord, Ost und Süd, seine Mutter sei, schlecht vom Vater behandelt, kurz nach seiner Geburt gestorben. Ergrimmt treibt nun Menabuscho seinen Vater bis an den äußersten Rand des Westens, wo er endlich Frieden mit ihm schließt Er kämpft mit dem Könige der Fische, der ihn samt seinem Boote verschlingt; aber einige Vögel hacken ein Loch in den Rücken des Fisches, durch das er entflieht. Gewaltig sind seine Kämpfe mit den Schlangen, die seinen Enkel, als er in Wolfsgestalt über die Eisdecke eines Sees geht, in die Tiefe ziehen. Er verwandelt sich in einen Baumstamm, um ihren König zu töten, flieht aber mit Meilenschritten über alle Berge bis zum höchsten, auf dem die Sintflut ihn fast ertränkt. Mit denselben Schlangen kämpft er auch später wieder, wird aber besiegt und verfolgt und nur vom Dachse gerettet, welcher, eine Höhle grabend, die Erde rückwärts warf und ihn dadurch unsichtbar machte. Menabuscho kroch durch die Höhle, maskierte sich als Schlangenkönig und erschlug die meisten Schlangen, während der Rest nach Süden floh. Wie nahe bleibt aber doch der Grundgedanke dieses Heros dem natürlichen Ursprunge, wenn er in einer Sage als Regent des Nordwestwindes erscheint und, mit seinem Bruder Gabibonoke vereint, die Stürme und Gewitter schickt! Selbst in der Bemerkung der Algonkin, die in den hellen Tagen des Indian summer sagen, nun rauche Menabuscho wieder seine Pfeife, tritt der kosmische Charakter dieses ihres stellenweise göttlich verehrten Stammeshelden hervor; noch mehr da, wo Menabuscho als Enkel des Mondes und Sohn des Westwindes erscheint, dessen bald nach seiner Geburt sterbende Mutter man als die Dämmerung deutet, so daß der Held der Morgen selbst ist, dessen Kampf mit feurigen Pfeilen gegen den Vater der alte, im Mythus vielverherrlichte Kampf zwischen Tag und Nacht wäre.

Ein **ewiges Feuer** wurde vor der europäischen Zeit bei vielen Stämmen Nordamerikas unterhalten. Noch im Jahre 1747 wird es von **Colden** geschildert als am Ratsorte der Fünf Nationen in Onondaga fortwährend brennend. Es soll zu Ehren der Sonne gebrannt haben, und man betrachtete es als zu heilig, um Zwecken des gewöhnlichen Lebens zu dienen. In Virginia wurde zum Ergötzen der Geister Tabak in ihm verbrannt, der auch sonst den Weihrauch ersetzte. Die Zuñi genießen noch heute nichts, ohne ein Stückchen davon ins Feuer geworfen und dieses mit einer bestimmten Formel aufgefordert zu haben, es zu verzehren. Auf den Zusammenhang mit der Sonne deutet vielleicht auch der am untern Mississippi beobachtete Gebrauch, dieses Feuer mit Stäben ohne Rinde zu nähren, welche strahlenförmig um dasselbe gelegt wurden. Sein Verlöschen bedeutete Übles, und es konnte nur mit Feuer aus einem andern Tempel wieder entzündet werden. Gewöhnlich unterhielt man es in einer Hütte, die zugleich die Knochen verstorbener Häuptlinge umschloß, und eigne Hüter hatten es zu überwachen und zu nähren. Auch wo nicht dauernde Feuer unterhalten wurden, war das Feueropfer das gebräuchlichste, und alle möglichen Gebrauchs- und Nahrungsgegenstände wurden in demselben geopfert. Bei vielen Stämmen wurden beim Feste der ersten Früchte alle diese Feuer ausgelöscht und durch Reibung neu entzündet. Die Zuñi zündeten besondere Feuer bei jedem Feste an, und ein Ruf nach Feuer pflegt bei ihren heiligen Tänzen zu erschallen.

Die **Schöpfungsgeschichte** gibt, wie bei allen Völkern, auch hier einen Anlaß, die Götter zu klassifizieren. Hierin liegt zunächst ihre große Bedeutung, und es ist daher in hohem

Grade ungerecht, wenn Waitz sagt, fast nirgends zeige diese Schöpfungsgeschichte eine Spur tiefern Nachdenkens, sondern habe meist den Charakter einer Geschichte, wie sie ein müßiger Kopf zur Unterhaltung und Belustigung erfinnt. „So verhält es sich in der That vielfach damit, man scheint diesen Dingen nur selten eine große Wichtigkeit beizulegen, wie sich auch daran bestätigt, daß diese Traditionen oft innerhalb desselben Volkes mit vielen Veränderungen vorgetragen werden." Es heißt dies ganz den Boden verkennen, auf den man sich stellen muß, um diesem interessanten Zuge in der geistigen Physiognomie der Völker gerecht zu werden. Nirgends ist in der That, wenn man die unvermeidliche Abnutzung durch Tradition abzieht, die neu schaffende Willkür schwächer, nirgends das Festhalten an wenigen Grundgedanken stärker als hier, und wer im tiefern historischen Sinne gerade die Kosmogonien vergleicht, dem schaut daraus die den Geist der Menschheit voll umfassende Welttradition entgegen. Um nur an die mythenreichen Nachbarn im Westen zu erinnern: kaum ein einziger Zug der polynesischen Mythologie fehlt hier in Amerika, und die Veränderungen sind vergleichsweise nur gering!

Zunächst bestimmt sich die Stellung des höchsten Gottes durch seine Schöpferthätigkeit, die oft so stark betont wird, daß der Anschein des Monotheismus auch noch da entsteht, wo die Erinnerung an den höchsten Geist ganz verloren gegangen ist. An seine Stelle tritt der Schöpfergott, wie bei den Pima, wo der „Prophet der Erde" höchstes Wesen und Schöpfer zugleich ist. Dies ist jenen polynesischen Entwickelungen zu vergleichen, in denen Maui als oberster Gott auftritt. Aber es ist dieser Schöpfergott oft so sehr vermenschlicht, daß er mit dem Stammvater eines Volkes verschmilzt, das, in den Mittelpunkt der Erde sich stellend, die Erde als um seinetwegen geschaffen annimmt und daher auch im Schöpfer den ersten Menschen und das erste Glied seines Volkes sieht und sich ihm selbst körperlich nächstverwandt fühlt, wie in der Pima-Sage, wo der erste Pima vom Schöpfergotte aus einem Nerv geschaffen wird, welchen dieser selbst sich aus dem Halse herausnimmt.

Ein besondere Abwandlung findet sich bei den Nordwestamerikanern im Weltschöpfer Jälch oder Jeschl, einem Raben, der Hauptfigur tiefsinniger Mythen, von denen Aurel Krause voreilig meint, daß „ihre Logik freilich noch von der unsrer Kindermärchen übertroffen" werde. Der allgemein amerikanische Charakter dieser Figur leuchtet schon aus ihrer Vogelgestalt hervor, denn den Raben oder Adler finden wir ja vielfach als Schöpfervogel wieder. Außerdem begegnet uns aber eine Menge polynesisch-amerikanischer Züge, sobald wir aus seinem Mythenkreise das Greifbare zusammenzufassen suchen. Im Prozesse wächst freilich nur der Eindruck des Logischen, den der nicht gewinnen kann, welcher ein paar Fragmente für das Ganze ansieht. Dieser göttliche Rabe war geboren, als die Erde noch nicht da war. Aber ein andrer Gott, Khanuk, war vor ihm da. Der Rabe schuf die Erde, indem er diesem einen Teil von ihr nach dem andern entwendete. Feuer holte er von einer Insel im Meere, wobei die Funken in Stein und Holz fielen, aus welchen daher Feuer zu erzeugen ist. Von Khanuks Insel brachte er das süße Wasser in seinem Schnabel. Andre Sagen lassen ihn den eifersüchtigen Gott, welcher Sonne, Mond und Sterne im Kasten verwahrt, in den wunderbarsten Abenteuern überlisten. Als Jälch zur Zeit, da noch Dunkel herrschte, von der Schwester dieses Gottes geboren worden war und letzterer, durch die Kunvögel gewarnt, ihn ins Meer geworfen hatte, brachte der Delphin der trauernden Mutter einen Stein, der verschluckt als Jälch wieder zur Welt kam und als Kranich aufflog, um am Himmel anzustoßen und (als Sonne?) hängen zu bleiben. In einer andern Sage ist es die Tochter, die vom eifersüchtigen, selbst Speise und Trank voll Argwohn prüfenden Gotte bewacht wird. Jälch aber verwandelt sich in einen kleinen Grashalm und wird, am Trinkgefäße klebend, verschluckt, um wiedergeboren zu werden. Er erhält den Kasten mit den Himmelskörpern, aus dem er die Sterne an den Himmel

fliegen, den Mond und die Sonne durch Raben hinauftragen läßt. Oder er trägt selbst als Rabe die letztere und fragt, als er Stimmen unter sich hört, ob Licht werden solle. Als nun unerwartet die Sonne im Glanze am Himmel schien, wurden die ungläubigen Menschen in Tiere verwandelt und liefen in Angst nach den Bergen, in den Wald und in das Wasser. Aus dem eifersüchtigen Gotte wird wieder in andrer Version der erste Mensch; auch dieser tötet seiner Schwester Kinder. Neben Jälch steht seine Schwester, „Weib unter der Erde“ bei den Thlinkit genannt, die bei der großen Flut vom Bruder sich trennt, um in den Krater des Vulkanes Mount Edgecomb zu steigen, wo sie den Pfeiler festhält, auf dem die Erde ruht, und die Erschütterungen mindert, welche durch menschheithassende Gottheiten erzeugt werden. Die Konjagen aber lassen die Trennung dadurch hervorgerufen werden, daß die Schwester von einem verbotenen Grase ißt, worauf sie ihre Nacktheit erkennt und flieht. Das jüngste ihrer auf der Himmelstreppe empfangenen Kinder bleibt am Leben durch ein von Schljam Schoa gelerntes Lied.

Suchen wir die einzelnen Gedanken auseinander zu legen, die hier bunt durcheinander geflochten sind, so treten wieder die drei Schöpfungselemente: Erde, Wasser und Feuer als die starken Grundlinien hervor. Das Wasser ist das überwiegende, die Erde ist nur eine Insel in demselben, der Himmel und die Sonne sind vor beiden vorhanden, und die Sonne bringt vom Himmel oder mit Erlaubnis des Himmels das Feuer auf die Insel Erde herab. Deutlicher noch spricht dies die Schöpfungssage der Hasen-Indianer aus: Der Vater wohnt im Zenith, die Mutter im Nadir, der Sohn eilt am Himmel zwischen beiden hin und her. Als er so eines Tages umherwandelte, bemerkte er die Erde. Zu seinem Vater zurückgekehrt, sang er ihn folgendermaßen an: „O mein Vater in der Höhe, zünde doch dein himmlisches Feuer an, denn auf dieser kleinen Insel (Erde) sind seit langem meine Brüder schon unglücklich. Sieh sie an, mein Vater, habe Mitleid mit den Menschen.“

Dem Schöpfergotte, Propheten der Erde, und wie er genannt werden mag, tritt kontrastierend und ergänzend ein **dunkles Prinzip** gegenüber, das indessen oft einfach im Dualismus des Schöpfergottes erscheint, in welchem es gleichsam schlummert. Aus dem Vater Nacht wird der Bruder Nacht. In der oben mitgeteilten Irokesen-Sage vom schwarzen und weißen Bruder, den Enkeln des Mondes, deren Mutter bald nach der Geburt stirbt, ist dies deutlich ausgesprochen, und in der ältesten Fassung derselben (von 1633) ist keine Rede von gutem und bösem Geiste, aber innerhalb zweier Jahrhunderte haben die Indianer selbst diesen Sinn hineingebracht. Anderswo können wir uns als Ursprung eines schreckenden, gefürchteten Gottes auch den Sturm denken, so bei den Chillulas, die in die Luft einen monströsen Teufel mit Hörnern und Flügeln und fabelhafter Geschwindigkeit versetzen, der die Kraft besitzt, den Menschen in einem Augenblicke zu zerschmettern. Dies ist offenbar eine Verschrecklichung des Sturmgottes, auf die wohl ein Schatten des christlichen Teufels gefallen ist. Daß eine der letztern entsprechende Vorstellung ursprünglich bei Indianern wohl nirgends vorkam, darf heute als festgestellt gelten. Schon die Mährischen Brüder, die im vorigen Jahrhundert bei den Delaware missionierten, kamen zum Schlusse, daß „die Idee des Bösen, eines Fürsten der Nacht, sie erst in späterer Zeit durch die Europäer erhielten“, und **Brinton** hat in den letzten Jahren zum Überflusse nachgewiesen, daß die Namen angeblicher böser Geister meist die einfachen Götternamen der betreffenden Völker sind. Vor allem ist auch die Schlange sowenig hier wie in der übrigen Welt ursprünglich ein übler Geist, sondern eher das Gegenteil.

Der **Name Mensch** hat in Indianersprachen häufig die Nebenbedeutung Erde oder Stein. Oneida wird mit „Stein“, Pomo mit „Erde“ übersetzt. In der That wird in vielen Sagen Erde oder Thon als der Grundstoff angegeben, aus dem der Mensch geformt ward; und in andern geht er aus Steinen hervor. So wollen die Mexikaner und Tezkolaner,

die Aleuten wie die Makah am Kap Flattery aus Feuersteinen ihren Ursprung genommen haben. Wo Tiere als Menschenschöpfer auftreten, birgt in jenen sich ein Schöpfungsgott, und nach dem Vorangegangenen begreifen wir, wenn derselbe mit Vorliebe sich in Wolfs- oder Hundegestalt zeigt. Interessant ist die Zeremonie der Tonkoway in Texas, die nach Schoolcraft einen nackt in die Erde Gegrabenen von seinen in Wolfshäute gehüllten Gefährten mit den Händen ausgraben ließen. Jälch, im Nordwesten, hat die Menschen nicht selbst geschaffen, sondern auf sein Geheiß bildete aus unförmlichen Fleischmassen ein andrer, helfender Geist sie aus. Nach einem andern Mythus gibt er aber den nach der Flut Übriggebliebenen den Rat, Steine rückwärts zu werfen, aus denen Menschen werden. Eine Rückbildung des mythologischen Gedankens läßt ihn selbst als Sohn des ersten Menschen geboren werden, dann über die Flut sich erheben, ermüdet zur Rast sich auf dem Rücken des Bibers niederlassen und an eine Küste getragen werden, wo er seine Mutter mit ihrem Bruder vereinigt findet und die Macht erhält, das Volk der Koloschen zu schaffen.

Es ist anziehend zu sehen, wie um den Grundgedanken des Hervorgehens des Menschengeschlechtes aus der Erde sich verschiedene sinnvolle Sagen ranken, und um so anziehender, als auch diesen scheinbar ganz sekundären Gebilden die Weltbeziehung nicht fehlt. Dahin gehört die Sage der Mandan, daß ihr Volk vorzeiten unter der Erde lebte, wo nur eine Rebe, die ihre Wurzeln hinabstreckte, etwas Licht einfallen ließ. Einige der Kühnsten erkletterten sie, fanden auf der Oberwelt Büffel und Früchte in Menge vor, pflückten Trauben und brachten sie ihren Verwandten hinunter, die nun sämtlich den Versuch nachmachen wollten. Es geschah; als aber die Hälfte des Volkes oben war, brach die Rebe unter der Last eines dicken Weibes und entzog den Leuten unter der Erde alles Licht von oben und alle Hoffnung, jemals hinaufzukommen. Die Stelle der Rebe, welche eine Öffnung in die Schöpfungshöhle des Erdinnern bohrt, nehmen bei den Navajos Waschbär und Raupe oder Käfer ein, welche den Menschen den Weg nach oben bahnen. Die Sage ist bei ihnen reicher ausgeschmückt: In einem Berge am Rio San Juan wollen sie gewohnt haben, bis einer ihrer zwei zur Unterhaltung Flöte spielenden tauben Häuptlinge mit der Flöte an die Decke stieß, deren hohler Klang den Wunsch hervorrief, sie zu durchbohren. Dem Waschbären, der den ersten Versuch hierzu machte, gelang es nicht, der Käfer aber drang durch; doch hatte er sich kaum auf der Erde niedergesetzt, als aus den vier Himmelsgegenden vier weiße Schwäne vier Pfeile auf ihn abschossen, worauf nach den vier Himmelsgegenden das Wasser in vier Kanälen abfloß. Nun erst wagte sich der Waschbär wieder heraus, versank aber im Schlamme, was man noch heute an seinen Füßen sieht. Die Winde bliesen darauf die Erde trocken. Die Führung der erst jetzt geschaffenen Himmelsleuchten, Sonne und Mond, wurde dann den zwei tauben Flötenspielern übergeben; doch brachten diese die Sonne so nahe an die Erde hin, daß jene viermal wieder weggerückt werden mußte.

Teilweise schließen sich die Wandersagen unmittelbar an den Schöpfungsmythus an. Der Riese Yakke-Eltini der Tschippewäh, der mit seinem Haupthaar das Firmament kehrt, wohnt im Westen und verschließt, solange er lebt, den Menschen den Zugang zum westlichen Lande. Als er aber getötet ward, fiel sein Leichnam zwischen die östliche und westliche Welt, sein Haupt auf diese, seine Füße auf jene, und er versteinerte zu einer Brücke, über welche die Renntiere ihren Weg nahmen, die Petitot als Indianerhorden deutet, welche aus Asien nach Amerika ziehen. Daß dieser Sage sogleich ein kontinentaler Hintergrund gegeben werde, wie Petitot es versucht, indem er in dem Riesen das Gesamtvolk der Tinne, in den beiden Inseln oder Welten aber Asien und Amerika erblickt, entspricht nicht der allgemeinen Thatsache, daß der Horizont der Wandersagen in der Regel ein lokaler ist. Auch die Erkundigung Mackenzies bei den Tschippewäh, der zufolge diese, aus der Sklaverei eines bösen Volkes sich losmachend, nach Osten gewandert, über einen großen, inselreichen See gekommen

und endlich an einen Fluß gelangt seien, an dem glänzendes Metall vorkam (angeblich der Kupferminenfluß), oder die Nachricht Franklins, daß die Montagnais aus einem westlichen, früchte- und tierreichen Lande über Wasser gekommen seien, können ohne Zwang nicht auf kontinentale Verhältnisse angewandt werden, sondern haben zunächst nur einen lokalen Boden. Bei den Hasen-Indianern geht die Sage, sie hätten bei einem kahlköpfigen Volke im Westen jenseit des Meeres gelebt, dessen Zauberer die Gabe besaßen, sich nachts in Hunde oder Wölfe zu verwandeln. Sie trugen hölzerne Helme, Schuppenpanzer, Schild und Lanze. Hieran klingt eine Tinne-Sage, daß im fernen Nordwesten ein Volk wohne, dessen Männer halb Hunde, halb Menschen, dessen Weiber aber von völlig menschlicher Gestalt seien. Diesen Sagen liegt wahrscheinlich die Erinnerung an die Vermischung zweier Stämme zu Grunde, wie denn die Hundsrippen-Indianer als aus solcher Verbindung hervorgegangen verspottet werden.

Mit den Wandersagen werden auch Überlieferungen von der **Trennung der Stämme** in Verbindung gebracht, welche häufig an die Schöpfung der Sonne oder überhaupt die erste Erleuchtung der bis dahin dunkeln Erde anknüpfen. Als **Petitot** die alte Here Katochti fragte, ob die Tinne das himmlische Feuer gesehen und der Sohn Gottes zur Erde herabgestiegen sei, antwortete sie: „Ja, lange Zeit vor Ankunft der Weißen, erzählte mir meine Mutter, sei im Westsüdwesten ein Stern erschienen, und dorthin wurden mehrere von unserm Volke gebracht. Seit jener Zeit sind wir alle getrennt. Die Montagnais breiteten sich im Süden aus; ihre Pfeile sind klein und schlecht gearbeitet. Die Loucheux wurden gegen Norden getrieben; ihre Frauen sind häßlich gebaut; aber wir, die wirklichen Menschen, wir wurden in den Felsengebirgen angesiedelt, und es ist noch nicht lange her, daß wir an den Ufern des Mackenzie wohnen."

In dieser Schilderung schon macht sich die **Sintflutsage** geltend, die auffallende noachitische Züge aufweist. Hier erscheinen die Adler als Warner, da sie die Sturmwolken sich sammeln sahen; bei andern sind es Tauben, welche das erste Land entdecken. Ein Priester des Pima-Stammes wird von Adlern, ein andrer vom Coyote gewarnt. Jener schlug die Warnung in den Wind, weshalb der ganze Pima-Stamm mit Ausnahme eines einzigen guten und tapfern Indianers unterging, den die besondere Gunst des Großen Geistes rettete. Dieser hörte auf den Coyote, baute ein großes Schiff, rettete seinen Stamm und viele Tiere und ist der Stammvater der Papagos geworden. Er stieg beim Herannahen des Sturmes in sein Schiff, fuhr darauf unbelästigt über die schwellenden Fluten und landete, als das Wasser sich senkte, auf dem Berge Santa Rosa. Auch der Wolf kam mit dem Leben davon, indem er in ein großes Rohr kroch, dessen Enden er mit einer harzigen Substanz wasserdicht verschloß. Die Papagos unsrer Tage glauben, daß der auf dem Schiffe gerettete Prophet ihr Vorvater war, und besuchen jedes Jahr den Berg und das kleine Dörfchen Santa Rosa in Arizona zur Erinnerung an die glückliche Rettung des Erzeugers ihres Stammes. Auch wird kaum ein Papago einen Coyote töten. Anders tritt die Sage beim Algonkin-Heros Menabuscho auf. Ihn erreicht die Sintflut zur Strafe der Tötung des Schlangenkönigs, als er auf den höchsten Berg geflohen; er steigt auf einen Baum, das Wasser steigt ihm nach, da ruft er zu drei Malen: „Wachse!" und jedesmal reckt sich der Baum höher, das Wasser aber reicht ihm zuletzt bis ans Kinn. Nun läßt er erst durch die Scholle, dann durch die Moschusratte Erde heraufholen; beide kommen als Leichname wieder an die Oberfläche. Da bläst Menabuscho der Moschusratte Leben ein, und nun bringt sie Erde in den Klauen herauf, aus welcher der Heros die Erde samt Pflanzen und Tieren neu erschafft.

Der Gedanke, daß im **Anfange nur endloses Wasser** war, aus welchem die Erde in wunderbarer Weise hervorstieg, gibt diesen Sagen eine höhere kosmogonische Bedeutung, als sie z. B. der mosaischen Sintflutsage innewohnt, in welcher die Sintflut nach der Schöpfung die tiefe Bedeutung und Notwendigkeit nicht mehr hat. Daß im Hervorbringen der Erde.

wie schon angedeutet, die Vögel eine so große Rolle spielen, ist ein Gedanke von weltweiter Verbreitung. Es sind die Winde, deren Wehen über den Wassern schaffend wirkt. Ihr Hervortreten bei den Pima deuteten wir an. Sie ziehen in Gestalt von zwei Tauben bei den Muskotschi die Erde an einem über das Wasser ragenden Grashalme hervor. Dieser Halm wird bei den Yokut zu einer Stange, die über das Urmeer ragt und dem Habichte sowie der Krähe als Sitz dient. Letztere schaffen zur Belustigung andre Vögel, unter andern auch eine kleine Ente, die den Schlamm zur Erde aus der Tiefe holt. Auch die Tinne lassen ihren Göttervogel, den Adler, die Wasser auseinander jagen. Die Winde als die Erde vom Wasser befreiende Schöpfergehilfen nennen ohne weiteres Bild Kalifornier und Quiche: der Wind flog über das tote Wasser und rief „Erde!“ und so ward die Erde. Zum Sturmvogel gesellt sich die geflügelte Schlange des Blitzes; hier wird also die Gewitterwolke schöpferisch thätig. Auch diese Schlange fährt über das Meer. Der Rey de la Cueva der Chiloten verläßt seine Höhle, um auf einem Seepferde, als welches der See-Elefant angesehen wird, durch die Wellen zu fahren oder sein Geisterschiff zu besteigen. Bezeichnend ist es, daß als eine Haupteigenschaft ihm die Kunst zugeschrieben wird, aus dem Reiben seines Schwanzes oder einer schwarzen Schnur Feuer zu erzeugen. Die Pima lassen die Erde von einer Spinne geschaffen werden, welche in ihrem Netze sie erzeugt und selber als das erste der Geschöpfe erscheint. Hier liegt die Übertragung des Schöpfungsnetzes, in welchem die Welt aus dem Urmeere gezogen wird, offen. Auf andrer Seite hängt vielleicht die Heiligung des Fischnetzes, von der Lalemant (1639) sogar erzählt, daß bei den Huronen ihm alljährlich zur Verbesserung der Fischzüge zwei Jungfrauen vermählt würden, mit der Schöpfungsgeschichte zusammen. Möglicherweise ist diese Heiligung aber auch nur Amulettverehrung.

An die Stelle der einen Sintflut tritt, vielleicht infolge etwas festerer, aber doch unklarer Überlieferung, vielleicht auch gefördert durch den mit Vervielfältigungen eines Gedankens spielenden Sinn der Priester, die Vorstellung von Weltepochen oder Cyklen, deren jeder die Vernichtung der Menschheit durch Wasser, Sturm, Feuer, Pest und Hunger voranging. Diese Weltcyklen finden wir bei den Maya und Azteken. Jene setzten drei als vergangen voraus, zwei durch Pest, einen durch Stürme beendet, die aus allen Richtungen der Windrose bliesen, so daß ihre Welt in dem vierten Alter stand. Diese nahmen in bestimmter Reihenfolge, die indessen nicht in allen Quellen dieselbe ist, Zerstörung durch Wasser, Feuer, Sturm und Hunger an. Außerdem wurden nach jeder Reihe von 52 Jahren bei ihnen alle Feuer gelöscht und neues Feuer durch Reiben von Holz erzeugt. Mißlang dies, so sollte die Sonne nicht mehr aufgehen und sollten die Wasser sich verheerend über die Welt ergießen. Die gleiche Furcht hegten andre, auch die Peruaner, bei jeder Verfinsterung der Sonne. Von dem Ende der Welt aber gingen Ahnungen und Prophezeiungen um, die z. B. heute den Winnebago nur noch drei Generationen zu leben geben. Doch scheint im Sinne der meisten eine neue, vielleicht eine bessere Welt sich hinter den Einsturz drohenden Trümmern der alten schon aufgebaut zu haben. Von den Maya hat P. Lizana folgende Prophezeiung uns aufbehalten:

Am Ende der Zeit, so ist es bestimmt,
Findet die Götterverehrung ihr Ende
Und wird die Welt durch Feuer gereinigt.
Glücklich wird sein, der dieses erlebt
Und früher zerknirscht seine Sünden beweinte.

Die zweite Sintflut erleichtert das anthropogenetische Problem, indem sie das Menschengeschlecht bis auf ein Paar oder einen einzigen untergehen läßt, die auf Bäumen oder Berggipfeln, in Höhlen oder Booten sich zu retten vermochten. Diese sind dann oft auch die Neuschöpfer der untergegangenen Geschöpfe, wenn auch nur in der seltsamen Weise der Tolowa,

bei denen die Seelen der Verstorbenen sich in Bären, Hirsche und andre Tiere des Waldes verwandelten. Aus der Thatsache, daß regelmäßig die Schöpfer der Menschheit die ersten Menschen überleben, hat man fälschlich eine Besonderheit des amerikanischen Sintflutmythus machen wollen. Aber auch Manu, der erste Mensch der Brahmanen, ist der einzige Überlebende der Sintflut, der dann aus eigner Kraft die neuen Geschlechter der Menschen schafft.

Wir sehen in die Schöpfungsmythen der Indianer die **Tierwelt** in der Weise hereinspielen, daß sie die Masken liefert, in denen die hohen Götter des Himmels, die Sonne und die Sonnensöhne, die Feuerbringer, der Mond und die Wassergötter auf Erden wandeln und Schöpfungsgeschäfte besorgen. Im tiefern Grunde beruht dies darauf, daß ihr geheimnisvolles Walten sie für Boten aus einer andern Welt halten läßt und überhaupt Verbindungen mit dem Überirdischen ihnen zuschreibt. Daraus entwickelt sich ein Sehertum, das in Peru und Mexiko, gleich den Auguren Roms, aus den Bewegungen und Stimmen der Tiere wahrsagte.

**Vögel** nehmen die erste Stelle ein. Ihr Flug, ihr Wandern, oft blitzähnlich schnell, ihre teils mächtige, teils geheimnisvoll zierliche Erscheinung, ihr oft buntes Gefieder, vor allem ihre nahe Beziehung zu Luft, Wind, Sturm, selbst Sonne berechtigten sie dazu. Die Verkörperung des Windes in Riesenvögeln, die vom Sitze der Götter kommen oder zu ihm gehen, liegt nahe. Wenn die Zuñi um Regen beten, nehmen sie vier Adlerfedern in die Hand, welche die Weltgegenden oder Winde vertreten. Als Boten der Sintflutstürme haben wir die Adler kennen gelernt. Aber sie waren auch Sonnenvögel. Der Adler, den eine Königin der Pima so innig liebte, flog, als er vertrieben ward, der Sonne zu, von der er nicht eher zurückkehrte, als bis er die spanischen Eroberer ins Land führte. Tauchende Vögel, in der Yokuten-Sage sogar eine kleine Ente, holen, wie erwähnt, aus der Tiefe des Meeres die Erde herauf und beenden damit die Sintflut. Die Konkau halten weiße Enten für heilig. Die Navajos lassen an den vier Enden der Welt vier weiße Schwäne stehen. Und Wolken wurden direkt als Vögel bezeichnet. Ihre göttliche Dreiheit personifizieren die Tinne unter riesigen Adlern, Vater, Mutter und Sohn. Das Männchen derselben verursacht den Tag, wenn es zu seinem Neste kommt, während das Weibchen die Nacht mit sich bringt. Zu Anbeginn aller Zeiten ruhte dieser Adler auf dem Weltmeere, das damals allein existierte. Der Blitz wird ebenfalls bei den Tinne durch den Blick eines ungeheuern, Idi genannten Adlers erzeugt, das Rollen des Donners durch dessen Flügelschlag. Auch die Algonkin haben diesen Glauben; sie nennen den Vogel Pijesiw, Auerhahn. Die Dakota stellen sich ihren Donnergott unter dem Namen Wakeyan als Vogel vor, dessen Flug Blitz und Donner hervorruft. Er wohnt in einem vierthorigen Palaste, an dessen Thüren im Osten, Westen, Norden und Süden als Wächter Schmetterling, Bär, Renntier und Biber stehen. So nannten die Pomo sogar ihren Hauptgott Adler, und in Black Hawks Selbstbiographie lesen wir von dem guten Geiste in Gestalt eines Vogels mit weißen Flügeln, die hundertmal größer als Schwanenflügel sind. Die Thätigkeit dieses göttlichen Vogels in der Auftrocknung der Erde haben wir erwähnt. Kein Wunder, daß bei solchen Verdiensten die Athapasken ihren Stammvater in ihm erblickten und Adlerfedern als edelsten Schmuck schätzten. Der Glaube an die Eule als Nachtvogel und Unglücksbote ist sehr verbreitet. Aber viel mehr werden vom Erie bis Chile verschiedene Ziegenmelkerarten, der Whippoorwill des Nordens und der Chinchon des Südens, bald als Boten der Hölle gefürchtet, bald als Seelen Verstorbener scheu verehrt. In Mexiko war ein grüner Vogel (Papagei?) dem Quetzalkoatl geheiligt, der überhaupt stets von einer Masse Vögel begleitet war. Die Eule und der Habicht gelten als böse Geister bei den Aschotschimi Kaliforniens. Bei den Pima gilt die Eule als Totenvogel, der die Seele ins

Jenseits trägt, dessen Schrei den Tod verkündet, und der mit Scheu betrachtet und nicht getötet wird. Es entspricht diesem Glauben, wenn Sahagun uns von den Mexikanern erzählt, daß ihre Priester nicht bloß die Bewegungen der Frösche und Würmer deuteten, sondern auch das Geschrei und Geheul größerer Vögel 2c. Mit Flaumfedern wird Blut gestillt, man streut sie als Zeichen des Friedens vor Fremde hin, und als ein Hauptbestandteil des Kopfschmuckes werden sie bei Festtänzen getragen.

Die Taube wurde von einigen nordamerikanischen Stämmen für unverletzlich gehalten. Doch möge hier einschaltungsweise darauf aufmerksam gemacht sein, daß überall die Tiersymbole der Totemklassen sich als geistige Mächte, welche Verehrung finden, in die Religion verweben, so daß wir durch Beobachter, welche nicht tiefer gehen, dieselben wohl gar als Götter dieser Völker bezeichnen hören. Jacobsen z. B. sagt von den Haidah, ihre Götter seien verschiedene Tiere, aber auch Sonne, Mond und Regenbogen fänden sich unter ihren Gottheiten. Ja, er nennt unter den niedrigern oder Hilfsgöttern, die dem ersten der vier Hauptgötter (Grisly, Adler, Rabe und Wolf) Beistand leisten, Sonne und Regenbogen neben Finbackwal, Truthahn, Fisch und Eule. Dieses Mißverständnis, in der Tierverehrung den Gipfel der Religion der Nordwestamerikaner zu erblicken, wird noch dadurch befördert, daß gerade auch diese Völker allgemein ihrem Schöpfergotte, der am Himmel wohnt, riesige Flügel andichten, sei es, um ihn als geflügelten Sonnenball am Firmamente hinrollen zu lassen, sei es in der Verkörperung raubvogelartig dahinstürmender Gewitterwolken, aus denen schaffend und vernichtend Regen und Blitz sich ergießen. Bezeichnend ruft er daher seiner in die Erde hinabsteigenden Schwester zu, als er im Beginne der Flut von ihr sich trennt, um im Gewande eines Riesenvogels nach Südwesten zu fliegen: „Ihr werdet mich nie mehr sehen, aber, solange ihr lebt, mich hören".

Die Bärenverehrung greift von Asien her tief nach Nordamerika herein. Bei den Wintun Kaliforniens steht neben den Gefühlen der Furcht und des Hasses gegenüber dem Grisly die Verehrung des schwarzen Bären, der für glückverheißend gilt, und dessen Fell noch über den Tod hinaus seinem Besitzer, der darin begraben wird, Vorteil bringt. Um das erlegte Tier tanzt das ganze Dorf den Schwarzen-Bärentanz. Zu diesem Zwecke wird das Fell auf dem Boden ausgebreitet und von den Männern umtanzt, die in kurzen Pausen mit den Fäusten daraufschlagen, als wollten sie es gerben. Nach vollzogener Feierlichkeit wird das Fell nach dem Nachbardorfe geschickt, damit dort die gleiche Zeremonie vorgenommen werde. Gottlose Wintun verwandeln sich in Grislys, die für Verkörperungen alles Bösen überhaupt gelten. Der stärkste Fluch heißt hier: Mögest du von einem Grisly gefressen werden.

Bis zu einem gewissen Grade ist jedes Jagdtier heilig. Mit Scheu betrachtete einst der Büffeljäger große Kreise aus Büffelschädeln, welche die Seelen dieser Tiere einschließen sollten, und flüchtigere Beobachter konnten glauben, daß die Mandan den Büffelkopf als höchstes Wesen verehren. Die Dakota sehen es nicht gern, wenn die Hunde gewisse Knochen erlegter Tiere benagen, weil sie fürchten, die Seelen der letztern möchten nicht mehr zurückkehren und so das Geschlecht dieser Tiere aussterben. Auch als Klapperschlangen führen böse Seelen ein trauriges Dasein. In manchen Sagen gehen überhaupt alle Seelen, die nicht die glücklichen Gefilde erreichen, in Tiere und Pflanzen über. Die Hasen-Indianer und Loucheux betrachten den Moschusochsen mit Verehrung und nehmen an, daß sein Kot eine Medizin sei, welche unverwundbar macht. Einer ihrer Helden, Etsiégé (Kuhfladen), wurde in seiner Kindheit mit dem Miste des Moschusochsen eingerieben und erhielt dadurch magische Kräfte. Die Tinne der Felsengebirge, die Hasen- und Hundsrippen-Indianer erzählen dasselbe vom Hunde und seinem Kote. Petitot kannte sogar einen Zauberer, der bei seinen Gefängen diesen ekelhaften, dazu noch für giftig geltenden Stoff verschlang und dadurch zu ungeheurem Rufe gelangte. Die Anwohner des obern Oyapok lassen

die Quellen dieses Flusses von einem „Tigerzauberer“ (Yauarpiay) bewacht werden, dessen riesige Tatzeneindrücke im Felsen des Ufers gezeigt werden. Die Cholonen tragen Unzenzähne als Talismane. Die Rukujenn und Verwandte sehen im Jaguar einen Waldgeist wie die Malayen in ihrem Tiger. Gewisse Tiere dürfen nur mit bestimmten Waffen getötet werden; so schießen die Cholonen keinen Aasgeier, Falken oder Armadill mit Giftpfeilen.

Der **Wolf** wird zum Schöpfungstiere, das entweder zusammen mit dem Monde die Erde und alle Geschöpfe erschafft, oder allein dieselben aus dem Nichts hervorkratzt. Er tritt hier offenbar nur als Maske des Schöpfungsgottes auf. So hat er in einer kalifornischen Sage auch die Fische des Clear Lake geschaffen, denn nachdem er diesen See ausgetrunken und zahlreiche Heuschrecken gefressen hatte, stach ihn ein Indianer in den Bauch, aus welchem der ganze See und in ihm die Heuschrecken als Fische herauskamen. Das Geheul des Wolfes ebenso wie dasjenige andrer wilder Tiere wird von den Medizinmännern bei feierlichen Gelegenheiten nachgeahmt.

Der **Schlangenglaube** steht an Bedeutung nur hinter dem Vogelglauben zurück. Da man die Schlange im Flusse sah, ist sie Wassergottheit geworden; da sie sich häutet, wird sie Symbol der Wiedergeburt. Ihre Ähnlichkeit mit dem Blitze liegt nahe; deshalb wird der Donner ihr Zischen. Die Sage von der gehörnten Schlange wurde bei den Huronen erzählt; ihr nahe stehen Sagen vom Schlangenkönige, welcher Schätze hütet, und ähnliche, die in Peru vorkommen. Meist ist indessen die Schlangenverehrung unbestimmt. Die Oyampi Guayanas fürchten sich vor einer riesenhaften Schlange, die an irgend einem verborgenem Orte ihres Landes leben soll. Sie fürchten, die Boa zu töten oder zu verwunden, da man nicht wissen könne, ob sie ein Sohn dieses Fabeltieres sei. Tötet jemand eine Boa, so kommt mindestens Regen. Wo das Christentum, wenn auch verstümmelt, hingedrungen, verfolgt man dagegen die Schlangen, wie es die Boni Guayanas thun, die sich dabei der Rolle der Schlange im Paradiese erinnern. Die Beliebtheit des heil. Paulus, die sich auch in den zahlreichen Ortsnamen San Pablo kundgibt, hängt mit seiner Bedeutung als Schutzgott gegen die Schlangen zusammen. Orte, die schlangenreich sind, werden ihm geweiht. Die Chiloten glauben, daß alles, was der in die Höhle ihres Höhlengottes Vorgedrungene an sich nehme, in Schlangen sich verwandle. Die Nordamerikaner verehren die Klapperschlange, welche von ihren Zauberern gezähmt wird, und vermeiden, sie zu töten. Schlangenzähne schützen vor Schlangenbiß. Als Blitz begleitet die Schlange den Vogel Sturmwind und kann, in befruchtenden Regenschauern geboren, sogar Symbol der Fruchtbarkeit werden. Das mexikanische Staatswappen zeigt diese Verbindung noch heute. Gleichfalls als Wassertier spielt auch der **Frosch**, dem man in unzähligen bildlichen Darstellungen, besonders auch im toltekische Kulturkreise, begegnet, eine mythologische Rolle (s. S. 691 und Abbildung, S. 693).

Die **Schildkröte** ist bald Trägerin der Welt, bald hilft sie dieselbe schaffen, indem sie nach Art andrer Tiere im alles bedeckenden Meere untertaucht, um Schlamm für die Erschaffung der neuen Erde heraufzuholen. Mit der Sintflut bringen sie die Mandan in einer Sage zusammen, welche erzählt, ein Indianer habe einen Dachs ausgegraben, sei aber dabei so tief gekommen, daß er den Rücken der die Erde tragenden Schildkröte durchstach. In der Tiersage der Nordamerikaner spielt sie eine große Rolle und zwar seltsamerweise als Trägerin von einer ganzen Reihe von Ränken und Schlauheiten, wie die Buschmänner und Hottentoten sie dem Schakal und teilweise der Heuschrecke andichteten. Von den Etschemin, einem ausgestorbenen Stamme Connecticuts, ist uns eine ganze Anzahl von Sagen dieser Art erhalten.

**Seemuscheln** wurden im Innern Nordamerikas mit fast religiöser Verehrung betrachtet. Long zufolge besaßen die Omaha zu Anfang dieses Jahrhunderts eine große Muschel,

die schon seit Geschlechtern in ihrem Stamme sich fortgeerbt hatte, und für die sie eine eigne Fellhütte, wenn man will einen Tempel, errichtet hatten; niemals durfte sie die Erde berühren. Ein eigner Wächter hatte Sorge für sie zu tragen. Sie war in mehrere Häute sorgsam gehüllt, und von der Hülle hingen Stücke Tabak, Wurzeln und dergleichen herab. Niemand durfte die Muschel aus ihrer Umhüllung befreien, ohne das Schicksal zu erfahren, welches der Überlieferung nach derartige Neugierige früher betroffen hatte, nämlich blind zu werden. Bei Kriegen und Jagden des ganzen Stammes trug ein eigner Mann die Muschel auf dem Rücken; vor Eröffnung eines Krieges ward sie als Orakel befragt. Man schnitt dann ein Stück des an ihrer Hütte aufgehängten Tabakes ab und gab es den Zauberern zum Rauchen. Indessen legte jemand aus dem Kreise der Ratfragenden sein Ohr an die Muschel; hörte er Töne, so galt das Orakel für günstig; hörte er nichts, so ward es als ungünstig betrachtet.



Nordwestamerikanische Steinschnitzerei. (Ethnographische Sammlung, Stockholm.) Vgl. Text, S. 692.

Es ist zu erstaunen, daß wir aus dem tierreichen Südamerika so wenig von Tiersagen vernehmen. Nur gelegentlich hört man einen Anklang, so wenn die Indianer von Guayana (nach Crevaux) glauben, daß die Tiere eine Seele und Ärzte haben, und ihnen gewisse Festtage zuschreiben.

Was nun den **Pflanzenglauben** angeht, so begegnen wir zunächst dem in andern Religionen vorkommenden Weltenbaume auch in Amerika. Als, nach der Erzählung der Tinne, der Zauberer Nayéwéri in das Land der Seelen dringen wollte, ergriff er den vor dem Loche stehenden großen Baum und sprang mit seiner Hilfe in den Himmel, und von dem Algonkin-Heros Menabuscho wird erzählt, daß er bei der Sintflut sich auf einen Baum gerettet habe, den er wachsen machte, bis das Wasser ihn nicht mehr erreichte. Menabuscho ist nun, wenn man ihn aus den Hüllen vulgarisierender Ausschmückungen befreit, der helle, im Osten wohnende Gott des Lichtes und Donners. Er ist also identisch mit dem „alten Himmelsmanne" Tanne der Kariben, der, als er von den Menschen schied, versprach, er werde wiederkehren, um von dem Gipfel des heiligen Baumes ihre Seelen in den Himmel zu führen. Wenn die Vorfahren der Tupi die Sintflut auf hohen Palmen überstanden und dann, herabgestiegen, die Erde bevölkerten, so ist dies nur eine etwas rationalistischere Ausprägung der gleichen Sage. Der rasch zum Himmel wachsende Baum Papaya erinnerte wohl an diesen Baum der Sage, und noch bei den Christen heißt dieser ameisenbergende Baum der Gattung Triplaris Palo santo. Viele Pflanzenteile wurden als Amulette und Zaubermittel benutzt. Die Samen eines gewissen Grases, ins Feuer geworfen, führten nach dem Glauben der Cholonen die heftigsten Stürme herbei.

**Steine, Felsen und Berge** erfuhren aus mancherlei Gründen Verehrung. Eigenartig geformte Steine wurden als Donnerkeile oder Stücke von solchen verehrt. Kaum ein Dorf in Mexiko war ohne solche Idole. Mit der Sintflutsage hing die Verehrung von Bergen zusammen, auf die beim Hereinbrechen der Wasser die Vorfahren der Menschen sich geflüchtet hatten. Die Beile, Lanzenspitzen oder Messer nennt man Donnerkeile und behauptet, daß dieselben durch das Einschlagen des Blitzes in die Erde erzeugt werden. Ihre Verehrung hängt aber sicherlich eng mit den Mythen von der Schöpfung des Menschen zusammen. Hohe Berge und Felsen werden meist von bösen, selten von guten Geistern bewohnt. Der Vulkan

von Osorno trug einst den Namen Hueñauca von der obersten Gottheit der Chiloten, welche jetzt als „König der Höhle“ in eine Höhle sich zurückgezogen hat. Am Eingange der Höhle pflegt dieser Gott gewöhnlich in Gestalt eines großen Bockes zu sitzen, der vielleicht schon den Übergang zum christlichen Teufel anzeigt. Flußgeister wurden, wenn die Kähne gefährliche Stellen passierten, durch Höllenlärm geschreckt. Die Wälder bevölkerten tückische Geister (Janchon der Botokuden, Anhanga der Tubinampa und andre), deren Blick tödlich ist.

Mit ganz geringen Ausnahmen, die entweder auf ungenaue Beobachtung oder auf den Zustand kleiner, heruntergekommener Gemeinschaften, wie der untern Pend d'Oreilles am Oregon, sich beziehen, glauben alle Indianer an die **Unsterblichkeit der Seele** und an ein andres Leben in einer obern und untern Welt. Die Seele, an die sie glauben, drückt ihren Unterschied vom Körper in den Vergleichen mit dem Hauche und dem Schatten des Menschen aus, welche ihrer Benennung zu Grunde liegen. Es ist keine Notwendigkeit vorhanden, zu glauben, daß diese Abstraktion bis zur vollständigen Unstofflichkeit gegangen sei; die Seele war vielmehr einfach der unsichtbar gewordene Mensch, dem aber, dies beweisen ja zur Genüge die Begräbnisgebräuche, viele Eigentümlichkeiten des lebenden Menschen anhafteten. Die weitverbreitete Vorstellung von zwei Seelen, einer geistigern, welche schon zu Lebzeiten den Körper gelegentlich verlassen kann, und einer am Körper haftenden, das Leben bewirkenden, die noch im Tode bleibt und erst entweicht, wenn sie in einen andern Körper gerufen wird, kehrt auch hier wieder. Die Seelen Verstorbener gehen als Geister um, und auf sie hauptsächlich führt der wuchernde Gespensterglaube zurück. Dieselbe Furcht, welche alles Eigentum des Verstorbenen verbrennen ließ, machte aus den wandernden Seelen üble, zu fürchtende Geister. Alle Indianer glauben an die Existenz zahlreicher böser Genien, die nur auf Übles sinnen und dem Menschen allen erdenklichen Schaden zufügen; die Verbindung mit der Mythologie ist öfters eng. Bei den Tehuelchen ist der wichtigste dieser Dämonen, sozusagen ihr Oberhaupt, Gualichu, den sie daher auch, so oft es ihnen nötig erscheint, durch Stutenopfer günstig zu stimmen trachten. Gualichu deutet aber auf den Donner- und Himmelsgott andrer südamerikanischer Stämme. So nennen die Tinne einen bösen Geist „den vom Himmel Gekommenen“. Die Araukaner lassen in ihren düstern Wäldern den mit Laubwerk bekleideten Geist Trauco walten, der Bäume fällt, Menschen den Hals umdreht, Kindern die Wirbelsäule verdreht, kurz als schlimmster Waldkobold sich bethätigt. Ein böser Geist, Schukam genannt, gilt auch bei den Makah als Krankheitsträger. Gewöhnlich hat er beim Trinken aus einem Bache seinen Weg durch den Mund in den Leib gefunden, kann aber auch beim Baden in Salzwasser sich durch die Haut gebohrt haben.

Die Seele wandert in Träumen. Aber weder sie noch die Seele, welche einem ohnmächtig Werdenden entfliehen will und durch den Schamanen wieder eingeblasen oder unter das Kopfhaar geschoben werden kann, ist eins mit dem lebengebenden Prinzipe. Die Schamanen prüfen Seelen und bewahren sie in Büchsen. Gott erscheint ihnen in Träumen, und von Gott träumen ist eine beneidete Fähigkeit der Schamanen. Träume üben eine große Macht, besonders im negativen Sinne, d. h. indem sie von irgend einem Thun abmahnen. Ihre Deutung war also eine Hauptaufgabe der Priester. In Mexiko kamen noch die Horoskope, die mit endlosen Umschweifen gestellt wurden, in Peru die Wahrsagungen aus allen nur denkbaren Erscheinungen: Aussehen tierischer Exkremente, Gestalt der Maiskörner, Rauchformen, Träumen Betrunkener, Vogelflug und vielen andern, hinzu. Und hier gab es für jeden Zweig sogar besondere Priester.

Das glückliche **Land im Jenseits** ist ohne Nacht, ohne Wolken, ohne Winter und Stürme, es hat keine dürren Bäume, sondern besitzt den üppigsten Pflanzenwuchs, weil dort jedes Samenkorn gedeiht, das in der Erde nicht aufging. Die Komantschen denken sich

das Jenseits als eine Prärie voll Büffel. Die Nischinam nennen das Paradies Tanzhaus der Götter. Für einige liegt das Paradies im Süden, für andre im Westen, oder es machen wenigstens die Seelen ihren ersten Weg, wenn sie dem Körper entflohen, der untergehenden Sonne zu. Den Nordwestamerikanern ist die Unterwelt gen Abend gelegen. Gleichwie in Polynesien steigen dort, dem Wege der Sonne folgend, die Seelen der Edlen hinab, wo sie auf glücklichen Inseln im Fürstenhause (Langhause) wohnen. Doch hindert dies nicht, daß die Seelen aus mancherlei Gründen, wohl auch in logischem Widerspruche, den man keineswegs scheut, noch anderwärts sich bemerklich machen. Zwar wohnen auch die Seelen der in der Schlacht Gefallenen in einem langen Hause, aber von der großen Menge aller andern sagt man nur: sie gehen zu Tschay-her, also unter die Erde, und beklagt jene, deren Weg durch zu viel Klagegeweine sumpfig wird. Die Thlinkit lassen sie über Berge zu einem Flusse wandern, über welchen die vorangegangenen Schatten sie in das jenseits wohnende Schattenreich hinüberholen. Doch sind auch die Dämonen (Jekh) Seelen, die wieder zur Erde kommen. Die Ichth oder Zauberer der Thlinkit rufen obere Dämonen oder Kijek, Seelen der Tapfern im Nordlichte, Takijek, Seelen in Landtieren, und Tekijek, Seelen in Meerestieren, Seegeister. Die Seelen hoher Ahnen steigen herab und begeistern Priester. Die Thlinkit sehen in den Kindern die Seelen verstorbener Verwandten wiederkehren, und die Mutter gibt dem Kinde seinen ersten Namen nach einem ihrer Vorfahren, den dann später der Vater durch den Namen eines der seinigen ersetzen mag. Bei den Tinne gelten namentlich kleine Kinder, die mit zwei Zähnen auf die Welt kommen, als bewohnt von der Seele eines bereits früher Lebenden. Dasselbe ist der Fall mit jenen, die gleich nach dem Tode irgend eines Tinne geboren werden, was auch Hearne bezeugt, und Petitot vermochte ein junges Mädchen nicht davon abzubringen, daß es schon einmal unter anderm Namen gelebt habe.

In die Vorstellung vom Jenseits geht in unbestimmter Weise die von Lohn und Strafe ein. Dieselbe ist bei weitem nicht so hervortretend, wie Saëns z. B. es von den Chirigua behauptet, indem er sagt: „Ihre Religion beschränkt sich auf folgendes: Sie glauben, daß die guten Handlungen durch ein höheres Wesen, das alles erschaffen hat, belohnt, und daß die schlechten Thaten bestraft werden. Von diesen höhern Wesen haben sie keine materielle Vorstellung." Etwas bestimmter lautet es, wenn von den Payagua gemeldet wird, nach ihrer Vorstellung würden die Bösen nach dem Tode in Kesseln verbrannt, während die Guten an den Gestaden eines schönen, fischreichen Stromes die Jagd betrieben, oder wenn die Nukujeun folgende drei Abstufungen machen: die Seelen der Guten kommen in den Himmel (Katun), die der Bösen müssen in den Wolken umherirren, und die der Piaï oder Zauberer bleiben bei ihren Körpern im Grabe, wo andre Zauberer, Menschen und sogar Tiere sich Rat holen. Im kältern Norden, wo die Sonne mit ihrer Wärme und ihrem Glanze sich schärfer vom Himmel abhob, war sie es, welche die Seelen der Tapfern aufnahm, noch weiter hin das Nordlicht. Die guten Seelen werden nach ihrer Ansicht vom Rauche des Feuers emporgetragen, in dem ihr Körper verbrannte. Die Vorstellung des Fegfeuers hat bei den christlichen Indianern, z. B. in Chiloe, noch nicht die Annahme verdrängt, daß zahlreiche Seelen bis zur Aufnahme in den Himmel in der Luft umherschweben. Ihnen gehören gewisse Beeren, von denen sie des Nachts naschen. So sehen selbst auch die Eskimo im Winter, wenn die Sonne untergegangen, Seelen die Luft erfüllen. Indem verschiedene Bestimmungen durch die Art des Todes der Seele sicher sind, ist für den Indianer der Tod nicht der Eintritt in ein unsicheres Jenseits, in dem Strafe oder Belohnung gleich ungewiß des Verstorbenen warten. Die Vergeltung des Bösen nach dem Tode kennt er nicht als Gesetz, alles wird hienieden gerächt, Gute und Böse finden sich wieder in derselben Reihenfolge ewiger Genüsse. Ob sie als Krieger oder im trägen Frieden, natürlichen oder unnatürlichen Todes gestorben sind, entscheidet. Das wasserreiche Land des Regengottes der

Mexikaner, Tlalocan, nahm sogar nur die Seelen Ertrunkener, vom Blitze Getroffener, an Aussatz Gestorbener und dergleichen auf, allerdings nicht für immer, sondern nur für eine Zeit.

Aus dem allgemeinen Seelenheim sondert sich eine Unterwelt ab, die unter verschiedenen Namen auftritt. Sie ist nicht christlichen Ursprunges, sondern tief mit der Mythologie der Indianer verflochten. Dieselbe erscheint insofern als Fegfeuer, als in manchen Sagen alle Seelen einige Zeit, die häufig mit vier Tagen bemessen ist, in ihr zubringen müssen. Die Kabinapek und Aschotschiml lassen die Seelen geradezu ein großes Feuer umschwirren, ehe sie in das Jenseits eingehen können. Die Tschoktah lassen ihre bösen Seelen in einen Fluß voll stinkender Fische und toter Kröten fallen, wo sie nie die Sonne sehen und von allen möglichen Übeln heimgesucht sind. Aber in vielen Sagen muß dieser Styx überhaupt von den Seelen überschritten werden und oft auf gefährlicher Leiter, erstarrtem Schlangenleibe oder schlüpfrigem Balken, von allen Seiten mit Steinen beworfen. Nur die guten überwinden diese Gefahren, während die bösen den Weg verfehlen und erliegen.

So finden wir ihn auch in den Hadesfahrten wieder. In die Algonkin-Sage vom Menabuscho ist eine Unterweltfahrt in der Weise aufgenommen, daß dieser Held den Häuptling Perlfeder bekriegt, der seinen Großvater erschlagen. Zu diesem Behufe durchfährt er den den Menschenkindern verhängnisvollen Pechsee in mit Öl vom Fischkönige bestrichenem Boote, nachdem er am Thore die wachende Schlange erschlagen, und tötet den Häuptling mit Hülfe des Spechtes (s. S. 683). Derselbe Heros wird dann überhaupt der Seelenführer, dem wir sonst am häufigsten in Adlern und andern Vögeln begegnen, oder es nimmt die Seele selbst die Gestalt eines Vogels an. So erzählten auch die Tinne von einem Zauberer, Nayéwéri (derjenige, welcher durch Gedanken schafft), der durch seinen Blick töten konnte, und vermischen in dieser Sage das unterirdische Seelenheim mit dem Ursitze des Menschengeschlechtes in auffallender Weise. Dieser Zauberer war sehr mächtig und drang lebend in das Land der Geister, indem er den Wasservögeln folgte, welche in großen Schwärmen gen Südwesten in die heißen Länder zogen; so kam er an den Fuß des Himmels. Dort ist ein ungeheures Loch, aus dem sich ein Fluß ergießt. An dieser Höhlung kann man sehen, was sich im Innern ereignet, und hierhin begeben sich beim Beginne des Winters die auf der Erde umherirrenden Seelen der Toten, das Wild und der Donnervogel. Im Frühjahre aber, wenn die Wasservögel wieder nach Norden ziehen, kehren auch die Geister und der Donner wieder zurück. Nayéwéri schaute in das Loch, er erblickte Seelen, welche aus Doppelkähnen ihre Netze nach Fischen auswarfen; sie erhielten aber nur schlechte Fischbrut. Andre tanzten am Ufer. Die Seelen lebten von Totgeborenen, Mäusen, Fröschen, Eichhörnchen und kleinen Nagern, welche sie jagten. Nayéwéri blieb dort zwei Tage, währenddessen sein Körper tot auf der Erde liegen blieb.

„In ganz Nordamerika", sagt Gatschet, „ist die Religionsform nicht sowohl eine polytheistische, wie in Südasien, Europa und Mexiko, als vielmehr eine pandämonistische. Daher schreibt sich die verhältnismäßige Seltenheit der Götterbilder oder Idole." Bildliche Darstellungen mythologischen Charakters sind vielleicht noch am häufigsten im Nordwesten. Von dort werden schon bei Cook die in den Häusern aufgestellten Ahnenbilder genauer beschrieben, von denen wir S. 654 sprachen, und dazu gesagt, daß außer diesen geschnitzten Figuren, welche die Einwohner Klumma nennen, nicht das allermindeste bemerkt worden sei, was mit den Religionsbegriffen bekannt gemacht hätte. „Vermutlich", sagt Cook, „waren es Götzenbilder; und da sich die Einwohner auch oft des Wortes Akuihk bedienten, wenn sie von denselben sprachen, so sind es vielleicht Vorstellungen ihrer Vorfahren, die sie als Gottheiten verehren. Unförmliche Menschengestalten, die einzigen Sinnbilder der Verehrung, dürften am nächsten dem Seelenglauben verwandt sein. Am Nutka-Sunde

sieht man in vielen Häusern ein oder ein paar etwa 1½ m hohe Bilder oder eigentlich Stämme von sehr dicken Bäumen, deren Vorderseite so geschnitzt ist, daß sie einige Ähnlichkeit mit einem Menschengesichte hat. Auch sind an den Seiten Arme und Hände ausgeschnitten, und das Ganze ist bemalt." Ein Mattenvorhang, der diese Bilder versteckt, deutet an, daß es sich in der That um Gegenstände besonderer Verehrung handelt. Die Insulaner wollten denselben nicht immer wegnehmen; so oft sie es aber thaten, sprachen sie heimlich mit den Bildern. „Vielleicht", meint der Herausgeber der Dritten Reise Cooks, „haben sie die Gewohnheit, diesen Bildern zu opfern, denn so oft sie die Matten wegzogen, gaben sie uns durch Zeichen zu verstehen, daß wir den Bildern etwas schenken möchten." Anderseits waren die Bilder den Nutka-Insulanern überall leicht feil. Hierher gehört jedenfalls auch ein Teil der allerdings viel kunstvoller geschnitzten Pfeiler der Haidah (s. S. 658), von denen Dawson ganz bestimmt hervorhebt, daß sie zum Andenken an Verstorbene aufgerichtet werden. Im östlichen Nordamerika waren Bildwerke jeder Art seltener. Einige wenige Zeugnisse sprechen von Idolen menschlicher Gestalt in den Tempeln der Indianer, z. B. Virginias, sind aber alle nicht vollkommen unverdächtig. Dagegen standen bemalte Pfähle mit geschnitzten Menschengesichtern um die letztern. In verschiedenen Höhlen im Gebirge von Santa Lucia in Westindien hat man hin und wieder einige Steinbilder und auch Stücke thönerner Gerätschaften gefunden. In diese Höhlen, behauptet man, hätten sich die Indianer bei Einfällen der Kariben und später vor den Spaniern geflüchtet. Einige derselben haben an den Wänden roh eingeschnittene menschliche Köpfe sowie ganze Figuren, auch Gesichter oder vielmehr Fratzen von allerhand fabelhaften Scheusalen, welche auf irgend einen Zusammenhang dieser Höhlen mit dem alten Kultus hindeuten.

Von der Südspitze Floridas bis an den Arkansas und nach Virginia gab es Sonnentempel, von denen schon de Soto spricht, und welche wir 180 Jahre später bei Charlevoix wiederfinden. Es waren dies größere Hütten, den Häuptlingshütten ähnlich, aus einer dicken Lehmwand von etwa 5 m bestehend und von einem domförmigen Dache gekrönt, auf welchem ein oder mehrere Adlerbilder zur Sonne schauten. Rundum zog sich eine Mauer, auf der die Köpfe der Feinde staken, welche der Sonne geopfert wurden. Oder es standen bemalte und mit menschlichen Gesichtern geschnitzte Pfähle umher. Das heilige Feuer brannte im Innern vor einer Art von Altar. Diese Tempel scheinen im 16. Jahrhundert jedem Stamme, oft jedem Dorfe eigen gewesen zu sein, verfielen aber im Laufe der Jahre. An einem oben gegabelten weißen Pfahle wurden Köpfe und Geweihe der geopferten Tiere über dem Sonnenhause aufgehängt. Wahrscheinlich sind einst mit diesen Tempeln die „Schwitzhäuser" verbunden gewesen, die zuletzt allein noch übrigblieben, nachdem der Feuerkult ausgestorben war. Solange die Tempel mehr von ihrem heiligen Charakter sich erhalten hatten, scheinen Frauen von ihnen ausgeschlossen gewesen zu sein, hatten dagegen Zutritt in den Ratshütten, welche an ihre Stelle traten. Aber nach Bartrams Zeugnisse waren von diesen bei den Krihk die Frauen bei Todesstrafe ausgeschlossen.

Gewöhnlich wird von den Indianern Südamerikas kurzhin gesagt: „Sie besitzen keine Kirche und keinen äußern Kultus". Allein schon Petrus Martyr hat hölzerne Bilder bei ihnen gefunden; P. Davila sah in Santa Marta Bilder des Teufels auf Stühlen sitzen, und Piedrahita erzählt von Götzen in Stein und Holz, die in Tempeln der Cuica und Timote, westlich vom heutigen Trujillo, standen, und denen Baumwolle, Edelsteine und besonders Kakaobutter geopfert wurden. Von Neuern hat Crevaux bei den Carijona aus Holz geschnitzte Figuren von Menschen und Vögeln an Orten gefunden, die von bösen Geistern heimgesucht werden. Bei den Powhatan Virginias fand Kapitän John Smith eine fratzenhaft geschnitzte Holzgruppe als Bild eines Geistes, der den abstrakten Namen Oki, d. h. oben, trug. Gerade die abstrakte Benennung möchte an ein Ahnenbild denken lassen.

Von der Bedeutung gewisser Opfer, die meist aus Mais und Maismehl bestanden, wurde oben gesprochen. Mit letztern bestreuten die Zuñi bei ihren heiligen Tänzen die Tänzer, Altäre und Götzenbilder. Mais galt im Norden für so unentbehrlich auch zur täglichen Anrufung der Götter im Hause, daß schon darum sein Anbau sich weit verbreiten mußte. Opfer wurden auch in fließendes Wasser geworfen und an Bäumen aufgehängt oder auf hohe Pfähle gesteckt. Letzteres geschah besonders mit den Resten von auf der Jagd erbeuteten Tieren. Auch das einzige Haustier, der Hund, wurde geopfert, und zwar hingen denselben kanadische Indianer, nach Lafiteaus Zeugnisse, oft lebendig an den Hinterfüßen an einem Baumaste auf. Auch auf den Firsten der Hütten oder an eignen Pfählen wurden Opfer von Perlen, Früchten und Tieren aufgehängt. Bei den Tensa wurde ein großes Maisfeld als „Feld des Geistes“ von den Männern zum Schalle der Trommeln bearbeitet.

Neben den mit dem Totemsysteme zusammenhängenden Speiseverboten gibt es eine ganze Anzahl von abergläubischen Gebräuchen, die mit dem Essen zusammenhängen. Die Nutka schmückten den getöteten Bären und setzten ihm Speise vor mit der Bitte, in Gegenwart des Häuptlinges davon zu kosten; erst dann zerlegten sie ihn selbst. Von ihrem Hauptnahrungsmittel, dem Lachse, aßen die Tschinuk immer das Herz, nie durfte es ein Hund verzehren. Wurde es aber nicht gegessen, so mußte es verbrannt werden. Die Tehuelchen setzen sich zu keinem Mahle, ohne vorher mit skrupulöser Gewissenhaftigkeit Brot oder ein Stückchen Fleisch auf den Boden geworfen und dazu einige Zauberworte gemurmelt zu haben, um Gualichu günstig zu stimmen.

Bei diesen Völkern sind noch Menschenopfer und selbst Menschenfresserei unzweifelhaft nachgewiesen, aber nirgends als ein alltägliches Thun. Überall, wo sie vorkommen, liegen religiöse Motive, Rachsucht, übertriebene Kriegswut vor. Sie werden als etwas Besonderes, selbst Heiliges aufgefaßt. Schon Hans Staden berichtet von den Tubinampa, daß, wer den zum Verspeisen bestimmten gemästeten Sklaven mit der geweihten Keule schlug, sich darauf wie krank niederlegen und mit kleinen Pfeilen auf Wachs schießen mußte, und bei den Quakult der Vancouver-Insel war Menschenfleisch nur den durch viele Weihen gegangenen Gliedern der Geheimgesellschaft der Hametzen gestattet. Der Abschluß ihrer Weihen bestand im Trinken von Blut aus den Adern Lebender, die sie überfielen. Es mag ein Anklang sein, wenn, wie von den Haidah erzählt wird, der aus dem Walde zurückkehrende Häuptling-Zauberer dem ersten Begegnenden ein Stück Fleisch aus dem Arme beißt, um es zu essen. Duncan spricht in nicht ganz bestimmter Weise davon, wie bei demselben Stamme die Priester einen getöteten Sklaven zerrissen. Allerdings thäten solches nur besonders Eingeweihte, und die andern begnügten sich, Hunde zu zerreißen. Dasselbe wird von den Nutka erzählt. Bei den Thlinkit wird ein Sklave, Claidi genannt, lebendig unter dem Eckpfosten eines neugebauten Hauses begraben. Auch aus Kadiak berichtet Billings von Sklavenopfern und Verbrennung dır Sklaven beim Tode eines Häuptlinges. Sproat spricht von Menschenopfern bei den Nutka, die aber nur alle drei Jahre oder in noch größern Zwischenräumen stattfinden sollen. Vancouver fand sich im Puget-Sunde mit einem Angebote frischen Fleisches von den Eingebornen zurückgewiesen, welche glaubten, es sei Menschenfleisch. Als Crevaux in einem Makuschi-Dorfe ein Haus betrat, sah er über der Thür eine untere Kinnlade hängen sowie einige aus Menschenknochen geschnitzte Flöten und in einer Ecke auf einer Trommel eine mit Wachs überzogene getrocknete Hand liegen. Die Männer hatten sich Arme und Beine mit Genipa blauschwarz, Lippen und Zähne dunkelschwarz mit den Zweigen des Blumenrohres und den Rand der Augenlider mit Ruku lebhaft rot gefärbt, so daß manche wie wahre Teufel aussahen, während die Frauen den ganzen Leib mit Ausnahme des Halses mit einer Art Kautschuk schwarz bemalt und darauf weiße und gelbe Zeichnungen angebracht hatten. Als Crevaux dann eine Lichtung neben

jenem Hause betrat, sah er in einem Topfe einen Indianerkopf kochen. Das ganze Dorf war in Aufregung, und es handelte sich offenbar um ein anthropophagisches Fest. Angeblich sollen nur Feinde in dieser Weise verspeist werden, wie es der Präfekt von Cáuca 1884 aussprach, als die Indianer am Putumayo einen jungen Kolumbianer aufaßen: „Es ist wahr, sie sind Kannibalen, aber sie essen Menschenfleisch nicht, weil es ihnen schmeckt, sondern um einen Racheakt an den Gefangenen der feindlichen Stämme auszuüben, mit welchen sie sich auf dem Kriegsfuße befinden. Niemand hat bislang gehört, daß sie einen Weißen oder einen Neger verzehrt hätten." Diese Unterscheidung ist etwas subtiler Natur. Ob ihnen Menschenfleisch schmeckt oder nicht, jedenfalls essen sie es seit langer Zeit und zwar in festlichster Stimmung. Alle die über die ganze Erde verbreiteten Zaubereien, die sich besonders gern an die losgelösten Teile des Körpers eines Menschen haften, kehren hier wieder. Knochenpulver, von der Innenseite eines menschlichen Schädels geschabt, verhütet bei den Nutka allzu große Fruchtbarkeit. Haare und Speichel von einem Menschen werden in Araukanien benutzt, um ihm zu schaden: jene z. B., an ein Stück Seetang oder einen Zweig gebunden, lassen denselben alle Stöße mitmachen, die sie erfahren; Speichel, in einer Kartoffel getrocknet, bewirkt bei demjenigen, von welchem er herstammt, Schwindsucht. Vom entgegengesetzten Ende Amerikas erzählt Dunn, wie die Indianer von Millbanks-Sund seinen Speichel aufnahmen, um ihn dem Zauberer zu bringen, der damit sein Leben wegzaubern könne.

Über das Priestertum dieser Völker ausführlich sprechen hieße nur mit geringen Abweichungen das wiederholen, was schon in den betreffenden Abschnitten der afrikanischen und australisch-polynesischen Kapitel zu schildern war. Der Ichtha der Thlinkit, der Maké der Pima, der Honundeunt der Tscheroki, der Amauta der Quiche, der Teopisqui der Mexikaner, der Piai der Kariben ist das wenig abgewandelte Widerspiel des typischen Schamanen. Im Nordwesten ist sein Apparat, entsprechend dem hohen Stande des Kunstfleißes dieser Völker, ein sehr reicher, und an Zahl, Buntheit und Mannigfaltigkeit der Rasseln und Masken erreicht ihn keiner von seinen afrikanischen oder polynesischen Kollegen; in Kalifornien dagegen ist er einfach Gaukler. Und wenn der Regenmacher des Betschuanen-Landes in der Wüste bei Löwen und Schlangen sich zum Berufe vorbereitet, muß im rauhen Nordwesten, um Sturmbeschwörer und Jagdzauberer sein zu können, kurz, um zum Propheten geschickt zu sein, der vom Bären Fortgeschleppte durch einen Walfisch wieder ausgespieen sein, und die priesterliche Autorität wird erst mit dem Amulette der Otterzunge erlangt, ausgerissen dem heiligen Tiere, wie Bastian glaubt, um selbst in Zungen zu reden. Von den Moxo erzählt d'Orbigny das kaum Glaubliche, daß sie nur den für einen passenden Priester hielten, der den Klauen des von ihnen göttlich verehrten Jaguars heil entkommen war. Die Darstellungen auf den Rasseln der Haidah erinnern an die mythische „Schule der Schamanen" im Walde und auf dem Meere. Hier möge aus dem Leben des Priesters nur der wichtige Akt der Einführung Platz finden, wie ihn Aurel Krause in seiner Schilderung der Thlinkit beschrieben hat: „Als wir im Winter 1881/82 Klaquan, das größte Dorf der Chilcat-Indianer, besuchten, war gerade vor wenigen Wochen der alte Schamane des Rabenstammes gestorben, und ein neuer wurde während unsrer Anwesenheit eingeweiht. Alle erwachsenen Angehörigen des Rabenstammes hatten vier Tage lang zu fasten, die Kinder nur zwei, der neue Ichtha dagegen acht Tage mit nur einmaliger Unterbrechung. In dem Hause des verstorbenen Schamanen versammelte sich der ganze Stamm, und am Abend wurden feierliche, von Gesängen begleitete Tänze um das lodernde Feuer des aus mächtigen Kloben aufgebauten Holzstoßes aufgeführt. Rings um das Feuer herum standen die Teilnehmer am Tanze, in festlicher Kleidung und mit Tannenzweigen geschmückt; im Hintergrunde saßen die Frauen, der übrige Raum wurde von den dicht gedrängt stehenden Zuschauern eingenommen. Von einem erhöhten Platze aus leitete ein Indianer die Feier, die hauptsächlich in einem lauten

Chorgesange bestand, der mit Paukenschlägen und Aneinanderschlagen zweier Holzstäbe begleitet wurde. Als Pauke diente ein bunt bemalter Holzkasten, dessen eine Seite mit einem Felle überzogen worden war; von Zeit zu Zeit wurde der Gesang durch Ausrufe, kurze Fragen und Antworten unterbrochen, dann rückten wieder alle Teilnehmer mit wilden Gebärden, indem sie die geballten Fäuste vorstreckten und mit den Füßen den Boden stampften, gegen das Feuer vor. Danach wurde durch die Rauchöffnung die große hölzerne Truhe des verstorbenen Schamanen in den Raum heruntergelassen; die in dieser enthaltenen Masken, Klappern, Trommeln etc. wurden nun einzeln ausgepackt und unter fortdauerndem Gesange der Versammlung gezeigt. Plötzlich durchbrach während des wildesten Lärmes ein junger Indianer in höchster Ekstase die Reihen der Sänger, um nach einigen konvulsivischen Zuckungen scheinbar bewußtlos niederzustürzen; es war der neue Schamane." An drei aufeinander folgenden Abenden wurden diese Tänze aufgeführt; an einem derselben produzierte auch der neue Schamane seine Künste, indem er um das Feuer herum den Beschwörungstanz ausführte. Schlaflosigkeit, Enthaltung von Nahrung, Genuß narkotischer Mittel disponierten ihn zur Ekstase.

Bei den östlichen Tuma-Indianern nördlich vom Gila beobachtete Corbusier 1874 folgende Zeremonie zur Abwendung der Seuchen, die damals die Kap Verde Reservation heimsuchten: Alle Medizinmänner der Reservation traten zusammen, bauten aus Zweigen eine Laube und stellten durch Zeichnung im Sande mit verschiedenfarbigem Staube, zerriebenen Blättern u. s. f. unter denselben das „Land der Geister" (die Sonne?) dar, indem sie um eine ca. 30 cm im Durchmesser haltende kreisrunde Scheibe aus roter Erde mehrere konzentrische Kreise zogen, von denen aus nach den vier Himmelsgegenden Strahlen gingen. Zwischen diesen Strahlen waren kleine Menschenfiguren gezeichnet, deren jede ein Bein, einen Arm oder sonst ein Glied zu wenig hatte, und die mit den Füßen gegen den äußersten Kreis gerichtet waren. Nach feierlichem Gesange ging ein Greis mit einem Ledertäschchen umher, aus dem er gelbes Pulver auf alle die Menschenbilder streute, wobei er nach den Weisungen der Umhersitzenden bei jedem ein andres Glied bedachte. Dann machte er noch einmal seinen Gang und nahm von jeder Figur eine Fingerspitze voll des gelben Pulvers, das er ausgestreut, zusammen mit dem Staube etc., aus dem die Figur gebildet war. So sammelten alle Beschwörer, und jeder hob das Pulvergemisch ehrfurchtsvoll auf. Endlich wurde das Volk zugelassen, und indem dieses sich alle Körperteile mit den noch vorhandenen Resten der Zeichnung rieb, verschwand dieselbe.

Die Vererbung des Schamanentumes in einer und derselben Familie, wie sie bei den Polynesiern üblich ist, war bei den Indianern seltener. Sie wird unter anderm von den Nez Percés am Oregon, den Tscherokî, Tscholtah und den meisten Südamerikanern berichtet. Der Priestertotem der Tscherokî mißbrauchte aber seine Stellung so schamlos zu eignem Vorteile, daß er ausgerottet ward, und an seiner Stelle ernannte das Volk einen neuen Priester, in dessen Geschlechte dann diese Würde verblieb. Die Priesterseele wanderte und nahm nach jeder Rückkehr aus überirdischen Gefilden einen höhern Rang ein. Die Dakota hatten die schöne Sage, daß die Seele des Priesters als geflügelter Same von den Winden in den Himmel getragen wird, wo er alle Götter und alle Kunst und Wissenschaft kennen lernt, deren er einst bedürfen wird. Dann wird er geboren. In vier solchen Inkarnationen wird diese Seele immer mächtiger, und nach der vierten kehrt sie in ihr Nichts zurück. In den größern Volksgemeinschaften der Mexikaner, Peruaner bildeten die Priester Hierarchien mit festgeordneter Ausbildung und strenger Gliederung. Der Rahmen dessen, was sie zu beherrschen hatten, erweiterte sich hier. Das Mischen der Farben, das Malen, das Zeichnen der Hieroglyphen, Musik, Astrologie, die strengere Ordnung der Zeitrechnung lernten sie hier. Ihre Thätigkeit war keine je nach den Forderungen des Augenblickes unterbrochene,

sondern es gab Heiligtümer, in denen beständig einige von ihnen Wache halten mußten. Manchen war Ehelosigkeit vorgeschrieben. Eigne Tracht machte sie weithin kenntlich, wie auch, nach **Bartram**, bei den Krihk die Priester und Priesterzöglinge in langen, weißen Gewändern einhergingen und schon in würdevollem Benehmen ihren heiligen Stand andeuteten. Endlich hatten die Priester häufig sogar eine Sprache für sich, wie denn in Mexiko und Peru der Gottesdienst in dem Volke unbekannter Sprache geführt ward. Nach dem, was von solchen Sprachen bei Dakota und Eskimo untersucht ward, liegt indessen das Unbekannte doch wohl nur in besonderer Betonung und Aussprache und in der Wahl fremdartiger Worte und Wendungen.

Die südamerikanischen Zauberer, Priester oder Ärzte, wie man sie nennen will, die in Guayana und im nördlichen Amazonasgebiete den Namen Pial, Piache, in Chiloe Brujo und Machil führen, bethätigen wesentlich dieselben Hantierungen wie in Nordamerika oder bei den so weit von hier wohnenden Malayen. Sie sind in erster Linie Zauberärzte, welche die Krankheit unter Gesängen und Verzückungen aussaugen, besprechen oder auch mit Kräuteraufgüssen heilen. Einige besondere **Kurmethoden** sind folgende: **Crevaux** sah bei den Apalai Guayanas, wie der erste Kranke, von einem Kreise teilnehmender Zuschauer umgeben, auf einem Cololo vor der Hütte Platz nahm und der Zauberer in einen kleinen, käfigartigen Verschlag aus Palmenblättern kletterte, der in einer Ecke für ihn angebracht war, worauf für einige Augenblicke eine lautlose, erwartungsvolle Stille entstand, bis der Insasse des Käfiges seine Zauberrufe ertönen ließ. Auf ein schrilles Geräusch, das er durch heftiges Aneinanderreiben harter Blätter hervorbrachte, folgten Nachahmungen der verschiedensten Tierstimmen des Waldes; das Geheul des Tigers, das Pfeifen der Affen, das Zischen der Schlangen, das Schreien der Eulen und andrer Vögel erschallten gellend und unermüdlich aus dem Käfige. Der Zauberer besprach sich mit seinen Gehilfen aus der Tierwelt. Dann wieder tiefe Stille. Darauf Gesang und Gestampfe des Zauberers, der endlich zur Behandlung des Kranken schritt, indem er ihm erst Zigarrenrauch auf die kranke Stelle blies, darauf an derselben saugte und endlich eine Anzahl sehr einfacher Diätregeln vorschrieb, die besonders auf das Verbot des Fleisches großer Tiere hinausgingen. Dieser Zauberkäfig kehrt vielfach im Norden von der Hudsonbai bis Anahuac in der Regel als kleine, cylindrische, fellbedeckte Hütte wieder. Ein andermal wohnte der Reisende der Behandlung eines hoffnungslos kranken Mannes an. Hier zog sich der Pial, mit einem kleinen Bogen und Pfeil bewaffnet, in seine Hütte zurück und zeigte, als er nach einigen Minuten wieder zum Vorscheine kam, mit triumphierender Miene den nun mit Blut bedeckten Pfeil vor, indem er erklärte, daß er den feindlichen Zauberer, der den unabwendbaren Tod des Kranken veranlaßt, bestraft und zum Tode getroffen habe. Ähnlich sah **J. A. Spring** die Priester der Pima bemalte Pfeile von bemalten Bogen in die Luft schießen, um die Krankheit zu töten. Weiter sind die Zauberer im stande, Diebe in Kristallen oder Glasscherben zu sehen. Man findet aber auch vernünftigere Vorkehrungen gegen Krankheiten, vor allen die kalten Bäder und Schwitzbäder, das Kneten und Stoßen schmerzender Stellen, das Aufritzen der Haut mit spitzen Steinen. Guajakholz, Ipekakuanha und zahllose Purganzen, welch letztere mit Vorliebe bei den Jünglingsweihen Verwendung fanden, sind durch indianische Medizinmänner bekannt geworden, unter denen es natürlich auch vernünftig denkende, des Experimentes sich bedienende gibt. Nicht ganz ohne Grund stehen bei den Europäern die Medizinmänner im Rufe, gute Kuren ausführen zu können. Im Gebiete der Cuaiquere fand **André** ein Dorf, das vor den Blattern sich dadurch wirksam geschützt hatte, daß es nur über eine Lianenzugbrücke mit der Welt verkehrte.

Groß war auch die Menge der bestimmt vorgeschriebenen **Prozeduren**, die sich teilweise häufig wiederholten. An Mühe durfte der Schamane es nicht fehlen lassen. Der

Maké der Pima hegt zuerst das Gebiet ein, in welchem der böse Zauber vermutet wird. Er läuft um den angeblich behexten Platz in stets sich erweiternden Kreisen herum, bis er die äußerste Linie des unter dem Banne des Zaubers sich befindenden Grundes gefunden zu haben angibt. Auf diese Linie pflanzt er sodann mit seinen Gehilfen eine bedeutende Anzahl Stöcke, bemalt mit verschiedenen mineralischen Farben, meistens Ocker, um das Entwischen des bösen Geistes zu verhindern, nach welchem jetzt eifrig gesucht wird. Alle Hütten werden genau durchsucht, alle Hindernisse, wie Zäune und dergleichen, beseitigt, Büsche abgeschnitten, hohle Bäume ausgeräuchert ꝛc., bis schließlich der Medizinmann den bösen Geist findet, der gewöhnlich aus einem kleinen Stückchen Holz, mit Pferdehaaren und rotem Tuche umwickelt, besteht. Unter verschiedenen Zeremonien, aber möglichst rasch wird dasselbe verbrannt.

Zu diesen gelegentlich wiederkehrenden Arbeiten kommen die regelmäßigen Feste religiöser Bedeutung, deren Mittelpunkt wieder der Medizinmann ist, umgeben von im Chor singenden, tanzenden und bis zu konvulsivischen Zuständen sich hinaufarbeitenden Männern und oft auch Weibern. Häufig begleitet ihn hierbei ein jüngerer Mann, der jedes der schwer zu enträtselnden Worte, die der in allen Tier- und Waldstimmen redende Begeisterte vorbringt, wiederholen muß. Dann zieht er sich wieder in die Einsamkeit zurück, dem Ideale der Tupi nachlebend, die von einem Seher erzählen, welcher einsam mit seinem Hunde auf goldschimmerndem Berge wohnt, um nur bei Sonnenfinsternissen, wo sein Hund bellt, in Gestalt eines Vogels über die Dörfer der Menschen hinzufliegen und die Veränderungen zu sehen, die vorgegangen waren.

Der Verwendung von Wasser als Mittel der Reinigung und Entsühnung wurde oben gedacht. Die Taufe liegt dabei so nahe, daß heidnische Indianer, die in der Nachbarschaft von Christen wohnen, von derselben wie von irgend einem ihrer eignen Zaubermittel Gebrauch machen. Krankheiten werden weggesprochen, mit Adlerfedern weggeweht, ausgesogen und ausgespuckt. Dabei gebrauchen die Zauberer zum Aussaugen des Krankheitsstoffes öfters Röhren aus Knochen; noch 1856 sah F. G. Kohl eine derartige Kur bei den Odschibwäh. Diesem Zwecke dienten vielleicht auch die in Schieferstein gebohrten Röhren, welche Schoolcraft seiner Zeit für Teleskope erklärte. Räucherungen mit scharfen oder narkotischen Stoffen, im Südwesten z. B. mit der Rinde einer Drimys-Art, beschleunigten den Orakeltaumel. Auch der Häuptling übernimmt ähnliche Reinigungen; so sah Crevaux in einem Dorfe der Yakuman am Yari den Häuptling im Dorfe herumgehen und Besprengungen mit einem Federpinsel vornehmen, den er in eine mit einer weißen, milchigen Flüssigkeit gefüllte Kalebasse tauchte; es war der Saft der Knolle Sambuta (Karibenkohl), der im Wasser zerrieben war. Yakuman hatte bei seinen Besprengungen, die einen Geist austreiben sollten, das feierliche Aussehen eines Landgeistlichen, welcher am Tage des Bittganges die Felder einsegnet.

Vollendete Adepten dieses Priestertumes sind bewandert in tierischem Magnetismus, Bauchrednerei, Taschenspielerei. Schon im Anfange dieses Jahrhunderts beschrieb Carver von nordamerikanischen Medizinmännern vollkommen spiritistische Produktionen, und einige ihrer hervorragenden Männer, wie z. B. Black Hawks Urgroßvater, besaßen mystische Gaben in hervorragendem Maße, besonders das sogenannte zweite Gesicht. Unbefangene Beobachter, wie Schoolcraft, erzählen, wie Indianer von den Medizinmännern durch Streichen mit den Händen in bewußtlosen Zustand versetzt wurden, wie andre auf einen Schlag vor die Brust regungslos niederfielen. Ohne Zweifel kam ihnen eine gewisse Disposition im Publikum entgegen. Einer der Väter, welche die Relationen „de la Nouvelle France“ schrieben, thut den Ausspruch: „Wenn es wahr ist, daß jeder Mensch ein Körnlein Wahnsinn in sich hat, so trifft man bei diesem Volke leicht eine halbe Unze“. Epidemische

Veitstänze und Hysterien sollen ganze Dörfer zerstört haben. In diesem Entgegenkommen lag ein Hauptgrund der außerordentlichen Macht, welche die Medizinmänner über die Indianer übten, und die am Rande des Grabes nicht aufhört, wie die Furcht lehrt, mit der ihre Gräber betrachtet werden.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen gehört die Gleichmäßigkeit der Trauergebräuche durch ganz Amerika, die vielleicht in nichts so deutlich sich ausprägt wie in dem fast unveränderten Auftreten derselben bei den Feuerländern, dem im größten Elende und gleichzeitig am entferntesten von allen Amerikanern wohnenden Stamme. Wir finden dort (s. S. 678) alle Grundzüge beisammen: das Totengeheul, das Ausraufen der Haare, die Verwundung mit scharfen Muscheln, das Bemalen des Gesichtes in streng vorgeschriebener Weise, die Beisetzung in zusammengebückter, durch Umwindung mit Schnüren festgehaltener Gestalt, die Zerstörung der Hütte, wo der Tod eintrat. In dieser elenden Lage und Umgebung erregten diese Zeremonien das Erstaunen der Beobachter in solchem Maße, daß dieselben z. B. die mumienartige Beisetzung nur durch die Trägheit der Feuerländer und ihren Mangel an Werkzeugen erklären zu können vermeinten, da es für dieselben angeblich fast unmöglich sein würde, den Toten in gestreckter Lage zu begraben.

Verschiedene Beerdigungsweisen, die um einige wenige Typen variieren, kommen bei nahe bei einander wohnenden Völkern vor. In Mexiko war Verbrennung der Leichen bei Chichimeken und Otomi üblich, ähnlich wie auch bei den Maya, während Mizteken, Zapoteken und Mixe ihre Toten begruben. In Guayana verbrennen die Rukujenn ihre Toten, wogegen die Oyampi die ihrigen in einem sehr tiefen Loche von nicht mehr als 1 m Länge vergraben. Der Leichnam wird senkrecht mit gebogenen Beinen, Armen und Kopfe, wie der Fötus im Mutterleibe, beigesetzt. Zuweilen lassen sie ihn im Walde verfaulen und bestatten erst nach Jahresfrist die Gebeine in einem großen Thongefäße. Auch die Guarauno des Orinoko-Delta begraben ihre Toten gewöhnlich nicht, weil sie schon in 1 m Tiefe beim Graben auf Wasser stoßen. Neben einigen Hütten liegen dort umfangreiche, in Palmblätter gehüllte Päcke, deren jeder einen Leichnam birgt, auf Gerüsten, die aus starken, kreuzweise in die Erde gesteckten Ästen bestehen. Selbst in einem und demselben Gräberfelde kommen verschiedene Variationen in Bezug auf Lage und Ausstattung der Leichen vor. Bei Madisonville hat man 1878—80 ein großes Gräberfeld entdeckt und über 400 Skelete ausgegraben, die in den verschiedensten Stellungen begraben waren, mehrere in Aschengruben, deren Bestimmung unbekannt ist, viele unvollständig, z. B. ohne Schädel oder Kiefer. In kalifornischen Gräbern fand Schuhmacher nirgends Orientierung, wohl aber schien das Gesicht der fernsten Aussicht, also an der Küste dem Meere, im Thale der Thalöffnung, zugewandt zu sein. Auf dem engen Raume der Insel Neufundland hat man sowohl das Begräbnis auf Plattformen als in ziemlich tiefen Gräbern, den Leichnam in beiden Fällen in Rinden gehüllt, geübt. Diese Insel hatte indessen außer ihren eignen Bewohnern zeitweilig Mikmak und Eskimo, und es mag dieses Verhältnis vielleicht andeuten, wie auch an manchen andern Stellen die Mischung der Grabformen und Begräbnisgebräuche entstanden ist. Als vollständig ohne Begräbnisgebräuche und zugleich überhaupt ohne Ahnung eines Fortlebens werden nur kleine Stämme tiefer Stufe, wie z. B. die untern Pend d'Oreilles am Oregon, beschrieben, doch sind die betreffenden Berichte kritisch aufzunehmen.

Zusammengebogene Stellung der Leiche, sogenannte Hockstellung, eng verbunden mit der Einhüllung der Leiche in Häute, Matten oder Rinden, ist weiter verbreitet als jede andre, besonders auch als die Verbrennung. Morton behauptet sogar, daß in alter Zeit diese Sitte, welche schon Dobrizhoffer mit der Uterinstellung des Kindes verglicht, von Feuerland bis nach Kanada hin geherrscht habe. Doch macht Waitz mit Recht

darauf aufmerksam, daß eine solche weitgehende Gleichmäßigkeit kaum jemals stattgefunden habe. Richtig ist nur dies, daß jene Begräbnisweise in den entlegensten Gegenden Amerikas erwähnt wird, und daß sie in neuerer Zeit seltener geworden zu sein scheint. Wir haben sie in der reinsten Form in den peruanischen Gräbern. So ist die Lage der Leichen in Ancon-fast stets hockend, die aufgezogenen Kniee an den Körper gebunden, die Finger und Zehen durch zwischengeflochtene Bänder festgehalten. Bei den südamerikanischen Reitervölkern, die ihre Leichen in frische Häute hüllen, ist derselbe Gebrauch üblich. Man scheut sich nicht, die Knochen zu brechen, um den Leichnam recht eng zusammenlegen zu können. Daher mag es auch kommen, daß die Huacas so oft gebrochene Knochen enthalten. Daß mit dieser Gestalt der Leiche meist Massenbegräbnis, wohl in Familiengräbern, verbunden ist, erklärt wohl mit die Reduktion auf den kleinsten Raum. In den kalifornischen Gräbern wurden so nahe wie möglich die Skelete zusammengebracht und auch jedes für sich durch Zusammenbiegen in Hockstellung und Einhüllung in Matten auf den geringsten Raum beschränkt. Dieselbe Formung des Leichnames verlangte auch die Beisetzung in Urnen, welche wir von den Guarani an bis nach Nordamerika finden. *Burmeister* sagt: „Die Guarani begruben ihre Toten in gebrannten Urnen. Diese Urnen sind groß, von sehr verschiedener Gestalt, und man fand sie leer, die Öffnung nach unten, an Stellen stehen, wo später ein Begräbnis stattfinden sollte.“ Daß es sich hier um eine Modifikation der Beisetzung in Hockstellung handelt, scheinen *Berendts* Beobachtungen anzuzeigen, der bei San Geronimo in Mittelamerika in einem weiten Grabfelde die Leichname entweder ganz in peruanischer Weise gewickelt oder in großen Urnen beigesetzt fand. Im Gräberfelde von Madisonville sind Graburnen mit 2, 4 und 8 Henkeln gefunden. Bei Tucuman sollen Kinderleichen in offenen Körben begraben worden sein.

Die *Mumifizierung* ist keineswegs auf die Peruaner und andre Völker der Hochebene beschränkt und kommt auch nicht bloß bei diesen zusammengebogenen Leichnamen vor. Mit Recht hat *Virchow* mit Bezug auf zusammengeschnürte Mumien, die ganz in der Art wie die peruanischen auch in Brasilien, z. B. in der Höhle Babilonia bei Santa Anna, gefunden wurden, hervorgehoben, daß die Eigentümlichkeiten der südamerikanischen Indianerstämme keineswegs auf so enge Gebiete beschränkt seien, wie man oft annehme. Man findet diese Zubereitung der Leichname bei den Rukujenn Guayanas, die gewöhnlich ihre Leichname verbrennen, für die Piai, die Zauberpriester, vorbehalten. Crevaux ließ sich an einen solchen Bestattungsort führen und fand unter einem kleinen Schuppen ein großes, 2 m tiefes Loch, auf dessen Grunde ein Mann in einer Hängematte zu schlafen schien. Der vollständig rot bemalte Körper war ausgetrocknet und hart wie Pergament, der Kopf mit grellbunten Federn geschmückt, und um die Stirn lag als Emblem der Herrschaft eine Art Krone aus Kaimanschuppen. Höhlen, welche die Eigenschaft hatten, Leichen auszutrocknen und so vor Verwesung zu schützen, wurden häufig zu Begräbniszwecken aufgesucht. *Byron* berichtet von der Auffindung einer Begräbnishöhle auf den Guanako-Inseln, in welcher auf einfachen Holzgerüsten eine Anzahl von Leichen ausgestreckt lag, welche allem Anscheine nach schon lange hier lagen und keine Verwesung erlitten hatten.

Die peruanischen Mumien mit ihren vorn gekreuzten Armen, zum Kinne gezogenen Knieen und aufrechtem Kopfe sind in einen mit Seegras derart ausgestopften Sack eingesetzt, daß sie in ihrer Umhüllung aus farbigem Baumwollenstoffe, welche häufig aus einem Gewande besteht, das sogar mit Ärmeln versehen sein kann, breit, massig aussehen (s. Abbildung, S. 705); aber dieses Gewand hat ausgeschnittene, mit anderm Stoffe besetzte Stellen, die eine Art Stoffmosaik herstellen, wie sie vielleicht am Gewande des Lebenden nicht vorhanden war. Der Kopf ist mit einem bunten Tuche kreuzweise umwunden, und selbst um den Hals ist manchmal ein ausgefranster, halsbindenartiger Streifen

gewunden. Die Idee, den Toten in ein Gewand zu wickeln, das dem im Leben getragenen ähnlich, kehrt anderwärts wieder. Bei den Wintun hatten Greisinnen die Gewohnheit, monatelang das Seil um ihren Körper gewunden zu tragen, das für sie gewissermaßen ein Totenhemd ist, denn dasselbe wird um sie gewickelt, sobald sie den letzten Atemzug gethan haben. Die Leiche wird dann nicht nur in dieses Totenseil, sondern auch in Grasseile, Rehfelle, Matten und dergleichen Gegenstände so reichlich eingewickelt, daß sie einem Warenballen gleicht, den wohlhabende Indianer so groß wie möglich zu machen streben. Bei den Pueblos sah Bandelier die Leiche dicht in wollene Decken gewickelt zu Grabe getragen werden, und die Churruje gebrauchen eigens hierfür gewebte Baumwollenstoffe.

Die Peruaner bedeckten das Gesicht ihrer Toten mit hölzernen Masken. Dieselben hatten Augen aus Muscheln, auf denen ein schwarzer Wachstropfen die Pupille anzeigte, und eine aus Holz geschnitzte Nase, während den Mund aufgenähte Baumwollfäden andeuteten, den Innenraum Kürbisschalen ausfüllten und Rohrstäbchen aufrecht hielten. Die Haare waren aus schwarz gefärbten Agavefäden nachgeahmt oder durch eine Perücke dargestellt. Diese Perücken sind bei reicher ausgestatteten Leichen zum Teile ganz so wie heutzutage in Europa mit der größten Sorgfalt angefertigt, indem ein Hohlkugelsegment aus Zeugstoff mit Menschenhaaren, die in der Mitte einen Scheitel bilden und nach dem Rücken hin zu Zöpfen geflochten sind, durchwebt wurde. Welch große Sorgfalt darauf verwendet wurde, ergibt sich daraus, daß eine der in Ancon aufgefundenen Mumienperücken 204 Zöpfe von ca. 55 cm Länge aufwies. Der Kopf ist dann noch häufig mit Papageienfedern, farbigen Binden und andern eigentümlichen Zieraten geschmückt. Das Gesicht selbst des Leichnames verunstalteten die Panche des nordöstlichen Südamerika ähnlich, wie es die Eingebornen des Chaco noch heute thun, indem sie die ausgetrockneten Lippen mit Baumwollfäden durchnähten, als sollten sie damit für immer geschlossen werden.


Eine mit Gewändern umkleidete Mumie von Ancon. (Nach Reiß und Stübel.) Vgl. Text, S. 704.

Allgemein verbreitet ist die Sitte der vorläufigen Beisetzung, welche in erster Linie mit der Anschauung zusammenhängt, daß die Seele einige Zeit, ehe sie ins Jenseits eingehe, in der Nähe des Leichnames verweile. Die Hidatsa drückten dies in der Weise aus, daß sie sagten, der Geist eines Verstorbenen verweile vier Nächte bei seiner alten Wohnung, ehe er zur Stadt der Toten gehe, wo er die Geister von Büffeln und andern Tieren jage. In vollkommen an malayische Gebräuche erinnernder Form geschieht diese vorläufige Beisetzung bei den Guaraunos, wo gleich nach dem Tode einige Männer einen Baumstamm zu einem Sarge aushöhlen. Dann wird der in seine Hängematte gewickelte Leichnam hineingelegt, die Öffnung mit Latten verschlossen, sämtliche Ritzen von den Frauen mit Lehm verschmiert und der Sarg unmittelbar neben der Hütte auf Pfählen aufgestellt. Bei den Galibi desselben Gebietes nimmt diese vorläufige Beerdigung eine gleichfalls direkt

an malayo-polynesische Gebräuche erinnernde Form an, denn hier wird die Leiche in eine Hängematte gelegt und darunter ein großes Gefäß aufgestellt, um die bei der Zersetzung herabträufelnde Flüssigkeit aufzufangen; wie die Boni gesehen haben wollen, müssen (nach *Crevaux*) scheußlicherweise die zukünftigen Piai oder Ärzte, um ihre Charakterstärke zu beweisen, diese Flüssigkeit trinken, nachdem in derselben noch Tabaks- und Quinquinablätter maceriert sind. Bei einigen Stämmen wird ein Jahr nach dem Tode der Sarg wiederum geöffnet und bei den Überresten des Verstorbenen nochmals geklagt und geweint, worauf die Gesänge und die Libationen in Chicha anfangen, um die ganze Nacht und den folgenden Tag zu dauern. *Petitot* sah diesen Gebrauch noch am Bärensee und bei den Hundsrippen-Indianern. Dort wird die Leiche auf eine Art Gerüst gestellt, mit Zweigen und Ästen bedeckt und dann ein Jahr lang stehen gelassen. Wenn diese Zeit abgelaufen ist, begibt sich der Priester nach dem Orte, wo man die Leiche gelassen hatte, und sammelt die Knochen, reinigt sie und entfernt alle Fleischteile, welche sich etwa noch daran befinden, dann zerbricht er sie ebenso wie den Schädel und sammelt alle Bruchstücke in ein kleines Paket, welches nicht größer als ein neugebornes Kind sein darf. Hieraus erklärt sich der Umstand, daß man dort nie ganze Skelete gefunden hat. Das Zerbrechen der Gebeine kam übrigens auch beim Begraben in Grüften vor. Schließlich wird das an einer Stange aufgehängte Paket in das Haus des Verstorbenen gebracht und auf einer zu diesem Zweck erbauten Erhöhung niedergelegt. Man hatte hier wohl den Zweck im Auge, die Leichen mit sich auf Wanderungen führen zu können. Daher hatten die Chá'hta und viele andre Indianer der Golfstaaten den Gebrauch, ihre Toten einige Monate oder ein Jahr lang in der Erde oder auf Gerüsten in der Luft modern zu lassen, alsdann ihre Gebeine vom Fleische loszulösen und in Särgen oder in schön geflochtenen Matten anderswo zu begraben. Dieses traurige Geschäft wurde bei gewissen Stämmen von eigens dazu ernannten Individuen besorgt. Die Sitte des Ausbeinens der Leichen läßt sich weit ins Innere von Nordamerika verfolgen, es fanden jedoch mannigfache Unterschiede in der Ausübung derselben statt.

Die *Gräber* erweitern sich entweder zu geräumigen Grüften, oder reduzieren sich auf seichte Löcher, in welche die Leiche eingescharrt wird. Sehr häufig ist die auch in Afrika vorkommende Form eines Grabschachtes mit Seitennische. Die Gräber des Totenfeldes von Ancon sind fast nie einfache Grablöcher, sondern stellen vielmehr Grüfte dar, in deren soviel wie möglich geschütztem Hohlraume die Mumien beigesetzt, nicht begraben wurden. Selten kommt es dort vor, daß eine Leiche oberflächlich eingescharrt ist, noch seltener, daß sie in gestreckter Lage sich befindet. Man hat dagegen Gräber von 6 m Tiefe gefunden, in welche trichterförmig sich verengernde Schächte führen, und auf deren Grunde wieder Seitengänge abgehen, in denen die Mumien beigesetzt sind. Es sind Gräber mit 16 Mumien aufgedeckt worden. Einzelne Mumien, besonders auch von Kindern, kommen im höhern Niveau im Sande der Ausfüllung vor. Einige Gräber sind sorgfältig mit Geröllsteinen ausgemauert, in andern sitzt der Leichnam unter einem Schutzdache. Man kann auf den ersten Blick erkennen, welchem Volke die in den Huacas gefundenen Mumien angehören: die Huacas der Aymara sind kreisrunde Vertiefungen, in diesen sitzt der Tote; jene der Huanca sind bis zu $1^1/_2$ m tief, und der Tote liegt auf dem Rücken; die Huacas des Ketschua-Volkes endlich bilden ein Ellipsoid und sind kaum 1 m tief. Die Kniee der Leiche sind bis zum Kinne hinaufgebogen, die Ellbogen ruhen auf den Schenkeln und die geschlossenen Hände in den Augenhöhlen. Die Huacas von Ecuador und Mittelamerika sind wesentlich nach demselben Plane, teilweise sogar bis ins Detail übereinstimmend, angelegt. Die Huacas von Darien werden dagegen beschrieben als eine Art verschütteter Brunnen, deren Öffnung durch eine Reihe kreisförmig im Erdreiche aufgestellter Steine bezeichnet wird. Die Tiefe wechselt zwischen 2 und 10, der Umfang zwischen 5 und 7 m. Auf dem Boden dieser Huacas sind nach den vier Windrichtungen kleine

Nischen ausgegraben, in welchen die Gebeine und die Gegenstände, die man mit ihnen begräbt, niedergelegt sind. Die Gräber werden, wenn sie nicht eben ausgemauert werden, wie bei den Völkern mit entwickelter Steinbaukunst, entweder mit Thon ausgekleidet, oder ausgebrannt, wie bei den Kaliforniern, und daraus mag das Urnenbegräbnis sich entwickelt haben. Auch waren in diesen Massen- oder Familiengräbern die Gerippe durch Steinplatten, Lehm, Walfischknochen voneinander getrennt. Bei Madisonville in Ohio sind Gräber mit Unio-Schalen ausgelegt, andre aber sind nur Gruben, in welche Asche ausgeschüttet ward. Brasilische Stämme kleideten ihre Gräber mit Rindenstücken aus und schütteten über den Leichnam wohlriechende Beeren und Flügel glänzender Insekten.

Ein äußerlich kenntliches **Grabmal**, ein Denkmal des Todes, wird von vielen Völkern verschmäht. Die Kalifornier ebnen sogar ihre Gräber ein, so kunstvoll sie gegraben sind, und man erkennt sie meist nur an der eingesunkenen Erde. Auch die Churruje hinterlassen kein Merkmal, das die Grabstätte erkennen ließe, nachdem diese einmal über dem Toten geschlossen ist. Der Pueblo-Indianer gräbt zwar ein Grab in geweihter Erde, die er mit Mühe auf seinen Felsen hinaufgeschafft; aber er verebnet den Grund über derselben, um ja keine Spur zurückzulassen davon, wo der Tote ruht. „Trägt dann Gottes Liebe ein Samenkorn auf die Stätte, und entblüht demselben ein Blümlein, so hat der Mensch keinen Teil an dieser bescheidenen Zierde gehabt." (Bandelier.) Demselben Gebrauche folgt der Pima. Die Tinne aber thun mehr. Von ihnen werden auf den Gräbern lange Stangen mit bunten Bandstreifen errichtet, welche die Seele des Verstorbenen, wenn sie zum Körper wiederkehrt, erfreuen sollen. Die Grabtafeln der alten Peruaner bestehen aus einer rechteckigen Schicht von Rohr, die mit Baumwollenstoff übersponnen und in einen längern Stab eingesteckt ist. Auf den Stoff ist jeweils eine stilisierte, beziehungsweise karikierte menschliche Figur in Blau oder Rot gemalt. Die Wulwa zeichnen ihre Strandgräber durch ein großes Wetterdach aus Strohgeflecht aus, welches in feiner Konstruktion den Hütten dieser Indianer ähnelt und über den ganzen Begräbnisplatz gespannt ist, der stets von allem Buschwerke fleißig gereinigt wird. Viel mehr hervortretend noch ist die Grabstätte da, wo oberirdisches Begräbnis herrscht, so bei einigen Stämmen der Tinne, welche ihre Toten in Sargkisten auf Bäumen etwa 2 m hoch über dem Boden bestatten. Die Kleider, Waffen und Geräte werden dem Verstorbenen mitgegeben, sein umgestülptes Canoe wird über den Sarg gelegt, alle seine übrige Habe verbrannt, ins Wasser geworfen oder an die Bäume gehängt, denn sie ist eln'ari, d. h. verdammt. Jetzt begraben aber viele Tinne ihre Toten nach europäischem Brauche. Die Urnen der Guarani, die mit Dornen eingehegten flachen Gräber der Abiponer, die Steinhügel der Tehuelchen sind ebenso viele primitive Grabdenkmäler. Sie führen ganz allmählich über zu den Steinsetzungen und gemauerten Gräbern der alten Peruaner, die in mancherlei Formen bunt durcheinander im alten Wohngebiete der Inka zerstreut sind.

Fast allen Toten, einerlei ob reich oder arm, wurde eine **Anzahl von Gegenständen mitgegeben**. Am häufigsten befanden sich darunter Lebensmittel und Waffen beim Manne, Geräte bei der Frau. Bei Völkern reichern Besitzes, wie den Peruanern, fanden mancherlei wertvollere Kleinigkeiten, wie Arbeitskörbchen, Schmucksachen, Handwerksgeräte &c., ihren Platz in den zur Umhüllung der Leiche dienenden Schichten von Blättern und Baumwolle; andre Dinge, namentlich Thongefäße, eigentümliche Grabtafeln, Taschen und Schalen mit Nahrungsmitteln, wurden teils in Tücher gehüllt, teils frei neben der Mumie niedergesetzt und beim Schließen des Grabes mit Sand bedeckt. Von großem Reichtume sind auch die Grabmitgaben der erwähnten Huacas oder Schachtgräber auf dem Isthmus von Panama: man findet hier Kleidungsstücke, Gefäße, welche nach ihrer Form und ihrer Ausführung zum Vollendetsten gehören, was die alten Amerikaner hervorgebracht haben, ferner Verzierungen

von gediegenem oder mit Kupfer vermischtem Golde, welche verschiedene Tiere, Schlangen, Frösche, vorstellen. Im Verhältnisse zum Besitze der Lebenden sind bei ärmern Stämmen die Grabmitgaben eigentlich noch reicher. Die Kalifornier gehörten zu den ärmsten, aber ihre Grabmitgaben umschließen alle Waffen und Geräte, die im Leben gebraucht wurden. „Es ist oft eine seltsame Habe", sagt Stephen Powers, „die dem Wintun in die Gruft folgt: Messer, Gabeln, Essigkruken, leere Whiskeyflaschen, Konservenbüchsen, Bogen, Pfeile ꝛc., und wenn es eine fleißige Hausfrau war, so schüttet man noch einige Körbe voll Eicheln darüber."

Die südamerikanischen Reitervölker, die ihren Toten große Grabmäler errichten, ehren dieselben außerdem fast über ihr Vermögen hinaus. Von ihnen gilt, was Spring von den Pima sagt, daß die Sitte der Grabmitgaben sehr oft die Hinterlassenen in das äußerste Elend stürzt. Am Grabe des Tehuelche werden alle seine Pferde, Hunde und sonstigen Tiere getötet, sein Poncho, sein Schmuck, seine Bolas, Geräte jeder Art auf einen Haufen zusammengetragen und verbrannt. Die Leiche selbst wird in einen Poncho oder Mantel eingenäht und in sitzender Stellung, das Gesicht gegen Osten, in einem Steinhügel zur Ruhe gebracht, dem dann gelegentlich neue Steine zugetragen werden. Mit ihren Vorstellungen vom Jenseits, welche an die der nordamerikanischen Jägerstämme erinnern, hängen diese Gebräuche eng zusammen. Sie glauben nämlich, daß der Weg, um in den Himmel zu kommen, sehr lang sei, und daß die Seelen ermüdeten, wenn sie nicht ritten, und Hungers stürben, wenn es ihnen an Nahrung fehlte. Die Kleider werden ihnen zur Auferstehung dienen, die Bolas, um den Strauß zu fangen, denn nach ihrer Ansicht ist jeder Stern ein Indianer und die Milchstraße nur eine Versammlung der Ihrigen, welche Jagd auf den Strauß machen. Ein großes Gewicht scheinen auch diese Völker, gleich den meisten Amerikanern, auf die Zusammenfaltung des Leichnames und seine Beisetzung in dieser Form zu legen. Um daher bei Greisen die frühe Versteifung der Gelenke zu verhüten, sollen sie nach der Erzählung des J. Real v. Mercedes den grausamen Gebrauch üben, daß die alte Frau, welche mit dem Geschäfte der Totenbestattung betraut ist, auf die Brust des Sterbenden sich setzt und die Beine des Sterbenden mit Gewalt so nahe wie möglich an die Brust legt und sich dann auf die Beine setzt, um sie gut zusammenzuziehen. Ist diese Operation beendet, so wickelt man den Körper in ein frisches Leder, das man mit einer dünnen Schnur, aus derselben Haut gemacht, zusammennäht, und setzt ihn dann der Sonne aus, damit er sich gut zusammenziehe. „So starben diese unglücklichen Greise, deren einziges Verbrechen war, länger als die andern gelebt zu haben. Sie erduldeten fürchterliche Schmerzen, von denen man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man weiß, daß in einem Teile der Skelete die Schenkelknochen am Halse gebrochen sind wegen des großen Druckes, den man auf sie ausübte." Diese selben Völker bemalen ihre Sterbenden und behängen sie mit Tand, damit sie festlich aus dem Leben gehen.

Gewisse Örtlichkeiten erhalten beim Begräbnisse den Vorzug. Der Rand des Wassers ist vor andern beliebt. Die Churruje graben ihre einfachen Gruben am Rande von Flüssen oder Teichen. Die Begräbnisplätze der Wulwa befinden sich stets in der Nähe des Seegestades. An der Küste Kaliforniens fand die Beerdigung mit Vorliebe an Stellen statt, die einen Blick aufs Meer gestatteten. Vielleicht lud die lockere Beschaffenheit des Sandes der Dünen mit zu dieser Wahl ein. Auch die großen Muschelhaufen eigneten sich zu Grabstätten: ihre Lage am Meere, ihre lockere Beschaffenheit und ihre natürliche Tumulusform empfahlen sie dreifach. Auf der Stallings-Insel im Savannahflusse ist ein vorwiegend aus Flußmuschelschalen bestehender Tumulus von 100 m Länge, 50 m Breite und 6 m Höhe ausgegraben worden, der in großem Maße als Begräbnisstätte benutzt war und von seinem Entdecker Jones geradezu als Nekropole angesprochen wird. Mindestens scheint er abwechselnd als Ablagerungs- und Begräbnisstätte benutzt worden zu sein. Die Abiponer zogen den Wald vor. Die Huacas von Chiriqui liegen meist am Fuße kleiner Hügel, auf denen man

öfters Blöcke findet, welche mit Inschriften und Zeichnungen bedeckt sind. Auch die nordamerikanischen Moundbuilders begruben gern auf oder an Anhöhen. Die Zurichtung der Leiche für das Begräbnis und die Aushöhlung des Grabes besorgen bei manchen Stämmen, wie den Abiponern, die Weiber. Bei andern gibt es im Dorfe eine besonders mit dieser Verrichtung beauftragte Persönlichkeit. Nur sie darf eine Leiche sehen oder berühren, ohne dadurch unrein zu werden. Vielfach vermeidet man darum auch, die Leiche selbst zu berühren, trägt sie vielmehr in der Hängematte oder als Bündel an einer Stange zum Grabe. Wo besondere Beisetzung des Leichnames und später, etwa nach Jahresfrist, der unverwesten Teile stattfindet, ist auch die Mühe keine geringe. Bei den Churruje geschieht das Leichenbegängnis mit einem Gefolge von den Verwandten und Freunden des Verstorbenen, während bei den Wulwa ein Leichenbesorger das Paket mit den Knochen allein, ohne daß ihn jemand begleiten dürfte, samt den Gefäßen und dem Schmucke, welche ihm zu diesem Zwecke übergeben sind, nach dem Familiengrabe bringt.

Bei ihren Beerdigungen beobachten die Orinoko-Stämme die eigentümliche Gewohnheit, vom Hause des Verstorbenen bis zu seinem Beerdigungsplatze eine baumwollene Schnur über Schluchten und Gräben, durch Gewässer und Sümpfe möglichst gerade auszuziehen. Soll diese dem Geiste den Weg dahin weisen, wohin er gehört? Allgemein ist ja der Glaube, daß die Seele des Verstorbenen gern bei der alten Wohnstätte weilen möchte und sie erst nach Tagen verläßt. Die Hidatsa, welche dafür eine Frist von vier Tagen setzen, verbrennen, um den Geist zu entfernen, auf Kohlen ein paar Mokassins: der Geruch des brennenden Leders treibt ihn angeblich fort. Wir erinnern uns aber, daß die Unterkalifornier ihren Toten Mokassins anziehen, die auf eine Reise nach dem Tode deuten, und so mögen auch die verbrannten Mokassins dem Gestorbenen zu gute kommen.

Die Totenfeierlichkeiten der Nordweststämme sind deutlicher als jene manches andern Indianerstammes von dem starken Glauben an ein Fortleben und eine mögliche Wiederkehr der Seele bestimmt. In der Art der Beisetzung wiegt wohl im Norden die Verbrennung, im Süden die Beerdigung vor, ohne daß beide einander ausschließen. Folgt doch letztere öfters der erstern nach. Ausschließliche Beerdigung in Gräbern oder gegrabenen Grüften, über denen sich Holzgerüste erheben, kommen, wie es scheint, erst am Columbiaflusse vor. Sowie ein Thlinkit gestorben ist, erheben seine Verwandten ein lautes Klagegeheul, während bei den Tschinuk so lange nur geflüstert wird, als die Leiche im Hause ist. Vier Tage oder vielmehr Nächte lang dauern die Trauerfestlichkeiten, welche in Gesängen und Tänzen sowie in einer Bewirtung und Beschenkung der Gäste bestehen. Am fünften Tage findet die Verbrennung statt. Hinter dem Hause hat man einen Scheiterhaufen aus starken Stammstücken aufgeführt, in dessen Mitte man den zusammengekrümmten Leichnam bringt. Während der Verbrennung erheben Männer den Klagegesang. Die Asche und Knochenreste werden darauf, in ein Tüchlein gehüllt, in einem der Gräberhäuschen aufgestellt, wie sie sich in der Nähe jedes Indianerdorfes finden. Die Haidah begraben diese Reste oder hängen sie, in Rinde gehüllt, an einen Pfahl oder Baum. Manchmal werden Gegenstände aus dem Besitze des Verstorbenen hinzugefügt, aber in der Regel vorher zerbrochen. Die Nutka setzen den Leichnam in einer Kiste oder einem Kahne auf ein Gerüst aus oder hängen denselben auf. Kinderleichen findet man in Körbchen an Bäumen aufgehängt. Der Schamane wird nicht verbrannt, sondern im Freien in einem taubenschlagartigen Häuschen beigesetzt, das auf vier Pfählen ruht, wie man es auch bei den Haidah findet. Sklaven, die früher mit verbrannt wurden, wirft man nun einfach ins Meer. An der Mündung der Jakuinabucht befestigten die dort wohnenden Indianer des Alseya-Stammes die Leichen ihrer Verstorbenen auf Kähnen, die aus ausgehöhlten Baumstämmen bestanden, und stießen sie auf die Gewässer der Bucht hinaus. Ebbe, Flut und Sturmwind trieben

nun diese Kähne hin und her; einige strandeten an den Ufern und wühlten sich in die dortigen Sandschichten ein. Dort ließ man sie sitzen, denn es galt für ein gottloses Unterfangen, einen dieser Totenkähne zu berühren. So sammelte sich am Meeresstrande eine Menge derselben, entledigt ihrer schaurigen Lasten, an. Noch jetzt, erzählt Gatschet, obwohl seit etwa 30 Jahren diese Art der Bestattung aufgehört hat, sieht man von Zeit zu Zeit solche Kähne am Meeresufer aufragen, dem Aussehen nach verfaulte Baumstrünke. Wenn ein scharfer Wind von dieser Seite her über das Land sauste oder pfiff, so sahen die Hinterlassenen darin die klagende Stimme der Toten, und daher schreibt sich der Name der Bucht und des Flusses: Jakuina, Seele, Geist. Bei den Nutka dienen Kähne als Särge. Natürliche Höhlen werden als Grüfte benutzt.

Die Namen Verstorbener werden nicht gern genannt. Diese Sitte dürfte fast ausnahmslos allen Stämmen gemein sein. Von eines natürlichen Todes Gestorbenen sprechen die Feuerländer als vom Regenbogen, von einem Ermordeten nur als „dieser Freund“, die Abiponer als von „dem Manne, der war“. Trug er einen generischen Namen, so wird auch dieser verboten, und Dobrizhoffer erlebte es, daß in zehn Jahren dreimal der Name für „Tiger“ gewechselt wurde, weil Menschen ihn trugen, die damals starben. „Wenn es sich bei den Wintun“, erzählt Powers, „begibt, daß eine Gruppe fröhlicher Schwätzer zusammensitzt, und einer spricht unbewußt den Namen eines Toten aus, dann schreit ein andrer laut: ‚Kedátscheda‘ (‚Es ist eine tote Person‘), und sofort folgt eine unheimliche Stille. Keine Worte können den Schauder und den Schrecken beschreiben, welche die Anwesenden ergreifen, wenn sie diesen Ausruf hören.“ Der Tod selbst wird gefürchtet, und man wünscht nichts von demselben zu hören. Man wünscht auch den Sterbenden nicht lange zu sehen, und nur dieser selbst erwartet den Tod, wenn er unvermeidlich erscheint, ohne Zagen und Schrecken. Dobrizhoffer meint, es würden manche Indianer lebendig zu Grabe gebracht, weil ihre Angehörigen nicht erwarten können, bis sie aus dem Hause geschafft sind. Mit dem Schmerze mischt sich in diesem Augenblicke Furcht. Nach dem Tode wird alles, was dem Abgeschiedenen gehörte, durch Feuer vernichtet, auch seine Hütte abgerissen und dies selbst auf die Gefahr, daß die Hinterbliebenen eine Zeitlang in Not geraten sollten.

Zur Trauer wird von der Witwe oder den Witwen und den Kindern das lange Haar abgeschnitten, Schnitte in die Glieder gemacht, das Gesicht schwarz bemalt, die Kleider zerrissen. Wehklagen der Weiber der Familie und des Dorfes erfüllen die Trauerstätte, und gewöhnlich wiederholen sich dieselben einige Tage, worauf bei vielen Stämmen die Verteilung der unzerstörten Habe des Verstorbenen an die Kinder und Verwandten stattfindet. In ganz eigenartiger Weise geht diese Verteilung in Form eines Spieles bei den Sioux vor sich. Bei diesem sogenannten Geisterspiele werden nach dem Tode eines wohlhabenden Indianers seine Besitztümer von den Verwandten in viele verschiedene Teile eingeteilt und nun die übrigen Stammesgenossen eingeladen, diese Besitztümer auszuspielen. Einer der Verwandten stellt den Geist dar; er hält das Spiel gegen die übrigen Teilnehmer, welche keine Einsätze zu bringen haben und stets einer nach dem andern gegen den Geist spielen. Letzterer wird, wenn er selber kein Vermögen hat, von den andern Verwandten unterstützt. War der Verstorbene ein Mann, so spielen nur Männer, war es eine Frau, nur Frauen — in modernen Zeiten häufig mit Karten; eigentlich aber gehören zu dem Spiele künstlich bemalte Kerne der wilden Pflaume, von denen die Männer acht, die Weiber dagegen nur sieben brauchten. Man wirft sie alle auf einmal nach Art der Würfel, und je nach den Kombinationen der aufwärts liegenden Bilder der Kerne wird nach sehr festen Spielregeln gewonnen oder verloren. Mit dem Tulé genannten Totenfeste der Rukujenn ist merkwürdigerweise ebenfalls eine Verteilung erwünschter Gegenstände verknüpft.

# Die Naturvölker der Polarländer.

# 1. Die hyperborëischen Länder.

„Der hohe Norden ist die härteste, aber auch die förderlichste Schule, die irgend ein Teil der Menschheit durchlaufen konnte."

* * *

**Inhalt:** Die Insel- und Festlandgebiete. — Fjordlandschaften. — Flüsse. — Klima. — Die Waldgrenze. — Pflanzen- und Tierwelt.

Als **hyperborëisches Land** betrachten wir jene weiten Tieflandstriche Nordasiens und Nordamerikas, die jenseit der Waldgrenze zum Ufer des Eismeeres herabsteigen, und die ihnen vorgelagerten Inseln, welche indessen nur nördlich von Nordamerika, wo sie zugleich die größte Ausdehnung gewinnen, dauernde Wohnstätten des Menschen sind. Als größte dieser Inseln, eigentlich mehr ein kleiner Erdteil für sich, erscheint Grönland, das aber wieder nur in Teilen seiner Küstenlinie und deren Einbuchtungen Wohnsitze des Menschen hegt, während sein Inneres vereist und menschenleer ist. Es ist der Typus der meisten insularen Länder dieses weiten Gebietes, die wenn auch nicht in gleicher Ausdehnung vergletschert, doch stets in ihrem Innern so schnee- und eisreich sind, daß nur die Küsten in der Tierwelt des Meeres und oft selbst in seiner Pflanzenwelt Nahrung für ein paar Tausend genügsamer Menschen bieten. Im Vergleiche zu ihnen, von denen **Parry** meint, daß sie als Länder (er meint speziell die nordamerikanischen Polarinseln) den Eskimo bei vorübergehender Anwesenheit höchstens 4—6 Wochen Unterhalt zu bieten vermöchten, sind die festländischen Gebiete schon durch die Möglichkeit des Rückzuges in niedrigere Breiten gastlicher und bieten übrigens auch eine erheblich reichere Pflanzen- und Tierwelt.

Nördlich von Nordamerika erhebt sich zunächst in zwei Gruppen das nordamerikanische Polarland. Die eine Gruppe liegt unmittelbar nördlich von der Hudsonbai und den westlich daranstoßenden Gebieten, die andre ist dieser nach Nordosten zu vorgelagert. Jene besteht aus einer Anzahl größerer und kleinerer Inseln, die als **nordamerikanischer Polar-Archipel** zusammengefaßt werden, diese besteht aus einer einzigen großen Insel, Grönland. Die erstere Gruppe zeigt in Gestalt und Lagerung ihre innige Zusammengehörigkeit mit Nordamerika aufs deutlichste, denn nur schmal sind die Meeresstraßen, welche sie von demselben trennen, und die Richtungen der Erstreckung sowie die Umrißformen sind ähnlich. Während Baffinsland wie eine Verlängerung von Labrador nach Norden hin erscheint, wird die westliche Gruppe des Archipels durch Boothia Felix und Melville-Halbinsel mit dem Festlande vermittelt, und hier wie dort sind Fjorde und Fjordstraßen eine gewöhnliche Erscheinung. Eine entdeckungsgeschichtlich bemerkenswerte Grenzlinie zieht der von Lancastersund, Barrowstraße und Melvillesund gebildete Kanal der nordwestlichen Durchfahrt, welcher im Süden die größern Inseln: Baffinsland, Albert- und Victorialand, Banksland, Prinz Wales-Land und Nordsomerset, im Norden aber Norddevon, Bathurstland, Melville- und Patricland bespült. Die in der Mündung der Hudsonbai gelegene Southampton-Insel schließt sich der erstern Gruppe an, während die den Westrand von Smithsund und Kennedykanal bildenden Nordlincoln, Grinnellland u. s. f. sich an Norddevon anreihen.

**Grönland** ist von diesem Archipel durch die breitere Meeresstraße getrennt, die als Davisstraße bei 60° nördlicher Breite beginnt, als Baffinsbai sich fortsetzt und in Smithsund, Kennedy- und Robertsonkanal eine verschmälerte Verlängerung nach Norden findet, über welche hin die Eskimo Grönlands denen des Archipels die Hand bieten. Grönlands Gestalt wird im großen bezeichnet durch die drei Vorsprünge: Kap Farewell (Südspitze in 60°), die Ostspitze in 70° und die Westspitze in etwa 76° nördlicher Breite, im einzelnen aber durch zahllose tiefe und schmale Einbuchtungen, deren ethnographisches Interesse in der Vervielfältigung der Nahrungsquellen des Strandes und des Meeres sowie der geschützten Lagen für ärmlichen Pflanzenwuchs und Hüttenbau gelegen ist.

Die **Fjorde** stellen bis hinüber zur Tschuktschen-Halbinsel ein hervorragendes Merkmal aller Polargebiete dar. Noch an der Südseite dieser Halbinsel schneidet die Metschygmenbai neben zahlreichen andern Buchten so tief in die Halbinsel ein, daß das Ende dieser Bucht nur einige Tagereisen vom Eismeere entfernt ist. Doch fehlen diese Gebilde weiterhin am größten Teile der asiatischen Nordküste, um an Europas Eismeerrande wiederzukehren. Die einzelnen Fjorde mit ihren steilen Fels- und Eiswänden bilden häufig die natürlich umgrenzten Wohngebiete einer Familiengruppe. An engen Eingängen solcher Wasserbecken zeigen sich die für die Winterjagd so wichtigen dauernd offenen Stellen im Meereise. Begünstigt durch die oft allseitige Umschließung und durch lokale Föhne, sind diese Fjorde zugleich von heftigen, gleichfalls lokalen Stürmen heimgesucht. Für die spärlichen Bewohner dieser Inselländer ist es von großer Wichtigkeit, daß in der kalten Jahreszeit die nahe beisammenliegenden Inseln durch das Eis, das alle Buchten und die schmalen sogenannten Fjordstraßen des Meeres ausfüllt, häufig zu einem einzigen Lande werden. Gleichzeitig fordert die Zerstreutheit derjenigen Stellen, wo die Landtiere und Menschen ihren Unterhalt finden können, zur Wanderung auf, und wir sehen nicht bloß den Eisbären und Polarfuchs durch alle Länder schweifen, die rings um den Pol liegen, sondern auch die Moschusochsen, Renntiere und Lemminge von Thal zu Thal ziehen und selbst Meerengen kreuzen; und der Mensch folgt ihnen auf ihren Wanderungen. Die Folge davon ist die zirkumpolare Ähnlichkeit der Tiere und die Ähnlichkeit großer Teile der hyperboreischen Völker untereinander.

Die **festländischen Gebiete**, welche in unsern Bezirk fallen, sind sehr vorwaltend Tiefland. In Asien findet überhaupt das Tiefland seine mächtigste Entwickelung im Norden und Nordwesten des Erdteiles. Hier müssen wir von einem geographischen Verhängnisse sprechen, um ein von Peschel vielgebrauchtes Wort von neuem anzuwenden. Die für die Entwickelung der Kultur ergiebigste Bodenform, wo natürliche Fruchtbarkeit Hunderte Millionen von Menschen ihren Platz in stählendem, Geist aufweckendem Klima finden ließe, ist in die ungastlichsten Striche des Erdteiles hinaufgeschoben, teilweise über den Polarkreis hinaus und liegt geschichtlich öde. Ähnlich fällt in Nordamerika das Land gegen Norden zu allmählich ab, und einzelne Landschwellen oder Gebirgsausläufer ändern nichts an dem Grundcharakter des Tieflandes, den der Seenreichtum und der breite Abfluß der Ströme nach dem Eismeere genugsam bekunden. Nordasien ist wohl die Schwelle Hochasiens, die aber mehr zur Erleichterung der Ausbreitung nach Norden, Osten und Westen hin, also zum Herabsteigen nach dem Meere, als zur größern Ermöglichung des Anstieges nach dem Hochlande vorgelagert ist. Vorzüglich dort, wo es die Steppennatur mit dem hinter ihm liegenden Hochlande teilt, bildet es den natürlichen Übergang zum waldigen, mehr küstenwärts gelegenen Tieflande, dem seinerseits die verschiedenen als **Tundra** zusammengefaßten Formen der Heide und des Moores als äußerster und ödester Strich vorgelagert sind, dessen armer Natur es wesentlich zuzuschreiben ist, wenn die Festlandküste Asiens zu den unbewohntesten der Erde gehört. Allerdings ist in zweiter Linie dafür die ethnographische Thatsache verantwortlich, daß westlich von der Tschuktschen-Halbinsel jenes echte Litoralvolk der

Eskimo fehlt, das die bessere Belebung der im übrigen kaum minder öden amerikanischen Eismeerküste vermittelt.

Die mächtigen Ströme beider arktischen Tiefländer haben keinen entsprechenden Einfluß auf das Leben der Völker geübt, welche wir hier betrachten. Erst durch das Vordringen der Weißen gewannen sie einen Wert für den Verkehr, nachdem früher kaum etwas andres als ihre Fische benutzt worden war. Und doch sind sie durch das langsame Gefälle, welches der Tieflandcharakter bedingt, und welches mehr als einmal die Wasserscheide überhaupt verschwinden läßt, wie wenige zum Befahren geeignet. Die Einschaltung zahlreicher Seen in den Lauf der nordamerikanischen Ströme erleichtert noch mehr den Verkehr, der denn im einstigen Hudsonbaigebiete vorwaltend zu Wasser statthatte und größere Unterbrechung nur in den Portages fand, über welche hinweg die Fahrzeuge getragen wurden. Indessen machte dieser Verkehr in der Regel an der Grenze unsers Gebietes Halt, da er auf den Pelzreichtum dieser Länder sich gründet, der nördlich von der Waldregion rasch abnimmt. Das Jenissei- und Lenagebiet ist in den mittlern und nördlichen Teilen bis in die Zone des Aralsees und selbst bis zum Baikal als Tiefland zu bezeichnen. Jakutsk an der Lena liegt bei 98 m, die Irtischmündung bei Tobolsk nur 36 m, der Baikalsee 360 m über der Meeresfläche. Die Quellen der nordasiatischen Ströme liegen alle am Nordrande des großen innerasiatischen Hochlandes, von wo die Gewässer in einer im allgemeinen ziemlich konstanten nördlichen Richtung ablaufen. Die spärlichen Seen arktischer Inseln, wie der Nettilling in Baffinsland und der Hazen in Grinnellland, sind als günstige Jagd- und Fischplätze bekannt.

Innerhalb des Gebietes, welches wir hier betrachten, kommt der Erdboden in seiner qualitativen Beschaffenheit nirgends für den Ackerbau in Betracht. Metalle sind, wie wir weiterhin sehen werden, von den Eingebornen aus demselben nur selten erhoben worden. Meteoreisen, gediegenes Kupfer, Speckstein, Rötel sind jedoch in einigem Maße Gegenstände des Handels. Ein Lager pulveriger Kalisilikate am Flüßchen Atsche-Njeka wird von den Lappen ausgebeutet, welche dieselben mit ihrem Mehle zu Brot verbacken. Kohlen und Kryolith werden an Westgrönlands Küste gewonnen, und die dadurch bedingte wirtschaftliche Thätigkeit Fremder hat auf die Eingebornen zurückgewirkt.

Das Klima der hyperboreischen Länder wird gewöhnlich als ein absolut ungünstiges bezeichnet, und in der That umschließt es Gegenden, deren Kältegrade in Bezug auf dauernden Tiefstand ihresgleichen auf der Erde nicht mehr finden. Aber ein Vergleich mit den Südpolarregionen lehrt, daß allein die Thatsache eines warmen Sommers, wenn auch nur von 1 bis 2 Monaten, deren auch die nördlichsten unter den arktischen Ländern sich erfreuen, diesen die Möglichkeit bietet, den Menschen zu ernähren, welche jenen fast überall mit Eis und Schnee bedeckten Inselländern der Antarktis versagt ist. Nehmen wir die entschiedenst ausgeprägte Form dieses Klimas, so haben wir an der mittlern Lena eine Region, inmitten deren Jakutsk liegt, welche man den Kältepol der Alten Welt nennt. Hier beobachtet man andauernde Kälten von —55° C., zeitweise sogar von —58° C. Das Quecksilber ist hier wochenlang gefroren, und nach Middendorfs Berechnungen ist der Boden hier bis über 200 m Tiefe vereist. Man hat als Temperatur des Untergrundes noch bei 120 m —3¹/₈° C. gemessen. In der Tiefe von 1 m bleibt er zu allen Jahreszeiten gefroren; jedes Jahr gefriert er oberflächlich Ende August und taut in der Regel erst Ende Mai wieder auf. Hingegen sind auch gerade in dieser Region Sommerwärmen von 25° gewöhnlich, und im Westen ist das Thermometer selbst bis 40° gestiegen. Noch im Kolymagebiete rechnet man auf eine viermonatliche teils warme, teils frostarme Zeit, wenn auch die eigentliche warme Zeit nur von Mitte Juni bis Mitte August dauert.

Die Sommerwärme sinkt allerdings tiefer im polaren Nordamerika, auf den vorgelagerten Inseln und in Grönland, wo Rensselaerhafen (78° 37′ nördlicher Breite) als kältesten Monat den März mit −38° C., als wärmsten den Juli mit 10,6° C. aufweist, und wo im Juli Minimum und Maximum nur um 12,5° schwanken. Auch weiter im Süden erheben sich die mittlern Sommertemperaturen nicht über 3,3° (76° 30′). Der allgemeinste Grund dieser Verhältnisse ist das tiefe Hereinragen Nordamerikas durch seine Inselwelt in die Polarregion. Diese Inselwelt bildet einen großen Teil des Jahres hindurch eine einzige Eismasse, und es kann nicht anders sein, als daß kalte Luftmassen sich hier reichlich sammeln, welche dann als Nordwinde tief nach Süden hinab erkältend wirken. Dazu kommt noch als weitere Ursache die Verhinderung der freien Zirkulation des Meerwassers durch die eigentümliche Küstengestaltung Nordamerikas, seines Archipels und Grönlands. Speziell in Grönland schafft aber die Bodengestalt wieder die Grundlage jener mächtig die Wärme beeinflussenden Luftbewegungen, die von Island und Ostgrönland nach der Westküste hinüber wirken, wo sie nach Art des Föhnes Sommertemperaturen im tiefen, sonnenlosen Polarwinter hervorrufen.

Natürlich ist von großem Einflusse auf die gesamten Lebensverhältnisse die wachsende Zusammenschiebung der wärmern und lichtern Jahreszeit jenseit des Polarkreises. Wollen wir denselben auch nicht an den Empfindungen der feiner gestimmten Seelen der Kulturmenschen messen, so ist ihm doch sicherlich auch die Eskimo-Seele nicht unempfindlich. „Jede Stunde der Winternacht“, schrieb Hayes am 23. Dezember 1860 im Winterquartiere zu Port Foulke in sein Tagebuch, „wird ein bißchen länger, saugt etwas mehr Farbe aus dem Blute, nimmt dem Schritte etwas mehr von seiner Elastizität. Die Neuheit unsers Lebens ist erschöpft, und die Außenwelt bietet nichts Neues.“ Der nordasiatische Tundra- und Waldnomade zieht sich mit sinkender Sonne gegen und über den Polarkreis zurück, die große Mehrzahl der amerikanischen Hyperboreer hat eine mehr oder weniger lange sonnenlose Zeit zu überstehen. Bei beiden ist die Überwinterung ohne Hungers- und Kältegefahr das große wirtschaftliche Problem, dessen Lösung bei aller Anstrengung nicht immer, indessen vermöge des Tierreichtumes und einer emsigen, von viel Geschick getragenen Thätigkeit besser gelingt, als diese unfreundliche Natur erwarten läßt.

Die arktische Pflanzenwelt ist eine in fast jeder Hinsicht verkümmerte, und ihr Nutzen für den Menschen ist ungefähr in gleichem Maße herabgemindert. Überschreiten wir den Polarkreis, so sehen wir zunächst die Zahl der Gattungen und Arten, mit andern Worten die Mannigfaltigkeit der Vegetation, sich vermindern; wir sehen dann in den Pflanzen, welche zurückbleiben, das Achsenwachstum, die Ausbildung von Stengeln und Stämmen, und damit die Höhe über dem Boden abnehmen. Es ist dieselbe Erscheinung, wie wenn man sich an den Abhängen eines Gebirges immer höher erhebt und endlich die Schneegrenze überschreitet. Von der Baumgrenze an, welche im allgemeinen mit der Isotherme von 0° zusammenfällt, bis zu den äußersten Punkten, die man gegen den Pol hin erreicht hat, also etwa bis zum 83. Grade, bleibt der Typus der Pflanzenwelt derselbe; es ist eine arme Heideflora. Unterschiede finden natürlich noch statt in dieser weiten Erstreckung, aber sie beschränken sich mehr auf die Zahl der Arten als den Vegetationscharakter. So hat z. B. Südgrönland, südlich von der letzten Ansiedelung Upernavik, 320 Gefäßpflanzen oder Phanerogamen, während das Land nördlich von hier nur noch ungefähr den siebenten Teil dieser Zahl umschließt. In Thank God Harbour (81° 37′ nördlicher Breite) fand die Polarexpedition nur noch 17 Phanerogamen, 3 Moose und 3 Flechten. Aber die Artarmut schließt eine üppige Vegetation, wie Greely sie in Grinnellland nachwies, nicht aus. So hat auch an den verschiedenen Punkten der nordasiatischen Küste, wo die Vega landete, Kjellman 120 Arten von Blütenpflanzen gesammelt, traf aber gleichzeitig auch

außerordentlich arme Striche. Auf dem von der niedrigen Landzunge des Kap Tscheljuskin landeinwärts gelegenen Striche fand er die pflanzenärmste Gegend, welche er je gesehen; aber auch hier fehlten Blütenpflanzen nicht vollständig, denn zwei Arten Gramineen, Catabrosa algida und Aira caespitosa, machten den Hauptbestandteil der dürftigen Vegetation aus. In der steinigen Tundra der Tschuktschen-Halbinsel muß man nur in den Klüften des Steingerölles die wenigen hier vorkommenden Phanerogamen wie überhaupt jede reichere Vegetation suchen, während die mit dunkeln Steinflechten bekleidete Oberfläche der Felsstücke durch einförmiges Grau das Auge ermüdet. Die Nordspitze Asiens lieferte Kjellman in der wenigstens stellenweise zusammenhängenden Pflanzendecke außer Moosen und Flechten 23 Phanerogamen, das kleine sturmumtobte Minin-Eiland 15.

Die Pflanzenwelt trägt aber mehr, als man häufig annimmt, zur Ernährung der hyperboreïschen Völker bei. Es ist nicht richtig, wenn Middendorf die sibirischen Naturvölker „Verächter der Pflanzenkost“ und Anhänger des Spruches nennt: „Sorget nicht für den morgenden Tag“, oder wenn Wrangel äußerte, der Tschuktsche mache keine Ansprüche



Die Hauptnährpflanzen der Polarländer: 1. Isländisches Moos — 2. Renntiermoos — 3 Moosbeere. Natürl. Größe

auf die Pflanzenwelt, seine Nahrung sei stets animalisch. Kjellman führt 23 Pflanzen auf, welche die Tschuktschen in der Nachbarschaft der Koljutschinbai zur Nahrung verwenden, darunter eine Alge, welche dadurch besondern Wert erlangt, daß sie auch im Winter gesammelt werden kann. Jene Wurzeln, welche den Winter über aufbewahrt werden, hält man frisch, die übrigen für diese Zeit bestimmten Vegetabilien werden einer besondern Zubereitung, einer Art von Gärungsprozeß, unterworfen. Einen Teil der Speisepflanzen verzehrt das Volk roh, ohne jegliche Zuthat oder in Verbindung mit Seehundspeckwürfeln. Andre werden vorher zusammen mit Renntier- oder Seehundfleisch und Wasser zu Fleischsuppe oder mit Blut und Wasser sowie zuweilen mit Seehundspeck zu Blutsuppe gekocht. Ein Instinkt scheint sie anzuleiten, die Nahrung zu wechseln oder, wie die Lappen thun, indem sie ihre Milch mit Sauerampfer oder Pinguicula versetzen, mannigfaltiger zu gestalten. Als Feinde des Skorbutes sind ähnliche saure oder scharfe Pflanzen allen Polarvölkern von großem Nutzen.

Die **Waldgrenze** ist eine Naturgrenze von mehr als gewöhnlicher Bedeutung für die Völkerverbreitung und das Leben aller nordischen Völker. Wo der Wald aufhört, da ist in diesen Regionen eigentlich ein noch ärmlicheres Leben als an den Küsten der viel weiter nördlich gelegenen Insel- und Halbinselländer, denn es fehlt die reichliche Nahrung, welche dem das Meer bietet. Diese Heiden sind daher nur von einigen ärmlichen Jägerhorden bewohnt, deren Nahrungsquelle außer der Fischerei in den zahlreichen Flüssen und Seen und der Jagd einer kleinern Art von Renntieren, welche über die Waldregion hinausgehen, aus den Beeren besteht, welche auch hier, mitten in der Verkümmerung des Pflanzenwuchses, einige Heidelbeerarten in großer Fülle ergeben. Mit dem Walde zugleich tritt eine Reihe von Umständen in Wirksamkeit, welche durchgängig auch den Tieren und den Menschen zu gute kommen. Die Grenze des Waldes fällt zusammen mit der Sommer-Isotherme von +7° C., und dies ist eine Wärme, welche eine ungefähr viermonatliche eisfreie Zeit andeutet. Mag nun der Winter noch so kalt sein, so genügen doch vier Monate eisfreien Wetters, um etwas Verkehr und Handel zu treiben und auf den offenen Flüssen den Fischfang zu fördern. Sie lassen den Menschen sich etwas freier regen als der bloß sechswöchentliche Polarsommer. Ohnedies schützt der Wald vor Kälte nicht bloß dadurch, daß er reichliches Holz zum Feuer bietet, sondern auch dadurch, daß er vor den Winden und vor der ungehinderten Ausstrahlung des Bodens schützt. Nicht umsonst wählen Tungusen und Jakuten gern geschützte Waldstellen zum Baue jener Blockhütten, die sie in der Zeit ihres Rückzuges nach Süden bewohnen. Die Waldgrenze liegt im allgemeinen in Nordamerika tiefer als im Norden der Alten Welt, obgleich ersteres sich weiter nach Norden erstreckt. Sie erreicht nirgends einen so tiefen Stand wie in Labrador, wo sie bis zum 59.° nördlicher Breite herabgeht, und nirgends gehen denn auch die Hyperboreer so weit nach Süden. Sie hebt sich, sobald man sich vom Wirkungsbereiche der Baffinsbai und Hudsonbai entfernt, und bleibt vom Ostrande des Großen Bärensees an in welligem Verlaufe vorwiegend nördlich vom Polarkreise. In der Alten Welt liegt sie am höchsten in Europa, von welchem nur ein schmaler nördlichster Streifen über sie hinausragt, am tiefsten am Nordostrande, wo die ganze Tschuktschen-Halbinsel baumlos ist. Im Osten wie im Westen bleiben zwischen ihr und dem Meere Streifen moorigen oder heideartigen Landes, die eine flottierende Bevölkerung von noch nicht einem Kopfe auf der Quadratmeile nähren. In Nordamerika liegen nördlich von der Waldgrenze die öden Strecken der Barren Grounds, ein ungemein felsiges Terrain mit Strauch- und Heidevegetation: 2 Zwergweiden, 1 Zwergbirke, 1 Erle, 1 Wacholder, mehrere Erikaceen; Gräser und Binsen bedecken weite Strecken ganz allein, ebenso Moose und Flechten, und verleihen ihnen einen Charakter, der dem jener nordasiatischen Tundren entspricht, in denen man die Moos- und Flechtentundra von der mehr strauchartig bewachsenen Steintundra unterscheidet. Man hat die Tundren als die eigentlichen Polarwüsten bezeichnet, wir werden jedoch sehen, daß für die Ernährung einiger Renntierherden sie noch genug Pflanzenwuchs tragen.

Die Hyperboreer sind von der Verbreitung und Lebensweise der Tiere direkt abhängig. Renntier und Seehund sind im größten Teile des hyperboreïschen Gebietes die Säulen ihres Daseins. Die **Tierwelt** des Landes ist arm an Arten, um dafür an Individuen manchmal um so reicher zu sein. Gehen wir die Statistik der auf Polarfahrten gesehenen oder erlegten Tiere durch, so verzeichnet z. B. H. **Kellett** als gesehen auf einer Fahrt durch den Wellingtonkanal in 2½ Wochen: 6 Polarhasen, 4 Eisbären, 2 Eisfüchse, 2 Moschusochsen, 1 Renntier, 1 Lemming, 8 Seehunde, unzählige Walfische, 2 Schneehühner, 4 Raben, 2 grönländische Finken, 6 Schneeammern, 11 Strandläufer, und als auf Melville-Insel in einem Jahre erlegt: 146 Hasen, 114 Moschusochsen, 95 Renntiere, 51 Eisfüchse, 6 Bären, 3 Wölfe, unzählige Lemminge, 711 Schneehühner, 229 Eidergänse ꝛc.

Greely fand Moschusochsen in größerer Zahl noch am Hazensee im nördlichen Grinnell-lande, nachdem Belcher sie früher dort schon im südlichen Teile nachgewiesen. Die nördlichste Küsten Grönlands in 83° bezeichnet Lockwood noch als wildreich. Sherard Osborn beobachtete Herden von 30 Renntieren am Pennykanale. Leigh Smith schoß auf Franz Joseph-Land im Winter 1881/82 jeden Monat 4—5 Bären und fand die Füchse so häufig, daß man sich ihrer diebischen Zudringlichkeit schwer erwehren konnte. Vom 8. Februar an sah er von Süden zurückkommende Vögel: erst Schnee-Eulen, dann Wasserhühner, und im Sommer waren die Klippen von nistenden Vögeln bedeckt. Auf den Kommandeurs-Inseln sind als die einzigen jagdbaren Tiere Seebär, Seeotter, blauer und weißer Fuchs zu nennen. Erst neuerdings sind Renntiere dort ausgesetzt worden, denen die Masse des Renntiermooses ausgiebige Nahrung verspricht. Die Brüder Krause sahen dagegen im Tschuktschenlande nur einige Pfeifhasen und sibirische Murmeltiere; größere Tiere, wie Füchse, Bären, Wölfe, wilde Renntiere oder Bergschafe, kamen ihnen nie zu Gesichte; doch werden solche nach den Angaben der Eingebornen hin und wieder angetroffen. Auffallend arm sind nach den Erfahrungen der Jeannette-Expedition das Meer und die Küste zwischen Beringsstraße und Lena, denn auf der langen Fahrt der Jeannette und der daran sich anschließenden Schlittenexpedition wurden nur etwa 30 Bären, 6 Walrosse und 230 Seehunde getötet.

Durch den Tierreichtum des Meeres und der ins Eismeer sich ergießenden Flüsse gewinnen Jagd und Fischfang hohe Bedeutung. In verschiedenen Forts der Hudsonbaigesellschaft lebt die Bevölkerung das ganze Jahr fast nur von Fischen. Hauptfisch ist Coregonus albus *Rich.*, der Poisson blanc der Voyageurs. Im hohen Norden steigen gewisse Salmenarten in Masse die Flüsse herauf, besonders im Jukon und im Mackenzie. Selbst die kleinen Seen und Flüßchen der Kommandeurs-Inseln sind fischreich. Von den verschiedenen Seehundarten hängt geradezu die Existenz der küstenbewohnenden Eskimo ab. Sie liefern Fleisch zur Nahrung, Thran zur Heizung, Fell zur Sommerkleidung und Zeltdecke. Dieses Hauptjagdtier bestimmt mehr als andre die Veränderlichkeit der Wohnplätze. Der Grund, warum im Winter die Ufer der Koljutschinbucht fast unbewohnt sind, liegt darin, daß in dieser Zeit wenig von diesen Robben hier zu finden ist. Anderseits ist die Dichtigkeit der Bevölkerung innerhalb des Gebietes von der Insel Koljutschin bis zur Beringsstraße daraus zu erklären, daß die Einwohner hier genug von denselben finden. Die besten Seehundsjagdplätze sind immer dort, wo zwischen treibendem Eise häufig offene Stellen (Wacken) sich bilden. Die ertragreichste Jagdzeit ist der Frühsommer, wann der Seehund sich sonnt; man sieht dann Tausende auf dem schmelzenden und treibenden Eise liegen, doch dauert die Jagd an den Atemlöchern im Eise, die der Seehund zum Lufthoten offen hält, den ganzen Winter durch. Walrosse sind wegen ihres Fleisches und ihrer zähen Haut erwünscht.

## 2. Allgemeines über die Hyperboreer.

„Die Natur wollte versuchen, welcher gewaltsamen Zustände unser Geschlecht fähig wäre, und es hat seine Probe bestanden."
J. G. Herder.

Inhalt: Gemeinsamkeit der Lebensbedingungen. — Nomadischer Grundzug. — Es gibt keine hyperboreische Rasse. — Körperliche Merkmale. — Vermischungen. — Schädlicher Einfluß der Lebensbedingungen. — Charakter. — Geist. — Sprachen. — Spiele. — Kunst. — Musik. — Zeitrechnung.

Die Bewohner der äußersten Nordstriche Europas, Asiens und Nordamerikas bindet eine Übereinstimmung in den Lebensbedingungen zusammen, der nur die einförmige Armut der Wüste verglichen werden kann. Seien sie Fischer, Jäger oder Hirten, sie haben fast

gleich hart um ihr Leben zu kämpfen. Verschiedenen Stämmen entsprossen, einigt sie vor allem das, was ihnen allen fehlt.

Als ihre wesentlichen **Merkmale** dürfen bezeichnet werden: in anthropologischer Beziehung Zugehörigkeit zu der mongoloiden Rasse, wiewohl die Eigenschaften der letztern in großem Maße durch Mischungen und vielleicht auch durch Einfluß der besondern Naturverhältnisse abgeändert erscheinen, denen sie unterworfen sind; in linguistischer Beziehung Besitz agglutinierender Sprachen; in ethnographischer Beziehung Mangel der Metallbearbeitung, die fast allgemein sehr große Vertrautheit mit dem Meere, die sinnreichen Vorrichtungen zur Gewinnung der Nahrung aus den Meerestieren, besonders den Säugetieren des Meeres, die Kleidung in Felle, der nomadische Grundzug des Lebens, zu welchem das Dasein in einem nur kärgliche und zerstreute Hilfsmittel bietenden Erdstriche sie zwingt, die aus ihrer geringen Zahl und zerstreuten, unsteten Verbreitung sich ergebende mangelhafte gesellschaftliche und staatliche Gliederung, endlich ein allgemein hervortretendes Geschick in der Verfertigung und dem Gebrauche der mannigfaltigen Geräte und Waffen, welcher sie zum Leben in einer harten Natur bedürfen. Der negative Zug, den diese Völker im Vergleiche zu solchen bieten, die unter günstigern Verhältnissen leben, hat in einer Schilderung, die **Mac Gahan** von den Eskimo entworfen, lebhaften Ausdruck gefunden. „Ein Volk", sagt er, „das weder von Ackerbau noch von Viehzucht lebt, noch von der Jagd in dem Sinne, wie das Wort verstanden zu werden pflegt; ein Volk, das zur Ernährung weder den Ochsen, noch das Schaf, noch das Schwein, weder Früchte, noch Brot, noch Gemüse, weder Zucker noch Salz besitzt; welches als Getränke weder Thee, Kaffee, Wein, Bier noch irgend welche andern geistigen Getränke hat; dem zur Bekleidung nicht Seide, Wolle, Flachs und Baumwolle zur Verfügung stehen; welchem Eisen, Stahl, Kupfer, Blei, Silber, Gold und thönerne Waren unbekannt sind; welches kein Holz und keine Kohlen besitzt: ein solches Volk sind die Eskimo." Man muß hinzufügen, daß **Mac Gahan** speziell die Eskimo des arktischen Amerika im Auge hat. Aber auf alle Hyperboreer mit schwachen Ausnahmen findet die Schilderung ärmlicher Lebensbedingungen Anwendung, wie sie hier entworfen ist. Doch sind die altweltlichen Stämme unter sich weniger übereinstimmend geartet als die eben beschriebenen Küstenhyperboreer.

Als erste große gemeinsame Wirkung dieser Ursachen tritt der **Nomadismus** hervor, welcher allen Völkern dieser Gruppe eigen ist und in der That ein ethnographisch starkes Band um sie schlingt, innerhalb dessen für sehr tiefgehende Sonderung kein Raum bleibt. Das Maß des Nomadismus wird durch die Lebens-, besonders die Nahrungsverhältnisse bestimmt. Die ärmlichen Orotschonen des Kolymagebietes bleiben nur 2—3 Tage an einer Stelle. Die Renntierhirten ziehen dagegen langsam von einem Orte zum andern, wobei sie den frei weidenden Renntieren folgen; bisweilen dirigieren sie ihre kolossalen Herden in solche Gegenden, welche sehr geeignete Weideplätze abgeben, und errichten daselbst zeitweilige Wohnungen. So wohnten die Renntiertschuktschen auf der Halbinsel, solange deren vortreffliche Weiden nicht ausgesogen waren, und dann zog ein großer Teil von ihnen an den Tschaunbusen, wo die unübersehbar weiten, an Renntiermoos überaus reichen Tundren ihren Herden reiche Weideplätze darboten. Wegen des starken Zuströmens fing in den sechziger Jahren die Nahrung auch hier abzunehmen an; deshalb wurden zum andernmal neue Weideplätze an der Kolyma aufgesucht, ja sie kommen mit ihren Herden von gewaltiger Größe schon bis in die Gegend von Jakutsk. Ähnlich wandern die eigentlichen Hirtenlappen, wogegen die Waldlappen stets in einiger Entfernung voneinander mehrere Wohnhäuser haben, in welchen sie nacheinander Aufenthalt nehmen, während die Herden in der Nachbarschaft weiden. Auch die Tungusenjäger haben in den sibirischen Wäldern ihre festen Hütten, die aber **Middendorf** treffend Jagdschlößchen nennt, denn sie stehen jenen Teil des Jahres leer, in welchem die Insassen mit der besser-

Witterung in die Tundra oder zu den Fischplätzen ziehen. Je größeres Gewicht auf die Jagd gelegt wird, desto unregelmäßiger und ausgedehnter sind die Züge des Nomaden. So ging der Tunguse vom Rande des Meeres im Winter dem Zobel und dem Moschustiere am Südabhange des Stanowoj nach, wo er sich mit den an China steuernden sogenannten Pferdetungusen berührte. Als jedoch auch diese Tiere seltener wurden, erkor er sich die Küste nördlich vom Amur, und aus Jägern wurden Fischer. Fischervölker sind aber immer in höherm Grade ansässig, und es haben z. B. jene Dolganen, welche von Dudino bis Chatangski-Pogost wohnen, ihre höhere Kultur und ihren Wohlstand auf dem Wege der Ansässigmachung an Flußufern und Tundraseen erworben. Daher macht die russische Verwaltungspraxis mit Recht einen Unterschied zwischen diesen „umherirrenden" Nomaden und den regelmäßig im Sommer nach der Tundra und im Winter zurück zum Rande des Krüppelwaldes pendelnden Nomaden, wie etwa die Samojeden es in der Mehrzahl sind.



Ein Eskimo-Weib von Westgrönland. (Nach Photographie.)

Der **Gegensatz von Nomadismus und Ansässigkeit** wird auch bei den Eskimo der Beringsregion gewöhnlich sehr stark betont. Allein es liegt auf der Hand, daß in Ländern, die den Ackerbau verbieten, Ansässigkeit überhaupt nicht in einem scharfen Gegensatze zum Nomadismus zum Ausdrucke gelangen wird, und treffend hat ein neuerer Schilderer der Tschuktschen die „Seßhaften" mit jenem sibirischen Namen „Promischlennji" belegt, welcher die Jagd und Fischfang als Lebensberuf Betreibenden und daher niemals ganz fest Ansässigen bezeichnet. Wenn an irgend einem Orte Mangel an Lebensmitteln eintritt, so geschieht es auch im Winter nicht selten, daß ein andrer Aufenthalt gewählt wird. So zogen z. B. alle Einwohner der Ansiedelung Pitlekai, welche sich nahe am Winterplatze der „Vega" befand, im Laufe des Winters in die größere östliche Ansiedelung Naitschkai, weil hier viele Fische gefangen wurden. Außerdem sah man oft Tschuktschen mit ihrem Jarang (Zelthütte) und ihrer ganzen

Familie von einem Orte zum andern ziehen. Es ist mit dieser Vorsicht die administrative Sonderung der nordasiatischen Hyperboreer, die für uns alle Nomaden sind, in ansässige und nomadisierende zu verstehen, welche z. B. in Ostsibirien als **seßhaft** die Jakuten, **Jukagiren, Tschuwanzen** und **Omoken**, als **nomadisierend** die **Tungusen, Lamuten** und **Tschuktschen** bezeichnet.

Neben dieser Unterscheidung sind noch feinere Motive der Klassifikation aus der Lebensweise geschöpft worden; so bei den Tungusen, die man in Renntier-, Hunde-, Pferde-, Steppen- und Waldtungusen teilt, ohne indessen damit sehr scharfe Grenzen zu ziehen, da es nicht an Fällen fehlt, daß z. B. Renntiertungusen durch eine Seuche ihre Tiere einbüßen und nun sich der Jagd mit Hunden oder der Pferdezucht oder selbst der Fischerei an einer früher von ihnen nie besuchten Meeresküste zuwenden. Die Ostjaken sind in einer kleinen Reihe von Jahren aus einem Volke von Renntiernomaden ein Fischer- oder Jägervolk geworden. Man kann es als allgemeine Regel bezeichnen, daß, je schwerer und ärmer das Leben, um so leichter der Übertritt von einer wirtschaftlichen Basis auf die andre ist. Und nirgends sind daher Lebensweise und Beschäftigung weniger geeignet, tiefgehende Unterscheidungen zu begründen, als hier. Wir sind geneigt, gerade auch diesen Umstand für den Zusammenhalt der Hyperboreer wenigstens in der Betrachtung ihrer allgemeinern Eigenschaften geltend zu machen.

Die **Hyperboreer** sind **fast ebenso entschieden Mongoloiden wie** die **Amerikaner** und die **Malayen**, doch ist die Haut gewöhnlich heller und die Augen minder schräg stehend, so daß häufig ein Anklang an die japanische Abart der Mongoloiden oder selbst an Glieder der kaukasischen Rasse entsteht. Man kann nicht von einer besondern hyperboreischen Rasse sprechen, wie schon 1840 **Middendorf** und nach ihm Castrén mit besonderer Beziehung auf die nordasiatischen Verhältnisse betonten. Übrigens würde auch der gemischte Charakter, besonders der nordasiatischen Völker, ihre Absonderung als Rasse verbieten. Vieles, was vom Körperbaue und geistigen Wesen der Malayen oder Amerikaner und verwandter Völker gesagt ward, findet auf Eskimo, Lappländer und Genossen Anwendung. Schon die Schilderer des vorigen Jahrhunderts, die noch gar nicht den Begriff Mongoloiden kannten, haben die Grundzüge dieser Rasse kenntlich in ihren Beschreibungen besonders der Eskimo angegeben. So schildert sie **Cook** als durchgehends breit von Schulter und von weiter Brust, der Kopf auffallend groß, das Gesicht sehr breit, im ganzen zugleich platt und der Hals kurz und dick. Ihre Augen sind im Verhältnisse zu dem breiten Gesichte klein. Die Nase ist am Ende dick und rund, gebogen oder aufgeworfen. Die Zähne sind breit, weiß, von gleicher Größe. Das Haar ist schwarz, schlicht und grob und von sehr starkem Wuchse, der Bart hingegen fehlt entweder gänzlich, oder ist sehr dünn. Einen innigern Anschluß nach der amerikanischen Seite hin sieht **Virchow** besonders in der Physiognomie: breites und hohes Gesicht, verhältnismäßig große und lange Nase, nach oben verschmälerte Stirn, starke Entwickelung der Kiefer. **Middendorf** findet den mongolischen Rassentypus bei den Nordasiaten immer am deutlichsten ausgeprägt in der Physiognomie der jüngern Weiber: nicht ungefälliges Katzengesicht mit apfelförmig vorspringenden Backen und breitem Jochbogen. Im allgemeinen ist doch wohl, wie schon **Cook** bemerkt, der mongoloide Charakter stärker auf der amerikanischen als der asiatischen Seite ausgesprochen.

Als **Hautfarbe** wurden gelbliche und rötliche Töne verzeichnet. Für die Lappen wird das Weizengelb der Tataren, für die Grönländer dunkles Gelbbraun angegeben, das stellenweise schwärzlich wird. Auch **Middendorf** spricht von schwärzlichfahlen Tönen bei Nordasiaten. Im allgemeinen kann man also gewiß von einer „pigmentierten Rasse" sprechen, aber sehr hellfarbige Menschen sind in keine andre farbige Rasse so zahlreich eingestreut wie

in diese. Bei den Lappländern gibt es Weiber von zarter Gesichtsfarbe, die Du Chaillu bei frisch gewaschenen Exemplaren geradezu blendend nennen mußte, und roten Wangen. Middendorf hat bei allen Nordasiaten, die er sah, die Farbe der bedeckten Körperteile nicht von derjenigen der entsprechenden Teile bei Russen unterscheiden können. Starke Bräunung der unbedeckten Haut ist bei der Wirkung des Sonnenreflexes auf den Schneeflächen und der Eisnadeln des trocknen Schnees nur natürlich. Die Haut ist nur an den der Luft stark ausgesetzten Stellen rauh, im übrigen sehr glatt. Ebenso sind die Augen dunkelbraun und tragen durch schiefe Lage, die am wenigsten ausgeprägt bei den Lappen ist, schmalschlitzige Öffnung, hoch stehende Augenbrauen neben den platten Nasen am meisten zum mongolischen Gesamtausdrucke bei. Helle Augen kommen häufig bei Lappen vor, während durch weiter geöffnete Augen auch bei Jukagiren der mongolische Typus gemildert erscheint. Im Gesichte geht alles ins Breite; nicht bloß die breiten Backenknochen, sondern auch der weite Abstand der Augen, die breite Stirn, die gewölbten Schläfen, die hervortretenden Unterkiefer und die bei den Eskimo besonders starke Entwickelung des Gebisses und damit der Mundgegend sind in dieser Richtung wirksam. Durch die anschließende Kopfbedeckung ist das Ohr an den Kopf gedrückt. Dominierender Ausdruck ist Gutmütigkeit.

Die Eskimo als Ganzes zeigen eine so große Verschiedenheit der Schädelformen, daß Topinard sie im Hinblicke auf die Schwierigkeit der kraniometrischen Einordnung nur mit den Tasmaniern vergleichen zu können meint. „Vielleicht stellen sie eine der ersten Ausbildungen der Menschheit dar!" ruft er sogar aus. Diese Verschiedenheit gilt am wenigsten für die Grönländer, welche die langköpfigste Rasse der Erde sind, gleichzeitig die leptorhinste, die mit dem längsten Gesichte ausgestattete. Lang, mäßig hoch, schmal, nach unten breiter, mächtige Entfaltung der Gesichtsknochen: so schildert Virchow die Eigentümlichkeiten der grönländischen Schädel. Der Prognathismus ist ähnlich wie bei den Mongolen und Chinesen entwickelt. Endlich entspricht die Schädelkapazität derjenigen der Mongolen. Die gleichen Merkmale, aber erheblich abgeschwächt, kommen bei den Schädeln der nordostamerikanischen und nordwestamerikanischen Eskimo vor, besonders ist der Index größer (Grönländer nach B. Davis 71,3, Nordost-Eskimo 75,75, Nordwest-Eskimo 74,1) und die Schädelkapazität geringer. Doch hat Virchow bei lebenden Eskimo auch mesokephale Maße erhalten, die an amerikanische Verhältnisse erinnern. Eine eigentümlich kahnförmige, Skaphokephalie genannte Bildung des Schädeldaches hat dieser Forscher an einer größern Zahl von Eskimoschädeln nachgewiesen. Ganz andre Formen treten uns im Westen der hyperboreischen Gebiete entgegen; kurze, runde Köpfe sind charakteristisch für die Hyperboreer in Asien und Europa.

Die Hyperboreer sind nicht die verzwergte Rasse, als welche die Naturphilosophie des vorigen Jahrhunderts nach Maupertuis oder Ellis sie zu schildern liebte, sei es, um die einschrumpfende Wirkung der Kälte auf den menschlichen Körper, sei es, um das Vorhandensein einer nach diesen ungünstigst gearteten Teilen der Erde zurückgedrängten Urrasse an ihnen zu erweisen. Allein sie gehören auch nicht zu den hoch gewachsenen Völkern. Einen Samojeden von 1,5 m nennt Middendorf „groß unter Zwergen", seinen Genossen schreibt er durchschnittlich 1,42 m zu. Als Durchschnittszahlen größerer Messungsreihen erscheinen für die Eskimo des Cumberland-Sundes 1,58 für die Männer, der Beringsstraße 1,69 für die Männer (Rosse), für die Lappen bei den Männern 1,511, Frauen 1,416 (Virchow), bei Männern und Frauen 1,44 m (Du Chaillu). Hiermit stimmen auch einzelne Messungen erwachsener Grönländer bei Virchow mit 1,55 und 1,43, einer Grönländerin 1,45, erwachsener Lappen mit 1,39 und 1,53 m. Auffallend ist bei allen diesen Völkern die Kürze der Beine, der, wenigstens bei den Lappen, auch Kürze der Arme entspricht. Man kann bei den Beinen an Rückbildung durch Nichtgebrauch denken;

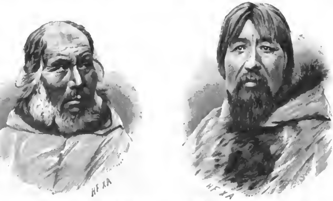
bei den Armen hat man von Rhachitis gesprochen. Kleine Füße sind allgemein: Middendorf gibt 25 cm für ihre Länge an.

Die Körperkraft der Eskimo an der Beringsstraße fand Rosse bedeutend geringer als die amerikanischer Matrosen. Er will nur einen einzigen jungen Eskimo auf der Laurentius-Insel gesehen haben, der es mit diesen im Heben von Lasten aufnahm. Dagegen wird erzählt, daß die Tungusen, die abgehärtetsten Jäger Nordasiens, bis zu drei und einige sogar fünf Moschustiere auf dem Rücken nach Hause tragen, und ferner wird körperliche Gewandtheit besonders den sibirischen Jägervölkern nachgerühmt, die Middendorf als vorwiegend „sehnig, trocken, muskulös“ beschreibt. Rosse nennt von Krankheiten, die er an den Eskimo der Beringsstraße beobachtete, so echte Kulturkrankheiten wie Nervosität und Hysterie, außerdem Epilepsie, Veitstanz, Wahnsinn. Die Unreinlichkeit macht Hautkrankheiten häufig, und Cook sagt von den Aleuten: „Die hiesigen Insulaner leiden oft an Krebsgeschwüren oder ähnlichen Schäden, welche diejenigen, die damit behaftet sind, sorgfältigst zu verhehlen suchen“. Wohl damals schon hatten die syphilitischen Krankheiten sich von Nordasien her eingebürgert, wo sie heute gerade bei den Jägernomaden weit verbreitet sind. Nur der Jakuten-Stamm der Lamuten wird auffallenderweise von Augustinowitsch von dieser schlimmen Regel ausgenommen. Rosse stimmt darin mit Cook überein, daß die Hyperboreer kein hohes Alter erreichen. „Nirgends“, sagt Cook, „sah ich einen Mann oder eine Frau, deren Alter man auf 60 Jahre hätte schätzen können, und wenige schienen über 50 alt zu sein. Vermutlich wird ihr Leben durch ihre harte Lebensart verkürzt.“ Das Entgegengesetzte hören wir von den Lappen, bei denen ein hohes Alter, selbst über 100 Jahre, keine Seltenheit ist. Allein sie führen das geschütztere und doch andauernd thätige Leben des Hirten. Die Unempfindlichkeit gegen Kälte ist bei den Eskimo der Beringsstraße kaum viel geringer als bei europäischen Matrosen, überhaupt ist die Widerstandskraft gegen klimatische Unterschiede gering. Leutnant Holm erzählt, daß häufig die Eskimo Ostgrönlands das Klima der Westküste nicht ertragen können. Eine Ausnahme machen die Jäger Nordasiens, besonders die Tungusen, die mit dem Lagerfelle und Feuerzeuge im tiefsten Winter Nächte im Walde verbringen. Als eine Eigentümlichkeit der asiatischen Hyperboreer hebt Middendorf eine „ruckweise Wirkung der Muskeln“ hervor, die sich sowohl in den Körperbewegungen als auch besonders im Sprechen zeige. Daß das rauhe Klima unmittelbar zerstörend in die Bevölkerungsverhältnisse eingreift, ist nicht zweifelhaft. Erfrieren Verirrter ist eine nicht seltene Todesursache.

Mischung ist bei den Bewohnern der Küsten so vielbefahrener Meere nicht ausgeblieben (s. Abbildung, S. 725). Sehen wir von schwankenden Hypothesen wie derjenigen des tatarisch-indianischen Ursprunges der Aleuten und dergleichen ab, so scheint zunächst bei den Ostgrönländern der Einfluß der Mischung deutlich genug erkennbar zu sein. Graah schildert die Eskimo von Ostgrönland als eine in jeder Beziehung bessere und höher stehende Rasse als diejenigen von Westgrönland, groß und stark gebaut, die Frauen von guten Formen und angenehmen Gesichtszügen, darunter sogar Schönheiten, und Leutnant Holm bestätigt diese Schilderung. Schwarze Vollbärte, die der Missionar Brodbeck hier sah, entsprechen nicht dem Eskimotypus. Am Cumberland-Sunde sind nach Abbes die Mischungen durch die Walfischfänger zahlreich und hier kommen ebenso wie in Dänisch-Grönland auch dauernde Verbindungen vor. Nach Pinart haben sich die Kadjak-Insulaner sehr stark mit den Koloschen vermischt. Sie sind daher vom Eskimotypus in manchen Beziehungen abgewichen. Vor allem sind sie durchschnittlich größer, von dunklerer gelber oder Bronzefarbe, von minder breiten Backenknochen und minder platter Nase, endlich von selten in beträchtlichem Grade schief stehenden Augen. Dazu kommt die den Eskimo ursprünglich nicht eigne Abplattung des Kopfes durch Druck von hinten, mit der Tendenz, denselben ebenso lang wie breit zu machen,

um eine in der äußern Erscheinung mehr koloschen- als eskimoartige Rasse zu schaffen. Auch die Erzeugnisse finnisch- und norwegisch-lappischer Mischung in dem immer mehr von finnischen Ansiedelungen durchsetzten östlichen Lapplande stellen meist ganz ansehnliche, wohlgestaltete Leute dar, die auch an geistiger Begabung der höher stehenden Rasse oft gar nichts nachgeben. Helle, blonde Kinder, blauäugige und braunhaarige Erwachsene sind bei den Lappen nicht selten. Wenn diese dennoch gleichsam sprichwörtlich als ein dunkles Volk bezeichnet werden, so mag man wohl annehmen, daß Mischung in zunehmendem Maße den einst vorherrschenden dunkeln Typus durchsetze.

Bei wenigen Völkern wird die Mischung aus verschiedenen Rassenelementen so allgemein vorausgesetzt wie bei den nördlichsten Bewohnern Asiens. Mehr als anderwärts sind hier durch die geschichtliche Erfahrung große Wanderungen nachgewiesen, während



Eskimo von Labrador, wahrscheinlich Mischblut. (Nach Photographie.) Vgl. Text, S. 724.

die Sprachforschung zwei- und mehrseitige Verwandtschaften der Sprachen aufdeckt, wie es beim Samojedischen schon Castrén gelang, der engere Verbindungsfäden zu finnischen und mongolischen Idiomen verfolgte. Nach den Körpermerkmalen sind auch in kleinern nordasiatischen Völkern, wie den Jukagiren, zwei Typen zu unterscheiden, die man als den finnischen und den mongolischen bezeichnen kann; aber es ist nicht zu bezweifeln, daß damit die Zahl der Mischungselemente noch nicht erschöpft ist. Am wenigsten ist der Einfluß der Europäer zu unterschätzen. Middendorf spricht von Jakuten, die russischen Typus zeigen, und erinnert an die Sitte der Tungusen und andrer, ihre Weiber an die russischen Ansiedler, Goldgräber, Kosaken mietweise zu überlassen. Erwägt man alle diese Momente, so wird man sich mit diesem Forscher „jedenfalls nicht über die zahlreichen Übergänge, sondern vielmehr über das Vorhandensein charakteristischer Typen wundern".

Weitaus die meisten Zeugnisse lauten für den Charakter der Hyperboreer günstig. Ein Kenner wie Graah schildert die Ostgrönländer durchweg als die harmlosesten, gutmütigsten, ehrlichsten und tugendhaftesten Menschen. Streichen wir die letztere Qualifikation, so lautet auf „ehrlich, gutmütig, harmlos" das Zeugnis, welches die Russen fast jedem nordasiatischen Volke erteilen. Und besonders von den Aleuten haben Golowin und andre Bilder entworfen, die bezüglich der Offenheit und Ehrlichkeit ohne Schatten sind. Von jenen hören wir, daß sie ihre Jurten niemals verschließen: das ganze unbedeutende

Eigentum liegt offen da. Es ist kein Fall bekannt, daß ein Orotschone den andern bestohlen hätte. Russische Jäger erzählen, daß äußerst selten und nur im Falle der größten Not der Orotschone den Vorrat, welchen irgend ein Jäger für sich zurückgestellt hat, angreift. Es will nicht viel besagen, wenn der Verkehr mit den Weißen und besonders gerade mit den Schiffern sie gelegentlich zum Versuche ermutigt, zu übervorteilen, wie die „Vega" es in ihrem Winterquartiere erfuhr, wo sie gern dieselben Gegenstände zweimal verkauften oder über den Wert derselben in naivster Weise zu täuschen suchten; oft genug brachten sie Fuchskörper mit, denen sie Kopf und Beine abgehauen hatten, und boten dieselben als Hasen zum Kauf an und dergleichen. Übrigens schildert auch Nordenskiöld sie als anfänglich durchaus ehrlich, und Rosse hebt ihre Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit hervor. Auch auf Middendorf machte die Ehrlichkeit der Nordasiaten einen so tiefen Eindruck, daß er verwundert ausruft: „Woher bei so armen Schluckern solche musterhafte Ehrlichkeit?" Und er findet die Antwort in der Annahme, daß eine blutige Justiz einst über diesen Völkern gewaltet habe. Man kann wohl sagen, daß die Geschichte der Polarschiffahrten eine noch viel längere Reihe von Unglücksfällen zu verzeichnen haben würde ohne die sehr wirksame Hilfe und freigebige Unterstützung seitens der hyperboreischen Völker. Unvergeßlich bleiben in den Annalen der Entdeckungsgeschichte Namen wie die der Eskimo Hans und Joe, welche die Polaris-Besatzung auf einer treibenden Eisscholle retteten.

Die Hyperboreer sind gegen Fremde gastfreundlich, so wie sie es unter sich sind. Ihre Lebensweise ist eine vortreffliche Erzieherin zu gesellschaftlichen Tugenden. Macht sich doch von selbst ein strenger Gesellschaftston notwendig, um das engere Zusammenleben zu ermöglichen. Vor allen Dingen muß man seine Zunge im Zaume halten, denn eine einzige beleidigende Andeutung oder ein „knurrendes Wort" könnte bedauerliche Folgen haben. Wrangel nennt die Tungusen wegen ihrer großen Lebhaftigkeit, Geselligkeit und ihres höflichen, zeremoniellen Wesens die „Franzosen der Tundra", und Castrén sagt: „Die Tungusen sind ein feines, geputztes und elegantes Volk; man könnte sie mit Recht Sibiriens Adel nennen". Middendorf bewunderte die Ruhe, mit der sie Streitigkeiten über Jagdbeute entschieden. Der gesellige Verkehr ist lebhaft. Es ist unter den Tschuktschen Sitte, daß man in alle Häuser auf Besuch geht und sich einige Zeit dort aufhält; deshalb meinten die Leute auch, es müßte dieses ihnen auf den Schiffen erlaubt werden, was von den Europäern dann falsch als Zudringlichkeit gedeutet wurde. Wiewohl gerade die Tschuktschen nachgerade zu den an Verkehr mit Weißen Gewöhntesten gehören, so haben doch noch in den letzten Jahren überwinternde Schiffsmannschaften bei ihnen eine wahrhaft liebevolle Aufnahme gefunden. Der deutsche Steuermann Bruch vom Corwin zeichnete ein wahres Idyll, indem er sein dortiges Leben in ungeschmückter Weise beschrieb: „Die Leute behandelten uns im allgemeinen ganz gut; im Hause durfte niemand unsern Platz einnehmen; wir erhielten immer das Beste zu essen, solange etwas vorhanden war. Oft wurde uns Fleisch gebracht, und glaubten die Frauen, daß wir es nicht essen könnten, so merkten sie auf, was für Mienen beim ersten Bissen gemacht wurden; taugte es uns nicht, dann brauchten wir es nicht zu essen, sondern es wurde etwas Besseres geholt. Ich hatte mir einen Kalender angelegt und strich jeden Abend einen Tag aus. Die Leute merkten darauf so gut auf, daß sie mir das Papier sofort gaben, wenn ich es einmal vergessen hatte. War man bei kaltem Wetter auf Reisen, so achteten die Leute ganz besonders darauf, daß man sich nichts erfror; bemerkten sie die geringste Spur von Frost an Nase, Backen oder Kinn, so zogen sie sofort ihre Handschuhe aus und tauten die Frostflecke mit der warmen Hand wieder auf. Bei Schneewehen wollten sie uns gar nicht allein aus dem Hause lassen." Allen Eskimo-Stämmen, den Samojeden und Lappen ist der Nasengruß eigen. Der Schmatz auf jede Wange, von dem Middendorf bei den Samojeden spricht, ist wohl importierter

Gebrauch. Auch ihre Redekunst und Redelust wird bewundert. Ein natürliches Gefühl für Disziplin und Ordnung macht sich in der militärischen Gleichmäßigkeit der Ausrüstung der Schlitten und der Fahr- und Lagerordnung bei den Samojeden geltend. Dieselben Leute sind aber im Zorne aufbrausend, und ihre Rachsucht kennt kaum Grenzen. Der Blutrache wird ebenso eifrig nachgehangen wie bei den heißblütigsten Tropenbewohnern.

Aus allen diesen allgemeiner verbreiteten Eigenschaften leuchten aber wieder Besonderheiten der Naturanlage oder Wirkungen der Lebensverhältnisse hervor. „Dem gewinnsüchtig unternehmenden Jakuten, dem raschen, herzhaften, vor Tötung nicht zurückschreckenden Tungusen gegenüber ist der Samojede gutmütig und friedlich." (Middendorf.) Alle aber einigt eine gewisse heitere Gelassenheit, welche weit entfernt ist von der Melancholie, die ihnen von solchen angedichtet wurde, welche sich mit zivilisierten Nerven in ihr Leben hineinbachten. „Dieser seltsame arktische Mensch", sagt Clarence King, „dessen freudloses Leben sich trotz überwältigender Nachteile an eine Natur heftet, die dem Menschen versagt scheint, muß er nicht gedrückt, traurig, für immer niedergehalten sein durch die bittere Last seiner Lebensbedingungen? Kann er einen Augenblick über Nahrung und Erwärmung hinausdenken? Geht nicht sein Leben in Kämpfen und Schlafen auf? Was sehen wir statt dessen als einen fettigen, feisten, glatten Kerl mit einer guten Dosis Humor, der außer dem normalen Mute und Scharfsinne im Erwerbe seiner täglichen Nahrung noch einige Gaben entwickelt hat, welche wir als das Privilegium der Zivilisation zu betrachten gewohnt sind!"

Der Kampf mit den Naturgewalten ist nicht ohne Wirkung wie auf den Geist, so auch auf den Charakter der Hyperboreer geblieben. Sie paaren Mut mit Vorsicht. Ritterlich mutet ihr Streben an, den Körper zu stählen und den Mut zu üben. An Kraft und Gewandtheit werden die Eskimo von wenigen andern Naturvölkern erreicht, und die Tungusen ragen durch die gleichen Eigenschaften unter den Nordasiaten hervor. Ihre Ringkämpfe erinnern an die Turniere des Mittelalters. Wenn in Grönland ein großer Mann hört, daß anderswo jemand lebt, der ihm den Rang in der Berühmtheit streitig machen will, so zieht er aus, um sich mit ihm zu messen. Der Kampf wird mit großer Höflichkeit und Gastfreiheit eingeleitet und mit entblößten Oberkörpern nach bestimmten Regeln durchgeführt, aber der übermütige Sieger läßt sich leicht zu Überhebung verleiten, wodurch der Grund gelegt wird zu Streitigkeiten zwischen ganzen Geschlechtern. Diesem Ehrgeize glaubt Rink nur den thatbereiten Familiensinn des Grönländers vergleichen zu können. Springen, hoch und weit, Steinheben, Gänge, wobei die Einzelnen mit Stöcken in der Hand 2—3 Stunden weit einer hinter dem andern laufen, Ballspiele verschiedener Art werden fleißig geübt. Die Spiele sind zahllos. Das Kartenspiel ist heute in Grönland und an der Beringsstraße weit verbreitet. Zweikämpfe infolge von Beleidigungen sind bei den Tungusen selbst zwischen den nächsten Verwandten häufig. Das kampfreiche Leben macht auch hart und grausam. Rachsucht und Jähzorn werden als hervorstechende Fehler sowohl den Tschuktschen als den Grönland-Eskimo nachgesagt. Mordthaten aus Neid, Habsucht, besonders aber in Erfüllung der Blutrache sind leider nicht selten. Im letztern Falle verzehren die Mörder gern ein Stückchen vom Herzen oder der Leber ihres Opfers, weil sie damit die Herzen seiner Anverwandten, auf welche sie ihre Rache ausdehnen, krank zu machen glauben. Das Lebendigbegraben einsamer Witwen, mutterloser Kinder, die Aussetzung hilfloser Alten kommen bei den Eskimo vor. Anderseits sind zahlreiche Fälle von aufrichtiger Trauer um verstorbene Angehörige bekannt. Wir registrieren hier an der Seite so vieler günstiger Urteile die etwas pessimistische Anschauung Hayes', der die Eskimo als ein Volk von negativem Charakter bezeichnet. Nur ihre Unzuverlässigkeit nennt er positiv, in allem andern fand er sie ablehnend oder mindestens eine weite Strecke abwartend, das Gegenteil

von werkthätig: in Krankheit oder Not leisten sie niemals einander freiwillige Hilfe, doch verweigern sie dieselbe auch nicht; werkthätige Wohlthätigkeit ist unbekannt bei ihnen, aber sie thun das nächstbeste Ding: sie verweigern ihre Hilfe nicht. Vor den ärmlichen Hütten der Bewohner dieser Eiswüste wird der unglückliche Jäger, der kein Wild traf oder gar seine Hunde verlor, die schutzlose Familie, deren Haupt verunglückte, selbst der Träge niemals abgewiesen, doch ebensowenig eingeladen. Sie mögen kommen, sie mögen nehmen, was da ist, als ob sie Glieder der Familie wären, das ist natürlich; aber wenn man wüßte, daß sie in einiger Entfernung von der Hütte am Verschmachten wären, niemand würde daran denken, ihnen zu Hilfe zu kommen. Sie sind die am meisten auf sich selbst gestellten Menschen in der Welt. Niemals scheint ihnen der Gedanke zu kommen, Hilfe zu erwarten, und ebensowenig denken sie daran, dieselbe anzubieten. Sie betteln weder, noch leihen oder stehlen sie untereinander. Sie machen sich weder Geschenke, noch berauben sie sich. Man kann sich kein unempfindlicheres menschliches Wesen vorstellen als sie. Selbst ihre Hunde zeigen mehr Interesse an ihrem gegenseitigen Wohlergehen.

Die Fehler liegen ganz besonders in der Richtung einer ausschweifenden Genußliebe. Liebe, Branntwein und Hasardspiel zerrütten den Charakter des Hyperboreers. Unnatürliche Laster werden von Aleuten wie von Eskimo ausgeübt, und vielfach findet sich, ähnlich wie bei den Amerikanern, eine eigne Klasse von verweibten Männern vor. Von allen christlichen Lehren haben die von Keuschheit und Ehe bei den bekehrten Samojeden, Tungusen 2c. am wenigsten Einfluß auf die Lebensgewohnheiten geübt. Aus Jarkino in Nordsibirien schreibt ein Beobachter: „Das Gefühl der Schamhaftigkeit scheint hier gänzlich zu fehlen. Alle Funktionen des menschlichen Organismus werden öffentlich ausgeübt. Wer an eine solche Lebensweise nicht gewöhnt ist, den beleidigt das, was er hier zu sehen und zu hören gezwungen ist, so sehr und erniedrigt ihn in seinen eignen Augen derartig, daß er sich selbst und die ganze Welt verachten möchte. Dieser Mangel an Schamhaftigkeit wird durch das enge Zusammen- und Durcheinanderleben von Verheirateten und Ledigen noch befördert. Die geschlechtliche Reife scheint hier zeitiger einzutreten als anderswo." Weibertausch wird als natürliche Folge der Gastfreundschaft angesehen.

Branntwein ist die Geißel der Nordvölker. Er verdirbt sie körperlich und moralisch. Als der „Corwin" 1880 die Reste der verhungerten und erfrornen Bevölkerung der Laurentius-Insel besuchte, verlangten diese vor allen Nahrungsmitteln Branntwein. Der deutsche Bootsmann Bruch erzählt: „Erhalten die Tschuktschen Schnaps, so werden sie sehr faul und streitsüchtig; solange noch ein Tropfen hiervon zu haben ist, wird nicht gejagt, und dieser Umstand trägt viel dazu bei, daß der Wintervorrat mitunter so knapp ist. Wenn sie betrunken sind, werden gleich die Messer gezogen, dann kann man mit ihnen nicht umgehen, und sie erzählten uns, daß sogar oft Leute arg zerschnitten oder auch erstochen werden." Branntwein macht den Handel für die Hyperboreer außerordentlich gewinnlos, denn überall, wo er Bedürfnis geworden, erhalten die Kaufleute und Walfischfänger jeglichen Betrag von Fellen, Walroßzähnen und Fischen für die schlechteste Qualität desselben. Von eignen geistigen Getränken findet sich nur bei den mit Russen in Berührung gekommenen Berings-Völkern ein gegornes Getränk aus Zucker und Mehl.

In einer Stufenleiter nach ihrer Reinlichkeit angeordnet, würden die meisten Hyperboreer eine tiefe Stelle einnehmen. Bei den klimatischen Bedingungen, die anschließende Kleidung und enges Zusammenleben heischen, bedarf dies keiner weitern Erklärung. Man hat sich gewöhnt, mit diesem Faktor auch in den Urteilen über die Hautfarbe zu rechnen, seitdem uns Middendorf mitgeteilt, daß er die Samojedin, die Wochen mit im Lager gelebt, nicht mehr erkannte, nachdem sie sich gewaschen hatte. Vergleichsweise reinlich können die Aleuten genannt werden, aber am wenigsten reinlich scheinen jene Renntiernomaden

Nordasiens, welche im engen Zelte auch noch das rußende Herdfeuer einschließen; den Preis der Reinlichkeit geben dagegen die Beobachter den Jakuten an der Kolyma.

Die Sinnesschärfe der Hyperboreer wird von vielen gerühmt. Middendorf nennt die Sinne der Tungusen gut ausgebildet, das Auge besonders scharf; doch fand er eine fast unglaubliche Unfähigkeit, nahe verwandte Farben, wie Gelb, Grün und Blau, zu unterscheiden; nur die grellsten Töne der genannten Farben vermögen sie nach langem Abwägen zu erkennen. Alle dunkeln Farben sollen bei ihnen mit Schwarz zusammenfallen. Dies widerspricht nicht den Resultaten, welche die Farbenproben mit Lappländern ergaben, daß nämlich der Farbensinn gut entwickelt, aber der Sprachschatz nicht reich genug an Bezeichnungen sei. Kirchhoff hebt nur den Reichtum an Bezeichnung für Nüancen des Renntierbraun und -Grau bei den Samojeden hervor. Die wunderbaren Leistungen der Eskimo auf der Seehundsjagd wären ohne große Sinnesschärfe gar nicht möglich, und diese ist ihrerseits mit reger Beobachtungsgabe eng verknüpft. Kane erzählt viel von der feinen und beständig regen Beobachtung der Eskimo. „Wenn jener Stern dort bis zu diesem Punkte gelangt ist und nicht höher steht als dieser andre, wird es Zeit sein, die Hunde anzuspannen", hörte er einen ihn in der Rensselaerbai besuchenden Eskimo sagen. „Und ihre öde Heimat", sagt er weiter, „kennen sie aufs beste. Jede Veränderung des Wetters, des Windes, des Eises wird bemerkt und der Einfluß solcher Veränderungen auf den Zug der Wandervögel mit demselben Scharfsinne vorbestimmt, mit dem sie die Gewohnheiten der sedentären Tiere verfolgen." Auch für ihre Wetterprophezeiungen und ihre Gabe des Quellenfindens bringt Kane merkwürdige Belege. Die Schärfe ihrer Beobachtung rühmt auch Klutschak, welcher dieselbe sowohl bei Männern als bei Weibern und Kindern fand. Weiber sind merkwürdigerweise als Kartenzeichnerinnen besonders ausgezeichnet, wie schon Parry und viel später Boas berichten. Nach Middendorf sind die meisten Tungusen im stande, ganz richtige Karten auf den Sand oder Schnee zu zeichnen, um Wege zu beschreiben oder den Lauf der Flüsse zu demonstrieren. Klutschak erzählt, wie sie als Zuschauer seiner kartographischen und zeichnenden Arbeit alle „eine gleiche Neugierde, ja ein Interesse, eine Beobachtungsschärfe bewiesen, die man einem sonst so wenig kultivierten Volke nicht zutrauen möchte". Er erzählt weiter, wie den Männern die Karten, den Frauen und Kindern die Bilder das größte Interesse einflößten, und es sei erstaunlich gewesen, wie lange sie sich mit diesen Dingen beschäftigen konnten. Treffend sagt Klutschak am Schlusse seiner Mitteilungen über die Beobachtungsgabe der Eskimo: „Man muß alle diese Beobachtungen vorerst einer gewissen dem Eskimo angebornen Neugierde zuschreiben, aber gerade diese Neigung ist es, die sich bei Zivilisierung unzivilisierter Völker als die erste Hauptbedingung für das Gelingen der wahren humanen Missionsarbeiten unsers Jahrhunderts bewährt hat".

Die geistige Begabung der Hyperboreer steht keineswegs niedrig, und die Natur ihrer Wohnplätze wirkt anregend auf dieselbe, indem sie schwerere Aufgaben stellt, als irgend ein andres Volk zu lösen hat. Den Tungusen wird von Middendorf nicht bloß Intelligenz, sondern auch ungewöhnlich scharfe Auffassungsgabe nachgerühmt. Schon Frobisher und Egede lobten die Geistesgaben der Eskimo, und man erhält den Eindruck, daß die Hyperboreer sogar zu den geistig regsten der Naturvölker gehören. Es ist nicht ohne weiteres hinzunehmen, wenn von den Tschuktschen gesagt wird: Die Leute haben keine Fertigkeit im Rechnen und können kaum zählen; ihre Zahlen gehen bis 20, und dann wird wieder von vorn angefangen. Cranz behauptete von den Grönländern das Gleiche, gab aber in demselben Atem zu, daß sie 100 mit 5 mal 20 ausdrücken. Ihr eignes Alter zählen sie bis 20 nach Jahren, dann nehmen sie irgend welche äußere Ereignisse zur Bestimmung gewisser Epochen hinzu. Man sagt gewöhnlich, der Mond liegt der einfachsten Zeitrechnung der Tschuktschen, Jakuten und andrer zu Grunde; doch ist dies nicht vollständig, denn sie bestimmen



Knochenzeichnungen (Tagebuch) der Tschuttschen. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.) Vgl. Text, S. 731.

nach dem Stande der Sonne an oder über gewissen Felsen, Bergen 2c. das Sommer- und, wo sie diesseit des Polarkreises wohnen, auch das Wintersolstitium. Die Monde dienen erst in zweiter Linie, und Schiefner drückt es richtig aus: „Die Kenai teilen ihr Jahr in 12 Monate von 30 Tagen". Im hellnächtigen Hochsommer gelingt es gar nicht, den Mond zu beobachten, dann wird die Sonnenhöhe zu Hilfe genommen, und außerdem geben die Phasen des Wachstumes der Tiere und Pflanzen Motive für die Unterscheidung. Küstenbewohner, wie die meisten Eskimo, teilen den Tag nach Ebbe und Flut, die Nacht nach dem Stande gewisser Sterne. Ihre weiter gehenden kosmischen und geographischen Vorstellungen haben alle einen mythologischen Charakter. Wir werden sie im Abschnitte über die Religion besprechen.

Die Betrachtung der Geräte wird Anlaß geben, den Kunstsinn zu würdigen, welchen die Eskimo vor allem in der Schnitzerei von Figuren nach der Natur bethätigen, während wir in den verzierten Trachten der Nordasiaten einem Stilgefühle begegnen, das nicht minder erstaunlich ist. Hier nur zur Vervollständigung des Bildes, das wir vom Charakter der Hyperboreer zeichnen, das Urteil des vielerfahrenen Rink, der in seinem Werke über das dänische Grönland hervorhebt, daß die dortigen Eingebornen ganz vorzügliche Zeichner seien, und, um dies zu beweisen, das ganze Buch nur mit Bildern illustriert, die nach Zeichnungen der Grönländer angefertigt sind und uns einen vortrefflichen Einblick in das dortige Leben und Treiben gewähren (s. auch Abbildung, S. 730).

Musikinstrumente gibt es nur sehr wenige. Man hat roh gestaltete Trommeln oder besser Tamburine, die zum Tanze geschlagen werden (s. Abbildung, S. 747). Klapperwerk aus Renntierzähnen, Zobelkiefern, Rehklauen hängt zur Beruhigung des Kindes, vielleicht auch als Amulett, neben der Wiege des Tungusenkindes. Klapperreifen, die mit Meereicheln behängt sind, werden von den Aleuten gebraucht. Gesänge, welche die Thaten der Vorfahren und Helden, die Wiederkehr der Sonne und dergleichen feiern, werden besonders zur Sommerszeit gesungen. Einer singt unter Trommelbegleitung eine Strophe, und der Chor fällt am Schlusse ein.

Neben den zahlreichen Überlieferungen gibt es auch unmittelbar gewachsene Poesie. Die Eskimo haben wirkliche Lieder, welche nach einer bestimmten Melodie, begleitet von Trommelschlag und mitunter auch von einer Art Tanz, gesungen werden. Man besingt auf diese Weise Jagden, Naturereignisse, Sonne und Mond, die Beschaffenheit gewisser Gegenden 2c. Die Lieder bestehen aus ganz kurzen Sätzen, wechselnd mit langen Refrains, wobei die Wörter abgekürzt werden und die Sprache im ganzen dichterisch gehoben und schwierig zu verstehen ist. Die Sätze sind gleichsam dazu eingerichtet, daß man unter den Wiederholungen die Hälfte erraten soll, also ausschließlich auf mündlichen Vortrag und bestimmte Zuhörer berechnet. Sehr beliebt sind die in denselben Formen sich bewegenden Spottlieder, die als Wechselgesänge zweier in humoristischer oder ernster Absicht sich Befehdenden auftreten, und deren Vortrag und Zweck nach allen Schilderungen sehr an das „Ansingen" unsrer Gebirgsbewohner erinnern. Ein mit Poesie eigentümlich verbrämtes Spiel ist der Abschluß eines Tausches, wobei der Anbietende auf einer Trommel, der Kaufende auf seinem eignen Rücken den Takt zu passenden kurzen Gesängen schlagen, die von den zu tauschenden Gegenständen handeln.

## 3. Die amerikanischen Hyperboreer (Eskimo)[1].

„Hier sitzt die harte Notwendigkeit auf dem höchsten Throne, so daß der Mensch beinahe die Lebensweise des Bärs ergreifen mußte. Und dennoch hat er sich als Mensch erhalten." J. G. Herder.

Inhalt: Ursprung der Eskimo. — Einstige weitere Verbreitung. — Asiatische und amerikanische Beziehungen. — Die Sprache. — Tracht. — Tätlowierung. — Mundpflock. — Waffen. — Stein und Metall. — Jagd und Fischfang. — Robbenschlag und Walfischfang. — Handel. — Schlitten. — Der Eskimohund. — Schiffbau und Schiffahrt — Männerboot und Weiberboot. — Handwerk und Kunstfertigkeiten. — Schnitzerei. — Flechtarbeit. — Hausbau. — Die Hütte der Eskimo, der Aléuten, der Tschuktschen. — Schneehütten. — Der Hausrat.

Treffend ist vom Eskimo gesagt worden, daß er weder ein asiatischer noch ein amerikanischer, sondern vielmehr ein Polarmensch sei; allein was für die Gegenwart richtig ist, entscheidet nicht auch für die Vergangenheit. Nach einer ebenso wahren Bemerkung Raes sind die Eskimo dasjenige Volk, welches sich am besten den Boden- und Naturverhältnissen anpaßt, und weniger als bei andern Völkern sind daher bei ihm geringfügige ethnographische Merkmale bei der Diskussion der Abstammungsfragen von Gewicht. Allein eine Ansicht, wie die Kamtschadalen sie von sich selber hegen, daß sie nur in diesem besten aller Länder entstanden seien, wo sie heute wohnen, ist schon angesichts der Beweise, welche für die großen Wanderungen aller Hyperboreer vorliegen, nicht festzuhalten. Die Geschichte der nordasiatischen Hyperboreer deutet auf südlichen Ursprung, läßt aber die Frage offen, welcher Weg nach Norden eingeschlagen worden sei. Die Masse der Rassenverwandten auch der amerikanischen Hyperboreer wohnt im Süden, nach dem Süden laufen die Verbindungsfäden linguistischer, mythologischer, ethnographischer Verwandtschaften. Endlich liegen in der Geschichte der Eskimo Beweise sowohl dafür, daß sie einst weiter südwärts reichten, als auch von Versuchen, weiter im Norden Fuß zu fassen. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie in Grönland, von den Gebieten westlich und südwestlich der Davisstraße kommend, erst nach den Normannen sich ausgebreitet haben.

Die Spuren verlassener Eskimo-Wohnstätten wurden von Kapitän A. H. Markham im „Alert" bis Kap Beechey in 81° 54′ nördlicher Breite verfolgt, wo ein hölzernes Schlittengestell, eine Steinlampe und ein Schneekratzer aus Walroßzahn gefunden wurden. Von hier an nordwärts hat dann Leutnant Greely Eskimoreste in zum Teile auffallender Menge bis zum Hazensee in Grinnellland nachgewiesen. Dagegen sind bisher im nordamerikanischen Polararchipel ihre Spuren nicht weiter nördlich als zu einer Reihe von Punkten verfolgt worden, welche zwischen Melville-Insel und Lancaster-Sund liegen. Über die Lage dieser Punkte haben Sherard Osborn und Clements Markham eine Zusammenstellung gemacht. Gegenwärtig gehen nach unserm allerdings gerade hierin sehr lückenhaften Wissen die festen Ansiedelungen der Eskimo nicht über Ita bei Port Foulke, den Überwinterungsplatz

---

[1] Esquimantsik in der Abenaki-, Aschkimey in der Odschibwäh-Sprache heißt „Rohfleischesser". Die Namen, welche sie sich selbst beilegen, sind andre. In Labrador und Grönland nennen sie sich Innuit (Einzahl Innung), was mit „Menschen" übersetzt wird. Ähnlich besagt der Name Thnakana, den sich die Kenai geben, „Mensch". Dall gibt als einen eignen Namen der Aléuten Unungun (wahrscheinlich „ein Mensch") an. Das Wort Aléut ist fremden, unbekannten Ursprunges. Cranz' Angabe, daß sie sich in Grönland Karálit nennen, um sich von andern Völkern zu unterscheiden, ist von andern Kennern dieses Volkes nicht bestätigt worden, welche im Gegenteile dieses Wort, wie es Cranz selbst früher gethan, auf das normännische Skrälling zurückführen. Die Dallsche Bezeichnung Orarier (von ora, der Strand) für die neuweltlichen Hyperboreer hat sich, wiewohl sie im Grunde besser als andre ist, nicht eingebürgert.

der Hayesschen Expedition im Jahre 1860, hinaus, und es ist damit dieser Punkt der nördlichste ständige Wohnplatz von Menschen auf der Erde. Doch folgt hieraus nicht, daß die klimatischen Bedingungen sich wesentlich geändert und dadurch diese Zurückdrängung bewirkt haben, ebenso wie man es noch keineswegs als festgestellt annehmen kann, daß an jenem nördlichsten Punkte die Eskimo von der amerikanischen auf die grönländische Seite des Kennedy-Kanales auf einer von Asien ostwärts gehenden Wanderung übergesetzt seien, nachdem sie den Smith-Sund umwandert hätten. Es ist aber möglich, aus der Thatsache, daß nördlich von jenem Punkte Spuren eingeborner Bevölkerung nachgewiesen sind, den Schluß zu ziehen, daß Ostgrönland seine einst im Vergleiche mit heute so viel zahlreichere Bevölkerung durch Umwanderung der Insel in nördlicher statt in südlicher und östlicher Richtung von der Westküste oder der Südküste her erhalten habe.

Wir fühlen uns auf nicht unsicherm Boden, solange wir bei derartigen allgemeinen Aufstellungen verharren. Anders, wenn die Hypothese an bestimmte Erdstellen sich knüpft.



Eskimoweiber von Labrador. (Nach Photographie.)

Hier scheint der asiatische Ursprung am nächsten zu liegen, um so mehr, als der Verkehr zwischen der amerikanischen und asiatischen Küste der Beringsstraße ein sehr leichter ist und sogar mit den rohesten, aus Fellen gefertigten Booten gewagt wird. Scheinen doch die Küstentschuktschen oder Namollo eine leichte Anknüpfung zu bieten. Allein manches deutet an, daß hier eher an eine Herüberwanderung aus Amerika nach Asien als an eine umgekehrte Bewegung zu denken ist. Es scheint, daß die vom Ostkap bis zum Kap Tschukotskij wohnenden Küstentschuktschen Mischlinge sind, welche von Tschuktschen und Eskimo stammen und Sprache und Sitte der Tschuktschen angenommen haben. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb die übrigen Tschuktschen diese nicht als Stammesgenossen anerkennen wollen. Dagegen konnten schon die ersten Beobachter, die in diese Gegend kamen, konstatieren, daß die Eskimo zwar die Sprache der Tschuktschen nicht verstanden, wohl aber wegen der Übereinstimmung im Äußern diese für ihresgleichen gehalten hatten. Eine ganz vereinzelte, mehr den Charakter des Zufälligen tragende Erscheinung sind die nördlich von Port Clarence auf der amerikanischen Seite liegenden Tschuktschen-Niederlassungen. Die Brookssche Ansicht, daß die Überwanderung aus Asien nach Amerika so stattgefunden habe, daß in vorchristlichen Zeiten japanische Schiffe, durch Wind und Meeres-

strömung an die nordamerikanische Küste getrieben, hier scheiterten und die so ans Land gekommene Bemannung derselben die Stammeltern der amerikanischen Küstenbewohner seien, ruht nicht auf greifbaren Thatsachen. Nicht weniger schwebt die auf den ersten Blick plausiblere Ansicht Markhams in der Luft, daß die sogenannten arktischen Hochländer, d. h. die Eskimo, welche Kane und Hayes am Smith-Sunde bei Ita trafen, dorthin nicht entlang den Küsten Nordamerikas gelangt, sondern direkt vom nördlichen Asien, etwa von Kap Tschelagskoi, über die Parry-Inseln dahingezogen seien. Sie seien auch durch Sitten und Gebräuche von den übrigen Eskimo unterschieden und stellten einen andern Zweig dieser Familie dar. „Die amerikanischen Eskimo", schrieb er, „gehen nie aus ihrem eignen Jagdbezirke in große Entfernung nach dem unwirtbaren Norden. Die amerikanischen Eskimo leben in Schneehütten, die arktischen Hochländer dagegen in Iglus, aus Steinen erbaut. Die erstern haben Bogen und Pfeile, die letztern nicht. Die Eskimo von Boothia Felix haben Schlitten aus aufgerollten Robbenfellen, die arktischen Hochländer haben Schlitten aus Knochen." Er hat indes nach den neuern Entdeckungen über Spuren der Eskimo im hohen Norden und die Eisverhältnisse an der Nordwestküste Grönlands diese Ansichten selbst modifiziert.

Als im vorigen Jahrhundert die Länder am Beringsmeere in das Licht der Geschichte traten, wendeten sich fast selbstverständlich die Blicke derer, welche mit dem Ursprunge der Eskimo sich befaßten, nach diesem fernen Westen, wo eskimoähnliche Völker in größern Massen und in beherrschenderer Stellung gefunden wurden als irgendwo sonst im weiten hyperboreischen Gebiete. Gewisse Anklänge an Kamtschadalen, Tungusen und andre ergaben sich leicht. Cranz war schon so kühn, zu finden, daß die Grönländer mehr Ähnlichkeit mit den eben Genannten, samt Jakuten und Kalmücken, besäßen als mit Lappen, Samojeden und Ostjaken. Nach der Richtung seiner Zeit legt er dabei größeres Gewicht auf vereinzelte Sprachähnlichkeiten, z. B. auf den Anklang des mythischen Kallak der Grönländer an Kallmak oder Kalmuck, als wir heute für zulässig halten würden. Allein die neuere Sprachforschung gibt doch auch ihrerseits dem West-Eskimo ein größeres Alter als selbständiges Volk, wenn sie auch nicht gerade den Stamm in ihnen sieht und vor allem nicht die Aleuten, die nach allen Anzeichen vom amerikanischen Festlande ausgegangen sind, als geschichtliches Bindeglied zwischen den Völkern Asiens und der Arktis betrachten kann. Rink, der alle amerikanischen Hyperboreer in sechs Familien teilt, hält es aus Gründen der Sprache und Überlieferungen für sicher, daß sie einst auf engerm Raume zusammenwohnten, und zwar würden sich erst die Aleuten, darauf die West-Eskimo, dann die Mackenzie-Stämme abgesondert haben, während erst später die Labrador- und Grönland-Eskimo ihre heutigen Sitze einnahmen. Auch Boas sucht den Ausgangspunkt der Eskimo westlich von der Hudsonbai. Wo aber die Urheimat gelegen sei, selbst ob sie amerikanisch oder asiatisch gewesen, wagt Rink nicht zu entscheiden, und bezüglich dieser letzten allgemeinsten Frage wollen auch wir uns mit der Zurückhaltung des Fachmannes genügen lassen.

Den vorwiegend auf linguistische Basis gestellten Erwägungen lassen sich manche ethnographische Anklänge anfügen, welche wenigstens die Grönländer nach Westen hin in Verbindung setzen. In der Sprache der Grönland-Eskimo werden noch heute Fabelwesen, in welchen man die Einwohner des unbekannten Innern sieht, mit demselben Worte benannt, das die Mackenzie-Stämme für Indianer anwenden, mit welchen sie im Kriege sind. Worte für Werkzeuge und Thätigkeiten, die ihnen heute ganz fremd, haben sich nicht minder zäh erhalten. So kennen die Südgrönländer ganz gut den Hundeschlitten, der bei ihnen nie zur Anwendung gekommen, und erinnern sich der Schneehütten und mancher Geräte und Jagdweisen, die heute nur im äußersten Norden jenseit der Davisstraße gebräuchlich sind. Diesen Anzeichen kann aber, wenn wir zunächst von der noch immer vielumstrittenen

Sprachverwandtschaft schweigen wollen, die als Grundthatsache der Mythologie der Eskimo anzuerkennende nahe Verwandtschaft der Sagenwelt der Eskimo und Indianer hinzugefügt werden. Die Sturmvogelmythen, die Betonung der vier Winde, des Bären, die eigenartige Ausbildung des Priesterstandes schlingen ein enges Band zwischen Indianern und Eskimo auf dem geistigen Gebiete. Im materiellen Kulturbesitze treten, als beiden gemein, die Unkenntnis des Eisens und feinerer Metalltechnik, die Verwendung gehämmerten Kupfers, die Specksteinindustrie, der Besitz des verstärkten oder des dreigliederigen Bogens, der Fellboote, der Lederkleider hervor. Wir übergehen hier absichtlich mehr lokale Übereinstimmungen zwischen Aleuten und Nordwestamerikanern und zwischen West- und Mackenzie-Eskimo und Tinne-Stämmen. Die eignen Ansichten der Eskimo über ihren Ursprung scheinen in so hohem Grade lokalen Charakter zu besitzen, daß für die Entscheidung der allgemeinen Frage dieselben nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind. Stellt man aber die Richtungen zusammen, in welche ihre Sagen deuten, so ergibt sich ein Übergewicht des Westens, wenigstens bei den grönländischen und den östlich von der Hudsonbai wohnenden Stämmen, während die Alaska-Stämme den Schauplatz ihrer Sagen nach Osten verlegen. Indessen gibt Pinart auch bei den Kadjak eine Tradition an, die besagt, daß ihre Voreltern einst im Westen wohnten, jetzt aber im Nordlichte sich aufhalten; doch liegt in ihr der mythologische Kern fast offen.

Es dürfte nicht minder schwer fallen, über die Zeit der einzelnen Einwanderungen auch nur einige Gewißheit aus den einheimischen Traditionen zu schöpfen. Grönland als das am frühsten mit Europa in Beziehung gebrachte hyperborëische Land ist von Anfang an Sitz derselben Bevölkerung, welche wir noch heute dort finden, und es geht keineswegs, wie Cranz glaubte, aus den Nachrichten der Normannen hervor, daß die Skrälinger, wie jene die Eskimo nannten, erst im 14. Jahrhundert zum erstenmal in Grönland erschienen seien. Aus ihren Resten ergibt sich vielmehr, daß sie sowohl in Labrador als in Grönland einst eine weitere Verbreitung hatten als heute.

Die Eskimosprachen sind von Ostgrönland bis zur Tschuktschen-Halbinsel im Grunde wenig verschieden trotz dialektischer Abweichungen und verschiedener Aussprache, welche bewirken, daß sonst so wenig verschiedene Stämme wie die, welche das Nordufer der Hudsonstraße und die Frobisherbai bewohnen, nur mit der größten Schwierigkeit sich miteinander verständigen können. Ihr Typus ist derselbe wie der einer großen Zahl von amerikanischen Sprachen, nämlich der einverleibende. Schon Paul Egede bezeichnete als die Hauptschwierigkeit bei Erlernung der Eskimosprachen „die Zusammensetzung vieler einzelner Wörter, um eine ganze Meinung zu bilden“, und auch Cranz hebt die geringe Anzahl von einsilbigen Wörtern hervor. Die Einverleibung von Redeteilen jeder Art ist anscheinend nur durch die Unmöglichkeit beschränkt, über eine bestimmte Größe hinaus das angeschwollene Wortungeheuer zu bewältigen; Cranz führt ein siebzehnsilbiges Wort an. Und diese Wörter werden vollständig durchkonjugiert. Bezeichnend ist ferner der suffigierende Charakter. Adjektive, die meistens Partizipien sind, Fürwörter, Präpositionen, Partikeln von augmentativer, diminutiver etc. Bedeutung werden hinten angehängt. Auch der Dual wird deutlich ausgedrückt, aber die Geschlechtsunterscheidung fehlt. Dafür ist die Abwandlung der Formen eine sehr reiche, und mit ihr wächst der Wortschatz. So bezeichnen eigne Namen die Variationen eines Tieres in Gestalt, Geschlecht und Alter, und so wird der Begriff „fischen“ für jede Fischart mit einem besondern Worte ausgedrückt. So ist ferner die Sprache auch reich für alle Erscheinungsformen von Eis und Schnee. Nach P. Egede heißt Illo: Eis an den Fenstern; Sermaek: Eis auf den Bergen oder an Booten und Schlitten; Sikko: Eisdecke des Wassers; Kaungak: von den Gezeiten ans Land geschobenes Eis; Illuliak: Eisberg; Sermersoak: das große, feste Eis, das auf dem ganzen Hochlande liegt. Arm sind die abstrakten Begriffe und die Zahlwörter vertreten.

In der Aussprache fallen das tief gutturale r, die vielen Endungen auf k und t, die Vermeidung von b, d, f, g, l, r und z im Anfange der Wörter, die Leichtigkeit der Veränderung der Endungen, indem z. B. die Weiber gern Endungen auf ng bilden, dann die schwer nachzuahmenden Variationen der Rede durch Mienenspiel, leise Hauchtöne und dergleichen auf. Man spricht nicht in so pomphaftem Stile, wie er den Indianern zugeschrieben wird, sondern einfach und deutlich. Gleichnisse sind indes beliebt, und die Angekok gebrauchen gern Umschreibungen, wie „großer Stein" für Härte, „das Weiche" für Wasser u. s. f. Die amerikanische Verwandtschaft liegt in jenen allgemeinen und diesen kleinern Eigenschaften am nächsten und hat bei zwei so hervorragenden Kennern wie Rink und Whitney Anerkennung gefunden. Jüngst hat nun aber Lucien Adam nicht nur alle Vermutungen über malayo-polynesische Beziehungen zurückgewiesen, sondern sich auch ebenso entschieden gegen Whitney gewandt, der im Grönländischen den amerikanischen Sprachtypus vielleicht noch stärker und klarer sich aussprechen läßt als im Nahuatl, und gegen die Ansicht Rinks, daß wegen des polysynthetischen Grundcharakters im Eskimo-Idiom mehr Ähnlichkeit mit den amerikanischen Sprachen als mit den uralaltaischen zu finden sei. Zu seinem verneinenden Schlusse kommt Adam besonders auf Grund der Erwägung, daß das Eskimo im Gegensatze zu den meisten amerikanischen Sprachen keine Geschlechtsunterscheidung kenne. Da aber diese Eigenschaft bei weitem nicht allen amerikanischen Sprachen zukommt, so können wir das Gewicht des darauf basierten Grundes nicht für sehr groß erachten.

Den Zusammenhang der grönländischen Sprachen hat Ellis schon geahnt, als er das grönländische Wort Tukto für Renntier an der Hudsonbai wiederfand. Cranz kann schon mehrere Zeugnisse anführen, daß der Sprachunterschied zwischen den Grönland- und Labrador-Eskimo nicht größer als zwischen Nord- und Südgrönländern und dieser seinerseits geringer sei als der zwischen Hoch- und Plattdeutschen. Brodbeck sagt von den Ostgrönländern, deren Abgrenzung von den Westgrönländern bei Farewell keineswegs scharf ist: „Ihre Sprache ist wesentlich dieselbe wie auf der Westküste, doch sprechen sie sehr undeutlich. In kleinern Verschiedenheiten des Dialektes und einzelnen Benennungen differieren die Ostländer sogar untereinander." Die Unterschiede wachsen nach Westen hin, und wesentlich auf sie gründet Rink seine Sonderung in die sechs Familien: Grönländer, Labrador-Stämme, Eskimo der Mitte, Mackenzie-Stämme, West-Eskimo und Aleuten. Was nun die Sprachunterschiede unter diesen betrifft, so findet Rink, daß unter den Radikalwörtern von denen des Grönländischen 15 Prozent bei den Stämmen von Labrador abweichen, ebensoviel bei denen der Mitte, bei denen des Mackenzie 29 und bei den West-Eskimo 44 Prozent. Wohin aber dann diese besondern Elemente deuten, das ist eine offene Frage.

Entsprechend den klimatischen Bedingungen ist Kleidung allverbreitet, wird aber beim Aufenthalte in den warmen Hütten oft bis auf den letzten Rest abgelegt. Sie ist so sinnreich in Stoff und Herrichtung, daß Europäer, welche in den arktischen Regionen zu verweilen hatten, sich ihrer mit dem größten Nutzen bedienen konnten. Als Unterkleid dienen beiden Geschlechtern ein Paar Hosen, die bei den Männern gewöhnlich enger als bei den Weibern sind und über den Knöcheln oder den Stiefeln mit Riemen so fest gebunden werden, daß das Eindringen des Wassers unmöglich ist; das Oberkleid ist ein hemdartiges, bis zu den Knieen, bei den Südgrönländern nur bis zum Magen reichendes Gewand. Bei den Weibern der Tschuktschen ist dasselbe aus Einem Stücke gefertigt und wird durch einen im Vorderteile der Jacke befindlichen Einschnitt unmittelbar auf dem nackten Körper angezogen; zuerst werden die Beine in das Hosenteil des Unterkleides, dann die Arme in die Ärmel gesteckt, und darauf wird der Schlitz vorn am Halse mittels kleiner Riemen zugebunden. Da die Jacke keinen Kragen hat, so bleiben der Hals und der obere Teil des Brustkorbes stets,

auch beim strengsten Froste, unbedeckt. Ebenso bleibt bei den Ostgrönländern die Magen- und Hüftengegend entblößt. Dagegen ist bei allen Grönländern die Jacke mit Kapuze versehen. Haubenartige Pelzmützen sind bei beiden Geschlechtern üblich. Zum Tragen kleiner Kinder hat die Jacke der Weiber einen tiefen Sack am Rücken. Der Luxus ist bei dieser Kleidung nicht ausgeschlossen. So tragen wohlhabende Tschuktschinnen einen aus Eichhörnchenschwänzen gefertigten Halswärmer. Auch sind die Kleider der Eskimo-Weiber immer etwas mehr ausgenäht oder mit Perlen verziert als die der Männer. Ihre Staatskleider kehren die Haare nach außen, während an den gewöhnlichen Anzügen die meist sehr schmutzige Hautseite nach außen gewendet ist. Bei sehr kaltem Wetter wird eine zweite Jacke übergezogen, und die einfachen bis zum Knie reichenden Fellstiefeln verlängern sich dann so, daß sie bis über den Leib heraufgezogen werden können. Im feuchten Sommerwetter tragen beide Geschlechter über ihrer gewöhnlichen Kleidung den für alle Polarvölker charakteristischen, mit einer Kapuze versehenen Überwurf aus Seehundsdärmen (Okonschek der Tschuktschen, Kamleika und Anpak der Eskimo), der mit dem besten Teermantel an Wasserdichtigkeit wetteifert und ihn an Leichtigkeit bei weitem übertrifft. Und über diesen noch ziehen die Eskimo bei Seefahrten einen schwarzen glatten Seehundspelz, der das Wasser ablaufen läßt.

Je nach der Lebensweise ist der Stoff dieser Kleidungsstücke verschieden: bei den Renntiernomaden vorwiegend Renntierfell, das auch sonst wegen größerer Wärme für Weiberkleidung bevorzugt wird, bei den Küstenbewohnern vorwiegend Seehundsfell, daneben die Felle von Hunden, Eisfüchsen, sehr oft auch von Vögeln, letztere besonders häufig bei den Südeskimo. Der Schnitt ist von Ort zu Ort gewissen Veränderungen unterworfen, vermeidet aber überall jede unnötige Öffnung, so daß das Kleid immer über den Kopf angezogen wird; sehr allgemein ist aber das weibliche Kleid mit einem längern, frackartigen Anhange hinten und vorn ausgestattet als das männliche, während das letztere häufig den Schwanz eines Tieres hinten herabhängend als Schmuck trägt. Kurze Schenkelhosen, zu welchen hoch heraufreichende Stiefel getragen werden, sind bei Samojeden, Jakuten und Tungusen üblich. Verzierungen mit Fuchs- und Eichhörnchenfell, Eibergansfell, langhaarigem Hundsfelle werden gern angebracht. Reiche schätzen die Kleider aus dem Felle ungeborner Renntierkälber.

Ein Ledergürtel mit Tabaksbeutel und Messer vervollständigt bei den Männern diese Kleidung. Eine merkwürdige Kopfbedeckung tragen die Aleuten, eine augenschirmähnliche, ovale, vorstehende, hölzerne Mütze mit einem Rande, der um den Kopf schließt. Diese Mützen sind meist grün gefärbt und um den obern Teil des Randes herum mit langen Borsten von der Schnauze des Seelöwen umsteckt, an denen Glaskorallen aufgereiht werden. Vorn ist ein kleines Bildchen von Knochen oder auch ein Paar derselben angebracht. Gegen die blendenden Schneereflexe tragen die Eskimo auch Schneebrillen aus Glimmer, und Schneebrillen aus Messing mit einem Spalte hat Middendorf von den Samojeden beschrieben, wogegen die Tschuktschen Augenschirme tragen, welche oft reich mit Perlen und Silber verziert sind.

Die Tättowierung ist fast allgemein bei den Weibern der Eskimo, während sie bei den Männern offenbar im Rückgange begriffen ist. Nordenskiöld sah bei den letztern unter den Tschuktschen nur gelegentlich ein rotes oder schwarzes Kreuz auf den Wangen, aber auf der Beringsinsel sah noch Choris auch Männer mit tättowiertem Gesichte. Charakteristisch für Stamm und Stand ist die Gesichtstättowierung. Die Tschuktschinnen haben zwei Streifen auf der Nase, von oben nach unten 10—12 Streifen am Kinne und einige Streifen und Figuren auf den Backen, auch sind ihre Unterarme tättowiert. Die Tättowierung wird hier mit 9—10 Jahren und zwar mit Nadeln ausgeführt, oft wird auch ein Faden durchgeführt. Das Färbemittel ist gewöhnlich Ruß. Zwischen dem Kotzebue-Sunde

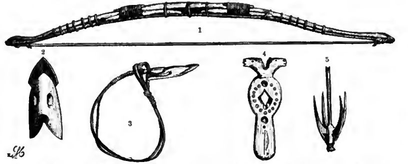
und dem Eiskap sah Beechey alle Weiber mit drei kleinen senkrechten Linien am Kinne tättowiert. Bei Point Barrow kehren die gleichen Linien wieder, nur ist der mittlere Streifen einige Zentimeter breit, und dazu kommen bei Weibern höhern Ranges noch zwei senkrechte Linien an den Mundwinkeln. Cranz berichtet, daß die Eskimo-Mutter ihren Töchtern schon in früher Jugend „aus Furcht, sie möchten sonst keinen Mann kriegen", am Knie, an Händen, Füßen und Wangen mit Ruß geschwärzte Faden durch die Haut näht, die dann später ausgezogen werden, um eine Tättowierung zu hinterlassen.

Die Haartracht der Männer ist sehr verschieden. Die Eskimo an der Ostküste Grönlands und am Mackenzieflusse tragen das Haar lang und lose, doch fassen es jene mit einem Stirn- und Kinnriemen zusammen, auf den sie so große Stücke halten, daß sie ihn nicht leicht für irgend ein Tauschmittel abgeben. Im Kotzebue-Sunde hängt es in Flechten zu beiden Seiten, bei den Tschuktschen findet man einen einzigen Zopf oder aber eine Mönchstonsur; endlich hat gerade bei letztern auch die europäische Mode sich zur Geltung gebracht. Die Weiber tragen das Haar bei den Tschuktschen in Flechten, häufig auch quer über die Stirn geschoren, bei den West- und Ostgrönländern in einem Knoten am Wirbel, der mit Bändern und Perlen verziert wird. Falsches Haar oder Aussteifung des natürlichen durch Umwindung mit Tiersehnen wird von Icy Reef und Humphrey Point beschrieben. Der in der Regel schwache Bart wird häufig durch Ausreißen der Haare beseitigt.

Mit Schmuck sind besonders Ohren und Lippen, nicht selten auch die Nase bedacht. Ringe, Federspulen, Perlen oder Pflöcke in der Nase sind sehr allgemein. Durchbohrte und abgeschliffene Muschelfragmente, auf einen biegsamen Draht von 10 bis 15 cm Länge gereiht, werden ebenfalls durch den Nasenknorpel gesteckt. Am Prinz William-Sunde sind bei beiden Geschlechtern die Ohren am untern, äußern Rande mit mehreren Löchern durchbohrt, worin kleine Büschel von Perlen hängen, welche, wie der Ohrenschmuck im Nutka-Sunde, aus durchbohrten Muschelschalen bestehen. Dagegen tragen die Männer der Tschuktschen einige Ringe aus Leder um Beine und Arme, denen eine sympathetische Bedeutung beigemessen wird, und außerdem einen mit Perlen besetzten Streifen Zeug oder Leder um die Stirn, auf welchem angeblich die Zahl der Perlen diejenige der erschlagenen Feinde angeben soll. Die nordwestamerikanischen Eskimo machen einen Querschnitt unterhalb der Unterlippe und stecken in diesen künstlichen Mund einen schmalen, platten, aus Knochen oder Muschelschale geschnitzten Zierat. Andre Stämme haben bloß verschiedene abgesonderte Löcher durch die Unterlippe gebohrt, und in diesem Falle besteht der Zierat in so vielen Knöpfen von Muschelschalen, als Löcher vorhanden sind, so daß alle Knöpfe zusammen gleichsam eine zweite Reihe von künstlichen Zähnen unter den natürlichen bilden. Die Eskimo der asiatischen Küste hatten diesen Gebrauch schon zu Cooks Zeit aufgegeben, auch wird er von keinem der Schilderer Grönlands berichtet.

Die große Bedeutung der Jagd im Leben der Hyperboreer läßt Waffen verschiedenster Art bei ihnen so stark in den Vordergrund treten, daß man sie zu den bestbewaffneten Völkern zählen kann (s. die Tafel bei S. 757). Als Kriegswaffen standen bei ihnen Bogen und Pfeile in erster Reihe, haben aber sehr rasch den Flinten Platz gemacht. Cranz schrieb von den Bogen der grönländischen Eskimo schon 1765: „Dergleichen sieht man nicht mehr, seitdem sie Flinten kaufen und borgen können", und Nordenskiöld erzählt in seiner „Umseglung Asiens", daß bei den Tschuktschen die ursprünglichen Waffen seltene Antiquitäten geworden seien. Sind sie in größerer Zahl noch zu finden, so ist es offenbar wesentlich dem Umstande zu danken, daß sie noch immer mit einer gewissen Achtung betrachtet und ebendeshalb nicht gern vertauscht werden. Immerhin ist noch über ein weites Gebiet zwischen diesen beiden verkehrsreichsten Extremen der Polarzone, Grönland und Beringsstraße, der Bogen eine Hauptwaffe und zwar noch immer der von Cranz beschriebene klafterlange, mit zähen Fäden dicht umwundene Bogen, dessen Sehne aus tierischen Fasern zusammengedreht ist.

Wie wir noch bei manchen andern Waffen und Geräten finden werden, so ist auch der Bogen der Westeskimo besser als derjenige der grönländischen, wo nach Markhams Angabe Bogen und Pfeil nördlich vom Smith-Sunde bei den affektierterweise sogenannten „Arctic-Highlanders“ fehlen, ebenso wie sie durch das Wurfbrett bei den Aleuten verdrängt wurden. Die größere Menge und Mannigfaltigkeit des Treibholzes mag dazu beitragen. Hier finden wir die vollkommenste Bogenform, aus einem gebogenen Mittel- und zwei geraden oder doch weniger gebogenen Seitenstücken bestehend. Es ist die Form, die wir früher als die asiatische bezeichnet haben, da sie aus Asien auch nach Afrika hinübergreift. Allem Anscheine nach entsteht sie ursprünglich durch die außerordentlichen Verstärkungen in Gestalt von aufgelegten Holz-, Knochen- oder Fischbeinstücken. Parry spricht von solchen Verstärkungen durch ein 25 cm langes Stück Knochen. Dieselbe wird außerdem durch Umwindung mit Sehnenfäden erzeugt und durch eingetriebene Keile, und endlich kommen Bogen vor, die aus 2—5 Stück Knochen

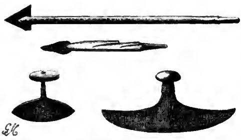



Knöcherne Waffen der Eskimo von Labrador: 1. Bogen — 2. Harpunenspitze — 3. Harpune — 4. Pfeilglätter — 5. Angelhaken. (Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 748.

ungleicher Länge zusammengesetzt und dicht umwunden sind (s. obenstehende Abbildung). Die Bogensehne ist entsprechend stark und setzt sich oft aus zahlreichen einzelnen, zusammengedrehten Sehnen zusammen. Mackenzie spricht von mannshohen Eskimobogen, die durch Einsatz eiserner Spitzen an den Enden als Speere benutzt werden konnten. Ähnliche Zwitterwaffen besaßen nordamerikanische Indianer am Missouri zur Zeit des Prinzen von Wied.

Die größte Entwickelung erfuhren bei den Eskimo-Völkern die Wurfwaffen und besonders alle diejenigen, welche einen harpunenartigen Charakter haben. Dabei sind sie alle über das weite Gebiet hin wesentlich gleich, und ihre Unterschiede sind so gering, daß z. B. der Verfasser der Dritten Reise Cooks von den Bewohnern des Prinz William-Sundes sagen kann: „Die Waffen der hiesigen Einwohner, ihre Instrumente zum Fischen und Jagen sind eben so wie bei den Eskimo und Grönländern, daher eine Beschreibung derselben überflüssig wäre, die man genau und mit einer Abbildung begleitet in Cranz' Buch antrifft. Ich sah hier kein einziges Stück, dessen er nicht erwähnt hätte, so wie auf der andern Seite alle, die er beschreibt, auch hier zu finden sind. Der merklichste Unterschied findet am Wurfspieße statt, dessen Spitze hier zuweilen nur 1 Zoll lang ist, dahingegen die Grönländer sie bis auf $1^1/_2$ Schuh lang machen sollen.“ Etwas größere Unterschiede bedingt der Rohstoff. Die Spieße, Harpunen 2c. vom Prinz William-Sunde sind alle ausgezeichnet durch ihre Schwere, während die von Unalaschka im Gegensatze sehr leicht, wohl aber auch nicht so sorgsam gearbeitet sind. Am Mackenzieflusse, wo der Holzreichtum groß ist, findet man Speere von über 2 m Länge aus Zedernholz, sonst sind die Speere in der Regel kurz.

Der Pfeil besteht in der vollkommensten Gestalt aus drei Stücken: einem hölzernen Schafte, der häufig der Fiederung entbehrt, einem knöchernen Mittelstücke und der Pfeilspitze, die aus Stein, Knochen oder Elfenbein gefertigt wird und je nach ihrer Bestimmung die verschiedenste Gestalt hat. Letzteres gilt besonders von den Knochenpfeilen, die mit und ohne Widerhaken, stumpf für kleinere Vögel, deren Gefieder man schonen will, und dann wieder nadelscharf vorkommen. Was die steinernen Pfeilspitzen anbetrifft, so sind diese von ziemlich roher, ungleicher Arbeit, ohne Unterschied der Zeit oder der Gegend, aus der sie stammen, oder des Materiales. Verhältnismäßig am vollkommensten sind noch die von der Beringsstraße und dem westlichen Nordamerika, den geringsten Grad von Fertigkeit zeigen dagegen diejenigen von Grönland, wo nur die aus Schiefer geschliffenen auf der Höhe der übrigen Arbeiten dieser Völker stehen. Unter den Formen ist die etwas verbreiterte, rund zulaufende Weidenblattform, wie sie auch in Neufundland, Illinois und anderwärts gefunden ist, die häufigste. Bei dieser Form ist das Kriterium einer gut gearbeiteten Pfeilspitze, die erhabene Mittellinie zwischen beiden Kanten, oft sehr gut markiert. Fiederung der Pfeile, angeblich am liebsten mit Rabenfedern, kommt vor. Ob Pfeilspitzen besserer Arbeit, von denen schön geschliffene, ganz flach vierkantige Exemplare in ostgrönländischen Gräbern von Copeland gefunden sind, einer bessern, ältern Zeit oder gerade nur diesem geographischen Bezirke angehören, ist zweifelhaft. Zielschießen mit Pfeilen wird als eine Volksbelustigung der Eskimo auf der nordwestamerikanischen Küste geschildert. Schließlich sei erwähnt, daß von den Tschuktschen der Pfeil beim Spannen nicht zwischen Daumen und Zeigefinger, sondern zwischen Zeige- und Mittelfinger gehalten wird. Nordenskiöld spricht von Armbrustbüchsen, die sich gelegentlich bei Tschuktschen fänden, ohne sie indessen näher zu beschreiben.



Knochenpfeile mit Kupferspitzen und Schaber der Eskimo am Kupferminenflusse. (Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 741.

Eisen gelangte schon früh durch Tausch zu den Polarvölkern, aber nur in kleiner Menge. Mit Messing eingelegte eiserne Speerspitzen, die Nordenskiöld bei den Tschuktschen, Beechey bei den Eskimo von Kap York fand, sind wahrscheinlich ost- oder innerasiatischen Ursprunges. Steller erwähnt bei den Kamtschadalen eiserne Nadeln aus europäischer oder chinesischer Quelle. Heute ist die Verwendung des Eisens wohl am geringsten in Ostgrönland. In unserm Jahrhundert hat Eisen in größerer Menge selbst bei den zentralst wohnenden Polarvölkern Eingang gefunden. So fand schon Back bei den Eskimo, welchen er an der Mündung des Großen Fischflusses begegnete, neben Messern und Pfeilspitzen aus Horn auch solche aus Eisen. Es leidet aber wohl keinen Zweifel, daß dergleichen Waren durch die Dazwischenkunft der tiefer im Lande wohnenden Stämme von der Hudsonbai oder den Niederlassungen an den kanadischen Seen hierher gebracht worden sind. Eine vielbefahrene und gefährliche See warf in Schiffstrümmern schon seit langer Zeit Massen von Eisen an den Strand, welches genügte, um einen geringen Besitz dieses Metalles dem größten Teile der Eskimo-Bevölkerung zugänglich zu machen. So begegnen wir demselben da oder dort, aber immer nur in der Weise, daß es gelegentlich als Verstärkung des doch immer die Grundlage der Waffen und Geräte dieser Nationen bildenden Knochen- und Steinmateriales auftritt. Ähnlich findet sich das Kupfer nicht selten, z. B. am Kupferminenflusse,

wurde aber, ganz wie bei den Amerikanern, nur gehämmert (s. Abbildung, S. 740). Die Eskimo von Churchill machten sogar früher jährlich Züge in die Gegend, wo an diesem Flusse das gediegene Kupfer ansteht, um dasselbe zu sammeln, so wie vor ihnen die sogenannten Kupferindianer thaten.

Der Wurfpfeil (Agligak der Eskimo) ist bis 1½ m lang, mit 25 cm langer Klinge, die sich leicht vom Schafte löst, an welchem sie mit einem Lederriemen befestigt ist. Außerdem trägt dieser Pfeil einen Schwimmer, gewöhnlich eine Blase, deren Öffnung eine beinerne Röhre und Stöpsel trägt. Der Unak der Eskimo ist ein leichter Stab, an der Spitze mit einem Narwalzahne bewaffnet, dem eine an einer Leine befestigte Spitze aufgesetzt wird. Gesellen zu der einen Klinge sich abstehende Beinfedern mit Widerhaken, so haben wir den meist mit kürzerm Schafte versehenen Nuguit der Eskimo, der besonders bei der Vogeljagd Verwendung findet. Größere Dimensionen nehmen für die Jagd aller größern Seetiere ähnlich konstruierte Wurfwaffen an, welche auf 5 cm dickem Schafte einen beinernen Stift und auf diesem die ebenfalls beinerne und womöglich mit eiserner Klinge versehene Harpune tragen (s. Abbildung, S. 746).

Als Wurfwaffe dient zur Vogeljagd eine sinnreiche Vorrichtung, welche die hier fehlende Schleuder ersetzt. Zu diesem Zwecke werden nämlich 5—6 zusammenhängende dünne Leinen, von denen jede am Ende einen kleinen, rund geschnittenen Knochen trägt, zwischen die Enten geworfen, worauf die mit Knochen beschwerten Leinen die Flügel der Enten umwickeln, so daß sie nicht vom Platze kommen und leicht gefangen werden können.

Die Einführung der Flinten hat die Jagd, besonders auf Landtiere, vielfach umgestaltet, während die Wassertiere noch am meisten harpuniert, gefangen oder erschlagen werden. Füchse werden geschossen oder in Fallen gefangen, Kaninchen aber nur geschossen, wobei die Jäger sehr vorsichtig verfahren, im Schnee bis auf Schußweite herankriechen und nicht eher schießen, als bis sie der Beute sicher sind, da Munition zu viel Wert für sie hat, um dieselbe nutzlos zu verschwenden. Renntiere lockt man durch Rasenstücke, die man auf dem Boden niederlegt, an Orte, wo der Jäger auf dem Anstande steht. Aber auch die kleinsten Säugetiere, wie Mäuse, die in einigen Arten bis an den Nordrand des Festlandes in Asien und Amerika gehen, verschmäht der hyperboreische Jäger nicht. Die Jagd und der Fischfang beschäftigen den Eskimo der Küsten jahraus jahrein, und sie sind seine liebsten, zugleich aber auch gefährlichsten Beschäftigungen. Hauptgegenstand, weil am meisten lohnend und durch ihr Fett nicht bloß für die Ernährung, sondern auch die Erwärmung und Beleuchtung der Hütte wichtig, sind Walroß und Seehund. Walrosse werden schon im Frühjahre getötet, wenn sie in Scharen auf dem Eise zu liegen pflegen. Sie werden dann geschossen, in Stücke geschnitten und aus nächste Land gebracht, wo die Beute ziemlich weit vom Wasser weg in Haufen gelegt und mit Häuten zugedeckt wird. Dort bleibt dieselbe liegen, bis der Vorrat in den Häusern verbraucht ist. Seehunde werden meist auf dem Eise und im Winter nur wo das Eis gebrochen im offenen Wasser erlegt. Die Zeit, wo es Eislöcher und einzelne offene Stellen gibt, an welchen die Seehunde zum Luftholen auftauchen müssen, gilt für die beste Jagdzeit; sogar die Wohnorte der Stämme bestimmen sich zu dieser Zeit nach den Stätten des festliegenden Eises. Schwieriger ist die Seehundsjagd mit der Harpune und dem Spieße auf der offenen See. Die Fischgerätschaften und Jagdspieße liegen dabei an Riemen befestigt auf dem Boote in Bereitschaft. Sie befinden sich alle in bestimmter Ordnung, bei der Harpune die Blase hinten, die Leine vorn. Der Eskimo sucht sich dem Tiere hinter Wellen, zwischen der Sonne, unter dem Winde mit raschen Schlägen zu nähern und ihm aus 6—10 m Entfernung die Harpune mit der Rechten ins Fleisch zu werfen, während die Linke das Ruder hält. Die Gefahr liegt dabei hauptsächlich im Umwerfen des Fahrzeuges durch Hängenbleiben der Leine oder allzu heftige Bewegungen des Tieres oder darin, daß die

Leine um Hand oder Hals des Jägers eine Schlinge bildet und denselben mit fortreißt. Ist das Tier ermattet, so wird es mit dem Spieße totgestochen, die Wunden verstopft, damit das Blut nicht ausfließt, zwischen Haut und Fleisch Luft eingeblasen, um die Last zu erleichtern, und die Beute, an der linken Seite des Schiffchens festgebunden, heimgeschleppt. Stärkere und behendere Tiere werden gemeinschaftlich von mehreren Jägern gejagt, wobei es wohl geschehen kann, daß auf den Anteil eines einzelnen 8—10 Stück kommen. Bei größern Tieren, wie Seebären und Walrossen, wird es noch notwendiger, daß mehrere Jäger sich zur Jagd zusammenthun, und diese Vereinigungen sind, wie wir sehen werden, von tieferer sozialer Bedeutung. Nach bestimmten Gesetzen findet dabei die Verteilung der Beute statt. Derjenige, dessen Pfeil zuerst getroffen, erhält die Haut oder die Hälfte derselben und den Hauptteil der Gedärme; der, dessen Pfeil der zweite war, erhält den Hals und den Rest der Eingeweide, und so werden weiter die Blase und die Extremitäten verteilt. Eisbären werden manchmal mit Hunden in ihren Höhlen aufgesucht und in diesen erstochen.

Von großer Bedeutung für das gesamte Leben der Hyperboreer ist der Robbenschlag im Beringsmeere geworden. Durch ihn allein sind z. B. die Aleuten in diese Gegend versetzt worden, wo sie heute die Berings-Insel bewohnen, die zu des Entdeckers Zeit vollständig unbewohnt war. Nach K. Neumanns Angabe werden hier jährlich im Durchschnitte 13,000 Robbenfelle abgeliefert. Allerdings ist nun die Arbeit dieses Robbenschlages keine sehr schwere. K. Neumann, der die Berings-Insel im Jahre 1847 besuchte, sah einen der beiden Plätze, wo nach Angabe der Eingebornen eine halbe Million Seebären sich tummeln, aus denen zu bestimmter Zeit ein paar Tausend mit eichenen Prügeln totgeschlagen werden, nachdem man die ganze Horde so zusammengetrieben hat, daß man die passendsten Individuen auswählen kann. Auch erhalten die Jäger Geldgeschenke, man hat ihnen Hütten und Kirchen gebaut, und die amerikanische Gesellschaft hält ihnen einen Lehrer. Ähnlich ist es auf den Kommandeurs-Inseln, welche jährlich 100,000 Felle liefern. Allein es ist mit diesem Eintreten eines neuen Wirtschaftsfaktors, wie immer unter gleichen Verhältnissen, das Gleichgewicht dieser Völker gestört worden, denn ihre Bedürfnisse steigen noch rascher als die Mittel zur Befriedigung derselben.

Die Eskimo besitzen einen hohen Grad von Geschicklichkeit, zur See und in Flüssen Fische mit dem Wurfspieße zu treffen; doch bedienen sie sich auch der Angelhaken, der Netze und Wehre. Ihre Angelhaken sind von Knochen (s. Abbildung, S. 739) oder bestehen in einem hellen Steine, der, als Lockmittel dienend, in ein gespaltenes Stückchen Holz gesteckt wird. Die Leinen bestehen aus Sehnen, dünnen Algenfäden, Weidenrinde, Nesselfasern; ihre Netze sind aus ähnlichem Materiale geflochten, erreichen aber nie bedeutende Größe und sind auch nicht allgemein. Nach Franklin fischen z. B. die Eskimo am untern Kupferminenflusse bloß mit Speer und Angel. Der Fischfang mit betäubenden Pflanzenstoffen ist nicht bekannt, aber die Aleuten benutzen eine scharf riechende Pflanze als Köder. Neben der Jagd auf die größern Seetiere beansprucht überhaupt der Fischfang keine so große Bedeutung wie etwa bei manchen Völkern Polynesiens. Dies gilt besonders von den Grönländern und den mittlern Eskimo. Wo aber der Fischreichtum in Flüssen so gewaltig ist wie in den an das Beringsmeer grenzenden Gebieten, da gewinnt auch der Fischfang wieder größere Bedeutung. So sind die Renntiertschuktschen große Fischer und steigen im Sommer ans Meer, eigens um zu fischen, herab.

Die Hauptmahlzeit der Eskimo, welche mehrere warme Speisen umschließt, findet gegen Abend statt, und im Winter legt sich die Gesellschaft in der Regel bald nach derselben zur Ruhe, um sehr früh, oft schon um 2 Uhr, zum Genusse einer kalten Speise sich zu erheben. Ist Nahrung in Menge vorhanden, dann füllen wohl fünf Mahlzeiten den größten Teil des Tages aus. Der größte Nahrungsüberfluß herrscht natürlich bei günstigem Jagdwetter.

In dieser Zeit schildert Nordenskiöld das Innere einer Tschuktschenhütte folgendermaßen: „Wir sahen längs der Wände eines einzigen Zeltes gegen 40 Seehunde und große Haufen von Speckseiten aufgeschichtet; die Kinder, welche in der letzten Zeit stark abgefallen waren, wenn auch nicht im Vergleiche zu unsern europäischen, so doch zu gut gefütterten tschuktschischen Kindern, begannen gleich ihren Eltern schnell wieder ihre gewohnte Rundung zu gewinnen". Aber ebenso oft herrscht Nahrungsmangel. „Die Tschuktschen wissen nämlich nicht, was es heißt, sich einzuschränken", sagt der zeitgenössische Beobachter W. Bruch. „Solange viel da ist, wird viel gegessen; ist nichts mehr da, wird gehungert." Und so machen ihnen denn schon heute die Walfischfänger Sorgen, die sie früher gar nicht kannten. Ohne sie können die Anwohner des Beringsmeeres schon gar nicht mehr leben, und anderseits schränken dieselben ihnen doch die Mittel zum Leben beständig mehr ein. Kämen die Schiffe nicht, so müßten sie Gewehre, Pulver, Nadeln und andres entbehren und wieder zu ihren Knochen- und Elfenbeingerätschaften zurückkehren. In frühern Zeiten haben sie allerdings weniger Mühe gehabt, zu jagen; jetzt aber fangen die Schiffe sehr viel Walfische und Walrosse weg, so daß diese schon selten werden, und so manches Jahr haben die Tschuktschen sehr viele Mühe, sich den Winter hindurch zu ernähren.

Von den Speisevorräten wird nichts roh verzehrt, wenn nicht die Not dazu zwingt, außer gelegentlich ein Stück Speck. Beim Essen wird ein meterlanger hölzerner Trog auf die Erde gestellt, das Fleisch darauf geschüttet und von der Frau in kleine Stücke geschnitten. Dann langt ein jeder mit den Fingern zu. Die Brühe wird in kleinen hölzernen Gefäßen oder auch kleinen Blechbüchsen verteilt. Eine normale Tschuktschenmahlzeit besteht aus Gras mit Seehundsfett, gekochter Walroßhaut, einigen gekochten Wurzeln, gekochtem Walroßfleische und zuletzt aus einer Brühe. Am beliebtesten sind Renntierfleisch, getrocknetes Blut, der Mageninhalt des Renntieres, ein Gemisch von frischen und angebrüteten Vogeleiern, Angelikawurzeln und Moosbeeren, Köpfe frisch gefangener Fische und Ähnliches. Nachbarn machen sich gegenseitig Geschenke mit diesen Delikatessen. Das Thrantrinken hat schon Cranz als eine Fabel bezeichnet. Ehe der Branntwein seinen Weg in diese Gegenden fand, war frisches Wasser, oft durch ein Stück Eis oder Schnee gekühlt, das einzige Getränk der Eskimo. Es stand in hölzernen, mit Knochenplättchen und -Ringen eingelegten Gefäßen in der Hütte nebst Schöpfbecher stets bereit. Tabak, häufig mit einheimischen Kräutern und selbst Holz gemengt, wird stark geraucht. Die Berings-Völker haben denselben allem Anscheine nach nicht erst von den Europäern erhalten, denn sie rauchen ihn fein geschnitten aus einer kleinen Pfeife, die durch einige Züge leer wird.

Während die eigne Thätigkeit dieser Völker durch das Hereinströmen der Erzeugnisse überlegener Industrien Europas und Amerikas eingeschränkt wurde, hat der Handel allein einen lebhaften Aufschwung genommen. Er ist naturgemäß am lebhaftesten zwischen Küsten- und Binnenstämmen, und jene sind in der Regel dabei der aktive Teil. Die Leute, welche in der Nähe des Ostkaps der Tschuktschen-Halbinsel wohnen, gehen jeden Winter westwärts und handeln mit den dortigen Eingebornen, da die Schiffe höchst selten weit nach dem Westen gehen. Auch kommen im Sommer Eingeborne von Alaska in ihren Booten mit hölzernen Gefäßen und tauschen dieselben gegen Renntierfelle um. Da die Küstenbewohner selbst keine Renntiere besitzen, so müssen sie, wenn sie Felle oder Fleisch haben wollen, auch wieder Handelsartikel, am besten Öl, mitnehmen. Zwischen den Eskimo des Kupferminenflusses und den nahewohnenden Indianern vom Stamme der Loucheux findet einiger Handel statt. Einige kleine russische Münzen fanden bis zu jenen ihren Weg. Der Handel bedingt einen weiter reichenden Verkehr, als man in dem menschenarmen Lande voraussetzen würde. Und denselben hat keineswegs erst die Berührung mit den Europäern hervorgerufen. Im Mittelpunkte des Wohngebietes der Eskimo, bei den Netschillik

von König Williams-Land, findet man einen regen Tauschhandel, der besonders Treibholz und Topfstein umsetzt, welche beide im Gebiete des eben genannten Stammes selten sind oder fehlen. Sie ihrerseits bringen dafür ihren Nachbarn hauptsächlich Schwefelkies von der Ostküste von Boothia Felix, der zum Feuerschlagen benutzt wird. Dabei folgen sie bestimmten Wegen, die sie auch auf den für Europäer gezeichneten Karten anzugeben nicht vergessen haben. Ununterbrochene Verbindungsstraßen laufen von Labrador im Süden bis zum Smith-Sunde im Norden und ebenso in ostwestlicher Richtung. Falsche Nachrichten, mit denen Eskimo gelegentlich Europäer bedienten, möchten wohl auf die Befürchtung zurückzuführen sein, in diesen Verbindungen gestört zu werden. Solche Wege führen wohl an mehr Stellen, als man weiß, an Marktplätzen zusammen, die zeitweilig von einer größern Zahl Handeltreibender besucht werden. So findet zur Sommerszeit auch auf einer nahe der Südspitze Grönlands gelegenen Insel, Alluk, ein Tauschverkehr mit Westgrönländern statt, wobei sich die Ostländer gegen ihre Felle allerlei europäische Waren eintauschen. Auf den Inseln des Eismeeres, die der Tschuktschenküste vorgelagert sind, tauschen Tschuktschen russische Waren, besonders Tabak, gegen die Biber-, Marder- und Robbenfelle der Karaulen. Größere Dimensionen nimmt schon der Handel der Renntiertschuktschen auf der sogenannten Tschuktschenmesse in Anjui an, wo auch Tungusen, Lamuten, Tschuwaschen mit den Kaufleuten von Jakutsk zusammentreffen, und wo zugleich der Jspravnik von Kolymsk den Jassak, d. h. Tribut, einnimmt. Die Tschuktschen haben außer mit den Amerikanern ferner noch Handelsbeziehungen mit den Eskimo, welche an der Ostküste der Beringsstraße leben. Sie verkaufen den Eskimo Renntierhäute und russischen Tabak und kaufen von ihnen Pelzwerk und Branntwein. Letzterer und Tabak sind die Veranlassung, daß viele Bewohner der Küste mehr Händler als Fischer oder Jäger sind. Neumanns Mitteilung nach geht fast aller Branntwein, welchen die Tschuktschen von den amerikanischen Schiffen eintauschen, ins Innere des Landes zu den sogenannten Renntiertschuktschen, und hierin gerade liegt das Gefährliche dieses Handels, weil dort das „Tollwasser“, wie die Eskimo es nennen, nicht mehr zu kontrollieren ist. Nicht nur treiben sie einen verlustvollen Handel, um Branntwein einzutauschen, sondern dieser verdirbt, was mehr sagen will, ihren Charakter und ihre Gesundheit. Die Überwachung dieses Handels durch amerikanische Zollschiffe hat bisher wenig gefruchtet. Der Wert des Warenvorrates eines einzigen Tschuktschen, freilich des reichsten, in Indian Point wurde, wie die Brüder Krause berichten, nach mäßiger Schätzung auf über 20,000 Mark taxiert. Aber nicht dieser Handel allein, sondern besonders auch die Ansammlung zahlreicher Walfischfänger in der Beringsstraße bewirken tiefgehende Veränderungen in den Sitten der Küstenbewohner. Die amerikanischen Walfischfänger nehmen in jeder Saison eine Anzahl Eingeborner von verschiedenen Orten, namentlich aus der Ploverbai, von Indian Point, aus der Lorenzbai und vom Ostkap, an Bord und setzen dieselben oft erst nach längern Reisen wieder ab. Eine Lingua franca im Stile des Tschinuk, in der „mi savi“ auf spanischen, „kau-kau“ auf kanakischen Ursprung zurückführt, wird weithin verstanden.

Eine der wichtigsten Stützen des arktischen Menschen im Kampfe mit der Natur ist der Hund, dem wir in Amerika und Grönland wie in Asien und Europa bald als Zugtier, bald als Haustier, das um seines Fleisches willen gemästet wird, bald als Jagdgefährten begegnen; letzteres indessen wohl nur da, wo das Terrain den Schlittenfahrten widerstrebt, wie im felsigen, zerrissenen Südgrönland. In Ostgrönland ebenso wie im nördlichen Westgrönland sind dagegen die Schlittenreisen üblich (s. Abbildung, S. 745). Wie bei der Weite seines Verbreitungsgebietes leicht zu ermessen ist, gehört er nicht einer einzigen Rasse an, und doch prägen die spitze Schnauze, die aufgerichteten Ohren, der buschige Schweif, das fahlgraue bis weißliche Fell, die um 80 cm schwankende Größe, wolfähnliche Züge in Physiognomie und Charakter, die Nahrungsweise und Ausdauer ihm einen

besondern Charakter in allen Teilen seines Verbreitungsgebietes auf. Er wird von dem Abfalle der Nahrung seines Herrn gefüttert, aber auf der Reise erhält er alle zwei Tage Fische, die oft eigens zu diesem Zwecke gefangen und aufbewahrt werden, und Fleisch. Vor längern Fahrten werden sie besser genährt und an raschen Lauf gewöhnt, so daß sie endlich für kurze Zeit und bei nicht allzu strenger Kälte Strecken von 100 bis 150 km in einem Tage zurücklegen. Die Füße werden, um sie vor dem Wundlaufen zu schützen, mit kleinen Pelzschuhen bezogen. Ein gutes Gespann besteht aus ungefähr zwölf Hunden, die mit Geschirr aus Bären- und Seehundshaut eingespannt sind. Dem ersten Schlitten läuft oft frei ein besonders dressierter Leithund voran, der die Spur zu finden gewohnt ist, und dem die übrigen Hunde freiwillig folgen. Neben hoch entwickeltem Orts- und



Ein Eskimolager in Grönland. (Nach Photographie im Besitze des Herrn Hagenbeck, Hamburg.) Vgl Text, S. 744 u. 752.

Geruchssinne bewundern die Polarreisenden auch den scharfen Instinkt dieser Hunde für die Sicherheit des Eises, auf dem sie rascher laufen, wenn sie es unsicher wähnen. Während ihrer sommerlichen Bootsreisen bringen die Eskimo ihre Hunde oft auf kleine Inseln, von denen sie nicht leicht entfliehen, und wo sie sich selbst ernähren können. Die Behandlung, welche diese Tiere erfahren, steht aber nicht im Verhältnisse zu den Diensten, die sie leisten. Lahm geschlagene Beine, ausgepeitschte Augen sind nicht selten.

Der **Schlitten** der Eskimo (s. obenstehende Abbildung) ist gerade wie ihr Jagdboot, der Kajak, in den Gebrauch der zivilisierten Menschheit übergegangen. Beide sind ganz der Natur, in der sie entstanden, ja, man kann fast sagen, die sie gebar, angepaßte Erfindungen, in dieser Umgebung und für dieselbe unübertrefflich. Die Mittel der Schlittenkonstruktion sind einfach: zwei knöcherne oder hölzerne Kufen, durch Riemen, so daß Verschiebung möglich, mit Querhölzern verbunden, an der Unterseite mit Walfischknochen belegt, die bei der Fahrt öfters genetzt werden. Die Größe ist verschieden. Unter dem Einflusse sehr großer Kälte nimmt der Schnee eine harte, krümelige oder sandartige Konsistenz an, und es ergibt sich dann eine solche Reibung der Schlittenkufen, daß ohne Anfeuchtung der letztern, wodurch

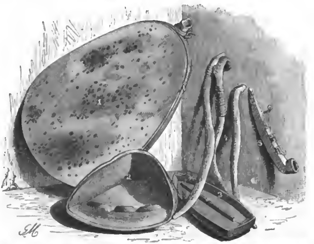
eine dünne Eisschicht über dieselben gezogen wird, die Fortbewegung wesentlich erschwert ist. Unsre Polarfahrer haben diese Thatsache durch Wrangel und J. J. Hayes erfahren. Aber die Grönländer sind längst gewohnt, häufig auf Fahrten bei sehr kaltem Wetter Halt zu machen, ein Stück Schnee im Munde zu schmelzen und mit dem Schmelzwasser die Kufen anzufeuchten.

Die Schiffe der Eskimo bestehen aus einem Gerüste von Holz und Knochen mit Überzug von Fellen. Eisenteile werden wegen des Rostens und Durchscheuerns auch dort vermieden, wo Eisen zu haben wäre, und die Befestigung der Teile aneinander geschieht durch Holzpflöcke, Fischbein und Sehnen. In der Regel kommen zwei Formen vor, die erheblich verschieden sind: das Weiberboot (Umiak der Grönländer), welches zum Transporte und für größere Reisen gebraucht wird, bei 6—8 m Länge 1½ m breit ist und einen verhältnismäßig komplizierten Bau aus Kiel, Längsrippen, Querbalken und Ruderbänken darstellt, und das Männerboot. Der Name Weiberboot bezieht sich darauf, daß bei den Grönländern das Fahren mit diesen Booten den Weibern überlassen ist, die auch den Überzug mit Seehundsfell herstellen, während die Männer das Gerüst des Bootes bauen. Die kurzen, grabscheitähnlichen Ruder hängen in Lederriemen, und mit einem ebensolchen Ruder wird gesteuert. Leicht macht eine Gruppe von 15 bis 20 Köpfen mit Zelten, Hausgerät und selbst Hunden in einem solchen Boote mehrere Hundert Kilometer lange Reisen. Einen Maßstab für ihre Tragfähigkeit mag die Angabe Rinks liefern, daß früher nach Pamiagdluk jährlich 2—3 Umiaks kamen, die 1000 Pfund Robbenspeck, 6 Eisbärenfelle, 12 Fuchspelze und 200 Seehundsfelle zum Verkaufe brachten. Einige Männer fahren bei solchen Transporten in ihren Jagdbooten nebenher, um unter Umständen dem schwer beladenen Fahrzeuge Hilfe zu leisten. Am Kotzebue-Sunde führen die ältern Männer das Steuerruder in diesen Booten und haben zugleich das Recht, wenn sie nicht arbeiten, den Hintersitz einzunehmen. Kotzebue sah an der Lorenz-Insel ein solches Boot, das hier Baidare oder Baidarke genannt wird, von Hunden längs des Strandes gezogen. Segel können wegen des leichten Umschlagens nicht oft angewandt werden, doch erwähnt man sie von Grönland wie von der Nordostküste Asiens, wo die Tschuktschenboote zwei aus blauem und weißem Kaliko sauber zusammengenähte Segel, ein kleineres von der Form eines liegenden Rechteckes über dem großen, mehr quadratischen Hauptsegel, tragen. Cranz spricht von Segeln aus Seehundsdärmen bei den Grönländern. Wo diese Boote nicht bekannt sind, wie bei einzelnen Stämmen des nordamerikanischen Polar-Archipels, scheint nur mangelnder Verkehr den Ausfall erzeugt zu haben, denn in der Erinnerung fand Parry dieselben noch so klar, daß einzelne ihm Modelle davon zeigen konnten. Cook konnte


Ein Kajak der Eskimo. (Nach Photographie im Besitze des Herrn Hagenbeck, Hamburg.) Vgl. Text, S. 741 und 747.

die Beschreibung grönländischer Weiberboote, die Cranz 1765 geliefert hatte, mit den Booten der Aleuten vergleichen und fand die Übereinstimmung vollkommen.

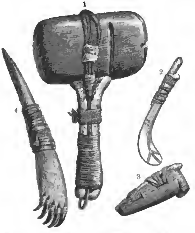
Viel eigenartiger ist das schmale, einsitzige Jagdboot oder Männerboot, Kajak der Grönländer, eine der merkwürdigsten und zugleich vollendetsten Erfindungen der Naturvölker, das wichtigste Hilfsmittel bei Seejagd und Fischfang (s. Abbildung, S. 746). Zwar nennt Hayes den grönländischen Kajak das gebrechlichste Erzeugnis großer schiffbauender Fähigkeit, das jemals von Menschen gelenkt ward, und doch zugleich leicht wie eine Feder und graziös schwimmend wie eine Ente. Ohne Ballast und Kiel schwebt dies Boot fast auf der Oberfläche des Meeres. Es ist also zum Umschlagen geneigt, und große Übung ist nötig, um es zu lenken. Kein Seiltänzer braucht mehr Kaltblütigkeit und mehr Balancierfähigkeit als der Kajaker. Trotzdem wagt derselbe in seinem zerbrechlichen Fahrzeuge sich auf eine See, deren Wogenschlag ein gewöhnliches Boot zertrümmern würde, und bricht durch eine Brandung, welche ihn momentan begräbt. Dieses eigentümliche Boot geht durch das ganze Wohngebiet der Eskimo mit im Grunde geringen Variationen. Das Gerüst besteht auch bei diesem 3—4 m langen, aber nie über 1/2 m breiten Fahrzeuge aus bis zu 60 Stück hölzernen oder knöchernen Sparren und Leisten der verschiedensten Formen und Zwecke, die mit Sehnen oder zerfasertem Fischbeine aneinander befestigt sind, und auch hier dient zum Überzuge Seehundsfell; doch deckt der Überzug das ganze Boot mit Ausnahme einer runden Öffnung in der Mitte (zwei und drei Öffnungen, wie sie von den Jagdbooten der Aleuten beschrieben werden, sind selten), in welcher der Rudernde Platz nimmt, und welche er mit dem Wasserpelze so dicht um sich zuknüpfen kann, daß keine Feuchtigkeit einzudringen vermag. Die genaue Zusammenfügung des Fellüberzuges durch feine Nähte und dessen öftere Einreibung mit Walfischspeck befördern die Dichtigkeit. Dieser gesellen sich dann noch zwei nicht minder wichtige Eigenschaften, die Gelenkigkeit und Leichtigkeit, zu. Die zahlreichen kunstvoll zusammengefügten Bestandteile des Gerippes samt dem leichten elastischen Überzuge bewirken, daß beim Gange fast jeder einzelne Teil am andern biegsam und lenksam ist. Die Leichtigkeit aber ist so groß, daß ein Kajak oder eine Baidarke von dem Ausziehenden gewöhnlich bis ans Meer, wie ein Köcher quer über den Rücken hängend, getragen wird. „Und wirklich ist es auch ein Köcher, denn die sämtlichen Wurfspieße verschiedener Art, deren der Mann sich eben zu bedienen gedenkt, sind auf dem Verdecke in besondern Schlingen so befestigt, daß er sie beim Sitzen in der



Geräte der Eskimo: 1. Tamburin — 2, 3. Steinlampen — 4. knöcherne Geräte zum Kleiderreinigen — 5. Pfeife aus Walroßzahn. (Museum für Völkerkunde, Berlin, und Britisches Museum, London.) Vgl. Text, S. 731 und 752.

Luke sämtlich mit Leichtigkeit ziehen und mittels des sorgfältig gearbeiteten Wurfbrettes, welches ebenfalls in einer dieser Schlingen Platz findet, mit großer Gewalt und Sicherheit vor sich werfen kann." Mit 30 kg Waffen und Ballast und einem Schiffer von 70 kg Gewicht beladen, mißt nach Erman eine aleutische Baidarke am breitesten ihrer eingetauchten Querschnitte doch nur wenig über $^1/_{20}$ m und macht in 9 Stunden 4—$7^1/_2$ Seemeilen. Erman führt Beispiele an, wo Wege von 29 und 17 deutschen geographischen Meilen in 27,5 und 15 Stunden zurückgelegt wurden. Auf die durchschnittliche Leistung eines entsprechend beladenen Fußgängers reduziert, erhält man einen zehn- bis elfmal so großen Zeitaufwand.

Die aleutischen Kajaks haben die Eigentümlichkeit, daß das Vorderende eine Spitze unter und eine über Wasser hat, gleichen aber sonst den grönländischen. Das Doppelruder (Pautik der Eskimo), mit welchem der einzelne Mann das Fahrzeug fortbewegt, gehört, weil aus Treibholz verfertigt, zu den wertvollsten Besitztümern und wird behufs größerer Haltbarkeit mit Bein eingefaßt. Von besonderer Wichtigkeit ist es auch bei dem nicht selten eintretenden Kentern, wo es als Hebel benutzt wird, um Mann und Kahn wieder aufrecht und ins Gleichgewicht zu bringen. Der Verlust des Ruders macht die Existenz in dem schmalen Boote gefährlich, und wenn derselbe eingetreten, beeilt sich der Schiffer, sich loszuschnüren. Mit dem Ruder aber kennt er zehn Wege, um sich und das gekenterte Fahrzeug zu retten. Er übt dieselben von Jugend auf, und gerade sie rechtfertigen am meisten die Zweifelsfrage Wenjanimows, ob der Aleut für die Baidarke oder diese für ihn geschaffen sei. Denn selten sind Fremde zu der Fertigkeit gelangt, dieses Schiffchen in nicht ganz glatter See zu lenken. Die Form des Ruders ist von Grönland bis Alaska dieselbe, aber im einzelnen finden sich Unterschiede, welche es erklären, daß Eskimo aus einem einzelnen, verlornen Ruder den Eskimo-Stamm bestimmten, dem es gehört hatte.



Geräte der Eskimo: 1. Jadeithammer — 2, 3. Geräte zur Herstellung von Quarzpfeilspitzen — 4. Kratzer. (Christy Collection, London.)

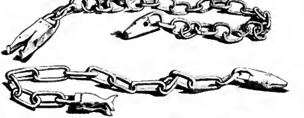
Wie im ganzen nach Anlage und Erfindung sinnreich, sind alle Werke der Eskimohand auch durch die Vollendung im einzelnen gekennzeichnet, welche das Merkmal der fleißigen, geduldigen Arbeit, oft aber mehr als dies, das Produkt eines regen Schönheitssinnes, ist. Schon Cook hob auf seiner dritten Reise hervor, wie alle ihre Gerätschaften durchgehends so gut gemacht seien, als ob es ihnen an keiner Art der besten und schicklichsten Werkzeuge fehlte (s. obenstehende Abbildung und die auf S. 739 u. 749). Und er schließt seine Betrachtung ihrer Flecht- und Näharbeiten, indem er sagt: „Bedenkt man den in andrer Rücksicht rohen und ungesitteten Zustand dieses Volkes, seine nördliche Lage in einem fast beständig mit Schnee bedeckten Lande, ferner die elenden Materialien und Hilfsmittel desselben, so muß man in der That gestehen, daß es an Geschicklichkeit und Erfindung in seinen Handarbeiten allen andern Nationen wenigstens gleichgestellt werden könnte". Dieser **hohe Stand des Gewerbes**, das oftmals den Namen Kunstgewerbe nach unserm heutigen Sprachgebrauche verdienen würde, ist um so mehr zu bewundern, als von Arbeitsteilung in diesem vielbedrängten, vom Momente abhängigen, der festen Stützen des Ackerbaues und

der Viehzucht ganz entbehrenden Leben viel weniger die Rede sein kann als z. B. bei den so viel leichter arbeitenden Negern. Hier gibt es offenbar eine weitverbreitete und wohl herangezogene Geschicklichkeit. Auf die künstlerischen Anlagen der Hyperboreer wurde früher (s. S. 731) hingewiesen.

Nicht das kleinste Interesse, welches den Gegenständen von Eskimo-Manufaktur innewohnt, ist die vorwiegende und vielfeitige Verwendung des Knochens, welche in dieser Ausdehnung in der heutigen Menschheit nicht mehr vorkommt. Auch der Stein ist reichlich verwendet und in kleinem Maße sogar Metall, aber während letzteres nur mit Wracken europäischer Schiffe an den Strand geschwemmt oder in dem seltenen gediegenen Zustande aus der Erde gegraben wird, wie das Kupfer am Kupferminenflusse, und der Stein in manchen eskimobewohnten Gegenden, z. B. dem nördlichsten Nordamerika, den größten Teil des Jahres unter Schnee und Eis liegt, liefern ihm die Tiere, die er zu seiner Ernährung in großer Zahl töten muß, zu jeder Zeit Knochen. Dies ist das Material, in welchem er wahrhaft schwelgt, das ihm nicht nur in unerschöpflicher Fülle, sondern in einer Schönheit (man denke an die Walroß- und Narwalzähne) zur Verfügung steht, welche zur künstlichen Bearbeitung geradezu herausfordert. So ist denn hier im Eise der Polarländer eine Kunst der Schnitzerei in Knochen aufgeblüht, welche in ihrer Art nicht minder reich und mannigfaltig ist als die der sonnigen Fidschi- oder Salomo-Inseln. Die Knochen der riesigen marinen Säuger liefern nicht bloß viel und gutes Material, sondern auch genügend große Stücke, und so finden wir denn als Spitzen von Wurfspeeren und Harpunen, als Hämmer, als Stäbe oder Zepter prachtvolle Walroß- und Narwalzähne und große Renntiergeweihe verwendet. Die fußlangen Drills zum Feuerbohren gehören zu den häufigsten Funden. Auch Pfeifen, Messerscheiden, Bogenspanner aus Knochen sind gewöhnlich. In außerordentlicher Menge aber werden kleinere Gegenstände, wie Messergriffe, Pfeilspitzen, Fischangeln, Schwimmer, Spatel zum Ledergläten, Ahlen, Kämme, Schiffchen zum Netzeflechten und andre, aus Knochen gefertigt, und für


Knöcherne Beile und Hacken der Eskimo. (Britisches Museum, London.) ⅛ wirkl. Größe. Vgl. Text, S. 748.

diese Dinge hat, man kann wohl sagen, Knochen jeder Art ein Monopol. Die Härte und natürliche Glätte desselben schreiben ganz von selbst eine gewisse Richtung in der Bearbeitung vor, welche gewöhnlich jede hervortretende Ornamentierung ausschließt, dafür aber Glätte und Sauberkeit der Arbeit und im allgemeinen wohl auch Zweckmäßigkeit derselben um so mehr ausprägen läßt. Je primitiver im allgemeinen die Steinsachen der Eskimo sind, um so auffallender ist die Politur, welche sie ihren Knochensachen zu geben wissen. In dieser Beziehung stehen die größten, armlangen Harpuneneinsätze nicht hinter den Kleinigkeiten zurück. Einen um so erfreulichern Eindruck macht diese Glättung, als sie Hand in Hand geht mit einer entsprechenden Rücksicht auf die Symmetrie, in welcher sich das so oft gepriesene Augenmaß der Eskimo glänzend bewährt. Was daneben an Ornamenten vorkommt, besteht in der großen Mehrzahl der Fälle aus eingeritzten geraden Linien, Rauten, Punktreihen, aus eingebrannten kleinen Ringen (ganz ähnlich auf Elfenbeinringen in Afrika wiederkehrend) und endlich, und zwar dies hauptsächlich auf den Feuerbohrern, aus Hütten, Schiffen, Menschen, Renntieren, oft in dutzendfacher ermüdender Wiederholung. Es ist, als ob der Dank für die Wohlthat des Feuers, welche durch sie vermittelt wird, sich in der liebevollen Ausschmückung gerade dieses Werkzeuges kundgeben wolle. Sie ist thatsächlich keinem andern in entfernt ähnlicher Weise eigen. Nur die Bogenspanner tragen dann und wann ähnliche Zeichnungen. Übrigens zeigen diese Bilder, die immer sehr klein und schematisch gehalten sind, keine Spur von der scharfen Auffassung und kühnen Linienführung der in unsern Diluvialhöhlen gefundenen Tierbilder. Mehr künstlerischen Wert haben die Schnitzereien nach der Natur, mit Vorliebe Seehunde, Walrosse, Hunde, Bären darstellend, die entweder bloß zur Kurzweil gefertigt sind, oder zum Einsatze von Fischangeln und dergleichen gebraucht werden. Etwas ganz Eigentümliches sind die Ringe aus den Klauen kleiner Vögel und die aus seltenen Steinen, häufig Türkisen, gefertigten Knöpfe zum Einstecken in die Unterlippe. Als Belege besonderer Geschicklichkeit seien endlich die aus einem Stücke Walroßzahn geschnittenen Ketten (s. obenstehende Abbildung), dann die ähnlich gearbeiteten Griffe verschiedener Werkzeuge genannt: sicherlich die Arbeit manches langen Schneetages in sich verkörpernd. Von hoher Vollendung sind hölzerne Schöpfgefäße aus biegsamem Holze, nach Art unsrer Holzschachteln vollkommen wasserdicht zusammengenäht.



Ketten aus Walroßzahn, von den Aleuten. (Städtisches Museum, Frankfurt a. M.)

Außerordentliches leisten die den Nordwestamerikanern benachbarten Stämme im Flechten. Als Material benutzen sie eine nach Art des Hanfes zubereitete Faser aus den Halmen einer Elymus-Art. In den Höhlengräbern von Sta. Catherina hat Dall geradezu kunstvolle Matten aus diesem Stoffe gefunden, in welche Federn und Renntierhaare eingeflochten waren, wie bei Maori-Matten. Die Hüte der Prinz Williams-Sundbewohner, aus Binsen undurchlässig geflochten, oft doppelt mit einem Kopfteile und einem äußern eigentlichen Hute, und mit denselben schwer deutbaren Figuren bemalt, die wir auch auf ihren übrigen Geräten bewundern, sind eine vorzügliche Leistung, ebenso ihre undurchlässigen Körbe, welche ganz ebenso bei Indianern wiederkehren, die kunstreichen Puffer

zum Aufbewahren der zur Bepuderung des Kopfhaares verwandten Flaumfedern vom Kormorane und dergleichen.

Zur Lockerung und Zerteilung der Sehnen sind grobe Kämme gebräuchlich, wie man sie ähnlich aus Nordamerika kennt. Kämme für das Haar, welche bei den Eskimo oft hübsch verziert gefunden werden, unterscheiden sich leicht durch ihre viel feinern und dichter gestellten Zähne. Genäht wurde mit Knochennadeln mit wunderbarem Aufwande von Fleiß und Geschicklichkeit. Von verzierten Teilen des altaleutischen Federkleides sagt in dieser Hinsicht Dall: „Wenige zivilisierte Näherinnen würden etwas dieser Arbeit Ebenbürtiges herzustellen vermögen, selbst nicht mit den feinsten Nadeln, und unser Erstaunen über die Feinheit und Genauigkeit ihrer Stiche ist um so größer, wenn wir hören, daß sie mit Ahlen aus Vogelknochen arbeiteten".

Dem Klima entsprechend, geht die Architektur der Hyperboreer auf Schaffung festgeschlossener, dichter, alle Wärme zusammenhaltender Wohnstätten aus und erreicht dieses Ziel auf verschiedenen Wegen, welche abhängig sind von den Naturverhältnissen. Wo, wie westlich vom Mackenzieflusse, Treibholz häufig ist, finden wir Holzhütten; östlich davon bis an die Hudsonbai, wo dies Material und auch die großen Seesäugetiere fehlen, deren Knochen z. B. in Nordostasien Verwendung finden, ist das Gebiet der Schneehütten. Der nächste Weg des Schutzes im rauhen Klima ist das Eingraben in die Erde bis auf den gefrornen Untergrund und die Errichtung einer wenig über den Boden hervorragenden Hütte in dieser Vertiefung, mit Treibholz und Walfischrippen zum Gerüste und Fellen, Erde und Rasen zur Bedachung. Der Trieb nach Konzentration führt dabei von selbst auf den kreisförmigen oder elliptischen Umriß, der indessen nicht allgemein ist. Hütten von rechtwinkeligem Umrisse fand Koldewey im nördlichen Ostgrönland. Um den Ein- und Ausgang zu ermöglichen, ohne mehr Luft zuzulassen, als absolut nötig ist, wird diese Hütte durch einen gedeckten oder unterirdischen Gang mit einer zweiten Grube verbunden, die gleichsam den Eingangsschacht bildet und gegen den Schnee durch eine Deckung geschützt ist. Man steigt auf einer Leiter hinab und gewinnt auf Händen und Füßen den Weg zur eigentlichen Hütte. Außerdem dienen diese Vorräume auch zum Ablegen gefrorner und beschneiter Kleidungsstücke und der Geräte. Ihnen entspricht das eine der beiden Zimmer der aleutischen Hütte, welches das Herdfeuer umschließt und hauptsächlich als Küche dient. Diese Hütten sind nach der See und womöglich nach Süden oder Südosten gelegen, wie denn größere Hüttengruppen immer möglichst vor dem Nordwinde geschützt sind.

Die aleutischen Hütten sind vorwiegend halb unterirdische Bauten. Sie bestehen meist aus Rasen, dem nur einige Balken von Treibholz mehr Festigkeit verleihen, und sind so tief in die Erde gegraben, daß die immer sehr kleinen Fenster sich unmittelbar auf der Bodenfläche befinden. Die darüber aufgetürmten Rasendächer sind mit allerlei Grasarten üppig bewachsen, geben aber den Gebäuden allerdings mehr das Ansehen von Gräbern als von menschlichen Wohnungen. Diese Grasdecke mag wohl über das Alter täuschen. So kam auch Koldewey nach der Schilderung der deutschen Expedition in Ostgrönland zu der Ansicht, daß die besonders zahlreich auf der Clavering-Insel gefundenen verlassenen Hütten sehr alt seien, weil sie ganz mit Gras überwachsen waren. Aber diese Wohnungen sind viel geräumiger als die der Eskimo, sie erinnern an die Langhäuser im Nutka-Stile (s. S. 653), die Wenjanimow hier noch 85 m lang gesehen haben will, und welche zehnmal größere Bewohnerschaften beherbergten als eine große Eskimohütte. Um sie zu erbauen, vertiefte man das Erdreich 2 m und verwandte zu Mauern und Dach soviel wie möglich Rasen und Steine, weil beim Mangel größerer Bäume zum Sparrenwerke dünne Weiden- und Espenstämmchen und besonders Walfischknochen benutzt werden mußten. Der Eingang geschah durchs Dach, die Schmalseiten wandten sich der vorwiegenden

Windrichtung Ost oder West zu. Durch europäischen und amerikanischen Einfluß sind jedoch heute auf mehreren Inselgruppen, wie den Kupfer- und Berings-Inseln, bequeme Blockhäuser aus Amerika für die Eingebornen aufgerichtet worden.

Die Grönländer bauen gleichfalls lange Hütten, lassen sie indessen wohl nie über 15 m Länge hinausgehen, wobei sie immer die Breite von $1^1/_2$ bis 2 m einhalten. Ihrer Bewohner dürften es durchschnittlich nicht über 30 sein. Diese Hütten stecken aber nicht in der Erde, sondern stehen frei auf Felsen oder Steinen, wo das Schmelzwasser leicht ablaufen kann, und ihre Mauern sind aus Steinen, Erde und Rasen aufgetürmt. Die Vorratshäuser sind meist besondere, backofenförmig aus Steinen gewölbte Räume, und die Jagd- und Fischereigeräte hängen bei den Booten im Freien, manchmal auf eignen, aus Knochen oder Holz errichteten Gerüsten, die bis 4 m hoch sind.

Die Eskimo des amerikanischen Polar-Archipels, welche zu den beweglichsten gehören, überwintern in Schneehütten, während sie den Sommer in Zelten verbringen. Die Schneehütten bauen sie in folgender Weise: Aus der durch Stürme zusammengepreßten harten Schneedecke schneiden sie Platten von etwa 40 cm im Quadrate und 15 cm Höhe und fügen sie zu einem Kuppelgewölbe in der Weise zusammen, daß die Fugen eine Schneckenlinie bilden, welche am Schlußsteine aufhört. Zwei solcher Kuppeln nebeneinander stellen Vorhalle nebst Hundehütte und Wohnraum dar, und oft ist noch eine dritte zur Aufbewahrung von Geräten und dergleichen angefügt. Ein in den Schnee gegrabener Stollen bildet den Eingang, die Thür verschließt eine Schneeplatte, und so ist es, wie ein neuerer Polarfahrer sagt, „auch in einer Schneehütte möglich, sich's bequem zu machen, und man schläft nach gethaner Arbeit mit dem Bewußtsein ein, daß der erste Erbauer einer solchen Hütte und der Erfinder des Schlafsackes der nordischen Welt wohl ebenso große Dienste leistete, wie sie heute die zivilisierte Welt dem Erfinder der Dampfmaschine verdankt". In solchen Hütten, die bei $2^1/_2$ m Außenhöhe einem mittelgroßen Manne erlauben, aufrecht zu stehen, die das Licht durch eine glasartig durchsichtige Eisplatte erhalten, und die durch Bewurf mit Schnee von außen geglättet und verdichtet werden, sind selbst die säulenartigen Untersätze für die Lampen aus Schnee gemacht, ebenso die Schlafstätte, die mit Fellen oder Buschwerk gedeckt wird.

Das nomadische Leben macht neben der Erdhütte bei allen Hyperboreern das **Zelt**, wenn auch nur im kurzen Sommer, zur zeitweiligen Wohnstätte, obgleich nicht für alle gilt, was **Cranz** von den Grönländern sagt: „Sie wohnen winters in Häusern und sommers in Zelten". Die zahlreichen Steinkreise, welche die Polarfahrer an den Küsten der arktischen Länder als Spuren längst untergegangener Geschlechter verfolgen, sind in Wirklichkeit oft nur Reste flüchtiger Sommerzelte, welche bezogen werden, wenn der schmelzende Schnee die Rasendecke der Winterhütte zu durchsickern droht. Die ersten tiefen Schneefälle rufen aber die Weiber zur Erneuerung der Winterhütten, und im September ist meist die Einhamsterung schon vollendet, die dann bis in den Mai dauert. In den Zelten wohnt je eine Familie für sich. (S. Abbildung, S. 745.)

Zur Beleuchtung ihrer Langhäuser hatten die Aleuten im Dache, die Grönländer neben dem Eingange Löcher, die mit durchscheinenden Häuten überspannt waren. Bei ihnen und allen Eskimo dient diesem Zwecke und der Erwärmung außerdem eine Lampe, aus einer Steinplatte bestehend, welche an einer Seite eine tellerförmige Vertiefung hat (s. Abbildung, S. 747). In diese gießen sie Öl und legen etwas dürres Gras hinein, welches die Stelle des Dochtes vertritt. Sowohl Männer als Weiber erwärmen sich auf die Art, daß sie eine solche Lampe zwischen die Beine stellen und einige Minuten lang darüber kauern. Bei den Tschuktschen kommen dieselben Lampen vor, sind aber mitunter aus Lehm gefertigt und haben einen Untersatz für das Tropföl. Wo, wie in den Langhäusern der

Eskimo und Aleuten, in jeder Familienabteilung eine Lampe brennt, da ist der vereinigte Heizeffekt mit der Zeit nicht unbeträchtlich. Über der Lampe hängt gewöhnlich ein Kessel, in dem die Speisen gekocht werden, und während früher zur Beschaffung von Licht allgemein zwei Holzstücke durch Reibung aneinander entzündet wurden, werden jetzt vielfach schon Streichhölzer und Feuersteine gebraucht. Von anderm Hausrate befinden sich in der Hütte drei Wasserbehälter, unter der Decke des Raumes Stäbe oder Leinen zum Aufhängen der Kleidung und im äußern Raume die Felle, welche des Abends im innern Raume zur Bereitung der Schlafstelle hingelegt werden, Waffen, Geräte aller Art und die Hunde. Eine gewisse Ordnung herrscht überall bei aller Beschränktheit des Raumes. Entschieden unangenehm ist nur das in jedem Hause zu findende Uringefäß, in welchem Felle zum Gerben eingeweicht werden. „Man weiß oft nicht, ob man ihre ins Enge gefaßte, recht wohl ausgesonnene Haushaltung oder ihre Genügsamkeit bei der Armut (wobei sie glauben, reicher zu sein als wir) oder ihre in einem so engen Bezirke wahrgenommene Ordnung und Stille am meisten bewundern soll", sagt Cranz vom häuslichen Leben der grönländischen Eskimo, und man kann diese Bemerkung auf die Hyperboreer im allgemeinen anwenden. Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse sind geordneter, als man unter dem Drucke so schwerer Naturbedingungen erwarten möchte, und im tiefsten Grunde hängt dies wohl damit zusammen, daß diese Völker alles in allem die arbeitsamsten, weil am stärksten zur Arbeit gezwungenen aller Naturvölker sind. Geringe Zahl, sonst ein Grund des Elendes, bewirkt Ungestörtheit des Lebens und der Arbeit über weite Gebiete; Arbeit und Friede breiten daher einen wohlthuenden Hauch über das Leben ausgedehnter Gemeinschaften hyperboreischer Völker.

## 4. Die asiatisch-europäischen Hyperboreer.

„Schwächere Stämme waren oft gezwungen, sich nach den Eiswüsten des Nordens zu flüchten, und schätzten sich glücklich, daselbst unbehelligt von ihren Feinden ihren Unterhalt zu gewinnen, indem sie die dem Klima und den Nahrungsquellen des Landes entsprechenden Gewohnheiten der Polarvölker annahmen." Nordenskiöld.

Inhalt: Verhältnis zu den südlicher wohnenden Völkern. — Hinausdrängung nach Norden. — Beziehungen zur europäisch-christlichen Kultur. — Tracht. — Verdrängung der Felle durch Webstoffe. — Tättowierung und Haartracht. — Waffen. — Metalle. — Jagd und Fischfang. — Renntierzucht. — Nahrung. — Tabak. — Hütten und Zelte. — Übergang zum Holzhause. — Hausrat.

Die Eskimo-Völker konnten im allgemeinen als See- und Küstenvölker bezeichnet werden, da sie fast überall nur einen wenig breiten Küstensaum bewohnen, von dessen Hinterlande entweder Gebirge, oder ewiges Eis, oder, und das in der weitesten Ausdehnung, Völker andrer Rasse sie abhalten. Anders ist es in der Alten Welt. Hier ist es schon sehr bezeichnend, daß, sobald wir das die beiden Erdteile trennende Meer überschritten haben, wir auf der Tschuktschen-Halbinsel zwei ursprünglich verschiedene Völker an der Küste und im Innern finden. Dies ist der Übergang von den amerikanischen zu den asiatischen Verhältnissen. Der Gegensatz von Renntier- und Küstentschuktschen ist von besonderm Interesse dadurch, daß die Bewohner der Tschuktschen-Halbinsel die einzigen unter den Thalasso-Hyperboreern sind, welche denselben so scharf ausprägen. Er findet sich gar nicht bei den Bewohnern Grönlands und des nordamerikanischen Polar-Archipels. Sobald wir aber weiter nach Westen gehen, begegnen wir der gleichen Thatsache immer von neuem, und man kann es als allgemeine Regel aussprechen, daß die nordasiatischen Hyperboreer

immer entweder die am weitesten nach Norden reichenden Teile größerer, nach dem Inlande zu verbreiteter Völker oder aber kleine Stämme sind, die der Strom der Geschichte in diese borealen Ränder und Ecken fort- und angetrieben hat. So besitzen die Tungusen, nahe Verwandte der Mandschu, welche die Hälfte des innern und östlichen Asien beherrschen, und deren Zahl vor 150 Jahren zu 70—80,000 angegeben wurde, während die neueste Schätzung Rittichs 68,000 ergab, ein Verbreitungsgebiet, das vom Jenissei und dem Stillen Ozeane, von China und dem Eismeere begrenzt wird. Es ist im Nordosten durch das Vordringen der Tschuktschen eingeengt worden, nimmt aber noch immer den größten Teil von Ostsibirien ein. Aber nirgends in diesem weiten Gebiete sind sie ursprünglich ansässig gewesen, sondern von Süden her eingewandert und zwar aus der heute sogenannten Mandschurei, wo das gefeierte Alpengebirge Schangan-Alin an der Grenze Koreas als ihr Ursitz angesehen wird. Vor den Mongolen sind dann die Tungusen nordwärts in die Wälder Sibiriens



Tunguse von der Kareik und Tungusin von Tschapogir. (Nach Middendorf.) Vgl. Text, S. 757.

geflüchtet und dabei in der Kultur, die bei ihnen nach verschiedenen Anzeichen früher eine höhere gewesen ist, zurückgegangen. Nun leben sie als arme Jäger und Fischer und sind nicht nur der russischen Regierung unterworfen, sondern an manchen Stellen auch den Tschuktschen untergeben, die mit ihren Renntierherden in ihre Wohnsitze eingerückt sind. Ähnliche Wege haben die Samojeden zurückgelegt, welche vom Sajanischen Gebirge nach der Küste des Eismeeres gezogen oder gedrängt wurden. Das Volk der Jukagiren mag als Beispiel der zersprengten Völkerschaften gelten. Es nomadisierte in alten Zeiten am Ursprunge des Kolymaflusses. Infolge einer heftigen Pockenepidemie wanderte aber ein Teil den Fluß entlang und setzte an der Mündung desselben auf die nächsten Inseln des Eismeeres über; andre Teile des Volkes blieben an einzelnen Nebenflüssen der Kolyma, dem Omolon, dem Großen und Kleinen Anni, sitzen; wieder ein andrer Teil wandte sich nach Westen in die große Tundra und vermischte sich hier meist mit den Tungusen, einzelne von diesem Teile sich abzweigende Familien wanderten weiter in den Bezirk von Werchojansk, woselbst ihre Nachkommen, 1000 Individuen beiderlei Geschlechtes, noch heute sitzen. Nur ein ganz kleiner Teil blieb am Ursprunge der Kolyma und Jasatschnaja zurück, und das nun ist der heute so genannte Stamm der Jukagiren.

Jn ihrer Gesamtheit genommen, haben die Völker, welche heute die äußersten Nordstriche Asiens bewohnen, wohl alle einst mehr oder weniger weit nach Süden hin gesessen, sind aber allmählich immer weiter nach Norden geschoben worden. Schon vor 40 Jahren hat Castrén es als ein Gesetz der Geschichte ausgesprochen, daß alle großen Völkerbewegungen von Süden nach Norden gerichtet seien, wobei er freilich zunächst an die Geschichte hyperboreïscher und finnischer Völker dachte, welche großenteils passiv ist. Vielleicht ist aber diese Rückzugsbewegung heute im Stocken. Nordenskiöld möchte die Entblößung eines großen Teiles der Nordküste Asiens und der vorliegenden Jnseln von menschlicher Bevölkerung, die auf der amerikanischen Seite unter ähnlichen klimatischen und Ernährungsbedingungen zehn Breitengrade und mehr nach Norden reicht, dadurch erklären, daß fortwährende Hinausdrängungen schwächerer Stämme durch intertribale Kämpfe auf der amerikanischen Seite stattfinden, während auf der asiatischen die Errichtung einer geordneten Verwaltung durch die Russen den in die ungünstigsten Lagen gedrängten schwächern Eingebornen gestattet hat, sich langsam nach Süden zurückzuziehen. Jn der That gibt es Andeutungen, daß früher in Nordasien Stämme bis an den Rand des Meeres und darüber hinaus auf die Jnseln gedrängt waren. Wo sie nicht zurückkehrten, sind sie aus Mangel an Nachschub im Kampfe mit Hunger, Kälte und Krankheiten zu Grunde gegangen. Und wie die Völker, so sind auch die ältern Kulturmerkmale nach Norden gedrängt. Für Europa wird bekanntlich die Hypothese einer lappischen oder wenigstens einer renntierzüchtenden Urbevölkerung aufgestellt. Wo heute in der Nachbarschaft des Baikalsees Stahl und Eisen herrschen, war, wie Witowskis Funde ausweisen, in der Steinzeit die Heimat einer zahlreichen Bevölkerung und Sitz der Fabrikation von zahllosen Quarz-, Jadeit- und Nephritgeräten. Ähnliche Spuren gehen durch ganz Sibirien, bis man der Steinzeit im äußersten Nordosten mitten in der Gegenwart begegnet. Agapitow entdeckte einen Platz auf der Steppe Ust-Unga, der weit und breit mit Stücken von Steingerätschaften bedeckt war, die zu Tausenden gesammelt werden konnten. Die dortigen Beile gleichen aber genau denen, welche die Tschuktschen heute im Gebrauche haben.



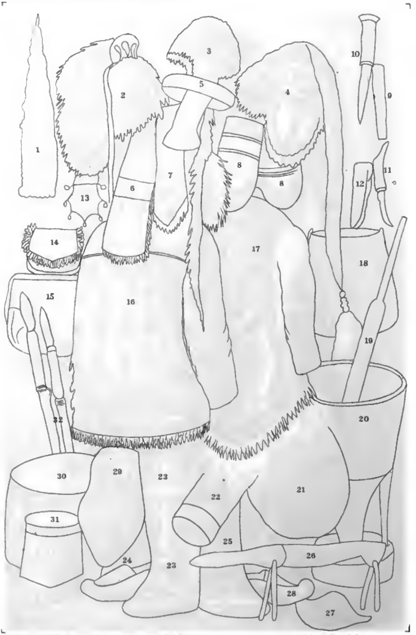
Eine Jakutin von Utschur. (Nach Photographie.)

Der Verdrängungsprozeß bildet die Grundlage historischer Sagen. Eine derselben lautet folgendermaßen: Die Tschuden mit den weißen Augen bildeten einst ein großes Volk, ehe die Russen nach Sibirien kamen. Sie kannten nicht die Birke; als aber dieser Baum mit der weißen Rinde erschien, prophezeiten die Seher der Tschuden ihrem Volke, daß der weiße Zar kommen werde, der bestimmt sei, sie auszurotten. Da beschlossen die Tschuden, sich gegenseitig zu begraben, und als der letzte sein Grab gemacht, tötete er sich selbst. So gingen die Tschuden unter.

Jn der großen Mehrzahl haben die nordasiatischen Hyperboreer sich der europäischen Kulturmittel zu wenig oder zu spät zu bemächtigen und zu bedienen gewußt. Das

Christentum blieb äußerlich, unter der Hülle desselben wirkte der Schamanismus unvermindert weiter. Die Lappen allein, deren Missionierung im Beginne des 17. Jahrhunderts anfing, machen hierin eine Ausnahme. Ihre tiefe Religiosität, ihre Glaubensfestigkeit wird von vielen gepriesen. Sie sind aber auch ein echtes Hirtenvolk, während die meisten Nordasiaten von Jagd und Fischfang unsichere Nahrung gewinnen. Was das Christentum gutmachen wollte, zerstörte bei diesen der Branntwein. Angebliche Fortschritte, wie der Bau hölzerner Häuser, die Einführung der Metalle, der europäischen Kleidungsstoffe und Ähnliches, sind gar nicht immer Fortschritte in der Ökonomie der Eingebornen, ebensowenig wie der Handel sich hier durchaus als zivilisierende Macht bewährt. Und wo die Europäer Industrie und Verkehr und damit Wohlstand und Gesittung verbreiteten, verarmten die Eingebornen und verließen endlich den Boden, der für sie zu kostbar geworden. Solange die Ostjaken unumschränkt in den weiten Urwäldern des Obgebietes herrschten, gab der Reichtum an Wild und Pelztieren, an Fischen aller Art der dünnen Bevölkerung der großen Waldstrecken genügende Erwerbsquellen. Seit jener Zeit ist der Ostjake in den Hauptzügen seines Charakters, der kindlichen Gutmütigkeit, der Genügsamkeit und Aufrichtigkeit, unverändert geblieben; aber alle ursprünglichen Lebensbedingungen des einfachen Naturvolkes haben durch die teilweise Verwüstung der Wälder und durch die Habgier der russischen Eroberer eine traurige Veränderung erlitten. Die ausbeutende Gewinnsucht der russischen Pelz- und Fischhändler auf der einen, die verhängnisvolle Leidenschaft der Ostjaken für den Branntweingenuß auf der andern Seite machen heute aus dem in mancher Beziehung auf der Kindheitsstufe stehen gebliebenen ein im unabwendbaren Niedergange begriffenes Volk. Es ist sehr bezeichnend, daß Samojeden und Jakuten „arm“ und „schlecht“ durch dasselbe Wort ausdrücken. Sie sind selber zum großen Teile „schlechte Völker“ in ihrem eigensten Sinne geworden, indem die Kultur, die ihnen gebracht ward, verarmend auf sie wirkte. Mit gesundem Sinne beklagten sich die Tungusen bei Middendorf darüber, daß die Händler sie in ihren Standquartieren aufsuchten, statt sich auf die Märkte zu beschränken. Fast in der Regel sind die bessern Jäger und auch viele Besitzer von Renntierherden verschuldet. Es bedeutet unter diesen Umständen nicht ein unbedingtes Lob, wenn von einem Stamme gesagt wird, er russifiziere sich, und es ist sehr verständlich, wenn Augustinowitsch die Omoken rühmt, daß sie zwar die christliche Religion, die russische Kleidung und Sprache angenommen, doch sich die guten Stammeseigenschaften noch erhalten hätten, nämlich ihre Geschicklichkeit, Gewandtheit, Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit, wodurch sie sich von den andern Eingebornen günstig unterscheiden.

Die Tracht der Nordasiaten gleicht in der vorwiegenden Verwendung von Fellen oder Leder derjenigen der Eskimo, von der sie auch im Schnitte nicht sehr weit abweicht, wiewohl eine viel größere Mannigfaltigkeit hier herrscht. Am eigentümlichsten ist die der Tungusen, welche einen frackartig hinten zugespitzten, mit Perlen gestickten Rock aus Fell und, da derselbe vorn offen ist, einen gleichfalls reich gestickten Brustlatz tragen. Darunter wird eine Art Halbkaftan unmittelbar auf der Haut getragen, und darüber kommt ein Pelzüberrock, der, bei den Samojeden länger als bei den Dolganen und Tungusen, bei jenen aus hellern, bei diesen aus dunklern Renntierfellen besteht. Statt der mit dem Kleide verbundenen Kapuzen sind hier Mützen, meist aus Fuchspelz, üblich; doch tragen die Samojedinnen mit schwarzem Hundefelle verbrämte Kapuzen, und der Renntierbürzel an der Kapuze des Samojeden läßt diesen schon von weitem von dem jurakischen Nachbar unterscheiden. Die Beinkleider der Küstenbewohner sind bis zum Leibe heraufreichende Pelzstiefel, an welche sich schwimmhosenförmige Rumpfshosen anschließen, während die Jäger an Stelle der erstern Schenkel- und Wadenhosen anziehen, letztere in die Schuhe auslaufend, die




1 *Zopfschmuck, Dolgan-Jakuten*
2 *Pelzmütze, Jakuten*
3 *Pelzmütze, Ob-Samojeden*
4 *Mütze, Chela-Jakuten*
5 *Kinnschutz, Dolgan-Jakuten*
6 *Brustlatz, Nigidal-Tungusen*
7 *Brustlatz, Taimyr-Tungusen*
8 *Handschuhe, Nigidal-Tungusen*
9 *Scheide* } *Nigidal-Tungusen*
10 *Messer* } *Nigidal-Tungusen*
11 *Messer, Jakuten*
12 *Scheide, Jakuten*
13 *Tabaksbeutel, Südtungusen*
14 *Ledertäschchen* } *Nigidal-Tungusen*
15 *Arbeitstasche* } *Nigidal-Tungusen*
16 *Pelz, Assja-Samojeden*
17 *Alltagsfrack, Tungusen*
18 *Birkenkorb, Ob-Samojeden*
19 *Stampfkeule* } *Jakuten*
20 *Holzmörser* } *Jakuten*
21 *Reisesack von Quappenhaut*
22 *Schenkelhose, Tungusen*
23 *Frauenhose Samojeden*
24 *Weiberschuh, Orotschonen*
25 *Stiefel, Taimyr-Samojeden*
26 *Renntieridole*
27 *Thranflasche (Schwanenfuß) Assja-Samojeden*
28 *Männerschuh, Tungusen*
29 *Kumyshumpen, Jakuten*
30 *Korb für Theegeschirr* } *Tungusen*
31 *Birkenkörbchen* } *Tungusen*
32 *Hölzerne Hausidole*

Nr 1, 2, 4-12, 14-17, 19, 20-22, 26-30, 32 *nach „Middendorf, Sibirische Reise".*— Nr 3, 13, 18, 21, 23-25, 31 *aus dem Museum für Völkerkunde Berlin.*
*Farbenstellungen der aus Middendorf entnommenen Gegenstände nach Objekten des Museums.*

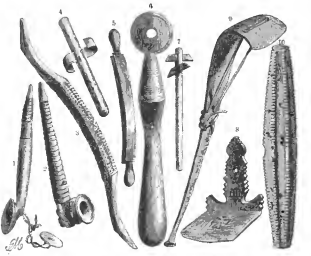
aneinander und an das Rumpfkleid mit Ledernesteln befestigt werden. Die Samojeden-Weiber tragen auf den Schenkeln ein halbes Dutzend messingener Querspangen, welche auf die Hosen befestigt sind, und am Brustteile ihres Untergewandes klingeln allerlei weitere metallene Behänge. Halsbinden aus Eichhornschwänzen in Boaform sind bei den Tungusen gebräuchlich.

Weiter nach Westen zu werden die Formen der Kleider europäischer. Die westlichen Samojeden tragen bereits ein Ärmelwams, dessen Ärmel oft schlaff herabhängen, da man die Arme an den Körper zieht, um sie zu wärmen, und Beinkleider aus Renntierfell, das mit Hundepelz verbrämt wird, und die Samojedinnen tragen statt des Wamses einen Rock, der um den Oberkörper eng anschließt, um nach unten sich auszubreiten. Die Tracht der Lappen und der südlichern, häufiger mit den Russen verkehrenden Nordasiaten ist am allermeisten von dem hyperboreischen Typus abgewichen. Schon Steller fand bei den Kamtschadalen durchgängig Hemden, die übrigens chinesischen oder japanischen Ursprunges gewesen sein mögen. Bei den Tungusen trifft man die Weiber in blauen Tuchröcken, die rot ausgeschlagen sind, in haubenartigen Mützen, mit Silberfäden ausgenäht, und versilberten Messinggürteln. Rauhe Wollstoffe verdrängen bei den Lappen immer mehr die Felle und zwar mehr noch bei den See- als den Berglappen, mehr im Sommer als im Winter. Während des Winters sind die Gewandstücke für Männer wie Frauen gleichmäßig aus Renntierfellen, die Haare nach der Innenseite gefertigt, die Kopfbedeckung für Männer besteht aus einer mächtigen viereckigen Mütze, diejenige der Frauen zeigt infolge eines im Innern derselben angebrachten hölzernen Gestelles beinahe die Form eines Helmes. Im Sommer sind Männer und Frauen nur mit einem langen, meist lose herabhängenden Hemde aus Vadmal bekleidet, dessen Ärmel bis zu den Handgelenken reichen. Der sehr grobe Stoff ist von Farbe schwärzlich oder grau, und nicht selten sind diese Gewänder arg zerlumpt. Im Sommer sind anschließende Beinkleider aus Renntierleder und Schuhe aus dickerm Leder mit aufwärts gebogenen Spitzen und darüber dasselbe wollene Hemd die Tracht der Berglappen, welcher sie bei Wanderungen einen Gürtel mit daranhängendem Messer, bei glücklichen Jägern mit Bärenzähnen geschmückt, und auf dem Rücken einen Ledersack für den Proviant hinzufügen. Wo der europäische Einfluß sich noch kräftiger geltend gemacht, wie bei den oft recht wohlhabenden Lappen von Luleå, da nähert die Kleidung sich dem Charakter der rein nordischen Bauerntracht. Wollenes Untergewand, darüber wollenes bis zu den Knöcheln reichendes Kleid mit roten und gelben Querstreifen am untern Rande, ein Gürtel mit oft reicher Silberverzierung, an welchem Messer und Schere hängen, blaue Wadenstrümpfe: so schildert uns Du Chaillu die Weiber der Luleå-Lappen, die ihre Herden bis zum Sulitelma weiden lassen. Eine praktische Eigentümlichkeit der unentbehrlichen Pelzhandschuhe beschreibt Middendorf in dem Schlitze, welcher an der Basis des Daumens angebracht ist, um diesen herausstrecken und damit fester anfassen zu können.

Tättowierung des Gesichtes, in eigentümlicher Weise durch Nähen bewirkt, kommt bei Tungusen (s. Abbildung, S. 754), Jakuten, Ostjaken vor, ist aber rasch im Schwinden. Tättowierung am Arme ist viel häufiger.

Geräte und Waffen der altweltlichen Hyperboreer (siehe die beigeheftete Tafel „Geräte und Schmucke der Hyperboreer") sind nicht in dem Maße denen der neuweltlichen überlegen, wie die intensivern Kultureinflüsse es vermuten lassen. Doch sind einige Ausnahmen zu konstatieren, so die Schneeschuhe (Skidor) der Lappen. Dieselben erwiesen sich unter anderm von sehr großem Werte namentlich bei der Expedition Nordenskiölds auf dem grönländischen Inlandeise 1883. Der nahezu 2 m hohe Bogen wird gewöhnlich aus Birkenholz gefertigt oder besteht aus zwei Holzarten, Birke und Fichte, die durch Fischleim verbunden sind. Umwindung mit Birkenbast ist bei den Lappen, Überzug mit einem gelben Firnisse bei den Ostjaken üblich. Zum Schießen von Pelztieren, deren Fell nicht beschädigt

werden soll, gibt es stumpfe Pfeile. Als wichtige Waffe gilt der Bärenspieß, der von Lappland bis ins Tschuktschenland sich als eine starkklingige, dickschäftige Waffe vorfindet und z. B. den Tungusen als ständiger Begleiter, Stab, Lenkstock rc., dient. Durch Silber- oder sonstige Metalleinlage verzierte Waffen kommen besonders häufig bei den mit den Chinesen im Verkehre stehenden Tungusen und Jakuten vor; Nordenskiöld hat solche sogar an der Eismeerküste des Tschuktschenlandes gefunden. Dunkel ist dagegen der Ursprung des bei den Küstentschuktschen üblichen Stäbchenpanzers, der ganz ähnlich bei Aleuten und im Prinz William-Sunde vorkommt und Ausläufer bis in die Indianerstämme des Nordwestens sendet (s. Abbildung, S. 653). Die Zusammenfügung der Teile erinnert an japanische, die Form an polynesische Rüstungen.



Geräte der Samojeden, Tungusen und Jakuten: 1, 2. Pfeifen — 3, 4, 5, 6. Gerbeschaber — 7. Quirl — 8. Rückenschaber — 9. Fischlöffel — 10. Kalender. (Nach Middendorf.)

Eisen ist, wie wir schon bei den Tschuktschen gesehen haben, auf der asiatischen Seite und mehr noch der europäischen weiter verbreitet, und der Schatz von Geräten und Waffen ist tiefer durch dasselbe beeinflußt als auf der amerikanischen. Die wohlhabendern Völker, wie z. B. die Awám-Samojeden, schmieden Eisen zu Lanzenspitzen, besitzen sogar Wolfseisen, Eisenketten statt Renntierleinen und dergleichen. Ihre Weiber behängen sich mit Eisen und Messing, um durch Rasseln und Klingeln die Größe ihres Wohlstandes zu bekunden. Dagegen fand Middendorf noch bei den Tungusen knöcherne neben eisernen Pfeilspitzen, wiewohl gerade die Tungusen eiserne Pfeilspitzen zu schmieden verstehen. Silber hat sich bei den Lappen eingebürgert. Du Chaillu erhielt bei Renntierlappen Kaffee in einer silbernen Tasse dargereicht, die samt dem zierlich geformten Löffel ein 100 Jahre altes Familienerbstück war.

Die ausgedehnte Verwendung der Felle und des Leders zu Kleidungsstücken, Decken und dergleichen gibt der Bearbeitung der Häute eine besondere Wichtigkeit. Sinnreiche Geräte dienen diesem Zwecke, welchen Middendorf um so vollständiger erreicht fand, je weiter er sich von den sibirischen Kulturzentren entfernte. Das Hauptgewicht liegt auf der sorgfältigen mechanischen Bearbeitung der Felle durch Schaben und Reiben. Wo eiserne Schaber nicht vorhanden sind, werden scharfkantige Kieselsplitter mit Fischleim auf einem jochförmigen Holze befestigt und auf diese Weise ein wirksames Werkzeug zum Erweichen der Haut geschaffen (s. obenstehende Abbildung). Eigelb, Hirn, gekaute Renntierleber, alles mit vielem Speichel vermischt, dienen zum weitern Erweichen. Einfach wird der Gärungsprozeß dann dadurch beschleunigt, daß die eingefetteten und eingespeichelten Felle

zusammengerollt und als Kopfkissen benutzt werden, wodurch sie die Erwärmung erlangen, die zum Garwerden notwendig ist. Nächst den Fellen sind die **Rinden** ein vielbenutztes Material, in dessen Verarbeitung besonders die Tungusen Großes leisten. Ihre stärkste Verwendung finden sie beim Decken der Zelte, aber auch Taschen und Büchsen mit gepreßten farbigen Ornamenten werden aus Birkenrinde gemacht. Außerdem verfertigen die Weiber der Ostjaken das in Rußland hochgeschätzte Nesseltuch, ein Gewebe aus den Fasern der am Ob mannshoch wachsenden Brennesseln.

Der **Hausrat** trägt in Ärmlichkeit und sonstigen Eigenschaften die Merkmale des Nomadismus. Bei echten Nomaden, wie den Orotschonen, ist weder innerhalb des großen noch innerhalb des kleinen Zeltes irgend etwas von Hausgerät sichtbar, alles ist stets ordentlich auf Schlitten wie zum augenblicklichen Aufbruche verpackt. Traggefäße nehmen einen großen Teil des Hausrates in Anspruch. In jeder Jurte sind einige cylindrisch gestaltete, aus Fellen zusammengenähte Behälter oder Säcke zu bemerken, welche dazu dienen, die verschiedenen zum Haushalte gehörigen Kleinigkeiten aufzubewahren. Beim Wandern werden die gefüllten Säcke von den Renntieren getragen. Die benutzten Gefäße sind meist aus Holz oder Baumrinde, doch spielen auch Häute oder andre Teile von Tieren eine Rolle. So bildet Middendorf einen Schwanenfuß ab, der als Thranfläschchen von den Samojeden benutzt ward (s. die Tafel bei S. 757). Ferner werden frische Renntiermagen mit Blut gefüllt und wurstartige Präparationen in der Haut der Gans oder sogar des Renntierkalbes aufbewahrt. Die Haut des fast schuppenlosen Kundscha-Lachses dient ähnlichen Zwecken. Zum Zwirne werden Sehnen des Renntieres verwandt; Naht und Band sind die Hauptbefestigungsmittel. Daher darf der Drillbohrer auf keinem Männerschlitten fehlen, da die Reparaturen meist durch Binden ins Werk gesetzt werden. Leimen mit Fischleim begegnen wir hier zum erstenmal.

Die **Jagd** ist die Hauptnahrungs- und Erwerbsquelle der Nordasiaten. Auch da, wo sie mit Renntierherden umherziehen, ist die Herde oft mehr den Weibern überlassen, während die Männer wenigstens einen Teil des Jahres auf der Jagd abwesend sind. Die Renntiere bilden oft mehr das Reservekapital, während Jagd und Fischfang die täglichen Ausgaben bestreiten. Vorzüglich bietet die Jagd auf Pelztiere, wie Fuchs, Eisfuchs, Eichhörnchen, Hase, Wolf, Vielfraß und Hermelin, eine sehr einträgliche Erwerbsquelle aller Tungusen, Lamuten und Jakuten. Das Fleisch der erlegten Tiere wird gegessen; die Felle werden zu allerlei Gerätschaften verarbeitet und bilden außerdem einen Ersatz für das fehlende Geld, für welches zu Middendorfs Zeit bei den Assja-Samojeden Eisfuchspfoten kursierten, die den zwölften Teil des die Einheit bildenden Eisfuchsfelles (2 Rubel 40 Kopeken) wert waren. Alle Felle, alles Pelzwerk, alle andern Produkte bringen die Orotschonen den Russen zum Verkaufe. Mit Pelzwerk vorzüglich bezahlen sie ihre Abgaben an die Krone. Die Frühjahrsgeweihe der Hirsche und die Moschusbeutel sind außer Pelzwerk Gegenstände des Handels der Tungusen mit den Chinesen. So gehören denn einzelne Stämme zu den einseitigsten, aber auch ausgezeichnetsten Jagdvölkern der Erde. Von dem Eifer und der Ausdauer, welche die Tungusen auf der Jagd entfalten, entwirft Middendorf beredte Schilderungen, indem er erzählt, wie sie ganze Wintertage brauchen, um allein in den düstern Wäldern, nur mit einer Lagerdecke versehen, die Fallen, Selbstschüsse und Verhaue abzugehen, wie der einzelne Tunguse drei Moschustiere auf einmal ins Lager trägt und dergleichen. Und wie die Märkte, so haben auch die Jagden ihre bestimmte Zeit.

Die **Fischerei** ist ebenso notwendig wie bei dem Stromreichtume des Landes nahegelegt. Wenige widmen sich derselben ausschließlich, aber sie bildet eine häufige Quelle der Ernährung neben Jagd oder Renntierzucht. Die Netze, welche bei dem großen Fischreichtume

der nordasiatischen Flüsse am notwendigsten wären, sind wenig zweckmäßig. Dagegen haben die Ostjaken praktische, 3 m und $1^2/_3$ m breite Fischkörbe. Angeln aus Wacholderholz hat Scheffer noch von den Lappländern beschrieben. Kähne werden aus Fellen und Holz, aber in viel weniger vollkommener Weise als von den Eskimo hergestellt. In beiden Fällen werden die einzelnen Teile durch Nähen oder Binden befestigt, die Fugen mit Moos verstopft.

Wir übergehen hier die unbedeutende Rinder- und Pferdezucht der Jakuten und einiger kleiner Tungusenstämme, welche mit unendlicher Mühe noch an der mittlern Lena betrieben wird, wohin der Sage nach diese Völker von den Lenaquellen her ihre Herden zu Schiffe brachten. Neben dem Hunde ist nur das Renntier Nutztier der eigentlichen altweltlichen Hyperboreer. Haustier kann es bei dem nomadischen Leben, das es tragen hilft, und dem Umstande, daß die Herden gar oft ein vom wilden Leben kaum verschiedenes Dasein führen, kaum genannt werden. Von Natur schon eins der am leichtesten zu zähmenden Tiere der Wiederkäuerfamilie, ist das Renntier gleichzeitig durch seinen Bau, seine Anlagen und Instinkte eins der dem Menschen nützlichsten Tiere, und sein Vorkommen im hohen Norden ist ein lichter Punkt in der Naturausstattung dieser Länder. In Amerika ist es für die Dauer nicht gezähmt worden, wiewohl die dortige Art kaum von der asiatisch-europäischen verschieden ist. Seine Pflege macht geringe Mühe. Man läßt es frei weiden und melkt die Kühe zweimal am Tage. „Vorsichtig", so schildert Du Chaillu dieses Geschäft von den Lappen, „näherten sie sich den einzelnen Tieren, ein Lasso wurde ihnen über den Kopf geworfen und um die Schnauze geschlungen, um ihr Fortlaufen zu verhindern, mehrere aber wurden nicht gefesselt, sondern nur gehalten." Der Milchertrag einzelner Tiere ist gering, beträgt oft kaum eine Tasse, die Milch aber ist sehr dick, so daß sie sogar vor dem Trinken mit Wasser verdünnt wird. Butter wird aus derselben wenig bereitet, wohl aber verstehen die Lappen die Käserei. Zum Schlittenziehen sind die Renntiere gut zu verwenden (s. Abbildung, S. 761), ebenso zum Reiten, wie es die Tungusen und Jakuten thun. Die Zelte, in Holzkasten verpackt, auf dem Packsattel zu transportieren, ist eine Hauptaufgabe der Renntiere. Im waldreichen Sibirien nehmen die Tungusen nur die Zeltdecken (Birkenrinde und Felle) mit auf die Wanderung. Die Stangen finden sie entweder von einem Vorgänger zurückgelassen am Rastplatze, oder nehmen sie aus dem in der Regel nie fernen Walde.

Die Renntierzucht ist jedoch an vielen Stellen zurückgegangen. Die Ostjaken beschäftigen sich mit ihr heute nur noch zum kleinsten Teile und sind daher viel beweglichere Nomaden, als sie einst waren. Bei den Orotschonen, welche der Typus eines vorwiegend vom Renntiere lebenden Nomadenvolkes sind, ist doch der Reichtum an diesen Tieren nicht groß; von allen in jener Gegend wohnenden Eingebornen hat der reichste 700, ein andrer 500 Renntiere, dabei je 10 Pferde; wohlhabende besitzen 40—100 Renntiere, die ärmsten nicht weniger als 7—10. Und doch sind die Renntiere für die Orotschonen von ebenso großer Bedeutung wie für die Lappen; sie liefern ihnen Nahrung und Kleidung, sie sind die Transportmittel beim Nomadisieren. Die Lamuten besitzen nicht genug Renntiere, um dieselben wie die übrigen Eingebornen zum Ziehen der Narten (Schlitten) zu benutzen. Sie besitzen keine eigentlichen Renntierherden, wohl aber hat jeder Lamute eine Anzahl zum Reiten geeigneter Renntiere, und das Renntierreiten ist hier die beliebte Art rascherer Ortsbewegung. Den Bezirk Kolymsk versehen die Tschuktschen mit Renntieren, mit deren oft 10,000 Köpfe betragenden Herden sie auf die Tundren an der Kolyma herübergezogen kamen, seitdem ihre alten Weideplätze am Tschaunbusen nicht mehr den frühern Reichtum an Renntiermoos besitzen. Im ganzen sind die Renntiere des nordöstlichen Sibirien bedeutend kleiner und schwächer als die des westlichen, und zum Reiten sind sie jenseit des Olenek kaum mehr zu gebrauchen.



Samojeden-Lager. (Nach der Natur gezeichnet von G. Sundblad.) Vgl. Text, S. 760.

Die Nahrung der Waldnomaden Nordasiens ist, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden, massig. Das Klima verlangt so reichliche Ernährung, daß Europäer nach einiger Zeit das Dreifache des Gewohnten verzehrten. Ferner ist sie vorwiegend animalisch. Jagd, Fischerei und Renntierzucht bilden die Grundlagen derselben, und besonders essen die reichen Renntiertschuktschen fast nur das Fleisch ihrer Herden. Außer dem frischen Fleische benutzen sie Vorräte von gesalzenem, lufttrocknem und geräuchertem Fleische. In jeder Jurte und Hütte hängt ein Kessel, in welchem Fleisch siedet, und aus welchem dann auch die gemeinsame Mahlzeit genommen wird. Gefrorne Fische werden roh gegessen. Ebenso muß der Kopf des frisch erlegten Renntieres roh verzehrt werden, und auch Leber, Ohren, Rückenfett desselben gelten als Leckerbissen im rohen Zustande. Als Getränk ist Fett oder heiße Butter beliebt, die in Mengen bis zu mehreren Pfunden genossen werden. Nahrung ist oft im Überflusse vorhanden.

Tabak wird aus der kleinen Pfeife aus Eisen oder Elfenbein mit Holzspitze geraucht, welche dem chinesisch-japanischen Muster nachgebildet ist (s. Abbildung, S. 758). Wenige Züge erschöpfen den Inhalt, werden aber so tief eingezogen, daß sie oft geradezu berauschend wirken. Um die Wirkung des Tabakes zu verstärken, wird er auf eine Unterlage von Renntierhaaren gelegt, und Renntierhaare, Holzspäne, letztere besonders beliebt, wenn sie von einer alten Pfeifenspitze abgeschabt sind, bilden ein angenehmes Surrogat. Lange nach dem Tabake hat auch der Thee in Form des Ziegelthees seinen Weg zu den Nordasiaten zwischen dem Ural und dem Stillen Ozeane gefunden, die, mit Ausnahme der Küstentschuktschen, alle mehr oder weniger seinem Genusse frönen. Als Surrogate dienen die Blätter des Sauerklees und eines Frauenschuhs, auch Epilobium und Sanguisorba sowie Pilze, die auf Birken wachsen. Vom Branntweine, dem „sibirischen Talismane“, wie Castrén ihn nennt, haben wir gesprochen.

Je weiter von den Kulturzentren entfernt das Leben dieser Völker sich abspielt, desto wichtiger ist für sie der Handel, welcher zu bestimmten Zeiten, an bestimmten Stellen, unter fest bestimmten Formen sie aufsucht. Die Märkte sind die vorzüglichste Gelegenheit, um die einsamen Nordvölker überhaupt in Berührung mit der Kultur zu bringen, und hauptsächlich benutzt auch die Regierung dieselben, um ihre Tribute einzusammeln. Die Küstentschuktschen, die ihren Handel mit den Schiffen treiben, zahlen keinen Tribut, den Jassak oder die Abgabe zahlen hingegen diejenigen Tschuktschen, welche nach Nishnij Kolymsk zum Jahrmarkte fahren; man erlaubt ihnen nicht, früher zu handeln, als bis sie den Jassak entrichtet haben. Der Tungusen-Stamm der Orotschonen versammelt sich mit Jurten und Herden einmal im Jahre an der Nertscha etwas oberhalb der Niederlassung Kyker. Die einzelnen Stammesältesten nehmen hier den Jassak im Betrage von 3 Rubel für jedes männliche Individuum entgegen, entweder bar oder in Fellen, um alles dem nächsten Regierungsbeamten zu übergeben. Dann zerstreuen sich die Orotschonen wieder und finden sich erst später hier und da wieder ein, um mit den Russen einen Tauschhandel zu treiben. Diese Plätze sind oft die Keime ständiger Ansiedelungen, denn der Kaufmann, der regelmäßig wiederkehrt, baut sich Lager- und Wohnhütten, er setzt vielleicht seine Tungusin über dieselbe, und die Käufer sorgen ihrerseits für möglichst bequeme Unterkunft. Der Vorgang bei diesen Märkten ist überall wesentlich derselbe: Wer sich auf den „Bolsar“ begibt, nimmt einen, zwei oder noch mehr Eimer Branntwein mit, welcher beim Tauschhandel eine große Rolle spielt. Ferner bringt er Pulver, Blei, Mehl oder ungemahlenes Korn, gewöhnlichen Thee und Ziegelthee, weißen Zucker, chinesische Baumwollzeuge, Tabak, kupferne Ringe, Theekessel, Nadeln, verschiedene bunte Glasperlen 2c. Sobald die Russen angelangt sind, werden sie von den bereits früher eingetroffenen Käufern besucht; natürlich werden die Gäste reichlich mit Branntwein

bewirtet. Die Nomaden sind große Verehrer des Branntweines, und die Russen benutzen diesen Umstand, um ihre Freunde zu übervorteilen. Der Käufer ladet nun, nachdem er einmal Branntwein getrunken, seine russischen Freunde in seine Jurte und bewirtet sie dort gleichfalls mit Branntwein, den er ihnen vorher abgekauft hat. Dies Vergnügen dauert 2—3 Tage und hört nicht eher auf, als bis aller Branntwein vertrunken ist; dann wird die Rechnung gemacht, und nun beginnt erst der Tauschhandel. Die Zahl der Kaufleute ist unverhältnismäßig groß und kann sich nur halten, weil den Nomaden so ziemlich alles abgenommen wird. Auch die Zahl der Märkte deutet an, daß es vielfach mehr Volksfeste sind. So führt Middendorf für die Tungusen Hauptmärkte im Januar, Frühjahr, Oktober, Dezember an, und besonders das letzte Drittel des Jahres ist für diese ein beständiges Umherziehen von Markt zu Markt. Außer diesen Hauptmärkten finden in der Nachbarschaft der Ansiedelungen kleinere Zusammenkünfte ähnlichen Charakters statt, und das Herkommen hat nach und nach jeder Ansiedelung bestimmte Stämme der Tungusen, Samojeden &c. zugewiesen, mit denen sie hauptsächlich handelt. Hauptgegenstände sind auf seiten der Russen, wie erwähnt, Pulver, Branntwein, Thee, Mehl, Zucker, wofür die Nomaden Felle, Moschusbeutel, junge Hirschgeweihe, mit Rinde verzierte Pelzstiefel (die letztern Gegenstände für China) geben. Außerdem setzen die Ostjaken Nesselgewebe nach Rußland ab, die ihre Weiber bereiten. Mit Vorliebe erkiest auch hier der Handel der Eingebornen sich die Luxus- und Genußgegenstände und vernachlässigt dafür häufig die ersten Notwendigkeiten, wie Eisen, Mehl, Arzneien. Zu diesem großen äußern Handel kommt nun noch ein zum Teile nicht unbedeutender innerer. Die Renntierbesitzer verkaufen Tiere an ihre Nachbarn, die Tschuktschen z. B. in Srednekolymsk das Tier für 4—6 Rubel. Die jakutischen Händler führen den Tungusen am Nordabhange des Stanowoj Renntiere aus dem Aldan und vom Wiluj zu. Die Tungusen, welche nach Augustinowitsch' Zeugnis auffallenderweise nicht im stande sind, sich die Fischnetze selbst zu machen, erwerben dieselben wie auch andre Jagdgerätschaften von den Jakuten. Die fischenden Uferjuraken des untern Jenissei erhandeln Kähne, selbst Bogen und Pfeile von den Samojeden, und die schwelgenden Tungusen kaufen von den Jakuten sogar Pferde zum Schlachten, welche sie für die leckerste Speise halten.

Bei den altweltlichen Hyperboreern ist durch europäischen Einfluß vielfach neben dem Zelte die Holzhütte in Gebrauch gekommen. Die Wohnstätten (Gammer) der Seelappen sind zwar oft bloße Erdhütten, aus Rasenstücken mit ein paar Stäben als Stützen aufgebaut, oder zeltartig zusammengeneigte Holzstücke, mit Rasen gedeckt, fensterlos und nur den notdürftigsten Raum bietend. Aber es gibt auch festere und ausgedehntere Ansiedelungen vermöglicherer Seelappen in Blockhäusern nach norwegischem Muster. Diese bilden dann auch durch etwas Ackerbau und Rinder- und Schafzucht den Übergang zum norwegischen Bauern. Die skandinavischen Statistiker legen das Wohnen in diesen „Gammer“ oder Häusern mit einigem Rechte als Maßstab der Zivilisation an. Zu diesen Bauten kommen kleine Pfahlhüttchen, Njalla, die zur sichern Aufbewahrung von Vorräten dienen. Auch bei den Kamtschadalen findet man auf Pfählen erhobene Hütten für gleichen Zweck (s. Abbildung, S. 765). Ähnlich sind in Nordasien durch die Russen die Holzbauten eingeführt worden und weisen manchmal Erinnerungen an den slawischen Stil des Hausbaues auf. Die in Kamtschatka aus Klötzen erbauten Häuser (Isbas) der Wohlhabenden, wie sie Cook schon beschrieben hat, bestehen aus wagerecht übereinander gelegten langen Balken, deren Enden ineinander gelassen und deren Fugen mit Moos verstopft sind. Das Dach ist abschüssig wie in unsern gewöhnlichen Bauernhütten und mit grobem Grase oder mit Binsen gedeckt. Inwendig teilt sich das Haus in drei Zimmer. Das erste an einem Ende ist

gleichsam das Vorhaus und nimmt die ganze Breite und Höhe des Hauses ein. Hier werden Schlitten, Geschirre nebst andern Gerätschaften, welche vielen Platz einnehmen, aufbewahrt. Daran stößt das mittlere und beste Zimmer, welches mit breiten Bänken versehen ist und durch eine Thür in die Küche führt, worin der Ofen die Hälfte des Raumes einnimmt; derselbe heizt zugleich, weil er in die Scheidewand tritt, das Mittelzimmer. Über der Küche und dem mittlern Zimmer liegen oft noch einige Dachstuben, auf die man vermittelst einer im Vorhause angebrachten Leiter aufsteigt. Ähnliche, wiewohl viel kleinere Holzhütten, welche Middendorf Balkenwürfel nennt, bewohnen die Jukagiren im Winter und die Dolganen und jagenden Tungusen oft dauernd. Die ursprünglichen Wohnstätten bestanden

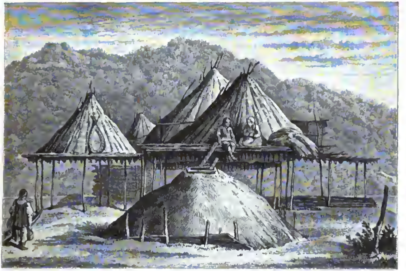


Hütten der Tschuktschen. (Nach Cook.)

aber auch hier aus Erdhütten mit Gerüst aus Balken und Flechtwerk und aus Zelten, für welche der Name Uruß bei Tschuktschen, Jakuten, Lamuten gleicherweise üblich ist.

Die Häuser der Tschuktschen nähern sich denjenigen der westlichern nordasiatischen Nomadenstämme, indem als ihre Grundlage das mit einem stärkern Hüttenbaue umgebene Zelt aus Fellen erscheint. Tritt aber das Zelt für sich auf (s. obenstehende Abbildung), dann ist die Erdhütte entweder Winterwohnung oder Vorratshütte geworden. Es stellt den wahren Sachverhalt auf den Kopf, wenn man sagt: im Winter wird in die Tschuktschenhütte noch ein Zelt aus Renntierfellen gebaut, welches dann als Wohnraum benutzt wird. Dieses Zelt ist im Gegenteile der Kern, um den alles andre sich ankristallisiert. Es trifft übrigens nicht überall zu, wenn dieser Kern nur als für den Winter bestimmt bezeichnet wird, auch ist er gar nicht immer so einfacher Natur. In den Hütten an der Koljutschinbai, in denen die Mannschaft des Rodgers überwinterte, wird in der runden äußern Hütte, gegenüber der Thür, ein viereckiger, circa 2 m hoher und 3—4 m breiter Rahmen aufgestellt, dessen Länge sich ganz nach der Größe des Hauses richtet. Auf den Boden wird eine Lage getrocknetes Gras und darauf eine Walroßhaut gelegt und der ganze Rahmen

mit Renntierfellen überdeckt, so daß außer dem Eingange gar kein Luftloch vorhanden ist. Der Eingang ist aber auch mit Fellen behangen, welche an ihrem obern Ende befestigt sind, so daß man beim Hineinkriechen in die Hütte das Fell aufheben muß. Dieser innere Raum ist Wohn- und Schlafraum. Was aber die äußere Hülle dieser Hütte anbetrifft, so besteht ihr Material aus Steinen, Rasen, Walfischrippen und Treibholz. Bis zur Höhe von 1 bis 1½ m vom Boden sind die Wände nahezu senkrecht geführt, von da aus beginnt das schief kegelförmige Dach, dessen Scheitel im ersten Drittel nach dem Eingange zu gelegen ist. Der innere Raum zerfällt in zwei Abteilungen: die vordere, größere bildet den Wohnraum, in der Mitte der hintern befindet sich ein viereckiger, etwa 1½ m



Sommer- und Winterhütten der Kamtschadalen. (Nach Cook) Vgl. Text, S. 763 und 766.

hoher Verschlag, der Schlafraum der Familie, dessen Wände mit Renntierfellen dicht behangen sind. Die Hauptstütze des Gebäudes ist eine starke Holzstange oder Walfischrippe, „Amtéut" genannt, welche von der Mitte des Hofraumes bis hinauf zum Scheitel des Daches geht; 5—6 schwächere Stangen, „Puinangit", welche schräg gegen das Dach gestellt sind, dienen zur weitern Stütze. Kleinere Walfischknochen und Holzsparren befestigen das aus straffen Walroßhäuten gespannte Dach, und diese Häute sind mit Steinen beschwert oder mit Lederriemen festgehalten. Der Eingang geschieht von Südosten.

In der Tundra trägt das Fellzelt vielfach den Namen Tschum, was wohl auf den Namen für Feuerherd, Tschumi, zurückzuführen ist. Diese sind bei ärmern Völkern, wie den Orotschonen, die einzige Wohnstätte; bei ihnen wird eine Anzahl Stangen an einem Ende zusammengebunden; die gebundenen Enden werden nach oben gerichtet und die untern freien Enden auseinander gezogen, wodurch die Kegelgestalt bedingt wird. Während des Winters sind die Stangen mit den zusammengenähten Fellen verschiedener Tiere bedeckt, des Sommers mit Birkenrinde. Wohlhabende benutzen die Felle von Hirschen oder jungen Renntieren und verzieren dieselben mit der Rinde eines espenartigen Baumes. Auch

Filzzelte gehen weit nach Norden. Die Thür der Jurte ist nach Süden gerichtet und wird durch ein Stück Fell verschlossen. Aufrecht zu stehen, ist im Zelte nicht möglich. Die Lamuten wohnen ähnlich wie die Tschuktschen, zeichnen sich aber durch größere Reinlichkeit aus und decken ihre Zelte im Sommer mit Schaffellen. Die Jukagiren, welche im Sommer an den Fischplätzen ähnliche Zelte bewohnen, zünden kein Feuer in denselben an, sondern kochen im Freien, wogegen die Dolganen den Rauchfang mit einem an langer Stange befestigten Renntierfelle schließen, noch ehe aller Rauch verzogen ist. Bei ihren Festen und feierlichen Gastmahlen besteht die größte Ehrenbezeigung, die sie den Gästen anthun, darin, daß sie für eine äußerst große Wärme in ihren Jurten sorgen. Der Gedanke liegt nahe, daß diese großen Zelte einst die Bestimmung gehabt haben, neben dem Nomaden auch seine Herde aufzunehmen, wenn wir hören, daß die rinderzüchtenden Jakuten mit ihren Tieren die gleiche Jurte bewohnen, die infolgedessen höchst unreinlich ist, so daß selbst der Rauch als Desinfektionsmittel willkommen geheißen wird.

Die Erdhütten finden sich häufig in Kamtschatka, im übrigen Nordasien in der Regel nur in der Tundra, wo sie von solchen Stämmen bewohnt werden, welche im Winter nicht nach Süden zurückgehen. Sie sind 1—2 m tief eingegraben und mit Rasen belegt. In der Mitte des Erdhügels, als welcher die Behausung sich von außen darstellt, bleibt ein Loch offen, welches zugleich Rauchfang, Fenster und Thür ist (s. Abbildung, S. 765). Ein dicker Pfeiler, der nur so tief eingekerbt ist, daß die Zehe mit Mühe darauf ruhen kann, dient den Ein- und Ausgehenden statt einer Leiter. Zur Seite ist auf ebener Erde eine andre Thür für die Weiber angebracht. Der Eingang ist besonders bei den Tundrahütten oft mehrfach gewunden, um Schutz gegen Schneewehen zu gewähren. In dieser Hütte wohnt der Kamtschadale und Tundranomade von Anfang Oktober bis Mitte Mai. Die gemeinsamen Häuser der amerikanischen Hyperboreer kommen in der Alten Welt nicht vor. Regel ist das Einzelwohnen der Familie und ihrer nächsten Angehörigen. Nur von den heidnischen Samojeden hören wir, daß je zwei Familien in Einem Zelte wohnen.

Das Zelt der Lappen hat längst die Felle, mit denen es einst bedeckt wurde, gegen groben Wollenstoff vertauscht, der den Vorteil hat, daß er vermöge seiner lockern Webart der Luft einigermaßen freien Durchzug gestattet. Er ist von außerordentlicher Dauerhaftigkeit, hält zwanzig Jahre und noch länger, doch sind diese Zelttücher sehr teuer und gewöhnlich über und über mit Flicken bedeckt. Sie sind in zwei durch Bänder verbundenen Stücken über das Untergestell aus fest ineinander passenden Stangen gespannt, während die Thür durch ein Stück Segeltuch gebildet wird. Die Grundfläche des Zeltes beträgt oft nicht über 7 qm, und die Insassen drängen sich samt den nie fehlenden Hunden dicht auf den den Boden bedeckenden Renntierfellen zusammen. In der Mitte brennt unter dem an eiserner Kette hängenden Kessel zur Not ein Wacholderfeuer.

## 5. Familie und Staat der Hyperboreer.

„Sie leben in einem statu naturali et libertatis, zwar extra civitatem, aber doch in societate." Cranz.

Inhalt: Die Stellung der Frau. — Heirat. — Geburt. — Kinderleben. — Namen. — Verwandtschaftsbeziehungen. — Politische Verhältnisse. — Geringe Macht der Häuptlinge. — Soziale Gliederungen. — Reich und arm. — Kleinheit der Stämme und Ansiedelungen. — Bevölkerungszahlen. — Mischvölker. — Krieg. — Beziehungen zwischen Eskimo und Indianern. — Begräbnisarten, Gräber und Grabmäler.

Die Stellung der Frau ist bei den westlichen Hyperboreern wesentlich dieselbe, wie wir sie bei den Indianern zu schildern hatten, nur daß jene Vorzüge wegfallen, welche mit dem Mutterrerbrechte verbunden sind. Ihr fällt alle Arbeit des Hauses zu, großenteils auch der Hausbau, dem Manne die Jagd, der Fischfang, die Schiffahrt. Es ist ebenso bei den Nordasiaten, wo die Nomaden auch die schwere, oft wiederkehrende Arbeit der Errichtung des Hauses oder Zeltes den Weibern aufladen. „Ohne Weibertroß rührt sich kein Samojede in die Ferne, es sei denn, daß er sicher ist, auf fertiges Nachtquartier zu stoßen." Muschel-, Kräuter- und Beerensuchen ist gleichfalls Weibersache. Die Scheidung ist streng. Hat der Mann Beute erlegt, z. B. einen Seehund, so bleibt er vor dem Hause, bis die Frau mit einem Gefäße voll Wasser kommt und dasselbe über die Beute geschüttet hat; dann wird der Fang ins Haus gebracht, und die Frau besorgt das Abziehen desselben. Das Zubereiten der Häute und die Verfertigung der Kleidung ist ebenfalls die Arbeit der Frau. Etwas übertrieben nennt Cranz ihr Leben eine Kette von Furcht, Elend und Jammer. Es gibt Fälle, wo sie unzweifelhaft die Oberherrschaft im Hause hat, und häufig übertrifft sie an schlagfertigem Verstande den Mann. Reisende konnten Wege oft leichter von Frauen erkunden als von Männern, ja selbst Karten konnten sie von jenen gezeichnet erhalten. Während der Charakter dieser Völker sonst zur Ruhe und Verträglichkeit neigt, sind in der Ehe Streitigkeiten nicht gar selten, und Cranz erzählt von Ehemännern, die in die einsamsten Gegenden sich flüchten, wo sie in irgend einer Kluft sich anbauen und, gefürchtet von den ehemaligen Genossen, ein Eremitenleben führen. Herrin ist das Weib nur über Töchter und Schwiegertöchter, und wo diese letztern in größerer Zahl vorhanden, mag jenes wie eine Fürstin im Hause schalten, dessen Glanz auf die Mutter des Hauses zurückstrahlt. Dem Hause dienen wohl auch Schwiegersöhne, welche Weiber zu erwerben streben, und ihm kommen auch die Brautgeschenke der Werbenden zu gute. Bei den Grönländern folgen die Kinder der Mutter, was oft zu trauriger Vereinsamung der Väter führt.

Polygamie ist bei der geringen Zahl der Weiber eine seltene Erscheinung. Auch die Schwierigkeit der Ernährung kommt dabei in Betracht. Gewöhnlich muß ein Mann mit einem einzigen Weibe sich begnügen. Man gewinnt den Eindruck, als ob die Polygamie im vorigen Jahrhundert bei den Eskimo häufiger gewesen sei als heute, was ein weiteres Zeichen für den Rückgang der Bevölkerung sein könnte. Wo nicht Knabe und Mädchen schon früh füreinander bestimmt waren, wie es bei den Grönländern üblich ist, werben Dritte für den Freier, indem sie dessen Haus und Familie rühmen. Das Mädchen stellt sich unwillig, verläßt sogar das Haus und muß scheinbar mit Gewalt zurückgebracht werden. Wirklicher Weiberraub kommt aber wohl nur dann vor, wenn ein Mann ein Nebenweib gewinnen will. Spuren von Exogamie verfolgt man durch die Samojeden hin bis zu den Finnen, Heirat zwischen Geschwisterkindern und selbst zwischen zwei Fremden, die aber im gleichen Hause als Adoptierte aufgewachsen sind, gilt nicht für anständig. Auf Tauschheiraten deutet bei den nordasiatischen Nomaden manches hin. Middendorf erzählt

einen Fall, in dem der Sohn eines Samojedenhäuptlinges „eine Aristokratin" heiratete, wofür an den Vater der letztern eine Tochter jenes Häuptlinges zur Dienstleistung und zu späterer Verheiratung überlassen wurde, deren Nutzen dem Vater der Schwiegertochter zufiel. Bei den Hirtenvölkern wächst mit der Mitgift der Preis der Braut. Bei den Renntiertschuktschen hat der Bräutigam einige Jahre die Herden seines künftigen Schwieger-



Eskimo-Familie von Labrador. (Nach Photographie im Besitze des Herrn Hagenbeck, Hamburg.)

vaters zu weiden, ehe er die Braut erhält. Ein wohlhabender Samojede zahlt wohl 40 Renntiere, 2 Wölfe, 16 Eisfüchse, Zeltfelle, Kessel und andres für seine Zukünftige und erhält dafür Hausrat, Kleidung, Nahrung, die bis zu 20 Schlitten füllt, samt diesen Schlitten und zu jedem derselben ein Renntier. Bei diesen Nomaden kommen bei der Zunahme des Verkehres auch immer mehr Heiraten von Stamm zu Stamm vor, die früher unerhört gewesen sein sollen. So nennt Middendorf das Jahr 1842 als das historische Datum, wo jenes Unerhörte geschah, daß ein Tschuktschenhäuptling die Tochter eines Jukagiren heiratete. Eine tungusische Hochzeit bei dem Stamme der Orotschonen wird folgendermaßen geschildert: Zu einer bestimmten Frist kommen die Eltern der Braut und des

Bräutigams an einem und demselben Orte zusammen und lagern sich. Der Bräutigam holt nicht die Braut, sondern der Vater schickt die Braut in Begleitung eines alten Anverwandten. Dabei werden alle Gegenstände der Mitgift auf Renntiere geladen; die Braut besteigt ein Renntier, die Begleiterin ein andres, und der Vater führt das Renntier der Braut zur Jurte des Bräutigams. Sind alle hier angelangt, so ziehen sie zuerst einmal um die Jurte des Bräutigams herum, dann stellt die Braut ihre eigne Jurte daneben auf, bereitet in derselben irgend etwas zum Essen und bewirtet ihre Verwandten und Bekannten, welche im Kreise dasitzen. Der Bräutigam hält sich sehr im Hintergrunde. Schließlich werden auch Tänze ausgeführt, indem sich die Orotschonen, Männer wie Weiber, außerhalb der Jurte in einen Kreis stellen, sich abwechselnd auf einem oder dem andern Beine erheben und einen einförmigen und eintönigen Gesang erschallen lassen.

Für die Niederkunft wird ein besonderes Zelt im Sommer, eine Schneehütte im Winter gebaut, doch darf die erste Niederkunft bei den Eskimo in der Familienhütte stattfinden. Nach der Reinigungszeit, welche oft auf zwei Monate sich ausdehnt, kleidet sich das Weib völlig neu. Das erste Kleid des Kindes besteht bei den Baffinsland-Eskimo aus einem Vogelgefieder, das aber bald gegen ein Renntierkleid vertauscht wird. Die abgelegten Kleider werden sorgfältig aufbewahrt und liefern späterhin Stoff zu Amuletten. Solange die Mutter in der Hütte weilt, darf sie nur Fleisch essen, das ihr Gatte erjagte, oder das als erste Jagdbeute ein Kind nach Hause brachte. Verläßt ein Weib diese Hütte, so darf sie nicht durch die Thür gehen, sondern muß einen besondern Ausgang wählen. Die Frau ist in der Regel nicht sehr fruchtbar, und selten wird eine Familie mit mehr als drei Kindern gefunden. Als Regel gilt Eine Geburt. Außerdem besteht unter den Neugeborenen eine sehr große Sterblichkeit, dank der Unkenntnis und Vernachlässigung der gewöhnlichsten Regeln der Gesundheitspflege, besonders dem 3—4 Jahre währenden Säugen, aber auch dem Kindesmorde, der allerdings zum Teile in der Schwierigkeit und Unregelmäßigkeit der Beschaffung von Lebensmitteln wurzelt. Gleichwohl scheinen sie ihre Kinder zärtlich zu lieben. Bei den letztern ist das gutmütige, zufriedene Temperament der Rasse schon ausgesprochen vorhanden. Von Cranz bis auf Rink haben alle Beobachter das stille Verhalten der Eskimokinder gerühmt, die, um mit dem erstern zu reden, „still wie die Schafe umhergehen“. Sie finden sich auch in die unbehaglichsten Situationen resigniert hinein. Rosse sah ein Kind in Felle gewickelt in einem Boote liegen, welches während eines Schneesturmes ans Schiff anlegte; in den dünnen Händchen hielt es ein Stück Fisch, an dem es mit Behagen sog, ein Bild vollkommenster Zufriedenheit. Zahlreich sind die Spielsachen dieser Kinder, manche der kunstvollen Modelle von Schiffen und Schlitten oder der geschnitzten Tierbilder in unsern Museen sind von geschickten Eltern für Kinder gemacht worden, und die Kindergräber sind oft voll von Mitgaben solcher rührender Kleinigkeiten. Vom zehnten Jahre an geht das Spiel durch Übungen im Jagdboote, im Fischen, Vogelfangen und Bogenschießen in Ernst über, und mit fünfzehn gibt die Erlegung des ersten Seehundes Gelegenheit zu einem Feste, das man als die Feier der Wehrhaftmachung bezeichnen kann. Um dieselbe Zeit wird, wo solche noch üblich, die Tättowierung ausgeführt. Hat der Jüngling dann, gegen sein zwanzigstes Jahr hin, ein Mädchen heimgeführt, so bleibt er nichtsdestoweniger im Hause seiner Eltern wohnen. Der pietätvolle Charakter des Familienlebens macht die Kinder zum wertvollsten Schatze ihrer Eltern. Daher sind auch Adoptionen nicht selten, und eine Witwe mit Kindern ist ihrer Versorgung sicher. Den Namen erbt das Kind entweder von irgend einem nächst vorher Gestorbenen (Baffinsland) oder von dem zuerst nach der Geburt in die Hütte Tretenden. Öfters werden Namen geändert. Stirbt ein naher Verwandter der Familie, so fällt sein Name dem jüngsten Kinde der letztern zu. Einen Hundenamen erhält, wer in

Baffinsland zu Sednas Hund geweiht wurde (s. S. 782), und so kommt es, daß ein Eskimo eine ganze Anzahl von Namen trägt und an verschiedenen Orten oft unter verschiedenen Namen bekannt ist.

Mit Sorgfalt werden die Verwandtschaftsbeziehungen gepflegt. Nur die kinderlosen Witwen sind vergessen und verlassen. In Grönland erbt der älteste Sohn Zelt und Weiberboot, was soviel ist wie Haus und Hof, und ernährt Mutter und Geschwister, die in Ermangelung eines ältesten Sohnes dem nächsten Verwandten anheimfallen. Was jüngere Kinder erwerben, fällt der Mutter zur Verfügung zu. Eine Witwe ohne nähere Verwandte ist der Großmut derjenigen anheimgegeben, welche sich den Besitz ihres Mannes angeeignet haben. Je härter der Kampf ums Leben, desto dringender ist das Bedürfnis des Anschlusses. Den häufig vorkommenden Hungertod solcher schutzloser Witwen und Waisen rechnet schon Cranz zu den Hauptursachen des Aussterbens der grönländischen Eskimo.

Die Überschrift des bei Cranz von den politischen Verhältnissen der Eskimo handelnden Kapitels: „Sie haben keine Obrigkeit, richten sich aber nach gewissen Gewohnheiten", hat viele Irrtümer veranlaßt. Einzelne Ausführungen beweisen, daß dieser Schilderer selbst keineswegs vollständigen Mangel jeder Obrigkeit zugeben wollte, ebensowenig wie Hall, wenn dieser sagt: „Ein Innuit ist keines Menschen Herrschaft unterworfen". Dieser betont das moralische Gewicht des Ältesten, Klügsten und Entschlossensten, während jener erzählt von „dem ansehnlichsten Wirte", der am Nordende des Hauses wohnt, auf Ordnung und Reinlichkeit desselben sieht und mit einer gewissen Ehrfurcht umgeben wird, hauptsächlich weil er sich auf Wetter und Fang am besten versteht. Bei Wanderungen folgen sie dem verständigsten Manne, der den Weg am besten weiß, können sich aber, sobald sie wollen, von ihm trennen. Ihm entspricht offenbar der Häuptling im Tschuktschendorfe, den die Handelsschiffe sich mit Geschenken geneigt zu machen pflegen, während wieder höher der von der russischen Verwaltung mit Vollmachten ausgestattete Häuptling der Renntiertschuktschen steht, welchem wir als „Erema", mit Gerichtshoheit ausgestattet, Geschenke empfangend und mit Insignien der Macht (weißes Renntierfell und dergleichen) umgeben, begegnen. Wenn noch in neuester Zeit Nordenskiöld bei den Küstentschuktschen die vollständigste Anarchie, d. h. einen gesellschaftlichen Zustand gefunden hat, in welchem Strafen für Verbrechen unbekannt oder doch sehr selten waren, so ist diese Definition offenbar doch nicht ganz zutreffend, und die durch Handel und Verkehr, Branntwein und Tabak zersetzten Verhältnisse am Beringsmeere sind nicht entscheidend. Übrigens nennt Augustinowitsch in seiner Arbeit über die Völker des Kolymagebietes den „Erema der Roß-Tschuktschen" sogar mit Namen, was doch andeuten möchte, daß eine gewisse Beziehung auch dieser Völker durch eine Art Oberhaupt zur russischen Regierung wenigstens auf russischer Seite angenommen wird. Manches deutet darauf, daß einst ein kriegerischerer Geist und damit höhere Stellung der Obrigkeit auch hier walteten als heute. Aus Franklins Schilderung des Eskimo-Stammes bei Fort Churchill erhellt, daß ein Unterschied zwischen Ältesten und andern Stammesgliedern auch hier gemacht ward. Der Stamm zählte 84 erwachsene Männer; zwei Häuptlinge (Ackhaiyut) entschieden in öffentlichen Angelegenheiten, besonders über Verteilung der Lebensmittel, während einige, wahrscheinlich vier, Unterhäuptlinge (Attuganoeuck) durch hohes Alter und den Besitz von zwei Weibern sich auszeichneten. Die übrigen Stammesglieder waren einweibig.

Zahlreich sind die als Gewohnheiten fortgepflanzten Rechtssatzungen. Wer an bewohnter Küste landen will, muß sich erst überzeugen, ob man ihn aufnehmen will. Jagd, Fischfang (angeblich selbst bei Lachsdämmen, die ein andrer errichtet), Strandgut sind frei. Auf irgend einen frei liegenden Gegenstand einen Stein legen, heißt, ihn in Besitz

nehmen. Wer ein Tier auf der Jagd zuerst sah, dem fällt es zu, wenn auch andre es töteten; im Zweifelsfalle gehört es dem, der ihm die erste Wunde beibrachte. Von gleichzeitigen Wunden entscheidet die dem Herzen nächste für den Eigentümer. Der Handel kennt Kreditgeben, doch erlischt die Verpflichtung des Schuldners oder der Seinen mit dem Tode, oder wenn er das geborgte Gut verlor oder zerbrach. Auf Mord steht Blutrache. Im Falle eines Mordes wird der Mörder durch Verwandte des Ermordeten oder durch Augenzeugen des Mordes ebenfalls getötet, meistens erschossen. Todesstrafe wird außerdem nur gegen böse Hexen und Zauberer angewandt und selten wohl einmal gegen Ehebrecher. Bei den Renntiertschuktschen hält der Erema Gericht nach mündlich ihm vorgetragener Klage und bestraft den Schuldigen in Gegenwart seiner Angehörigen. Der zu Bestrafende muß niederknieen, die Hände werden ihm auf den Rücken gebunden, und nun schlägt man ihn mit einem Stocke, an dessen Ende ein kleines Stück Renntiergeweih befestigt ist, auf den Kopf. Mitunter erträgt das arme Opfer diese qualvolle Strafe ohne Murren, bisweilen aber kann er die Strafe nicht aushalten und bittet um Gnade und Verzeihung. Dann gestattet ihm der Erema, sich mit einer Anzahl Renntiere loszukaufen, um den Kläger zu befriedigen. Bei sehr schweren Vergehen verlangt der Erema die Todesstrafe, wobei die allergrausamsten Methoden angewandt werden; jene Schläge auf den Kopf werden als leichte Bestrafung angesehen. Ehebruch soll hier zu den todeswürdigen Verbrechen gerechnet werden.

Der Handel hat manchen Häuptlingen eine realere Unterlage ihrer Macht verschafft, als sie solche in Zeiten gleichmäßigerer Besitzverteilung besessen hatten. Überwiegender Besitz wird um so mehr Macht bringen, als ein starkes wirtschaftliches Band gemeinsamen Erwerbes viele Stämme, vielleicht alle, z. B. der Samojeden, zusammenhält; sie fischen und jagen gemeinsam, und der Auswuchs dieses Systemes ist ein hochgradiger Parasitismus. Wer bei den Assja-Samojeden zu einem Wilde kommt, ehe der Jäger es erlegte, gewinnt Anteil am Schmause und Felle; wer bei den Tungusen ein Tier in fremder Falle findet, kann die Hälfte des Fleisches nehmen, ꝛc. Ganze Völker nehmen ihrem Besitze entsprechende Stellungen zu einander ein. So bemühen sich die Tungusen, die sehr arm sind, in der Nähe von Tschuktschen-Niederlassungen zu leben, weil sie bei den an Renntierherden reichern Tschuktschen als Hirten Verwendung finden; sie werden dann mit Renntieren bezahlt. Und die Unterwerfung der Ural-Samojeden durch die Sirjänen folgte der Usurpation der Weidegründe jener durch diese.

Die Stämme sind durchaus von geringer Größe. Wenn schon bei den nächstwohnenden Indianern der Tschippewäh-Gruppe Stämme von 200 Jagdfähigen als groß gelten, so sinkt bei den Eskimo das Maß noch tiefer. Boas bekennt, nördlich von der Barrowstraße keinen Stamm von mehr als 10 Hütten zu kennen. Von Igtlutuarsuk in Ostgrönland, das 13 Hütten hat und vielleicht die größte der ostgrönländischen Niederlassungen ist, bis Kap Farewell liegen 15 Eskimo-Niederlassungen, von welchen indessen die meisten nur 1—2 Hütten haben. Manche Stammesnamen sprechen für eine ähnliche Stammesgliederung, wie sie als Totemsystem von den Indianern bekannt ist; so z. B. Namen wie Schneegans-Eskimo (Kangor-Maeut), Steinkessel-Eskimo (Utkusik-Kaling-Maeut), Renntiergeweih-Eskimo (Naggeuktor-Maeut), die Franklin vom Kupferminenflusse nennt.

Die Gesamtzahl der Hyperboreer wird auf 15,000 in Grönland und im nördlichen Amerika, auf 12,000 im nordwestlichen Amerika, vom König William-Sunde nordwärts, veranschlagt. Die Zahlen sind im einzelnen sehr veränderlich, teils durch häufige Verlegung der Wohnsitze, teils durch Überschuß der Todesfälle über die Geburten. Die Hansa-Mannschaft fand die Insel Iluidlek in Ostgrönland menschenleer, während Graah noch eine Familie von sechs Köpfen dort getroffen hatte. Viele Fälle sind bekannt, wo Änderungen des Wildstandes Änderungen der Wohnsitze herbeiführten. Man begreift dies

49*

leichter, wenn man sich erinnert, daß günstige Seehundsjagdgebiete sich immer nur dort befinden, wo weite Eisflächen beschritten werden können. Reisen einzelner Eskimo ins Ungewisse hinein, die man geradezu als Entdeckungsreisen bezeichnen kann, sind gar nicht selten. Wir erinnern an Bessels Erzählung von einem Manne, der auf der Cumberland-Insel geboren war und mit seinem Vater bis Kap Isabella wanderte, wo sie einem unbekannten Stamme sich anschlossen, um endlich in Ita am Smith-Sunde zur Ruhe zu kommen. M'Clintock berichtet von einem Eskimo, der im Sommer auf Durban-Insel gesehen worden war und im nächsten Winter bei Ponds Inlet erschien, so daß er eine Entfernung von mindestens 950 km zurückgelegt haben mußte.

Die politischen Verhältnisse sind nicht viel größer bei den Nordasiaten. Jeder der zehn Stämme, in welche die Jakuten zerfallen, kann durchschnittlich nicht mehr als 300 Köpfe zählen. Wo, wie im Kolymagebiete, auf 105 QWerst ein Mensch kommt, ist eine starke Stammesorganisation nicht denkbar. Vielleicht ist ein Rest derselben in den Namen der zehn Jakuten-Stämme zu vermuten, die Egin heißen, während der erste bis vierte Mjatusch, ein und zwei Baibun, ein und zwei Kangalag und Borogon genannt werden. Daß jeder Stamm seinen Ältesten hat, und daß aus den Ältesten eine Art Verwaltungsausschuß, besonders zur Vertretung der Regierung gegenüber, gebildet wird, ist wohl russischem Einflusse zuzuschreiben.

Man sollte an ein fast mit Notwendigkeit friedliches Verhältnis dieser Völker glauben, da sie über ein genügend weites Gebiet zerstreut sind, um häufige Reibungen unmöglich zu machen, und da an ihrer wichtigsten Hilfsquelle, dem Meere, die Wettbewerbung nicht sehr groß und schneidend sein kann. Dennoch erzählen ihre Überlieferungen von Streit und Krieg, wobei nur einigermaßen verdächtig scheint, daß blutige Fehden heute selten sind. Vielleicht wirft die Phantasie dieser heißblütigen Eissöhne diese Bilder sehr stark vergrößert auf die graue Wand des Vergessens, welche die Geschichte ihrer Vergangenheit verbirgt. Wie dem auch sei, heute sind die „internationalen" Verhältnisse der Eskimo so geregelt, daß man sogar von einer Art Völkerrecht sprechen kann, welches dieselben ordnet, und der Grundzug dieses Rechtes ist die Bestimmung, daß nicht Stamm gegen Stamm auftritt, sondern daß, selbst wo ganze Stämme in ihren Ansichten uneinig werden, nur eine gewisse Zahl beiderseits gewählter Männer den Streit zu begleichen hat. Aber scheint nicht diese Einrichtung der Fehdeträger aus dem Gefühle heraus getroffen zu sein, daß es in diesen menschenarmen Stämmen Thorheit wäre, mehr als eine geringe bestimmte Anzahl einem Streite zu opfern? Selbstverständlich wird es auch leichter sein, einen solchen Streit beizulegen, wenn Einzelne ihn personifizieren, als wenn ganze Stämme sich berufen fühlen, ihn durch Krieg zu beenden.

Merkwürdig ist die Furcht, welche vor den Eskimo ihre indianischen Nachbarn hegen. Mit Staunen beobachtete Franklin die Vorsichtsmaßregeln, welche seine den Tschippewäh angehörigen indianischen Führer anwandten, als sie in die Nähe der Eskimo des untern Kupferminenflusses gekommen waren. Feuer wurde mit der größten Vorsicht angezündet, die auf Höhen führenden Pfade vermieden, der verräterische Charakter der Eskimo in düstern Farben gemalt. Selbst in ihren Sagen spielt das Land der Eskimo die Rolle einer fernen Insel, nach der einzelne der Indianer als Sklaven fortgeführt werden, und aus dem sie auf wunderbare Weise den Rückweg finden. Berührungen mit den Indianern sind dennoch nachzuweisen. Thatsache ist es nach Klutschak, daß die Eskimo des Festlandes ein Wort für Rothaut in ihrer Sprache haben. Der Handelsverkehr zwischen beiden ist lange im Gange, und damit ist auch der Einfluß der südlichern Völker auf die Eskimo zuzugeben. Politischen Charakter hat der Verkehr im fernen Westen und Osten angenommen. Die einst wie Helden gegen die Russen stehenden Kaniagmuten des Kadiak-Archipels wurden im Kriege von den ansässigen Koloschen der Nordseite von Kadiak

unterjocht und mußten aus deren Mitte erbliche Häuptlinge aufnehmen, die nach Pinart noch heute, nachdem die Kaniagmuten längst ihrerseits Herren der Koloschen geworden sind, noch bestehen, und unter welchen man die am weitesten von dem Eskimo-Typus abweichenden Formen sowie die einzigen künstlichen Deformationen des Kopfes findet. Später hat der friedliche Verkehr indianische Aufpfropfungen, wie z. B. den Gebrauch der Masken, weiter zu benachbarten Hyperboreern wandern lassen. Ähnlich sind die Eskimo von Labrador durch ihre indianischen Nachbarn vielfach bedrängt worden. Heute ist ein Ruhezustand eingetreten, da beide Parteien zurückgegangen sind. Aber noch zu Ellis' Zeit wurden diese südöstlichen Eskimo von den Indianern am Süd- und Westufer der Hudsonbai vielfach schwer heimgesucht, bekriegt, gefangen und hingerichtet und zwar unter anderm auch, weil sie denselben die Schuld beimaßen, wenn sie auf der Jagd unglücklich waren, sie also für Zauberer hielten. F. Boas hat es wahrscheinlich gemacht, daß in den letzten 40 Jahren ein Mischvolk von Ugjulik und Neitschillik entstanden sei. Jene wohnten in König Williams-Land und Adelaide-Halbinsel, diese in Boothia Felix. Es scheint, daß Neitschillik in das Gebiet der Ugjulik übersiedelten und zwar als Einzelauswanderer, deren viele dadurch in das Nachbargebiet gezogen wurden, daß die Weiber der Neitschillik an Zahl viel geringer waren als die Männer, was die letztern zwang, sich auswärts Familien zu gründen.

Die einzelnen Eskimo-Stämme sind keineswegs ganz gleich, wie sehr auch die Grundzüge ihres Wesens und Thuns auf weite Entfernungen hin übereinstimmen. So unterscheiden sich unter den Stämmen von König Williams-Land die Männer durch den Haarschnitt, während die Frauen kleine Verschiedenheiten der Tättowierung, z. B. in Länge und Zahl der Strichzeichnungen an Kinn und Lippe, festhalten. Die Eivillik tragen langes Haar an den Schläfen herabfallend und nur unmittelbar über der Stirn gerade abgeschnitten. Die Neitschillik haben ganz kurz geschornes Haar, und die Kinipetu endlich tragen lange Haare, die aber am Scheitel in Form einer Tonsur fast vollständig entfernt sind. Am weitesten weichen von dem zentralen Typus die äußersten östlichen und westlichen Flügel in Ostgrönland und an der Südküste der Tschuktschen-Halbinsel ab. Bei jenen hat, wie ihre körperliche und geistige Natur fast unwiderleglich beweist, eine Mischung mit fremden Einwanderern, wahrscheinlich skandinavischen Stammes, stattgefunden, während diese durch Berührung mit den Renntiertschuktschen echte Eigenschaften der Eskimo, wie den Lippenpflock und die Erdwohnungen, aufgegeben haben.

## 6. Religion der Hyperboreer.

„Von der Religion oder vielmehr Superstition der Grönländer." Cranz.

Inhalt: Die Grundzüge der hyperboreïschen Religionen gehören der Weltreligion an. — Die Seele. — Die Geister und Gespenster. — Das höchste Wesen. — Sonne und Mond. — Sternbilder. — Schöpfungsgötter. — Tongarsuk. — Sedna. — Sturm und Donner. — Unterwelt und Jenseits. — Einige Proben hyperboreischer Sagen. — Der alltägliche Aberglaube. — Fetische. — Fremde Einflüsse. — Das Priestertum. — Die religiöse Anlage. — Das Sterben und das Grab.

Grundzüge der hyperboreïschen Religionen sind die der heutigen Menschheit allgemein eignen Vorstellungen. Wir finden auf der einen Seite den Begriff einer einzigen Gottheit, von der keine Götzenbildnisse gemacht werden; wir begegnen auch den Ideen eines künftigen Lebens in einem ewig dauernden Sommer sowie dem Glauben an Himmel und Hölle, also an ein gutes und schlechtes Jenseits. An diese Grundbegriffe reiht sich ein Kultus abergläubischer Ansichten, der sich in dem Verhältnisse der Stämme zu einander

gerade so wie im sozialen Leben des einzelnen Stammes widerspiegelt sowie auch das Familienverhältnis in dessen kleinsten Einzelheiten durchzieht. Der Aberglaube wird Lebensregel und treibt seine Wurzeln um so tiefer, als er sich an den Glauben an die Rückkehr der Seelen Verstorbener anschließt, aus welchem ein wahrer Seelendienst sich entwickelte, und diesem letztern gehört wohl das wenige an, was an sogenannten Götzenbildern bei Hyperboreern gefunden wurde, und was übrigens von Fetischen sich nicht unterscheidet.

Aus dem Glauben der Eskimo tritt am greifbarsten und mit den weitesten und tiefsten Wirkungen ausgestattet die Seele hervor, welche als ein Wesen für sich betrachtet wird, den Leib verlassen, ferne Orte besuchen und wieder zum Leibe zurückkehren kann. Trotzdem nun die Seele, welche den Tod überlebt, dieselbe Form, dasselbe Aussehen hat wie der Leib, ist sie doch von so zarter Beschaffenheit, daß nur gewisse klar sehende Menschen eine solche frei gewordene Seele sehen und Gemeinschaft mit ihr pflegen können. Cranz fand bei einigen Grönländern die weitverbreitete Anschauung von zwei verschiedenen Seelen, dem Odem und dem Schatten. Es sind die Schattenseelen, die als Tupilak drei Tage lang den Gestorbenen umschweben, um dann in die Unterwelt hinabzusteigen. Und es stellen die Seelen Verstorbener ein starkes Kontingent zu den Geistern, die den Lebenden schützend oder schädigend folgen. Auch dem alten grönländischen Glauben ist, wie dem malayischen oder Negerglauben, die ganze Natur mehr oder weniger angefüllt mit unsichtbaren oder nur in gewissen Fällen sichtbaren Machthabern oder „Besitzern“, welche den Menschen nützen oder schaden können. Der Mensch kann selbst unter diese aufgenommen werden und zwar schon als Kind oder Säugling, denn wenn ein Kind getötet wird oder durch Versehen der Verwandten umkommt, wird es zu einem bösen Geiste, der sie mit Unglück und Tod verfolgt. Ebenso gefährlich ist es, wenn ein Mensch Einsiedler wird. Als solcher wird er ein ebenso treffendes Bild des Gewissens und einer höhern strafenden Gerechtigkeit. Denn der Einsiedler erlangt, indem er allein mit der Natur lebt, ganz besondere Kenntnisse und Kräfte und wird im besten Falle Zauberer, solange er lebt, während nach dem Tode seine Seele zu fürchten bleibt. Daher die Sorgfalt und Eile, mit der man den Toten zu entfernen strebt, solange die Seele bei ihm ist, die, wie Schiefner von den Aleuten mitteilt, als Odem in die Lüfte verweht wird und als Schatten in die Unterwelt steigt. Seelen, die hier nicht aufgenommen werden, brausen im Sturme, rütteln die Zelte und Schneehütten und schaden, wo sie können. Die Seelen der Ertrunkenen werden von dem Meergotte Binnato-Xtenaia beherrscht, dem die Sirenen, welche die Schiffe scheitern lassen, diese zuführen. Die Berge sind mit Gnomen bevölkert, über welche der gefürchtete Geist Kluech herrscht. Sobald die Kenai in seinen Bezirk eintreten, bringen sie ihm Opfer dar, gehen still einher oder unterhalten sich in einer ganz andern Sprache als in der jeden Tages. So füllen auch die Tadjebzien die Samojedentundren schadend oder nützend, je nachdem der Schamane, der allein im stande ist, sie zu leiten, auf sie einwirkt.

Am häufigsten werden von allen solchen Machthabern die unterirdischen Küstengeister erwähnt. Diese haben ihre Wohnungen zwischen den Klippen am Strande entlang und fahren wie die Menschen in Kajaken. Es gibt deren zwei Arten, die guten und die bösen. Letztere haben besondere Macht über den Kajakmann, indem sie ihn nach sich ziehen können in ihrem Kielwasser, so daß er mit ihnen von der Brandung erfaßt und in ihre Wohnungen geführt wird, wo sie ihn in peinlicher Gefangenschaft halten. Zu ihnen gehört der gefürchtete Kallopalling, der den Jäger in die Tiefe zieht, indem er sie in die ungeheure Kapuze seines Entenfellkleides steckt. Die guten dagegen begleiten ihn und helfen ihm die Seetiere töten, aber sein Auge wird durch ihre Nähe so geblendet, daß er sie nicht sehen kann. Nur aus einiger Entfernung kann er vielleicht sehen, daß ein andrer Kajak bei ihm

ist. Krikiru ist bei den Cumberland-Eskimo der Verursacher der Krämpfe und des plötzlichen Todes des Menschen. Sturmgeister verfolgen einzelne Menschen, die dann langsam hinsiechen und sterben. Endlos ist die Reihe ähnlicher Geister, zu deren Vervielfältigung diese rauhe, großartige und einsame Natur geradezu auffordert. Besonders auf die Felsspitzen, welche aus dem Eise hervorragen wie Inseln aus dem Meere, verlegen Sage und Volksglaube ihr Geisterheim; dort hausen unter anderm große Falken, die mit einem Renntiere in den Klauen davonfliegen oder mit ihrem Schnabel Steine durchbohren; auch verschiedene Raubtiere, gleich gefährlich durch ihre Geschwindigkeit und Stärke, wohnen in den Ritzen des Eises. Nur einzelne Wagehälse haben sich in Kampf mit diesen Ungeheuern eingelassen und sich dadurch einen Namen für die Nachwelt gesichert. Das Verschwinden mancher in diesen Wildnissen wurde der Raublust dieser Ungeheuer zugeschrieben. Endlich ist selbst jeder für uns tote Gegenstand beseelt, denn, wie schon Egede erfuhr: in jedem Gegenstande wohnt für den Eskimo ein Besitzer oder Innuä.

Das Meer mit seinem beständigen Wechsel, entweder vom Sturme bewegt oder zugefroren, soweit das Auge reicht, bildet den wichtigsten Schauplatz für die Begebenheiten. Vom Lande, als dem Ursprunge des Pflanzenlebens und dadurch einer Freudenquelle des Menschen, ist viel seltener die Rede. Sich weit aufs Meer zu wagen, gilt nicht nur wegen dessen wirklichen Gefahren, sondern vor allem wegen der Geister, die auf und in ihm wohnen, für einen Beweis von Mut. Die berühmten Männer der Sagen verlegen gern ihre Jagdplätze so weit hinaus ins Meer, daß das Land ihrem Gesichtskreise entschwindet, mit Ausnahme gewisser hoher Felsspitzen, welche sich in der Entfernung wie Seehunde ausnehmen, die an der Oberfläche des Meeres auf- und niedertauchen. Hier liegen sie einsam in ihren kleinen Kajaken, unternehmen Kämpfe mit Walrossen und jagen Seehunde. Aber weiter zu gehen, ist auch nicht ratsam, denn dort draußen hausen große Kajakleute, „Kajariaken“, welche unter anderm Unwetter hervorrufen können, so daß man nicht im stande ist, die Küste mit heiler Haut zu erreichen. Außer diesen gibt es Kongensetokit, Seemenschen, die besonders gern Fuchsschwänze essen, und Ignersoit, welche am Strande oder auf Klippen wohnen und gern die Fischenden zu sich nehmen, um sie zu ihren Gefährten zu machen. Letztere sind feurig anzuschauen. Ein Geist, der in der Luft wohnt, heißt bei den Grönländern Innerterrisok, d. h. derjenige, welcher verbietet. Der Name hängt wohl mit der besondern Bedeutung zusammen, welche, ähnlich wie bei den Amerikanern (s. S. 689), den Winden beigelegt wird, und vielleicht sind die Geister Sillaginsortok, d. h. die gute Winde blasen, mit jenen identisch. Ein andrer Luftbewohner heißt Erloersortok, d. h. derjenige, welcher das Eingeweide herausreißt. Er ernährt sich von den Eingeweiden der in den Himmel Eingehenden und sieht trotzdem immer wieder mager und fahl, wie ausgehungert aus. Die Jenuarolit sind Zwerge in Ostgrönland, die Irkiglit grausame Geister mit Hundsschnauzen.

Die auffallende Verehrung des Bären, von welcher wir bei den Indianern zu sprechen hatten (s. S. 691), geht durch alle Hyperboreer der Alten Welt, denen er von den Tungusen bis zu den Finnen neben dem Himmel und der Unterweltherrin geradezu als göttliches Wesen gilt, besonders als Herr aller Geister, und die in ihm einen mit Kraft und Weisheit begabten Gott erkennen, dem das Bärenfell nur Hülle ist.

Geister höherer Ordnung schweben über diesem Gewimmel halbmenschlicher Gespenster und Gnomen und hoch über ihnen vor allen der Schatten eines höchsten Schöpfergottes, dessen wenn auch schwache Spuren schon frühe Beobachter nicht verkannten. Schon Cranz hat trotz seines Zweifels, ob die Grönländer überhaupt Religion hätten, „deutlich wahrnehmen können, daß ihre Vorfahren an ein Wesen in der Höhe geglaubt und demselben einige Dienste geleistet haben müssen, welche die Nachkommen, je weiter sie von verständigern

zivilisierten Völkern entfernt worden, nach und nach verabsäumt, bis sie endlich allen deutlichen Begriff von einer Gottheit verloren haben".

Über Natur und Namen des höchsten Wesens bestehen indessen die Zweifel, welche bei keinem einzigen Naturvolke fehlen, und auf deren Gründe wir öfters aufmerksam gemacht haben. Daß die Sonne eine weitverbreitete und tiefgehende Verehrung genießt, ist nicht zweifelhaft, und man kann diese Verehrung durch alle hyperboreischen Völker hin verfolgen. Wo das Christentum längst eingezogen, wie bei vielen Samojeden, Lamuten und andern, ist Sonnen- und Feuerverehrung der zähste Rest des Heidentums. Die Schamanen der Mongolen opfern ihr, indem sie Milch in die Luft werfen; die Tschuktschen, Tungusen, Samojeden beten sie an. Die letztern nennen die Sonne Jelibeambeertje, den Wächter und Beschützer der Herden. Doch scheint Num, der als höchstes und bestes Wesen der Ural-Samojeden bezeichnet wird, zugleich aber Himmel bedeutet, während Numgy die Sterne heißen, ähnlich dem Ukko der Finnen und dem Aije der Lappen als Himmelsgott höher zu stehen, und es entspräche nur dieser hohen Stellung, wenn er „ein formloser Gott, nicht unähnlich dem Brahma der Inder und dem Jehovah der Juden" (Castrén). Ukko wird auch Wolkenherrscher, Nebel des Himmels, alter Mann des Himmels genannt. Ihm dürfte Es, der Himmelsgott der Jenissei-Ostjaken, entsprechen. Bei den Lappen deutet manches darauf hin, daß sie ursprünglich die Sonne und den Mond angebetet haben. Auf ihren Zaubertrommeln nimmt die Sonne immer den Mittelpunkt ein, oft in Form eines Ringes, noch häufiger in der Form eines auf eine Spitze gestellten Quadrates, von dessen Ecken die Sonnenstrahlen ausgehen. Man opferte der Sonne nur weiße Tiere und nur ihr allein Brandopfer in Andeutung der von ihr ausstrahlenden Wärme; man aß jährlich einmal der Sonne zu Ehren die sogenannte Sonnensuppe und warf am Neujahrsmorgen einen Messingring in eine Quelle oder einen Bach, um aus dem Glanze, sobald die Sonne darauf schien, auf ein gutes Jahr zu schließen. Daß die Eskimo sich oft anscheinend in tiefem Sinnen der aufgehenden Sonne zuwenden, hat schon ältere Beobachter ihrer Sitten an Sonnenanbetung glauben lassen. Pinart bezeichnet als „Grunddogma" des aleutischen Glaubens die Anbetung der Sonne und des Mondes, welche als Bruder dieser, jene als Schwester dargestellt werden. Sie entbrannten in Liebe zu einander, wurden getrennt und suchen seitdem einander. Malina (die Sonne) wurde von ihrem Bruder Anninga verfolgt und machte ihn schwarz im Gesichte, um am Tage ihn wieder zu entdecken. Dies ist der Grund der Flecke im Monde, welcher bis auf den heutigen Tag um die Sonne sich dreht, vergebens bemüht, ihr nahezukommen. Nach dem letzten Viertel fährt er mit einem Schlitten, dem vier große Hunde vorgespannt sind, auf die Seehundsjagd und kommt wohlgenährt wieder. Er freut sich, wenn Weiber sterben, ebenso wie die Sonne über den Tod von Männern erfreut ist. Bei Mondfinsternissen kommt der Mond zur Erde herab, schwängert Weiber, nascht in den Häusern und tötet wohl gar Menschen, die nicht alle Enthaltsamkeitsregeln befolgten. Daher Lärm aller Art, ihn zu verjagen. Die Eskimo von St. Michaels rufen, nach Rosse, den Mond um Jagdglück an. Nicht bloß Mondfinsternisse werden als öffentliche Unglücke mit großem Lärme vertrieben, sondern auch bei Sonnenfinsternissen findet Ähnliches statt. Hier kneifen die Grönländerinnen die Hunde aus dem tiefsinnigen Grunde in die Ohren, daß diese, weil vor dem Menschen geschaffen, auch ein geschwinderes Gefühl von zukünftigen Dingen haben. Würden sie nicht schreien, so wäre die Sonne am Erlöschen und die Zeit überhaupt am Ende. Verschiedene Züge, namentlich Abbildungen auf den Zaubertrommeln, deuten darauf hin, daß der Mond einst auch bei den Lappen eine größere Rolle gespielt hat. So opferte man dem Monde ein rundes Stückchen Holz mit einem kleinen Loche darin, damit man in der Mondnacht den Weg zurück zum Zelte finde.

Viele Sterne haben mythologische Bedeutung. Der Morgenstern Jdfet=naste und der Abendstern Aked=naste leuchten dem zauberkundigen Noaiden, wenn seine Seele zur Unterwelt fährt. Die Kenai sehen nach Schiefner in einem Sterne des Großen Bären ihren Vater. Die Grönländer nennen den Großen Bären Renntier; das Siebengestirn ist ihnen ein Bär, den Hunde hetzen, die Zwillinge sind des Himmels Brustbeine, und im Orionsgürtel sind Seehundsjäger, die an den Himmel versetzt wurden, als sie sich von der Jagd nicht mehr heimfanden. Das Himmelsgewölbe ruht ihnen auf einem spitzen Berge im Norden, auf dem es sich dreht.

Vorzüglich durch die Betrachtung der Schöpfung führt auch hier der Weg zur Anerkennung eines höchsten Wesens. Die christlichen Missionare fanden bei den Grönländern auffallend bereitwilliges Entgegenkommen, welches mehrfach darauf zurückgeführt ward, daß letztere schon früher über die Ursache des Daseins der Welt nachgedacht hatten. Gab es unter ihnen, wie Cranz es schildert, Menschen, die gar nicht glaubten, daß sie eine Seele hätten, die nicht mit dem Tode aufhöre, so gab es dafür auch wieder andre, die ihr Denken darauf verwandten, über den letzten Gedanken vieler Angekoks hinauszudenken, daß der Mensch und die andern lebenden Wesen einen Schöpfer voraussetzten. Der Anschluß an den Weltmythus liegt vor allem in der Sage: Aus der Erde entstand ein Mann, dieser befruchtete einen Erdenkloß und schuf so das Weib. Und von diesem stammt das Menschengeschlecht. Und ferner in der Begründung der Unsterblichkeit: Es fand ein Streit unter den ersten Menschen (Schöpfern) statt, ob Nacht oder Tag oder die Menschen immer bestehen sollten. Die Auskunft war, Nacht und Tag immer wiederkehren, den Menschen aber dahingehen zu lassen. Oder einfacher: Das erste Weib sagte zu dem ersten Manne: Laß diese sterben, damit die Nachfolgenden Platz bekommen. Der erste Mann heißt bei den Grönländern Kallak und schuf das Weib aus seinem Daumen. Einige lassen seiner Erschaffung diejenige eines unvollkommnern Exemplares vorhergehen, das als „Nodluna" oder Weißer fortlebte. Oder die Weißen stammen von Hunden ab, die jung in einem Schuhe, der ihr Schiff bedeutet, ins Meer geworfen wurden. Als aber die Erde umstürzte und die Sintflut einbrach, schuf der einzige überlebende Mensch das Weib durch einen Schlag mit dem Stabe auf die Erde.

Ein höheres Wesen andrer Art haben wir offenbar in dem grönländischen Tongarssuk zu erkennen, welcher kurzweg als das höchste Wesen im Glauben der dortigen Eskimo angegeben zu werden pflegt. Da er aber besonders als der Vater der Angekok oder Zauberer bezeichnet wird, erkennt man leicht den Grund seiner überragenden Stellung und wird ihn als einen hervorragendern aus der Schar der Geister, vielleicht auch mit Rink als den obersten Küstengeist, betrachten. Sein großer Einfluß liegt darin, daß durch einen Bund mit ihm die Menschen Angekok werden können, indem er untergeordneten Machthabern der Natur befiehlt, ihnen zu dienen bei Ausführung der Unternehmungen, welche so häufig in Sagen gerühmt werden. Durch sie erhalten dann andre Menschen ihre Zauberworte, Amulette, kurzum alle höhere Hilfe, um ihre guten Wünsche hier im Leben erfüllt zu sehen. Rink hebt ganz besonders hervor, daß er selbst in der Sage fast gänzlich zurücktritt. Daß er kein Weltschöpfer sei, wird ausdrücklich hervorgehoben. Als guter Geist scheint er aber doch einem kosmogonischen Wesen, nämlich seiner Großmutter, entgegengesetzt zu werden, welche, in der Erde wohnend, über alle Seetiere gebietet. Auch Cranz konnte nicht erfahren, ob die weibliche Gottheit, deren Vater Disko von Grönland abriß und durch die See hundert Meilen weit fortschleppte, ihm Weib oder Tochter sei. Sein Name wird für Geist überhaupt gebraucht, wenn z. B. ein alter Mann zuerst aus einer Quelle trinken muß, aus der die übrigen noch nicht getrunken, und man dies damit erklärt, daß er den Tongarssuk aus dem Wasser entfernen müsse. Und außerdem

scheint er auf sich noch eine ganze Reihe von Eigenschaften, die sonst von andern Geistern ausgesagt werden, zu konzentrieren. Egede sagt zwar, die meisten Grönländer kennten diesen Geist bloß dem Namen nach; aber aus seinen Erkundigungen bei den Angekok geht doch hervor, daß diese vieles, wenn auch teilweise Widersprechendes von demselben auszusagen wußten. Einige legten ihm die Gestalt eines Bären bei, andre nannten ihn gestaltlos. Nach einigen ist er groß und einarmig, nach andern klein wie ein Finger. Bald wohnt er in einem Elysium auf der Erde, bald unterirdisch. Treffend ist jedenfalls die Klassifikation, welche Cranz ihm angedeihen läßt: „Sie flehen ihn an, wie andre Heiden ihren Jupiter, Pluton und dergleichen große Götter, die noch nicht der Rechte sein sollen, von welchem alles sein Wesen hat". Auch wünschen sie nach dem Tode zu ihm zu kommen und mit ihm seines Überflusses sich zu freuen. Dennoch erweisen sie ihm merkwürdigerweise weniger Ehre, bringen ihm weniger Opfer als allen geringern Geistern, weil sie glauben, daß er ohnehin gütig gesinnt sei.

Es ist sehr auffallend, daß dieser Tongarssuk nach Boas' Zeugnis schon bei den Eskimo von Baffinsland ganz unbekannt sein sollte, wogegen eine weibliche Göttin, Sedna genannt, hier deutlicher hervortritt, welche nicht ganz ohne Zusammenhang mit jener von Cranz als „Proserpina" bezeichneten Figur des grönländischen Jenseits ist. Halls Gewährsmänner schilderten diese Göttin als Schützerin aller Innuit, der die meisten Opfer und Gebete gelten; nach Boas aber ist Sedna die Tochter eines Eskimo, der einsam mit ihr am Strande lebte, bis ein Sturmvogel kam, mit dem sie fortzog. Aber ihr Vater folgte ihr in einiger Zeit nach und nahm sie wieder mit sich zurück. Als nun der Sturmvogel und seine Genossen sie verfolgten und Stürme hervorriefen, warf jener, um besser fliehen zu können, Sedna über Bord und schnitt ihr die Finger ab, mit denen sie sich am Rande des Kahnes festgeklammert hielt. Aus diesen Fingern wurden Seetiere und zwar aus den ersten Gliedern Wale, aus den zweiten Seehunde und aus den dritten Bartrobben. Der Sturm hatte sich gelegt, und der Vater nahm seine Tochter zu sich ins Boot, die aber seit der Verstümmelung glühenden Haß gegen ihn hegte. Ans Land gekommen, ließ sie von zwei Hunden Hände und Füße ihres schlafenden Vaters abfressen, der erwachend sich, seine Tochter und die Hunde verfluchte, worauf alle in die Erde sanken, wo seitdem Sedna Herrin im Lande Adlivun ist, dessen Zugang ihre Hunde bewachen. Dies ist die Unterwelt der Eskimo. Sedna findet vielleicht eine Genossin in der weiblichen Herrin Imlja, welche die Jenissei-Ostjaken über die Unterwelt setzen.

Sturm und Donner werden gefürchtet und daher verehrt. Krause erzählt von den Tschuktschen, daß während des Sturmes und Gewitters Renntier- und Walroßfleisch dem Donner als Opfergabe hingeworfen werden, „sonst tötet er einen Mann". Als Ursache eines Sturmes wurde einmal angegeben: „Wenn ein Mensch stirbt, gibt es viel Wind". Bei den Lappen ist der Gott des Sturmes Bieggagales, der „Sturmalte", der lappische Äolus, welcher mit einer Keule in seiner Linken den Sturm aus der Höhle treibt, während er mit einer Schaufel in seiner Rechten ihn wieder in die Höhle zwingt. Zu diesem Winde flehen die Renntierhirten namentlich auf den hohen Fjelden, wenn sie mit ihren Herden draußen sind; besonders zur Zeit, wo die Kälber geworfen werden, die im eisigen Winde leicht erfrieren, bevor die Renntiermutter sie trocken geleckt hat. Aber dieser Gott muß sie auch an ihren Feinden rächen, indem er ihnen gegen reichliche Opfer einen dreimal geknoteten Wind gibt, den sie dann auf den Gegner loslassen. Bei der Lösung des ersten Knotens erst ein leichter Wind, wächst er bei derjenigen des dritten zum Orkane. Bis nach Norddeutschland herein reicht daher die Sage von dem Winde, den man in Lappland kaufen kann. So meinte Egede bei den Eskimo, wie andre vor ihm bei den Indianern, den Herrn der Winde, Sillam Innua, als höchstes Wesen zu erkennen, und sie scheinen

sein Reich mit dem Totenreiche verschmolzen zu haben. Pauna, Sauna, Kauna und Anna, die Namen der vier Hauptwinde, hört man aus ihren Beschwörungen stets heraus.

Das Jenseits der Eskimo ist doppelt: Nach Adlivun, das in der Unterwelt, gehen die Bösen, in das gute Land Kudlivun kommen die Guten. In der Unterwelt herrscht eine Göttin, offenbar die Sedna der Baffins-Insulaner, die Gattin des Sturmvogels, die Tochter des Inseln zerreißenden großen Angekok der Grönländer, in deren Reich der Weg über ein schmales Rad, das glatt wie Eis, und über ein dünnes Seil führt, und vor dessen Eingange zwei beißende Seehunde oder ein nimmer schlafender Hund Wache halten. Es wird erzählt, daß ein Angekok mit seinem Schutzgeiste in ihr Haus hinabgestiegen sei, die Göttin habe geschäumt, vor Wut sich geschüttelt und versucht, mit dem Gestanke eines angezündeten Vogelflügels die Eindringlinge zu betäuben, die es aber dazu nicht kommen ließen, sondern gewisse Anhänge ihr herabrissen, deren Zauber die Seetiere zurückhalten, worauf diese an die Oberfläche kamen. Hier auch scheint es zu sein, wo die Raben die Seelen quälen, indem sie sich in deren Haaren festsetzen. In das gute Jenseits, dessen Herren bei den Grönländern Tongarssuk und seine Mutter sind, und das einige in den Himmel, andre vor die eben beschriebenen traurigen Gefilde versetzen, führt nach jenen der Weg über den Regenbogen, nach diesen klimmt die Seele fünf Tage lang einen rauhen Berg hinab, der von Blut trieft. Dann aber ist ihr Leben froh und heiter bei Ballspiel und glücklicher Jagd. Nur darf man sie nicht stören, solange sie auf dem Wege ist, denn sie könnte durch Beunruhigung geschädigt und vom „andern Tode" ereilt werden, den die Grönländer ungemein fürchten. Vielleicht hängt mit dieser Vorstellung die Annahme von „stillern Wohnungen" zusammen, von der Cranz vernahm, ohne sagen zu können, was Bestimmtes dabei gedacht werde. Im Himmel wird auch ein See angenommen, um den die Seelen stehen, und dessen Überlaufen auf der Erde Regen erzeugt. Einmal kenterte die Welt, der See lief aus, und es gab eine Sintflut. Eine andre Art der Läuterung der Welt ist diese: Wenn alle Menschen gestorben sind, wird die Welt zerschmettert, eine große Wasserflut reinigt die Erde, und ein Sturm bläst den gereinigten Staub zu schönerer Gestalt zusammen. Alles wird eben und schön. Auf die Menschen wird dann Pirksoma (grönländisch: der da droben) blasen, und sie werden leben.

Die Eskimo teilen ähnlich wie die Koloschen den Himmel in fünf Regionen ein, welche aufeinander liegen und zusammen eine Art Stufenleiter der Reinigung der Seele darstellen. Auf dem fünften oder höchsten existieren nach ihrer Meinung ganz reine Wesen, Lichtmenschen oder Lham-chua. Im vierten wohnen minder reine Wesen, die sich aber gleichwohl neuerdings reinigen und weiter aufsteigen können. Im dritten Himmel wohnen die Kachapah, in deren Namen Kacha das gleiche Wort ist, welches in Kachak einen höhern Schamanen und weisen Mann, auch Bewahrer der heiligen Überlieferungen bezeichnet. Man denkt sich dieselben als Vermittler, welche zwischen den Kachak, die noch auf der Erde sich befinden, und den Lham-chua im fünften Himmel Verbindungen unterhalten. Im zweiten, ebenso im ersten Himmel wohnen die mindest reinen Geister, und in dem letztern wohnen die Mittat oder Sternmenschen. Wir finden also auf diesen verschiedenen Himmeln in dem Maße, als wir uns erheben, successive Verwandlungen und Reinigungen; jedes Individuum, welches es auch sei, kann, wenn es ehrenhaft und ihren religiösen Gesetzen gemäß gelebt hat, infolge der verschiedenen Verwandlungen, ein Lham-chua werden. Die Art, wie diese fünf Himmel sich übereinander aufbauen, hängt eng mit den Anschauungen von Seelenwanderungen zusammen, welchen bis zur Vollendung auch oftmals die Fünfzahl zuerkannt wird. Fünfmal stirbt nach dem Aleutenglauben jeder Mensch und wird fünfmal geboren, und nur wenn er das Leben zum fünftenmal verlassen hat, verläßt er, sterbend, die Erde für immer, um zu einer andern Existenz unter die Mittat zu

gelangen, sei es in der Sonne oder im Monde oder im Nordlichte &c. Von einer Seele auf den drei ersten Stufen hieß es: sie ist nicht tot; auf der vierten: sie wird schlechter; auf der fünften: sie ist gänzlich tot.

Die Begräbnisarten der Hyperboreer bewegen sich innerhalb des Kreises, der vom Mittelpunkte jenes starken und, wie es scheint, jeden andern Aberglauben dominierenden Seelenglaubens aus gezogen ist. Ihre Gebräuche zeigen auch hier am meisten Anklang an die nordwestamerikanischen und polynesischen, erscheinen aber insofern vom Klima mit bedingt, als der gefrorne oder schnee- und eisbedeckte Boden selten die eigentliche Beerdigung gestattet. Bezeichnenderweise setzen, wie Castrén zuerst hervorhob, die uralischen Samojeden nur im Sommer in Gräbern, im Winter aber in Holzkasten über der Erde bei. Einzelne Gebräuche sind von weltweiter Verbreitung, so zunächst die Entfernung der Leiche aus dem Kreise der Zurückgebliebenen. Die Leiche wird vollständig entkleidet und aus dem Hause gebracht, aber nicht aus der als Thür dienenden Öffnung, sondern es wird ein neues Loch in die Seite des Hauses oder Zeltes gebrochen. Nun folgt eine Aussetzung von längerer oder kürzerer Dauer, die bestimmt wird durch die Annahme, daß die Seele innerhalb einer bestimmten Frist zurückkehren könnte. Bei den Tschuktschen wird der Tote auf den Schlitten gelegt, gebunden und dann eine gute Strecke von der Niederlassung, womöglich auf einen Berg gebracht, woselbst der Schlitten samt der Leiche gelassen wird. Nach einigen Tagen, wenn die Raben der Leiche die Augen ausgehackt haben, wird der Schlitten wieder zurückgeholt, „da dann der Gestorbene nicht sehen kann, wer dieses vornimmt", oder es wird der Leichnam der Verwesung und den Tieren überlassen, umgeben von seinen Geräten in einem ovalen Steinkreise. Die Tschuktschen von Taplan an der sibirischen Küste lassen die Leiche in der Nähe des Dorfes an einer langen Stange hängen, bis die Kleidungsstücke abgefallen sind, und bestatten sie dann auf dem Boden unter Steinen. Die Aleuten hängen den Sarg samt der Leiche im Freien auf, doch scheint bei ihnen auch Begräbnis in kauernder Stellung vorzukommen, und vor mehreren Jahrhunderten noch setzten sie in Höhlen wohlverhüllte Mumien mit reichen Mitgaben bei. Bedeckung des Antlitzes des Leichnames mit einer Maske führt Pinart von den Aleuten an, und auch Dall hat in Grabhöhlen des Katharina-Archipels zahlreiche Masken gefunden. Auf der Nunivak-Insel werden die Leichen mit Steinen bedeckt und ringsherum hölzerne Masken und während des Lebens gebrauchte Gegenstände angebracht. Steinbedeckung der Leichen ist auch im Bassinslande üblich, am Kotzebue-Sunde hingegen bedeckt man sie mit Treibholz, und weiter im Osten fand Beechey Eskimo-Leichen auf Gerüsten von Treibholz. Ähnlich begraben die Tungusen in einem auf Pfählen stehenden Holzgehäuse. Die Ostgrönländer pflegen dagegen ihre Toten gar nicht zu begraben, sondern dem Meere zu übergeben, während die Westgrönländer begraben und sogar nach Indianerart noch dem Sterbenden die Beine zu den Lenden aufbiegen, damit er kauernd beigesetzt werden könne. Es klingt an den fernen Süden, an polynesische, südamerikanische, bajakische Gebräuche an, wenn einige Tungusen-Stämme ihre Toten in kleine Boote (Wetka) legen; jeder Tunguse führt schon bei Lebzeiten ein solches Boot mit sich; dasselbe ist aus drei etwa 2 m langen, 35 cm breiten dünnen Brettchen genäht. Der im Boote liegende Tote wird nur mit einer Renntierhaut bedeckt. Nicht minder knüpft der Gebrauch der Seelenbilder, welche bei den Ob-Ostjaken gleich nach dem Tode angefertigt werden, um mehrere Jahre die Stelle eines Verstorbenen im Zelte und beim Speisen einzunehmen, an weitverbreitete Gebräuche an (s. z. B. S. 464, 699). Die außerordentliche Strenge, mit der die sonst so sparsamen Eskimo darauf bestehen, ein Zelt, in dem jemand gestorben, nie mehr zu betreten, sondern mit allem Inhalte, die Zeltstangen allein ausgenommen, verfallen zu lassen, mag auf der Erfahrung beruhen,

daß Krankheiten durch solche Dinge verbreitet werden, und sicherlich geschieht letzteres besonders leicht bei dem engen Zusammensein in den dumpfen Hütten oder kleinen Zelten. Um das Opfer nicht zu groß werden zu lassen, bauen die Eskimo ihren Sterbenden eigne kleine Hüttchen, wo sie dieselben bei lange dauernden Krankheiten sich selbst überlassen. Hall berichtet sogar einen Fall, wo ein Eskimo ein neues Weib als Ersatz desjenigen an seinen Herd führte, welches gleichzeitig todkrank in der kahlen Sterbehütte lag und von den Gaben Mildgesinnter lebte. In diesen Sterbehütten müssen die nächsten Blutsverwandten drei Tage lang weilen, ohne den Sterbenden zu verlassen. Alle übrigen Glieder des Stammes verrichten in dieser Zeit keine Arbeit, machen keine Reisen, jagen und fischen nicht. Gelegentlich wird in größern Zwischenräumen Nahrung am Grabe niedergelegt. Weiber zeigen ihre Trauer durch Vernachlässigung ihres Äußern, auch die Männer lassen, z. B. bei den Tungusen, ihre Haare wachsen und flechten keinen Zopf.

Mit Vorliebe wird das Begräbnis auf höher gelegenen Stellen veranstaltet. Cranz berichtet dies von den Grönländern, und Cook erzählt, daß die Eingebornen von Unalaschka ihre Toten auf den Gipfeln der Berge begraben und über dem Grabe einen kleinen Erdhügel aufschütten. „Als ich einmal spazieren ging, zeigte mir einer von den Insulanern, der mich begleitete, mehrere dergleichen Grabhügel. Einer lag am Wege von dem Hafen zum Dorfe, und auf demselben waren Steine aufgehäuft. Wir bemerkten, daß jeder Vorübergehende einen Stein hinzufügte. Dergleichen Steinhaufen, welche durch Kunst entstanden zu sein schienen, gibt es verschiedene, und einige mußten allem Anscheine nach sehr alt sein.“ Auch beliebte Gegenstände, wie Tabak, Jagdwaffen und dergleichen, werden auf das Grab gelegt. Von Grabmälern aus Renntiergeweihen spricht Billings. Wo Samojeden längere Zeit geweilt, sieht man Männer-, Weiber- und Kinderschlitten über die Tundra hin zerstreut; jeder deutet ein Grab an. Auch die Tschuktschen begraben oft auf denselben Hügeln, wo sie die Leiche ausgesetzt haben. Bei den Renntiertschuktschen werden vier Renntiere getötet und zu den vier Seiten des Grabes niedergelegt, während der Leichnam mit einem Felle bedeckt wird und auf dieses alle Jagdgeräte und eine Narte gelegt werden. Billings erzählt, daß auf der Stelle, wo eine Leiche verbrannt ward, Steine zusammengelegt werden, die den Körper des Verstorbenen nachahmen sollen; den obersten und größten derselben nennen sie den Kopf und salben ihn mit Mark und Fett bei jährlich wiederholten Besuchen. Auch Hunde-, Renntier-, Bären- oder Walroßschädel helfen das Grab verzieren, das übrigens nach kurzer Zeit so wenig Scheu mehr einflößt, daß Fußwege mitten durch diese Stein- und Schädelkreise hindurchführen. Am längsten scheut man sich vor der Berührung der dort niedergelegten Schädel.

Verbrennung der Leiche wird von den Renntiertschuktschen berichtet, kommt aber angeblich nur auf Wunsch des Verstorbenen vor. Billings schreibt sie dagegen dem ganzen Volke zu. Beim Verbrennen der Leiche achtet man auf den Rauch, welcher vom Scheiterhaufen aufsteigt; steigt er senkrecht in die Höhe, so heißt es, die Seele des Toten zieht zur Sonne; senkt sich der Rauch zur Erde nieder, wie es eben häufig der Fall ist, so bleibt die Seele auf der Erde und wandelt in irgend ein Haustier, Pferd, Renntier oder Hund. Es wird das als Strafe angesehen dafür, daß der Verstorbene bei Lebzeiten die Tiere quälte und beleidigte.

Der Ausspruch Klutschaks: „Bei den Eskimo wird der Aberglaube Lebensregel“, gilt für alle Hyperboreer, vor allem aber für die Jäger und Fischer unter denselben, welche ja mehr noch als ihre Genossen bei andern Völkern einem rauhen, gefahrenreichen Leben ausgesetzt sind. Bestimmte Zustände im menschlichen Leben sind vom Aberglauben geradezu eingehegt. Eine Schwangere darf nicht unter freiem Himmel essen, niemand darf aus

ihrem Wassergefäße trinken, noch einen Span an ihrer Lampe anzünden, über welcher auch sie selbst einige Zeit nicht kochen darf. Der Mann darf einige Wochen nach ihrer Niederkunft nichts arbeiten und überhaupt keine wichtige Handlung ausüben, damit das Kind nicht sterbe. Wohl aber muß er für sein Weib erst Fische und dann Fleisch erlegen, weil diese von fremder Hand Erlegtes nicht würde essen dürfen. Manche Gebräuche sind völlig rätselhaft. So werden bei einer Geburt alle Gegenstände, welche zum Jagen oder Fischen gebraucht werden, aus dem Hause getragen und sodann zwei große Blöcke Schnee aufeinander gelegt und in das äußere Haus gebracht. In den obern Block werden kleine Steine kreisförmig eingesteckt, und es bleibt der Schnee dort in einer Ecke liegen, bis er schmilzt. Von den Begräbnisgebräuchen haben wir bereits die wichtigsten mitgeteilt. Ungeheuer ist natürlich der Jagdaberglaube. Von jedem erlegten Tiere soll der Jäger etwas behalten, da er sonst sein Jagdglück verliert, seien es auch nur ein paar Haare. Am meisten Glück bringt die Aufbewahrung des Schädels, daher die Schädelstätten vor den Hütten der Eskimo, die auf Anhöhen der Tundra oder bei einsamen Felsblöcken aufgebauten Schädeltrophäen der Samojeden und Tungusen. Beim Walfischfange müssen die Lampen in der Hütte ausgelöscht sein. Dem Raben wirft man ein Stück von jeder Jagdbeute zu. Fuchszähne und Adlerklauen sind gute Talismane. Ein kleines Abbild eines Kajak mit Schiffer darin wird an den Kajak gehängt und schützt denselben vor dem Kentern.

Bei den Eskimo von König Williams-Land ist es Sitte, daß die gefangenen Fische nicht durch den gewöhnlichen Eingang in die Hütte gebracht werden dürfen, sondern durch eine eigens gemachte Öffnung sowohl hinein- als beim Beladen der Schlitten auch hinausgereicht werden müssen, damit sie nicht mit dem Seehundsthrane durch die gleiche Thür in die Hütte gelangen. Desgleichen darf an Ort und Stelle auch kein Fisch im gekochten Zustande, sondern bloß roh genossen werden, und erst, wenn man einen Tagemarsch weit von der Stelle ist, wo die Fische gefangen worden, ist es erlaubt, dieselben an dem Feuer der Thranlampen zu kochen. Eine andre eigentümliche Sitte ist die, daß ein erlegtes Renntier so zerlegt werden muß, daß dabei kein Knochen gebrochen wird. Der Eskimo besitzt daher in Hinsicht auf Renntiere auch einige anatomische Kenntnisse, und die Schnelligkeit, mit der er seine Beute zerlegt, würde unter geübten Metzgern ihresgleichen suchen. Das Mark der Fußknochen ist unter den Eingebornen ein äußerst beliebter Leckerbissen und hatte auch für Schwatkas Leute einen an Butter erinnernden Geschmack. Nun dürfen die Eskimo aber zu gewisser Zeit keine Knochen zerschlagen und wollten es anfangs auch nicht leiden, daß Klutschak es that. Er zerschlug jedoch die Knochen nun außerhalb der nächsten Umgebung des Zeltes; als die Eskimo dies gewahr wurden, ersuchten sie ihn, dasselbe auch für sie zu thun. Und so kam es auch noch bei vielen andern abergläubischen Sitten zu einem kleinen Kompromisse. Aber das Herkommen, das ihnen verbot, während der Jagdzeit neue Kleider zu machen, befolgten sie stets mit aller Standhaftigkeit. Die Cumberland-Eskimo, von welchen Abbes erzählt, daß sie sich im August einige Wochen im Hintergrunde des Kingawa-Fjords aufhalten, wo die Männer jagen, während die Frauen die Felle zubereiten und Winterkleider anfertigen, teilen offenbar diesen letztern Aberglauben nicht. In ausgedehntem Maße wird auch die Sitte der Namensänderung aus abergläubischen Motiven kultiviert. Selbst alte Leute nehmen in schwerer Krankheit einen neuen Namen an, um zu genesen. Einen der seltsamsten Gebräuche erwähnt Boas von den Cumberlandsund-Eskimo, welche Kranke als einen Hund Sednas (S. 770) weihen, worauf der Geweihte für Lebenszeit ein Hundegeschirr auf dem innern Pelzkleide trägt.

Die entsprechenden Glaubensartikel der Nordasiaten ruhen offenbar auf gleichem Grunde. Vom erlegten Renntiere kann der Schädel nur roh gegessen, nie gekocht werden. Die Ohren müssen sofort roh gegessen werden. Die Augen müssen über die Schultern rückwärts

geworfen werden. Weiber dürfen keine Wanderspur kreuzen und Jagdgeräte nicht berühren. Der Kopf des Moschustieres darf nie am Felle bleiben und ebensowenig das Fleisch des Zobels. Vor Schluß der Jagdzeit wird von vielen überhaupt nicht mit Tieren gehandelt. Manche Gebräuche dürften auf verdunkelten Totem-Überlieferungen beruhen, so wenn von den verschiedenen Stämmen der Samojeden die Chantaj Möwen verzehren, welche die Awam verschmähen, oder wenn die Assja den großen Eistaucher verabscheuen, der nach ihrer Meinung Menschen totschlägt, und andre ihm wieder nachstellen. Middendorf bildet einen Lärchenstock mit Menschengesicht und angehängtem blechernen Renntiere ab, dessen Benutzung als Stab einen steinleidenden Samojeden vor Schmerzen bewahren sollte, und ein ähnlich aus Lärchenholz geschnitztes Renntier, das er an einem Opferplatze am Taimyrflusse fand. Menschen- oder tierähnliche Naturspiele von Stein oder Holz sind sicher, verehrt und an einem als Mund gedachten Teile mit Opferblut beschmiert zu werden. Wenn wir lesen, der Orotschone verehre verschiedene Götter, die er an einem Baume nahe seiner Jurte neben einem Hasenfelle befestige, so haben wir an solche Fetische zu denken. Kupferne Hohlspiegel dienen bei den Tungusen, um Geister aufzufangen und orakelnd zu beschauen.

Voll Fetische hängen Haube und Kleid des Schamanen, besonders ein langer Riemen, der von jener hinten bis auf den Boden reicht. Bei Beschwörungen zieht er ein aus Fellen zusammengenähtes Gewand an, das mit Lappen, Riemchen und allerlei Tiergestalten ähnelnden Anhängseln geschmückt ist. Ihnen ist es vorbehalten, ohne sich zu schaden, schreckenerregende Dinge in die Hand zu nehmen, wie die Sagendichter den Hexen Mittel in Hände geben, wovor die meisten Abscheu hegen, als da sind: Teile toter Menschen, Spinnen und andres Gewürm, alles genommen und angewendet im geheimen oder zur Nachtzeit. Fremdartig klingt die von Middendorf gegebene Nachricht, ein Ufer-Jrvak habe seinen zu schwarzer Mumie vertrockneten Vater als Hausgötzen mit sich geführt. Indessen kommt ähnlicher Gebrauch auch anderwärts vor (s. S. 77, 706).

An fremde Einflüsse haben die religiösen Anschauungen der Hyperboreer häufig denken lassen. Schlefner sieht im Glauben der West-Eskimo den Rest eines heute verloren gegangenen Religionssystemes, das auf eine Reihe schon höherer Vorstellungen hinweist und vermuten läßt, daß das Volk, welches dasselbe angenommen, zu einem gewissen Grade von Zivilisation vorgeschritten gewesen sei. Er meint gegenüber den Vorstellungen der benachbarten Indianerstämme, besonders der Thlinkit, eine ausgesprochene Überlegenheit zu erkennen. Einen ähnlichen Gedanken Cranz' haben wir oben mitgeteilt und auf die polynesischen Anklänge bei Gelegenheit hingewiesen. Lange, ehe bei uns die Kunde von den Lappen der skandinavischen Halbinsel bestimmtere Formen annahm, konnten von Drontheim, einem der berühmtesten Ausstrahlungspunkte des Christentumes im Norden, christliche Ideen zu ihnen gelangt sein. Vielleicht gehört ihnen schon der Überhimmel, d. h. ein Reich jenseit der Luft und der Gestirne, an, in welchem Radsie-Atschtsche thront. So verehren die heidnischen Samojeden einen Gott, Mikola, welcher der heilige Nikolaus der Russen ist. Wenn wir hören, daß auch bei den christlichen Samojeden Gottesdienst nur ein einziges Mal im Jahre stattfindet, weil der Pope sehr entfernt wohnt und seine Herde über einen weiten Raum zerstreut ist, so werden wir begreifen, daß auch bei ihnen das Christentum keine tiefen Wurzeln schlägt. Bei den getauften Tungusen gibt es doch noch viele Weiber, welche die Rolle von Wahrsagerinnen oder Schamanen spielen, und die auch bei den Tschuktschen sehr beliebt in dieser Eigenschaft sind, und bei den Lamuten findet die christliche Einsegnung der Ehe erst einige Jahre nach der in alter heidnischer Weise durch Umwandeln des Zeltes und Austausch der Geschenke gefeierten Hochzeit statt.

Das Priestertum zeigt die bekannten Merkmale des Schamanismus. Den Glauben an Zauberer vor allem teilen alle Hyperboreer mit so vielen auf niedriger Entwickelungsstufe

stehenden Völkern. Sie wähnen, der Zauberer könne gutes und schlechtes Wetter machen, sei halb Mann, halb Weib, reiße mitunter sein Auge aus und esse es auf, steche sich das Messer in die Brust und lasse sich eine Kugel durch den Kopf schießen, ohne Schaden davon zu haben. Durch die Hyperboreer ist der bei den Finnen und Lappen nicht minder starke Zauberglaube in die Weltlitteratur eingeführt worden. Die „Kalewala“ ist das Epos jener Weisheit, die Natur und Geister durch Zaubermittel beherrscht und gleichzeitig „durch die finnische Mythologie geht und das Prinzip der Zauberkunst ausmacht“.

Der Angekok der Grönländer, der Schamane der Kamtschadalen ist die Kopie des Indianerzauberers, gleicht aber auch fast ebensosehr dem Regenzauberer der Kaffern oder dem Fetischeur der Westafrikaner. In Lönnrots Schilderung finnischer Zauberer: „Er benimmt sich wie ein Rasender, die Aussprache wird kraftvoll und heftig, der Mund schäumt, das Haar sträubt sich u. s. f.“, erkannte schon Castrén die Grundzüge des Schamanentumes der Neger und asiatischer Völker. Auch hier erwirbt sich der Zauberer durch langen Aufenthalt in der Einöde einen Geist, der ihn mächtig macht, und durch den er nun Kranke heilt, Träume deutet, andre Geister beschwört, bösen Zauber besiegt 2c. In krampfartige Zustände zu verfallen, ist bei schwierigen Zaubereien erforderlich. Es gibt Zauberer verschiedenen Grades, denen Aufgaben von verschiedener Größe zugewiesen werden. So braucht es bei den Baffinsland-Eskimo den mächtigsten Zauberer, um Sedna, die unholde Göttin der Unterwelt, zu verjagen, während alle übrigen zahlreichen bösen Geister recht wohl von gewöhnlichen Zauberern besiegt werden können. Große Zauberer nehmen Schüler an, besonders solche, die durch Neigung zu Krämpfen und dergleichen schon früh ihr Talent zu höherm Berufe zeigen, und vielfach sind diese schon an der Tracht kenntlich. Die ersten Beschwörungen seines Torngak, des Schutzgeistes, sind ebenso viele Prüfungen für den werdenden Zauberer, der erst großer Zauberer (bei den Eskimo Angekok Soglik) wird, wenn er seinen Körper verläßt, um vielleicht durch den Leib eines gespenstischen Eisbären oder Walrosses oder durch die Erde wandernd nach einiger Zeit zurückzukehren. Dies geschieht aber erst nach langer Zeit. Ist sein Leib dem Meere übergeben worden, so müssen erst seine Knochen alle ans Land gespült sein, die sich dann von neuem mit Fleisch umgeben werden. Der Hinterlassenschaft eines Zauberers von solchem Range wohnt Geisterkraft bei, und besonders seine Trommel wird heilig gehalten. Daß nicht bloß Gaukelei, die ja eine große Rolle besonders in den öffentlichen Vorstellungen dieser Zauberer spielt, sondern öfters auch einiges Wissen in Wirksamkeit gesetzt werde, haben selbst Leute, die, wie Cranz, gegen die Religion der Hyperboreer heftig eingenommen waren, zugegeben. Die gewöhnlichen Mittel, wie Anblasen, Anspucken, Aufheben des Kopfes, der mit einem Lederriemen umwunden wird, an einem Stocke, um zu finden, ob er schwer oder leicht, Aussaugen der Krankheit, Anstechen des Leibes, um den bösen Geist herauszulassen, dann Töten der Seelen entfernter Menschen durch Pfeilschüsse und andrer Zauber werden häufig von Personen geübt, die eine Stufe tiefer als die Angekok und Schamanen stehen, zu denen sie sich wie Pfuschzauberer zu Priestern verhalten. Öfters verschmelzen aber die beiden Funktionen in Eine. Zaubereien niedrigern Grades werden besonders oft von alten Weibern geübt. Wie bei andern Völkern, gibt es auch hier eine besondere Sprache der Priester, die eine Art Rotwelsch, gebildet durch abweichende Betonung der gewöhnlichen Sprache, bildliche Ausdrücke und ein paar kabbalistische Worte, darstellt.

Die Ansicht Rinks, daß die Sagen der Eskimo unzweideutige Überreste von Erinnerungen an den Aufenthalt der Vorfahren in andern Gegenden und ihre Berührung mit andern Volksstämmen, also Geschichte, seien, kann nicht bewiesen werden; dagegen dienen sie unzweideutig zur Einkleidung von Vorstellungen über das Walten einer höhern Hand

im Menschenleben und sind insofern Religion. Aber neben beiden Betrachtungsweisen ist man auch berechtigt, nur eine sinnbildliche Vorstellung der Naturkräfte darin zu sehen, und diese Seite tritt wohl am klarsten heraus. Aus einigen Proben, die wir nach Rink und Neumann anführen, ergibt sich wohl der überwiegend mythologische Charakter von selbst:

*

Ein Mann verlor während des Sommeraufenthaltes in einem Fjorde seinen erwachsenen Sohn und begrub ihn, dann reiste er fort, ohne die alte Sitte zu beobachten, den Verstorbenen fünf Tage lang zu betrauern. Ein paar alte verlassene Eheleute blieben zurück und sangen Zaubersprüche über dem Grabe. Der Tote, dadurch ins Leben zurückgerufen, wurde ihr Versorger und ging täglich für sie auf den Fang aus, aber nach einiger Zeit wurde er wortkarg und verschlossen. Da sagte der Pflegevater: „Mein Lieber, warum sprichst du nicht?“ worauf jener ihm offenbarte, daß er eine Braut unter den guten Küstengeistern habe und betrübt sei in dem Gedanken, ihn nun bald verlassen zu müssen, um zu den Unterirdischen zu ziehen. Aber der Pflegevater drang in ihn, daß er versuchen möge, für seine Pflegeeltern die Erlaubnis auszuwirken, ihm dahin folgen zu dürfen. Nach einiger Zeit kehrte der Sohn zurück mit dem Bescheide, daß es wohl angehen könne, worauf sie ihr Boot beluden und fortzogen. Der junge Mann sagte ihnen, daß der Eingang zu den unterirdischen Wohnungen unsichtbar sei, sie sollten nur ohne Bedenken gerade auf die Felswand losrudern, so würde diese sich von selbst öffnen, wenn sie aber innehielten mit Rudern oder zurückblickten, würde der Eingang sich ihnen für immer verschließen. Als sie nun die Stelle erreichten, welche er ihnen zeigte, ruderten sie rasch zu, schon öffnete sich der Felsen, und das Innere der schönen Wohnungen glänzte ihnen entgegen, da blickten sie sich um, und — die Wand schloß sich wieder, das Boot prallte gegen die Klippen und zerschlug sein Vorderteil. Da sagte der Pflegesohn: „Nun können wir nicht mehr beisammenbleiben, aber dort auf dem Absatze der Felswand müßt ihr euer Haus bauen, dort wird für euch gesorgt werden“. Er zog darauf zu den Küstengeistern, und diese versorgten fortan die Alten mit allen Lebensbedürfnissen.

*

Ein Mann reiste einst bloß aus Lust zu Abenteuern gegen Norden, bis er den Rand des festen Eises erreicht hatte; hier sah er kein Ufer mehr, um sein Zelt darauf aufzuschlagen, aber als Entschädigung dafür fing er so viele Weißfische (große Delphine), daß er den Boden seines Zeltes auf dem Eise mit Fellen belegte, an denen noch der Speck haftete, und jedesmal, wenn er weiter zog, ließ er sowohl Speck als Fleisch liegen, denn wo er hinkam, fand er genug Beute. Solcher Überfluß hat für den Grönländer mehr Anziehendes als der warme Sonnenschein und die Gebüsche des Südlandes. Darum reiste dieser Mann auch weiter, bis er an ein verlassenes Haus kam, dessen Balken aus den Hörnern des Narwales bestanden, denn es befand sich in demselben keine Spur von Holz; hier wurde es ihm erst bedenklich, und er kehrte um, seine Schlächterei unter den Weißfischen auf dem Heimwege fortsetzend.

*

Neumann hörte folgendes bei den Tschuktschen: „Zur Zeit, als die Beringsstraße noch nicht existierte, sondern die beiden Kontinente Asien und Amerika hier zusammenhingen, kam ein weißer Bär zu einem kühnen Jäger und forderte ihn zum Zweikampfe heraus. Der Tschuktsche willigte ein, und zum Orte des Zweikampfes wurde die Landenge erwählt, wo jetzt die Meerenge ist. Lange kämpften der Mensch und der Bär miteinander,

so gewaltig zerstampften sie die Erde, daß schließlich das Meer sich mit dem Meere vereinigen konnte. Jetzt wurde der Kampf ungleich, der Bär war im Wasser in seinem Elemente, der Mann begann zu sinken; doch mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte faßte er den Rücken des Bären, und der Bär mußte so, ohne es zu wollen, den Mann ans Ufer ziehen."

*

Eine andre Sage der Tschuktschen lautet: „In alter Zeit hatte ein reicher Tschuktsche eine sehr schöne Tochter, welche einem reichen, aber alten Manne zur Frau bestimmt war, während das Mädchen einen armen Jüngling liebte. Als der Tag gekommen war, an welchem der reiche alte Mann seine Braut holen sollte, lief das Mädchen an das steile Meeresufer, flehte das Meer an, es zum Geliebten zu tragen, und stürzte sich vom Felsen. Den großen Geist des Meeres dauerte das Mädchen, er verlieh ihr den Hinterleib eines Walrosses, so daß sie zur Insel Imaglin hinüberschwimmen konnte. Hier traf sie ihren Geliebten. Aber der mächtige Geist der Sonne strafte das arme Kind für den Ungehorsam gegen den Vater und für ihre Flucht; sie behielt zeitlebens den Leib eines Walrosses; ihre Nachkommenschaft gleicht der Mutter, sie lebt bis zur Stunde in dem Meere bei jener Insel." Diese letztere Sage klingt wie ein verstümmeltes Stück der von Boas erzählten Sednasage der Baffinsländer.

Man versteht das religiöse Leben dieser Völker, wenn man den Zug von Innigkeit und selbst Schwärmerei betrachtet, der sie auch das Christentum rasch aufnehmen und tief einpflanzen ließ. Die Lappen gelten für vortreffliche Christen. Auch die Aleuten und Kamtschadalen werden von den Missionaren ob ihres religiösen Sinnes gerühmt. Die Missionsgeschichte Grönlands aber erzählt von Erleuchtungen und Erweckungen, welche Zeugnis ablegen von der starken religiösen Anlage in den Eskimo. Visionäre Zustände bei Männern wie Weibern wurden mehr als einmal Ausgangspunkte eigentümlicher Sektenbildungen. Ein visionäres Eskimoweib erlangte 1790 einen solchen Einfluß, daß ein Wort von ihr genügte, um von ihr bezeichnete Leute von der Menge töten zu lassen. Ihr Mann, mit Namen Habakuk, war ihr ganz ergeben. Sie legte ihm den Namen „Jesus" bei, und er wurde das eigentliche Haupt der neuen Sekte, welche sich am Kangerdlugsuatsiak-Fjorde niederließ und sich vollständig von der Mission trennte. Am bezeichnendsten für den Boden dieser Bewegung ist aber die Art, wie das Heidentum sehr bald durchdrang und die dünnen christlichen Hüllen fast abstreifte. Einem Weibe, das man für eine Hexe hielt, zerschlug man die Hände mit Steinen und warf es dann ins Meer, was es sich auch ruhig gefallen ließ. 1854 kam auch in der mährischen Station Friedrichsthal eine ähnliche Erweckung vor. Ein christlicher Eskimo hatte nach seiner Ansicht Visionen und verkehrte mit dem Erlöser. Er nahm den Namen Gabriel an und erlangte immer größern Einfluß. Nur wenige Grönländer blieben den Missionaren treu, welche fast völlig beseitigt schienen, während Gabriel Ehen einsegnete, andre kirchliche Dinge besorgte und seine Sendboten in ihren Kajaks ausschickte, um Proselyten zu werben. Bald bemächtigte sich ein fieberhafter Zustand der ganzen Bevölkerung, und viele Leute behaupteten, Erweckungen zu haben. Einzelne verwundeten sich selbst und forderten andre auf, das Blut zu kosten, damit sie wüßten, wie süß des Heilandes Blut sei. In Erinnerung an die ursprüngliche Seelenlehre der Eskimo hauchte Gabriel seinen Anhängern in den Mund, um ihnen den „Geist" einzuflößen. Auch ein großes Projekt tauchte auf: die ganze Schar wollte nach der Ostküste auswandern, um die dort angesessenen Heiden zu bekehren und daselbst eine Kolonie zu gründen.

# Register.

Die Namen der Reisenden und Forscher sind am Schlusse des Verzeichnisses alphabetisch aufgeführt.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.
(Holzfreies Papier.)

43. Lieferung (Völkerkunde II, Heft 1). Preis: 1 Mark.



# Allgemeine
# Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden, mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. **über 120 Aquarelltafeln.**

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

**Inhalt:** Textbogen 1—3; Aquarelltafel „Eine Australierfamilie von Neusüdwales“.

# Allgemeine Naturkunde.



In 180 Liefer. oder 9 Bänden, mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. über 120 Aquarelltafeln.

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

Inhalt: Textbogen 4—6; Aquarelltafel „Muster polynesischer Tapa"

45. Lieferung (Völkerkunde II, Heft 3). Preis: 1 Mark.



# Allgemeine Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden, mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. über 120 Aquarelltafeln.

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.
Verlag des Bibliographischen Instituts.

Inhalt: Textbogen 7—9; Aquarelltafel „Polynesische Waffen und Schmucke", mit Deckblatt.

46. Lieferung (Völkerkunde II, Heft 4). Preis: 1 Mark.



# Allgemeine Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden, mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. über 120 Aquarelltafeln.

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.
Verlag des Bibliographischen Instituts.

Inhalt: Textbogen 10—12; „Völkerkarte von Ozeanien und Australasien".

In der **Prämien-Ausgabe** der **Bibliothek ausländischer Klassiker** für die Subskribenten unsrer Verlagswerke erschien soeben:

# Puschkins Dichtungen.

Aus dem Russischen

von

**Ferdinand Löwe.**

**Elegant in Ganzleinen gebunden. Preis 1 Mark.**

Eine Auswahl der Dichtungen des größten Nationaldichters Rußlands darf gewiß in einer „Bibliothek ausländischer Klassiker“ nicht fehlen. Wir bringen nach einer litterarhistorischen Einleitung das historische Drama „Boris Godunof“, „Die Russalka“ und „Das Märchen vom Fischer und den Fischlein“, Schöpfungen, die Puschkins Genialität voll erkennen lassen.

Erschienen sind in der Bibliothek bereits:

**Defoe**, Robinson Crusoe, von K. Altmüller.
**Molière**, Charakter-Komödien, von Ad. Laun.
**Camoëns**, Die Lusiaden, von Karl Eitner.
**Björnson**, Bauern-Novellen, von E. Lobedanz.
**Äschylos**, Dramen, von A. Oldenberg.
**Morgenländische Anthologie**, von E. Meier.
**Cid**, Romanzen, von Karl Eitner.
**Mérimée**, Ausgewählte Novellen, von Ad. Laun.
**Homers Odyssee**, von F. W. Ehrenthal.
**Sand, George**, Ländliche Erzählungen, von Aug. Cornelius.
**Shelley**, Dichtungen, von Adolf Strodtmann.
**La Bruyère**, Die Charaktere, von Karl Eitner.
**Racine**, Tragödien, von Adolf Laun.
**Burns**, Lieder und Balladen, von Karl Bartsch.
**Leopardi**, Gedichte, von R. Hamerling.
**Rousseau**, Bekenntnisse, von Levin Schücking. 2 Bände.
**Sterne**, Empfindsame Reise, von Karl Eitner.

**= Preis eines jeden Bandes in Ganzleinen gebunden 1 Mark. =**

☞ Bei Bestellungen ist stets anzugeben: **Gebundene Prämien-Ausgabe des Bibliographischen Instituts.**

47. Lieferung (Völkerkunde II, Heft 5). Preis: 1 Mark.



# Allgemeine Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden, mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. über 120 Aquarelltafeln.

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

**Inhalt:** Textbogen 13—15; Aquarelltafel „Pfahldorf Sowek an der Nordküste von Neuguinea".

# Allgemeine Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden, mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. über 120 Aquarelltafeln.

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.
Verlag des Bibliographischen Instituts.

**Inhalt:** Textbogen 16—18; Aquarelltafel „Melanesische und mikronesische Waffen und Geräte" (mit Deckblatt).

49. Lieferung (Völkerkunde II, Heft 7). Preis: 1 Mark.



# Allgemeine Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden, mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. über 120 Aquarelltafeln.

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

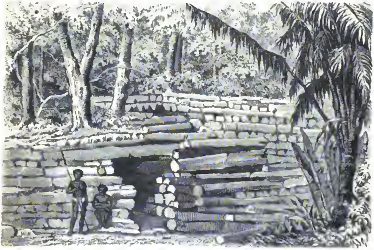
Leipzig 1886.
Verlag des Bibliographischen Instituts.

Inhalt: Textbogen 19–21; Aquarelltafel „Malayische Gewebe und Waffen" (mit Deckblatt).

50. Lieferung (Völkerkunde II, Heft 8). Preis: 1 Mark.



# Allgemeine Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. über 120 Aquarelltafeln.

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.
Verlag des Bibliographischen Instituts.

Inhalt: Textbogen 22–24; Aquarelltafel „Igorroten-Rancherie Bando auf Luzon (Philippinen)".

51. Lieferung (Völkerkunde II, Heft 9). Preis: 1 Mark.



# Allgemeine Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. über 120 Aquarelltafeln.

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.

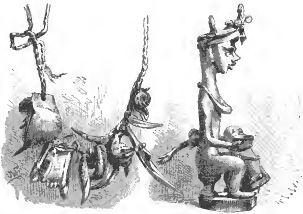
Verlag des Bibliographischen Instituts.

Inhalt: Textbogen 25–27; Aquarelltafel „Ostbrasilianische Indianerfamilie".

52. Lieferung (Völkerkunde II, Heft 10). **Preis: 1 Mark.**



# Allgemeine Naturkunde.



In 180 Liefer. oder 9 Bänden, mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. **über 120 Aquarelltafeln.**

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

**Leipzig 1886.**

Verlag des Bibliographischen Instituts.

**Inhalt:** Textbogen 28—30; Aquarelltafel „Sioux beim Kriegstanz“.

# Allgemeine
# Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden, mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. über 120 Aquarelltafeln.

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.
Verlag des Bibliographischen Instituts.

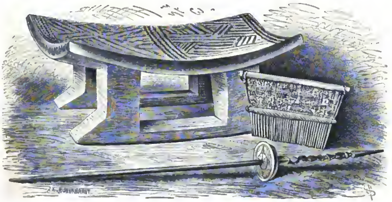
Inhalt: Textbogen 31–33; Aquarelltafel „Indianische Waffen und Geräte" (mit Deckblatt).

54. Lieferung (Völkerkunde II, Heft 12). Preis: 1 Mark.



# Allgemeine

# Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. über 120 Aquarelltafeln.

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

Inhalt: Textbogen 34–36; „Völker- und Kulturkarte von Amerika“.

56. Lieferung (Völkerkunde II, Heft 14). Preis: 1 Mark.



# Allgemeine

# Naturkunde.





In 130 Liefer. oder 9 Bänden mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. **über 120 Aquarelltafeln.**

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.
Verlag des Bibliographischen Instituts.

**Inhalt:** Textbogen 40—42; Aquarelltafel „Orang-Utan" (zu „Der Mensch" II).

# Notiz für den Buchbinder!

Die dieser und den nächstfolgenden Lieferungen 57, 58 und 59 beigegebenen Tafeln:

**Orang-Utan,**
**Karte der mittlern Körpergröße der 20jährigen Italiener,**
**Die Verteilung der Menschenrassen,**
**Sprachenkarte,**

sind abzunehmen und für den nächstfolgenden Band „Der Mensch II" aufzubewahren. Verloren gegangene Exemplare werden nur gegen Berechnung nachgeliefert.

**Bibliographisches Institut.**

# Allgemeine
# Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden, mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. über 120 Aquarelltafeln.

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

Inhalt: Textbogen 43—45; Beilage „Karte der mittlern Körpergröße der 20jährigen Italiener" (zu „Der Mensch" II).

58. Lieferung (Völkerkunde II, Heft 16). Preis: 1 Mark.



# Allgemeine Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. **über 120 Aquarelltafeln.**

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.
Verlag des Bibliographischen Instituts.

**Inhalt:** Textbogen 46—48; Karte „Die Verteilung der Menschenrassen“ (zu „Der Mensch“ II).

59. Lieferung (Völkerkunde II, Heft 17). Preis: 1 Mark.



# Allgemeine Naturkunde.



In 130 Liefer. oder 9 Bänden, mit circa 3500 Textillustr., 20 Karten u. über 120 Aquarelltafeln.

## Völkerkunde

von

Professor Dr. Friedrich Ratzel.

Leipzig 1886.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

Inhalt: Textbogen 49–51, I (5/8); Beilage: „Sprachenkarte" (zu „Der Mensch" II).